





3
Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Siebenunddreißigster Band.

4118

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerei.

8114

G e l e h r t e A n z e i g e n .

July bis Dezember.

1 8 5 3 .

M ü n c h e n ,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Juli.

Nro. I.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae, edidit Theodorus Mommsen. Lipsiae 1852, fol., pp. XXIV, 487 et 40 mit 2 Landkarten.

Zweiter Artikel.

Die übrigen Inschriften von Venafrum enthalten viel Wichtiges hinsichtlich der Provinzial-, wie der Municipalalterthümer. Neu ist der Titel GRAPHUS (4618), nach Borghesi gleichbedeutend mit dem Amte ab epistulis Graecis, und immerhin bemerkenswerth der *duumvir urbis moeniundae* (4627), der zuvor in der Legio II Sabina diente, die mit der Sorana, Urbana, Mutinensis zu vergleichen ist. Nr. 4620 hat Garrucci jetzt nach eigener Lesung im neuen Bull. Nap. I, n. 7 p. 51 herausgegeben. Ich setze seinen Text her, wenn auch hier und da noch einzelne Zweifel bleiben mögen. Namentlich verstehe ich das V. I., das nicht zweymal vorkommt, und doch schwerlich *vir illustrissimus* ist.

MAECI . FELICIS . V . I
AEQVITATE . MAGNIFICO
BENEVOLENTIA . COLENDO
ABSTINENTIA . CONTINENTIAQ
MIRANDO . VIRTUTE . CONS
TANTIAQVE . CONSPICVO
MAECIO . FELICI . V . I
CIVITATIS . VENAFRANAE . DE
FENSORI . ORDINIS . POSSES
RI . POPVLIQUE . RECTORI
PROVINCIAE . SAMNITIVM
INIVTIVAE . VICIS . MERITO
OB . INSIGNIA . EIVS . IN . REM

PUBLICAM . BENE . GESTA . ET
OB . RECORDATIONEM . OMNIUM
BENEFICIORVM . QVAE . A . MA
IORIBVS . EIVS . CIVITATI . SVNT
SI PRAESTITA . ORDO . SPLENDIDIS (sic) ?
MVS . ET . VNIVERSVS . POPVLOS (sic)
VRBIS . VENAFRANAE . CONSTI
TVT . PATRONO

Noch gedenke ich der Inschrift Nr. 4636, wichtig wegen des *idiologus ad Aegyptum*, welches Amt Strabo XVII, p. 797 nach der gewöhnlichen Lesart *ιδιος λόγος* nennt, wo Kramer richtig *ιδιόλογος* verbesserte, was er jedoch weniger richtig als eine Uebersetzung des *procurator Caesaris vel rationalis* ansah, da vielmehr unsere Inschrift zeigt, daß es officieller Titel war. In derselben Inschrift ist die *cohors Ubiorum equitum et peditum* anzuführen, was nur ein anderer Ausdruck für *equitata* seyn dürfte. Der *praefectus levis armaturae* ist auch sonst bekannt (4628), nicht aber, so viel ich weiß, was Nr. 4641 lehrt, daß, wie der erste *Centurio* der Legion *primus pilus* hieß, so der erste *Centurio* der Prätorianer *primus ordo* genannt wurde.

Um Allisae (4741 — 4830; 756* — 762*) hat sich im vorigen Jahrhunderte der verhältnißmäßig genaue *Trutta* Verdienste erworben. Bekannt sind die Inschriften des *Jabius Maximus*, *reector provinciae*, d. h. *Samnii*, nebst mehreren anderen auf vornehme Personen bezüglichen. Wichtig für das *Alimentarwesen* ist Nr. 4771, insofern der Ausdruck *SACra Pecunia ALIMentaria* bestätigt, daß die ganze *Stiftung* kaiserlich war. Eigenthümlich sind die *Quästores* der *Augustalen*, die nur hier vorkommen. — Die meisten der Inschriften von Te-

Ilesia (4831 — 4915) wurden vom Vf. im Garten der Familie Pacelli abgeschrieben, während mehrere andere im bischöflichen Palaste, im Museum zu Neapel und anderswo erhalten sind. Auch hier sind die praetores dumviri oberster Magistrat, und dadurch bestätigt es sich, daß die Inschrift 4869 in der That nicht nach Puteoli, sondern hierher gehört, was ich besonders für etwaige deutsche Leser der Schriften Gervasio's erwähne, der sie noch in seiner Abhandlung über die Lucceji für Puteoli in Anspruch nimmt (p. 10). Neu ist unter Anderm in Nr. 4851 die Vereinigung des Commandos einer Ma mit demjenigen einer Legion; interessant in 4877 die Erwähnung der ferae Africanæ bey den Gladiatorenspielen des Fabius Severus, nicht zu gedenken der zahlreichen Inschriften mit Municipalbeamten, Augustalen, Priestern u. s. w. Untergehoben sind nur vier Inschriften (763* — 766*).

Saepinum (4916 — 4982) ist namentlich bekannt durch das Rescript der Praefecti Praetorio Bassäus Rufus und Macrinus Bindex zum Schutze der wandernden Schafheerden, das noch jetzt an dem nach Bovianum führenden Thore vorhanden ist, dessen kleine Schrift jedoch zusammen mit dem es bedeckenden Schmutze bey seiner hohen und unbequemen Position dem Vf. unmöglich machte, es zu collationiren. Indes gelang es ihm doch den Schluß einzelner Zeilen zu erkennen und mit deren Hülfe die Versabtheilung einiger Maßen herzustellen. Uebrigens ist der Name des Collegens des Bassäus Rufus MACRINIVS (vielleicht MACRINVS) zu schreiben. Ihre Amtsführung fällt bekanntlich unter M. Aurel's Regierung (vgl. Dr. 3574). Macrinus Bindex fiel in einer Schlacht des Markomannischen Krieges (Dio 71, 3); Borghesi (Memorie dell' Inst. p. 39) hat wahrscheinlich gemacht, daß er vor seiner Beförderung zum Präfecten der Prätorianer Präfect von Aegypten gewesen. — Die Săpinatischen Inschriften sind durch Mommsen's Bemühungen, die durch einzelne Einwohner eifrig unterstützt wurden, ansehnlich und um sehr wichtige Documente vermehrt worden. Namentlich rechne ich dahin die Inschriften des Geschlechts der Neratier, denen Borghesi in den Annalen des Instituts für 1852 eine ausführliche Abhandlung gewidmet hat;

einzelne waren früher von Guarini herausgegeben. Falsche Steine gibt es hier so wenig, wie von Bovianum Undecimanorum (4985 — 5005), von dessen 23 Steinen M. 20 selbst sah, und einen anderen durch Caraba erhielt, so daß nur zwey nicht durch neue Lesung feststehen. Unter jenen 20, die noch dazu meistens für neu gelten können, da sie nur in Municipalgeschichten mehr oder weniger schlecht edirt sind, befinden sich überdieß sehr merkwürdige Stücke; so der Stein des Jupiters Zenius (4985); ein Denkmal des Vespasian, geweiht durch einen Krieger der 11. Legion, deren Deduction dem Orte seinen Namen gab (4987); ein anderes des Clodius Octavianus, der als Consul Pannoniarum secundae post praesides primus bezeichnet wird (4988), eine Notiz, die näherer Beachtung werth seyn möchte; das des Q. Aruntius, der nach vielen andern Titeln fanitalis genannt wird (4990). — Sehr zahlreich ist Nesernia (5006 — 5136; falsch 767* — 770*) vertreten, dessen Steine theils noch selbst vorhanden; theils durch einheimische handschriftliche Sammlungen aufbewahrt und kurz vor der Herausgabe des Mommsen'schen Werkes von Garrucci, Storia d'Isernia und Antiche iscrizioni d'Isernia publicirt worden sind. — Aufidena (5137 — 5153) setzt M. nicht nach Alfidena, sondern nach Castel di Sangro, in dessen Nähe nach Nr. 5151 ein Samnitisches Trebula gelegen haben muß; Bovianum vetus (5154 — 5161) nach Pietrabbondante; gewissen Ruinen bey S. Maria del Palazzo legt er den Namen Juvanum bey, einer Stadt, die nur im liber coloniarum, p. 260 ed. Lachm., und in einer Militärschrift Mar. Arv. p. 326; cf. 328 — Kellerm. Big. 101^a, 3, 28 vorkommt. Die Inschrift Nr. 5188, die einen ordo IVVAVIENSIVM nennt, corrigirt er dem gemäß. Ich übergehe die übrigen dort gefundenen Inschriften, wie auch die von Tereventum (5162 — 5184); Teanum Apulum (5191 — 5202), das nach 5191 dem Rector von Samnium gehorchte; Larinum (5203 — 5237), dessen Steine meist noch vorhanden sind und vom Vf. gesehen wurden. Reich ist Histonium (5238 — 5288), besonders bekannt durch den großen Sarkophag des Paquius Scaeva und seiner Gemahlin, dagegen aber auch durch Fälscher nicht wenig heim-

gesucht (778* — 787*), unter denen Pollidoro oben ansteht, welcher aber vorzüglich für Anxanum Inschriften fälschte, die in neuerer Zeit durch Uomobuono delle Bucache und Giorgi vermehrt wurden; bey welchem letzteren viele derselben auf Stein und Ziegeln aufbewahrt sind (788* — 812*). Derselbe Pollidoro versah Artona mit Monumenten, deren es dort keine echte gibt (813* — 818*). Von den Inschriften von Arxanum (5289 — 5304) ist namentlich Nr. 5293 durch die Erwähnung der Stadt Cluviae bemerkenswerth. Der sechste Abschnitt schließt mit Teate Marrucinatorum (5305 — 5327; 819* — 828*).

Die Provinz Valeria (5328 — 6103; 829* — 899*), deren Umfang in Ermanglung inschriftlicher Documente vom Wf. nach dem liber coloniarum und dem Paulus Diaconus bestimmt wird, beginnt mit Interpromium (5328 — 5349), dessen Inschriften, obwohl nur einem Pagus angehörend und deshalb eigentlich mit einer benachbarten Stadt zu verbinden, doch wegen der Wichtigkeit desselben und ihrer eignen Anzahl und Bedeutung getrennt zusammengestellt werden. Ich erwähne hier namentlich den Praefectus Raetis Vindolicis vallis Poeninae et levis armaturae, der auch Praefectus Germanici Caesaris quinquennialicii iuris war (5330). Es mag hier sofort bemerkt werden, daß die von M. aus der Zahl der Pälignischen Inschriften verwiesene Nr. 834* von Herrn de Rossi in den Vaticanischen Scheden Giovenazzi's aufgefunden ist, nach denen sie sich befindet in fronte ecclesiae S. Joannis Baptistae extra oppidum Galliani ad occasum, alta palm. $2\frac{1}{4}$, lat. p. 4. — Corfinium (5350 — 5432) hat, Früherer nicht zu gedenken, an Phöbonius und Antinori zuverlässige Sammler gefunden, während Lupoli auch hier mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Mehrere Steine wurden vom Wf. zu Popoli im Garten des herzoglichen Palastes abgeschrieben, andere in der Gegend der alten Stadt selbst und zu Sulmo. Hervorzuheben ist außer den Inschriften des Ser. Cornelius Dolabella Metilianus (5358, 5359) namentlich das große Monument (5360), das für Lupoli zu seiner Schrift in mutilam veterem inscriptionem Corfiniensem commentarius Veranlassung ward, bezüglich auf ein

Bermächtniß, aus dem die so häufig vorkommenden Vertheilungen gemacht werden sollen. Mit Beobachtung einer gewissen Etikette werden unterschieden decuriones discumbentes, seviri Augustales vescentes, plebs universa epulantes (sic). Der nicht uninteressante Stein des Pelzstiefelfabrikanten Gavius (5423) war bereits vom Wf. in Gerhard's Archäol. Ztg. IV, p. 357 herausgegeben. — Sulmo (5433 — 5469) und Superaequum (5470 — 5480) mit dem Steine des Vibius Severus, der der dea Pelina gedenkt, bey Seite lassend, wenden wir uns zum Marserlande, für welches Phöbonius eine Hauptquelle ist, deren Zuverlässigkeit M. gegen Hagenbuch's Angriffe in Schutz nimmt, obwohl zugehend, daß das nach seinem Tode herausgegebene Werk an Genauigkeit den durch L. Holstenius an Gubius übergegangenen Scheden sehr nachsteht. Auf ihn folgt Corsignani, der ihn nicht bloß ausschrieb und interpolirte, sondern auch selbst neue Denkmäler unterschoß. Mommsen selbst besuchte diese Gegenden nicht, aber die Scheden Antinori's, andere, die er als Avezzanenses bezeichnet, die von Brocchi gesammelten und von Borghesi ihm mitgetheilten Inschriften nebst anderen, die Kellermann von Bunsen, Ambrosch, Kramer erhalten, füllen ziemlich diese Lücke aus. Hieher gehört Marruvium (S. Benedetto bey Pescina) (5481 — 5561), das heutige Trasacco, dessen Namen noch zu entdecken bleibt (5562 — 5591); Antinum mit dem heutigen Luco (5592 — 5609); dann folgt Alba Fuentis mit Umgegend (5610 — 5683), und Carsioli (5684 — 5702). Als Fälscher tritt neben Corsignani Martelli schon in diesen Gegenden auf, obgleich derselbe besonders die Aequiculi und Cliternia ausgestattet hat (861* — 881*); seine richtige Beurtheilung nach Borghesi's Vorgange verdanken wir gleichfalls dem Wf. Nach den Inschriften der Aequiculi (5703 — 5727), bey denen Trebula Mutresca nicht mehr hieher gehört, und Cliternia mit Interocrium (5728 — 5749) behandelt M. die an Monumenten reiche Vallis Aternina, deren geographische und bürgerliche Verhältnisse eigenthümliche Schwierigkeiten haben. Nach M. bildete jenes Gebiet drey Präfecturen, die Amiternische, Avejatische und Peluvinatische, deren nähere Begrenzung man bey dem Wf. selbst nachse-

hen möge. Für diese Gegenden wurden ihm namentlich die noch in Aquila aufbewahrten Scheden Antinori's wichtig. Neuerdings hat Herr de Rossi, wie bemerkt, in der Vaticana die Papiere Giovenazzi's aufgefunden, die viel Gutes enthalten sollen, dessen Veröffentlichung sehr zu wünschen wäre. Umstände machten dem Wf. eine gründliche Durchforschung jenes Districts unmöglich, so daß auch in dieser Hinsicht Einiges nachzuholen seyn dürfte. — Unter den Inschriften von Amiternum (5750 — 5937), denen sich diejenigen des Aquilaner-Gebiets anschließen, deren Fundort sich nicht genauer angeben läßt (5938 — 5982), nimmt den ersten Rang das Calendarium Amiterninum ein, das von M. collocationirt, hier mit mehreren Verbesserungen erscheint, die derselbe schon in Gerhard's Arch. Ztg., N. F. I, p. 107 bekannt gemacht hatte; seine dortigen Supplemente nimmt er als unhaltbar zurück. Amiternum wird praefectura genannt in den Arn. 5755. 5781. Als Magistrate finden wir Decoviri (5755. 5782. 5785. 5790), und den Augustalen stehen IIIviri vor (5791. 5793 — 5797). Wie mir de Rossi aus Giovenazzi's Scheden mittheilt, sind Nr. 5938 und 5947 Fragmente desselben Steines, zu denen noch ein drittes kommt, welches dessen erste drey Zeilen so herstellt:

IVVENES . FIFICVLANI . IERCVLIS
CVLTORES . SEX . AIADIVS . AGATHIEME
rns IVENTVTIcet

Aveja (5983 — 6010) heißt ebenfalls Praefectura (5989). An ihr Gebiet schließt sich Peltuinum Vestinorum (6011 — 6103), gleichfalls praefectura genannt (6034), merkwürdig durch die höchste Magistratur der Aedilen, auf die dem gemäß auch die Quinquennalität übertragen wurde (ibid.). Zu ihr rechnet M. den Vieus Turfo, berühmt durch das alterthümliche Document über die Weihung eines Tempels des Suppiter Liber, das von ihm in Aquila gesehen und dem Charakter der Buchstaben nach für eine Wiederholung aus Augusteischer Zeit erklärt wurde (6011), bey deren Anfertigung das alte, vielleicht verlesene Original ungenau und unverständlich copirt sey. Bekannt ist die schöne metrische Silvanus-Inschrift (6016) des Athenio vom

S. 156. Eine Reihe von Militär- und Municipal-Inschriften (u. a. die des Pausculanus, der bey seinen Gladiatorenspielen vier Verbrecher in die Arena führte, 6036), müssen der nothwendigen Kürze wegen übergangen werden. Falsche Inschriften gibt es nur von Amiternum und der nächsten Umgegend, wo wir neben Egorio auch Martelli wieder finden (882* — 899*).

Von Picenum Suburbicarium gehören hieher Aternum (6104 — 6107), Pinna Vestinorum (6108 — 6125), Hadria (6126 — 6144), Interamna Praetuttianorum mit Castrum novum (6145 — 6220), und Truentum (6221 — 6232), größten Theils vom Wf. selbst besucht, der jedoch das Museo Delfico in Teramo nicht sehen konnte. Für Hadria kamen ihm die Scheden Sorricchio's zu Hülfe, während er nur einen einzigen Stein noch vorhanden fand; für Teramo auffer den bekannteren Werken Delfico's und Palma's die Sammlungen Vallia's. In Interamna finden wir die Amiterninischen Decovirn wieder (6150), und auffallender Weise heißt die Stadt zugleich municipium und colonia in dem archaischen Steine Nr. 6149, dessen Erklärung ich anderswo dahin versuchte, daß nach dem Beispiele anderer Städte auch in Interamna Altbürger und Colonisten mit selbstständigen Verfassungen nebeneinander bestanden hätten. Die Quinquenvirn libertinen Standes (6161. 6162. 6163) würde ich für Augustalen halten, kämen nicht auch Scoviri vor.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Juli.

Nro. 2.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften .

1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf den wichtigen Abschnitt der *Viae publicae populi Romani*. In der Einleitung bespricht der Vf. mit gewöhnlicher Sachkenntniß kurz das verschiedne Verhältniß der großen öffentlichen Straßen und der *Vicinalwege*, welche letztere nicht hieher gehören, da ihre Anlage und Unterhaltung den Municipien zur Last fällt. Er zeigt, wie nur die großen von Rom ausgehenden Straßen von Augustus unter Curatoren, meist Prätorischen Ranges gestellt wurden, wie auch die Trajana einen solchen erhielt, dagegen die *Claudia nova* bloße *viocuros* von Ritterrang hatte und über einige andere bis jetzt Nichts fest steht. Da auf den Meilensteinen bis in's Zeitalter *Diocletian's* herab die Inschriften mit vollkommener Gleichmäßigkeit verzeichnet sind, so daß nur die Zahlen die einzelnen unterscheiden, so hat der Vf. der Kürze wegen die Inschriften selbst nur einmal mit Beysügung der verschiedenen Nummern aufgeführt, dagegen aber ein *Itinerarium* hinzugefügt, welches durch eben jene Nummern und ihre Fundorte unter Hinzuziehung der einschlägigen Stücke der alten *Itinerarien* zusammengesezt ist. Es leuchtet ein, von wie großem Nutzen dieses System für die Kenntniß des Laufes der Straßen sey. — Näher auf das Einzelne dieser werthvollen Arbeit einzugehen, verbieten der Zweck dieser Anzeige und der Raum dieser Blätter. Ich begnüge mich, diejenigen Straßen kurz namhaft zu machen, welche als dem jetzigen Königreiche Neapel

angehörend hier in Betracht kommen, indem ich bloß die Namen der Kaiser und Magistrate erwähne, von denen Steine bezugen, daß sie Bauten an ihnen vornahmen. Der Vf. beginnt mit den von Rom ausgehenden:

1. *Appia*: von Rom nach *Capua*, mit Inschriften von *Nerva*, *Trajan*, *Caracalla*, *Marentius* (6233 — 6242).

2. *Latina*; von Rom nach *Venafrum*, und von da nach *Casilinum* und *Aesernia*; Steine von *Sulla*, *Calvisius Sabinus*, *Augustus*, *Vespasianus*, vielleicht *Nerva* (6249), von *Trajanus*, *Antoninus Pius*, *Severus Alexander* (6243 — 6253).

3. *Tiburtina. Valeria*; von Rom nach *Marzuvium*; *Nerva*, *Galerius* (?) (6254. 6255).

4. *Claudia Valeria*; von der vorigen bey *Cerfennia* nach *Uternum* ablenkend, *Claudius* (6256).

5. *Salaria*: von Rom nach *Truentum*; Bruchstück eines Gesetzes über diese Straße, *L. Caecilius Metellus* cos. 637: *Augustus*, *Trajanus*, *Marentius* (6257 — 6261).

6. *Salaria*: von *Interocrium* nach *Interamna*, und *Claudia nova*, von *Foruli* nach *Corfinium*; *Claudius*, *Vespasianus*, *Valentinianus*, *Valens* und *Gratian* (6262 — 6265).

7. *Samnitica*; *Valentinian* und *Valens* (6266).

8. *Neapolitanae*: drey Wege, die *Neapel* und *Puteoli* mit der *Appia* und deren Fortsetzung bey *Sinuessa*, *Capua* und *Ruceria* verbanden; *Trajan*, *Hadrian*, *Severus* und *Caracalla*, *Constantin*, *Marentius*, *Valentinian*, *Theodosius* und *Arcadius* (6267 — 6275).

9. Von Capua nach Regium; der berühmte, vom Vf. und nach ihm von Riischl (Monum. epigr. tria, Berlin 1852, 4, p. 12 ff.) dem Popilius zugeschriebene Stein von Polla; Gordianus, Maxentius, Julian (6276 — 6280). Hinsichtlich der Inschrift des Gordian bemerke ich, daß Garrucci auf deren Rückseite diese Inschrift gefunden hat:

CL. V. IVLIA
NO PIO FE
LICI SEM
PER AUG
VSTO
BONO
REI PVBL
NATO

(Jscrizz. di Salerno p. 4), die man mit Nr. 6278 vergleiche, welche eben so auf die Rückseite des Maxentium-Steines geschrieben ist. Er will das V für Valerius nehmen; allein da Julian nie mit diesem Namen vorkommt, so dürfte die Sache besser auf sich beruhen, so lange nicht eine neue Vergleichung der Inschrift jene Lesung bestätigt.

10. Regina, von Regium nach dem Vorgebirge della Saetta zu; Maxentius, Vicinius, Constantinus (6281. 6282).

11. Appia; von Capua nach Benevent, Augustus, Caracalla, Constantin, Julian, Theodosius und seine Söhne (6283 — 6286).

12. Appia von Benevent nach Tarent; Hadrian, Diocletian und Maximian (6287 — 6288).

13. Trajana, von Benevent nach Brundisium; Trajan, Severus und Caracalla, Constantin, Julian, Theodosius und seine Söhne (6289 — 6295).

14. Herculia, von Equus Tuticus nach Ne-rulum; Diocletian und Maximian, Maxentius, Constantin, Sorian, Theodosius und seine Söhne, Magnus, Maximus und Flavius Victor (6296 — 6301).

Es ist leicht zu begreifen, daß die Fälscher sich einen so wichtigen Abschnitt nicht entgehen ließen. Mommsen hat 44 Inschriften als untergeschoben bezeichnet (907* — 950*).

Nachdem auf diese Art sämtliche geographische bestimmbare Inschriften des Neapolitanischen Reiches

vom Vf. zusammengestellt sind, geht er im 10. Abschnitte auf die Inschriften der kleinen Geräthe, Siegel und ähnlichen Gegenstände über (6302 — 6310), die er nach folgenden Gesichtspunkten ordnet: 1. Inschriften auf Mosaik (6302, Nr. 1 — 6); 2. auf Gewichten (6303, 1 — 9); 3. auf Tessen (6304, 1 — 7); 4. auf Geräthen aus Gold, Silber, Erz, Glas (6305, 1 — 14); 5. Siegel (6306, 1 — 181); 6. Töpfergeräthe, mit Ausnahme von Lampen (6307, 1 — 83); 7. Thonlampen (6308, 1 — 38); 8. Siegel, von denen jedoch nur die wichtigeren aufgenommen sind (6309, 1 — 17); 9. Erz-bildchen (6310, 1 — 293). Von falschen Inschriften gehören hieher Nr. 951* — 957*. Näher auf diesen Abschnitt einzugehen, wird nicht nöthig seyn, so wie wir auch die zahlreichen Inschriften ungewissen Fundortes oder fremder Herkunft, die die beyden Capitel des 11. Abschnittes umfassen, nur erwähnen wollen. Daß namentlich die letzteren theilweise zu den wichtigsten epigraphischen Documenten gehören, deren neue Textberichtigung und endliche Feststellung sehr dankenswerth ist, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, wie oben bemerkt, ihre Hauptquelle die Farnesische Sammlung ist, neben dieser die Borgianische. Es rechtfertigt sich von selbst, daß der Vf. im Anführen der verschiedenen Ausgaben hier mit weniger Genauigkeit verfährt. Der 11. Theil begreift die Nr. 6311 — 7197 mit den falschen 958* — 989*, an welche sich endlich die während des Druckes gefundenen oder bekannt gewordenen Inschriften 7198 — 7257 und 7258 — 7294 schließen, nebst den falschen 990* — 1000* und 1001* — 1003*.

So weit von den Resultaten des Mommsenschen Werkes im Einzelnen, die nicht bloß für den Epigraphiker von Fach oder den Alterthumsforscher von Wichtigkeit sind, sondern auch dem Geographen des alten Italiens die bedeutendsten Hülfsmittel zur Bestimmung der Grenzverhältnisse bieten, die der Vf. selbst schon meistens, so weit es angeht, geordnet hat. Es sey mir vergönnt, kurz die Methode zu besprechen, vermittelst deren er so glänzende Erfolge erreicht hat, diejenigen Principien, die ich zu Anfange dieses Auffazes als die allein richtigen bezeichnete, die in der Folgezeit jedem inschriftlichen

Werke zum Grunde liegen müssen, wenn es auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen will.

In der That sind dieselben einfach genug, jedem Laien verständlich und von selbst einleuchtend und dennoch von so vielen Gelehrten bis jetzt theoretisch und praktisch geleugnet. Es sind die Principien jeder gesunden Kritik, nicht bloß der epigraphischen oder philologischen Grundsätze, die, ewig gleich und nie wechselnd, sich nur in ihrer Anwendung auf die einzelnen Gegenstände unterscheiden. Mommsen selbst (p. VI) hat seine Methode bezeichnet als möglichstes Hinaufsteigen zu den letzten Quellen. Die letzten Quellen der Epigraphik aber sind die Steine und, wo diese fehlen, diejenigen Schriftsteller, welche dieselben gesehen und copirt haben. Wie der Philolog seine Handschriften in Familien theilt und diese auf das Urmanuscript zurückzuführen bestrebt ist, so hat es auch der Epigraphiker in allen Fällen zu thun, wo nicht das Original erhalten ist und verglichen werden kann. Es war bis jetzt Sitte in den epigraphischen Werken, einfach den Vorgänger auszuschreiben, ja, ihn zu corrigiren und zu corruptiren; daher die große Unsicherheit auf diesem Felde der Philologie. Daß man dieser nicht mit eingebildetem kritischem Takte, mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn abhelfen kann, dürfte man allmählich anfangen zu begreifen; wenigstens ist es hohe Zeit dazu. Unserm Vf. fehlt es gewiß an keiner jener Eigenschaften; aber er weiß sie da anzuwenden, wohin sie gehören.

Wenn aber dieses streng kritische Verfahren zur Herstellung des Textes nöthig ist, so bedürfen wir seiner nicht weniger, um den Fälschungen auf den Grund zu kommen, die sich in der lateinischen Epigraphik überall eingenistet haben. Wir müssen einen epigraphischen Schriftsteller der Fälschung anklagen, nicht wenn Einzelnes, was er vorbringt, etwa mit unsern vorgefaßten Ideen nicht stimmt (den *tribunus plebis* z. B. zu *Teaunum* würde Jeder für falsch halten, auch wenn ihn nicht ein Prätilli brächte, und doch sah M. ihn mit eignen Augen und bezeugt seine Echtheit), wohl aber, wenn ganze Reiben von Seltsamkeiten von keinem Anderen gesehen sind, wenn wir, oder andere anerkannt Zuverlässige an den Orten, wo er sie angibt, vergebens dar-

nach gesucht haben, oder wenn schließlich das Gefundene anders lautet, als der Gewährsmann glauben machen will. Um einen solchen zu überführen, ist wiederum das Zurückgehen auf die letzten Quellen einziges Mittel. Ist aber ein Fälscher überführt, so stellt M. als feste Regel auf, Alles, was auf seinem alleinigen Zeugnisse ruht, zu verwerfen. Es kann nicht fehlen, und er selbst gibt Beispiele davon, daß unter der Masse falscher Documente hie und da auch ein echtes mitunterlaufe; es ist Sache der Specialforschung, ein solches zu rechtfertigen und, wo möglich, es wieder aufzufinden, wo es dann als neue Entdeckung betrachtet werden mag. Im Allgemeinen aber ist jener Grundsatz durchaus richtig und gewährt allein die Möglichkeit, den Augias-Stall der Lateinischen Epigraphik zu reinigen. Es ist das Princip, das Echel mit so glänzendem und anerkanntem Erfolge für die Numismatik geltend machte, und das auch in der Epigraphik seine Kraft bewährt hat und immer mehr sich Bahn brechen wird. — Wo dagegen ein Gewährsmann sich stets treu gezeigt hat, wenn er auch hie und da aus Mangel an Einsicht und Erfahrung in die Schlingen des Betrugs gefallen seyn mag, da traut ihm M., auch wo er Seltsames bringt; sobald sein eigenes Zeugniß dafür haftet. Er bezeichnet solche Documente als unsicher und verdächtig, aber er wagt nicht, sie in die Classe der verdammtten hinzustoßen, bis nicht nachgewiesen ist, daß ein notorischer Fälscher ihr Urheber ist, durch dessen Vermittlung sie in des ehrlichen Mannes Hände übergegangen. Er selbst erklärt für das letzte Resultat seiner Arbeit, daß unter seinen echten Inschriften sich keine mehr befinden, die durch ihren Gewährsmann Mißtrauen einflößen, unter den falschen keine, die um eines solchen willen Vertrauen verdienen.

Ich glaube, in diesen wenigen Worten genug gesagt zu haben, um die Principien anzudeuten, die der Vf. befolgt. Wie er sie befolgt, theils durch Reisen und Umgang mit den Originalen, theils durch Durchforschung der Schriftsteller und Manuscripte, darüber gibt die vorhergehende Auseinandersetzung Auskunft. Es bleibt nur übrig noch hinzuzusehen, in welcher Weise er die Resultate seiner Studien seinem Werke einverleibt hat.

Ein Werk von dem Umfange des vorliegenden, herausgegeben von einem Privatmanne, ohne wesentliche Unterstützung einer Regierung oder gelehrten Körperschaft, muß sich natürlich Kürze und möglichste Beschränkung auf das Nothwendigste zur Pflicht machen. Daher wäre es durchaus unpassend gewesen, hätte der Vf. von den Inschriften, die er selbst gesehen, alle die falschen Lesarten seiner Vorgänger herzhählen wollen. Er thut dieß nur dann, wenn der Name eine solche Autorität hat, die Beachtung verdient, der Stein etwa zu dessen Zeit besser erhalten war und er selbst seiner Sache nicht ganz gewiß ist. — Wo er das Original nicht selbst gesehen, war ein doppeltes Verfahren möglich: er konnte alle Lesarten aller Schriftsteller, die es anführen, oder nur eine Auswahl derselben geben. Er entschied sich für das Letztere, aber vermied dabey die Willkür, die man gewohnt ist, bey solchem Verfahren anzutreffen, indem er auch hier dasselbe kritische Princip fest hielt und zu den letzten Quellen zurückging, d. h. er führt nur diejenigen Varianten an, die den wahren und ursprünglichen Autoren entstammen, ohne derer zu gedenken, welche von solchen herrühren, die diese ausschrieben. Wo besondere Gründe es nöthig machten, auch andere zu erwähnen, wurden sie so geordnet, daß die gegenseitige Abhängigkeit und Zusammengehörigkeit sofort angedeutet ist. Die geringen Unterschiede der Interpunction und Zeilenabtheilung konnten bey der allgemeinen Unsicherheit unserer Quellen füglich übergangen werden. — Erklärende Noten konnten einem Werke dieses Umfangs nicht beygegeben werden, sollte es nicht in's Ungeheure anwachsen. Ihre Stelle vertreten bis zu einem gewissen Grade die Indices, welche dem Werke angehängt sind.

Wer sich mit epigraphischen Studien auch nur oberflächlich beschäftigt hat, kennt den ungenügenden Standpunkt, auf dem sich bis jetzt diese hier ganz besonders nothwendigen Hülfsmittel befanden. Der Vf. hat auch hierin für sein Werk eine Mustervarbeit geliefert, und z. B. durch seinen Index der Cognomina einem längst gehegten Wunsche entsprechen. Er hat zugleich gezeigt, wie man durch Indices die erläuternden Abhandlungen und Noten ersetzen kann, welcher eine Sammlung dieser Art sonst

so sehr bedürfen würde. Zu diesem Zwecke hat er seine Indices, wie oben angegeben, in 35 Capitel gebracht, deren erste den seltneren Vornamen der Männer und den bekanntlich sehr seltenen der Frauen, den Namen beyder Geschlechter und den Beynamen bestimmt sind. Ein Ater betrifft die Tribus, bey deren jeder er die Ortschaften zusammenstellt, welche ihr angehören, während drey sogenannte militärische Tribus mit Recht an's Ende verwiesen sind, da neuerdings anerkannt ist, daß sie keineswegs Tribus sind, sondern vielmehr die erste Hälfte des Namens ihres Geburtsortes von den Soldaten so von der zweyten Hälfte getrennt zu werden pflegt. Dann folgt der geographische Index, der dadurch einen großen Werth erhält, daß der Vf. nicht bloß bey den einzelnen Provinzen und den Regionen Italiens die Magistrate, welche ihnen vorstanden, namhaft macht, sondern auch einem jeden einzelnen Orte ein genaues Verzeichniß seiner Magistrate, Priestertümer, Collegien u. s. w. beygegeben hat. Die fundi und casae sind im 6. Capitel verzeichnet. — Das 7. enthält die Götter und Göttinnen mit ihren Beynamen, das 8. die Feste, Heiligthümer, Feyerlichkeiten, und zwar ist in beyden, was den öffentlichen Cult des Römischen Volkes angeht, mit Majuskeln angezeigt. Folgen 9. die Priestertümer des Röm. Volkes, 10. die kleineren sacralen Aemter desselben mit Ausnahme der nach Göttern benannten Collegien, die in das Verzeichniß dieser letzteren aufgenommen sind; dann 11. die Municipal- und Privatpriestertümer, und 12. Alles, was christliche und jüdische Religion betrifft.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Juli.

Nro. 3.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Xenophons Anabasis. Zum Schulgebrauche herausgegeben von Konstantin Matthiä. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfr. Basse. 1852. VIII. u. 439 S. gr. 8.

Diese Ausgabe verdient, obgleich sie schon dem Titel nach zum Schulgebrauche bestimmt ist, in so fern hier besprochen zu werden, als sie eine von den gewöhnlichen Schulausgaben mannigfach verschiedene Einrichtung hat, so daß sie nicht ohne Bedeutung für die Frage ist, wie die alten Klassiker für Schüler zu bearbeiten seyen.

Auf eine kurze Einleitung (S. 1. u. 2), in welcher die Verhältnisse auseinander gesetzt werden, unter denen der hier beschriebene Feldzug unternommen wurde, folgt (S. 3—267) der Text des Xenophon mit untergesetzten deutschen Noten; dann (S. 268—396) ein Wörterbuch, (S. 397—432) ein grammatischer Anhang und (S. 433—436) ein kritischer Anhang. Die übrigen drey Seiten nehmen Verbesserungen und Zusätze ein.

In dem Vorworte erklärt der Herausgeber, er habe in dieser Ausgabe einen Versuch machen wollen, den Lehrstoff und die dem Schüler zur gedeihlichen Lektüre eines alten Schriftstellers unentbehrlichen drey Hilfsmittel: Kommentar, Lexikon und Grammatik in einem Buche zu vereinigen. Daß Kommentar und Lexikon beygegeben seyen, glaubt er, werde bey der Anabasis niemanden, der wirklich praktischer Schulmann ist, befremden.

Soll Ref. auf die in seinem Programm v. J. 1845 ausgesprochenen Ansichten und Wünsche zurückgehen, so hat er in Betreff der Zugabe eines Kommentars nur seine Zustimmung zu erklären; über die Specialwörterbücher dagegen hat er daselbst (S. 7.) sein Urtheil dahin ausgesprochen, daß nichts so sehr der Gründlichkeit und dem Nachdenken bey der Vorbereitung im Wege stehe und der Bequemlichkeit derselben Vorschub leiste, als diese. Doch muß er gestehen, daß er dieses Urtheil jetzt überhaupt nicht mehr in voller Ausdehnung geltend machen, und vielmehr auf der Stufe, wo es sich um die erste Einführung in die Lesung eines zusammenhängenden Werkes handelt, ein solches Hilfsmittel an sich nicht mehr für so verwerflich erklären möchte; übrigens hatte er aber auch dabey nur solche Wörterbücher im Auge, in denen dem Schüler ohne Weiteres die für jede Stelle geltende Bedeutung eines Wortes angegeben wird. Dieß ist aber bey dem vorliegenden Wörterbuche nicht der Fall, welches weit mehr enthält als die Ueberschrift „Wortverzeichnis“, was doch wohl Wörterverzeichnis heißen sollte, erwarten läßt. Es enthält nämlich vor jedem Worte außer den im vorliegenden Werke Xenophons vorkommenden Bedeutungen die Grundbedeutung, wo es nöthig scheint, mit Angabe des Stammwortes, aus welcher der hier sich findende Gebrauch möglichst folgerichtig abgeleitet wird. Bey den längern Artikeln werden die einzelnen Stellen, auf welche sich das hier Gegebene bezieht, citirt; dasselbe geschieht auch bey den Wörtern, die nur an einzelnen Stellen vorkommen, namentlich den Eigennamen, über welche jederzeit die nöthigen sachlichen Erläuterungen gegeben sind. Mit

besonderem Fleiße sind die Partikeln behandelt; grammatische Formen finden sich nur selten angegeben, bey den unregelmäßigen Verben ist durch ein Sternchen auf die Grammatik verwiesen. Daß einzelne Ausdrücke fehlen (z. B. I, 2, 27. χρυσοχάλινος, I, 5, 2. ἐνίοτε; I, 8, 10. δρέπανον; I, 8, 20. ἐπιπόρομος; VII, 7, 24. ἀπειλή; VII, 8, 14. μηρός.) ist nicht weniger zu bedauern, als daß sich manche grammatische Unrichtigkeiten eingeschlichen haben (z. B. κρέας, ως, ἦ, τάσρος, ον, ὄ; παρακλήσιος, ον, da doch I, 4, 18 steht: κἄν μὲν ἦ ἢ πρᾶξις παρακλήσιᾳ).

Den grammatischen Anhang rechtfertigt der Herausgeber damit, daß es so verschiedene Schulgrammatiken gibt, und also einer solchen Ausgabe der Eingang in alle die Gymnasien versperrt würde, in welchen eine andere als die in derselben citirte Grammatik gebraucht würde, wenn man nicht überall mehrere, etwa fünf, verschiedene Grammatiken citiren wollte, was vielen Raum unnötig in Anspruch nehmen würde, während ein solcher grammatischer Anhang, gleichsam eine Specialgrammatik zu Xenophons Anabasis, über Manches besser als jede allgemeine Schulgrammatik Aufschluß gäbe, und von dem Lehrer benützt werden könnte, „mit Hilfe des Anabasis-Stoffes in die Quintessenz der griechischen Syntax einzuführen“. Der erste Anstand hätte freylich auch dadurch beseitigt werden können, daß unter dem Texte nur eine Grammatik citirt, in dem Anhang aber diese Citate auf die andern Grammatiken reducirt worden wären; manche derselben hätten auch ohne Schaden für die Erklärung ganz unterlassen werden können. Der außerdem bey der hier getroffenen Einrichtung in Aussicht gestellte Vortheil verdient aber gerade auf dieser Lehrstufe Berücksichtigung; nur dürfte wohl gefordert werden, daß das hier Gegebene mit den gewöhnlichen Grammatiken nicht in Widerspruch stehe, was hier nicht ganz vermieden ist; doch fällt der bedeutendste Fall der Art, der den Gebrauch der Partikel ἄν betrifft, dem Wörterverzeichnis anheim.

Es umfaßt nämlich der grammatische Anhang, von welchem mit Recht die Etymologie ganz ausgeschlossen ist, fünf Abschnitte: A. Kasus; B. Verbal-Geneta; C. Tempora; D. Modi; E. Infinitiv

und Partizip. Die Behandlung der Kasus geht von der an einzelnen Homerischen Stellen als ursprünglich nachgewiesenen örtlichen Bedeutung aus, so daß der Akkusativ der Wohin-Kasus, der Genitiv der Woher-Kasus, der Dativ der Wo-Kasus genannt wird. Gegen das Einzelne ist nichts von Bedeutung einzuwenden; der Gebrauch der Präpositionen ist ausgeschlossen, da diese im Wörterverzeichnis ausführlich behandelt sind. Im zweyten Abschnitte ist vorzugsweise das Medium berücksichtigt. Auffallend ist dabey nur, daß es Anm. 3. heißt, die Deponentia seyen als Medien gebildet, so daß also die Fälle, wo der Aorist passivisch gebildet wird, ganz übergangen sind. Im dritten Abschnitte, der vorzugsweise dem Aorist gewidmet ist, findet das Imperfektum eine etwas eigene Erklärung, wenn es heißt: „Wie das Präsens in der Gegenwart, so läßt das Imperfekt in der Vergangenheit eine Handlung vor unsern Augen vorgehen, indem der Erzählende selbst dabey gewesen ist, oder so lebhaft an den Ort und in die Zeit der Handlung sich versetzt, als wenn er dabey gewesen wäre.“ Diese subjektive Auffassung läßt sich, wo das Imperfekt im Hauptsatz steht, wohl rechtfertigen; es ist aber dabey der so häufig vorkommende Fall nicht vorgesehen, wo es in einem Nebensatz steht, und bezeichnet, daß eine Handlung noch nicht vollendet war, als eine andere eintrat, oder überhaupt die Gleichzeitigkeit zweyer Angaben andeutet, wie II, 6, 20. Ὅτε δὲ ἀπέθνησκεν, ἦν ἐτῶν ὡς τριάκοντα. Hier hätte übrigens auch der Fall besprochen werden sollen, wenn, wie es zu I, 1, 6 u. 8 heißt, das Imperfektum statt des Plusquamperfekt nun steht, was zu I, 7, 8 ausführlicher auseinander gesetzt und richtiger ausgedrückt ist. Bey dem Perfekt paßt zu der richtigen Erklärung des Tempus, daß es eine abgeschlossene Handlung bedeute, die in ihrer Wirkung in die Gegenwart hereinreicht, nicht, daß das Perfektum τέθνηκε erklärt wird: „er ist und bleibt für uns (mich) todt“, denn darin liegt, vielmehr abgesehen von der ungehörigen subjectiven Auffassung eine Beziehung auf die Zukunft. Das Richtige ist: „er ist gestorben und ist in Folge dessen jetzt todt“. Noch eigener klingt die Erklärung des Plusquamperfekts: „έτεθνήκει = τεθνήκως ἦν, er war und blieb todt“. In den beyden letzten Abschnitten ist

das dahin Gehörige übersichtlich zusammengestellt, und es ist auch im Einzelnen nichts von Bedeutung dagegen zu erinnern, da die einzelnen Partikeln dem Wörterverzeichnis zugewiesen sind, unter denen, wie oben bereits angedeutet wurde, die Partikel *ἄν* auf eine Weise behandelt ist, daß keine der gebräuchlichen Schulgrammatiken damit übereinstimmt. Diese Partikel wird nämlich erklärt: „*ἄν*, Adv. (verwand mit dem *a intensivum*) gibt einem Gedanken oder Begriff *) aus der Seele des Redenden einen Nachdruck (subjektiven Nachdruck)“, und im Vorwort ist darüber bemerkt: „Ich glaube hier mit Fug und Recht die herrschende Ansicht verschmäht zu haben, nachdem dieselbe besonders von Bäumlein so gründlich und für immer beseitigt ist, daß nur absichtliche Täuschung daran fest halten kann.“ Allein, wenn sich Hr. Matthia hier auf Bäumlein beruft, so ist wohl zu bemerken, daß er ihm nur im negativen Theile seiner Erörterung der Partikel das Segen eines Wirklichen an, eine Bedeutung, die sich weit eher auf alle Fälle, in denen die Partikel gebraucht wird, anwenden läßt, als die hier angenommene, und Hr. M. findet den Gebrauch der Partikel in Fällen unbedenklich, wo er nicht nur nach der gewöhnlichen, sondern auch nach der Bäumlein'schen Theorie unzulässig erscheint. Für die Verbindung mit dem Indicativ des Futurum spricht auch Bäumlein (Untersuchungen über die Griech. Modi und die Partikeln *ἄν* und *ἄν* S. 158 f.); die Verbindung mit dem Imperativ stellt derselbe aber (S. 175 ff.) als höchst zweifelhaft hin, und nimmt Xenoph. Anab. I, 4, 8. *ἴτωσαν* für die richtige Lesart an, während hier *ἴονται ἄν* im Texte steht, und im Kommentar ohne Andeutung eines Zweifels erklärt ist: „sed eant sane, nein, sie mögen immerhin gehen“, im Wörterverzeichnis aber, auf das übrigens hier nicht, wie an anderen Stellen, hingewiesen ist, sich findet: „Die Verbindung des *ἄν* mit dem Imperativ in der Bedeutung immerhin, sane, ist an sich unbedenklich, aber dem Gebrauche nach etwas zweifelhaft, da I, 4, 8. fast die einzige Stelle dieser Art ist“, woben noch hätte erwähnt werden

*) So ist überall geschrieben; eben so in dem Vorwort „Lesestof“.

solten, daß die Lesart keineswegs handschriftlich feststeht.

Außerdem ist an dem grammatischen Anhange noch eine Ausstellung in Betreff der Formen zu machen, die kleinlich erscheinen könnte, wenn sie nicht für den Gebrauch des Buches in den Händen der Schüler von so großer Bedeutung wäre. Es findet sich nämlich links und rechts der Columentitel: „Grammatischer Anhang“, während auf der rechten Seite die Abschnitte sammt den Paragraphen hätten angegeben werden sollen; eine Sache, die bey solchen Büchern nur allzuoft für gering geachtet wird, und doch dazu dient, die fleißige Benützung derselben zu befördern. Die einzelnen Paragraphen laufen nämlich durch 6 bis 8 Seiten fort, so daß der Schüler, wenn er im Kommentar die Paragraphenzahl angeführt findet, und den Anfang aufschlägt, in den meisten Fällen erst mehrere Blätter umschlagen muß, bis er weiß, welchen Paragraphen er vor sich hat, und dann erst, wenn er auch den richtigen getroffen hatte, die Unterabtheilung aussuchen kann, so daß bey den häufig vorkommenden Citaten mehr Geduld, als in so jungen Gemüthern vorauszusetzen ist, dazu gehört, um dieß immer wieder zu thun und nicht vielmehr das Aufschlagen zu unterlassen, wo sich einigermaßen vermuthen läßt, was an der angeführten Stelle zu finden ist. Doch ist dieß ein Fehler, den ein fleißiger Schüler leicht selbst verbessern kann, wenn er selbst über jeder rechten Seite die Paragraphenzahl hinzuschreibt.

Der Kommentar hat es, da das Sachliche größtentheils im Wörterverzeichnis besprochen ist, vorzugsweise mit der grammatischen Erklärung zu thun. Hierin ist des Guten eher etwas zu viel als zu wenig geschehen; doch läßt sich auf dieser Lehrstufe dagegen um so weniger einwenden, als alle diese Bemerkungen durch die Verweisung auf den Anhang oder das früher Bemerkte wenig Raum einnehmen, und das nicht zweckmäßig gewesen wäre, wenn die Bemerkungen weiterhin ohne solche Verweisungen spärlicher geworden wären, da ja doch die wenigsten Schüler ein solches Buch gerade von vorn an lesen. Worüber sich ein Schüler bestimmt Rechenschaft geben kann, das braucht er ja nicht aufzuschlagen; woben nur das Eine zu befürchten seyn

möchte, daß er sich hier und da jene Voraussetzung vorspiegelt, wo sie nicht vorhanden ist. Uebrigens ist auch der Zusammenhang, wo es nöthig schien, auseinandergesetzt, was übrigens, gewiß mit Recht, nicht gar zu oft geschehen ist. Ein besonderes Augenmerk ist aber, was auch Billigung verdient, auf eine gut deutsche Uebersetzung gerichtet.

(Schluß folgt.)

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Schluß.)

Die Kaisernamen sind 13. so geordnet, daß die Namen selbst voranstehen, dann aber ihre Beynamen, ihre sacralen und bürgerlichen Ehren unter Hinzufügung der Jahreszahlen, in die sie fallen, aufgezählt werden. Folgen 14. die großen öffentlichen Ämter, bey denen die bestimmbar Consulen namentlich und in chronologischer Folge aufgeführt werden; dann 15. die kleineren öffentlichen Ämter, denen sich 16 — 24 das Militärwesen in der Art anschließt, daß die Legionen, Cohorten, Alen, die anderweitigen Corps, die Flotten und Schiffe sämmtlich gesondert behandelt werden, denen eben so die Militärämter, Flottenämter, die Nationen der Flottenoldaten und die Kriege beygefügt sind. — Das 25. Capitel enthält die verschiedenen Bezeichnungen der Drikschaften als civitas, colonia, municipium u. s. w. unter Aufzählung der unter die einzelnen Kategorien fallenden Städte, nebst den Namen ihrer Bewohner; das 26. die municipalen Ehren und Ämter der Freygebornen, die der Wf. zugleich kurz, aber genügend erläutert, so wie 27. die Augustalen und sonstigen Ordines der Freygelassenen, 28. aber die familia publica der Municipien umfaßt. Sonstige Municipalverhältnisse, Spiele, Spenden u. s. w. sind im 29. zusammengefaßt, denen im 30. die Collegien jeder Gattung und in Nr. 31 die Künste, Handwerke, Privatämter folgen. Sonstiges Merkwürdige ist in Nr. 32 zusammengebracht. Endlich sind die seltneren Noten und Siglen in Nr. 33., die Anfänge metrischer Inschriften und eine Zusam-

menstellung der bey Drelli vorkommenden Neapolitanischen Inschriften mit den Numern unseres Werkes in Nr. 35 gegeben. — Als Einleitung in das ganze Werk dient ein Brief an Borghesi, in welchem die Entstehung des Buches und die in demselben angewandten kritischen Grundsätze dargelegt werden. Auf diese folgt ein Verzeichniß der benutzten Autoren mit kurzer Hinweisung auf die Stelle des Werkes, wo hauptsächlich von ihnen die Rede ist.

Und hier schließe ich denn diese Anzeige, die, zu lang vielleicht für den gemessenen Raum dieser Blätter, als Entschuldigung ihrer Länge, Umfang und Wichtigkeit des besprochenen Werkes anführt, dessen Verdienste, so groß sie auch um die einzelne Provinz der Neapolitanischen Inschriften seyn mögen, dennoch in noch höherem Grade darin gesucht werden müssen, daß in ihm zuerst die wahren Grundsätze epigraphischer Kritik verwirklicht sind. Diese Grundsätze aber, das hoffen wir sicher, werden sich Bahn brechen, und, wenn einmal wieder ernstlich die Frage des Corpus Inscriptionum Latinarum erörtert werden sollte, wird man sich nicht mehr bedenken können, welchen Weg man einzuschlagen, welche Methode man zu befolgen habe, da das unabweisbare Muster vorliegt. Ueber die Anwendung aber dieser Grundsätze auf ein derartiges Unternehmen vergleiche man den zu Anfange dieser Anzeige erwähnten Aufsatz in der Allgem. Monatschrift und die dort benutzten Schriften.

W. Henzen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Juli.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.



ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. The orations of Hyperides for Lycophron and for Euxenippus; now first printed in facsimile with a short account of the discovery of the original manuscript at western Theben in upper Egypt in 1847. by Joseph Arden Esq., F. S. A. the text edited with notes and illustrations by the rev. Churchill Babington, M. A. F. L. S., fellow of St. John's College, Cambridge, member of the royal society of literature, and editor of the fragments of the oration of Hyperides against Demosthenes. Non prorsus videtur spes abjicienda esse, fore ut . . . Hyperidis orationes aliquando ex situ et tenebris in lucem protrahantur. Kiessling. Cambridge, printed at the University press. M.DCCCLIII. Groß Folio. Einleitung von Arden IX, von Babington XVI. 16 Platten mit 49 Columnen; Text und Anmerkungen 16 Seiten.

Hyperidis orationes duae ex Papyro Ardeniano editae post Ch. Babingtonem emendavit et scholia adiecit F. G. Schneidewin, Göttingae, in libraria Dieterichiana. M.DCCCLIII. Londini, Williams et Norgate. Parisiis, Fr. Klincksieck. XXII. 76.

Als Harris 1847 im ägyptischen Theben von einem Antiquitäten-Händler einige Papyrusrollen,

welche Fragmente des Hyperides gegen Demosthenes über den Harpalischen Proceß enthielten, erworben, und bald darauf bekannt gemacht hatte, dachte wohl niemand, daß die Auffindung einer vollständigen Rede desselben Hyperides sobald nachfolgen würde. In demselben Jahre hatte Joseph Arden, als er den Nil aufwärts fuhr, zu Luxor mit Arabern, welche in den Gräbern und Ruinen nach Antiquitäten suchen, verkehrt, und sie aufgesordert, solchen eifrig nachzuforschen und sie ihm bey seiner Rückkehr aus Ober-ägypten zum Verkaufe anzubieten. Dieser Auftrag war nicht umsonst; H. Arden erhielt außer Münzen und andern Gegenständen auch Papyrusrollen; letztere wollten die Araber aus Furcht vor dem italienischen Antiquare Capellari, der daselbst seinen ständigen Sitz aufgeschlagen hat, und wie es scheint, alles von ihnen gefundene an sich zu ziehen versteht, nicht vorbringen; erst nach längerem Zögern und auf das Versprechen, dem Capellari von diesen Schriften nichts zu sagen, erhielt Arden um die Summe von 350 Piaster als Geheimniß diese Papiere. Die Araber beweisen, seit dem sie merken, daß die Nachfrage der Fremden besonders auf „letter“ gerichtet ist, bereits ihre industrielle Geschicklichkeit, und sie bieten nicht selten Papyrusrollen, schön zusammengefügt, zum Kaufe, welche bey näherer Betrachtung hieroglyphische, griechische, coptische, kufische Buchstaben, nach Ardens Geständniß, „in most admired disorder“ enthalten. Dieses ist hier glücklicher Weise nicht der Fall; alles ist zusammenhängend und durch nichts fremdartiges gemischt. Die Frage, woher diese Papyri genommen seyen, beantworteten die Araber, sie hätten diese bey den neuen Ausgrabungen in Gournou in einem Sarkophage gefunden;

mehr konnte Arden aus ihnen nicht herausbringen. Das müßte in seinem Leben ein besonderer Verehrer des Hyperides gewesen seyn, der selbst im Tode sich nicht von ihm trennen wollte; hoffen wir vielmehr, daß dieser Fingerzeig, wie in Herculanium, in Bobbio, — alle lateinische Palimpsesten, welche römische Autoren enthalten, und jetzt in Mailand, Turin, Rom, Neapel, Paris zerstreut liegen, stammen aus dem Kloster Bobbio — auf eine reichhaltige Bibliothek hinweise und eine neue ergiebige Fundgrube eröffne.

Von den Fragmenten, welche Harris bekannt machte, haben Böckh und Sauppe die Bemerkung gemacht, daß nicht alle sich auf die Rede des Hyperides gegen Demosthenes beziehen, sondern Bruchstücke aus einer andern Rede enthalten. Diese Vermuthung ist jetzt bestätigt, da es sich zeigt, daß sie mit den Arden'schen Papyri in Verbindung stehen und zu der Rede für Lyncophon gehören; damit ist zugleich der Beweis geliefert, wenn es je eines bedurfte, daß beyde aus derselben Sammlung stammen. Man setzt diese Rollen in das zweyte Jahrhundert vor Christus, in das Zeitalter der Ptolemäer; dieses ist nicht unmöglich, doch wird sich der sichere Beweis aus den Schriftzügen kaum führen lassen; die zahlreichen herkulanischen Rollen sind nicht davon verschieden. Wir wünschten jenes hohe Alter bekräftigen zu können, weil man daraus zugleich auch anderes beweisen könnte. Wie die Grabsteine des zweyten und dritten Jahrhunderts mit ihrem KITE für *καίται* nur den Satz, schreib wie du sprichst, bekräftigen, so geben diese Papyri durch ihre Schreibart die Gewißheit, daß man damals *ει* nicht anders als *ι* gesprochen habe; denn nur daraus läßt sich die häufige Verwechslung erklären, wie *columna 40 μείρα, 38 εκρεια, 37,2 καταγεινωσκομεν, 32, 20 μείσεις, 26 αφειγμενον, 31, 4 ετειμηθη, 48, 18 τιμωρη, 24, 14 βελτειον, 44, 24 νπεισχνειτο, und wieder entgegen μρακια, 42, 8 συνιλεχται, wo eine zweyte Hand das ε später hinzusetzte, 42, 14 κακοθηα, 45, 15 εκλελυμεναι, 41 καταλιπεται. Auch 39, 13 ist ΥΠΗΡΕΤΕΙ ΚΑΙ nur fehlerhaft geschrieben statt υπηρέτηκε, dieses Perfectum steht wie das vorausgehende κέχρηται.*

Das interessante und belehrende ist, daß uns hier zum erstenmale eine vollständige Rede des Hyperides gegeben ist, von welchem allein aus dem alexandrinischen Kanon der zehn attischen Redner kein Muster vorlag. Nach Libanius haben einige Kritiker die Rede, welche unter den Demosthenischen steht: *περι των προς Αλέξανδρον συνθηκων* mehr der Darstellungs- und Ausdrucksweise des Hyperides als des Demosthenes angemessen gehalten; die alten haben gewöhnlich im allgemeinen und im großen nach dem Style, nicht streng historisch solche Reden beurtheilt und deren Verfasser, da jene oft anonym verbreitet waren, bestimmt, wie man aus Dionysius Abhandlung über Dinarchus ersieht. Hätten wir von den vielen im Brutus geschilderten römischen Rednern nur eine Rede von jedem, wir würden die römische Beredsamkeit, aber auch damit jenes Büchlein Ciceros besser zu würdigen verstehen als uns jetzt möglich ist.

Die vollständig vorliegende Rede *υπερ Ευξενιππου* ist dem Umfange nach nicht groß, sie umfaßt 39 Columnen, dem Inhalte nach nicht bedeutend und wir würden sie gerne für die gegen Demosthenes im Harpalischen Prozesse eintauschen; nicht einmal völlig klar liegt der Gegenstand vor, da diese Rede eine *δευτερολογία* ist, und man annehmen muß, daß der vorhergehende Redner das nöthige bereits vorgebracht hat. Ueber einen Berg um Dropus, der durch das Loos den zwey Phylen, der Akamantis und Hippothoontis zugefallen war, hatte der Redner Polyuktus den Antrag gestellt, diesen dem Amphiaraios zuzustellen, da er dem Gotte gehöre, und die beyden Phylen zu entschädigen. Dieses *ψήγισμα* wurde *παρανόμων* belangt und Polyuktus zu einer Strafe von 25 Drachmen verurtheilt. Die Athener hatten den Eurenippus, einen reichen und bejahrten Mann mit zwey andern Bürgern zu dem Gotte geschickt, um gewisse Auskunft zu erlangen; dieser behauptete im Tempel ein Traumgefißt gehabt zu haben, daß er den Athenern verkündete; Polyuktus aber sagte, Eurenippus habe, bestochen, nicht die Wahrheit ausgesagt und brachte gegen ihn die Klage der *εισαγγελία* vor.

Hyperides betrachtet diese Klage des Polyuktus gegen Eurenippus nur als Folge des Grolls

und der Rache, daß er mit seinem Antrage, der übrigens in sich Widersprechendes enthalten habe, durchgefallen war, und 25 Drachmen — *πέντε καὶ εἴκοσι δραχμῶν*, eine unglaublich geringe Summe — zu zahlen genöthigt wurde, und man muß sagen, er versteht es, effectvolle Gedanken vorzubringen, um sowohl das Ungerechte und Unbillige, wie das Inconsequente des Verfahrens seines Gegners den Richtern wie den Lesern recht schroff vor die Augen zu stellen. Gerne möchte man ihm hierin recht geben, wenn man nicht wüßte, wie attische Redner alles zu ihrem Vortheile auszubeuten wissen und besonders noch dadurch überreden, daß sie, was ihnen entgegensteht, stillschweigend übergehen. Hier muß man zumeist dadurch bedenklich werden, daß auch Lykurgus gegen Curenippus gesprochen hat, welchen sicher, wenn die Sache nur so gewesen wäre, wie Hyperides sie darstellt, kein edler und gerechter Sinn davon abgehalten hätte. Wir haben also, was die Sache betrifft, nur das einseitige Urtheil des Vertheidigers, und bedürften demnach nach dem Spruche *audiatur et altera pars*, auch der entgegengesetzten Reden der Kläger, um einiger Maßen sicher zu gehen; ich sage einiger Maßen, denn wie schwer es ist, selbst dann das richtige zu erkennen, sieht man am deutlichsten aus den gegenseitigen Klage- und Vertheidigungsreden von Demosthenes und Aeschines.

Dagegen hindert nichts, die Rede in rhetorischer Beziehung vollkommen zu würdigen; allgemeine Lehren und Sätze in anziehender Form vorgebracht, verfehlen nie ihren Eindruck, wenn auch die Anwendung auf den concreten Fall oft nicht so sicher statt findet, als der Redner glauben machen will.

(Schluß folgt.)

Xenophon's Anabasis, II.

(Schluß.)

„Es konnte nicht oft genug erinnert werden“, heißt es in dem Vorworte, „was auf unseren Gymnasien noch so häufig übersehen wird und doch von so unberechenbarer Bedeutung ist, daß der fremde Autor, besonders der Griechische und Römische, nur durch eine

gute und ganz den Geist der deutschen Sprache athmende Uebersetzung erst recht verständlich und genießbar wird, während jedes Undeutsch, ja jedes dem Undeutsch auch nur sich nähernde Deutsch, denselben nicht nur unerquicklich und ungenießbar macht, sondern auch verderblich zurückwirkt auf die Bildung des deutschen Styles“. Zu diesem Behufe sind häufig, vielleicht etwas zu häufig, Verdeutschungen aufgenommen, neben welchen sich auch einzelne lateinische Ausdrücke angegebeu finden. Was von Sachen vorkommt, ohne im Wörterverzeichniß erledigt zu seyn, so Manches was sich auf politische Einrichtungen oder auf die Kriegsführung bezieht, ist gut und ohne zu große Weitläufigkeit erläutert. Alles Kritische ist mit Recht ferne gehalten.

Was in die Kritik einschlägt, ist nämlich in das Vorwort und den kritischen Anhang verwiesen. In jenem sagt Hr. Matthiä, er habe sich in der Feststellung des Textes in so ferne an Krüger angeschlossen, als er den von Dindorf, Bornemann, Poppo und anderen Gelehrten ungebührlich überschätzten Handschriften keineswegs blindlings gefolgt sey; er glaube hierin noch etwas weiter gegangen zu seyn, als Krüger, indem er die hergebrachte Lesart jenen Handschriften gegenüber, der *grata negligentia* des Xenophon eingedenk, überall, wo sie einen leidlichen Sinn gab, festgehalten habe. Der kritische Anhang ist den Stellen gewidmet, wo der Herausgeber den Text nach eigener oder fremder Konjektur geändert hat. Die Anzahl dieser Stellen beläuft sich gegen 130. Im Vorworte bemerkt Hr. Matthiä, er würde manche dieser Conjecturen in einer kritischen Ausgabe wohl vorgeschlagen, aber nicht in den Text aufgenommen haben, während er in einer Schulausgabe, wo es hauptsächlich auf einen klaren, bestimmten und grammatisch richtigen Text ankäme, kein Bedenken getragen habe, eine der Sprache und dem Gedanken angemessene Conjectur an der Stelle einer störenden Lesart aufzunehmen. Nicht selten sind ein oder mehrere Worte als Glossen ausgeworfen; außerdem betreffen die meisten Aenderungen Partikeln. Uebrigens möchten manche derselben, auch wenn man den im Vorausgehenden bezeichneten Maasstab anlegt, nicht nöthig oder überhaupt nicht zu billigen seyn.

So ist gleich I, 3, 1. geschrieben *πρωτον δε κλεαρχος τοις αυτοις στρατιωταις εβιαζετο ειναι* für *πρωτος δε*, mit der Motivirung: „Erst wollte K. die Soldaten zwingen, später aber versuchte er es mit guten Worten“. Allein, wenn dieser Satz den Gegensatz zu dem Folgenden *υστερον δε* enthielte, und dieser nicht vielmehr erst mit den Worten: *κλεαρχος δε τότε μεν μακρον εξεργυε μη καταπερωθηναι*, einträte, so hätte Xenophon wohl *και πρωτον μεν* geschrieben, wie §. 2. Es schließt sich aber *πρωτος δε κλεαρχος* vielmehr an das Vorhergehende an. „Das Heer des Kyros lag 20 Tage still, weil die Soldaten sich weigerten, weiter zu gehen; Klearchus aber war der Erste, welcher einen Versuch machte, seine Soldaten zum Weiterziehen zu bringen“. — IV, 2, 16 ist wohl nicht mit *Recht τοις δ' άλλους εκελευσεν υπαγειν, εως οι τελευταιοι λοχοι προσμυξειαν* statt *οπως προσμυξειαν* geschrieben, nach II, 1, 2. *Εδοξεν ουν αυτοις . . προιεναι εις το προςθεν εως Κυρω συμμυξειαν*, denn die Verhältnisse sind hier ganz verschieden, und an der ersteren Stelle kann eben so gut gesagt werden: „sie sollten langsam gehen, damit die andern nachkommen könnten“, als „sie sollten so lange langsam gehen, bis die andern nachkämen“. — V, 1, 7. ist die gewöhnliche Lesart: *Αλλά μοι δοκει σνν προνομαϊς λαμβανειν τα επιτηδεια, άλλως δε μη πλανασθαι* gegen *σνν προνοια εμας* vertauscht, und dabey bemerkt, jene Lesart passe nicht, da es sich hier vor allen Dingen um einen Gegensatz zu *αμελως τε και αγυλακτως* handle, und sie sey auch wegen *σνν* nicht zu billigen. Allein warum sollte man nicht unter *προνομαι* geordnete, geschlossene Ausfälle im Gegensatz zu dem Plündern Einzelner verstehen können? Jene schließen die Vorsicht durchaus nicht aus. Sagt ja doch auch Polybius I, 18, 1. *φυλακτικωτερον χρῆσθαι ταϊς προνομαϊς!* und *σνν* ist dabey eben so wenig zu beanstanden als II, 6, 18. in *σνν τῷ δικαίῳ και καλῷ*. — Zu V, 8, 17. ist ganz kurz bemerkt: „*εξην* statt *ηξιον*“. Es ist aber nicht einzusehen, warum in den Worten: *ει δ' επι τοις πολεμιοις εγερντο, τι μεγα αν ουτως επαθον, οτον δικην αν ηξιον λαμβανειν* das Verbum *αξιωω* nicht an seiner Stelle seyn sollte, das ja sonst oft bedeutet: „ich glaube etwas thun zu

dürfen“, und bey Isokrates Paneg. §. 22. so auf *προσηκει* folgt, wie hier auf *εξεστι*. Zu dem subjectiven Verbum *ηξιον* paßt hier auch *αν* ganz gut; während das objective *εξην* wohl ohne diese Partikel stehen würde. — VI, 4, 10. möchte auch kein hinreichender Grund vorhanden seyn *ει μη τις* nach *ουκ αν άλλως* in *η ει τις* zu verwandeln. S. Kloß zu Devar. II, p. 524 f.

Außerdem sind in dem Vorworte noch 22 Stellen aufgezählt, welche dem Herausgeber zwar verdorben schienen, aber doch nicht in dem Grade, daß er deshalb eine Aenderung im Texte hätte wagen sollen. Die deshalb vorgeschlagenen Verbesserungen möchte Ref. keineswegs alle für nothwendig erklären; doch verdienen einige derselben Beachtung, wie IV, 2, 28, die Einschaltung des Artikels vor *τοζα*. Sie einzeln durchzugehen würde hier um so mehr zu weit führen, als sie nur als eine dem Zwecke des Buches fernliegende Zugabe zu betrachten sind.

Fassen wir diese in's Auge, so ist diese Ausgabe in den Händen eines fleißigen, strebsamen Schülers als ein sehr zweckmäßiges Hülfsmittel zum Verständniß des Xenophon zu betrachten, namentlich auch, wenn er die in der Schule nicht gelesenen Theile für sich durchmachen will. Der Druck ist in den Anmerkungen, dem Wörterverzeichnisse und den Anhängen zwar etwas klein, doch durchaus gut zu lesen; das Aeußere des Buches ist gefällig, der Preis (25 Neugroschen) mäßig, so daß es namentlich zu Schulpreisen empfohlen werden kann.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Juli.

Nro. 5.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Platon's sämtliche Werke. Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Erster Band. (Ion, Hippias der Größere, Hippias der Kleinere, Alkibiades der Erste, Lysis, Charmides, Laches, Protagoras.) XXIV u. 541 S. Zweyter Band. (Euthydemos, Menon, Euthyphron, die Vertheidigungsrede des Sokrates, Kriton, Georgias, Kratylus.) 680 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850. 1851.

Seit Schleiermacher es unternommen, die Schriften Platons nach einem tiefer angelegten Plane und mit einem weiter gehenden Zwecke, als dieß bey seinen Vorgängern der Fall gewesen, in die deutsche Sprache zu übertragen, ist das vorliegende Werk das erste, welches sich dieselbe Aufgabe in ihrem ganzen Umfange zum Ziele gesetzt hat. Wie schwierig es ist, dieser doppelseitigen Verpflichtung Genüge zu leisten, wird jeder Sachkundige zu würdigen wissen. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke und ganz in dem Sinne sokratischer Geistes-thätigkeit, daß sich der Uebersetzer nach dem von Platon oft belobten Vorbilde des homerischen Diomedes einen Mitarbeiter erkohren und wahrlich keine schlechtere Wahl getroffen, als jener, der sich unter den griechischen Helden den erlesen,

ὄν περὶ μὲν πρόφρων καρδίῃ καὶ θυμὸς ἀγγί-
νωρ

ἐν πάντεσσι πόνοισι, γιγνέει δὲ ἔ Παλλὰς Ἀθήνη.

Der Uebersetzer berichtet in der Vorrede, wie sich die beyden Mitarbeiter nicht nur in die Arbeit getheilt, sondern auch jeder den andern in seinem Theile unterstützt und gefördert haben, so daß sie vollständig erfüllten, was der platonische Sokrates so gern empfiehlt:

σὺν τε δὴ' ἐρχομένω, καὶ τε πρὸ ὁ τοῦ ἐνόη-
σεν —

und wir also in wahren Sinne des Wortes die Frucht gemeinsamer Thätigkeit in dem vorliegenden Werke besitzen.

In der Anordnung der platonischen Schriften befolgt Herr Steinhart im Wesentlichen dieselben Grundsätze, welche durch K. F. Hermann im Gegensatz mit dem von Schleiermacher durchgeführten Principe vertreten werden. Beyde gehen von der Ansicht aus, daß die meisten der Gespräche, welche Schleiermacher theils als methodische Ergänzungen zwischen die größeren eingereiht, theils als dem Platon nicht angehörige Werke mit den Gelegenheitschriften in besondere Anhänge verwiesen hat, vielmehr die früheste Stufe der platonischen Geistesentwicklung repräsentiren und uns den Verfasser noch auf dem Standpunkte der sokratischen Lehre und Lehrweise zeigen, nicht ohne einzelne Spuren einer schon damals über die Gränzen jener hinausstrebenden Geistesrichtung. Bey dieser Uebereinstimmung mit Hermann in dem Grundgedanken wahrlich jedoch Hr. St. die Freiheit, welche selbständiger Forschung gebührt.

(Fortsetzung folgt).

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. etc.

Hyperidis orationes duae etc.

(Schluß.)

Man sieht leicht, daß Hyperides die Vorschriften der Technik gut zu handhaben verstanden hat. Als *δευτερολογία* ist die Rede nur ein Resumé, woben man über andere Dinge sich ergehen konnte, worüber zu sprechen beliebte, denn es wird vorausgesetzt, daß der vorhergehende Redner die Sache selbst im Allgemeinen abgemacht habe*); ein passendes Beyspiel dieser Art gibt Cicero pro Murena; man ergeht sich über den Charakter des Klägers und sucht diesen wie immer bey den Richtern in schiefes Licht zu stellen, wie die Technik lehrt, in odium, invidiam, contemptionem; hier gilt es besonders, durch scharfen aber doch heitern und anmuthigen Ton der Rede die Richter zu gewinnen, denn — Ende gut, alles gut. Man muß gestehen, daß Hyperides kein geringer Meister dieser Kunst gewesen ist.

Ueberzeugend und schön ist der Beweis, daß Polyuktus zur Klage der Eifangelie gegen Eurenippus gar nicht berechtigt war, da das Gesetz alle Fälle, in welchen eine solche stattfinden kann, aufzählt — hier lernen wir zum erstenmal vollständig die Worte des Gesetzes selbst kennen, — und dort nur von Rednern gesprochen ist, welche um Geld bestochen, zum Schaden ihres Volkes reden, ἢ ῥήτωρ ὧν μὴ λέγη τὰ ἄριστα τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων χρήματα λαμβάνων, während Eurenippus kein ῥήτωρ, sondern ein *ιδιώτης* ist, und demnach gar nicht unter die vom Gesetze vorgeschriebene Kategorie fallen kann, womit die Klage an sich in dieser Form zurückgewiesen ist. Hier ist schon die historische Aufzählung von frühern Personen, gegen welche die Klage der Eifangelie erhoben wurde, und die sich durch die Flucht dieser entzogen hatten, interessant, im Gegensatz der spätern Zeit, wo dieselbe strenge

Prozeßform, in, wie Hyperides darstellt, nichtigen Dingen angewendet wurde.

Die nächste Forderung des Klägers ist Col. 25, daß den Beklagten niemand vertheidigen soll, die Richter niemanden, der für ihn auftreten wolle, anhören sollen. Ein solches Verfahren scheint nur möglich, wenn der Gegenstand eine *causa turpis* ist, die an sich nicht leicht eine Vertheidigung zuläßt, und es ist zu verwundern, wie der Kläger dem Vertheidiger eine solche Blöße geben konnte. Der junge Cicero macht als Anwalt des des Vattermordes angeklagten S. Roscius davon einen schönen Gebrauch, Aeschines sagt in der Klage gegen Ktesiphon, dieser möge sich allein vertheidigen, die Richter sollen den Demosthenes, wenn dieser für jenen sprechen wolle, nicht anhören; Demosthenes weist ein solches Ansuchen mit aller Entschiedenheit zurück. So hat es denn auch Hyperides leicht, das unpolitische und inhumane dieser Forderung nach den Vorschriften der Technik (Anax. cap. 36) hervorzuheben, während Polyuktus selbst, als er angeklagt wurde, nicht weniger als zehn *συνήγοροι* aus der *γενὴ αἰγιῆς*, darunter auch den Hyperides, eben so jetzt in dieser Sache den Lykurgus, folglich die tüchtigsten Redner sich ausgewählt habe; dann wird in einem Enthymem der scharfe Contrast zwischen beyden recht einleuchtend und lebendig vor Augen gestellt, εἶτα σοὶ μὲν ἔξεστι καὶ γεῖνοντι τοὺς βοηθήσαντας καλεῖν καὶ διακονεῖν τοὺς συγκατηγορούς ἀναβιβάσασθαι, ὅς οὐ μόνον ὑπὲρ σεαυτοῦ δύνασαι εἰπεῖν, ἀλλὰ καὶ ὅλη πόλει πράγματα παρέχειν ἱκανὸς εἶ. Εὐξενίπῳ δ' ὅτι ιδιώτης ἐστὶ καὶ πρεσβύτερος οὐδὲ τοὺς γίλους καὶ τοὺς οἰκείους ἔξεσται βοηθεῖν · εἰ δὲ μή, διαβληθήσονται ὑπὸ σοῦ*);

Die Erwiderung, die der Redner den Kläger darauf vorbringen läßt, er habe mit Recht diese

*) Daher auch der eigene Anfang der Rede: ἀλλ' ἔγωγε, ὃ ἄνδρες δικασταί, ὑπὲρ καὶ πρὸς τοὺς παρακαθημένους ἄρτίως ἔλεγον, θανυμάζω, εἰ κ. τ. λ.

*) Damit schließt der Satz, welcher die Folge des vorausgehenden in einer Frage des Unwillens anspricht. Im folgenden beginnt ein neuer Satz, der die fingirte Antwort darauf von Seite des Gegners enthält: *Νῆ Αἴα · τὰ γὰρ πεπραγμένα αὐτῷ δεινὰ ἐστὶ καὶ ἄξια θανάτου*, wie bey lateinischen Rednern at enim; und dieses veranlaßt den Redner zur nächsten Auseinandersetzung der *πεπραγμένα*. Die Abtheilung der Sätze ist daher bey Schneiderwin p. 8, 2 seq. zu ändern.

Forderung gestellt; denn was Eurenippus begangen habe, sey schrecklich und verdiene die Todesstrafe, gibt dem Hyperides Gelegenheit, sich über die causa selbst kurz zu erklären, und nur daraus lernen wir den Gegenstand kennen. Polynektus hatte nebenben die Sache in das Gebiet der Politik gezogen und den Eurenippus als einen Anhänger und Schmeichler der Olympias und des Alexanders zu verdächtigen gesucht, ein Vorwurf, den Hyperides als unwürdige Verläumdung zurückweist, zugleich andeutend, wie nahe Polynektus, der Besseres zu leisten vermöge, durch ein solches Verfahren einem Sykophanten komme, wovon er sich in acht nehmen möge: *ἀλλ' οὐκ ἔστιν ὧ Πολύνεκτε, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ὄφεν κατηγορίαν οὐκ ἂν ποιήσῃς, καίτοι σε ἐχρῆν, ὅτε περ προήρησαι πολιτεύεσθαι, καὶ νῆ Λία καὶ δύνασαι, μὴ τοὺς ἰδιώτας κρίνειν μηδ' εἰς τοῦτους νεανιεύεσθαι, ἀλλὰ τῶν ῥητόρων ἕαν τις ἀδικῆ, τοῦτον κρίνειν, στρατηγὸς ἕαν τις μὴ τὰ δίκαια πράττῃ, τοῦτον εἰσαγγέλλειν· παρὰ γὰρ τοίτοις ἔστι καὶ τὸ δύνασθαι βλάπτειν τὴν πόλιν, ὅσοι ἂν αὐτῶν προαιρῶνται, οὐ παρ' Εὐξενίππῳ οὐδὲ τῶν δικαστῶν τοῦτων οὐδενί,* in diesem Geiste habe er, Hyperides, selbst immer gehandelt; der Kläger aber bringe gar nicht hieher gehörige Anschuldigungen vor, und mißbrauche das extra causam dicere aus folgendem Grunde col. 41, *ἴν' ἕαν μὲν ἀγέμενοι τῆς εἰσαγγελίας περὶ τῶν ἔξω τοῦ πράγματος κατηγορηθέντων ἀπολογῶνται, ἀπαντιῶσιν αὐτοῖς οἱ δικασταί, τί ταῦθ' ἡμῖν λέγετε; ἕαν δὲ μηδὲνα λόγον περὶ αὐτῶν ποιῶνται, ὁ ἀγὼν αὐτοῖν χεῖρον γένηται· τῶν γὰρ κατηγορηθέντων τὸ μὴ λαβὼν ἀπολογίαν ἐπὶ τῇ ὀργῇ τῶν δικαστῶν καταλείπεται.* Hier wird die gewöhnliche Sünde der alten Redner, das ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν scharf und der Wahrheit gemäß geächtigt; merkwürdig ist, daß dieser Grund in keiner der uns erhaltenen Reden angegeben ist, er ist dem Hyperides allein eigen, und zwar so, daß er in der andern Rede für den Sykophron fogleich wiederkehrt*). Polynektus verkenne den Charakter der Richter, hochherziger als die Athener sey kein Monarch und kein Volk auf

*) Col. 7 *ἀλλ' οἶμαι, ἃ ἄνδρες δικασταί, πολλὰ πλεονεκτηῶσιν ἐν τοῖς ἀγῶσιν οἱ κατηγοροὶ τῶν φερόντων· οἱ μὲν γὰρ διὰ τὸ ἀκίνδυνον αὐτοῖς εἶναι*

der Welt; wer böswillig angeklagt und verleumdet werde, finde immer daselbst sichern Schutz; (es werden Beispiele aufgezählt) und so möge auch dem Eurenippus, der unschuldig in einer schweren Klageform, die gar nicht auf ihn anwendbar sey, belangt wäre, Recht und Billigkeit werden. Die Rede schließt mit den Worten: *ἐγὼ μὲν οὖν σοί, Εὐξενίππε, βεβοήθηκα ὅσα εἶχον, λοιπὸν δ' ἔστι δεῖσθαι τῶν δικαστῶν καὶ τοὺς φίλους παρακαλεῖν καὶ τὰ παιδία ἀναβιβάζεσθαι,* so offen und nackt drückt sich keine der vorhandenen Reden aus.

Dieses ist der Inhalt der neuen nun vollständig vortliegenden Rede; wenn diese ihrer Durchführung nach mehr in Anwendung von allgemeinen Gedanken, loci communes, besteht, so ist dieses in der Natur der δευτερολογία begründet; gesunden, kräftigen Menschenverstand kann man nicht verkennen, und häufige Uebung verbunden mit den gewöhnlichen Vorstudien, wie die Alten sie nie vernachlässigten, mag ohne besondere Schwierigkeiten diese Stufe der Beredsamkeit erlangen haben.

Von der zweiten Antithetischen Rede für Sykophron*), gegen welchen Isokoros die Klage der εἰσαγγελία erhoben hatte, sind 15 Columnen übrig,

τὸν ἀγῶνα ῥηδίως ὅτι ἂν βούλωται, λέγουσι καὶ καταψεύδονται, οἱ δὲ κρινόμενοι διὰ τὸν φόβον πολλὰ καὶ τῶν πεπραγμένων ἀντιὸς εἰπεῖν ἐπιλαμβάνονται· ἔπειτα οἱ μὲν ἐπειδὴν πρότερον λόγον λάβωσιν, οὐ μόνον ἃ ἔχουσιν αὐτοὶ δίκαια περὶ τοῦ πράγματος λέγουσιν, ἀλλὰ συσκευασμένες λοιδορίας ψευδεῖς κατὰ τῶν κρινόμενων ἐξιστάσιν τῆς ἀπολογίας, ὅσπερ συμβαίνει ἀντιὸς δυοῖν τὸ ἕτερον ἢ περὶ τῶν ἔξωθεν διαβολῶν ἀπολογουμένοις τῆς περὶ τοῦ πράγματος ἀπολογίας ἀπολελεῖσθαι, ἢ εἰ μὴ μέμνηται περὶ τῶν προκλιτηγορηθέντων, οἷσιν καταλείπειν πικρὰ τοῖς δικασταῖς ὅτι ἄληθῆ ἔστιν τὰ εἰρημέα

*) Wie verkehrt es ist, über Personen und Sachen, von welchen wir nichts Sicheres wissen, mit Gewalt etwas wissen zu wollen, welcher Fehler heut zu Tage sehr häufig bei den Altcrthumsforschern zu finden ist, lehren auch diese Fragmente; Börschke (Forschungen über attische Redner I, 706) sagt, er werde noch beweisen, daß dieser Isokhoron der Freund von Pheras sey; das was an sich schon unglaublich lautete, wird er jetzt, (so wie vieles andere) nach dem Erscheinen dieser Papyri sicher bleiben lassen.

welche den Schluß umfassen, oft zur Hälfte verstümmelt, und darum vielen Schwierigkeiten unterworfen. Ton und Sprache dieser Rede ist übereinstimmend mit der vorhergehenden; es scheinen in dieser Sammlung, welche wohl sämtliche Reden des Hyperides enthielt, die die *εἰσαγγελία* betreffenden verbunden gewesen zu seyn; auch hier glänzt er durch allgemeine Gedanken, weiß dem Gegner überall zuzusetzen, und das irgend wie für den reus sprechende blendend hervorzuheben; so ist der *Topus ex vita col.* 11 — 15 gut angebracht und ausgeführt, das ganze aber freylich nicht mehr als *ἐκ τοῦ εἰκότος*. Lykophron war zwey Jahre Hipparchus in Lemnos (wodurch die bekannte Stelle im *Dem. Phil.* 1. p. 47 eine erwünschte Erläuterung erhält), und hatte daselbst von den Lemniern, wie sich leicht erwarten läßt, allerley Auszeichnung genossen, was hier sogleich zu seinen Gunsten gewendet wird, *ἃ δὴ τεκμηρία ὑμῖν ἐστὶν εἰς τοῦτον τὸν ἀγῶνα ὡς φρονεῖς καὶ ἐμοῦ αἰτία εἰσὶν· οὐ γὰρ οἶόν τε τὸν Ἀθήνησι πονηρὸν ἐν Ἀθήνῃ χρηστὸν εἶναι, οὐδ' ἡμεῖς ὡς τοιοῦτον ὄντα με ἀπεστέλλετε ἐκείσε παρακαταιδέμενοι δύο πόλεις τῶν ὑμετέρον αὐτῶν*. Ueberhaupt ist Hyperides ein Redner, aus dem man, wie aus Isokrates, eine reichliche Uebersetzung von Beyspielen vorbringen kann, die ganz nach den Vorschriften der Technik ausgeführt sind. Die selbst aufgeworfene Frageform 11, 19 *διὰ τί; u. 13, 7 τίνας οὖν κέκρικα καὶ εἰς ἀγῶνα κατέστιμα;* hat Hyperides wohl dem Demosthenes abgelernt.

Die Bearbeitung von Babington ist nicht ohne Einsicht und Kenntniß gemacht, das wird jeder gestehen, welcher weiß, wie leicht der irren kann, welcher zuerst Inschriften oder solche Papyri erklärt; einige grammatische Versehen hat der deutsche Herausgeber stillschweigend entfernt, anderes richtiger erkannt und in den *Addendis* nachgetragen, da er das Facsimile erst später erhalten hatte, im Ganzen mußte er ihm folgen, hat aber durch einen reichhaltigen Commentar das Studium dieser neu aufgefundenen Blätter instructiv gemacht. Da der Text, wie gewöhnlich nach Vollendung der Abschrift statt fand, von zweyter Hand revidirt ist, so sind nur wenige Fehler stehen geblieben, die man leicht entfernen konnte. P. 4, 14 *οὐ μὰ Δία, οὐχ ὥσπερ ἐν τῇ κατηγορίᾳ Πολύενκτος ἔλεγεν ο [ᾗ] γάσκων*

δεῖν τοὺς ἀπολογουμένους ἰσχυρίζεσθαι τῷ εἰσαγγελικῷ νόμῳ ist zwar nach O am Ende der Zeile ein kleiner Riß im Papyrus, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß der Buchstabe F ausgefallen sey, von dem sich der Größe der Lücke nach zu urtheilen, noch einige Spur hätte erhalten müssen; O selbst ist außer der Zeile und wahrscheinlich später hinzugefügt, auch genügt *ἔλεγεν ὁ γάσκων*. P. 7, 6 *δέκα μὲν συνηγόρους ἐκ τῆς Αἰγιῶδος φυλῆς ἤτησω ὧν καὶ ἐγὼ εἰς ἣν αἰρεθεῖς ὑπὸ σοῦ*, im Papyrus ist der erste Buchstabe des Verbums halb verwischt, man sieht nur *Γ Γ Η (ω)*; woraus Babington *ἤτησω* gemacht hat; der eigentliche Ausdruck ist nicht *συνηγόρους ἐκ φυλῆς αἰτεῖσθαι*, sondern *αἰρεῖσθαι* wie sogleich folgt; hat Hyperides das als unattisch verworfene *ἤρησω* geschrieben, und dient dieses zugleich zur Stütze des aristophanischen *συνηγήσατο?* P. 10, 1 steht im Papyrus *ἐποίησεν περὶ*, nicht *ἐποίησε*, wie man erwartet, worüber man Bömels Programm 1853, de N et Σ adductis litteris nachlesen kann. Unsicher bleibt in dieser Rede nur eine Stelle p. 15, 1—4, weil daselbst eine Lücke im Papyrus zwey Zeilen unlesbar gemacht hat. Daß die ersten Worte nur seyn konnten: *καὶ πρότερος ἀδικεῖ ὑμᾶς ὁ κρινόμενος ἢ σὺ κακῶς μοι δοκεῖς εἰδέναι*, *ᾧ Πολύενκτι*, war nicht schwer zu finden, aber das folgende ist dem Inhalte wie der Form nach falsch ergänzt; schon dem Raume nach können nicht so viele Buchstaben gewesen seyn, als man hineinlegt; Schneidewins letzter Versuch in den *Addendis* *ἀλλ' οἱ δίκαιοι τὰντὰ γινώσκοντες, πάντες, ὅτι σὺ und οὐδὲν γὰρ* ist aus mehreren Gründen unhaltbar. Man erwartet einen Gedanken der Art: *καὶ βάρβαροι τὰντα γινώσκουσιν, ὅτι . . ἐστὶν οὐδεὶς ἐν τῇ οἰκουμένῃ οὔτε μοναρχος οὔτε ἔθνος μεγαλυψυχότερον τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων*. ob schon auch so die Anfügung des nächsten Satzes *τοῖς δὲ συγκοινομένοις τῶν πολιτῶν ὑπὸ τινων ἢ καθ' ἑνα ἢ ἄθροως οὐ προίεται, ἀλλὰ βοηθεῖ* nicht die beste Verbindung erzeugt. P. 15, 14 *τοσοῦτον ἀπέλιπον [προ]σέσθαι τινα τ[οιοῦτο]ν λόγον* ist die Lücke für *τοιοῦτον* zu klein und die Voraussetzung von *τινα* nicht im Sprachgebrauche begründet, es war wohl *τ[οῦτο]ν*, im Verbum ist die Lücke zu groß und es stand wahrscheinlich *ἀπέλιπον [τοῦ προ]σέσθαι*.

L. Spengel.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Juli.

Nro. 6.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Platon's sämtliche Werke, 2c.

(Fortsetzung).

So setzt derselbe den größeren Hippias, welchem Heermann seine Stelle hinter dem Menon am Schlusse der von ihm angenommenen Uebergangsperiode angewiesen hat, unmittelbar vor den kleineren Hippias, welche beyde Gespräche mit dem Ion an der Spitze und dem ersten Alkibiades zu einer Art von Tetralogie der frühesten platonischen Geistesprodukte vereinigt werden, welcher eine zweyte, den Lysis, Charmides, Laches und Protagoras umfassende, folgt. Der zweyte Alkibiades wird in den Anhang „einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke“ verwiesen.

Schon diese Uebersicht der in dem ersten Bande enthaltenen Schriften läßt uns Hr. St. als den rechten Widerpart A's erkennen, welcher den sämtlichen dem Protagoras vorangehenden Gesprächen den platonischen Ursprung abspricht. Gegen ein solches Urtheil vertheidigt Hr. St. nicht nur die genannten Gespräche der ersten Reihe, sondern, wie sich von selbst erwarten läßt, auch die spätern, hinter Protagoras gefetzten, wie den Euthydemos, Menon, Euthyphron, die Apologie, den Kriton, welche A's sämtlich in das gemeinsame Verwerfungsurtheil mit eingeschlossen hat. Jeder unbefangene Leser wird die Sorgfalt und den Scharfsinn anerkennen, mit dem Hr. St. in allen diesen verdächtigten Gesprächen die Spuren des platonischen Geistes aufzufinden und solche Vorzüge an's Licht zu stellen weiß,

wodurch auch die geringste dieser Schriften doch unferer Beachtung in hohem Grade würdig erscheint. Dieß würde sie jedoch auch dann bleiben, ja in gewissem Falle vielleicht noch in höherem Maaße werden, wenn man aus irgend welchem triftigen Grunde ihr einen anderen Urheber als Platon zuschreiben müßte; und es hieße den Standpunkt besonnener und wahrheitsliebender Kritik verrücken, würde man den Zweifel an dem platonischen Ursprunge einer Schrift für gleichbedeutend halten mit der Herabsetzung ihres inneren Werthes. Zu dieser Verwechslung könnte freylich A's gewaltsames Verfahren hinreichende Veranlassung bieten; die Kritik aber wird daselbe wohl nie anerkennen, und gewiß werden es auch nur wenige seyn, die sich durch eine solche fast wegwerfende Geringschätzung, mit der sich derselbe z. B. an der herrlichen Vertheidigungsrede versündigt hat, in ihrem Urtheile bestimmen ließen. Diese Angriffe weist Hr. St., wie gesagt, ebenso geschickt als nachdrücklich ab. Nur will es uns bedünken, daß in diesem Bestreben bisweilen auch wohlbegründete Bedenken unberücksichtigt geblieben sind. Es gilt dieß von mehreren der dem Protagoras vorangestellten Gespräche, deren theilweise Schönheiten trefflich entwickelt werden, deren aber auch nicht zu verkennende Mängel entweder gar nicht erwähnt oder doch bey der schließlichen Beurtheilung so viel wie gar nicht in Rechnung gebracht werden. Bey den Schriften, die als die frühesten Geistesproducte Platons betrachtet werden, bietet sich natürlich von selbst das Auskunftsmittel (Platon war eben damals *αὐτὸς αὐτοῦ νεώτερος*), und von dem angehenden Schriftsteller darf man nicht dieselbe Virtuosität erwarten, welche wir in seinen vollen-

detsten Werken wahrnehmen und bewundern. Anders verhält es sich nun freylich mit den Gesprächen, welche Hr. St. nach dem Protagoras setzt. Diese müssen es sich schon gefallen lassen, mit dem Maaßstab gemessen zu werden, welchen jenes in jeder Hinsicht ausgezeichnete Gespräch für die Beurtheilung platonischer Kunst und Eigenthümlichkeit an die Hand gibt. Die nächste Stelle nach demselben nimmt in der von Hrn. St. befolgten Anordnung der Euthydemos ein. Während nun Ast es eitle Mühe nennt, in diesem Gespräche, das jeder höheren Beziehung und Andeutung entbehre, nach einem wissenschaftlichen Gehalte oder gar einem philosophischen Zusammenhange mit den platonischen Gesprächen zu forschen, weist Hr. St. in seiner meisterhaft geschriebenen Einleitung nicht nur die glänzenden Vorzüge der Darstellung, sondern auch den tieferen Gedankengehalt mit großem Scharfsinne und unläugbarem Erfolge nach. Wir können es uns nicht versagen, einige Stellen auszuheben, um dem Leser zugleich eine Probe der eben so geistreichen als tief eingehenden Behandlung zu geben.

Nachdem Hr. St. die Helden des Drama's, das edle Brüderpaar Euthydemos und Dionysodoros, die ehemals Fechtmeister ihres Zeichens und Redenschreiber, noch in vorgerückten Jahren von der Dialektik und Ethik Profession machten, um als Weisheits- und Tugendlehrer aufzutreten, im Grunde aber auf diesem Gebiete ihr altes Fechterhandwerk fortsetzten, in ihrem Verhältniß zu den berühmten Sophisten, Protagoras, Gorgias, Prodikos, geschildert, fährt derselbe fort: „Indem uns nun Platon in diesem nach Euthydemos benannten Dialoge ein Bild jener geringern, ausgearteten, bloß in Trugspielen und Wortstreiten bestehenden Sophistik entwirft, könnte es scheinen, als habe er seinen Sokrates hier mit eben so unwürdigen als unbedeutenden Gegnern in den Kampf treten lassen. Aber wir dürfen jene neckischen Gedankenspiele und grammatischen Schulwitze, die uns jetzt so lächerlich und kindisch vorkommen, doch nicht allzu gering anschlagen; denn in der Geschichte des menschlichen Denkens nehmen sie ein sehr bedeutendes Feld ein und selbst ein Aristoteles hielt es nicht für überflüssig, der Darstellung und Lösung jener auf Täuschung berechneten

Formeln und Schlüsse ein eigenes Buch zu widmen.“ Der Verf. zeigt hierauf, wie diese allerdings in Form und Inhalt und Zweck unphilosophischen Praktiker doch mit den tieferen und ernstern Bestrebungen der Speculation in einem gewissen Zusammenhange stehen, und fährt dann fort: „Jene eristische Dialektik erscheint sonach als eine vorübernde Gymnastik des Denkens, als ein Vorspiel einer tiefern Denk- und Sprachwissenschaft, und jene kindischen Wortgefechte waren in der That eine nothwendige Entwicklungsstufe, gleichsam die Flegeljahre der jugendlichen Philosophie; wir sehen sie daher, wenn auch in immer andern Formen, bey allen philosophisch gebildeten Völkern zu allen Zeiten wiederkehren, in welchen eine neue Geistesrichtung sich in einem neuen Gedankensystem ihre Bahn bricht“.

In der Gegenüberstellung der „echten, von begeistertem Streben nach Wahrheit getriebenen und in die Tiefe und Fülle der Begriffe eindringenden, dabey immer am meisten dem Ethischen und Praktischen zugewendeten“ Dialektik des Sokrates, gegenüber jener „trugvollen und unechten, auf Erkenntniß der Wahrheit verzichtenden“ Dialektik der Sophisten und ihrer Nachtreter erkennt zwar Hr. St. die apologetische Bedeutung an, will aber dieselbe nicht als den höchsten Zweck des Dialogs betrachtet wissen. „Vielmehr war es dem Platon wesentlich darum zu thun, eine feste Grenze des wahren Wissens sowohl gegen die auf der sinnlichen Wahrnehmung beruhende und deshalb leicht irrende Vorstellung, als gegen das todte und abstracte Formelwesen der Sophisten, das zuletzt zum Verzichten auf alle Wahrheit und auf alles Denken führen mußte, aufzufinden.“ In diesem Sinne glaubt der Verf. in dem Euthydemos, wie in dem spätern Menon und Gorgias, „die Mittelglieder und Uebergangsstufen zwischen den sokratisch-ethischen und den selbständigern, auf die eleatisch-megarische Philosophie zurückgehenden dialektischen Dialogen Platons“ zu erkennen.

Hr. St. weist somit diesem Dialoge übereinstimmend mit Hermann seinen Platz in der Reihenfolge der platonischen Schriften unmittelbar hinter Protagoras, „dem größten der im Wesentlichen noch rein sokratischen Gespräche“, an. „Denn nicht nur

in der Form finden wir zwischen beyden Kunstwerken die größte Uebereinstimmung, auch im Inhalte erscheint der Euthydemos theils als ergänzendes Seitenstück, theils als weiterführende Fortsetzung des Protagoras. Beyde Werke stellen, wie schon der größere Hippias, das Treiben der Sophisten und ihrer Anhänger mit einer von schalkhaftem, jugendlichem Uebermuthe übersprudelnden, frischen und fröhlichen aber nie bitteren und vernichtenden, vielmehr auch den Gegner mild und heiter anerkennenden Komik dar, so daß wir bey der Lesung derselben jenes von allen Mißklängen freye, ästhetische Behagen empfinden, das die gelungensten Werke der alten Komödie in uns erregen. Aber auch die feine und reiche Charakterzeichnung der Personen und die mimisch-dramatische Lebendigkeit der rasch sich bewegenden Handlung erinnert uns in beyden Dialogen gleichmäßig an jene herrlichen Dichterwerke. Bey dieser Gelegenheit bemerkt Hr. St., wie darin eine weise berechnete Feinheit des Schriftstellers liege, daß Sokrates, „der noch im Protagoras, wie in allen Dialogen der ersten Periode, als ein Mann in den besten Jahren erschien, hier plötzlich als Greis aufgeführt wird“. Dieß sey darum geschehen, weil Sokrates gegen das Sophistenpaar, welches so tief unter Protagoras stand, nicht jene rücksichtsvolle Haltung habe einnehmen dürfen, die er überall gegen jenen beobachtete. Diese Annahme scheint uns mit der Wirklichkeit der Thatsache nicht ganz in Einklang zu stehen. Vielmehr könnte man den Eindruck bekommen, daß Sokrates dem Protagoras gleich von Anfang an viel schärfer zu Leibe geht als den Sophistenbrüdern, indem er sich mit fast übermäßiger Geduld immer wieder hinter sein ironisches Lob, wie in ein verschanztes Lager, zurückzieht, dem kocken, streitsüchtigen Ktesippos es überlassend — worin allerdings ein fein motivirter Zug des Gespräches liegt — die beyden Klopfflechter in entsprechender Weise zu bedienen. Auch bedurfte es dieses Grundes gar nicht, um die Verschiedenheit in der Zeichnung des Sokrates zu rechtfertigen, da sie außerdem von dem Verf. hinreichend motivirt ist. Auch in der für einen andern Zug in unserem Dialoge aufgestellten Erklärung können wir Hrn. St. nicht bestimmen. In der zweyten Katechese nämlich, welche Sokrates mit Kleinias anstellt, läßt

dieser in der Erzählung des Gesprächs den Jüngling zuletzt mit so selbstständiger Einsicht den eingeleiteten Gedanken weiter ausführen, daß Kriton seine Verwunderung nicht unterdrücken kann und Sokrates selbst zugibt, „die Worte möchten einem überlegenen Geiste, also doch wohl seinem eigenen, entsprungen seyn.“ Diese Abweichung von der sonstigen Art und Weise des Platon glaubt Hr. St. am besten damit erklären zu können, daß er annimmt, „Platon habe hier an einem auffallenden Byspiele die wunderbar wirksame Gewalt der Lehrmethode seines Meisters darstellen wollen, die durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit einen begabten Jüngling so mächtig anregen und fortreißen konnte, daß er, seiner Schüchternheit vergessend, die von dem Lehrer begonnene Gedankenreihe fortzuspinnen und aus den Borderlagen desselben die nothwendigen Folgerungen selbstthätig zu ziehen, ja, dabey sogar ganz neue und selten gehörte Gedanken auszusprechen wagte, so daß in der That ein überlegener Geist durch ihn zu reden schien“. Allein diese Auffassung trägt offenbar etwas in die Schrift hinein, was mit der von Hrn. St. selbst adoptirten Worterklärung einigermaßen in Widerspruch steht. Denn indem Sokrates zugibt, daß weder Kleinias noch Ktesippos sich zu solcher Weisheit verfliegen, und ausdrücklich versichert, daß sie aber auch keinem der Sophistenbrüder angehöre, und daher vermuthet, es müsse wohl ein Gott zugegen gewesen seyn, der solches geredet, womit er scherzhaft ablehnt, den eigentlichen Urheber zu nennen, bekennt er sich ja doch wohl im Grunde zu der dem Kriton in den Mund gelegten Deutung, womit dann ja aber das Außerordentliche in der Leistung des Jünglings und eben damit auch das Wunderbare in der Wirkung der Lehrmethode des Sokrates wegfällt, dagegen eine in künstlerischer Hinsicht sehr fein angelegte Abwechslung in der Erzählung des Gesprächs gewonnen wird.

Eine besondere Beachtung verdient der in dem einrahmenden Schlußgespräche von Kriton angeführte aber nicht namentlich genannte Redenschreiber, den Sokrates, mit Berufung auf einen Ausspruch des Prodikos, ein Zwitterding zwischen Philosoph und Staatsmann nennt. „Kaum ist jemals“, sagt Hr. St., „das ebenso schwächliche als anmaßende We-

sen jener Dritten, wie sie Platon nennt, die als Männer der richtigen Mitte sich zwischen scharfen Gegensätzen schlaue hindurch zu winden suchen, mit so feinen Zügen gezeichnet worden“. Die Frage, wer unter dem Ungenannten gemeint sey — und man hat sich in den verschiedenartigsten Vermuthungen erschöpft, die insgesammt nur beweisen, daß die hier gezeichneten Züge auf viele bekannte und wohl nicht minder viele unbekanntere Persönlichkeiten passen, keiner aber der namhaft gemachten mit unzweifelhaftem Vorrechte angehören — diese Frage beantwortet Hr. St. dahin, daß er mit Socher und Stallbaum „eine Personification der vom Platon auch an einer andern Stelle (in der zweyten Katechese des Sokrates), ganz besonders aber im Gorgias mit so bitterem Tadel erwähnten Classe der bezahlten Kunstredner und Redenschreiber“ annimmt, „die nach dem Vorgange des Antiphon und unter dem Einflusse der durch Gorgias nach Athen verpflanzten sikelischen Kunstberechtheit bey den redelustigen und processüchtigen Athenern ein so weites Feld ihrer oft unheilvollen Wirksamkeit fanden“.

Der sprachlichen Darstellung und künstlerischen Composition des Dialogs spendet Hr. St. das größte Lob und setzt denselben als ein durchaus ebenbürtiges Werk dem Protagoras an die Seite. „Hier wie dort“, äußert der Verf., „wird das Gespräch nicht unmittelbar dargestellt, sondern mit mimischer Lebendigkeit nach erzählt; hier wie dort wird es durch ein Gespräch des Sokrates mit einem bey der Haupt-handlung unbetheiligten dritten, wie durch einen Prolog, eingeleitet; aber dieses einleitende Gespräch ist hier nicht nur viel lebendiger und charakteristischer durchgeführt, sondern es greift auch in die Mitte des erzählten Gesprächs hinüber, wo die zweyte Unterredung des Sokrates mit Kleinias plötzlich abgebrochen und von Kriton weitergeführt wird; es wird endlich auch nach der Erzählung noch fortgesetzt und bildet so einen Epilog, wie wir ihn weder im Protagoras noch in irgend einem andern platonischen Dialog wiederfinden“.

Man sieht, die eingehende Beurtheilung des Hrn. St. sichts in ihren Ergebnissen nicht wenig ab von der Kritik, welche Ast an diesem Gespräche geübt hat, und ist ganz dazu gemacht, ein etwa

ungünstiges Vorurtheil durch ein möglichst günstiges zu ersetzen. Gleichwohl will es uns bedünken, als wäre auch auf diese Weise einer nach beyden Seiten gerechten Würdigung nicht durchaus Genüge geleistet. Denn während Hr. St. die wirklich vorhandenen zum Theil glänzenden Vorzüge in's hellste Licht setzt, übergeht er ganz die auch nicht zu läugnenden Mängel, oder gibt ihnen durch eine leise Wendung ein anderes Ansehen, als sie in der Wirklichkeit haben. Dahin gehört z. B. die Bemerkung, daß es nicht für eine bloß ironische Redensart zu halten sey, wenn Sokrates sagt, er habe sich bey jenen Männern in die Schule gegeben, um ihre Weisheit zu lernen; denn es liege darin die Anerkennung, daß die von ihnen und ihren Genossen aufgestellten Antinomien ein nothwendiges Moment und eine zu überwindende, aber nicht gering zu schätzende Vorstufe zur wahren dialektischen Kunst und zu höhern Erkenntnissen waren. Allein Sokrates sagt eben nicht, er habe sich bey jenen Männern in die Schule gegeben, sondern er werde sich geben, und zwar unter Umständen, wodurch diese Aeußerung allerdings bloß die Wirkung einer ironischen Redensart erhält, die noch überdies in der öfteren Wiederholung lässig und in ästhetischer Beziehung anstößig erscheint. Es ist nämlich zu beachten, daß dieselbe nicht bloß in das erzählte, sondern auch in das einrahmende Gespräch mit Kriton verlegt wird, daß also die erzählte Unterhaltung mit den Sophisten, in welcher die wissenschaftliche Armseligkeit und moralische Nichtswürdigkeit dieser Charlatane sich in ihrer ganzen Blöße gezeigt hat, als bereits vorausgegangen gedacht werden muß, wodurch es in der That ein etwas frostiger Scherz wird, wenn Sokrates erklärt, er habe im Sinne, sich bey den beyden Männern in die Schule zu geben, und auch damit sich noch nicht begnügt, sondern diesen Scherz noch weiter ausspinnt, durch die nicht ganz geschmackvolle Erzählung seines Verhältnisses zu Konnos, und dann auch noch den Kriton auffordert, sich zum Mitschüler herzugeben und seine Söhne als Lockspeise anzubieten, damit die Sophisten eher geneigt wären, sie, die Grauköpfe, selbst als Schüler anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Juli.

Nro. 7.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Platon's sämtliche Werke, 2c.

(Fortsetzung).

Damit sollte es nun billig sein Bewenden haben. Das ist aber keineswegs der Fall in unserem Dialoge. Denn gleich nachdem Sokrates die Erzählung des Gespräches beendigt, an dessen Schluß er — man möchte auch zweifeln, ob in passender Weise — mit der Ermahnung an die Sophisten, die Armseligkeit ihrer Weisheit nicht gar zu augenscheinlich bloßzustellen, die Aufforderung verbindet, ihn nebst den Kleinias als Schüler anzunehmen; nachdem also auch Kriton zur Genüge wahrnehmen konnte, was er sich von dem Unterrichte der Sophisten zu versprechen hat, wiederholt Sokrates noch einmal die Zumuthung, Kriton soll mit ihm zu jenen Männern in die Schule gehen. Durch solche Unzuträglichkeiten verliert auch überhaupt das Lob, welches Hr. St. dem einleitenden Gespräch des Euthydemos im Vergleich mit dem Protagoras zollt, etwas an Gewicht. Wenn ferner Hr. St. „die poetische Fülle des zwischen Ernst und Scherz mit unvergleichlicher Anmuth schwebenden, durch die treffendsten und lebensfrischesten Bilder belebten Ausdruck's“ rühmt, so ist doch nicht zu verkennen, daß Ast einigermaßen Recht hat, wenn er in der Häufung von bildlichen und sprichwörtlichen Ausdrücken und Wortspielen u. s. w. ein Uebermaaß sieht, wie dieß im Protagoras und anderen der schönsten Schriften Platon's nicht nachzuweisen ist. Zuweilen gehen sie auch an sich über die Grenze des Angemessenen hinaus, wie wenn Sokrates in seinem Gespräch mit Kleinias,

indem er die Kunst der Redenschreiber als Theil der Bezauberungskunst erklärt, ihr gegenseitiges Verhältniß dahin bestimmt: „die eine wirkt besänftigend auf Schlangen, Spinnen, Skorpionen und andere Thiere und Krankheiten, die andere aber besänftigend und besprechend auf Gerichtshöfe, Volks- und andere zahlreiche Versammlungen“. Diese und andere, nicht eben als künstlerische Vorzüge anzuzehenden Eigenschaften des Dialogs klingen zwar vielfach an die von Hr. St. vor Protagoras gesetzten Gespräche an, stehen aber wesentlich und zu ihrem Nachtheil von der hohen künstlerischen Vollendung, der bey aller Frische und Lebendigkeit der Darstellung durchaus maaß- und anstandsvollen Haltung des Protagoras ab. Man muß also wohl annehmen, daß, wenn der Euthydemos nicht — und es sprechen allerdings triftige Gründe dagegen — zu den Vorläufern des Protagoras zu rechnen ist, wir in ihm den schwächeren Abglanz jenes in besonders glücklicher Stunde geborenen Werkes besitzen, und daß vielleicht gerade die Aehnlichkeit der Intention und Situation einer gleich harmonischen Ausführung, wie wir sie an jenem wie aus einem Guße des reinsten, edelsten Metalles hervorgegangenen Werke bewundern, hinderlich gewesen. Ja, sollen wir unser Gefühl aussprechen, das sich uns jedesmal bey Lesung dieses Gespräches aufdrängte, so müssen wir gestehen, daß wir niemals den Gedanken an die Möglichkeit eines anderen Verfassers unterdrücken konnten. Denn abgesehen von einzelnen Verstößen gegen die Angemessenheit, die sich etwas schwer mit dem sonst von Platon bewährten Geschmack vereinbaren lassen, glauben wir überhaupt einen andern

gestimmten ästhetischen Ton zu vernehmen, der weniger an die — wir möchten sagen aristokratische — Feinheit erinnert, die wir als eine charakteristische Eigenschaft der platonischen Darstellung betrachten. Manches, was uns unter der Voraussetzung des platonischen Ursprungs auffallend erscheint, wie eben die zahlreichen Anklänge nicht nur an den Protagoras, sondern an mehrere andere platonische Dialoge der späteren Zeit, würde sich viel natürlicher erklären bey der Annahme eines anderen mit den platonischen Schriften vertrauten und vielleicht angeregten Verfassers. Und ist es nicht im höchsten Grade wahrscheinlich und durch überlieferte Zeugnisse bestätigt, daß in jener Zeit der Blüthe geistiger Bildung und besonders rhetorischer Studien zu Athen, die Bewunderung der platonischen Schriften manchen begabten Jünger der Philosophie — sey es unter den Sokratischen oder Platonikern — zu ähnlichen Versuchen reizen mußte, die nicht immer so ganz unzulänglich auszufallen brauchten, wie manche der anerkannt unächten Schriften sind, die wir in der Sammlung der platonischen Werke finden. Wie solche Dialoge fremden Ursprungs mit den platonischen in ein Corpus vereinigt werden konnten, dieß bedarf angesichts der sowohl hier als in anderen Schriftgattungen unzweifelhaft vorliegenden Thatsache keiner weiteren Erörterung. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß, so viele Fragen und Untersuchungen auch berührt werden, die wesentlich in den Organismus der platonischen Philosophie eingreifen, durch den Verlust dieses Werkes doch keine Stufe der Entwicklung um ihren eigentlichen Vertreter unter den platonischen Schriften gebracht würde, indem alle einschlagenden Fragen in anderen Dialogen, wie im Protagoras, Gorgias, Theätetus, Sophistes tiefer und gründlicher behandelt werden; und auch auf die doppelte Katechese, die Sokrates mit Kleinias vornimmt, darf man sich nicht allzusehr berufen, da diese selbst der Erklärung eher Schwierigkeiten bietet als ein sicheres Kennzeichen des platonischen Ursprungs an die Hand gibt. Alle diese Gründe sind nun keineswegs hinreichend, diesem Gespräche seinen Platz unter den platonischen Schriften abzusprechen, wozu wohl auch die sprachliche Darstellung

entschiednere Anhaltspunkte bieten müßte; aber sie sind wohl hinreichend, um den Euthydemos in die Zahl derjenigen Gespräche zu setzen, für deren Aechtheit wohl kein Kenner der platonischen Schriften mit gleicher Ueberzeugung eintreten möchte, als z. B. bey solchen Werken, wie Protagoras, Gorgias, Phädrus, Phädon u. a., denen die Muse den Stempel des platonischen Geistes unverkennbar aufgedrückt hat. Durch diese secundäre Stellung in der Reihe der platonischen Schriften verlieren jene Werke natürlich nichts an ihrem wirklichen Werth und Gehalt, und es wäre gewiß eher ein Gewinn als ein Verlust zu nennen, wenn es gelänge, für ein oder das andere derselben durch irgend welche triftige Beweisgründe einen anderen Verf. zu ermitteln und z. B. durch eine solche Dahingabe auch nur einen Dialog von Aristoteles zu erkaufen. Immer aber bleibt es Pflicht und Aufgabe nicht nur der Kritik überhaupt, sondern auch und namentlich der platonischen Forschung, nach beyden Seiten hin den Grad der Gewißheit nicht höher anzuschlagen, als die Natur der Sache und die vorhandenen Beweisgründe erlauben, kurz das sokratische Nichtwissen nicht allzusehr zu vergessen.

Diese Forderung findet auch bey der Anordnung der platonischen Gespräche nach einer bestimmten Zeitfolge ihre Anwendung. Denn bedenkt man, wie selten in den Werken selbst ein bestimmterer chronologischer Anhaltspunkt gegeben ist, dem man ohne Bedenken folgen kann, und wie schwer es ist in vielen Fällen zu unterscheiden, ob in den inneren Beziehungen der Dialoge untereinander eine Andeutung als Rückbeziehung auf eine frühere Schrift oder als eine vorläufige Hindeutung auf eine spätere, ausführlichere Entwicklung zu betrachten ist, so wird man sich wohl begnügen müssen mit der Ueberzeugung, höchstens in den größeren Umrissen der objectiven Wahrheit nahe gekommen zu seyn, in dem weiteren Detail aber der möglichsten Wahrscheinlichkeit und subjectiven Zweckmäßigkeit Genüge geleistet zu haben. In dieser Beziehung entspricht die Reihenfolge, in welcher uns Hr. St. die platonischen Schriften vorführt, gewiß allen billigen Anforderungen, wenn sie auch nicht den Anspruch machen kann, als die unzweifelhaft richtige oder auch

nur vorzugsweise historisch beglaubigte zu gelten. Ein gegründetes Bedenken läßt sich z. B. erheben gegen die Stellung, welche Hr. St. dem größeren Hippias unmittelbar vor dem kleineren gibt. Läßt man nun auch keinen Zweifel aufkommen gegen die Wahrscheinlichkeit, daß beyde Gespräche von demselben Verfasser herrühren sollen, so muß man doch anerkennen, daß das kleinere vielmehr Verwandtschaft mit dem Ion hat als das größere, das in der sprachlichen und dialektischen Darstellung eine weit größere Sicherheit und Gewandtheit verräth, und wie Herr St. ganz richtig bemerkt, in diesen Eigenschaften eine hervorragende Verwandtschaft mit dem Euthydemos bekundet. Denn der von Hr. St. aufgezeigte Fortschritt in der Kunstform des kleineren Gesprächs gegenüber dem größeren kann keine Instanz gegen die spätere Abfassung des letzteren abgeben, da Platon ja auch sonst zu früher angewendeten und in einzelnen Fällen ausdrücklich aufgegebenen Formen zurückkehrt, wo ihm dieß aus anderen Gründen räthlich scheint, und es sich jedenfalls denken läßt, daß ihm eine ganz gleichmäßige Einführung des späteren Gesprächs, eben weil es derselben Persönlichkeit gewidmet war, nicht zusagen mochte, um so mehr, als ihm eine andere gewiß nicht weniger fein ausgedachte, wenn auch zu stark ausgebeutete Erfindung für die fehlende dritte Person hinlänglichen Ersatz bot zur Belebung des Gesprächs. Und wie, setzt Hr. St. nicht selbst den Alkibiades, dessen Verwandtschaft in der Anlage des Gesprächs mit dem Ion und größeren Hippias, also Verschiedenheit von dem kleineren Hippias in eben dieser Beziehung er ausdrücklich hervorhebt, dennoch hinter dieses Gespräch, und zwar trotz aller anerkannten nicht unwesentlichen Mängel der Darstellung, wie sie sich in gleich hohem Maaße kaum in einem der vorangehenden Dialoge finden?

Ein ähnliches Bedenken können wir nicht unterdrücken gegenüber der von Hr. St. aufgestellten Vermuthung, daß die drey Gespräche: Charmides, Laches und Protagoras in demselben Jahre abgefaßt seyen. Denn so wohl überlegt auch die historischen Combinationen sind, auf welche sich diese Annahme stützt, so besitzen sie doch keineswegs das Gewicht so unwidersprechlicher Thatsachen, daß nicht auch

solche Gründe, welche dieser Annahme etwa entgegenstehen, Berücksichtigung verdienen. Ein derartiger innerer Grund scheint uns in dem schriftstellerischen Charakter der drey genannten Werke zu liegen. Denn in der That spricht uns aus den beyden erstgenannten Werken einer- und dem Protagoras anderseits doch ein ganz verschiedener Ton an, und zwar nicht bloß in Bezug auf die reiche Entfaltung und vollendete Ausbildung der dialogischen Kunstform, durch welche sich dieses Gespräch allerdings den schönsten der reiferen Periode an die Seite stellt, sondern auch und namentlich in Rücksicht auf die feineren Fäden und tieferen Motive der künstlerischen Composition und sprachlichen Darstellung, welche eine viel directere Beziehung als jene relativ doch mehr äußere Seite der Kunstform auf die geistige Entwicklung und schriftstellerische Ausbildung des Verfassers enthalten. Kurz, wir können uns die sämtlichen von Hr. St. dem Protagoras vorangeschickten Gespräche nicht anders als Vorläufer desselben denken, als daß wir zugleich annehmen, der Verfasser sey durch alle diese Versuche seiner schriftstellerischen Thätigkeit zunächst zu dem Bewußtseyn gekommen, daß er das Ideal des Kunstwerkes, welches er als frühe Ahnung im Herzen tragen mochte, noch nicht erreicht habe; und der Protagoras sey eben jenes *Εύρηκα*, die erste ganz gelungene Frucht der platonischen Muse. Bey dieser Auffassung müssen wir gleichviel ob re oder potentia eine gewisse Pause des Besinnens und der Sammlung annehmen, die uns hindert, dieses Werk in einer einfachen, man mußte sogar fast annehmen, beabsichtigten Continuität mit den beyden anderen, doch in keinem Falle auf gleicher Stufe der Kunstvollendung stehenden Dialogen zu denken.

So viel mag genügen, um den Gesichtspunkt zu charakterisiren, von dem aus Hr. St. die platonischen Dialoge nach Inhalt und Form und ihrem inneren Zusammenhange nach einer bestimmten Reihenfolge betrachtet. Können wir auch den gewonnenen Resultaten nicht gerade überall beystimmen, so müssen wir uns doch mit voller Ueberzeugung dahin aussprechen, daß die Einleitungen zu den einzelnen Gesprächen in hohem Maaße der Forderung entsprechen, welche der Verf. laut der Vorrede selbst an sich ge-

stellt hat; und wir zweifeln nicht, daß Hr. St. nicht nur den Liebhabern, die nicht Fachgelehrte sind, sondern auch den Forschern auf demselben Gebiete eine willkommene Gabe geliefert hat. Der versprochenen allgemeinen Einleitung sehen wir von einem so bewährten Kenner der antiken Philosophie mit besonderer Erwartung entgegen.

Was nun die andere Seite des vorliegenden Werkes, nämlich die Uebersetzung der platonischen Schriften selbst, betrifft, so erweckt es ein günstiges Vorurtheil, daß der Verf. sich bereits an einer Uebersetzung des Thukydides und Aristophanes versucht hat. Und in der That wüßten wir uns keine besseren Vorstudien zu einer Uebersetzung des Platon zu denken, dessen kunstreich durchgebildeter Styl mit dem tiefsinnigen Ernst des Historikers die Anmuth und Feinheit des Dichters in der glücklichsten Weise vereinigt. Aber eben in diesen vielbewunderten Eigenschaften der platonischen Darstellung, welche ganz auf die eigenthümlichen Fähigkeiten der griechischen Sprache begründet sind, liegt für den Uebersetzer eine Quelle der mannichfachen und tiefgehendsten Schwierigkeiten. Welche Anforderungen an eine wahrhaft befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe zu machen sind, dieß hat wohl Niemand besser erkannt und gewürdigt als Hr. Steinhart, wie dessen Beurtheilung der Schneider'schen Uebersetzung des Staates bezeugt. Wenn übrigens Hr. St. in dem Lobe, das er dieser Leistung spendet, soweit geht, daß er glaubt, der Uebersetzer habe ein wirkliches Kunstwerk geliefert, so können wir bis zu diesem Punkte schon darum nicht mitgehen, weil er nach unserer Meinung weit außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Wir bekennen uns in dieser Beziehung auch jetzt noch zu der Ansicht, die wir bey Beurtheilung der Drescher'schen Uebersetzung (Bnd. XXIX. Nr. 249 dieser Zeitschrift) ausgesprochen haben, und glauben somit jedenfalls nicht mit allzuhohen Präensionen an das vorliegende Werk heranzutreten. Die Ansprüche, welche der Uebersetzer selbst (Vorwort S. X.) an seine Arbeit macht, müssen als durchaus läßlich und sachgemäß bezeichnet werden, so daß die Beurtheilung, welche ohne übertriebene Theorien nur das Ziel des Möglichen und Erreichbaren im Auge hat, wohl des dort gebotenen Maaßstabs sich bedienen darf. Also ..eine möglichst treue,

aber doch nicht durch allzuängstliches Festhalten an jeder Wendung und Wortfügung der Urschrift, steife und undeutsche und dadurch irgend unverständliche, demnach möglichst lesbare Uebersetzung“ ist es, was Herr Müller dem Leser zu bieten sich anheischig macht. Fügen wir noch die selbstverständene Forderung der richtigen Auffassung des Urtextes hinzu, so werden wir das Maaß der Billigkeit nicht überschritten haben. In all' diesen Beziehungen läßt sich der Eifer des Bemühens und die Geschicklichkeit der Ausführung im Ganzen nicht verkennen, aber gleichwohl auch nicht läugnen, daß im Einzelnen noch Manches hinter dem gesteckten Ziele zurückbleibt. Diese Wahrnehmung möge zunächst nur dazu dienen, die eben sehr große Schwierigkeit der Aufgabe zur Anerkennung zu bringen, welche in der weitgreifenden Incongruenz beyder Sprachen gegeben ist. Man denke nur, was die griechische Sprache in dem Periodenbau durch den bequemen Gebrauch der Participien und die eigenthümlichen Partikelverbindungen zu leisten vermag, ohne der Verständlichkeit und Gelesenheit des Ausdrucks im Geringsten Eintrag zu thun; wie die Wortstellung bey der Freyheit von jedem äußeren Zwange sich überall mit Leichtigkeit den stylistischen Zwecken des Schriftstellers anbequemt, um zu ermessen, wie überaus schwierig es ist, bey aller Freyheit in der Wahl der Erfahmittel, im Ganzen und Einzelnen die Wirkung des griechischen Originals zu erreichen. Es herrscht gegenwärtig wohl ziemliches Einverständnis, daß die Schleiermachersche Uebersetzungstheorie in ihrer Anwendung nicht zu dem gewünschten Ergebnisse führen kann. Ihr Fehler liegt darin, daß sie die natürliche Folge des thatsächlich gegebenen Verhältnisses, deren Ueberwindung die — allerdings schwerlich je vollständig zu lösende — Aufgabe des Uebersetzers ist, unter dem Gesichtspunkte des höchsten und letzten Zweckes selbst betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Juli.

Nro. 8.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Platons sämtliche Werke, 2c.

(Fortsetzung.)

Begreiflicher Weise konnte die nach solchen Principien gearbeitete Uebersetzung der platonischen Schriften eben so wenig eine rechte Befriedigung gewähren; daher denn auch jeder neue Uebersetzer, wenn auch nicht das ihm vorschwebende Ideal erreicht, so doch wenigstens die Schleiermacher'sche Uebersetzung durch seine Leistung überboten zu haben hofft. In einer Beziehung übrigens dürfte es vielleicht den Nachfolgern — wir meinen natürlich solche, die, wie Schleiermacher, es auf eine Verdeutschung der Gesamtwerke des griechischen Philosophen abgesehen haben — nicht so leicht werden, ihren Vorgänger zu übertreffen, ja nur zu erreichen. Denn bey allen Mängeln, welche auf Rechnung des besorgten Princip's gesetzt werden mögen, mag es doch vielleicht auch wesentlich dazu beigetragen haben, daß, wie man von einem platonischen Styl spricht, so auch der Uebersetzung es gelungen ist, durch eine gewisse gleichmäßige Haltung in Ton und Ausdruck,

die immer unsere Bewunderung verdient, das zu erreichen, was man einen Styl nennt, wenn auch gleich demselben viel abgeht, ein würdiges Ebenbild des platonischen zu seyn. In der vorliegenden Arbeit soll nun keineswegs der gemachte Fortschritt verkannt werden; doch glauben wir, daß eine Vergleichung einzelner Partien, der wir uns, um einer hergebrachten Pflicht zu genügen, nicht entziehen dürfen, das Resultat ergeben wird, daß nicht immer der Vorzug auf Seiten des Nachfolgers ist, und überhaupt auch solche Mängel vorhanden sind, welche hie und da die nachbessernde Hand vermissen lassen. Wir wählen zur Vergleichung eine Stelle aus Protagoras, und zwar aus dem schönen Gespräche des Sokrates mit dem jungen Hippokrates, der, voll Verlangen, den Unterricht des Protagoras zu genießen, am frühesten Morgen zu Sokrates kommt mit der Bitte, ihn zu Protagoras zu geleiten. Um den unbesonnenen Eifer des Jünglings abzukühlen und ihn über die Folgen eines unüberlegten Entschlusses zu belehren, versucht Sokrates, ihm das Wesen des Sophisten, von dem er keinen Begriff hat, deutlich zu machen. Die Stelle lautet in der Uebertragung beyder Uebersetzer folgendermassen:

Schleiermacher:

So sage denn, was glaubst du ist ein Sophist? — Ich meines Theils, sagte er, wie auch schon der Name besagt, der welcher sich auf Kluges versteht. — Aber, sprach ich, dieses kann man auch von Mahlern und Zimmerleuten sagen, daß sie die sind, welche sich auf Kluges verstehen. Wenn uns aber

Müller:

So sprich, sagt' ich, für was hältst du einen Sophisten? — Ich meine, erwiderte er, für Einen, der, wie der Name es besagt, im Besitze von Kenntnissen ist. — Kann man denn nicht, sagt' ich, auch von Malern und Baukünstlern sagen, daß sie im Besitze von Kenntnissen seyen? Wenn uns aber

Jemand weiter fragte, auf was für Kluges verstehen sich denn die Maler, so würden wir ihm sagen, auf das zur Verfertigung von Bildern gehörige und so auch im übrigen. Wenn uns aber Jemand fragte: Und der Sophist, auf was für Kluges denn der? Was würden wir ihm antworten, was zu verfertigen er verstehe? was würden wir sagen, daß er sey? — O Sokrates, er verstehe gewaltig zu machen im Reden. — Vielleicht, sprach ich, sagten wir dann etwas richtiges, aber hinreichend doch nicht. Denn die Antwort bedarf uns noch einer Frage, nämlich im Reden worüber denn der Sophist gewaltig macht? So wie der Musikmeister doch auch wohl seinen Schüler gewaltig macht im Reden, darüber nämlich, worin er ihn auch sachverständig macht, über die Musik. Nicht wahr? — Ja. — Gut, also der Sophist, im Reden worüber macht denn der gewaltig? Offenbar über das, worauf er sich auch versteht? — So sollte man denken. — Was ist also dasjenige, worin er selbst, der Sophist, sachverständig ist, und auch seinen Schüler dazu macht? — Beym Zeus, sagte er, weiter weiß ich dir nun nichts zu sagen. — Darauf sprach ich: Wie nun? Weißt du also, welcher Gefahr du gehst deine Seele preiszugeben? Oder würdest du wenn du deinen Körper einem anvertrauen solltest auf die Gefahr, ob er gestärkt werden würde oder verdorben, dann wohl erst vielfach überlegen, ob du ihn ihm anvertrauen wollest oder nicht, und zur Berathung deine Freunde herbeyrufen und deine Verwandte, mehrere Tage lang der Sache nachdenkend: was du aber weit höher als deinen Körper achtest, und dem gemäß alle deine Angelegenheiten gut oder schlecht gehen müssen, je nachdem es gestärkt wird oder verdorben, die Seele, hierüber hast du dich weder deinem Vater noch deinem Bruder mitgetheilt, noch irgend einem von uns, deinen Freunden, ob du diesem eben angekommenen Fremdling anvertrauen sollst oder nicht deine Seele; sondern nachdem du gestern Abend von ihm gehört, wie du sagst, kommst du heute mit dem frühesten Morgen, nicht etwa um noch darüber irgend Gespräch und Berathung zu pflegen, ob du dich selbst ihm hingeben sollst oder nicht, sondern ganz bereit schon, dein und deiner Freunde Vermögen

Jemand fragte, im Besitz welcher Kenntnisse sind denn die Maler, würden wir ihm etwa erwidern, der zur Verfertigung von Gemälden erforderlichen, und so in andern Fällen. Wenn aber Jemand an uns die Frage thäte: Welche Kenntnisse besitzt denn der Sophist? Was würden wir ihm antworten? Auf welches Geschäft versteht er sich? — Was anderes sollten wir wohl von ihm ausfragen, lieber Sokrates, als, daß er sich darauf verstehe, tüchtige Redner zu bilden? — Diese Antwort, sagt' ich, wäre vielleicht richtig, aber nicht ausreichend; denn unsere Antwort erheischt eine neue Frage, worüber der Sophist gut zu sprechen lehrt. Wie offenbar der Citherspieler über die Kunst, in der er unterrichtet, gut zu sprechen lehrt, über das Citherspiel. Nicht so? — Ja. — Wohl. Ueber was lehrt denn aber der Sophist gut zu sprechen? Doch offenbar über die, die er versteht? — Natürlich. — Was ist denn aber das, dessen Kunde der Sophist besitzt und seinem Schüler mittheilt? — Beym Zeus! das weiß ich dir nicht weiter zu sagen. — Und ich sagte darauf: Wie nun? Weißt du, welcher Gefahr du deinen Geist auszusetzen auf dem Wege bist? Oder würdest du dich nicht, solltest du Jemandem deinen Körper, auf die Gefahr hin, daß er gedeihe oder verderbe, anvertrauen, wohl bedenken, ob du ihn demselben anzuvertrauen habest oder nicht, und deine Freunde und Angehörigen in mehrtägiger Berathung zu Rathe ziehen; was dir aber mehr gilt als der Körper, dein Geist, von dessen Gedeihen oder Verderben dein ganzes Wohl- oder Uebelergehen abhängt; über diesen besprachst du dich weder mit deinem Vater, noch mit Einem von uns, deinen Freunden, ob du deinen Geist diesem fremden Ankömmlinge anzuvertrauen habest oder nicht; sondern, nachdem du am Abend, wie du sagst, es hörtest, bist du in aller Frühe gekommen, und sprichst darüber, ob du dich ihm anvertrauen sollst oder nicht, kein Wort, gehst nicht darüber zu Rathe, bist entschlossen, die eigene und der Freunde Habe daran zu wenden, als seyest du schon darüber vollkommen im Klaren, daß du durchaus dem Protagoras dich hingeben müßtest, den du, wie du sagst, weder kennst, noch je gesprochen hast und einen Sophisten nennst, aber offenbar nicht weißt, was denn ein Sophist ist, dem

du dich anzuvertrauen im Begriff stehst? — Und daran zu wenden, also als wäre dieses schon fest beschloffen, daß du auf alle Weise dich mit dem Protagoras einlassen mußt, welchen du doch weder kennst, wie du sagst, noch auch jemals gesprochen hast; sondern du nennst ihn nur einen Sophisten, was aber ein solcher Sophist eigentlich ist, dem du dich selbst übergeben willst, darin zeigst du dich ganz unwissend. — Als er dieses angehört, sagte er: So hat es freylich das Ansehn, o Sokrates, nach dem was du sagst. — Ist etwa, Hippokrates, der Sophist ein Kaufmann oder Kleinkrämer in solchen Waaren, von welchen die Seele sich nährt? Mir wenigstens scheint er ein solcher. — Aber wovon nährt sich die Seele, Sokrates? — Von Kenntnissen doch wohl, sprach ich. Daß also nur nicht der Sophist uns betrüge, Freund, was er verkauft, uns anpreisend, wie Kaufleute und Krämer mit den Nahrungsmitteln für den Körper thun. Denn auch diese verstehen selbst nicht, was wohl von den Waaren, welche sie führen, dem Körper heilsam oder schädlich ist, loben aber alles, wenn sie es feil haben; noch auch verstehen es die, welche von ihnen kaufen, wenn nicht einer etwa ein Arzt ist, oder ein Vorsteher der Leibesübungen. Ebenso auch die, welche mit Kenntnissen in den Städten umherziehen, und Jedem der Lust hat davon verkaufen und verhökern. loben freylich alles was sie feil haben; vielleicht aber, mein Bester, mag auch unter ihnen so Mancher nicht wissen, was wohl von seinen Waaren heilsam oder schädlich ist für die Seele, und ebensowenig wissen es die, welche von ihnen kaufen, wenn nicht etwa einer darunter in Beziehung auf die Seele ein Heilkundiger ist. Verstehst du dich nun darauf, was hievon heilsam oder schädlich ist, so kannst du unbedenklich Kenntnisse kaufen vom Protagoras sowohl als von jedem Anderen; wo aber nicht, so siehe wohl zu, du Guter, daß du nicht um dein theuerstes würfelfnd ein gefährliches Spiel wagst. Denn überdies noch ist weit größere Gefahr bey dem Einkauf der Kenntnisse als bey dem der Speisen. Denn Speisen und Getränke, die du vom Kaufmann oder Krämer eingehandelt hast, kannst du in andern Gefäßen davon tragen, und ehe du sie essend oder trinkend in deinen Leib aufnimmst, sie zu Hause hinstellen, und auch dann noch einen Sachverständ-

als er das hörte, sagte er: So scheint es, lieber Sokrates, nach dem, was du sagst. — Ist etwa, lieber Hippokrates, der Sophist ein Handelsmann oder Mäkler mit solchen Waaren, von denen der Geist sich nährt? Mir wenigstens erscheint er so. — Nährt sich denn der Geist von Etwas, lieber Sokrates? — Offenbar vom Unterrichte, sagt' ich. Und daß, lieber Freund, der Sophist uns nur nicht durch Anpreisung dessen, was er feil hat, hintergeht, wie der mit Leibesnahrung handelnde Kaufmann oder Mäkler. Denn auch diese wissen wohl von den Waaren, die sie einführen, weder selbst, was dem Körper zuträglich oder schädlich ist, loben aber, es zu verkaufen, Alles, noch wer sie ihm abkauft, es müßte denn gerade ein Ringmeister oder Arzt seyn. So loben auch diejenigen, welche mit ihren Lehrvorträgen in den Städten umherziehen und sie verhandeln und aushökern, Alles zwar, was sie verkaufen wollen, jedem Kauflustigen; doch möchten, mein Bester, auch wohl von diesen manche nicht wissen, ob, was sie feil bieten, dem Geiste zuträglich oder schädlich sey, und dergleichen auch ihre Abnehmer, wenn nicht auch hier wieder einer gerade ein Geistesarzt ist. Verstehst du dich also zufällig darauf, was davon zuträglich oder schädlich ist, dann kannst du ohne Gefahr den Unterricht des Protagoras oder jedes Andern erkaufen; wo aber nicht, dann mein trefflicher Freund, siehe dich vor, daß du nicht das Theuerste auf das Spiel setzest und gefährdest. Denn gewiß ist die Gefahr bey dem Einkauf von Unterricht weit größer als bey dem von Lebensmitteln. Denn wer Lebensmittel oder Getränke vom Kaufmann oder Krämer einhandelt, der kann in einem andern Gefäße sie heimtragen, ehe er durch Essen oder Trinken in seinen Körper sie aufnimmt, und indem er zu Hause sie aufbewahrt, kann er den Kundigen herbeyrufen und zu Rathe ziehen, was er davon essen und trinken dürfe oder nicht, und wann und wie viel, so daß bey dem Einkaufe die Gefahr nicht groß ist. Den Unterricht aber kann

digen herbeyrufend berathschlagen, was davon du essen und trinken sollst und was nicht, und wieviel und wann; so daß es bey dem Einkauf nicht viel bedeutet mit der Gefahr. Kenntnisse aber kannst du nicht in einem andern Gefäß davon tragen, sondern hast du den Preis bezahlt, so mußt du sie in deine Seele selbst ausnehmend lernen, und hast deinen Schaden oder Vortheil schon weg, wenn du gehst.

Es nicht zu verkennen, daß man diese schöne Stelle, welche in so ausgezeichnete Weise Katechese mit Paränese vereinigt, leichter und angenehmer in der Uebertragung des Hrn. Müller liest als in der von Schleiermacher. Der Vorzug besteht hauptsächlich in der größeren Gelenkigkeit der Wortfügung, welche fast durchgehends mit glücklichem Takte getroffen ist, wie der Leser bey einer Vergleichung beyder Uebersetzungen leicht wahrnehmen wird. Nichtsdestoweniger wäre Einzelnes sowohl in dieser Beziehung als auch in der Wahl der treffenden Ausdrücke, zum Theil sogar in der Richtigkeit der Uebersetzung zu bessern. Uebrigens tritt uns gleich im Anfang ein Beyspiel entgegen, welches zeigt, wie der Uebersetzer manchmal genöthigt ist, ein Opfer zu bringen. Denn natürlich geht für den deutschen Leser ein Theil der Wirkung verloren, den das griechische Original hat, wenn der Sophist als derjenige bestimmt wird, der, wie der Name es besagt, im Besitz von Kenntnissen ist. Das Wort Sophist, hat eben, wie alle fremdländischen Kunstwörter, den Uebelstand, daß es unmittelbar gar nichts besagt, sondern jedernur aus historischer Kenntniß einen Begriff damit verbindet, an welchen sich gar oft noch ein falscher Nebenbegriff ansetzt, wie das wohl auch hier der Fall ist. Denn Hippocrates denkt sich offenbar nicht das unter dem Worte, was man sich jetzt allgemein darunter denkt. Zweitens aber geht im Deutschen ganz der Sinn einer Verbaldefinition verloren: δ σοφιστής - δ τῶν σοφῶν ἐπιστήμων. Wollte man beyden Uebelständen abhelfen, so müßte man σοφιστής nach dem Beyspiel von γραμματιστής u. a. etwa — Weisheitslehrer übersetzen oder auch Weltweiser, ein Wort, das ohnedies fast dieselben Schicksale erlebt hat als sein griechischer Leidensgefährte. Dann könnte das erklärende δ τῶν σοφῶν ἐπιστήμων. da das Wort

man nicht in einem andern Gefäße heimtragen, sondern man muß nothwendig, nachdem man den Preis dafür zahlte und mit dem Geiste selbst ihn auffaßte und sich aneignete, dadurch gefördert oder beeinträchtigt von dannen gehen.

„Weisheit“, welches dem griechischen Ausdruck wohl zunächst entspräche, doch auf eine engere Sphäre der Bedeutung beschränkt ist, etwa übersetzt werden: der sich auf die Wissenschaften versteht, oder: ein Wissenschaftskundiger, wodurch doch jedenfalls eine fühlbare Beziehung der Erklärung zu dem erklärten Worte gewonnen wäre. Dieses Mittel mag nun Hr. M. vielleicht aus Gründen der Consequenz, die ein Uebersetzer von Gesamttwerken nicht außer Acht lassen darf, verschmäht haben. Statt des ungebräuchlichen „Baukünstler“ war jedenfalls das ganz passende: Baumeister zu wählen. — Die Worte: $\piολος$ ἐργασίας ἐπιστήμης übersetzt Hr. M. besser als Schl., aber doch auch mit Aufopferung der doppelseitigen Bedeutung des griechischen Wortes, die sich wohl durch Meister wiedergeben ließe. — „Tüchtige Redner“ drückt zwar an sich ganz richtig das griechische $δεινός$ λέγειν aus, möchte aber doch hier in Rücksicht auf das folgende, wegen der im Griechischen gewahrten Gleichheit des Ausdrucks, zweckmäßiger übersetzt werden: sie machen sie geschickt im Reden oder zu reden. — Ob „Musikmeister“ oder „Citherspieler“ vorzuziehen sey, möchte zweifelhaft scheinen. Unpassend ist die Wahl des ersteren Wortes gewiß nicht, da das Beyspiel doch sichtlich gewählt ist wegen der ausschließlichen Anwendung dieses Instruments bey dem Musikunterricht zu Zwecken der geistigen Ausbildung. In dem Ausdruck: „über die Kunst, in der er unterrichtet“, erscheint das griechische: $περὶ$ οὐτεν καὶ ἐπιστήμωνα ($ποιεῖ$) doch allzu abgeschwächt, was um so weniger zu empfehlen, da derselbe Ausdruck gleich im Folgenden wiederkehrt, wo sich der Uebersetzer auch ohne Beeinträchtigung des Deutschen enger an das Original hätte anschließen können.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Juli.

Nro. 9.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Platon's sämtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Verfehlt in der Construction der Worte; „doch offenbar über die, die er versteht“ sehen wir auf Rechnung eines zufälligen Versehens, eben so, wie etwas weiter unten die Auslassung der Worte: noch mit deinem Bruder vor: „noch mit Einem von uns.“ — Ob Hr. M. wohlgethan, *ψυχή* im Folgenden immer durch „Geist“ zu übersetzen, sey dahingestellt; in keinem Falle aber können wir es billigen, daß *περὶ τὴν ψυχὴν ἰατρικός* durch „Geistesarzt“ ausgedrückt wird, was im Deutschen auf einen anders modificirten Begriff führt, und wovon schon der Gebrauch des Adjectivs im Griechischen hätte zurückhalten sollen. Hier hat Schl. offenbar besser gewählt. — Steif und ungeschällig ist der Ausdruck: „in mehrtägiger Berathung zu Rathe ziehen“, und trägt noch überdies etwas hinein, was im Griechischen gar nicht unmittelbar enthalten ist, nämlich das „mehr“, welches auch Schl. angebracht hat. Richtiger wäre es wohl so ausgedrückt: du würdest deine Freunde und Verwandte zu Rathe ziehen, und Lage lang es überlegen. — Gleich darauf verlangte nicht nur die Treue gegenüber dem Original, sondern auch die innere Uebereinstimmung der Structur im Deutschen, daß statt „über diesen“ gesetzt würde: darüber oder hierüber, wie Schl. hat. — Weder an sich zweckmäßig noch dem Griechischen entsprechend ist der Ausdruck, den Schl. etwas weiter oben für *ἐπιτρέπειν* gebraucht, „daß du durchaus dem Protagoras dich hingeben müßest“ statt: daß du den Unterricht des P.

genießen müßest. Oder sollte Hr. M. in dem griechischen *συνεστέον* eine absichtliche Amphibolie gesucht haben? — Im Folgenden drückt Hr. M. *ἐμπορος* abwechselnd durch „Handelsmann“ und „Kaufmann“, und *καπηλος* wiederholt durch „Mäkler“, dieß wohl ebenso der Bedeutung des griechischen Wortes wie dem Zusammenhang der Stelle entgegen — einmal durch „Krämer“ aus. Warum nicht durch Höker? Darauf führt die authentische Interpretation bey Plat. Civ. II, 371 D; *καπηλοὺς καλοῦμεν τοὺς πρὸς ὠνήν τε καὶ πρᾶσιν διακοινοῦντας ἰδρυμένους ἐν ἀγορᾷ, τοὺς δὲ πλανήτας ἐπὶ τὰς πόλεις ἐμπορούους*. Ueberdies würde dadurch die Uebereinstimmung mit *καπηλεύειν*, welches Hr. M. durch „aushöfen“ übersetzt, gewahrt werden. — Ein Versehen ist es, wenn Hr. M. die Worte: *τρέγεται δέ, ὃ Σώκρατες, ψυχὴ τίτι;* übersetzt: „Nährt sich denn der Geist von Etwas, lieber Sokrates?“ — In dem Satz: „Denn auch diese wissen wohl von den Waaren, die sie einführen, weder selbst, was dem Körper zuträglich oder schädlich ist, loben aber, es zu verkaufen, Alles, nach wer sie ihm abkauft“ . . ist Hr. M., was dem Uebersetzer nicht mißgönnt werden soll, in der Verbindung der Satzglieder bis zur Grenze des Erlaubten gegangen; überschritten scheint er uns dieselbe zu haben an einer andern Stelle (Euthyd. 272 C), welche in der Uebersetzung des Hrn. M. (II. S. 31) so lautet: „Ich dagegen, lieber Kriton, habe so wohl dort andere Bejahrtere überredet, jene Schule als meine Mitschüler zu besuchen, als werde auch hier Andere dazu zu bestimmen versuchen.“

Da das vorliegende Werk nicht zunächst für Fachgelehrte bestimmt ist, — auch Leserinnen

verspricht sich der Uebersetzer — so hätte dem „Ringmeister“ wie Hr. M. *γυμναστικός* übersezt, wohl eine Bemerkung beygefügt werden sollen, wenn auch nur eine Verweisung auf die bekannte Stelle im Gorgias enthaltend, damit der deutsche Leser die doch an sich gar zu unklare Beziehung des Ringmeisters auf die Kenntniß und Wahl der zuträglichen Nahrungsmittel besser verstanden hätte. — *Μαθήματα* übersezt Hr. M. einmal durch „Lehrvorträge“, sonst durch „Unterricht“, beydes weder der eigentlichen Bedeutung des Wortes im Griechischen noch dem besonderen Zusammenhang an unserer Stelle ganz angemessen. Denn da im Original sich *μαθήματα* und *συστήματα* entsprechen, so müßte auch im Deutschen ein Wort gewählt werden, das gleichartig ist mit „Lebensmittel“, also: Kenntnisse, wie Schl. übersezt, oder Wissenschaften. — In den Worten: „nachdem man . . . zahlte und . . . auffaßte und . . . aneignete“ ist der Gebrauch des Imperf. doch wohl unnatürlich! Auch entspricht die Gleichstellung der drey Participien *καταδέρναι* und *λαβόντα* *καὶ μαδόντα* nicht der Absicht des Griechischen, so wie auch „beeinträchtigt“ für *βελλαπύρον* mehr als ein Nothbehelf erscheint, den Schl. durch eine nicht ungeschickte Wendung umgangen hat. Wir glauben, die Stelle könnte im Sinne des Originals etwa so übersezt werden: Wissenschaften aber kann man nicht in einem andern Gefäße heimtragen, sondern man muß, nachdem man den Preis erlegt, die Wissenschaft in die Seele selbst aufnehmen und erlernen, und so den Schaden oder Nutzen gleich mit hinnehmen.

Um nun noch eine Probe zu geben von andern Formen der dialogischen Darstellung, so heben wir eine Stelle aus Laches aus, welcher in der einfach dialogischen Form abgefaßt ist. Diese lautet bey Hrn. M. (Cod. I. S. 362).

„Nikias. Ich meinerseits, lieber Eysimachos und Melesias, lobe euren Plan und bin zur Theilnahme bereit, und ich denke, auch Laches da. Laches. Du denkst ganz recht, lieber Nikias; denn was da Eysimachos über seinen und des Melesias Vater sagte, scheint mir sehr treffend in Bezug auf Jenen und auf uns und Alle bemerkt, die mit Staatsangelegenheiten sich beschäftigen, daß es ihnen mit ihren Söhnen und andern eigenen Angelegen-

heiten ziemlich so geht wie dieser sagt, daß sie sie vernachlässigen und faumselig verwalten. Das also bemerkst du sehr richtig, Eysimachos, daß du aber uns bey der Erziehung deiner Söhne dir beyrätzig zu seyn aufforderst, den Sokrates da dagegen nicht, das nimmt mich Wunder; erstens, ist er ja dein Bezirksgenosse, dann sind sein gewöhnlicher Aufenthalt solche Orte, wo dergleichen Dinge, nach denen du der jungen Leute wegen forschest, ein Unterrichtsgegenstand oder eine lobenswerthe Beschäftigung, betrieben werden. Eysimachos. Wie, lieber Laches, Sokrates da richtet seine Aufmerksamkeit auf etwas der Art? Laches. Allerdings gar sehr, lieber Eysimachos. Nikias. Das hätt' ich dir ebenfalls sagen können, so gut wie Laches; denn mir selbst empfahl er neulich für meinen Sohn einen Mann zum Lehrer in der Musik, Agathokles, einen Schüler des Damon, einen höchst gebildeten Mann, nicht bloß in der Musik, sondern auch in andern Dingen für den Umgang mit dergleichen jungen Leuten sehr schätzenswerth. Eysim. Ich, lieber Sokrates, Nikias und Laches, und meine Altersgenossen kennen nicht mehr die Jüngern, indem wir unsers Alters wegen die meiste Zeit zu Hause zubringen; weißt aber auch du, Sohn des Sophroniskos, mir deinem Bezirksgenossen einen guten Rath zu ertheilen, so bist du verpflichtet es zu thun, und von Rechtswegen, denn es trifft sich ja, daß du vom Vater her uns befreundet bist. Denn ich und dein Vater waren stets Freunde und gute Gefellen und bis an seinen Tod trennte uns kein Zwiespalt. Und bey den Reden dieser fällt mir eben auch etwas ein; diese Jünglinge da nämlich gedenken häufig, wenn sie zu Hause miteinander sich unterhalten, des Sokrates und erheben ihn hoch; nie befragt' ich sie jedoch, ob sie vom Sohne des Sophroniskos sprächen. Sagt mir aber, lieben Kinder, ist es der Sokrates da, dessen ihr immer erwähnt? Der Sohn des Eysimachos. Allerdings, lieber Vater, der ist es. Eysimachos. Schön, bey der Here! Es freut mich, mein Sokrates, daß du deinem Vater, dem wackersten Manne, auch in anderer Beziehung Ehre machst, vor Allem aber, weil wie wir an deinen, so du an unsern Angelegenheiten Theil nehmen wirst. Lach. Ja, laß den Mann dir nicht entgehen, lieber Eysimachos, denn auch anderwärts war ich Zeuge, wie er nicht

bloß seinem Vater, sondern auch dem Vaterlande Ehre machte. Denn auf der Flucht von Delion zog er mit mir sich zurück; und ich sage dir, hätten die Andern so wacker sich zeigen wollen, dann stand es wohl um unsern Staat und er hätte damals solche Niederlagen nicht erlitten.“

Auch in dieser Stelle übertrifft die Uebersetzung des Hrn. M. an Leichtigkeit des Ausdrucks die seines Vorgängers. Einzelnes freylich bedürfte auch hier noch eine Verbesserung. So ist es wohl im Ganzen richtiger, *δημότης* durch „Bezirksgenosse“ zu übersetzen als durch „Zunftgenosse“, wie Schl. thut. Allein warum nicht: Gemeindeggenosse? wodurch der Begriff von *δήμος* doch viel natürlicher und treffender ausgedrückt wäre. — Mißlungen scheint uns die Stelle: „dann sind sein gewöhnlicher Aufenthalt solche Orte, wo dergleichen Dinge, nach denen du der jungen Leute wegen forschest, ein Unterrichtsgegenstand oder eine lobenswerthe Beschäftigung, betrieben werden.“ Erstens ist es nicht zu loben, daß das Verbum „betrieben werden“ so nachschleppt, während der Uebersetzer hier so schön die Pflicht gegen die Muttersprache mit der Treue gegen das Original vereinigen konnte. Dann gehört *καλόν* so gut zu *μάθημα* wie zu *ἐπιτήδευμα*, was in der Uebersetzung nicht beobachtet wird, die noch überdies im Ausdruck steif ist. Hier verdient Schleiermacher den Vorzug, der die Stelle folgendermaßen wiedergibt: „daß du aber uns zu Mitberathern wegen der Erziehung dieser Jünglinge berufest, den Sokrates hier aber nicht berufest, darüber wundere ich mich, da er zuvörderst dein Zunftgenosse ist, demnächst aber sich immer da aufhält, wo etwas von dem zu finden ist, was du suchst für die Jünglinge, irgend eine anständige Wissenschaft oder Kunst.“ Wollte Hr. M. „Kunst“ für *ἐπιτήδευμα* nicht gelten lassen, obwohl es in diesem Zusammenhange nicht gerade einen falschen Begriff involviret, so war eine Verbesserung ja immer möglich, wobey die richtige Verbindung des Objectivs gewahrt werden konnte. — Ein bloßes Versehen ist es, daß Agathokles zum Schüler des Damon gemacht wird, statt umgekehrt. — Das unmittelbar folgende: „einen höchst gebildeten Mann, nicht bloß in der Musik, sondern auch in andern

Dingen für den Umgang mit dergleichen jungen Leuten sehr schätzenswerth“ ist undeutsch in der Fügung und konnte unschwer durch eine sprachgemähere ersetzt werden. Hr. M. scheint jedoch grundsätzlich diese Freyheit zu erlauben, da sie auch sonst in nicht weniger auffallender Weise vorkommt, z. B. Protag. 311 D (I. S. 436): „Wenn nun Jemand uns, darauf so begierig, fragte“ . . . wo Schl. für nöthig fand, durch eine Wendung zu Hülfe zu kommen, indem er übersetzt: „Wenn uns nun Jemand in solchem Eifer über diese Sache sehend fragte“ . . . — In den Worten: „so bist du verpflichtet es zu thun, und von Rechts wegen“, sollte doch das letztere auch noch ein Verbum zur Stütze haben, mag man nun in *δικαίος δ' εἶ* mehr den Begriff der Befugniß oder der Verpflichtung sehen; also entweder: du darfst, oder du mußt es von Rechts wegen, wenn man nicht *καί* lieber durch ein anderes Wort ausdrückt und dann übersetzt: du bist es von Rechts wegen verpflichtet. — Die Worte: „denn auf der Flucht von Delion zog er mit mir sich zurück“ sind sehr im Sinne der Schleiermacher'schen Theorie nach dem fremden Idiom hingeboogen, und müßten deutsch etwa lauten: denn auf der Flucht von D. hielt er sich zu mir, da in *συνερχόμενος* das Hauptgewicht auf dem *σύν* liegt. Gleich darauf sollte es heißen: und er hätte damals keine solche Niederlage erlitten.

Schließlich theilen wir noch wegen der eigenthümlichen Form dieser Schrift eine Stelle aus der Vertheidigungsrede mit, die uns in der Uebersetzung besonders gelungen scheint. Sie lautet (II. B. S. 261):

„Nun könnte vielleicht Jemand sprechen: Ey wie, Sokrates, schämst du dich nicht, daß dein Treiben so beschaffen ist, daß es jetzt vielleicht dein Leben in Gefahr bringt? Ich aber könnte ihm mit gutem Rechte erwidern: du hast nicht recht, Freund, wenn du glaubst, ein Mann, der auch nur einigen Werth besitzt, müsse berücksichtigen, ob es sich um Tod und Leben handelt, und nicht vielmehr bloß, wenn er Etwas thut, beachten, ob er recht oder unrecht thut, ob er redlich oder schlecht sich bewährt. Denn nichts taugten, deiner Rede nach, alle Halbgötter, die vor Troia ihren Tod gefunden haben,

so die andern, vorzüglich aber der Thetis Sohn, der, um zu nichts Schimpflichem sich zu verstehen, so wenig die Gefahr achtete, daß als zu ihm, der den Hektor zu tödten begehrte, seine Mutter, eine Göttin, ungefähr, den' ich, so sprach: Mein Sohn, rächst du deines Freundes Patroklos Mord und tödtest den Hektor, wirst du selbst deinen Tod finden: denn nach Hektor sogleich, sagt' sie, ist dir dein Ende geordnet. Wie er aber das vernahm, achtete er nicht des Todes und der Gefahr, sondern erwiderte, weit mehr besorgt ein Feiger zu leben und die Freunde nicht zu rächen: Möcht' ich sogleich hinsterben, nachdem ich ihn, der mich beleidigte, büßen ließ; damit ich nicht verlacht hier bey den Schiffen sitze, der Erd' unnütze Belastung. Du glaubst doch nicht etwa, er habe um Tod und Gefahr sich gekümmert? Denn in Wahrheit so verhält es sich, ihr athenischen Männer, welche Stelle Jemand einnimmt, weil er entweder sie für die angemessenere hält, oder weil der Befehlende sie ihm anwies, die muß er, wie mich dünkt, behaupten und der Gefahr trogen, ohne den Tod oder irgend sonst etwas gegen Schmachvolles zu beachten.“

Auch jetzt noch, nach so vielen Versuchen, ist es nicht uninteressant, die Uebersetzung des alten ehrwürdigen Claudius nachzusehen, die nicht schüchtern ist in der Wahl solcher Ausdrücke und Wendungen, die der deutschen Nachbildung dasselbe populäre Gepräge verschaffen sollen, welches das griechische Original in so bewunderungswürdiger Weise besitzt. Daß natürlich der Uebersetzer der Gesamtwerke sich manche Freyheit versagen muß, die sich der Uebersetzer einer einzelnen Schrift herausnehmen darf, versteht sich von selbst.

Statt aller Bemerkungen über das Einzelne ziehen wir vor dieselbe Stelle nach der Uebertragung Dreschers, als des nächsten Vorgängers unseres Uebersetzers, zur geneigten Vergleichung des Lesers herzusetzen. Dieselbe lautet (Platons sämtliche Werke übersetzt von Dr. G. J. Drescher. Gießen 1848. Erster Band S. 21):

„Vielleicht aber könnte mir nun Jemand einwenden: Aber schämst du dich denn gar nicht, o Sokrates, daß du eine solche Lebensrichtung ein-

schlägst, in Folge deren du jetzt in Gefahr kommst, das Leben zu verlieren? Diesem würde ich aber wohl ganz mit Recht das als Rechtfertigung entgegenhalten: du denkst nicht richtig, o Mensch, wenn du glaubst, es dürfe ein Mann, wenn er auch nur ein bißchen was Ruh ist, die Gefahr um Leben oder Sterben in Rücksicht ziehen, müsse im Gegentheile nicht ganz allein das in's Auge fassen, ob er, wenn er etwas thut, recht oder unrecht thut, ob Werke eines guten oder eines schlechten Mannes. Glende Geschöpfe wären doch wohl nach deiner Angabe jene Halbgötter, so viel deren vor Troja gezendet haben, die anderen sowohl, als insbesondere der Thetis Sohn, der lieber, als er etwas Schimpfliches erduldet, in einem so hohen Grade die Gefahr verachtete, daß er, als ihn, von Begierde entbrannt den Hektor zu tödten, seine Mutter, eine Göttin, ohngefähr, wie ich glaube, so anredete: Mein Sohn, wenn du des Patroklos, deines Freundes, Tod rächen und den Hektor tödten wirst, so mußt du selber sterben. Denn alsbald, spricht sie, nach Hektor wird dich das Verhängniß ereilen; daß er, solches hörend, Tod und Gefahr gar nicht in Anschlag brachte, sondern weit mehr fürchtend als Feigling zu leben und seine Freunde nicht zu rächen, ihr zur Antwort gab: Ohne Verzug jetzt möcht' ich sterben, nachdem ich den Frevler gezüchtigt habe, daß nicht hier ich verweile verlacht bey den gewölbten Schiffen, eine Last für das Erdreich. Du glaubst doch nicht etwa, der habe sich um Tod und Gefahr bekümmert? Denn also verhält es sich, ihr Männer von Athen, in Wahrheit. Wohin jemand sich selber stellt, in der Meinung es sey besser, oder von einem Borgesetzten hingestellt wird, daselbst muß er, wie mich dünkt, bleiben und sich Gefahren aussetzen, ohne weder den Tod in Rücksicht zu ziehen, noch sonst irgend etwas Anderes, der Schande gegenüber.“

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. Juli.

Nro. 10.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Die geographische Verbreitung der Thiere. Von L. R. Schmarda. Wien 1853. 755 S. 8.

Die Verhältnisse der geographischen Verbreitung der organischen Wesen haben in den letzteren Decennien die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Grade auf sich gezogen und mancherley Versuche veranlaßt, einzuweisen, wo an eine Ermittlung der diese Verhältnisse bedingenden Gesetze noch gar nicht gedacht werden kann, wenigstens den thatsächlichen Bestand so weit als möglich festzustellen. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Hinsicht die Botaniker bereits zu sicherern Resultaten als die Zoologen gelangt sind und der Grund davon läßt sich leicht einsehen. Die Pflanzen, als in der Regel an den Boden festgeheftet, sind leichter zu beobachten als die unsteten Thiere, die oft weithin streifen und zum großen Theile in schwer zugänglichen Wohnstätten sich aufhalten. Gleichwohl sind bereits von den Zoologen mehrere dankenswerthe Versuche gemacht worden, für einzelne Thierklassen bestimmte Verbreitungsbezirke zu ermitteln, und Swainson hat sich schon früher bemüht, solche Gruppen für das ganze Thierreich festzustellen; ein Bemühen, das freylich noch wenig feste Stützpunkte zur Unterlage hatte. Mit weit besseren Hülfsmitteln und zugleich mit umfassenderen Kenntnissen hat sich nun der Verf. vorliegenden Werkes an die schwere Aufgabe gemacht, die geographische Verbreitung der Thiere in's Klare zu setzen.

Der Verf. nimmt bezüglich der geographischen Verbreitung 31 Bezirke, oder, wie er sie nennt, zoo-

logische Reiche an. In jedem dieser Reiche unterscheidet er dreyerley Bestandtheile: 1) eine Anzahl identischer Formen, die um so größer wird, je geringer die Entfernung der einzelnen Regionen von einander und die Hindernisse der Verbreitung sind; 2) eine Anzahl von untereinander in Körperform oder Lebensweise ähnlichen oder verwandten Formen, so daß in den verschiedenen Theilen des Reiches zwar verschiedene Species, die aber zu einem Geschlechte oder doch zu einer Gruppe oder Familie gehören, auftreten; endlich 3) eine Anzahl verschiedener Formen, deren Contrast und Zahl um so bedeutender wird, je weiter die Grenzpunkte auseinander liegen, und je größer die physischen Hindernisse des Bodens oder Klima's oder die organischen Unterschiede des Thierbaues sind.

Von seinen 31 zoologischen Reichern theilt der Verf. dem Festlande 21 und dem Meere 10 zu.

Die Reiche des Festlandes sind folgende: 1) Polarländer oder das Reich der Pelzthiere und Schwimmvögel; 2) mitteleuropäisches Reich; Reich der Insectivoren, Carabiceen und Staphylineen; 3) kaspische Steppen: Reich der Saiga-Antilope, der Wühl- und Wurfmäuse; 4) centrales Hochasien: Reich der Equina; 5) Mittelmeerlande: Reich der Heteromeren; 6) China: Reich der Phasianiden; 7) Japan: Reich des Riesensalamanders; 8) Nordamerika: Reich der Nagethiere, der Zahn- und Kegelchnäbler; 9) Sahara: Reich der Melasomen und des afrikanischen Straußes; 10) Westafrika: Reich der schmalnasigen Affen und Termiten; 11) Hochafrika: Reich der Wiederkäuher und Pachydermen; 12) Madagaskar: Reich der Lemuriden; 13) In-

dien: Reich der Raubthiere und Columbiden; 14) Sundawelt: Reich der Schlangen und Chiropteren; 15) Australien: Reich der Marsupialien, Monotremen und honigsaugenden Vögel; 16) Mittelamerika: Reich der Landkrabben; 17) Brasilien: Reich der Edentaten und breitnasigen Affen; 18) peruanisch-chilenisches Reich: Reich der Auchenien und des Condors; 19) Pampas: Reich der Lagostomiden und Harpaliden; 20) Patagonien: Reich des Guanako und Darwin'schen Straußes; 21) Polynesien: Reich der Nymphaliden und Apterygiden.

Die Reiche des Ocean's sind: 1) nördliches Eismeer: Reich der Meeres-Säugethiere und Amphipoden; 2) antarktisches Meer: Reich der Meeres-Säugethiere und Impennen; 3) nördlicher atlantischer Ocean: Reich der Gadiden und Clupeoiden; 4) südeuropäisches Mittelmeer: Reich der Labroiden; 5) nördlicher stiller Ocean: Reich der Cataphrakten; 6) tropischer Theil des atlantischen Oceans: Reich der Manati, Pectognathen und Pteropoden; 7) indischer Ocean: Reich der Hybriden und Buccinoiden; 8) tropischer stiller Ocean: Reich der Korallen und Holothurien; 9) südlicher Theil des atlantischen Ocean's; 10) südlicher Theil des stillen Oceans.

Der Verf. verhehlt es nicht, daß er seine Darstellung der geographischen Verbreitung der Thiere nur als einen Versuch betrachte, der durch weitere Forschungen und insbesondere durch genauere Erörterung der Verbreitungsverhältnisse für jede einzelne Thierklasse mancherley Berichtigungen und gesichrtere Feststellungen der geographischen Thierreiche erfahren dürfte. Indes müssen wir dem Verf. es zugestehen, daß er mit außerordentlichem Fleiße und großer Umsicht seinen Gegenstand behandelt und damit eine höchst schätzbare Arbeit über die geographische Verbreitung der Thiere geliefert hat; eine Arbeit, die von nun an das Fundament abgibt, auf welchem der weitere Ausbau dieser Doctrin zu erfolgen hat.

Bei der Ausführung hat der Verf. sehr zweckmäßig die allgemeine Darstellung der Verbreitungsverhältnisse und die Charakteristik der Thierreiche von den zahlreichen Belegen und Detailaufzählun-

gen der jedem Verbreitungsbezirk angehörigen Thiere getrennt und in besonderen Anhängen zusammengestellt. Der Vortrag hat dadurch sehr an Klarheit und Uebersichtlichkeit gewonnen. Die Durchsicht dieser umfassenden Anhänge gibt ein evidentcs Zeugniß, daß der Verf. keine Mühe gespart hat, mit der ungeheuern Literatur, die bei Lösung einer solchen Aufgabe, wie die vorliegende, benützt werden muß, sich gehörig bekannt zu machen.

Eine Uebersichtskarte der geographischen Verbreitung der Thiere, auf welcher die 31 Reiche eingetragen und durch Farbendruck voneinander unterschieden sind, bietet eine willkommene Erleichterung zur Orientirung in diesen geographischen Verhältnissen dar.

Fossile Flora des Uebergangsgebirges von Dr. H. R. Göppert. Breslau und Bonn. 1852. 299 S. in 4 mit 44 Tafeln.

Die hier zur Anzeige kommende Darstellung der fossilen Flora des Uebergangsgebirges von Göppert, füllt das ganze Supplement zum XXII. Bande der Nov. Act. Academ. nat. curiosorum aus, und durch Aufnahme dieser Abhandlung mit ihrer reichen Ausstattung an Kupfertafeln haben die genannten Denkschriften zur Förderung der Naturwissenschaften, von Neuem einen höchst wichtigen Beytrag geliefert und ihren altbewährten Ruf in dieser Beziehung abermals auf's Ehrenvollste erprobt.

Die urweltliche Flora des Uebergangsgebirges ist schon deshalb von großer Bedeutsamkeit, weil in selbigem das Pflanzenreich in seinem ersten Auftreten begriffen ist und es deshalb von hohem Interesse ist, die Formen, mit welchen es in seinem Uransfange beginnt, kennen zu lernen. Zugleich ist diese Untersuchung mit großen Schwierigkeiten verbunden, theils wegen der Seltenheit der fossilen vegetabilischen Ueberreste des Uebergangsgebirges, theils wegen des fragmentarischen oder beschädigten Zustandes, in welchem viele derselben gefunden werden, und nur einem so bewährten Kenner der ur-

weltlichen Flora, wie es der Verf. ist, konnte es gleichwohl gelingen, zu verlässigen Resultaten zu kommen. Ueberdies ist es ihm geglückt, das Gebiet dieser Flora ansehnlich zu erweitern, denn während er ihr im Jahre 1847 nur 60 Arten zuweisen konnte, hat er jetzt ihre Anzahl auf 136 gebracht.

Der Verf. handelt zuerst ausführlich von der geographischen Verbreitung des Uebergangsgebirges über die Erdoberfläche und aus seiner Darstellung ist zu ersehen, „daß auf der ganzen westlichen Hemisphäre, vom hohen Norden bis zu den Eilanden des antarktischen Kreises, die palaeozoischen Gebilde [Uebergangsgebirge, nebst Kohlenkalk, Steinkohle, Rothliegendes und Zechstein] einander stets in der Ordnung folgen, wie dies in Großbritannien der Fall ist, so wie ferner, daß die sogenannten Uebergangsgesteine, und zwar von den silurischen Schichten bis zur Steinkohlenformation, entweder das eine oder das andere dieser Glieder in allen fünf Erdtheilen, vom Nordpol an bis in die Nähe des Südpols entdeckt worden sind, wenn auch die genauere Bestimmung der einzelnen Abtheilungen in diesen ausgedehnten Erdstrichen erst von der Zukunft zu erwarten ist“.

Besonders ausführlich erläutert der Verf. das Vorkommen und die Beschaffenheit des Uebergangsgebirges in Schlesien, weil er in dieser Provinz die meisten Beobachtungen selbst anzustellen Gelegenheit hatte. Hinsichtlich der Abtheilung des Uebergangsgebirges von Niederschlesien folgt er ganz dem Vorgehen von K. v. Raumer, dessen Arbeit über dieses Gebirge durch die bewundernswerthe Genauigkeit der Untersuchung wie durch die gedrängte scharfe übersichtliche Zusammenfassung der Resultate ein Werk von klassischer Gediegenheit ist.

Indem der Verf. in Uebereinstimmung mit v. Raumer die Urschiefer des Riesengebirgs als solche anerkennt, ist es bemerkenswerth, was er über graphitartige Ausscheidungen in gewissen dieser Schiefer auf S. 68 vorbringt.

„Da ich auch bei der größten Aufmerksamkeit nicht im Stande gewesen bin, eine Spur von organischen Resten zu entdecken, so dürften wohl diese negativen Betrachtungen nur dazu beitragen, wenn nicht auch

schon die Lagerungsverhältnisse jeden anderweitigen Beweis überflüssig machten, die schon von Raumer aufgestellte Ansicht zu rechtfertigen, daß diese Schichten mit zu den Urschieferformationen gehörten, und somit die darin vorkommenden Graphite und graphitartigen Anflüge als Ausscheidung des Kohlenstoffes zu betrachten wären, der hier vielleicht für primitiv zu halten und nicht aus organischen Körpern entstanden sey. Für diese Meinung spricht wohl der Umstand, daß doch jedenfalls einst der Kohlenstoff, ebenso wie alle andern Elemente, vor der Existenz der Pflanzenwelt vorhanden gewesen seyn müsse, und er in diesen ältesten Formationen, zu denen man jetzt jene Urschiefer rechnet, in Form von Graphit sich ausgeschieden habe.“

Dieses Zugeständniß ist uns in so fern höchst beachtenswerth, als der Verf. früher von primären Kohlenstoffbildungen überhaupt nichts wissen wollte. Wie wir unsere Ansicht über die Steinkohlenbildung auch jetzt noch, den Entdeckungen und den darauf gegründeten Ansichten des Verf. gegenüber, gleichwohl aufrecht zu halten gedenken, darüber haben wir uns schon Band XXVII S. 997 dieser Blätter ausgesprochen.

Die Hauptsache in des Verf. Arbeit ist natürlich die systematische Beschreibung der bis jetzt im Uebergangsgebirge entdeckten Pflanzen. Wir können hier nicht in das Detail derselben besonders eingehen, aber es wird die Versicherung genügen, daß durch die meisterhaft durchgeführte und das ganze bisher zu Tage geförderte Material berücksichtigende Bearbeitung des Verf. nunmehr erst eine klare Einsicht in den Charakter dieses ältesten Florengebietes der Erde gewonnen und die feste Grundlage für alle weiteren Ausführungen desselben gegeben ist. Die urweltliche Flora hat durch diese Arbeit ein sicheres Fundament erlangt, auf dem sie sich nun weiterhin aufbauen kann. Die zahlreichen und vortrefflich ausgeführten Abbildungen geben ein wichtiges Hülfsmittel zur verlässigen Wiedererkennung der durch sie dargestellten Pflanzenformen ab.

Nach den Abtheilungen der Uebergangsformation geordnet, gibt der Verf. am Schluß seiner Charakteristik der Pflanzenarten eine Uebersicht über die Gattungen und Arten der urweltlichen Flora des Uebergangsgebirges und zwar nach folgendem Schema, woben wir jedoch die Arten nicht mit Namen,

aufführen, sondern nur die Anzahl, die jede Satz-
 ung an solchen aufzuweisen hat, in Differenz beyfü-
 gen wollen.

(Schluß folgt.)

Platon's sämtliche Werke, 2c.

(Schluß.)

Hinter dem Text der einzelnen Schriften folgen erläuternde Anmerkungen sowohl zu den Einleitungen als zu der Uebersetzung. Der genuinen Ueberschrift ist jedesmal, mit einziger Ausnahme der Bertheidi-
 gungsrede, eine zweyte beygegeben, nicht Ueberset-
 zungen der überlieferten zweyten Ueberschriften, son-
 dern selbstgemachte, um dem Gedächtniß der Leser
 bey dem Durchlaufen der Inhaltsanzeige zu Hülfe
 zu kommen. So heißt es also: Son oder die Kunst
 des Rhapsoden, Lysis oder die Freunde (*περὶ φι-
 λίας*), Laches oder die Tapferkeit, Protagoras, oder
 die Sophisteneinfuhr (*σοφιστῶν*) u. s. w. Das mag
 nun als Geschmacksache gelten und unentschieden
 bleiben, ob ein solcher Titel, wie: „Menon, oder
 die Bürgertugend und die Erinnerung an ein frü-
 heres Daseyn“ oder: „Gorgias, oder vom eigentli-
 chen Nutzen der Staatsbereitsamkeit“ vielen Beyfall
 finden wird. Schlimm aber ist es, wenn die zweyte
 Ueberschrift, die das Bewußtseyn an den Inhalt der
 Schrift bewahren soll, so ganz auf falscher Fährte
 geht, wie z. B. „Euthydemos, oder die Sylben-
 stecher“. Offenbar sollen doch wohl mit diesem
 Beysatz die Sophistenbrüder bezeichnet werden, auf
 die aber kein Titel weniger paßt als dieser, Hr.
 M. müßte denn mit dem Wort einen ganz andern
 Sinn verbinden als gewöhnlich geschieht. Denn so
 weit entfernt sind die beyden, an Sylben herumzu-
 tüfteln aus Hyperakribie, wobey etwa der Geist
 verloren ginge, wie man's wohl mitunter den Phi-
 lologen vorgeworfen hat, sondern ihre ganze Kunst
 besteht vielmehr im Verdrehen und Verwechseln von
 Worten und Begriffen, dem gegenüber eher Sokra-
 tes mehrfach als Sylbenstecher erscheint und sich je-

nen lästig macht, wogegen die beyden Helden selber
 wohl Wortverdrehen oder Charlatane oder
 Klopffechter und alles andere heißen mögen, nur
 nicht Sylbenstecher.

Unrichtig eigentlich, obwohl durch das Her-
 kommen geschützt, sind auch solche Ueberschriften wie:
 Hippias der Größere, Hippias der Kleinere,
 Alkibiades der Erste, was den Begriff von zwey
 verschiedenen Personen erweckt, während durch den,
 wohl auch schwerlich von dem Verfasser herrühren-
 den Beysatz nur die Gespräche unterschieden werden
 sollen, so daß es sprachgemäß im Deutschen heißen
 müßte: der größere Hippias und der klei-
 nere u. s. w.

Die äußere Ausstattung ist ausgezeichnet, wie
 man es von dieser Firma erwarten darf, und dem
 Preise des Buches entsprechend.

Möge denn der Wunsch des Uebersetzers in Er-
 füllung gehen, daß das Werk auch seinerseits dazu
 beytrage, die Liebe zur griechischen Literatur so wie
 das Studium der platonischen Philosophie neu zu
 beleben, und das Unternehmen für den weiteren
 Fortgang diejenige Theilnahme finden, die es sowohl
 um der ansprechenden Uebersetzung als um der treff-
 lichen Einleitungen willen in hohem Grade verdient.

Christian Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt, von Dr. F. Unger. Herausgegeben von der K. Akademie der Wissenschaften. Wien 1852. 364 S. 8.

Der um die Paläontologie so verdiente Herr Verf. hat die Wissenschaft um ein Werk bereichert, welches in seinem Inhalte zu wichtig und anziehend ist, als daß es in diesen Blättern mit Stillschweigen übergangen werden könnte.

Bereits im Jahre 1851 veröffentlichte der Herr Verf. in den Denkschriften der math. naturwissenschaftl. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Abhandlung: „Die Pflanzenwelt der Jetztzeit in ihrer historischen Bedeutung“, als deren willkommene Erweiterung wir das vorliegende Werk betrachten können, welches in eine Einleitung und 5 Abschnitte zerfällt, über deren wesentlichen Inhalt wir hier in gedrängter Kürze referiren wollen.

Einleitung. — Es gibt nur wenige Theile der Erdoberfläche, welche gänzlich ohne Vegetation sind; doch wird diese Decke nicht immer von denselben Pflanzen gebildet, sondern es wechseln diese je nach den klimatischen Verhältnissen, deren Aenderung in der Zeit sich ebenfalls in der Flora wieder abspiegelt, indem eine Pflanzenart sich immer so weit ausdehnt, als das Klima es gestattet. Es gibt jedoch ausser diesen primären Einwirkungen noch secundäre, die geeignet sind, eine Pflanze aus einer Gegend in eine andere weit entfernte, mit einem ähnlichen Klima versehen, zu bringen, wenn

auch die Zwischenländer nicht im Stande sind, die in Frage stehende Gewächse gedeihen zu lassen. Solche secundäre Wirkungen sind Naturkräfte, namentlich die Strömungen der Luft und des Wassers, der Einfluß der Thiere und besonders des Menschen.

Hat sich eine Pflanzenart über ein Land verbreitet, so behält sie dasselbe nicht für alle Zeiten inne, denn ihre Existenz ist keine ewige, und wenn auch nicht nachweisbar ist, daß eine Species in der historischen Zeit wirklich ausstarb, so wissen wir doch deren mehrere, die im Vergleiche zu ihrer früheren Ausdehnung jetzt so wenig verbreitet sind, daß ihr Aussterben als bevestigend angesehen werden kann.

Die gegenwärtige Vertheilung der Pflanzen läßt sich doch nicht auf die klimatischen Verhältnisse allein reduciren, denn Länder, die in ihrem Klima miteinander übereinstimmen, beherbergen dennoch mitunter ganz verschiedene Floren. Es ist dieser Unterschied, wie der Verf. hervorhebt, darin zu suchen, daß die Pflanzenwelt sich allmählig veränderte und für die erloschenen Urformen andere und andere Arten eintreten, die endlich die Divergenz hervorbrachten. Es ist jedoch das Zurückverfolgen dieser Entwicklung ohne Erliegen in längstvergangene Zeiten unseres Erdballs unmöglich, denn die historische Zeit reicht hiezu nicht aus, und es ist nothwendig, zur Lösung dieser Frage auf die geologischen Perioden zurückzugehen. Wir sind hiebei auf die Pflanzenüberreste jener Zeiten angewiesen, die übrigens weit davon entfernt sind, ein vollendetes Ganzes zu bilden, aber mit Sorgfalt gesammelt, verglichen,

und nach ihrem Werthe bestimmt, uns dennoch einen Ueberblick der Geschichte der Vegetation verschaffen.

I. Abtheilung. — Art der Erhaltung vorweltlicher Pflanzen. — Aus allen Schichten der Erdrinde werden fossile Pflanzen erhalten, und deren Alter wechselt mit dem der Gesteine. Diese Pflanzen sind uns aber durchaus in keinem Zusammenhange überliefert, und wir haben nicht nur kein systematisches Verzeichniß derselben, sondern wir besitzen kaum eine einzige Pflanze, von der alle Theile erhalten wären, während von der Mehrzahl nur einzelne Organe, von den wenigsten einer oder der andere charakteristische Theil sich vorfindet.

Wie unter den Abfällen eines an mannigfaltigen Bäumen und Sträuchern reichen Waldes alles bunt durcheinander gemischt ist, ohne daß ein Zusammenhang der einzelnen Theile stattfindet, so ist auch das Material, aus denen der Paläontolog die einzelnen Pflanzenarten heraussuchen soll.

Sicherlich ist nur ein Theil der früheren Vegetation erhalten worden, denn die zu diesem Zwecke angestellten Versuche haben gezeigt, daß viele Pflanzen durch den macerirenden Einfluß des Wassers bald verschwinden, und so wird dieses auch in früheren Zeiten gewesen seyn; wie nur höchst selten Pflanzen mit allen ihren Theilen kenntlich erhalten wurden, mag auch nur der kleinste Theil der zu einer gewissen Zeit vorhandenen Gewächse auf uns übergegangen seyn. Nur die der Verwesung und Auflösung entgangenen vorweltlichen Pflanzen und Theile derselben haben sich mehr oder weniger kenntlich erhalten. Obwohl aber das Wasser einen so zerstörenden Einfluß auf die Gewächse ausübt, so ist doch deren Erhaltung nur durch das Wasser vermittelt worden, denn die in demselben suspendirten gröberen und feineren Theilchen verschiedener Mineralsubstanzen hüllten sie ein und entzogen sie den Einwirkungen der Luft sowohl als des Wassers oder sie imprägnirten sie bis auf's Innerste. Das Resultat beyder Prozesse war bey ersterem Verkohlungs, bey letzterem Versteinering.

Bisweilen beschränkte sich die einwirkende Flüssigkeit darauf, die Pflanzen nur mit einer Rinde

zu überziehen, und da das ungeschützte Gewächs nach und nach zu Grunde ging, blieb diese als leere Form desselben stehen. Solche Bildungen sind die Inkrustationen.

Wenn aus einer Versteinering die versteinemde Substanz durch Salzsäure entfernt wird, so bleibt das Gerippe der Pflanze unverändert stehen; weil aber die Bildung der Petrefacten lange Zeit erfordert, sind nur härtere Substanzen auf diese Weise erhalten, während umgekehrt die Inkrustationen zwar die Pflanze an sich verloren geben ließen, aber die Formen selbst weicher Theile erhielten.

Der ganze Versteineringproceß war übrigens sehr beschränkt im Vergleiche zu der Masse der durch den sogenannten Verkohlungsproceß erhaltenen vorweltlichen Pflanzen.

Die fossilen Kohlen in ihren unzähligen Abänderungen enthalten Stoffe, die den frischen Pflanzen fehlen, die sich aber bey ihrer Verbrennung als Destillationsproducte von ihnen trennen, woraus sich ergibt, daß die Steinkohle nicht durch den Verbrennungsproceß mit Lichtentwicklung entstehen kann, was die Bezeichnung Kohle als eine gänzlich ungeeignete erscheinen läßt.

Wenn Holz dem Einflusse bald der Luft bald des Wassers ausgesetzt ist, entsteht eine so langsame Verbrennung desselben, daß die Temperatur sich nicht so weit erhöht, um eine Lichtentwicklung abgeben zu können, und es resultirt ein Entweichen von Kohlenensäure und Kohlenwasserstoff, worauf eine Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zurückbleibt, die immer verhältnismäßig um so mehr Kohlenstoff enthält, je länger der Proceß gedauert hat, und so kommt es, daß der Kohlenstoffgehalt von der Holzfaser durch die ganze Reihe von Torf, Braunkohle und Steinkohle bis zum Anthrazit von Gruschowe hindurch von 52,65 bis auf 95,70 Procente steigt.

Unter den sich gegenwärtig bildenden Anhäufungen von Pflanzensubstanz ist es die Torfbildung, welche die größte Aehnlichkeit mit der der fossilen Kohlenlager hat, um so mehr als sich eine unun-

terbrochene Aufeinanderfolge vom Torfe bis zum Anthracite wahrnehmen läßt, und wir können daher die Steinkohlen als das Product einer seit grauer Vorzeit eingeleiteten Vermoerung betrachten, wobei jedoch zu erwähnen ist, daß die hiebei thätige Wärme in früherer Zeit höher gewesen seyn muß, während jetzt bey der Temperatur unserer Tropen die Pflanzen früher verwesen als sich Torf bilden kann, weshalb es in niederen Breiten keine Torfmoore gibt. Hauptsächlich mochte der enorme Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre der damaligen Zeiten ein zu schnelles Verbrennen verhindert haben.

(Schluß folgt.)

Fossile Flora des Uebergangsgebirges.

(Schluß.)

I. Silurische Formation.

a. Untere silurische Formation.

1. Potsdamsandstein.

Scolecolithus 1.

2. Kalkführender Sandstein.

Palaeophycus 2. Bathotrephis 1.

3. Bogelaugen = Kalkstein.

Phytopsis 2.

4. Trentonkalkstein.

Palaeophycus 2. Sphaerococcites 1.

Buthotrephis 2.

5. Urfaschichten.

Sphenothallus 1.

6. Hudsonflußgruppe.

Palaeophycus 1. Sphenothallus 1.

Buthotrephis 1.

b. Obere silurische Formation.

Medinasandstein.

Harlania 1. Encoides 1.

Elintongruppe.

Chondrites 1.

II. Devonische Schichten.

Europa.

Ältere oder rheinische
Grauwacke.

Halserites 1.
Chondrites 2.
Drepanophycus 1.
Delesserites 1.
Asterophyllites 1.
Dactylopteris 1.
Sagenaria 1.

Amerika.

Hamiltonschichten.

Knorriac species.
Sagenariae species.

Chemungschichten.

Sphenopteris 1.
Sagenaria 1.
Sigillaria 1.

Cypridienschiefer.

Confervites 1.

Sphaerococcites 1.

III. Kohlenkalk.

Asterophyllites 1.
Calamites 1.
Zygopteris 1.
Gyropteris 1.
Sphenopteris 1.
Cyclopteris 4.
Lycopodites 1.
Cardiocarpon 1.

Lepidodendron 1.
Sagenaria 2.
Noeggerathia 1.
Stigmaria 1.
Trigonocarpum 1.
Protopytis 1.
Arancarites 2.

IV. Posidonomyschiefer.

Anarthrocanna 1.
Bornia 1.
Sphenopteris 2.
Hymenophyllites 1.
Odontopteris 1.
Cyclopteris 1.

Lepidodendron 1.
Sagenaria 6.
Knorria 6.
Stigmaria 1.
Trigonocarpum 1.
Noeggerathia 2.

V. Jüngere Grauwacke des Harzes, Sachsens, Schlesiens [analog dem Liegenden der englischen Kohlenformation].

Equisetites 1.
Calamites 8.
Stigmatocanna 1.
Anarthrocanna 3.
Bornia 1.
Asterophyllites 2.
Sphenopteris 4.
Hymenophyllites 3.
Trichomanites 2.

Pecopteris 1.
Noeggerathia 5.
Lycopodites 1.
Lepidodendron 1.
Sagenaria 10.
Halonia 1.
Ancistrophyllum 1.
Dechenia 1.
Didymophyllum 1.

Neuropteris 1.	Megaphyllum 4.
Odontopteris 1.	Knorria 4.
Cyclopteris 2.	Stigmaria 1.
Cyatheites 1.	Sigillaria 4.
	Araucarites 2.

Am Schluß seiner Abhandlung zieht der Verf. aus seinen vorhergegangenen speciellen Erörterungen noch folgende allgemeine Resultate.

1) Landpflanzen fehlen in den ältesten oder silurischen Schichten; Seepflanzen, und zwar Fucoiden, beginnen auf unserer Erde die Vegetation. Sie lebten zugleich mit den ersten Thieren, die ebenfalls lediglich Meeresebewohner waren. Von dieser ersten Vegetation kann jedoch nicht behauptet werden, daß sie sich so auffallend verschieden zeigte von der unserigen, wie dieß von der Landvegetation der Steinkohlenformation im Vergleich zu der gegenwärtigen gesagt werden muß. Eben so wenig gehören jene Algen den niedrigsten Bildungsstufen dieser Familie an, sondern vielmehr den höchsten, den Florideen und Fucaceen. Uebrigens verhehlt es der Verf. nicht, daß der Allgemeinheit dieses ersten Resultates die Angaben von Sharpe und Bunbury entgegenstehen, denen zu Folge in Portugal große Kohlenlager und Landpflanzen mit entschieden silurischen Thierversteinerungen gefunden werden.

2) In Amerika wie in Europa treten die ersten Landpflanzen zwar nur sehr vereinzelt auf, beginnen jedoch schon mit bekannten Familien und Gattungen der Steinkohlenflora [Lycopodiaceen, Filices, Sagenarien, Calamiten und Asterophylliten], vermischt mit Seepflanzen [Fucoiden], welche letztere gewisse Schichten, wie die der Cypridinienschiefer, vielleicht ausschließlich einnehmen.

3) Im Kohlenkalk sind die Pflanzen schon zahlreicher; Fucoiden scheinen zu fehlen. Zu den vorhin genannten Familien der Landpflanzen treten Farn in größerer Mannigfaltigkeit hinzu, wie auch Stigmarien, Sigillarien, Noeggerathien und Coniferen.

4) Die Flora des Posidonomyenschiefers ist von der der jüngeren Grauwacke hinsichtlich der Gattungen und Arten nicht wesentlich verschieden, ja selbst in verschiedenen Gegenden, wie am Harz und

in Schlesien, haben sie mehrere Arten gemeinschaftlich. Fucoiden fehlen gänzlich; Equiseten, namentlich Calamiten, Farn, insbesondere die Neuropteriden und Sphenopteriden herrschen vor. Nur eine Art ist mit dem Kohlenkalk gemein, 5 dagegen mit der Steinkohlenformation.

5) Die größte Verbreitung unter den Landpflanzen haben *Calamites transitionis*, *C. Roemeri* und *Sagenaria Veltheimiana*, die also wohl recht eigentlich als Leitpflanzen für die jüngeren Schichten der Uebergangsformation, in denen die Landpflanzen beginnen, angesehen werden können.

6) Die bisher im Uebergangsgebirge entdeckten 136 Arten vertheilen sich in folgende Familien: Fucoiden 28 Arten, Equiseten 15, Asterophylliten 4, Filices 29, Noeggerathien 8, Lycopodiaceae 40, Sigillariaceae 5, Cycadeae 2, Stigmaria 1, Coniferae 4. — Sämmtliche Hauptfamilien der Kohlenformation, mit alleiniger Ausnahme der auch in dieser Formation nur sparsam beobachteten Palmen, sind unter ihnen vertreten. Hiedurch wird Brongnart's Behauptung bestätigt, daß nämlich in der langen Periode von dem ersten Erscheinen der Vegetation der Erde bis auf den rothen Sandstein, der die Steinkohlen bedeckt, keine wesentliche Verschiedenheit in der Vegetation gefunden worden. Es sind, wie der Verf. zusetzt, fast überall dieselben Gattungen, aber mit äußerst wenig Ausnahmen nicht dieselben Arten.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Juli.

Nro. 12.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt, 1c.

(Schluß.)

Während die Masse der auf diese Weise uns erhaltenen Pflanzentheile im Vergleiche zu den durch Versteinering zu uns herübergekommenen äußerst beträchtlich ist, bringt diese Conservirungsmethode den Nachtheil mit sich, daß die Pflanzen, je älter desto weniger kenntlich werden, und es läßt sich bey den Steinkohlen die Pflanzenstructur erst durch microscopische Untersuchung nach dem Einäschern oder Aufweichen mit kohlen saurem Natron u. s. w. darthun.

Eine eigenthümliche Erhaltung erlangten verschiedene Pflanzentheile dadurch, daß sie von dem Bernsteine, dem Harze eines vorweltlichen Baumes, eingeschlossen wurden, in welchem sie ganz erhalten wurden, wenn sie vor dem Einschließen getrocknet waren, während sie im entgegengesetzten Falle sich zwar veränderten, aber ihre frühere Form im Hohldrucke sehr gut erkennen lassen.

Hauptfundort des Bernsteins sind namentlich die südlichen Küstländer der Ostsee, wo er in allen Schichten des jüngern Diluviums und des Aluviums bis 300 Fuß Höhe und bis 140 Fuß unter der Oberfläche liegt, doch meist zwischen 0 und 30 Fuß Höhe über dem Meere. Merkwürdig ist, daß bey der Verbindung der verschiedenen Orte seines Vorkommens durch Linien diese in einem Punkte sich schneiden, der als seine Quelle anzuse-

hen ist und im südöstlichen Theile des Ostseebeckens unter 55° n. B. und 37 — 38° L. liegt.

II. Abtheilung. Die Bestimmung oder die systematische Erkenntniß vorweltlicher Pflanzen. — Die Feststellung der Abstammung der verschiedenen Pflanzenreste richtet sich, wie hier der Verf. darthut, im Allgemeinen nach denselben Normen, welche bey der Bestimmung der jetzigen Formen in Anwendung kommen; doch macht der veränderte und fragmentarische Zustand der fossilen Pflanzen noch besondere Modificationen und Erweiterungen derselben nothwendig.

Die Sicherheit der Bestimmung richtet sich nach dem Grade der Erhaltung des Fossils. Da wo dasselbe ganz zerstört ist, wie bey Stein- und Braunkohlen oder bey bituminösen Erden, fällt natürlich die Möglichkeit jener Bestimmung ganz hinweg. Nach Abzug dieser unbestimmbaren Stoffe bleiben theils Abdrücke übrig, theils Versteinerungen, von denen erstere wohl die äußern, nicht aber die innern Formen, letztere die innere Gestalt, aber nicht die Umrisse bieten, was namentlich bey den Abdrücken meistens hinreicht, da die Wissenschaft gegenwärtig so weit gediehen ist, um von dem einen einen Schluß auf das andere zuzulassen. Es tritt hiebey leider der unangenehme Umstand ein, daß die Zahl der vollkommen erhaltenen Pflanzenabdrücke nur gering ist, denn man findet fast nur einzelne Theile, wie z. B. Wedelfragmente, Rindentheile u. s. f. Können uns nun diese Bruchstücke auch kein vollständiges Bild von der ursprünglichen Pflanze geben, so sind sie doch andererseits das Hauptmaterial der Pa-

läontologie, und sie dürfen daher durchaus nicht vernachlässigt werden, da noch dazu verschiedene Umstände, wie die Art der Verzweigung, die Blattansätze u. s. f. auf den allgemeinsten Character der Pflanzen schließen lassen.

Ein Stamm, ein Ast, eine Wurzel ohne Erhaltung der äußeren oder inneren Structur ist für eine paläontologische Bestimmung unzulänglich. Einzelne Theile eines Holzes ohne das gegenseitige Verhältniß von den Elementarorganen zu kennen sind ebenfalls unzulänglich; dergleichen Blätter ohne Nervatur, ohne Blattstiel, ohne Erhaltung des Randes u. s. w., so wie Früchte ohne Erhaltung der äußeren Form. Dagegen sind Stücke eines Holzes selbst ohne Rinde, Aeste mit Erhabenheiten und Vertiefungen, Gliederung, Dornen u. s. w., Rinden oder äußere Stammtheile mit Blattnarben, vollständige Blätter, Blüthen und andere charakteristische Theile

derselben, Früchte mit deutlicher äußerer Form — und bey einfachen Pflanzen Theile des Laubes, Wedel auch ohne Fructification zur Bestimmung hinlänglich. Eine bestimmte Structur des Stammes kann ein hinlängliches Mittel zur Bestimmung der Klasse, Familie, selbst der Gattung seyn. Gewisse Blattformen lassen auf bestimmte Gattungen schließen.

III. Abtheilung. Umfang der Flora der Vorwelt. — Der Verf. zeigt, daß bey der Vergleichung der Artenzahl der fossilen Pflanzen mit der der lebenden sich ein bedeutendes Mehr zu Gunsten der letzteren ergibt. Die Zahl der Arten der Vorwelt ist nur $\frac{1}{3}$ der gegenwärtigen, während die vorweltlichen Thiere sich zu den jetzigen wie 1:7 verhalten. Nachstehende, vom Verf. mitgetheilte Tafel zeigt uns das Verhältniß beyder Pflanzenwelten.

	Vorwelt.		Gegenwart.	
1. Phallophyta . . .	250	9,1 pC.	8394	9,0 pC.
2. Acrobrya . . .	1015	36,8 pC.	4139	4,4 pC.
3. Amphibrya . . .	178	6,4 pC.	13952	15,8 pC.
4. Gymnospermae . .	443	19,7 pC.	356	0,3 pC.
5. Apetalae . . .	230	8,3 pC.	4866	5,2 pC.
6. Gamopetalae . .	77	2,7 pC.	28258	30,4 pC.
7. Dialypetalae . .	341	12,3 pC.	32697	35,2 pC.
Plant. incertae sedis	217	7,8 pC.		

Da übrigens eine große Menge von Pflanzenarten durch keine der oben angegebenen Methoden der Nachwelt aufbewahrt wurde, so erinnert der Verf., daß die vorhandene Flora der Vorwelt nicht den ganzen Inhalt derselben darbietet, daß es jedoch scheint, als ob uns keine wesentlichen Glieder der einstigen Flora unbekannt geblieben seyen, wie sich besonders durch Vergleichung der damaligen Insectenwelt mit der jetzigen ergibt, da diese Thiere in ihrer vollkommenen Abhängigkeit von der jeweiligen Flora auch deren Character repräsentiren. Uebrigens

darf durchaus nicht verkannt werden, daß bey dem noch so geringen Alter des Studiums der Paläontologie vieles undurchforscht ist, was uns zu der Annahme berechtigt, daß unsere Kenntniß der vorweltlichen Pflanzen noch eine bedeutende Ausdehnung erleiden muß, wenn sie auch stets nur ein Stückwerk bleiben wird.

IV. Abtheilung. Character der Flora der Vorwelt. — Die Pflanzen der verschiedenen Epochen der Erde waren jedesmal voneinander ab-

weichend, und außerdem noch gab es damals wie jetzt eine Land- und eine Wasservegetation, welche letztere sich wieder in Süßwasser- und Meerpflanzen sonderte.

Ein Unterschied jedoch, der gegenwärtig eine sehr große Rolle in der Vertheilung der Gewächse spielt, war damals, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, ohne Zweifel nicht vorhanden, nämlich ein Unterschied in der Wärme, und dieses Agens verbreitete seine Thätigkeit in der gleichen Epoche auf gleiche Weise über die ganze Erde. Eine und dieselbe Flora herrschte jeberzeit auf Erden, eine Flora, die in unserer tropischen und subtropischen Zone die meisten Analogien findet. Diese Gleichförmigkeit der jeweiligen Pflanzenwelt erstreckt sich von den ältesten Formationen bis zur Miocänperiode, in welcher erst eine Verschiedenheit der Temperatur vorgekommen zu seyn scheint, und die entschieden tropischen Gewächse machen hier Pflanzen aus minder warmen Ländern Platz, doch sind auch diese Abwechslungen nicht sehr bedeutend. Mit großer Entschiedenheit läßt sich dagegen aus der Thierwelt auf eine seit dem älteren Diluvium stattfindende Wärmedifferenz schließen, wenn auch nur wenige Pflanzenreste aus jener Zeit bis auf uns gekommen sind.

Wenn jedoch die Flora je eines Zeitalters stets denselben Character hatte, so konnten doch die Localflora voneinander abweichen, es waren die Pflan-

zen namentlich in der Steinkohlenperiode gesellig, und die verschiedenen Arten beschränkten sich gegenseitig oder lösten sich nach und nach ab, gerade so, wie es auch in der Jetztwelt zu geschehen pflegt.

Allen geologischen Anzeichen nach waren die Höhendifferenzen des festen Theiles der Erdoberfläche in den frühesten Zeiten der Erde unbedeutend, und darum läßt sich auch aus jenen Zeiten eine hierauf bezügliche Differenz in dem Florencharacter nicht erwarten; dieselbe scheint aber mit den größeren Höhen eingetreten zu seyn.

Die Flora der Steinkohlenzeit läßt sich am ehesten mit der unserer kleineren Eilande in der Tropenregion vergleichen, während die der Miocänperiode mit der großer Flussniederungen, wie des Ohio, Alabama, Mississippi u. s. w. zusammentrifft.

V. Abtheilung. Die Entwicklung der Vegetation in den verschiedenen Perioden. — Hier stellt sich der Verf. die Aufgabe: 1) eine geschichtliche Darstellung der in den größeren Perioden aufeinanderfolgenden Vegetationen zu geben, und 2) den innern Zusammenhang dieser Pflanzenschöpfungen als den Erguß einer einheitlichen, durch alle Zeiten hindurchgreifenden Idee darzustellen, und setzt folgende Perioden fest: 1. Uebergangsperiode, 2. Steinkohlenperiode, 3. Trias, 4. Jura, 5. Kreide, 6. Molasse, 7. Jetztzeit, und stellt die gefundenen Resultate in folgender Tabelle zusammen.

	Uebergangs- periode.	Steinkoh- lenperiode.	Trias.	Jura.	Kreide.	Molasse.	Jetztzeit.
1. Thallophyta	8,0 pC.	1,4 pC.	3,4 pC.	14,7 pC.	25,4 pC.	10,0 pC.	9,0 pC.
2. Acrobrya	82,7 pC.	81,6 pC.	68,1 pC.	37,5 pC.	10,0 pC.	3,7 pC.	4,4 pC.
3. Amphibrya		2,3 pC.	7,7 pC.	5,4 pC.	6,6 pC.	9,2 pC.	15,8 pC.
4. Gymnospermae	9,2 pC.	7,3 pC.	18,1 pC.	38,2 pC.	21,5 pC.	13,9 pC.	0,3 pC.
5. Apetalae					17,7 pC.	18,1 pC.	5,2 pC.
6. Gamopetalae						7,0 pC.	30,4 pC.
7. Dialypetalae					2,2 pC.	30,2 pC.	35,2 pC.

Die aus dieser Tabelle gezogenen Schlüsse weichen übrigens nicht unbedeutend von den hier gegebenen Ziffern ab, indem hauptsächlich die Möglich-

keit der Erhaltung der einzelnen Pflanzen berücksichtigt wird, und nach dieser Betrachtungsweise ergibt sich

die Uebergangsperiode als das Reich der Thallophyten,				
„ Steinkohlenperiode	„	„	„	Acrobryen,
„ Triasperiode	„	„	„	Amphibryen,
„ Juraperiode	„	„	„	Gymnospermen,
„ Kreideperiode	„	„	„	Apetalen,
„ Molasseperiode	„	„	„	Gamopetalen,
„ Jetztzeit	„	„	„	Dialhypetalen.

Zur Erklärung des Entstehens der gegenwärtig so verschiedenartigen Gestalt der Pflanzen, setzt der Verf. eine Zelle voraus, die allem vegetabilischen Sein zu Grunde liegt. Er erklärt die Entstehung neuer Typen als eine partielle Metamorphose, an welcher vielleicht nicht einmal sämtliche Individuen einer Art zu irgend einer Zeit Antheil nehmen, sondern wahrscheinlich nur von einer geringen Anzahl derselben vollzogen wird. Nur auf diese Weise, sagt er können die Pappel-, Eichen-, Ahorn-Arten u. s. w. der Jetztwelt mit den Pappel-, Eichen- und Ahorn-Arten der Vorwelt zusammenhängen; nur auf diese Weise ist es erklärlich, wie der Reichthum der Leguminosengattungen in den weni-

gen Gattungstypen der Vorwelt begründet ist, und selbst die großen Abtheilungen der Familien, Ordnungen und Klassen ihre Prototypen schon in der frühesten Geschichte der Pflanzenwelt haben können. Auf der andern Seite ist aber das Erlöschen der Urformen eben so gesetzmäßig und zeigt uns in den übrig gebliebenen Resten früher bey weitem umfangreicherer Gattungen, welche große, durchgreifende, pragmatische Geschichte die Erde — und mit ihr die vegetabilische Decke — bereits durchgemacht hat.

Dr. Const. Wilh. Wittwer.

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Juli.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe
am 21. Mai 1853.

Herr Akadem. Dr. Wagner brachte zur Vorlage:
Beiträge zur Kenntniß der Gattung *Arvicola*
und der deutschen Fledermäuse von J. H.
Blasius, Professor in Braunschweig.

I. Gruppierung der Gattung *Arvicola* Lacep.
nebst einer neuen Art dieser Gattung.

A. Waldmäuse: Der 1. Unterkieferzahn
hat 7 Prismen, außen 4, innen 5 Kanten; der
2. Unterkieferzahn 3 Prismen, und außen und
innen 3 Kanten.

Ein Streifen langer Haare auf der innern
Oberfläche zwischen der Basis des Außenrandes und
der innern Ohröffnung. Oberseite braunroth.

1. *A. rutilus* Pall. — Nordeuropa, Sibirien.
2. *A. glareola* Schreb. Nord- und Mittel-
Europa.
3. *A. nageri* Schinz. — Alpen.

B. Erdkratten: Der 1. Unterkieferzahn hat
7 Prismen, und außen 4, innen 5 Kanten;
der 2. Unterkieferzahn 5 Prismen und außen
und innen 3 Kanten. Ein Streifen langer Haare
auf der innern Oberfläche zwischen der Basis des
Außenrandes und der innern Ohröffnung. Ober-
seite braungrau oder schwarzgrau.

4. *A. amphibius* L. — Europa und Sibirien.
5. *A. alpinus* Wagner. — Alpen.
6. *A. petrophilus* Wagner. — Alpen.
7. *A. ralticeps* Keyf. und Blas. — Nord-
Europa bis zu den Ostseeländern.

C. Feldmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat
9 Prismen, und außen 5, innen 6 Kanten; der

2. Oberkieferzahn 4 Prismen und außen 3, innen
2 Kanten. Oberseite braungrau.

a. Das Ohr zwischen der Basis des Außen-
randes und der innern Ohröffnung nackt, ohne eine
Spur von langen Haaren.

8. *A. saxatilis* Pall. — Sibirien.
9. *A. oecconomus* Pall. — Sibirien.
10. *A. gregalis* Pall. — Sibirien.
11. *A. socialis* Pall. — Südrussland und Si-
birien.
12. *A. arvalis* Pall. — Mitteleuropa, Sibirien.
13. *A. Savi* Selys. — Italien.
14. *A. alliaris* Pall. — Sibirien.

b. Ein Streifen langer Haare zwischen der
Basis des Außenrandes des Ohrs und der innern
Ohröffnung.

15. *A. campestris* Blas. Nov. Spec. Nord-
Deutschland.

D. Erdmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat
9 Prismen, und außen 5, innen 6 Kanten; der
2. Oberkieferzahn 5 Prismen, und außen und
innen 3 Kanten. Ein Streifen langer Haare auf
der innern Oberfläche zwischen der Basis des Außen-
randes und der innern Ohröffnung.

16. *A. agrestis* L. — Skandinavien und Nord-
Deutschland, Belgien, England.

Hierher würde *A. insularis* Nilss. gehören,
wenn sie sich als Art bewähren sollte, was mir üb-
rigens nach den wenigen Exemplaren von *A. agres-
tis* L., die ich bisher gesehen, nicht wahrscheinlich
scheint.

Die obenerwähnte neue Art: *Arvicola cam-
pestris* hat die Größe und Färbung von *A. agrestis*
oder *A. arvalis*. Von *A. agrestis* unterscheidet sie
sich nur durch das Gebiß, während sie in der Färbung

ganz mit ihr übereinstimmt. Sie ist oben dunkel braungrau, unten grauweiß. Der Schwanz ist deutlich zweifarbig, ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Auf der Innenseite des Ohrs steht ein Streifen langer schwarzgrauer Haare zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung, ohne bis zur Höhe der innern Ohröffnung hinauf zu reichen: ganz wie bei *A. agrestis* L. Im Gebiß stimmt sie ziemlich genau mit *A. oeconomus* Pall. überein: der 3. obere Backenzahn hat außen 5, innen 4 Kanten, während bei *A. arvalis* und den übrigen Arten der entsprechenden natürlichen Gruppen außen nur 4 Kanten ausgebildet sind.

Maasse: Körper bis zur Schwanzwurzel 3'' 6,5'''
 Schwanzlänge ohne Haare . 1'' 2,5'''
 Kopflänge 1'' 0,2'''
 Ohrlänge von der äußern Basis — 4,5'''
 Oberarm — 6,3'''
 Unterarm — 6,5'''
 Hand mit Krallen . . . — 4,8'''
 Schenkel — 6,8'''
 Schienbein — 9'''
 Fuß mit Kralle — 8,1'''

Diese Art habe ich bis jetzt nur aus der Nähe von Braunschweig erhalten.

II. Ueber zwey neue deutsche Fledermäuse.

1. *Vesperugo Maurus* nov. spec. Blas.

Die Art gehört zur Untergattung *Vesperugo*. Der sichern Uebersicht wegen will ich die natürlichen Gruppen erwähnen.

A. Vesperugo Keys. et Blas. Oben und unten jederseits 5 Backenzähne: im Ganzen 34 Zähne.

a. Waldfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite oberhalb der Mitte, und hat nur einen Zahn dicht vor der Basis. Die Fußwurzel querrunzelig. Flughaut bis zur Fußwurzel angewachsen. Nur das letzte rudimentäre Schwanzglied frey vorstehend.

1. *V. Noctula* Schreb. — Mittel- und Süd-Europa.

2. *V. Leisleri* Kuhl. — Mitteleuropa.

b. Zwergfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite unterhalb der Mitte, und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Die Fußwurzel querrunzelig. Flughäute bis zur Zehenwurzel angewachsen. Nur das letzte rudimentäre Schwanzglied frey vorstehend.

3. *V. Kuhlii* Natt. — Südeuropa.

4. *V. marginatus* Cretschm. — Dalmatien und Südeuropa.

5. *V. Nathusii* Keys. et Blas. — Mittel-Europa.

6. *V. Pipistrellus* Schreb. — Europa.

c. Alpenfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite in der Mitte, und hat noch einen zweyten zahnartigen Vorsprung über dem an der Basis, etwas unter der Mitte des Außenrandes. Auf der Basis der Fußsohle eine breite, flache Schwiele. Die Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen ganz oder größtentheils frey vor.

7. *V. Maurus* Blas. Nov. Spec. — In den Alpen.

B. Vesperus Keys. et Blas. Oben 4, unten 5 Backenzähne jederseits, im Ganzen 32 Zähne.

d. Bergfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite über der Mitte und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Eine breite Schwiele auf der Basis der Fußsohle. Die Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen frey vor.

8. *V. Nilssonii* Keys. et Blas. — Skandinavien und Harz*).

9. *V. discolor* Natterer. — Europa.

10. *V. Savii* Bonap. — Dalmatien, nach Temminck.

e. Niedrigfliegende Fledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite unter der Mitte des Außenrandes, und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Eine breite, flache Schwiele auf der Basis der Fußsohle. Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen frey vor.

11. *V. serotinus* Schreb. — Europa.

V. Maurus hat 34 Zähne. Die Schneiden der untern Vorderzähne stehen einander parallel,

*) Nach wiederholter genauer Untersuchung von mir kann ich jetzt das von Herrn Forstrath Koch aus Regensburg mir übersandte und von mir im Schreiber'schen Supplementband zu *V. Nilssonii* gezählte Exemplar doch nur für eine eigenthümliche Varietät von *V. discolor* ansehen, was ich hier deßhalb bemerke, damit die Südgrenze des *V. Nilssonii* nicht zu tief herabgedrückt wird. Wagner.

quer zur Richtung der Kiefer. Der 1. obere Vorderzahn ist zweispitzig, und wenig höher als der einispitzige 2. Zahn. Der Eckzahn im Oberkiefer berührt hinten den zweyten Backenzahn, so daß der erste sehr kleine Backenzahn ganz nach Innen gedrängt wird und von Außen nicht sichtbar ist. Der 1. untere Backenzahn ist kaum halb so hoch, und im Querschnitt kaum halb so breit als der folgende. Der mit der stark verschmälerten Spitze nach vorn gerichtete Ohrdeckel erreicht seine größte Breite ziemlich in der Mitte und hat außer dem gewöhnlichen Zahn an der Basis des Außenrandes noch einen kleinen Zahn unter der Mitte. Die Körperflughaut bis zur Zehenwurzel, die Schwanzflughaut bis an's vorletzte Glied angewachsen. Ohren und Flughäute dickhäutig und dunkel braunschwarz. Der Pelz oben und unten braunschwarz, oben mit bräunlichen, unten mit gelblichweißen Haarspitzen. Die Größe zwischen *V. Nilssonii* und *V. Kuhlii*.

Ma a ß e. Flugweite	8" 6 ¹¹
Totallänge	3 2
Kopflänge	— 7,4
Schwanzlänge	1 3
Dessen freystehendes Ende	— 1,2
Ohrlänge vom Außenrande	— 6,4
Ohrlänge vom Innenrande	— 4,4
Oberarm	— 10,0
Unterarm	1 3,5
Schenkel	— 5,7
Schienbein	— 5,8
Fuß	— 3,5

Ich habe diese Art vom Montblanc, St. Gottshardt, aus dem Dethal, von Heiligenblut und aus dem Nassfeld bey Gastein. Sie kommt bis zu den letzten Sennhütten hinauf vor, und gleicht im Fluge und der Lebensweise dem *V. Nilssonii* vom Harze.

2. *Rhinolophus Euryale*. Nov. Spec. Blas.

Diese neue Art steht in Größe und Ohrbildung dem *Rh. clivosus* nahe, weicht aber in der Bildung des Nasenaussages von allen bekannnten Arten ab.

Der sehr kleine obere Lückenzahn trennt den Eckzahn vom zweyten Backenzahn, und ist in der Mittellinie der Zahnreihe eingefügt. Die vordere Quersfläche des Längskammes auf der Nase ist der ganzen Länge nach gleichbreit und oben breit abgerundet; die hintere Spitze über dem Sattel erhebt sich über die vordere Quersfläche fast um deren

ganze Höhe. Das Hufeisen hat jederseits gegen die Mitte hin einen, durch einen kleinen Einschnitt gesonderten, nach vorn vorspringenden Hautzahn. Der Wurzellappen des Ohrs ist durch eine flache, stumpfwinkelige Einbucht vom Außenrande abgetrennt, und oben und unten gleichmäßig gerundet. Das Schienbein steht um die Länge der Fußsohle frei aus der Flughaut vor. Der Schwanz ist bedeutend länger als die halbe Länge des Unterarmes.

Flugweite	10" 0 ¹¹
Totallänge	2 8
Länge des Kopfes	0 9
Länge des Schwanzes	1 —
Länge des Unterarmes	1 8,5
Ma a ß e von <i>Rh. clivosus</i> :	
Flugweite	10" 6 ¹¹
Totallänge	2 8
Länge des Kopfes	0 9,5
Länge des Schwanzes	0 10,5
Länge des Unterarmes	1 8,5

Bey *Rh. clivosus* ist die vordere Fläche des Längskammes nur in der untern Hälfte gleich breit, in der obern gleichmäßig verschmälert. Bey *Rh. ferrum equinum* und *cupensis* ist diese Quersfläche in der Mitte verschmälert, oben breit abgerundet; bey *Rh. Hippocrepis* der ganzen Länge nach verschmälert. Bey *Rh. clivosus* ist das Hufeisen vorn nach der Mitte hin mit einem Zahn versehen; bey *Rh. ferrum equinum* abgerundet; bey *Rh. Hippocrepis* am Borderrande gekerbt. Das Gebiß ist bey dieser neuen Art wesentlich wie bey *clivosus*. Bey *Rh. Hippocrepis* ist der erste kleine Backenzahn oben fast halb so hoch als der 2., und in der Mittellinie der Zahnreihe eingefügt. Bey *Rh. ferrum equinum* steht der Eckzahn im Oberkiefer in unmittelbarer Berührung mit dem 2. Backzahn, und der sehr kleine, nur wenig über das Zahnfleisch vorragende 1. Backenzahn ist aus der Zahnreihe hinaus nach Außen gedrängt, wie bey *Rh. cupensis* Licht., daher früher übersehen. Alle Arten, bey denen der Nasenaussatz aus Hufeisen, Längskamm und einer Lanzette mit Zellenvertiefungen besteht, haben oben 5, unten 6 Backenzähne, also im Ganzen 32 Zähne.

Ich habe diese neue Art in Mailand, am Gardasee bey Niva und in Triest erhalten. An allen diesen Punkten kommt sie mit *Rh. clivosus*

zusammen vor, scheint jedoch nicht so häufig wie diese letzte Art zu seyn.

Die Zahl der deutschen oder mitteleuropäischen Arten würde sich demnach auf 24 belaufen, wenn man die in Dalmatien angegebenen *V. marginatus* et *Savii* mit hinzuzählt. Es sind folgende:

Rhinolophus Hippocrepis, ferrum equinum, clivrosus und *Euryale*.

Plecotus auritus.

Synotis Barbastellus.

Vespertilio murinus, Bechsteinii und *Nuttereri*; *mystacinus, Daubentonii* und *dasycneme*.

Miniopterus Schreibersii;

Vesperugo Noctula und *Leisleri*;

Kuhlii, marginatus, Nathusii und *Pipistrellus*;

Maurus;

Nilssonii, discolor und *Savii*;
serotinus.

Von diesen Arten kommen *Rhinolophus elivrosus* und *Rh. Euryale*, *Miniopterus Schreibersii*, *Vesperugo marginatus* und *Savii* nur südlich von den Alpen, *Vesperugo Maurus* nur in den Alpen, und *Vesperugo Nilssonii* nur nördlich von den Alpen vor.

III. Bemerkungen über *Hypudaeus petrophilus* und *H. leucurus*.

1. *Hypudaeus petrophilus* Wagn. *). Nach Färbung und Gebiß würde ich denselben zu *H. alpinus* rechnen, der, wie ich jetzt versichern kann, im ganzen Alpenzug von Frankreich an bis zu den östlichen Tauern verbreitet ist und, wie ich mich an etlichen und 20 Exemplaren überzeugte, in allen Farbänderungen vom Weißgrau bis Dunkelbraun vorkommt. Auch nach Schädel und Gebiß steht dieser *H. petrophilus* unmittelbar neben *H. alpinus*; nur eine auffallende Abweichung von letzterem sehe ich: das 3. Prisma am zweyten obern Backenzahn ist vorn eingebuchtet. So etwas kanne ich bey keiner einzigen Art. Ich

habe von *H. alpinus* aus der Schweiz, Tyrol und von Heiligenblut über 20 Schädel untersucht, aber kein einziger hat einen solchen Zahn. Wenn so etwas individuell seyn könnte, müßte ich die Art für identisch mit *H. alpinus* halten; ist diese Bucht aber bey andern Exemplaren auch vorhanden, so würde ich keinen Anstand nehmen, sie für spezifisch verschieden von letzterem anzusehen. Hierüber wird die Vergleichung von andern Exemplaren die Entscheidung bringen. Daß übrigens das vorliegende Thier ein recht altes ist, sieht man auch aus den Muskelgrenzen auf dem Scheitel; seine Abweichungen können demnach nicht auf Rechnung einer Jugend-Eigenthümlichkeit gebracht werden.

2. *Arvicola leucurus* Gerbe, erst vor Kurzem als ein neuaufgefundener Alpenbewohner publicirt, ist ein hellfarbiger *Arvicola alpinus* Wagn., höchstens, wie *Selys* ganz richtig sagt, eine lokale Rasse. Es ist in der ganz ausgezeichneten Beschreibung keine Spur von dem, was mir als spezifische Begründung wichtig erscheint. Gerbe ist noch in den minutiösen Abweichungen der Entwicklungs-Veränderheiten befangen, die er für spezifisch hält, aber vortreflich darstellt. Die abgebildeten Zähne von *A. leucurus* gehören einem jüngern Thiere an als die von *A. nivalis*; dieß kann man a priori wissen. Die Knochen der Stirnbeine sind individuell abweichend. Ich habe von etlichen Arten 40 bis 50 Schädel aus verschiedenen Altern und kann dieß für solche sicher wissen. Auf einen einzigen Schädel kann man solche spezifische Charaktere nicht gründen. Es ist eine wahre Fatalität, daß die beyden Zähne, die die mannigfaltigsten Verschiedenheiten darbieten, der letzte obere und der erste untere Backenzahn, Abweichungen nach dem Alter zeigen; damit ist Gerbe noch nicht bekannt. Uebrigens habe ich eben so helle Exemplare von *A. alpinus*, wie dieser *A. leucurus*, aus den östlichen Alpen, z. B. von Heiligenblut. *A. alpinus* kommt wie *A. Nageri* in der ganzen Alpenkette vor.

Nach dem, was Gerbe über *Arvicola Lebrunii* Cresp. sagt, wird dieser wohl auch zu *A. alpinus* gehören.

*) Da Herr Professor Blasius die genauesten und umfassendsten Untersuchungen über unsere kleinen einheimischen Säugthiere, insbesondere auch über die der Alpen gemacht hat, so hatte ich ihm mein Exemplar vom *H. petrophilus* zur Ansicht übersandt, um sein Urtheil über diese Form zu vernehmen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. August.

Nro. 14.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 7. Mai l. J. hielt Hr. Dompropst v. Deutinger, ord. Mitglied der k. A. d. W., einen Vortrag über „die Geschichte des Gymnasiums, Lyceums und des bischöflichen Alumnats von Freysing,“ aus welchem nachstehendes mitgetheilt wird.

Der Herr Verfasser wies nach, daß die Errichtung einer, den Bestimmungen des Kirchenrathes von Trident (Sess. XXIII. cap. 18. de reform.) entsprechenden Lehr- und Erziehungsanstalt für den Clerus des Bisthums Freysing zwar schon i. J. 1567 sowohl von Seite des Päpstlichen Stuhles als des bayerischen Herzogs Albert V., dessen Sohn Ernest eben damals zum Bischof von Freysing erwählt worden war, lebhaft betrieben und daß dieselbe auch auf den gleichzeitigen Provinzial- und Diöcesansynoden beschlossen, demungeachtet aber bis zum Jahre 1598 nicht einmal begonnen worden war; daß man erst im letzteren Jahre durch die Einziehung einiger Kanonikal-Präbenden bey dem Domstifte und den Collegiatstiften St. Andreas und St. Veit in Freysing einen kleinen Stipendienfond für einige Candidaten des geistlichen Standes gewonnen, keineswegs aber ein eigentliches Seminar zu Stande gebracht habe, und daß selbst dieser Fond schon im Jahre 1616 wieder einer großen Gefahr der Zersplitterung ausgesetzt war, im

Jahre 1632 aber durch den feindlichen Einfall der Schweden in Bayern wirklich ganz vernichtet wurde; daß der i. J. 1663 von dem Bischofe Albrecht Sigmund gemachte Versuch, eine neue Dotation für ein Diöcesanseminar zu schaffen, an der landesherrlichen Verweigerung von Beyträgen vermöglicher Kirchenstiftungen scheiterte, und daß erst die i. J. 1684 erfolgte Wahl des jungen bayerischen Prinzen Joseph Clemens (nachmaligen Churfürsten und Erzbischofs von Köln) zum Coadjutor des Bischofs Albrecht Sigmund Gelegenheit gab, in dieser Sache dem Ziele endlich näher zu kommen, indem Paps Innocenz XI. diese Coadjutorswahl nur unter der scharf betonten Bedingung bestätigte, daß von dem Tode des Bischofs Albrecht Sigmund an bis zum wirklichen Regierungsantritte seines Nachfolgers die von dem Eintritte desselben in das hierzu erforderliche kanonische Alter abhing, aus den Renten des Hochstiftes von den Bisthumsverwesern ein Seminarfond gesammelt werden müsse.

Es wurde dann weiter dargestellt, wie der verdienstvolle Freysingische Bischof Johann Franz, Freyherr von Eckher, der Nachfolger von Joseph Clemens, diesen ex mensa episcopali gebildeten Fond vergrößert und es sich zu einer seiner ersten oberhirtlichen Angelegenheiten gemacht habe, daß i. J. 1688 eröffnete Diöcesanseminar zu einer vollständigen, von Priestern des Benedictinerordens besorgten Studienanstalt (Gymnasium und Lyceum) zu erweitern, welche Einrichtung diese Anstalt hatte, welche Schicksale dieselbe während ihres (etwas mehr als einhundertjährigen) Bestehens betrafen, welche gelehrte und würdige Männer derselben ihre Kräfte gewidmet und

sie zu einem großen Flore gebracht haben und wie dieselbe endlich nach vollzogener Säkularisation des Hofstiftes Freysing i. J. 1805 sammt dem Diöcesanseminal ein Ende gewonnen*).

Sodann trug Herr Reichs-Archiv-Canzlist Muffat eine kurze Abhandlung: „Ueber die Vermählung K. Otto IV. mit Königs Philipp von Schwaben-Tochter Beatrix“, vor, die das Factum und Datum dieses Ereignisses aus einem Briefe Otto's IV. feststellt, und Böhmers Angaben in seinen Kaiser-Regesten berichtet.

Die Frage war: „An welchem Tage hielt Kaiser Otto IV. sein Beylager mit Beatrix?“

Von Italien mit dem Banne der Kirche belastet i. J. 1212 nach Deutschland zurückgekehrt, suchte Kaiser Otto IV. dem erlebenden Sterne seines Glückes durch den endlichen Vollzug seiner Ehe mit Beatrix, König Philipps Tochter, mit welcher er schon seit 1208 verlobt war, einen neuen belebenden Strahl zu verleihen, indem er dadurch die Freunde und Vasallen der Staufens für sich zu gewinnen und auf diese Weise seine Macht zu vergrößern und zu befestigen hoffte.

Der Tag, an welchem sich der Wendepunkt seines Glückes knüpfen sollte, war bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

Nach der Angabe des Godefridus Coloniensis**),

*) Dieser Vortrag wird in den Beiträgen zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing nebst den dazu gehörigen urkundlichen Verlagen abgedruckt werden.

**) Godefrid. Colon. bey Böhmer Fontes II. p. 350. „circa idem tempus Otto imperator Thuringiam cum exoreitu terram illam igne et ferro vastat. Northusie etiam nuptias celebravit, ducens filiam Philippi regis que sibi desponsata fuerat. Que quarta die rebus excessit humanis.“ Reiner Leodiens. bey demselb. II. p. 380. . . . „Uxor Ottonis imperatoris moritur iuvenula mense Augusti filia Philippi regis

welcher besagt, daß die jugendliche Braut am vierten Tage nach der Vermählung eines plötzlichen Todes gestorben sey, hat man im Zusammenhalte mit dem Datum des Todestages, als welchen die Chronica ducum Brunswic.***) den 11. August benennt, bisher den siebenten August als den Tag der Vermählung angegeben.

Allein daß die Hochzeit schon am 22. Julius zu Northausen gefeyert wurde, daß demnach zwischen dem Beylager und dem Todestage der Beatrix zwanzig Tage liegen, geht aus einem Briefe Kaiser Otto's IV. selber hervor, den er unterm 30. Juli von Weissenfee aus, zu dessen Belagerung er nach den kurzen Freuden der Hochzeitsfeyer zurückgekehrt war, an seinen treuen Freund Wolfger, Patriarch von Aquileja sendete***).

In diesem Briefe, dem man es ansieht, daß er ganz in der Absicht geschrieben ist, den ihm so ergebenen Patriarchen in der Ausdauer seiner Treue gegen ihn zu befestigen, giebt er diesem Nachricht, daß er sich durch die Gnade Gottes, dessen Allgüte er hierin erkenne, gesund und wohl befinde; daß er seinen Verräther, den Landgrafen (Hermann von Thüringen), mit einem großen und starken Heere hart bedränge, dessen Lande und Schlöffer verwüstet habe und unablässig verwüste; so daß dieser und seine Anhänger ihre Machinationen gegen ihn bereuen, und in ihren Erwartungen jetzt getäuscht, in der Folge nichts mehr gegen ihn zu unternehmen wagen würden.

Bavenberg crudeliter interfecti anno desponsationis sue primo sine herede, noete sana mane mortua . . . Die Stellen hat übrigens vollständig zusammengereicht Stälin Wirteub. Gesch. II. 160.

**) In Mader. antiquit. Brunswic. 1678. S. 17. . . . „obiit anno 1213. Id. III. August.“ Das Jahr ist jedoch irrig angegeben!

***)) Derselbe ist abgedruckt in J. F. B. M. de Rubeis Monumenta ecclesiae Aquilejensis commentario illustrata. Argentinae 1740. fol. col. 660—661.

„Aufferdem“, fährt er fort, „eröffnen wir dir, daß wir die Ehe, wie es schon längst der Wunsch aller unserer Getreuen und Freunde gewesen, mit unserer geliebtesten Gemahlin Beatrix an dem Sonntage vor dem Feste Jakobs glücklich und feyerlich vollzogen haben, was dir um so angenehmer zu erfahren seyn wird, je mehr dieß, wie wir nicht bezweifeln, uns und den uns Wohlgesinnten Nutzen bringen wird.“

„Da wir dich gleich als die Hälfte unserer Seele lieben und in dich, wie wir uns verpflichtet fühlen, unser volles Vertrauen setzen, den wir in allen Wechselfällen durch die That als den treuesten erprobt gefunden haben, bitten wir dich, in der Treue zu uns wie bisher auszuhalten, wie wir denn auch im Geringssten nicht an derselben zweifeln. Lasse dir uns und alle unsere Angelegenheiten empfohlen seyn, und bewähre dich wie bisher als einen emsigen Vollstrecker in allen Geschäften, welche zu unserer und des Reiches Ehre gereichen.“

Nachdem er den Patriarchen noch ersucht, ihm auch über seine Verhältnisse häufigere Nachrichten zukommen zu lassen, schließt er:

„Über die Zustände der Venetianer und über ihr Verhalten gegen uns wünschen wir durch dich verständigt zu werden; trachte daher mit Vorsicht zu erforschen, welche Vereinbarung sie mit uns zu haben wünschen.“

„Durch Gottes Gnade und durch die Beyhülfe unserer Getreuen haben wir unsern Feind den Landgrafen schon sehr in die Enge getrieben, und werden ihn noch weiter treiben, so daß wir sein Schloß Weiffensee und die Stadt selbst, gegen seinen und seiner Anhänger Willen in unsere Gewalt bringen werden, zu den übrigen Schlössern, welche wir schon genommen haben, und welche wir in Bälde noch zu nehmen gesonnen sind, wenn er nicht noch zeitig

genug von seinem thörichten Beginnen abläßt, und, (was ihm als einziges Rettungsmittel noch übrig bleibt), so bald als möglich in unsere Gnade zurückgekehrt seyn wird.“

„Deinen Boten, den Magister Laurentius haben wir deßhalb bey uns zurückbehalten, daß wir dich durch ihn benachrichtigen können, wenn zwischen uns und dem Landgrafen ein Vergleich zu Stande kommen sollte. Wir wollen auch und ermahnen dich, beflissen zu seyn, deine Boten häufiger nach Italien zu entsenden, um die Lombarden wiederholt zu unserm Dienst zu erstarken.“

Alle diese Hoffnungen, deren Erfüllung K. Otto IV. mit so vielem Selbstvertrauen entgegen sah, wurden durch ein unseliges Verhängniß ihm nur zu bald vereitelt.

Ein plötzlicher Tod raffte die jugendliche Gemahlin dahin — das Band womit er durch sie auch ihre Anhänger an sich gefesselt glaubte, ward dadurch zerrissen, und schon der nächste Augenblick belehrte ihn, wie trügerisch die Hoffnung ihn blendet — denn kaum hatten die Schwaben und Bayern den Tod der jungen Kaiserin erfahren, als sie heimlich des Kaisers Lager verließen, so daß Otto die Belagerung Weiffensees, und all die Erfolge, die er an dessen baldigen Eroberung geknüpft, aufgeben und selbst vor der ausfallenden Befehung hinter Erfurts Mauern Schutz suchen mußte.

 Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften in den Monaten März und Mai 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg:
Verhandlungen 3. Bd. 3. Hft. Würzb. 1852. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Zeitschrift. März III. 1853. München 1853. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik
in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer
Bd. XXVI. Hft. 1. Jan. London 1853. 8.

Von der Gesellschaft für Frankfurter Geschichte u. Kunst
in Frankfurt a/M.

Archiv 5. Hft. Frankf. 1853. 8.

Von der Real academia de ciencias in Madrid:

Momorias. Tom. I. Tercera serie. Ciencias naturales
Tom. 1. part. 2. Madr. 1851. 8.

Resumen de las actas de la academia de 1850. 1851.
Madrid 1851. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1852. Part. 1.
II. Lond. 1852. gr. 4.

Proceedings. Vol. VI. Nr. 83—93. London 1852. 8.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1852. Lond. 1852. 8.

Von der Royal asiatic Society in London:

Journal Vol. XIII. Part. 2. Lond. 1852. 8.

Von dem Professor Gerhard in Berlin:

Ueber die k. Vasensammlung zu München. Berl. 8. und
Münchens antike Kunstschätze übersichtlich betrachtet. Berl. 8.

Von dem Specimen of natural history in New-York:

Annals. Vol. V. Aug. 1852. Nr. 9—14. New-York
1852. 8.

Von der Academia pontificia de' nuovi Lincei in Rom:
Atti. Anno V. Session II. del 22. Febr. 1852. Rom
1852. 4.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal de savants. Janvier—Decbr. 1852. Par. 1852. 4.

Von dem naturhistorischen Verein der Preuß. Rheinlande
und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 9. Jhrg. 3. u. 4. Hft. Bonn 1852. 8.

Von dem zoolog. mineralog. Verein in Regensburg:

Abhandlungen 3. Hest. Regensb. 1853. 8.

Von dem historischen Verein von und für Oberbayern
hier:

Oberbayerisches Archiv. 13. Bd. 2. u. 3. Hft. Münch.
1852. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik
in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXVI. Hft. II.
III. Landau 1853. 8.

Von dem Herrn Rudolph Freiherrn v. Stillfried in
in Berlin:

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des
Hauses Hohenzollern. 1. Bd. Berl. 1852. 4.

Von dem Herrn N. Marsilli in Rovereto:

Della tassa delle galette. Rovereto. 8.

Publica ternata dell' J. R. Academia Roveretana dei
XXIII. Decbr. 1852. Rovereto 1853. 8.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. August.

Nro. 15.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freyherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märker. Erster Band. Urkunden der Schwäbischen Linie, 1095 — 1418. Berlin. In Commission bey Ernst u. Korn. 1852. 4. S. 558.

Einer der Herausgeber dieses Werkes, Herr von Stillfried, hat bereits im Jahre 1848 eine Urkundensammlung unter dem nämlichen Titel an's Licht treten lassen und beabsichtigt, dasselbe, da hievon nur der erste Band erschienen ist, fortzusetzen, allein zwey Umstände nöthigten, jenes ganz auf sich beruhen zu lassen, und eine ganz neue Quellen-Sammlung zu veranstalten, einmal nämlich weil im Verlaufe eine Menge neuer Quellen entdeckt wurden, die nicht wohl in einem Nachtrage untergebracht werden konnten, und dann weil sich inzwischen der Wiederanfall der Hohenzoller'schen Stammlande ergab, welcher den ursprünglichen Plan modificiren mußte. Es ward demnach der Quellen-sammlung, wovon der erste hier zu besprechende Band vorliegt, ein neuer, erweiterter Plan zu Grunde gelegt. Es wurden nämlich in diesem ersten Bande die diplomatischen Quellen des gemeinsamen Zollerstammes, und darunter auch die des bisher unbeachtet gebliebenen gräflich Hohenbergischen Nebenzweiges bis zu dessen völliger Abtrennung bekannt gemacht; von dem Jahre 1235 an aber, als dem Zeitpunkte, wo der fränkische, nachmals Churbrandenburgische oder königlich Preussische Zweig sich völ-

lig abgefondert hatte, wurden hier nur die Urkunden, welche sich auf die Schwäbische Linie beziehen, veröffentlicht und bis zu der Epoche fortgeführt, wo ein Repräsentant der fränkischen Linie, nämlich Friedrich VI. von Nürnberg, welcher zur Brandenburgischen Churwürde gelangte, zum ersten Male wieder sich seinen Schwäbischen Stammgenossen zuwendet. Es lag ursprünglich im Plane, die Herausgabe der den Schwäbischen Zweig betreffenden Urkunden bis zu dem Jahre 1488 fortzuführen, bis zu dem Zeitpunkte nämlich, wo die erste Hohenzollerisch-Brandenburgische Erbverbrüderung geschlossen wurde, allein es ward schon mit dem Jahre 1418 abgebrochen, aus dem Grunde, weil das aus dem XV. Jahrhundert vorhandene urkundliche Material allzu massenhaft ist und keinen solchen Werth hat, daß die Bekanntmachung desselben in seinem ganzen Umfange sich rechtfertigen ließe. Doch soll auch dieses nicht völlig unbenutzt liegen bleiben, indem von Seite der Herausgeber beabsichtigt ist, dasselbe in einer anderen entsprechenden Form seiner Zeit zu veröffentlichen. Für die nächsten Bände der hier in Rede stehenden Monumenta sind die diplomatischen Quellen der fränkischen Linie, der Burggrafen von Nürnberg, bestimmt, welche, wie nicht zu zweifeln ist, sowohl zahlreicher als auch wichtiger sind, wie die in diesem ersten Bande mitgetheilten, letzteres darum, weil die Burggrafen eine große Thätigkeit entfalteten und an den wichtigsten Reichsgeschäften vielfach und einflußreich sich betheiligten.

Bezüglich der Frage, ob in derley Quellen-sammlungen bloß Diplome und urkundliche Daten mit Ausschluß alles übrigen quellenmäßigen Materials ausgenommen werden sollen, könnte allerdings

eine Meinungsverschiedenheit stattfinden. Die Herausgeber dieser Monumenta haben sich lediglich auf Urkunden beschränkt, es lag aber in ihrer Absicht, wenigstens für die früheren Jahrhunderte ein möglichst vollständiges Material zu liefern, was ihnen auch gelungen ist, so daß Stälin, der berühmte Verfasser der Geschichte Wirtembergs, welcher die umfassendsten Forschungen gemacht hat, nur einige wenige Stücke, welche den Herausgebern entgangen sind, nachzuweisen vermochte. Dieselben wurden nebst einigen anderen, welche erst während des Druckes dieser Monumenta bekannt gemacht worden sind, in der Vorrede nachgetragen. Ref. verweist auf folgende Urkunde, welche den Herausg. entgangen ist: *Wolphardus episcopus Augustensis investit ducem Ottonem Carinthiae eiusque fratres de omnibus feodis, quae isti ab ecclesia sua tenent, sicut ea, quae ipsorum pater ab eadem tenuit. Act. ap. Umistam Brix. dioec. die veneris tertio decimo intrante Januario — praesentibus Friderico de Zolre summo praeposito Aug. ecclesiae etc.* Hormayr sämmtl. Werke. II. nr. 53. Da der Zweck dieser Urkundensammlung nicht ein allgemein historischer, sondern nur ein speciell Hohenzollerischer ist, so wurden bloß jene Urkunden, welche entweder von Hohenzollern ausgestellt worden sind oder directen Bezug auf sie haben, ihrem ganzen Umfange nach aufgenommen, jene dagegen, welche nur in indirecter Beziehung zu denselben stehen, d. h. in welchen dieselben nur als Zeugen, Taibinger oder Siegler erscheinen, ohne Ausnahme nur auszugsweise mitgetheilt, was selbst von bisher noch ungedruckten Kaiserurkunden gilt, so sehr auch sonst deren vollständige Bekanntmachung wünschenswerth gewesen wäre.

Die älteste der hier abgedruckten Urkunden, der Stiftungsbrief des Klosters Aspirsbach gehört dem J. 1095 an, es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob dieselbe nicht etwa nur eine historische Aufzeichnung ist. An diese schließt sich die päpstliche Urkunde v. J. 1101 an, wodurch die Stiftung des eben erwähnten Klosters bestätigt wurde. An diese reihen sich zahlreiche Urkunden an, welche zufolge des obengedachten Grundsatzes nur auszugsweise mitgetheilt wurden. Erst gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts hin beginnen die von Zoller'schen Grafen ausgefer-

tigten Documente, so wie solche, welche sich unmittelbar auf sie beziehen, daher auch vollständig bekannt gemacht werden, zahlreicher zu werden. Sie belaufen sich mit Einschluß der bloß auszugsweise mitgetheilten auf nahezu sechshundert. Es erscheint weder thunlich noch auch erforderlich hier auf den Inhalt derselben näher einzugehen, sondern es wird die Bemerkung genügen, daß Käufe und Verkäufe, Schuldschreibungen, Widmungen an Stifte und Kirchen, Tausch- und Hausverträge Gegenstand derselben sind, demnach zumeist nur ein speciell Interesse haben, wie dieß in der Natur der Sache liegt, womit übrigens keineswegs behauptet wird, daß nicht auch für die allgemeine deutsche Geschichte Materialien darin liegen. Gerade die Geschichte der hohen Adelsgeschlechter bedarf im Interesse derselben einer sorgfältigeren Behandlung, als ihr seither zugewendet wurde.

Die Urkunden, welche der früheren Periode angehören, sind mit wenigen Ausnahmen schon in anderen Druckchriften bekannt gemacht worden. Dieselben haben die Herausg. theilweise auch angegeben, die vollständige hier einschlägige Literatur aber, so wie die erforderlichen Erläuterungen in den „Hohenzollerischen Forschungen“, welche den Monumenten vorangingen theils nebenher fortgesetzt werden, niedergelegt.

Mit den Grundsätzen, welche die Herausgeber bey Bearbeitung der Urkundentexte sich zur Richtschnur genommen haben, erklärt sich Ref. fast durchgehends einverstanden. Allerdings soll der Urtext auf's getreueste wiedergegeben werden, doch nur soweit, als dieß im Drucke möglich ist, ohne von diesem in Facsimilirung zu verfallen; daher wurden die Abkürzungen, welche sich in den Originalien finden, durchgehends aufgelöst, und die damals übliche eben so zweckwidrige als schwankende Interpunctiionsweise, welche im Drucke sehr störend seyn würde, der jetzt üblichen angepaßt, soweit dieß zum richtigen Verständniß erforderlich schien; dagegen ward die der älteren Graphik eigenthümliche und ganz willkührliche Verwechslung großer und kleiner Buchstaben beybehalten, was Ref. nicht billigen kann, eben weil der Gebrauch dieser Buchstaben auf keinen festen Regeln beruhte, ihre Aenderung also unbedenk-

lich geschehen kann, und weil die Beybehaltung dieser Eigenheit im Drucke sehr störend ist.

Die häufig den Urkunden unmittelbar angefügten Siegelabbildungen (Holzschnitte) erhöhen nicht etwa bloß den Schmuck, sondern auch den inneren Werth des Werkes, und sind eine um so willkommener Zugabe, als einerseits solche sphragistische Illustrationen in der Regel allzusehr vernachlässigt werden, und andererseits zumeist sehr ungenau, also unbrauchbar sind. Und doch sind die Siegel nicht selten von größerem historischen Werthe, als selbst die Urkunden, an denen sie hängen.

Auf die äußere Ausstattung wurde eine, zumal in Deutschland, ganz ungewöhnliche Sorgfalt verwendet, was freylich nur die Munificenz des Königs von Preußen, des Schöpfers dieses Werkes, möglich gemacht hat.



Historia diplomatica Friderici secundi sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta, quae supersunt istius imperatoris et filiorum eius. Accedunt epistolae paparum, et documenta varia. Collegit, ad fidem chartarum et codicum recensuit, iuxta seriem annorum disposuit et notis illustravit J. L. A. Huillard-Beréholles, auspiciis et sumptibus H. de Albertis de Luynes unius ex academiae inscriptionum sociis. Tom. II. P. I et II. (S. 1093). Tom. III. (S. 547.) Parisiis excudebant Plon fratres. 1852. 4.

Immer mehr drängt sich das Bedürfnis auf, die wichtigsten Quellen der Geschichte, die Urkunden, welche in ältester und neuester Zeit so zahlreich bekannt gemacht wurden und besonders jetzt so massenhaft an's Licht gestellt werden, entweder auszugswelse (in Regesten) oder ihrem ganzen Umfange nach unter besonderen Rubriken zusammen zu fassen, da es immer schwerer wird, das ganze Urkundengebiet zu überblicken. Dieß gilt ganz beson-

ders bezüglich der von den deutschen Königen und Kaisern ausgestellten Urkunden, nicht bloß weil sie, ungeachtet sehr viele verloren gegangen, in großer Zahl vorhanden, sondern auch, weil sie in einer Menge von Druckschriften, deren manche überdies schwer zugänglich, zerstreut sind. Böhmer und Ohmel haben sich daher ein großes, allerseits anerkanntes Verdienst erworben, indem sie dieselben nachgewiesen und auszugsweise zusammengestellt haben; denn erst dadurch ist es den Historikern möglich geworden, die deutsche Geschichte, sey es im Zusammenhang oder einzelne Theile derselben in entsprechender Weise zu bearbeiten. Indessen sollte man dabey nicht stehen bleiben, sondern sämtliche Urkunden der deutschen Könige und Kaiser in einen Codex zusammenfassen. Es war allerdings der Plan, dieselben in den von Perz redigirten Monumenta histor. German. zu veröffentlichen, leider aber scheint er, wenn auch nicht völlig aufgegeben zu seyn, doch jedenfalls nicht in Ausführung gebracht zu werden, indem nach einer so langen Reihe von Jahren noch nicht einmal der Anfang gemacht ist, und überhaupt die Fortsetzung dieses Nationalwerkes, wie verlautet, keineswegs sicher gestellt ist. Sollte es jedoch, wie zu wünschen ist, seinen ungestörten Fortgang haben, dann möchte vorzuziehen seyn, den Druck der Chroniken und selbst den der Leges vorläufig auszusetzen und jenen der Urkunden zu beginnen.

Unter diesen Verhältnissen ist um so dankenswerther, was in dieser Richtung von anderen Seiten her geleistet wird, daher auch das in Rede stehende Werk, obgleich es uns Deutsche schamroth machen sollte, daß selbst das Ausland sich veranlaßt sieht, unseren schwachen Kräften zu Hülfe zu kommen. Dasselbe ist übrigens noch nicht vollendet, denn der erste Band, in welchem, wie zu vermuthen ist, die Geschichte des Kaisers Friedrich II. behandelt wird, ist noch nicht erschienen, jedenfalls dem Ref. noch nicht zugekommen; das wichtigste jedoch, das was als besonders nothwendig sich darstellt, der codex diplomaticus umfaßt, so weit er bisher gedruckt vorliegt, bereits die Urkunden eines Decenniums, und es ist zu erwarten, daß derselbe innerhalb kurzer Zeit zum Abschluß gebracht werden wird. Da der erste Band, in welchem ohne

Zweifel über den Plan Auskunft gegeben wird, noch rückständig, jedenfalls dem Ref. nicht zugekommen und der Codex mit keiner Vorrede eingeführt ist, so läßt sich der Plan, welchen der Herausg. diesem Werke zu Grunde gelegt hat, nicht erkennen, namentlich ist nicht ersichtlich, warum derselbe den Codex mit dem Jahre 1220 und nicht vielmehr mit dem J. 1213, in welchem Friedrich zum Deutschen König erwählt ward, beginnt.

Wie die Ausführung entnehmen läßt, lag es im Plane des Herausg. alle auffindbaren Urkunden, gedruckte wie ungedruckte, welche von dem Kaiser Friedrich II. ausgestellt wurden oder sich auf ihn beziehen, wie besonders mehrere päpstliche Bullen, sodann auch die von dem Sohne desselben dem Könige Heinrich ausgestellten Urkunden in diesem Codex zusammen zu faßen.

Diese Arbeit ward durch Böhmer's Registern allerdings sehr erleichtert, doch beschränkte sich der Herausgeber nicht auf die Urkunden, welche dort nachgewiesen sind, sondern hat auch viele bisher ungedruckte oder nur in Auszügen bekannte Urkunden aufgespürt, deren namentlich eine große Anzahl in italienischen Archiven aufgefunden, und auch einige deutsche Archive ausgebeutet; überdieß hat er, wo immer es ihm möglich war, die bereits durch den Druck veröffentlichten nach den Originalien verbessert, häufig auch, wo ihm solche nicht zu Gebote standen, die Fehler der bisherigen Abdrücke *ex ingenio* abcorrigirt. Gegen die meisten dieser Correcturen, die entnehmen lassen, daß der Herausgeber mit der deutschen Geschichte sehr vertraut ist, wird sich kaum eine Einwendung machen lassen, obwohl hierin große Vorsicht einreten muß. Ref. glaubt einige dieser Correcturen bemerklich machen zu sollen. In einer Urkunde v. J. 1223 (II, 760) erscheint unter den Zeugen ein Ludoviens marchio de Badin, der, da ein solcher in dieser Zeit nicht existirt hat, unmöglich angenommen werden kann. Der Herausg. schlug daher die kaum verwerfliche Aenderung vor: Ludowiens (dux Bawariae, Hermannus) marchio de Badin; denn beyde befanden sich in dieser Zeit in der Umgebung des Königs Heinrich. Ebenso rechtfertiget sich die Umänderung eines der Zeugen in einer Urkunde des Kaisers Friedrich v. J. 1230 (Tom. III, 180), nämlich des Albertus „Rimes-

sindle“, wie er in den bisherigen Ausgaben erscheint, in Albertus „Rindesmule“; ebenso die Aenderung „prosperitatis“ (Tom. III, 421) in posteritatis“, welches der Sinn dieser Stelle fodert. Ref. vermöchte noch mehrere andere derartige Verbesserungen namhaft zu machen, beschränkt sich jedoch auf diese, die hinlänglich beweisen, daß der Herausg. mit Sachkenntniß zu Werke gegangen. Dagegen finden sich auch Conjecturen, welche, wie Ref. dafür hält, nicht angenommen werden können. In einer Urkunde des Königs Heinrich, welche derselbe Jägers Geschichte der Stadt Ulm entnommen hat, und die sonst nirgends gedruckt ist, kommt unter den Zeugen (II, 736) ein Fridericus de Bruhingen vor, ein Name, der offenbar verdorben ist, statt dessen daher der Herausg. Trutelingen (im Drucke steht fehlerhaft Trutehingen) in Vorschlag bringt, womit Ref. nicht einstimmt, der vielmehr der Ansicht ist, daß Truentingen = Truhendingen gelesen werden müsse; denn Friedrich von Truhendingen kommt in den Urkunden des Königs Heinrich öfter als Zeuge zum Vorschein und die Reihenfolge der Zeugen fordert an dieser Stelle einen Namen, der einem der höheren Adelsgeschlechter angehört. Zu „Theobaldus“ de Vohbureh, welcher gleichfalls in einer Urkunde des Kaisers Friedrich als Zeuge erscheint (II, 782), macht der Herausg. die Bemerkung, daß dafür besser „Diopoldus“ oder „Tyboldus“ gelesen werde, was ganz unrichtig ist. Zwar finden sich beyde Formen, besonders in Urkunden, welche in Italien und von italienischen Notären verfaßt wurden, sehr häufig, allein sie sind noch unrichtiger als die Form „Theobaldus“. Sprachrichtig ist nur die Form „Dielpaldus“. Indessen ist kein Anlaß, sich an dertley unrichtigen Namensformen, welche in dieser Zeit und schon früher sehr häufig zum Vorschein kommen, zu stoßen, soferne nur nicht wegen der Namensträger selbst Bedenken entstehen, welche in dem vorliegenden Falle nicht möglich sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. August.

Nro. 16.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. — 1847. Hongkong 1848.

2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — 1848—50. Hongkong 1852.

3. The Chinese Miscellany, designed to illustrate the government, philosophy, religion, arts, manufactures, trade, manners, customs, history and statistics of China. Davon sind erschienen:

I. A. Glance at the interior of China, obtained during a journey through the silk and green tea districts. Shanghae 1849. Printed at the Mission Press.

II. Dissertation on the silk-manufacture, and the cultivation of the mulberry; translated from works of the Tsen-Kwang-K'he, called also Paul Siu, a colao, or minister of state in China. Shanghae 1849.

III. The Chinaman abroad: or a desultory account of the Malayan archipelago, particularly of Java; by Ong-Tae-Hac. Translated from the original. Shanghae 1849.

IV. General description of Shanghae and its environs, extracted from native authorities. Shanghae 1850.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, b. C. 1121, as prescribed in the „Institutes of the Chow dynasty Strung as Pearls“. Translated from the original Chinese, with notes, by William Raymond Gingell, interpreter to her majesty's consulate, Too Chow Too. London 1852.

Die Satzungen der königlichen asiatischen Gesellschaft für Großbritannien und Irland bestimmen: Es mögen sich in den Kolonien Zweigvereine bilden, welche vorzüglich den örtlichen Verhältnissen ihre Aufmerksamkeit zuwenden und sich der englischen Muttergesellschaft anschließen. Eine der neuesten Schöpfungen dieser Art ist die asiatische Gesellschaft für China, begründet am 19. Januar 1847, die bereits zwey Bände wichtiger Abhandlungen erschienen ließ. Der dritte ist im Drucke begriffen und wird nach Allem was durch öffentliche Mittheilung verlautet, in keinem Falle hinter den beyden ersten zurückbleiben. Die fünfte Abhandlung dieses neuen Bandes, welche die Inschriften der chinesischen Porcellangeräthe erklärt, die in ägyptischen Gräbern gefunden wurden, haben wir bereits aus Hongkong erhalten. Ihr Verfasser ist der erste chinesische Dolmetsch der Regierung zu Victoria, W. H. Medhurst, der Jüngere.

Der berühmte Sinolog und Staatsmann Sir Francis Davis hielt als Statthalter zu Hongkong

und erster Präsident die Eröffnungsrede (15. Februar 1847), welche die Wichtigkeit des Vereins und seine mannigfachen Aufgaben entwickelt. Die praktische Richtung, wie man dieß von Engländern nicht anders erwarten wird, ist bey weitem die vorwiegende. Es werden die Anfragen und Gegenstände mitgetheilt, welche die heimatliche Regierung ihren Konsuln und Beamten vorlegte. Sie enthalten eine vollständige Länder- und Völkerkunde. Diese Beamten sind beauftragt die geographische und geologische Beschaffenheit des Landes, die natürlichen und künstlichen Erzeugnisse, und welche sich für den englischen Markt eignen zu untersuchen. Die europäischen Erzeugnisse, die von Eingebornen gekauft werden, und wie sich der Verschleiß des Opium verhält zur ganzen Bevölkerung, zu ihrem übrigen physischen, geistigen und moralischen Zustande; die Stellung der Eingebornen zur Regierung, zu den Reichsgesetzen und dem Beamtenthum, — über alle diese Gegenstände sollen die Konsuln Erkundigungen einziehen und in's Einzelne eingehende Berichte einsenden. Die Vorrichtungen beym Ackerbau, die Düngerforten und die Düngerweise mögen genau beobachtet werden. Dr. Buckland von Oxford habe ihm geschrieben, so erzählt Herr Davis, daß Professor Liebig hierüber die genauesten Nachrichten wünscht, vorzüglich in Betreff des chinesischen Düngers.

Ein Aufsatz des Herrn Meadows über den Landbesitz in China eröffnet die Reihe der Abhandlungen. Herr Meadows hat in München, was er in seinen vermischten Bemerkungen über China, die wir in einem frühern Bande der Anzeigen (Nov. 1847) besprochen, dankbarlich anerkennt, den Grund gelegt zu seiner chinesischen Sprachkenntniß und somit zur glücklichen amtlichen Laufbahn im Mittelreiche. Die trefflichen Bemerkungen Staunton's (Penal Code of China London 1810 S. 526) über das Grundeigenthum werden hiemit erweitert und ergänzt. Die von M. angeführten Thatsachen und Schriften zeigen, daß der Landbesitz in China ein ludeigener ist und durch kein Lebensverhältniß beschränkt oder bedingt wird. Es scheint der Eigenthümer kann auf seine Gründe Hypotheken aufnehmen, sie nach Belieben ganz oder theilweise verkaufen und seinen Kindern hinterlassen, zahlt er nur die Landsteuer und richtet sich nach dem Landesüblichen, schriftlich nicht verzeichneten Brauche.

Die zweyte Abhandlung enthält die Beschreibung der heißen Quellen von Songmat, unsern Macaos von dem brittischen Konsul zu Kanton, Herrn Bowring. Dieß ist der durch seine politische Gesinnung wie durch seine andern literarischen Arbeiten ausgezeichnete Freund des berühmten Rechtsgelehrten Bentham. Bowring ward seit der Heimkehr des Herrn Davis die Seele der asiatischen Gesellschaft; ohne seine Thätigkeit und Ausdauer wäre sie vielleicht zu Grunde gegangen. Die Abhandlung des Herrn Dr. Harland über das chinesische System der Anatomie und Physiologie ist sicherlich ein tüchtiger Beitrag zur Kenntniß der ostasiatischen Medicin. Wir müssen aber ihre Beurtheilung den Fachgenossen des Verfassers überlassen. Auffallender Weise findet man hier keine Erwähnung der *Opuscula medica ad mentem Sinensium*, welche Andreas Cleyer (Francofurti 1682) herausgegeben hat, obgleich sie dieselben Theile der chinesischen Medicin behandeln. Bekanntlich sind diese Arbeiten nicht von Cleyer selbst, sondern von mehreren Missionaren, namentlich von dem polnischen Jesuiten Michel Boym. Remusat, der selbst manches Plagiat beging, war sehr geneigt, Andere dieses Betrugs anzuklagen. So auch den Hesses-Kasseler Arzt Cleyer (*Nouveaux Melanges Asiatiques II. 227*). Die Anklage ist ganz ungegründet. Cleyer sagt nirgendwo, daß er Verfasser dieser Abhandlungen sey, sondern sie wären von einem gelehrten Europäer gesammelt, geschrieben worden (ab erudito Europaeo collecta, ab erudito Europaeo conscripta).

Herr Hillier, Vorstand der Polizen zu Victoria auf Hongkong beschäftigt sich seit längerer Zeit mit dem chinesischen Münzwesen. Man findet hier von ihm zwey Abhandlungen. In der ersten wird nach den gesammelten Sagungen der überaus reinen Dynastie das bestehende Münzwesen beschrieben und in der zweyten, nach einem einheimischen Werke von der Regierung des Tiao bis zum Schlusse der Mingdynastie (2356 v. — 1644 n. u. Z.), während eines Zeitraums von viertausend Jahren, eine ausführliche Münzgeschichte gegeben, wobey die Münzen selbst in Abbildungen mitgetheilt werden. Herr H. übersetzt bloß die Worte seines chinesischen Originals; an Münzen aus den Zeiten des Tiao und Schun,

aus den Zeiten der drey ersten Dynastien und noch weiter herab wird er wohl selbst nicht glauben.

Es werden jetzt in China, was ehemals wohl der Fall war, weder Gold- noch Silbermünzen mehr ausgeprägt. Das einzige Geld China's im engern Sinne des Wortes bilden die gegossenen Kupfermünzen, die aus einer Mischung von sechs Zehnthel Kupfer und vier Zehnthel Zink bestehen. Nach dem gesetzlich aufgestellten Verhältniß des Kupfers zum Silber gehen zehntausend solcher Münzen auf eine Unze feinen Silbers, chinesisch Peang, von den Europäern gemeinhin Tael genannt, welche von der ostindischen Kompagnie auf sechs Schilling acht Pence oder vier Gulden unsers Geldes gerechnet wird. Dieses feine chinesische Silber enthält gewöhnlich ein und ein halb Procent Gold. Tausend Unzen oder Tael reinen Silbers machen in London nach kaufmännischer Rechnung, den Goldgehalt des Silbers mit eingeschlossen, dreyhundert und sechszehn Pfund Sterling. In den verschiedenen Kreishauptstädten des Reiches sind eigene Münzgebäude errichtet, welche je nach Größe und Bedürfniß des Reiches mehr oder weniger Schmelzöfen enthalten. Auf allen Münzen des Reiches, wo immer sie gegossen seyn mögen, befindet sich die Ehrenbenennung (Nien hao) der Regierungsjahre des Kaisers mit der Inschrift: Allgemeine Münze in chinesischen und Mandschu-Charakteren. Nicht selten wird auch der Gufort oder der Münzhof des Kreises, wo die Münzen gegossen wurden, angegeben. Die von der Regierung ausgegebenen gewöhnlich im Lande kursirenden Münzen sind unter ihrem Nennwerthe gegossen.

(Fortsetzung folgt).

Historia diplomatica etc.

(Schluß.)

Ueberhaupt wird man sich hüten müssen, auf dem urkundlichen Gebiet der Verbesserungslust so

großen Spielraum zu gewähren, da die Urkunden hiedurch den Typus, welchen ihnen die Zeit aufgedrückt hat, und der alle Beachtung verdient, verlieren würden, abgesehen davon, daß man sich vielfach der Gefahr aussetzen würde, Irrthümliches hinein zu bringen, was dem Herausg. allerdings mehrfach begegnet ist. In einer Urkunde des Kaisers Friedrich v. S. 1226 (II, 662) will der Herausg. statt Leimburch, wie der Abdruck bey Lünig, oder Lenhbure, wie in jenem bey Dümont steht, Luneburch gelesen wissen, und hat diesen Namen auch unbedenklich in den Text aufgenommen; allein diese Aenderung scheint dem Ref. nicht richtig zu seyn, sondern er ist der Ansicht, daß Lenzeburch zu substituiren sey. In der Urkunde (II, 683) will der Herausg. statt „per excessionem“ gesetzt wissen „per concessionem“, allein jene Lesart paßt zu dem vorhergehenden sehr gut, weshalb sich die vorgeschlagene Aenderung nicht rechtfertigen läßt, ebensowenig und noch viel weniger in der nämlichen Urkunde die von dem Herausg. gewählte Lesart „insuperque“ statt „per que“, eine Aenderung, von deren Richtigkeit er doch so sehr überzeugt war, daß er sie selbst in den Text aufnahm. Dieses ist selbst in dem Falle nicht zu billigen, wenn auch die Aenderung kein Bedenken gegen sich hat, sondern vorzuziehen, in den Noten sie anzudeuten. In der Regel hat sich der Herausg. allerdings darauf beschränkt. In den zahlreichen Noten welche sich unter dem Texte befinden, erläutert derselbe die Geschichte, Geographie und Chronologie in einer Weise, die allen Beyfall verdient. Die letztere besonders gibt gar häufig Anlaß zu Bemerkungen und Erläuterungen, da die Zeitbestimmungen, welche sich in den Urkunden finden, gar häufig nicht zusammen stimmen. Noch ist ein wesentlicher Punkt nicht gehörig festgestellt, die Frage nämlich, ob das Datum der Ausfertigung der Urkunden mit dem Aufenthalt des Ausstellers immer zusammenfalle? Man hat dieß zwar allgemein angenommen, allein versichert ist man dessen keines Falles; denn es kommen nicht selten Urkunden vor, in denen das Actum offenbar nicht zu dem Datum paßt. In diesem Falle hilft man sich mit der Annahme, daß in dem Datum ein Fehler stecke, aus der Verlegenheit, allein diese Annahme ist darum noch nicht gerechtfertiget. Zweifelhaft bleibt es immer in allen jenen Fällen, wo

das Actum und Datum voneinander getrennt ist, was besonders häufig in den von den deutschen Königen und Kaisern ausgestellten Urkunden sich findet, wodurch sie selbst auf die Vermuthung führen, daß die Verhandlung über irgend einen Gegenstand welche der Ausfertigung einer Urkunde vorherging, und diese nicht gleichzeitig geschah. Jedenfalls ist der Grund der Trennung des Actums und Datums noch nicht genügend erklärt.

Die beygefügtten Arten lassen entnehmen, daß der Herausg. mit der Geschichte, so wie mit deren Quellen und Hülfsmitteln sehr vertraut und auch der deutschen Sprache mächtig ist, ohne deren Kenntniß ihm wohl kaum möglich gewesen wäre, dieses Werk an's Licht zu fördern. Nur sehr selten ist ihm ein hieher gehöriges Werk entgangen. Ref. beschränkt sich auf die Bemerkung, daß die Urkunde des Königs Heinrich v. 18. August 1228 (III, 378), welche der Herausg. nur nach dem Auszuge kennt, welchen Kleinmairer in der *Zuavia* veröffentlicht hat, in von Koch: *Sternfelds Beyträgen* III, 218 vollständig abgedruckt ist. Die in den vorliegenden zwey Bänden mitgetheilten Urkunden entziffern sich mit Einschluß der einfachen Regesten, auf welche sich der Herausg. in Ermanglung der vollständigen Urkunden beschränkt sah, auf nahe zu tausend, und es ist anzunehmen, daß ihm nur wenige entgangen sind.

Daß der Herausg. die Urkunden nicht beziffert hat, will Ref., da dieß Neben- oder wenn man will, Geschmacksache ist, nicht tadeln, doch aber vermißt er nur ungerne diese Bezifferung. Auch fällt als ungewöhnlich auf, daß er zwischen den Inhaltsanzeigen (Regesten), welche den Urkunden vorangestellt sind, und diesen die bezügliche Literatur oder den Aufbewahrungsort der Documente angegeben hat, statt wie sonst allgemein üblich, beyde am Schluß einer jeden Urkunde zu verzeichnen. Doch ist dieß wie schon bemerkt, nur Nebensache und fällt vielleicht nur darum auf, weil es nicht gewöhnlich ist. Für sehr zweckmäßig hält Ref., daß der Herausgeber die Inhaltsanzeigen der hier abgedruckten Urkunden am Schluß eines jeden Bandes in chronologischer Folge zusammengestellt hat, da hierdurch der Ueberblick der Documente, so wie ihr

Auffinden sehr erleichtert wird. Das Register, welches bey einem Werke dieser Art nie fehlen sollte, entspricht nicht der Ansicht des Ref., obwohl er nicht verkennet, daß auch die von dem Herausgeber gewählte Anordnung ihre Vortheile hat. Derselbe hat nämlich die Namen der Bischöfe und Adlichen nicht deren Sitzen untergeordnet, sondern durchgehends die Vornamen an die Spitze gestellt, so daß man z. B. den *Otto dux Meraniae* nicht unter letzterem Worte, das denn doch das hervorstechende ist, sondern unter „*Otto*“ und unter vielen dieses Namens suchen muß. Um in beyderley Rücksichten zu genügen, hält Ref. für das Zweckmäßigste, auch die Vornamen in die alphabetische Ordnung zu bringen, von diesen jedoch auf die Zunamen zu verweisen. Auch kann Ref. nicht billigen, daß einem jeden Bande ein Register beygegeben ist, da doch ein Register am Schluß des Werkes über das ganze offenbar viel zweckmäßiger ist. Der Druck ist, soviel Ref. sich überzeugen konnte, sehr correct. Nur auf einige wenige Druckfehler ist derselbe gestossen z. B. II, 877 *Hermannus „Wirziburgensis“ episcopus* statt *H. „Wirziburgensis“ ep.*; II, 887 *episcopus de „Ainsteten“* statt *„Ailsteten“*; II, 898 *Fridericus de Truhtingen* statt *Truhntingen* oder *Truhendingen*; III: 371 *„Wihenburg“* statt *„Wizenburch.“* In den Urkunden dieser Zeit sehen freylich die „z“ einem „h“ sehr ähnlich. Diese Ausstellungen sind jedoch unerheblich und können den Werth dieses Werkes nicht beeinträchtigen. Es macht den lebhaftesten Wunsch rege, daß man endlich an die Herausgabe eines Kaiser-Coder Hand anlegen möchte. Demselben könnte das vorliegende allerdings als Muster dienen, auch von Seite des handhablichen Quartformates, welchem vor jenem in Folio der Vorzug einzuräumen ist, so wie auch von Seite der äußeren Ausstattung, der schönen Lettern und des Papierses, welches weiß und sehr körperhaft ist.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. August.

Nro. 17.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.



1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — etc.
3. Chinese Miscellany, etc.
- I. A. Glance at the interior of China, etc.
- II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.
- III. The Chinan abroad: etc.
- IV. General description of Shanghae etc.
4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Fortsetzung.)

Solche Münzen, Regierungsgeld genannt, enthalten $\frac{54}{100}$ Kupfer $\frac{46}{100}$ Zink; manchmal ist die Mischung von Zink noch bedeutender. Sie sind dem Kurs unterworfen und man erhält, je nach ihrer innern Güte bald mehr bald weniger für einen Tael, so z. B. in Funnan gewöhnlich zwölfsundert. In der kleinen Bucharey oder dem chinesischen Turkestan wird eine eigene, aus den Zeiten der Mongolenherrschaft stammende kupferne Münze geprägt, Pul genannt, wovon hundert auf eine Tanka oder Unze reinen Silbers gehen. Vor Alters war der Gussort dieser Münzen in Sarkand und Usch; jetzt ward er nach

Ufsu verlegt. Diese Münzen enthalten in mohamedanischer d. h. wohl arabischer Schrift den Gussort und die Ehrenbenennung der Regierungsjahre des Kaisers. In Tibet werden einfache und doppelte Silbermünzen ausgeprägt, wovon je achtzehn oder neun auf einen Leang gehen. Sie führen die Ehrenbenennung der Regierung und die Worte „Allgemeine Münze.“ Auf dem Revers steht noch das Wort „Münze“ in tibetischer Sprache.

Die Aussprache der chinesischen Charaktere des Herrn Hillier ist sehr auffallend. Die Chinesen haben, wie man weiß, kein r in ihrer Sprache und doch findet man in der Geschichte der chinesischen Münzkunde die sonderbaren Worte Tar Tarnng, Narn Targ und mehreres Andere, dem wohl schwerlich ein Chinakundiger seine Zustimmung ertheilen möchte. Dieß wird auch bereits im Vorwort zum zweyten Theil der Abhandlungen, von dem verdienstvollen Sekretär der asiatischen Gesellschaft Herrn A. Schortrede bemerkt. Herr Schortrede ist der unterrichtete Herausgeber einer der besten Zeitungen, der China Mail auf Hongkong. Die Charaktere müssen Ta Tang, große Tangdynastie, Nan Tang, Südliche Tangdynastie gelesen werden. Freylich finden sich in diesen Arbeiten manche andere Sonderbarkeiten, wie Cobloi anstatt Chubilai. Mehrere Aufschriften sind gar nicht richtig gelesen, so Münze 188 S. 102, welche nach H. Garn pao hor und Tar hor horng paou lauten. Eine Uebersetzung dieser sonderbaren Worte ist nicht hinzugefügt. Nun steht aber auf der Münze ganz deutlich Tongsugan, Pao, ho, d. h. Ewige Ruhe, Kostbares Tauschmittel; dann Tai ho, Tong pao, d. h. Große Einheit, XXXVII. 17

Allgemeine Münze. Songgan ist eine Jahresbenennung der Dynastie Tuen Wei von 529—531 und Tai ho derselben Dynastie von 477—500 u. Z.

Tu schi oder Tu jeu und Matuanlin widmen das achte und neunte Buch ihrer das ganze chinesische Leben und Kultursystem umfassenden methodischen Encyclopädie der Münzgeschichte des chinesischen Reiches. Es werden in diesen Büchern nicht bloß der Ursprung und die mannigfachen Veränderungen des chinesischen Münzsystems auseinander gesetzt; sondern man findet hier auch in wenigen Worten den Inhalt aller Regierungsverordnungen, welche im Laufe der Jahrhunderte über das Münzwesen im Reiche der Mitte erlassen wurden. Es wird der innere Werth, welchen das ausgeprägte Geld gesetzlich haben soll, so wie die Strafen der Münzverfälscher angegeben. Man ersieht hieraus, daß mehrere Verordnungen über das Münzwesen und den Verkauf des Kupfers der regierenden Mandschu-Dynastie schon aus der Zeit der Tang stammen. Jede der vierundzwanzig Abtheilungen der methodischen Encyclopädie ist mit einer Vorrede versehen, worin der Hauptinhalt und die leitenden Ideen der betreffenden Abtheilung auseinandergesetzt werden. „Obgleich bloß“, so beginnt die Vorrede der Münzgeschichte, „Speise und Kleidung zur Erhaltung des Lebens nothwendig sind, so kamen doch andere Gegenstände, die weder auf das eine noch auf das andere einen Bezug haben, wie Perlen, kostbare Steine und die fünf Metalle in allgemeinen Gebrauch. Die ehemaligen Herrscher sahen ein, daß Kleidung und Nahrungstoffe in den verschiedenen Verhältnissen der Menschen nicht ausreichen, weshalb sie an deren Stelle andere Tauschmittel erwählten. In den alten Zeiten waren Perlen und kostbare Steine die theuersten Waaren; dann kam Gold, hierauf Schwerter und Kleidungsstoffe. Perlen, Edelsteine und Gold sind unbequeme Tauschmittel, weshalb man sich für Gegenstände geringern Werths des täglichen Lebens, des Kupfers bediente. Runder Münzen dieses Stoffes in den Münzhöfen der neuen Departemente gegossen, bediente man sich von den Zeiten der Tschou bis auf den heutigen Tag.“

In den alten Zeiten der Sitteneinfalt, sagt Matuanlin hinzu, war immer Geld genug vorhan-

den, später als Luxus und Ueppigkeit einrissen, war die Masse vorhandenen Metalls nicht ausreichend. Schon seit den Zeiten der Tang mußte man zu einem Repräsentanten desselben, zu Papiergeld seine Zuflucht nehmen, was von dem chinesischen Staatsmanne sehr getadelt wird.

Der verstorbene Güz laff hat, vorzüglich nach den Angaben der historischen und statistischen Werke der Chinesen, eine sehr schätzenswerthe Abhandlung über den Metallreichtum des Mittelreichs geliefert. Bis auf die neueste Zeit, sagt der kundige Mann mit Recht, wußten wir gar wenig von der Geologie des östlichen Asiens, noch weniger von der Mineralogie. China war für uns in dieser Beziehung, wie in vielen andern, ein verschlossenes Land. Erst in unsern Tagen wird es etwas lichter im östlichen Asien. Quecksilber, welches früher eingeführt wurde, bildet jetzt schon einen Hauptgegenstand der Ausfuhr. Längs des ganzen Uferlandes des Kiang wurden Kohlen gefunden, so auch zu Formosa und in andern Theilen des großen Reiches. G. beschreibt alle die Gauen und Vertlichkeiten China's, im engeren wie im weitern Sinne des Wortes, wo Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andere mineralische Stoffe gewonnen werden. Die Minen werden aber von den Chinesen mit geringer Kenntniß und Sorgfalt betrieben. Dieß liegt zum Theil im Princip. Man glaubt eine Vermehrung der Tauschmittel bringe Theuerung; man befürchtet das Volk möchte den Ackerbau vernachlässigen, was Hungersnoth zur Folge habe.

Medhurst ist der gelehrteste Kenner der Sprachen und der thätigste Sendbote im östlichen Asien. Im Jahre 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandt, erlangte Medhurst in kurzer Zeit solch eine Fertigkeit der schwierigsten Sprachen jener Gegenden, daß er in ihnen predigen und der chinesischen wie der malayischen Jugend am indo-chinesischen Kollegium zu Malacca in ihrer eigenen Sprache Unterricht ertheilen konnte. Der Professor verfaßt eine bedeutende Anzahl selbstständiger Schriften, liefert Uebersetzungen, schreibt Wörterbücher und Grammatiken, verfertigt in chinesischer und malayischer Sprache erbauliche und lehrreiche Traktate, welche über alle Inseln und Länder des östlichen Asiens in reich-

licher Fülle verbreitet werden. Wir wollen das Verzeichniß dieser Schriften, wovon sich die meisten in unserer chinesischen und orientalischen Büchersammlung finden, zur Charakterisirung der erstaunlichen, in Europa kaum bekannten Thätigkeit des tüchtigen Mannes der Anzeige seiner neuesten Werke, die er unter dem Namen Chinesische Miscellaneen als Zeitschrift erscheinen läßt, voraussenden.

In chinesischer Sprache schrieb M. unter dem Namen Schangte oder Tugendfreund, folgende Werke und Traktate: Monatliches Magazin in mehreren Lieferungen; Gebetbuch für Kinder; Geschichte von Java; Abhandlung über das neue Jahr; über ihr Fest auf den Gräbern; die Sprüche Jesus; über das Speisen der Geister der verstorbenen Ahnen, nach Ansicht der Anhänger des Kongtse; über die chinesische Göttin des Meeres; Darstellung der christlichen Moral; das christliche Buch der drey Worte; freundschaftliche Gespräche; zwey Traktate über die chinesische Sitte, durch das Feuer zu springen, wie die Taoisse zu thun pflegen; Abhandlung über die Erlösung; verschiedene Predigten; Auswahl wichtiger Stellen aus der heiligen Schrift; Uebersetzung des Evangeliums nach Marcus; christliches Schulbuch; vergleichende Chronologie der Geschichte China's mit der Geschichte des Westens, worin der Verfasser die Chronologie des alten Testaments mit der chinesischen in Einklang zu bringen sucht; Darstellung der Eigenschaften Gottes; Fall und Erlösung des Menschen; Harmonie der Evangelien; das Daseyn Gottes; Katechismen und andere kleinere religiöse Abhandlungen. In malayischer Sprache kennt man von ihm: Einleitung in die heilige Schrift; Inhalt der christlichen Lehre; Unterredung mit den Muselman über die Sünde; Ermahnung zum öffentlichen Gottesdienste; Katechismen — einer wird von der Frau des Missionars verfaßt — und mehrere christliche Schulbücher. Von seinen selbstständigen Werken in englischer Sprache erwähnen wir bloß den Ueberblick der chinesischen Zustände und Verhältnisse, welcher auch ins Deutsche übersetzt wurde; Bestand und Aussichten im Mittelreiche; das alte China und die Theologie der Chinesen. Unter seinen zahlreichen linguistischen Arbeiten mögen die vorzüglichsten seyn: das englisch-chinesische und chinesisch-englische Wörter-

buch; das japanische, coreanische und formosanische Vocabular; die chinesische Grammatik (Notices on Chinese Grammer) und endlich das große Lexikon der Fokien Mundart.

Medhurst ließ sich im Jahre 1817 in Malacca nieder, einer Stadt, welche vor Gründung Singhapurs der Hauptstapelplatz war des Handels im östlichen Archipelagus und deshalb für die Zwecke der Mission und Kunde jener Länder am geeignetsten scheinen mochte. Malacca zählte damals 25,000 Einwohner, wovon 4000 Chinesen und 2000 Portugiesen; der übrige Theil der Bevölkerung bestand aus Malayen. Hier gründete der berühmte Sinolog Morrison das anglo-chinesische Collegium, dessen Leistungen für das chinesische Sprachstudium in Europa, wie für Verbreitung der englischen Sprache und europäischen Wissenschaft im östlichen Asien höchst beachtenswerth sind. M. verweilte nur kurze Zeit als Lehrer der Anstalt. Er ging nach Penang, besuchte einige andere Inseln des östlichen Archipelagus und nahm endlich 1822 einen bleibenden Aufenthalt zu Batavia. Hier setzte er das von Dr. Milne begonnene chinesische Magazin fort, worin auch Gegenstände nicht christlichen Inhalts besprochen wurden, und suchte sogleich diese so wie andere Schriften der Missionare unter den Chinesen auf Java, auf den nahen Inseln und in China selbst zu verbreiten. Von dem Magazin sind monatlich tausend Exemplare gedruckt worden.

Seit dem Frieden zu Nanking lebt M. in Schanghai, vielfach beschäftigt theils mit Missions- theils mit wissenschaftlichen Arbeiten, unter welchen die Zeitschrift: „Chinesische Miscellaneen“ einen bedeutenden Rang einnimmt. Sie soll, im Laufe der Jahre, alle Gegenstände des Lebens und der Wissenschaft umfassen; die Verfassung, das Beamtenwesen, die Philosophie und Religion; die Künste, Manufakturen, Verkehr und Sitten des Mittelreichs. Wir haben vor kurzem die im Eingange angeführten vier Lieferungen dieser, in Europa seltenen Zeitschrift erhalten; die erste ward bereits im letzten Jahrgange unserer Anzeigen besprochen. Wir verweisen deshalb in Betreff des Blickes ins Innere China's während eines Ausflugs nach den Seide- und Theedistrikten auf jene frühere Anzeige

(Nr. 48 des Jahrgangs 1852) und bemerken bloß, daß dieser ersten Lieferung zu London bloß ein neuer Titel hinzugefügt wurde. Sonst ist das Werk in keiner Beziehung verändert.

Die zweyte Lieferung enthält wirkliche Lettres Persannes. Ein Orientale, ein Chinese beschreibt den indischen Archipelagus und Java; beschreibt die Holländer, Engländer und Spanier, beurtheilt ihre Sitten und Einrichtungen und zeigt uns wie sich die europäischen Nationen in der Seele eines gebildeten, ehrlichen und wackern Sohnes der Blume der Mitte abspiegeln.

Die Männer aus Fokien ziehen gerne nach der Fremde. Aus diesem Kreise stammen die meisten jener zahlreichen chinesischen Ansiedlungen im indischen Archipelagus und auf der Halbinsel jenseits des Ganges. Auch Wangtai hai — nach Herrn Medhurst Dingtae hae — ist aus Fokien, und bezeichnet, was bey ihm natürlich, alle Namen in der Mundart seines besondern Vaterlands. Sonderbar erscheint aber, daß der Uebersetzer die chinesischen Zeichen nach dieser Aussprache wiedergibt. Er schreibt Ming, den Namen der bekannten Dynastie, Beng, die Stadt Tsiuentſcheu des Kreises Fokien, mit den Worten Tschwantſchew, Amoy, Haito, Cochinchina, Anlam, so daß, stünden die chinesischen Charaktere nicht dabey, man gar nicht wüßte, wovon die Rede. Wang tai hao verfaßte sein Werk gegen Ende des vorigen Jahrhunderts; es hat aber in der Folgezeit Zusätze erhalten. Man findet hier eine Darstellung der Ereignisse bey Eroberung Savas durch die Engländer (1811) und ihren neuen, im Gegensatz zu den Holländern vorgenommenen Einrichtungen. Der Reisende wird von seinen Freunden und Bekannten, theils in der Vorrede, theils in Anmerkungen zu seiner Schrift, als wackerer und einsichtsvoller Mann gerühmt. Im Hause des Chinesenvorstandes zu Samarang hätte er ein herrliches üppiges Leben führen können; es zog ihn aber nach der Heimath zurück zur alten Mutter, die noch lebte. Weg warf er Alles, gute Nahrung und schöne Wohnung, herrliche Kleider und schöne Sklavinnen, so leicht wie einen alten Schuh; süßer dünkten ihm gemeine Lebensmittel im Heimathort als alle Leckerbissen des Südens. Wieder griff er zu seinem ur-

sprünglichen Geschäft, zur Schulmeisterey oder wie der Chinese sich ausdrückt; er pflügte mit der Zunge und verlebte seine Tage in Vergnügen bis zum hohen Alter.

Die Identität und der Ursprung der verschiedenen Namen eines und desselben Volkes, einer und derselben Gegend und Landschaft herzustellen, gehört zu den schwierigsten Untersuchungen der Länder und Völkerkunde. Diese Benennungen sind häufig so zufälliger Art und unbedeutenden Neusserlichkeiten entsprungen, daß, werden sie von den Nationalen selbst nicht angegeben, es nicht selten ganz unmöglich ist die Ursachen zu erforschen. Mehrere Beyspiele der Art findet man in dieser Reisebeschreibung. Batavia wird von den Chinesen, wegen der zahlreichen Kokosbäume, Kalaba genannt, — der einheimische Name dieser Palmengattung. Von ihren dreyeckigen Hüten heißen die Holländer und dann alle Europäer die Dreingehörnten, die Einheimischen des östlichen Archipelagus hingegen wegen des Mangels an Fußbekleidung die barfüßigen Barbaren. Spanien nennt der Chinese Kansila, d. i. Kastilien, eine Abtheilung der Bewohner Formosas die rohen Wilden, eine andere die freundlichen Wilden. Und so erfahren wir hier durch den Verfasser selbst die Ursachen vieler andern Benennungen, welche uns ohne Erklärung verborgen geblieben wäre.

Wang findet allenthalben, auf den Ländern und Inseln im Südwesten Ordnung, Ruhe und einen ziemlichen Grad von Bildung verbreitet. Dieß Alles will der höchstbefangene eitle Mann dem bildsamen Einflusse seiner vaterländischen Kultur und des leuchtenden Herrscherhauses der Mandſchu zuschreiben.

((Fortsetzung folgt.))

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. August.

Nro. 18.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

-
1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
 2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II.— etc.
 3. Chinese Miscellany, etc.
 - I. A. Glance at the interior of China, etc.
 - II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.
 - III. The Chinan abroad: etc.
 - IV. General description of Shanghae etc.
 4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Fortsetzung.)

Dieser Lieblingsgedanke wird mehrmals wiederholt. Seine Verachtung der Barbaren, und dem Chinesen sind alle andern Völker Barbaren, zeigt er auch, wie bey seinen Landsleuten gewöhnlich, durch die Schreibung ihrer Namen und Titel mit Charakteren schimpflicher Bedeutung. So wird z. B. für Gouverneur Gowanlu gesagt und mit Schriftbildern bezeichnet, die hochmüthiger dummer Südbarbaren Gesezgeber bedeuten. Der Reisende beginnt mit der Beschreibung des Schiffweges von Amoy nach Batavia, woran man seine geographische Unwissenheit und die Langsamkeit der Dschonk er-

kennt. Rechnet er doch die Entfernung auf vierzehn tausend chinesische Meilen, wovon 50 auf eine Schiffswache und 250 auf einen Grad gehen. Demnach würde die Entfernung wenigstens 56 Grade betragen. Batavia, sagt Wang, ist im Süden von einem Vulcankranze umgeben, hinter welchem der südliche Ocean sich ausbreitet. Man findet dort alle Waaren in Fülle und Kaufleute der verschiedensten Nationen der Erde. Doch ist das Klima ungesund; es bleibt während aller vier Jahrzeiten so heiß, wie zu Fokien nur im Sommer. „Die Regenzeit entspricht unserm Frühjahr und die trockenen Monate unserm Herbst. Obgleich der Boden reich und fruchtbar, so erndten sie doch nur einmal im Jahre. Reis ist sehr wohlfeil; das Volk reich und wohlgenährt. Die Chinesen besuchen Java und die benachbarten Inseln wenigstens seit 400 Jahren; Leute aus Fokien und Kanton haben sich hier niedergelassen, an 100,000 Seelen. Viele erwerben große Reichthümer und kaufen sich dann von den Holländern allerley Aemter und Titel. Diese unsere Landsleute nennen sich aber sämmtlich Kapitan. Bey ihrer Einsetzung wird folgende Ceremonie beobachtet. Der Chineser versammelt zum bestimmten Tage eine Anzahl seiner angesehenen Landsleute und Freunde. Sobald der Holländer mit dem Erlaß erscheint, geht ihm die ganze Gesellschaft bis zur Hausthüre entgegen. Der Holländer tritt herein, stellt sich in die Mitte der Halle und liest das Dekret. Ist dieß geschehen, so deutet er gen Himmel, blickt dann zur Erde und spricht: Dieser Mann ist gebildet, geschickt und aller Dinge kundig, — deßhalb wird er zum Kapitan erhoben. Was haltet ihr davon, ihr ältern Leute? Nun sprechen Alle wie mit einer Stimme: Sehr gut, vortrefflich.

Der Holländer schüttelt dem Kapitan die Hand und die Bestallung ist zu Ende. Es sind dieß gar einträgliche Aemter. Die Kapitane haben eine Anzahl Sonderrechte und können große Reichthümer sammeln.“

Diese Holländer besitzen, fährt der Verfasser fort, kaum eine der fünf Haupttugenden, welche sind: Güte, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Wahrheit. Die Großen unterdrücken die Kleinen; sind hochmüthig und selbstsüchtig, demnach ermangeln sie der Güte. Männer und Frauen lassen sich scheiden, damit sie wieder heirathen können; kaum ist der Mann einen Monat todt, so hat seine Wittve die Erlaubniß einen andern zu nehmen, demnach mangelt ihnen der Sinn für Gerechtigkeit. Männer und Frauen kommen in einer Gesellschaft zusammen, es fehlt ihnen also das Gefühl für Schicklichkeit. Sie sind abenteuerlich und ausschweifend im höchsten Grade, steigen dadurch in ein frühes Grab, ohne sich um ihre Nachkommen zu bekümmern, demnach muß ihnen Weisheit abgesprochen werden. Ehrlichkeit muß man ihnen zum Theil nachrühmen. Am siebten Tag haben sie einen Sabbath, wo sie von 9—11 des Morgens in die Kirche gehen, allerlei Gebete hersagen und Sprüche murmeln. Die Zuhörer stehen gebückten Kopfes und weinen als wenn etwas Besonderes vorgefallen wäre. Ist das Geschwätz zu Ende, so gehen sie auseinander, machen sich lustig in ihren Gartenhäusern, essen, trinken, spielen und arbeiten nichts den ganzen Tag. Die Europäer geben sich durchgängig viele Mühe, artig zu seyn und ein stattliches Aussehen zu haben. Wenn sich Bekannte begegnen, thun sie als ob sie sehr erfreut wären und sind unerschöpflich in Komplimenten. Werden sie von einem Armen angegangen, so weisen sie ihn nicht zurück, mag er nun ihres Stammes oder nur im Entferntesten ihnen bekannt seyn, — sie behandeln ihn immer mit Freundlichkeit. Sehen junge Leute einen Fremden, so verneigen sie sich vor ihm. Wenn Diensthoten ihrer Herrschaft begegnen, knien sie nieder. Das ist ein rühmliches Benehmen, das wahrlich an die schönen alten Zeiten erinnert. Grund und Boden dieser indischen Inseln ist reich und äußerst fruchtbar; Alles ist wohlfeil, und man lebt hier, was das Physische betrifft, sehr angenehm. Im Geistigen sieht es freilich an-

ders aus! Hier findet man keine Philosophen und Dichter, keinen Kongtse und Sutongpo, mit denen man die Mußestunden in angenehmer Weise hinführen könnte; man trifft keine Menschen gleichen Sinnes, mit welchen man in herzlicher Weise zusammenleben und Gefühle austauschen könnte, keine tiefe Höhlen um der Einsamkeit zu leben und keine hohen Thürme um in die Weite zu schauen. Die Sitten und die Lebensweise der eingebornen Barbaren sind so wilder Art, daß sie kaum verdienen beschrieben zu werden. Ein Theil lebt in hohlen Bäumen, ein anderer in Höhlen; sie gehen nackt, tatowiren sich und fressen ungekochte Speisen. Wer wird sich um solche Leute kümmern? Selbst die chinesischen Landsleute werden schlechter unter diesen Barbaren, weshalb auch die frisch vom Mittelreiche Ankommenden in jeder Beziehung den auf Java Geborenen vorgezogen werden. Man hat die Männer viel lieber als Schwiegersöhne. Das Heirathsgut ist hier aber sehr unbedeutend; manchmal besteht es bloß in einigen Wachslöchern. Und doch besitzen die Frauen eine gewaltige Macht; sie haben die Herrschaft im Hause und halten streng darauf. Sklavinnen müssen ihnen unbedingten Gehorsam leisten.

Essen und Schlafen werden in diesen westlichen Gegenden als gar wichtige Geschäfte betrachtet. Die Sache mag noch so dringend seyn, so muß der Besucher warten, bis der Herr vom Hause mit dem Essen fertig und vom Schlafe aufgestanden ist. Der Kirchturm Batavia's steigt hoch empor, nach allen Richtungen hört man den Glockenschall. Es läutet Tag und Nacht. Nachmittags mit dem Schlag zwey schließen die Einwohner die Thüre und begeben sich zu Bette, so daß man gar Niemand in den Straßen sieht. So ist es Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein. Diese westlichen Gegenden sind sehr angenehm; ich kann es nicht läugnen. Wenn Jemand nicht für seine Aeltern, für bedürftige Brüder oder die Familie zu sorgen hätte, so könnte er dort ein sehr vergnügtes Leben führen. Aber welcher ungeheurer Unterschied findet bey all' dem nicht statt zwischen China und jenen Ländern. Unsere Vergnügungen sind gepaart mit Bildung, mit Rechtlichkeit und sittlichem Wesen; hingegen sind die jener

Menschen ohne eine Spur von Feinheit und Gesittung. Schamlos ist ihr Leben und die Abentheuerlichkeit treiben sie auf die höchste Spitze; sie ergeben sich der Lust ungezähmt, schrankenlos.

Die Holländer bilden nicht den zehnten Theil der Einwohner Java's und doch sind sie das herrschende Volk. Natürlich. Sie haben Muth und Unternehmungsgeist, während die Javaner faul und nachlässig sind, einsichtslos und arbeitscheu. Sie gehorchen unbedingt und sind voller Ehrfurcht für ihre Gebieter, für die fremden Holländer. Siehe nun, als diese Holländer an nichts Böses dachten, kamen plötzlich die rothhaarigen Engländer, welche schon lange gegen Java Pläne schmiedeten, herben, bemächtigten sich aller Länder und entfernten die drückenden Abgaben. Jeder gehorchte ihnen gerne und Kaufleute strömten herbey aus der Ferne wie aus der Nähe. Der Geist dieser Engländer ist in der That zu bewundern.

In der Gründungsgeschichte der Jesuitenmission in China ist viel von einem hochgestellten Beamten die Rede, dem Matthäus Ricci zu Nanking in europäischen Wissenschaften Unterricht ertheilte. Siukuangki, so hieß dieser Beamte, wendete sich zum Christenthum und erhielt in der Taufe den Namen Paulus. Paulus Siu, wie er jetzt heißt, ward Minister und leistete seinem Lehrer in Peking große Dienste. Sein Bildniß findet man in Dühalde; seine ausführliche Lebensbeschreibung in den Geschichten der Ming (Mingse Buch 251). Paulus Siu hinterließ bey seinem Tode eine ökonomische Encyclopädie, Nong tsching tsün schu geheissen, welche auf kaiserliche Kosten im Drucke erschienen ist. Dieser Encycloplädie ward die Abhandlung über die Maulbeerbäume und die Seidenzucht entnommen. Das Werk ist demnach über zwey Jahrhunderte alt. Zahlreiche Auszüge eines neuen Werkes über den Seidenbau findet man in der ersten Lieferung der chinesischen Miscellaneen.

Paul Siu beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung. Die Stellen der klassischen Werke werden angegeben, die Sagen über den Seidenbau bey den frühern Schriftstellern zusammengestellt, um den Leser in den Stand zu setzen, die Entwicklung dieser wich-

tigen Manufaktur gleichsam mit einem Blicke zu übersehen. Die Gemahlin des mythischen Fürsten Hoangti, so erzählen die Chinesen, habe sich zuerst mit der Erziehung der Seidenraupe beschäftigt. In der Steuerrolle des Tu (gegen 2200 v. u. Z.) ist bereits von Maulbeerbäumen und Seidenwürmern, im südwestlichen Theile des heutigen Kreises Schantung, die Rede. Von dieser Zeit steigt der Seidenbau zu immer größerer Bedeutung; Ackerbau und Seidenzucht gelten für die zwey wichtigsten Beschäftigungen, von dem Palast des Himmelssohns bis herab zur niedrigsten Hütte. Die eine gewährt Nahrung und die andere Kleidungsstoffe. Wie ein Ackerbaufest, was sich heutigen Tags noch erhalten hat, so gab es in frühern Zeiten auch ein Hoffest für den Seidenbau, was ausführlich beschrieben wird in den Sittenspiegeln der verschiedenen Herrscherhäuser. In die technischen Einzelheiten des Werkes können wir nicht eingehen. Es wäre wohl der Mühe werth, daß kundige Männer diesen Schriften ihre Aufmerksamkeit schenken, um zu sehen, ob nicht noch manche Vorkehrung der Chinesen, wie bereits mit mehreren geschehen, in Europa nachgeahmt werden könnte. Die Abhandlung zerfällt in folgende Abschnitte: Ueber Erziehung der Seidenwürmer und ihre verschiedenen Gattungen; über die Anpflanzung der Maulbeerbäume und ihre verschiedene Arten; über die Werkzeuge und ihren Gebrauch bey dem Seidenbau mit vielen Abbildungen.

Unter dem Herrscherhause der Ming wurden auf Befehl der Regierung von Staatsbeamten und Gelehrten des Reichs drey große Werke verfaßt, welche Alles enthalten, was der Chinese von seinem Standpunkte zur Kenntniß des Landes und Volkes von Nöthen hatte. Die Geographie und Statistik, so wie das Wenige, welches unter den Ming von den umwohnenden Völkern bekannt war, war in dem Ming Itong tschi, in der allgemeinen Beschreibung des Reiches der Ming enthalten. In dem zweyten Sammelwerke Ming hoei tien, gesammelte Sagungen der Ming überschrieben, sind alle Erlasse der Fürsten in Betreff der religiösen, politischen und bürgerlichen Verfassung des Landes, theils vollständig theils auszugsweise mitgetheilt. Zu diesen umfassenden Handbüchern der Landesbeschreibung und

Staatsverwaltung kam noch eine vollständige Gesetzsammlung des Reichs. Keine andere Nation der Erde hatte zu den Zeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts etwas Aehnliches aufzuweisen.

Das jetzige Haus der Gioro beurkundete im Anfange Kraft und Einsicht und eine bewunderungswürdige Bildungsfähigkeit. Die Mandtschu verstanden es, sich den Vorurtheilen, den hergebrachten religiösen und politischen Sagen der Söhne Tiao's anzuschmiegen, — und zugleich ihre Herrschaft fest zu begründen. Wenige Dynastien können sich einer solchen fortlaufenden Reihe ausgezeichnete Herrscher rühmen. Innerhalb der Grenzen des eigentlichen chinesischen Reiches ward jede Empörung entweder durch Vorsicht und List im Keime erstickt, oder mit Waffengewalt niedergeschlagen. Den Gefahren, welche die junge Herrschaft durch eine Vereinigung aller Mongolen-Stämme ausgesetzt war, ward ebenfalls durch Klugheit und Tapferkeit vorgebeugt. Alle den Ming und den Song tributpflichtigen Reiche gehorchen unbedingt. Schon im Zeitraume Kang hi hatte man demnach Muße sich den Wissenschaften zu widmen, und in den Jahren Kien long herrschte eine literarische Thätigkeit, derjenigen des siebenten und achten Jahrhunderts unter den Tang vergleichbar.

Lange vor den Mandtschu, man könnte sagen, seit den Zeiten des Kong tse, mangelt es in allen Erzeugnissen der chinesischen Literatur an dem göttlichen Hauche, an der schöpferischen Kraft und dem streng wissenschaftlichen Geiste. Sammeln und Zusammenleimen, Notizen und Glossen schreiben, das hundertmal Gesagte nochmals zu wiederholen, und das, was sich von selbst versteht, in unendlichen Parallelsätzen seitenlang auszuspinnen, — das scheint jetzt der Stolz der Blume der Mitte, das ist die wissenschaftliche und geistige Thätigkeit der großen Menge chinesischer Gelehrten. Mehrere unter Kien long begonnene oder von Neuem aufgelegte und vermehrte, unermessliche Sammelwerke sind für die europäische Wissenschaft ganz unbrauchbar, andere von unschätzbarem Werthe. Wohl verstanden, sie sind von unschätzbarem Werthe für den wissenschaftlichen Mann, für den Meister eines besondern Zweigs der religiösen und politischen Wissenschaften, für den

Künstler und Gewerbsmann. Er muß das ungeordnete, äußerlich zusammengetragene Material zu beleben, organisch zu gestalten wissen; bloße Sprachkenntnisse, wörtlich getreue Uebersetzungen sind am unrechten Orte, reichen hier nicht aus. Der jetzige Chinese ist ein durchaus empirischer Mensch; er beobachtet fleißig und genau, und trägt emsig und unverdrossen Alles, was er gesehen, Alles, was er gefunden, auf einen Haufen zusammen. Hier wo die eigentliche geistige Thätigkeit erst beginnt, hört die feinige auf. Er läßt die Masse liegen, wie er sie gefunden. Das Ganze logisch zu ordnen und zu durchdringen, ist seine Sache nicht; von der Theorie, welche Thatfachen und Erfahrungssätze zur Grundlage für die Wissenschaft benützt, hat er keine Ahnung.

Drey Sammelwerke, welche unter den Mandtschu in Nachahmung der Ming Dynastie angeordnet und herausgegeben wurden, sind von Wichtigkeit für die ganze civilisirte Welt: die Gesetzsammlung, die geographische und statistische Beschreibung des Reiches in 300 Bänden und der Verwaltungsspiegel oder die gesammelten Sagen des Chinomandtschu-Staates. Die Gesetzsammlung ward auf eine treffliche und geschmackvolle Weise von Staunton übersezt. Staunton richtete aber seine Aufmerksamkeit bloß auf die vierhundert sechs und dreyßig Grundnormen; die Zusatzartikel, welche schon im sechs und dreyßigsten Jahre Kien long (1772) sich auf tausend vierhundert und sechsßzig beliefen und jetzt die Summe von mehreren Tausenden übersteigen, sind nicht übertragen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. August.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Zur Vorgeschichte deutscher Nation, von E. v. Wietersheim Dr. Phil. Leipzig 1852. 8.

Die Urgeschichte unseres Volkes liegt trotz der ebenso zahlreichen als mitunter ausgezeichneten Forschungen, welche von alten Zeiten her hierüber angestellt und zu Tage gefördert wurden, noch sehr im Dunkel, daher es wohl begreiflich ist, wenn dieselbe immer wieder von Neuem zum Gegenstande der ernstesten Untersuchung gemacht wird, leider ohne die Hoffnung, daß die Nacht, welche auf der ältesten Geschichte des deutschen Volkes liegt, je irgend genügend aufgehellt werden könne, da keine der vorhandenen Quellen so weit hinaufreicht. Eben dieß war für viele Anlaß, statt Thatfachen und Phantasiegebilde vorzuführen oder aber jede Erörterung über die Urgeschichte völlig auszuschließen, zwey Extreme, welche wie immer verwerflich sind. Ist es auch nicht möglich, völlige Klarheit zu gewinnen, da wie die Wiege des neugeschaffenen Menschen, ebenso die jeden Volkes völlig von Dunkel umhüllt ist, so kann man doch, wenn die Lichtstrahlen, welche in dieses Dunkel fallen, zusammengefaßt werden, zu Resultaten gelangen, welche, wenn auch nicht völlig befriedigend, doch aber als annehmbar sich darstellen.

Solche Resultate sind in der vorliegenden Schrift niedergelegt. Sie zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. In der ersten handelt der Verf. von der „Vorgeschichte“ der Deutschen, in der zweyten sucht er die Uebergangsperiode von derselben zur Geschichte zu beleuchten. Allerdings vermag nur Speculation jene lange dunkle Zeit zu erhellen, da es an jeder

unmittelbaren Erkenntniß aus Quellen und Denkmälern gebricht, doch aber ist sie nicht verwerflich, wenn sie nur nicht auf subjectiver Willkühr, sondern auf objectiver Grundlage d. h. auf mittelbarer Schlussfolge vom Seyenden auf das Gewesene, von dem Bekannten auf das Unbekannte beruht.

Als Grundlagen, auf welchen sich die Forschung in Bezug auf erstere zu bewegen hat, und welche, wenn auch nicht zu sicheren Ergebnissen führen, doch aber Schlüsse auf die Erscheinungen der Vorzeit erlauben, bezeichnet der Verf. die Gestalt der Erde, das Wesen der Menschen, die Verwandtschaft der Sprachen, die nothwendige Verketzung zwischen Vor- und Folgezeit, so wie selbst die Sage, welche nicht erfindet, sondern das Thatfächliche nur ausschmückt, daher ihr Kern ein historischer ist, obgleich es freylich sehr schwer hält, ihn aus den Umhüllungen herauszufinden.

An der Spitze einer derartigen Untersuchung stehen die Fragen: sind die deutschen Autochthonen, oder sind sie eingewandert, und wenn Letzteres, woher sind sie gekommen? Lassen sie sich auch nicht mit völliger Sicherheit beantworten, so dürfen sie doch nicht, wie häufig geschieht, gänzlich unberücksichtigt bleiben. Wenn Tacitus die Deutschen für Kinder ihres Landes (indigenae) erklärte, so ist dieß verzeihlich, unverzeihlich aber, wenn Gelehrte selbst noch in der neuesten Zeit alles Ernstes das nämliche behaupten. Indessen ist doch allenthalben die Ansicht durchgedrungen, daß die Germanen aus Asien, der gemeinsamen Wiege aller Erdbewohner, eingewandert seyen, eine Ansicht, die sich nicht etwa auf die Schöpfungsgeschichte stützt, welcher mensch-

licher Dünkel keinen Werth beylegt, sondern in den Ergebnissen der neuesten Forschungen auf dem Sprachgebiete, wie auf jenem der Naturwissenschaft ihre volle Berechtigung findet. So sehr sich auch noch im Einzelnen die Ansichten durchkreuzen, das aber, was das Entscheidende ist, steht fest, nämlich, daß sämtliche europäische Sprachen mit Ausnahme der finischen und etwa der baskischen, für die man bisher noch keinen Anknüpfungspunkt aufgefunden hat, sowohl unter sich als mit dem Zend und Sanskrit im Wesen urverwandt sind, d. h. in derselben Wurzel zusammenlaufen. Diese Sprachverwandtschaft beweist Stammverwandtschaft, da wollte man dieß läugnen, angenommen werden müßte, daß die verschiedenen Stämme ursprünglich eine und dieselbe Sprache sich gebildet haben, eine Annahme, welche sich wohl von selbst verbietet. Zwar geht hieraus noch nicht hervor, daß Asien als die Urheimath zu betrachten sey, doch kann dieß wohl nicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß dort die Kultur blühte und die größten Reiche bestanden zu einer Zeit, wo noch völlige Nacht auf Europa, zumal dem nordwestlichen (Germanien) lag, daß alle Sagen auf Asien, als die Urheimath hinweisen, und daß die letzten Einwanderungen selbst noch in die historische Zeit fallen, daher hinlänglich bekannt sind. Man hat sich nicht mit den Nachweisen hierüber begnügt, sondern auch versucht, die Wege zu bezeichnen, auf welchen die Einwanderung von Asien her nach Europa erfolgte, allein es fehlen für eine solche Untersuchung sichere Anhaltspunkte, und sie ist wohl auch von untergeordnetem Interesse. Was der Verf. hierüber zusammengestellt hat, ist übrigens der Beachtung wohl werth.

Im zweyten Abschnitte behandelt der Verf. wie schon bemerkt, die Uebergangsperiode von der Vorgeschichte in die Geschichte der deutschen Nation und beginnt dieselbe mit den bekannten Stammsagen der Germanen, welche schon oftmals Gegenstand gelehrter Forschung waren, ohne daß es bisher gelungen ist, ein sicheres Resultat zu erreichen, was wohl auch kaum möglich seyn wird, da das Thatsächliche, das in den Sagen liegt, allzusehr verschwommen ist in dem, was die Phantasie zugefügt hat. Hieran schließt der Verf. eine ausführliche Erörterung über die Sueven, die um so verdienstlicher

ist, als die bisherigen Forschungen über dieselben in mehr als einer Beziehung sich nicht bloß als ungenügend, sondern auch und zwar in wesentlichen Beziehungen als irrig sich darstellen, namentlich darin, daß man, um vorgefaßte Lieblingsmeinungen nicht preisgeben zu müssen, zwischen Sueven und Nicht-Sueven keinerlei Unterschiede, trotzdem daß diese zufolge der Quellen so deutlich hervortreten, nicht nur nicht anerkennen will, sondern mit solcher Hartnäckigkeit und Heftigkeit abläugnet, daß einiger Muth erforderlich ist, dieser ebenso allgemein verbreiteten als irrigen Ansicht entgegen zu treten. Der Verf., der diesen hatte, darf einer heftigen Opposition versichert seyn, wie immer, wenn man invertirte Lieblingsmeinungen angreift.

(Schluß folgt.)



1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II.— etc.
3. Chinese Miscellany, etc.
 - I. A. Glance at the interior of China, etc.
 - II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.
 - III. The Chiuan abroad: etc.
 - IV. General description of Shanghae etc.
4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Schluß).

Mit einer Uebersetzung der geographisch-statistischen Beschreibung und des Verwaltungsspiegels wäre aber, was bey den Gesetzen allerdingß der Fall ist, der Wissenschaft wenig gedient. Auch würde sich niemand finden, der diese endlosen, mit einer

Masse verwirrender Einzelheiten überladenen Werke übertragen oder drucken wollte. Eine vom europäischen Standpunkte aus unternommene, dem Höhepunkt der geographischen und statistischen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts angemessene Beschreibung des chinesischen Reiches würde aber aus diesen Werken die wichtigsten Thatsachen entlehnen, — sie würde sich dabey immer selbstständig behaupten, sich von der chinesischen Sammeley nicht beherrschen lassen. Man bedenke, daß die neueste Ausgabe der gesammelten Sagungen neun hundert zwanzig Bücher umfaßt, wovon ein jedes in der Regel 25 — 26 Doppelseiten enthält. Man findet darin alle, die Regierung und Verwaltung des Chinomandschu-Staates betreffenden Verordnungen, nicht selten mit historischen und geographischen Erläuterungen versehen. Hierzu gehört noch eine Sammlung von Abbildungen musikalischer, religiöser, militärischer, mathematischer und astronomischer Werkzeuge sammt vielen geographischen Specialkarten der zum chinesischen Reiche gehörigen Länder und Inseln, in hundert und zwey und dreyßig Büchern. Diese bildlichen Darstellungen sind überdieß mit einem ausführlichen Text versehen.

Neben diesen allgemeinen Werken sind über einzelne Kreise und Distrikte, über die Bezirke und Städte besondere Werke vorhanden. Man findet hier Angaben über ihre Lage und natürliche Beschaffenheit, über ihre Ausdehnung und Bevölkerung. Die natürlichen und Kunstzeugnisse, die Geschichte und Alterthümer, Einnahmen und Ausgaben zu verschiedenen Zeiten, Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen, Sitten und Mundart der Bevölkerung und eine Menge anderer Einzelheiten sind darin enthalten. Alle diese geographisch-statistischen Werke des Mittelreichs mögen wohl dreyßig bis vierzig tausend Bände umfassen. Ward doch die Allgemeine Beschreibung Schanghai's und seiner Umgegend, woraus Medhurst einen Auszug mittheilt, in 20 Bände ausgesponnen. Schanghai ist aber nur einer der 1720 Bezirke, in welche jezt China, im engern Sinne des Wortes zerfällt, und jedes Dorf, ja jede denkwürdige Dertlichkeit erfreut sich einer besondern Darstellung. Diese Specialbeschreibungen sind in mancher Beziehung lehrreicher als selbst die allgemeinen Werke. Man er-

hält dadurch eine genaue Einsicht in die geringfügigsten Angelegenheiten der Regierung und Verwaltung, des öffentlichen und häuslichen Wesens der chinesisch civilisirten Völker. Die vorliegende Beschreibung Schanghai's bietet überdieß noch ein besonderes Interesse; die Fremden haben hier und in der Umgegend freyen Zutritt; es wird sich die Stadt, mit einer Bevölkerung von nahe an 300,000 Seelen, in der nächsten Zeit zum wichtigsten Handelsplatz erheben im chinesisch-japanischen Meere.

Zwey Sinologen, der eine zu Paris, der andere in Futschou, der Hauptstadt des Kreises Fokien, haben sich zu gleicher Zeit mit einem chinesischen Hof- und Staatshandbuch beschäftigt, welches angeblich im zwölften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verfaßt worden sey. Der eine, Herr Biot, hat eine vollständige Uebersetzung geliefert, welche im vorigen Jahrgange der Anzeigen (Nr. 26 1852) besprochen wurde; der andere, Herr Gingell, Dolmetsch beym Konsulat zu Futschou übertrug die Bearbeitung eines chinesischen Schulmeisters aus dem 55. Jahre Kien long (1797). Die Chinesen haben über die Frage, ob dieses Werk aus den Zeiten der Tschou herrühre oder nicht, weitläufige Untersuchungen angestellt. Die tüchtigsten einheimischen Literaturhistoriker sind der Ansicht, daß dieses Hof- und Staatshandbuch nicht zu den King d. h. zu den trefflichen klassischen Schriften gehöre, sprechen aber dessen ungeachtet mit der größten Verehrung von seinem Inhalt. Die fünf Grundwerke der canonischen Schriften sind von den Chinesen immerdar als die Norm der wahren Lehre und des Alterthums betrachtet worden. Was nicht hiemit übereinstimmt, ist unterschoben, ist verfälscht. Nun sind im Annalenbuche (Schuking) die Einrichtungen der Tschou in ganz anderer Weise dargestellt, wie hier in den vorliegenden Sagungen, weshalb das Tschouli unmöglich als ein ächtes Erzeugniß betrachtet werden könne. Doch gilt das als ein ehrwürdiges Erzeugniß des Alterthums und wird von Auslegern der King vielfach benutzt. Uns kann es gleichviel seyn, ob dieser oder jener der Verfasser, ob es einige Jahrhunderte älter oder jünger ist; das Tschouli, wie die übrigen Sittenspiegel der Blume der Mitte geben uns das entsprechendste Bild des Chinesenthums zu allen Zeiten.

Herr G. der Uebersetzer der Perlschnur des Sittenspiegels der Tschou ist kein Gelehrter; er scheint seinem chinesischen Sprachlehrer unbedingtes Vertrauen zu schenken; er hält das Tschouli wie man sieht für ein Erzeugniß des Jahres 1121 v. u. Z. Sein Werk ist auch von andern Wunderlichkeiten der Art, wie der vorgebliche Anfang der Mingdynastie im Jahre 1643 nicht frey; man bemerkte selbst mehrere Fehler in der Aussprache chinesischer Schriftzeichen und einen sogar auf dem Titel, welcher unter den Druckfehlern nicht verzeichnet wurde. Anstatt Mung chow muß nämlich Mung chen, nach deutscher Aussprache Mong tschen, Traumdeuter, gelesen werden. Die Uebersetzung ist dem tapfern Hessen, Major Schöbde gewidmet, welcher sich im englisch-chinesischen Kriege vielfach auszeichnete und eine Zeitlang Statthalter war der Inselgruppe Tschusan. Lin kao hoei, der Lehrer des Herrn G., hat eine chinesische Vorrede zum Buche geschrieben, welche mit abgedruckt ist, — das erste englische Werk mit einem empfehlenden Worte in der Sprache des Mittelreichs. Herr Lin war Privatlehrer im Hause des Oberstatthalters des Fokien-Kreises, und ist, wie man sich leicht denken kann, von seiner überströmenden Gelehrsamkeit fest überzeugt. Er wundert sich, wie ein Engländer zum Verständniß dieses schwierigen Buches gelangen konnte, was natürlich nur mittels des vortrefflichen Unterrichts des Herrn Lin möglich war.

Zu den Zeiten der Tschou war China, wie heutigen Tags noch Japan, ein Lehensstaat, womit alle die Anordnungen des Sittenspiegels zusammenhängen. Im Laufe der Jahrhunderte wuchsen die Lehensleute mächtiger heran als der Lehensherr; sie versagten den Gehorsam, und Wirren entstanden, ähnlich denjenigen im deutschen Reiche während der mittlern Jahrhunderte. Das Reich ging mit Riesenschritten seiner gänzlichen Auflösung entgegen. An die Stelle des Oberkönigs traten wie im heiligen römischen Reiche deutscher Nation Fürstenbündnisse und Faktionen mancherley Art, welche des Ansehens des Himmelssohnes spotteten und nach Gutdünken im Lande schalteten; es sind die Jahrhunderte, welche von den einheimischen Annalisten die Zeiten der streitenden Reiche genannt werden. Das Mittelland zerfiel in ein und zwanzig große Lehenssta-

ten, Königreiche genannt, wovon jedoch acht von Verwandten des Oberkönigs regiert wurden. Hätten die sich nun innig aneinander und sämmtlich dem Himmelssohne angeschlossen, so wäre es ihnen wohl möglich gewesen, eine Art Oberherrlichkeit zu behaupten. Es mangelte ihnen jedoch sowohl die Einsicht wie die Selbstüberwindung, auf solch ein gemeinschaftliches Ziel hinzuwirken; sie vergaßen über persönlichen Zänkereyen und selbstfüchtigen Bestrebungen das allgemeine Beste des Landes und ihres Hauses und eilten unrettbar ihrem Untergange entgegen.

Während dieser rastlosen Parteykämpfe schwangen sich bald diese bald jene Fürsten zu solcher Macht empor, daß die andern Lehensfürsten und selbst der Himmelssohn ihnen eine Art Oberherrlichkeit im Lande zugestehen mußten. Unruhen und Wirren allerley Art nahmen Jahrhunderte lang kein Ende; Glück und Unglück, Siege und Niederlagen folgten schnell aufeinander. Das chinesische Volk verwilderte, gleichwie das deutsche während des dreißigjährigen Bürgerkrieges, unter diesem unaufhörlichen Kämpfen und Morden; die grausamsten Thaten und schändlichsten Laster hatten freyen Spielraum in dem verwüsteten Lande gefunden. Man wich ab von der menschlichen einheimischen Sitte der Tschou und folgte der Weise umwohnender Barbaren, die ganze Marken des Reiches an sich rissen und sie eine Zeitlang beherrschten. Hieraus entstand das widerliche Gemenge einer äußerlich feinen Bildung mit wilden unmenschlichen Gewohnheiten, deren Spuren heutigen Tags noch nicht ganz verwischt sind. Der ächte Sittenspiegel der Tschou ist verloren, ist vernichtet worden; das Werk, das jetzt den Namen führt, besteht in Aufzeichnungen aus den ersten Jahrhunderten der Handynastie.

A. F. Neumann.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. August.

Nro. 20.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Zur Vorgeschichte deutscher Nation, 2c.

(Schluß.)

Als unterscheidende Kennmale der Sueven oder Ostgermanen im Gegensatz zu den Nicht-Sueven oder Westgermanen gibt derselbe folgende an:

- 1) Die in der Zeit vor Christus wenigstens, mehr nomadische Lebensweise der Sueven;
- 2) die nationale Verbindung derselben unter sich;
- 3) die bey ihnen mehr hervortretenden Anfänge des auf Krieg und Eroberung ab Zweckenden Lehenswesens;
- 4) die vorwaltende Neigung derselben zur monarchischen Regierungsform.

Die nomadische Lebensweise der Sueven ist durch die Nachrichten, welche uns von Cäsar, Strabo und Tacitus überliefert sind, ausser Zweifel gesetzt, daher es seltsam erscheint, wenn man dieselben als unglaubwürdig verwirft, sohin sich den Anschein gibt, besser unterrichtet zu seyn als jene. Den nationalen Zusammenhang der Sueven unter sich, beweist das große Opferfest im Semnonenwalde, darum weil, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt, alle suevischen Stämme daran theilgenommen haben, wohingegen keine Spur aufzufinden ist, daß ein solch gemeinsames Band auch die Westgermanen umschloß. Darin liegt ohne Zweifel auch der Grund, daß die Völker des Suevischen Stammes zu großen Unterneh-

mungen so leicht sich einigten, die Westgermanischen Stämme dagegen stets unter sich entzweyt waren, und jeder seine eigenen Wege ging, so daß nicht einmal die Gefahr, eine Beute der Römer zu werden, sie bewegen konnte, sich enger aneinander zu schließen, und mit vereinigter Kraft den gefährlichen Feind zu bekämpfen. Wegen der engen Verbindung sämtlicher Suevischer Völkerschaften unter sich, erscheinen dieselben bey den Quellschriftstellern gar häufig nicht unter ihren speciellen Namen, sondern werden von diesen *κατ' ἑξοχην* nur Sueven genannt, wie aus zahlreichen Beispielen nachgewiesen werden könnte. So bey Tacitus (ann. II, 44): *Drusus in Illyricum missus est, ut suesceret militiae — sed Suevi praetendebantur.* Es ist gewiß, daß darunter die Markomanen zu verstehen seyn, wie auch in folgender Stelle (ib. 62): *Suevos regemque (eorum) Maroboduum pace obstrictum;* und später noch bey Ammian. Marcell. (XVI, 10. §. 20): *Suevos Rhaetias ineursare,* unter welchen entweder die Luthungen oder Markomanen zu verstehen sind. Der Grund, daß die Quellschreiber für die Westgermanen keinen gemeinschaftlichen Namen im Gegensatz zu den Sueven gebrauchten, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß dieselben in keiner nationalen Einigung standen, also auch einen gemeinschaftlichen Namen nicht hatten.

Eines der wichtigsten Kennmale, wodurch sich die Sassen von den Sueven unterscheiden, liegt in der Verfassung, welche im Gegensatz zu der vortugsweise demokratischen der Sassen, vorwiegend monarchisch war, daher wir an der Spitze jener

stets Könige erblicken, während bey den Sassen der Schwerpunkt der Gewalt in den Volksversammlungen lag. Solche scheinen bey den Völkern des suevischen Stammes gar nicht stattgefunden zu haben. Cäsar spricht zwar (IV, 9) allerdings von einem concilium (Kriegsrath), das die Sueven, als er gegen sie heranzog, „more suo“ abgehalten haben, allein da er hinzusetzt, sie (die an dem concilium theilgenommen) hätten „nuncios in omnes partes“ mit dem Befehl abgesendet, „uti de oppidis demigrarent, liberos, uxores suaque omnia in silvas deponerent atque omnes, qui arma ferre possent, unum in locum convenirent“, so geht daraus hervor, daß hier nicht von einer Volksversammlung in dem Sinne, in welchem sie bey den Sassen hervortritt, die Rede seyn könne; denn einmal kam Cäsar zu schnell heran, als daß sämtliche Sueven, welche auf einem sehr großen Gebiete auseinanderwohnten, sich zu einer Volksversammlung hätten einfinden können; und dann war der Befehl, welcher durch Bothen verkündet wurde, gerade an den Theil der Sueven gerichtet, der an der Versammlung hätte sich theilnehmen müssen, indem derselbe dahin ging, ut uxores, liberos etc. deponerent. Es ist daher kaum einem Zweifel unterworfen, daß an dem concilium, von welchem Cäsar spricht, nur die Vornehmen des Volkes theilgenommen hatten, daß nur ihnen das Recht zukam, Beschlüsse zu fassen, sowie in Ausführung zu bringen, und daß die übrigen Sueven sich denselben unbedingt zu unterwerfen hatten, während für die Westgermanen nur bindende Kraft hatte, was sie selbst in der Volksversammlung beschlossen. In der erwähnten Stelle bey Cäsar tritt uns noch eine andere sehr bedeutsame Eigenthümlichkeit der Sueven entgegen, indem der Befehl auch dahin lautete, ut omnes, qui arma ferre possent, unum in locum convenirent, indem es hienach den Anschein gewinnt, daß auch die Sklaven mit in den Krieg auszogen, also das Recht Waffen zu tragen hatten, ein Recht, das jenen der sassischen Völker schlechterdings nicht gestattet war. Damit stimmt auch noch eine andere Stelle bey Cäsar (IV, 1) überein, wo er berichtet, daß alljährlich der eine Theil der Sueven auf Krieg ausziehe, der andere aber zu Hause bleibe, um sich

und jenen die erforderlichen Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und daß nach Umfluß eines Jahres letztere die Waffen ergreifen, und erstere nach Hause zurückkehren. Daraus ergibt sich, daß die gemeinfreyen Sueven sich auch mit dem Ackerbau und den übrigen häuslichen Arbeiten beschäftigten, während jene der sassischen Völker sich dadurch herabzuwürdigen vermeinten, daher dieselben den Weibern, Kriegsuntauglichen und Sklaven überließen. Aus Tacitus wissen wir, daß einen freyen Sassen neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotibus permissum; dagegen berichtet Cäsar (VI, 23) von den Sueven, daß Magistratus, qui bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem deliguntur. Auch im Göttercultus stoßen wir auf einen Unterschied. Mit den religiösen Festen, welche von den Völkern des sassischen Stammes gefeyert wurden, waren stets Trinkgelage und Schmausereyen, welche nicht selten mehrere Tage und Nächte hindurch fortgesetzt wurden, verbunden, wie bekannt genug ist, dagegen durchdrang die religiösen Festlichkeiten der Sueven finsterner, Schauder erregender Ernst, wie wir aus Tacitus (Germ. 39) wissen.

Diese und andere Eigenthümlichkeiten, welche der Verf. mit Ausnahme der so eben erwähnten ausführlich bespricht, sind so wesentlich und liegen so klar zu Tage, daß es schwer zu begreifen ist, wie man sie so viel als gar nicht beachten konnte, lediglich um einmal angenommene Meinungen, wie z. B. die, daß bey allen germanischen Völkern fester Grundbesitz, Sondereigenthum bestanden habe, nicht aufgeben zu müssen. Wie wichtig es ist, die Unterschiede zwischen den Sueven und Sassen festzuhalten, ergibt sich unter anderen aus der Verschiedenheit der Beantwortung der Frage: auf welcher Kulturstufe befanden sich die Deutschen zur Zeit, als sie in die Geschichte eintreten? Während die Einen behaupten, sie seyen damals bereits fest angesiedelt gewesen, bleiben Andere bey der Ansicht stehen, daß die Deutschen in jener Zeit noch herumstreifende Horden waren. Diese beyden Behauptungen, von denen die eine die andere geradezu aufhebt, sind bloß darum irrig, weil man auf alle

Deutsche bezieht, was doch nur eines Theils von den Sueven und anderer Seits bloß von den Sassen gelten kann. Eben darum ist auch jene andere gleichfalls häufig im Course befindliche Ansicht, welche die Extreme zu vermitteln sucht, falsch, jene Ansicht nämlich, daß die Deutschen im Uebergang vom nomadischen zum sesshaften Leben sich befunden haben, darum falsch, weil damals nach den unverwerflichsten Quellenzeugnissen die Sueven noch Nomaden, die Westgermanen aber bereits sesshaft waren. Diese tiefeinschneidenden Widersprüche, welche zur Zeit noch unsere älteste Geschichte durchkreuzen und verwirren, können nur beseitiget werden, wenn man die Unterschiede, welche zwischen den Ost- und Westgermanen thatsächlich bestehen, gelten läßt.

Nicht uninteressant würde seyn, die Ursachen dieser Eigenthümlichkeiten zu kennen, allein es dürfte kaum möglich seyn, sie nachzuweisen. Eine derselben ist vielleicht darin zu suchen, daß die Sueven, wie ihre Sitze im östlichen Deutschland beweisen, zuletzt dahin eingewandert seyn, also auch später als die Westgermanen zur Sesshaftigkeit gelangten, so wie darin, daß sie mit den Waffen in der Hand einen Platz zum Seyn sich eringen mußten, daher an kriegerische Unternehmungen sich gewöhnten. Indessen sind diese Gründe kaum hinreichend zur Erklärung dieser Eigenthümlichkeiten, durch welche sich beyde große Stämme voneinander unterscheiden, vielmehr wird angenommen werden müssen, daß sie stammverschieden sind, eine Annahme, die keineswegs haltlos ist, indem sie in einer Stelle bey Tacitus eine Stütze findet, in der Stelle nämlich, wo er berichtet, daß alle Völker „eiusdem sanguinis“ zu dem Nationalfeste in dem Semnonenlande sich versammeln. Auch der Name der Sueven ist noch nicht genügend erklärt, jedenfalls bestehen deßfalls zwey verschiedene Ansichten, und überhaupt ist noch keiner der deutschen Volksnamen sicher gedeutet mit alleiniger Ausnahme jenes der Markomanen, indem

das Sprechende des Ausdruckes mit Uebereinstimmung der Geschichte jeden Zweifel beseitiget. Der Verf. hat in einem eigenen Abschnitte von den „alten Volksnamen“ gehandelt, allein der Versuch gleicht häufig mehr, wie der Verf. sich ausdrückt, einem Rathen und Tappen, als einer von wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Forschung. Diese Behauptung ist indessen doch nur gültig in Bezug auf die von den älteren Forschern gemachten Versuche, denen jede Kenntniß der altdeutschen Sprache mangelte; keineswegs aber kann sie anwendbar seyn auf die Erklärungsversuche eines Grimm und anderer der Sprache kundigen Forscher, obgleich freylich ihre Unzulänglichkeit nicht in Abrede gestellt werden kann, eben so wenig als allerdings noch zur Zeit Deutungen gemacht werden, die ein Hohn sind auf die neueste Sprachforschung. Als Regel darf angenommen werden, daß die Völkerschaften sich nicht selbst die Namen beylegten, sondern daß sie ihnen von anderen, den Nachbarvölkern, beygelegt wurden, was bey der Erklärung derselben wohl ins Auge zu fassen ist. Grimm bringt, was ihre Entstehung betrifft, sämtliche deutsche Volksnamen in drey Klassen, so daß die einen sich ursprünglich auf einen (historischen oder mythischen) Stammherren, die anderen auf eine hervorragende Eigenschaft des Volkes, die dritten auf die Wohnsitze beziehen, wogegen sich im Allgemeinen wohl schwerlich etwas einwenden läßt; wenn er aber, wie auch andere z. B. den Namen der Franken von der Freyheit derselben herleitet, so möchte dieß nicht so unbedingt zuzugeben seyn, eben weil die Freyheit keine hervorragende, etwa nur den Franken zukommende Eigenthümlichkeit, vielmehr ein Gemeingut aller deutschen Völker war, und weil, wenn man an dem richtigen Grundsatz festhält, daß kein Volk sich selbst den Namen beylegt, nicht wohl angenommen werden kann, daß den Franken dieser Name aus dem bezeichneten Grunde

von anderen deutschen Völkern beygelegt wurde, weil ja dieselben im Besitze der nämlichen Eigenthümlichkeit, d. h., der Freyheit, gleichwie die Franken waren.

Angefügt sind vier Beylagen:

a) über Schaffarik's Behauptung: daß Slaven die ersten Bewohner des Landes zwischen den Karpathen und dem adriatischen Meere gewesen seyen, eine Behauptung, welche derselbe gründet auf das slavische Gepräge einiger von römischen Schriftstellern aufgeführten Ortsnamen und auf die auf Ueberlieferung beruhende Ansicht des Russischen Chronisten Nestor (1100 — 1114), daß die Sige der Slaven in uralter Zeit gegen Süden über die Karpathen nach Illyricum und an das adriatische Meer gerichtet hätten, von wo sie von den Kelten vertrieben worden seyen. Der Verf. widerlegt mit überzeugenden Gründen diese unhaltbare, wenn gleich von Schaffarik mit Scharfsinn durchgeführte Ansicht.

b) Ueber den Kimbrischen Zug bis zur Schlacht bey Moraia. Was dieser voranging — der Aufbruch und dessen Veranlassung, die Zusammensetzung der Ausziehenden und die Richtung ihres Zuges war wohl schon oft Gegenstand gelehrter Forschung, allein die Nachrichten hierüber sind theils so mangelhaft, theils so widersprechend, daß es kaum jemals möglich seyn wird, zu einem sicheren Resultate zu gelangen, und auch dem Verf. ist es nicht gelungen hierüber mehr Licht zu verbreiten.

c) Ueber den Ursprung der Uspeter und Tenchteren. Der Verf. glaubt auf Grund der Nachricht, sie seyen drey Jahre hindurch in Deutschland umhergezogen, daß sie ursprünglich im Osten Deutschlands geseßen, und hält die Uspeter für identisch mit den Assipitii, deren Paul Warnefried in der Geschichte der Langobarden erwähnt. Sie sollen

von den Sueven verdrängt worden seyn, und die Tenchteren, welche dem Stamme der letzteren angehörten, sich an dieselben angeschlossen haben. Be-weise für diese Ansicht konnte der Verf. begreiflich nicht aufbringen.

d) Ueber die Meinung, daß die Kimbern Keltischen Stammes seyen. Dieß wurde eben so oft behauptet als widersprochen, da es für beyde Ansichten nicht an Gründen fehlt; die, daß sie germanischen Stammes gewesen, scheint den Vorzug zu verdienen, abgesehen von anderen Gründen, darum, weil römische Denkmale (monumentum aenecranum) und Schriftsteller der besten Zeit die Kimbern bestimmt für Deutsche erklären, denen man wohl zutrauen darf, daß sie Kelten und Deutsche voneinander zu unterscheiden vermochten. In neuerer Zeit hielt man sie hauptsächlich aus dem Grunde für Kelten, weil ihre Bewaffnung im entscheidenden Gegensatz zu der germanischen Einfachheit stehe. Dieß muß zwar allerdings zugegeben werden, hiebey darf man aber nicht übersehen, daß in der Bewaffnung wie überhaupt in den Sitten und Gebräuchen eines wandernden und wenigstens zehn Jahre hindurch Krieg führenden Volkes gar leicht eine Aenderung eintreten und Keltisches Wesen sich ihnen mittheilen konnte, ja mußte; einmal weil sie vorzugsweise nur mit den Kelten Krieg führten und weil keltische Völkerschaften (Ligurinen und Umbronnen) freywillig oder gezwungen sich ihnen angeschlossen, so daß ein aus Galliern und Germanen gemischter Heerhaufen sich bildete, in welchem jedoch die letzteren das dominirende Element blieben.

Dr. Wittmann.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. August.

Nro. 21.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim nach den ältesten vorhandenen Urkunden, bearbeitet von Dr. F. W. Ghillany, Ritter des königlich niederländischen Eichenkronenordens, Stadtbibliothekar in Nürnberg. Eingeleitet durch eine Abhandlung über die ältesten Karten des neuen Continents und den Namen Amerika, von Alexander von Humboldt, königlich preussischen wirklichen Geheimrathen u. s. w. Mit einer genauen Abbildung des Behaim'schen Globus vom Jahre 1492 in zwey Planigloben nach seiner natürlichen Größe und drey der ältesten Karten von Amerika. Nürnberg, Bauer und Raspe (Julius Merz) 1853. gr. 4. S. 192.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Werke muß aus doppeltem Grunde die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen, theils weil sie von einem um die Wissenschaft hochverdienten Manne herrührt, theils weil sie die chronologischen Resultate mittheilt, welche in der noch ungedruckten dritten Section der rühmlichst bekannten kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Erdkunde des neuen Continents, von welchen der Verfasser bereits im Jahre 1836 zwey Sectionen in fünf Bänden geliefert hat, den letzten Abschnitt ausmachen sollten.

Eine Uebersicht der Untersuchungen über die Geschichte der Karten des neuen Continents hatte

der Verfasser schon 1835 in einem Schreiben an Somard gegeben ¹⁾.

Er wiederholt sie hier, jedoch ausführlicher und in anderer Form, indem er am Schlusse der Einleitung folgende Fragen, welche vorher weitläufiger erörtert wurden, in kurzen Sätzen beantwortet:

1) Welches ist die älteste aufgefundene Karte von Amerika unter den gezeichneten?

2) Wann und durch Wen ist vorgeschlagen worden, dem neuen Welttheil den Namen Amerika zu geben?

3) Welches ist die älteste gestochene Karte des neuen Welttheiles ohne den Namen Amerika?

4) In welchem Jahre und wo ist zuerst eine Karte mit dem Namen Amerika erschienen?

Die Beantwortung der ersten Frage lautet: Die älteste Karte des neuen Welttheiles, welche bisher unter den gezeichneten Karten aufgefunden wurde, ist die des Juan de la Cosa von 1530.

Von dieser Karte, der wichtigsten, die es für die früheste Geschichte der Geographie des neuen Welttheiles gibt, ist nur das einzige Exemplar bekannt, welches sich in der kostbaren Bibliothek des Baron Waldenauer zu Paris befindet. Der Verfasser fand sie dort, ließ die Haupttheile derselben stechen und mit dem fünften Bande der Originalausgabe seiner kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des neuen Continents,

1) Bulletin de la société de géographie, deuxième série, tome quatrième, Paris 1835. 8. pag. 411 seq.

welche bekanntlich in französischer Sprache erschienen, auf drey Karten veröffentlicht, von denen Bibliothekar Gillany die erste in das vorliegende Werk aufnahm. In den beyden deutschen Uebersetzungen, welche von den kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des neuen Continentes erschienen, fehlen diese Karten gänzlich. Vollständig wurde vor der Weltkarte des Juan de la Cosa veröffentlicht Amerika von Don Ramon de la Sagra, als Beygabe zu seinem trefflichen Werke über Cuba, Afrika von Santarem, in seinem für die Geschichte der Entdeckungen in Afrika so wichtigen Atlasse.

Von der Abbildung des neuen Continentes auf dieser Karte schreibt Alexander von Humboldt S. 2. „Die Weltkarte von Juan de la Cosa stellt in ziemlich richtiger Configuration, aber viel zu nördlich vor die großen und kleinen Antillen, die nördliche Küste von Südamerika (von der Bocca del Drago bis Cabo de la Vela und Monte San Eufemia, dem östlichsten Berggehänge der Sierra de Sta. Marta, damals Sierras nevadas da Citarma genannt), auch die östliche Küste von Südamerika, auf welcher die Mündung des Orinoco (Rio de la Possession y Mar dulce), die des Amazonen-Flusses (Costa Plaida) und das Vorgebirge San Augustin (südliche Breite $8^{\circ} 19'$) angegeben sind. Bey diesem Vorgebirge, etwas südlich, wo der Name Puerto Hermoso steht, ist als Entdecker im Jahre 1499 Vincente Yañez Pinzon genannt. Die frühesten Namen des Cabo San Augustin waren Rostro Hermoso, Cabo Sta. Maria de la Consolacion und Cabo de Sta. Cruz. Eine Küstenlinie ohne alle Namen, von Cabo de la Vela bis zum äußersten Norden, verbindet durch festes Land Venezuela mit Labrador. Man glaubt, die Mündung des Rio Magdalena oder des Atrato zu erkennen, Nichts aber deutet auf eine Kenntniß der Configuration der Strecke von Puerto de Mosquitos am westlichsten Ende des Isthmus von Panama bis Honduras, eine Strecke, die Christoph Columbus erst auf der vierten oder letzten Expedition entdeckte (von May 1502 bis Novbr. 1504); Nichts auf die Configuration des Golfs von Mexiko, wozu Cortez erst 1519 schiffte, obgleich die Existenz der Mexikanischen Küste durch die Eingebornen von Cuba früh schon bekannt war, eben so wenig ist

das Littoral der jetzigen vereinigten Staaten von Nordamerika speciell bezeichnet, obgleich Sebastian Cabot auf seiner zweyten Expedition für England die ganze Küste von dem Parallel von $67^{\circ} \frac{1}{2}$ und der Terra de Bacalaos (Neufundland) bis zur Spitze von Florida, Cuba gegenüber, bereits im Sommer 1498 beschiffte hatte. In den nördlichen Regionen, in einer Mar descubierta per Yngleses, im Nordosten von der Insel Cuba, gibt aber die Weltkarte von Juan de la Cosa, durch viele Namen bezeichnet, die Entdeckungen englischer Schifffahrer auf einer Küste an, die genau von Osten gegen Westen läuft, unter 53° Breite, wenn man den von Cosa dargestellten Abstand des nördlichen Wendekreises vom Aequator zum Maßstabe nimmt. Das Stück Küste, welches in dieser ostwestlichen Richtung dargestellt wird, ist wahrscheinlich die den St. Lorenzbusen nördlich begränzende Küste, gegenüber der jetzt so genannten Insel Anticosti. Die Isla Verde, nordöstlich von dem Cabo d'Inglaterra, wäre dann wohl Neufundland und nicht Grönland (Greenland). Die Küste, die sich plötzlich gegen Norden wendet, wird nur bis $70^{\circ} \frac{1}{2}$ Breite verzeichnet und in Osten so weit vorgestreckt, daß sie die Inseln Frieslanda der Brüder Zeni und Tille (Thule des Ptolemäus, wahrscheinlich Island) umfaßt.

Von der frühesten Entdeckung des festen Landes von Amerika durch die von Bristol absegelnden Johann und Sebastian Cabot, an der Küste von Labrador, zwischen 56° und 58° Breite, den 24. Juni 1497 (also volle 13 Monate vor des Columbus Entdeckung des festen Landes in Südamerika, im östlichen Theile der Provinz Cumana bey Punta Redonda) findet sich auf Cosa's Karte kein ursprüngliches Zeugniß. Der von den Cabot's berührte Punkt wurde von denselben immer mit dem Namen Prima Vista (terra primum visa) bezeichnet, gegenüber einer gleichen Insel, welche sie St. John nannten. Auf der Weltkarte von Juan de la Cosa finde ich unter den, den Engländern (b. h. den Cabot's) zugeschriebenen Entdeckungen bloß das Wort Cabo de San Johan neben einer großen Isla de la Trinidad, etwa 3° südlicher als Cabot's Angabe, wenn man überhaupt auf Cosa's Breitenangaben viel setzen dürfte.“

In das folgende Jahr dürfte eine Karte gehören, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu München befindet, und von Amerika nur einen Theil der damals gemachten Entdeckungen der Portugiesen darbietet.

Schmeller hat in seiner Abhandlung über einige ältere handschriftliche Seekarten bereits auf diese Karte aufmerksam gemacht. Von Amerika erscheinen hier die Küsten von Labrador und Canada, beyde jedoch sind unvollständig und ohne Namen gezeichnet, ferner ein Theil der Ostküste von Neufundland, von welchem sich nicht entscheiden läßt, ob der Zeichner der Karte dieses Land als Continent oder Insel geben wollte, weil die Zeichnung nicht vollendet ist; endlich in bedeutender südlicher Entfernung durch das Meer von Neufundland getrennt, Brasilien als Insel von geringem Umfange, gezeichnet, mit der damals üblichen Benennung Sancta cruz.

An der Ostküste Neufundland's sind von Süden nach Norden folgende portugiesische Benennungen angebracht c. raso, r. de S. Franzisquo, r. das pat. . . c. da espera, h. da comceicam, y. dos bacalhaos, h. de santa ciria, y. de frey Luis, c. do marco, y. de boa ventura, c. de boa ventura, y. das gemas, y. dos saves, sam pedro, sam Joham, c. do marco, y. da tormenta, y. da furtuna, von welchen sich einige noch gegenwärtig erhalten haben.

Auf Neufundland wehen die portugiesische Fahne und die des Christusordens, auf Canada nur die erstere. Südlich von Canada sind zwey Inseln gezeichnet, von denen eine sam Joham benannt ist.

Dürfen wir dem Berichte Cordeiro's in seiner Geschichte der Inseln glauben, so gebührt die Entdeckung Neufundland's den Portugiesen, denn João Vaz Corterreal entdeckte um 1463 ein Land im Norden, welches terra do bacalhao oder auch terra nova genannt wird. Der Verfasser der Karte, auf welcher diese Entdeckungen der Portugiesen verzeichnet sind, nennt sich Pedro Reinel, eine Jahreszahl ist nicht angegeben. Schmeller hat sie offenbar zu frühe zwischen 1497 — 99 gesetzt. In Portugal findet sie sich nicht. Ihr Vorhandenseyn auf einer deutschen Bibliothek liefert den Beweis für die Wahrheit der Klage eines portugiesischen Schriftstellers,

daß Portugal, das damals so viele Karten geliefert habe, jetzt selbst derselben gänzlich ermangle.

Die zweyte Frage über den Ursprung des Namens Amerika beantwortet der Verfasser dahin, daß der Vorschlag, dem neuen Welttheile den Namen Amerika zu geben, ganz ohne Theilnahme und Wissen des Americo Vespucci von Martin Walkenmüller (der sich nach der Sitte der Zeit Hylacomilus nannte) gebürtig aus Freyburg im Breisgau, Lehrer der Geographie am Gymnasium zu St. Dié in Lothringen ausgegangen und in einem Abrisse der Cosmographie, welcher 1507 ebendasselbst ohne den Namen des Hylacomilus erschienen ist, enthalten sey ²⁾.

Von diesem Werke fand der Verfasser vier Ausgaben, eine vom May 1507 zu St. Dié gedruckt, eine andere von 1509 zu Straßburg gedruckt, eine dritte und vierte, die zu Venedig 1535 und 1554 erschienen.

Trotz dieser Vielfältigung, sagt er S. 5, ist dieß Werk, welches den wahren und ersten Ursprung des Namens Amerika erweist, so selten geblieben, daß 1832 in Paris nur ein einziges Exemplar und nicht einmal auf der königlichen Bibliothek existirte.

Die hiesigen Bibliotheken sind reichlicher ausgestattet, denn es findet sich nicht nur die bezeichnete Ausgabe auf der königlichen Bibliothek, sondern sowohl diese wie die Universitäts-Bibliothek besitzen außerdem auch noch eine zweyte gleichfalls im Jahre 1507 erschienene Ausgabe, die auch Brunet kennt. Diese letztere liefert den Beweis, daß das Werk gleich nach seinem Erscheinen bey den Zeitgenossen einen raschen Absatz gefunden habe.

Diese zweyte Ausgabe muß eine größere Verbreitung gefunden haben, als die erste, denn sie ist

2) *Cosmographiae introductio, cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespuccii navigationes. Universalis chosmographiae descriptio tam in solido quam plano, eis etiam insertis quae Ptholomaeo ignota a nuperis reperta sunt.*

von Panzer und anderen von ihm genannten Schriftstellern aufgeführt, welche der ersten nicht erwähnen.

Sie beginnt, wie die erste, mit der Widmung des Werkes an den Kaiser Maximilian von Seite des Gymnasium's zu Dié, hier *gymnasium Vosagense* genannt. Hierauf folgt unter der Ueberschrift *de principiis geometriae ad sphaerae noticiam necessariis* ein Abriss der Cosmographie in neun Capiteln, welcher mit den Worten schließt: *hactenus exequuti capita proposita, hic ipsas longinquas expaciationes sequenter introducamus Vesputii, singulorum factorum exitum circa institutum tradentes, Finis introductionis.*

Den Uebergang zu den Reisen des Vespucci bilden zwey dem Leser gewidmete Gedichte, das erste von einem Ungenannten, welcher diese Reisen aus der französischen Volkssprache (*vulgari gallico*) in das Lateinische übersezte, das andere von Philesius Bogesigena, der sich in anderen Gedichten kenntlicher Ringmann Philesius nennt. In der ersten Ausgabe steht letzteres voran. Diesen Gedichten reiht sich ein Schreiben des Vespucci an den Herzog René von Lothringen, König von Jerusalem und Sicilien, ohne Datum an, welchen nach einer weiteren Einleitung der Bericht über die vier Reisen des Vespucci, welche er angeblich von 1497 — 1504 machte, nachfolgt. Am Schlusse steht: *Americus Vesputius in Lisbona.*

Hierauf folgt ein Buchdruckerzeichen mit den Buchstaben *S. D. G. L. N. L. M.*

Unter demselben stehen die Worte: *finitum IV. Kal. Septembris anno supra sesquimillesimum VII,* während es in der ersten Ausgabe heißt: *finitum VII Kal. Maij anno etc.*

Ueber das Gymnasium zu Dié mangeln uns nähere Nachrichten. Die Buchdruckerei, welche mit demselben verbunden war, weil es in der Widmung heißt, *qui librariam officinam apud Lothringie Vosagum in oppido cui vocabulum est sancto Deodato, nuper ereximus* erscheint mit dem Drucke dieses Werkes zum ersten Male in den Annalen der Buchdruckerkunst. Die Fragen, ob und welche Stellung der in beyden Ausgaben nicht genannte Verfasser der Cosmographie an dem Gymnasium zu

Dié eingenommen habe, läßt sich nach der Ansicht des Referenten aus denselben nicht beantworten.

Der Vorschlag, den vierten Theil der Erde Amerika zu benennen, ist im letzten Capitel der Cosmographie mit folgenden Worten enthalten: *nunc vero et haec partes sunt latius lustratae et alia quarta pars (ut in sequentibus audietur) inventa est: quam non video cur quis jure vetat ab Americo inventore sagacis ingenii viro Amerigen quasi Americi terram sive Americam dicendam: cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. Ejus situm et gentis mores ex bis binis Americi navigationibus quae sequuntur liquide intelligi datur.*

Von diesem Vorschlage, welcher in spätere geographische Werke wörtlich übergegangen ist, wird in der Einleitung gesagt, er beruhe auf einem bloßen Irrthume und sey durch zufällige Umstände, wie die Vorliebe eines deutschen Gelehrten für Amerigo Vespucci, erregt durch des Seefahrers Correspondenz mit Renatus von Lothringen, entstanden. Anderer Meinung ist Santarem. Er nimmt an, daß Vespucci in die Veröffentlichung seiner Briefe eingewilligt habe, daß Ylacomilus nur der ostensiblen Erfinder des Namens Amerika sey, und Vespucci durch seine Verbindungen mit Ylacomilus in indirekter, der Ungerechtigkeit beygestimmt habe, die gegen Columbus begangen worden sey ³⁾.

(Fortsetzung folgt.)

- 3) *Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses voyages par M. le vicomte de Sautarem. Paris s. a. p. 222. Vespuce mourut le 22. février 1512. S'il n'avait point destiné ses lettres écrites à ses amis à être publiées, il aurait sans doute désavoué cette publicité, car il a eu bien le temps de le faire. Mais au contraire, parce qu'il avait des rapports avec l'inventeur ostensible du nom d'Amérique, c'est -- à -- dire avec Ylacomilus, il a consenti indirectement à l'injustice commise envers Colomb, comme il avait consenti à la publication de ses lettres.*

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. August.

Nro. 22.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim etc.

(Fortsetzung).

Santarem beruft sich bezüglich der Verbindungen, die Vespucci mit Macomilus gehabt habe, auf den schon erwähnten Brief an Tomard, in welchem Alexander von Humboldt jedoch nicht von Verbindungen des Macomilus, sondern des Herzogs Renatus von Lothringen mit Vespucci spricht. Die Verbindung des Letzteren mit Macomilus kann daher nur als eine indirekte betrachtet werden⁴).

Für solche Verbindungen des Herzoges mit Vespucci spricht allerdings ein Brief, welcher angeblich von Vespucci an den Herzog geschrieben und mit der Cosmographie des Macomilus abgedruckt ist.

In diesem Briefe erinnert Vespucci den Herzog an ihre Freundschaft in der Jugendzeit, als Beyde zusammen von Georg Anton Vespucci, dem Onkel des Seefahrers in der Grammatik unterrichtet wurden. Gerade diese Stelle hat aber Santarem mit wichtigen Gründen angegriffen, so wie er überhaupt

dargethan hat, daß dieser Brief weder an Renatus I. noch an Renatus II. geschrieben seyn kann, da die Ueberschrift unentschieden läßt, welcher Renatus hier gemeint sey⁵).

Mit diesem Beweise fällt zwar auch die Stütze, welche Santarem seiner Behauptung über die Verbindungen des Macomilus mit Vespucci geben wollte, hinweg; dennoch aber läßt sich dieselbe aus einem anderen Grunde als wahrscheinlich aufrecht erhalten.

Die Gründe Santarem's sind nämlich allerdings schlagend, allein nur gegen den italienischen Text, in welchem der Brief ein Ganzes bildet, während der Text bey Macomilus zwey Briefe zeigt, zu deren letzterem die Ueberschrift ganz paßt, die wahrscheinlich aus Sorglosigkeit über den ersteren gesetzt wurde.

Dieser letztere Brief, welcher mit den Worten: inelytissime rex sciat A. M: quod ad has ipsas regiones mercandi causa primum venerim beginnt, enthält Nichts, was mit der Lebensgeschichte des Herzogs Renatus II. unvereinbar wäre, während der erste Brief, wie das Fragment der dritten und vierten Reise bey Ramusio zeigt, an Pietro Soderini, damals Gonfaloniere von Florenz gerichtet war, von welchem Santarem noch überdies bewiesen hat, daß er mit Amerigo Vespucci durch den Onkel desselben unterrichtet wurde.

4) Bulletin de la société de géographie. Deuxième série. Tome IV. Paris 1835. p. 412: 1507. Martinus Macomilus professeur à Fribourg, qui dans les temps des vendanges, va en Lorraine, dont le duc, grand protecteur des études géographiques *était lié* avec Vespuce, propose le premier dans une petite cosmographie le nom d'Amérique.

5) Man vergl. seine recherches historiques, critiques, et bibliographiques sur Améric Vespuce pag. 53 — 59.

An Soderini allein konnten auch nur die Schlussworte der vierten Reise gerichtet seyn, welche bey Macomilus gänzlich fehlen⁶⁾.

Ob Macomilus nur der ostensible Erfinder des Namens Amerika sey, läßt sich aus diesem Briefe nicht entscheiden, wohl aber erscheint als sehr wahrscheinlich, daß Vespucci durch denselben wie durch die mit ihm verbundenen Reiseberichte zu der Unge- rechtigkeit beygetragen habe, die an Columbus be- gangen worden ist, sowie er auch die Fortdauer der- selben beförderte, indem er nach der Veröffentlichung derselben schwieg.

Macomilus muß aber seinem Abrisse der Cos- mographie auch eine oder mehrere Karten beygegeben haben. Denn demselben Capitel, in welchem der Vorschlag geschieht, das neuentdeckte Land Amerika zu benennen, ist eine Abbildung des Globus nach seiner Eintheilung in Meridiane und Parallelkreise beygegeben, auf deren Rückseite es heißt: *Propo- situm est hoc libello quandam cosmographiae in- troductionem scribere: quam nos tam in solido quam plano depinximus. In solido quidem spacio exclusi strictissime. Sed latius in plano: ubi si- cut agrestes signare assueverunt et partiri limite campum, ita orbis terrarum regiones praecipuas dominorum insigniis notare studuimus. Et (ut ab ea in qua sumus parte incipiamus) ad Europae meditullium Rhomanas aquilas (quae regibus Eu- ropae dominantur) posuimus atque clave summi patris patrum insigni ipsam ferre Europam (quae Rhomanam ecclesiam profitetur) cinximus. Aphri- cam pene omnem et Asiae partem signavimus In- nulis quod est insigne summi Babiloniae Soldani quasi totius Egypti et partis Asiae domini. Asiae vero partem quae minor Asia dicitur crocea co- loris cruce juncto chalybe circumdedimus quod est signum Thurcorum Soldani Scythiam intra imam maximum Asiae montem et Sarmaticam*

6) Man vergl. primo volume e terza edizione delle navigazioni e viaggi raccolto già da M. Gio. Battista Ramusio. In Venetia 1563. fol. Tom. I. fol. 128 und 130, und Santarem a. a. O. pag. 158.

Asiaticam notavimus anchoris quas magnus Tar- tarus pro insigni habet. Crux rubra praesbyte- rum Joannem (qui et orientali et meridionali In- diae praest atque in Biberith sedem tenet) re- presentat. Denique in quartam terrae partem per inclytos Castiliae et Lusitaniae reges reper- tam eorundem ipsorum insignia posuimus. Et quod non est ignorandum vadosa maris littorā (ubi naufragia timentur) imaginibus crucis signa- vimus sedi haec jam missa facientes.

Lassen sich auch die Worte: *in solido quidem spacio exclusi*, (was offenbar *exclussi* heißen muß), auf die beygegebene Abbildung des Globus beziehen, so fehlen doch die in den folgenden Worten näher bezeichneten Karten, auf welche sich der Verfasser auch am Schlusse dieses Kapitels wieder bezieht⁷⁾.

Auf diese Karte bezieht sich wohl auch der An- hang auf dem Titelblatte: *universalis cosmographiae descriptio tam in solido quam in plano* eis etiam insertis quae Ptholomeo ignota a nuperis reperta sunt.

Eines solchen Werkes erwähnen auch Ortelius und die deutsche Uebersetzung, welche von den Schiff- fahrten des Vespucci nach dem Orte des Macomi- lus gemacht wurde⁸⁾.

7) Haec pro inductione ad cosmographiam dicta suf- ficiant, si te modo ammonuerimus prius, nos in *depingendis* tabulis typi generalis non omnimodo sequutos esse Ptholomeum praesertim *circa novas terras* ubi in *cartis marinis* aliter animadvertimus etc.

8) Bey Ortelius *theatrum orbis terrarum*. Antver- piae 1570. fol. heißt es im *catalogus auctorum*: Martinus Waldseemüller *universalem navigatoriam* (quam *marinam* vulgo appellant) in Germania editam. Puto hunc eundem esse cum Macomilo praedicto.

In der Uebersetzung der Reisen des Vespucci, welche den Titel führt: *Diß Büchlein saget wie die zwo Durchlächtigste Herrē her Fernandus K. zu Castilien und herr Emanuel K. zu Portugal haben das ivente mör erfuchet vund funden vil Insulen vund ein Riuē welt von wilden nacken-*

Es ist nun allerdings fraglich, ob sich der Name Amerika nicht schon auf dieser Karte des Macomilus findet; allein Referent kann diese Frage nicht beantworten, weil es ihm bisher nicht gelang, sie irgendwo aufzufinden.

Von den Gedichten, welche den Uebergang zum zweyten Theile bilden, ist das des Philesius einem älteren Werke entnommen. Es findet sich bereits in der zwey Jahre früher (1505) zu Straßburg erschienenen Schrift *de ora antarctica per regem Portugallie inventa*, in deren Vorrede Philesius bemerkt, daß er sich viel mit dem Studium des Ptolomäus beschäftigte.

Im September des folgenden Jahres war Ringmann Philesius gleichfalls noch in Straßburg, was aus der Widmung hervorgeht, welche er zu Wimphelings Rede über den heiligen Geist schrieb. 9).

Die Zeit, wann er von da nach St. Dié kam, läßt sich nur annäherungsweise bestimmen. Die Widmung seiner Uebersetzung des Julius Cäsar an Kaiser Maximilian ist im Jahre 1507 gleichfalls noch zu Straßburg verfaßt, im Jahre 1509 aber war er, wie aus der *grammatica figurata* hervorgeht, zu St. Dié.

Der Text der vier Reisen, welcher, wie Santarem bemerkt, so viele Verwirrung veranlaßt hat, ist aus einer unbekanntenen Quelle genommen.

Alexander von Humboldt hat schon früher bemerkt, daß sie nach dem einleitenden Gedichte aus dem Französischen übersetzt, nach einer Stelle im Werke selbst aber ursprünglich in italienischer Sprache verfaßt und erst aus dieser in das Französische übertragen worden seyn sollen.

Der Schluß derselben ist offenbar abgekürzt. In dem vollständigen Texte bey Ramusio empfiehlt

den Leuten, vormals unbekannt; heißt es am Ende:

Gedruckt zu Straßburg durch Johānē Grüninger. Im iar M.CCCCIX. u. ff. Etare. Wie du aber dne Kugel un beschreibung der ganzen welt verston sollt, wüerst du hernach finden vnd lesen.

9) Jac. Wimphelingii Schlettstatis theologi oratio de sancto spiritu Phoreae anno 1507 mense Maio in 1.

der Schreiber seinen Bruder Antonio und sein ganzes Haus dem Schutze des Gonfaloniero, was der Uebersetzer mit richtigem Takte weggelassen hat, so daß er am Ende seiner Arbeit sorgfältiger erscheint als am Anfange.

Nach der Unterschrift Americus Vesputius in Lisbona, die Ramusio nicht hat, stehen in beyden Ausgaben des Macomilus zur Seite des Buchdruckerzeichens die Verse:

Urbs Deodate tuo clarescens nomine praesul
Qua Vogesi montis sunt juga pressit opus
Pressit, et ipsa eadem christo monimenta favente
Tempore venturo caetera multa premet.

Der letzte Vers deutet darauf hin, daß die neuerrichtete Buchdruckerey eine große Thätigkeit entwickeln sollte, allein nach den bisherigen Forschungen wurde außer den erwähnten zwey Auflagen der Cosmographie in jener Zeit nur noch ein Werk in St. Dié gedruckt.

Oberlin, welcher diesem Werke als typographischer Seltenheit eine längere Anzeige gewidmet hat, drückt sein Erstaunen über diesen Umstand aus, kann aber, obgleich ihm, wie man vermuthen sollte, im Elsass nähere Nachrichten nicht hätten mangeln sollen, die Ursache nicht angeben; denn er schreibt: Il n'est, au reste, guères croyable que dans l'inter valle des deux petits ouvrages sortis de la presse de S. Diey, en 1507 et 1509, il n'y en ait été imprimé quelque autre, qui sera peut-être découvert encore dans le travail du triage (qui se fait aujourd'hui dans toute la république) des bibliothèques recueillies dans les chefs — lienz de départemens. Mais apres l'impression de la grammaire, la typographie de ce gymnase paroît avoir été supprimée sans qu'on en connoisse la cause; au moins nous retrouvons Philesius enseignant, en 1510, la belle littérature à Sélestad. Il y termina sa carrière l'année suivante à l'age de 29 ans ¹⁰).

10) Magasin encyclopédique ou journal des sciences des lettres et des arts rédigé par A. L. Millin. V. année, Tome V. Paris 1799. 8. p. 328.

Das Werk führt den Titel *grammatica figurata*; gedruckt wurde es am ersten Juni 1509 mit denselben Typen, wie die *Cosmographie*. Als Eigenthümer der Druckerey nennt sich in der Widmung an den Bischof von Toul Walter Lud Canonicus des Collegiatstiftes zu St. Dié. Bemerk't wird, daß Philesius in dieser Druckerey als Corrector verwendet war ¹¹⁾.

Ueber die ferneren Schicksale der *Cosmographie* bieten unsere Bibliotheken noch folgende Aufschlüsse: In demselben Jahre scheinen, wie Oberlin angibt, Gymnasium und Buchdruckerey zu St. Dié wirklich aufgehört zu haben, denn in der dritten Auflage der *Cosmographie*, welche, obgleich der Verfasser zu St. Dié noch verweilte, dennoch zu Straßburg erschien, ist weder von dem einen, noch von der andern mehr die Rede.

Der Titel des Werkes ist derselbe wie in den beyden Auflagen von 1507, die Widmung aber ist, obgleich noch aus demselben Jahre datirt, an mehreren Stellen geändert.

Statt des Gymnasiums zu Dié ist Martinus Iacomilus genannt, die Stelle über die Errichtung der Buchdruckerey ist ganz weggelassen, bey den Arbeiten über Ptolomäus ist bemerkt, daß der Verfasser dazu Gehilfen habe ¹²⁾.

Keine der drey Ausgaben dieser *Cosmographie* ist mit Seitenzahlen versehen.

Zwey Jahre darauf erschien von demselben Verfasser eine Einleitung zu einer von ihm verfertigten Karte von Europa, welcher Ringmann, der sich nach einem darin befindlichen Schreiben zu Nanci aufhielt, mit dem erklärenden Texte verfaß ¹³⁾.

11) Den Schluß bilden die Verse:

Est Locus in Vogeso iam notus ubique per orbem
A Deodate tuo nomine nomen habens:
Hic Gualtherus Lud necon Philesius ipse
Presserunt miris hec elementa typis.

Anno domini M. D. IX. Kalen. Juny.

12) Am Schlusse steht: pressit apud Argentoracos hoc opus ingeniosus vir Joannes grüniger. Anno post natum salvatorem supra sesquimillesimum Nono. Joanne Adelpho Mulicho Argentinensi Castigatore:

13) Das Werk führt den Titel: *Instructio manuduc-*

Aus der Widmung an Herzog Anton von Lothringen ist ersichtlich, daß Iacomilus noch zu St. Dié verweilte.

Die beyden Venetianer-Ausgaben hat Referent nie gesehen. Ueber die ferneren Schicksale Ringmann's und Waldseemüller's ist nur wenig bekannt.

Ringmann starb nach Oberlin im Jahre 1511. Waldseemüller's Todesjahr ist unbekannt, doch wird seiner in der Ausgabe des Ptolomäus von 1522 als eines bereits Verstorbenen erwähnt. Seine Karte Europa's hat Referent gleichfalls nicht auffinden können, Ortelius führt sie im Cataloge der Schriftsteller, welcher seinem Welttheater vorausgeht, mit den Worten an: Martinus Iacomilus Friburgensis Europam eam alicubi in Germania impressam habemus.

Die beyden letzten Fragen über die ältesten gestochenen Karten ohne und mit dem Namen Amerika werden dahin beantwortet, daß die erste gestochene Karte von einem Theile des neuen Continents ohne den Namen Amerika die von Ruysch gezeichnete Weltkarte sey, die der römischen Ausgabe des Ptolomäus von 1508 beigegeben ist, die erste mit dem Namen Amerika aber die Weltkarte des Petrus Apianus von 1520 sey, welche der Camers'schen Ausgabe des Solinus von 1522 beigegeben ist.

tionem prestans in cartam itinerariam Martini Hilacomili: cum luculentiori ipsius Europae enarratione a Ringmanno Philesio conscripta;

Am Schlusse steht: Argentorati ex officina impressoria Joannis Grüniger: Julio secundo pontifice maximo in ecclesia praesidente, Maximilianoque Caesare Rhomano Augusto: inclyto: victorioso. Et Ludovico XII. potentissimo Gallorum rege christiani orbis habenas unanimiter ac faelicissime tractantibus. Anno salutis. M. D. XI. mense Aprili.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. August.

Nro. 23.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim etc.

(Fortsetzung.)

Die Aehnlichkeiten, welche der Verfasser der Einleitung seit seinen frühesten Untersuchungen zwischen dieser Karte des Apianus und dem gleichzeitigen Globus von Schöner bemerkt hat, haben ihn veranlaßt, die Quellen, die Schöner benützte, von S. 9—11 näher zu erörtern.

Mit S. 12 schließt die Einleitung, welche vom Mai 1852 datirt ist. Hierauf folgt von S. 15—80 die Lebensgeschichte Behaim's, welche Bibliothekar Ghillany in zwölf Kapitel getheilt hat. Die vier ersten Kapitel (S. 15—26) begreifen die Lebensverhältnisse Behaim's bis zu seinem Auftreten in Portugal. Sie handeln von der Familie der Behaim, von Martins Aeltern und Geschwistern, von seinem Geburtsjahre und seiner Jugend bis zu seinem Erscheinen in Portugal.

Im fünften Kapitel (S. 26—35) unterbricht der Verfasser die Lebensgeschichte Behaim's, um dem Leser eine Uebersicht der Entdeckungszüge nach Afrika, Ostindien und Amerika, welche von der Eroberung Ceuta's bis zum Tode Behaim's (1415—1506) ausgeführt wurden, zu geben.

Im sechsten Kapitel nimmt er den Faden der Lebensgeschichte Behaim's wieder auf und führt ihn durch fünf weitere Abschnitte fort, indem er von S. 35—78 die Verhältnisse, welche ihn nach Portugal geführt haben mögen, sein Astrolabium, seine Entdeckungszüge an der afrikanischen Küste mit Diogo

Caõ, sein Verhältniß zu Columbus und zur Entdeckung Amerika's, seinen Aufenthalt in Nürnberg und seine letzten Lebensjahre bespricht.

Im zwölften Kapitel endlich (S. 78—83) werden Behaim's Familienverhältnisse auf der Insel Fayal dargestellt und seine Nachkommenschaft entwickelt.

Referent kann nicht den ganzen reichhaltig gegebenen Stoff in dieser Anzeige zusammendrängen, er mußte sich daher darauf beschränken, nur Einiges, darunter Behaim's Aufenthalt in Portugal besonders hervorzuheben.

Martin Behaim ist nach den neu angestellten Forschungen des Verfassers zu Nürnberg um 1459 geboren, wo er den Unterricht Regiomontan's in der Mathematik und Astronomie genoß, welcher sich von 1471—75 dort aufhielt.

Er erlernte die Handlung und begab sich von Nürnberg nach den Niederlanden, wo er sich von 1477—79 mit Tuchhandel beschäftigte. Bald darauf, wahrscheinlich schon im Jahre 1480 kam Behaim nach Portugal. Die Veranlassung hiezu läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, die Vermuthung, welche der Verfasser hierüber aufgestellt hat, empfiehlt sich durch den häufigen Verkehr, der damals zwischen Portugal und Flandern stattfand.

Er sagt nämlich S. 37: Wenn man berücksichtigt, daß Behaim schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Portugal beym dortigen Hofe in so großem Ansehen stand, so muß man wohl annehmen, daß er mit bedeutenden Empfehlungen dahin gekommen, daß es also wohl Tobbst von Hurter

(ein Edelmann aus Brügge, Statthalter der Inseln Fayal und Pico) gewesen sey, der ihn auf einer Reise in den Niederlanden kennen gelernt und nach Portugal gebracht hatte.

König Johann II. hatte in Lissabon eine Gesellschaft gebildet, welche die Instrumente der ausübenden Cosmographie vereinfachen, neue entdecken und geographische, mathematische und nautische Kenntnisse unter den Portugiesen verbreiten sollte.

Als Mitglieder derselben führt der Verfasser S. 37 auf: Jose und Rodrigo, Leibärzte des Königes, Martin Behaim, Diogo Ortiz, den Bischof von Ceuta und Calçadilha, den Bischof von Biseu.

Er ist hierin, wie auch Schäfer, der Geschichte der Mathematik in Portugal von Garçãu—Stockler gefolgt, welche dieselbe Angabe hat, während die richtigere Ansicht, daß Ortiz und Calçadilha nur eine Person waren, in die Note 1 verwiesen ist.

Diogo Ortiz, welcher von portugiesischen Schriftstellern auch der Licenciat Calçadilha genannt wird, war zuerst Bischof von Tanager, dann von Ceuta, endlich von Biseu¹²⁾.

Der König hatte den beyden Leibärzten Jose und Rodrigo und unserm Behaim aufgetragen, die Schiffahrtskunde darin zu erweitern, daß man den Ort auf dem Meere bestimmen könne, wo sich ein Schiff befinde. Sie erfanden die Kunst nach der Sonnenhöhe zu schiffen, berechneten Declinationstafeln für die Sonne und wandten das Astrolabium für die Schiffahrt an.

Das größte Verdienst hiebey schreibt der Verfasser S. 38 unserm Landsmann nach den Zeugnissen der portugiesischen Quellen zu. Behaim war, wie hier treffend bemerkt wird, wohl nur dadurch mit diesem Auftrage beehrt worden, weil er ein Schüler Regiomontan's war.

13) Als Bischof von Tanager erwähnt seiner Ruy de Pina in der Chronik Johann's II. mit den Worten: obispo de Tanager, que entam era ho Licenciado Calçadilha. Collecção de livros ineditos de historia portugueza etc. Lisboa 1792. fol. t. II. p. 93.

Er konnte die Erwartungen, die man von ihm hegte, um so leichter rechtfertigen, da er ohne Zweifel zu Nürnberg in Regiomontan's Werkstatt bereits die Instrumente gesehen hatte, die er den Portugiesen empfahl.

Bald darauf brachte er auch die neue Erfindung in Ausübung, da ihn der König einer Expedition beygab, welche unter Diogo Caõ die Entdeckungen an der afrikanischen Küste fortsetzen sollte (1484—85).

Behaim hat an verschiedenen Orten seines Globus von dieser Expedition Nachricht gegeben. Der Verfasser vergleicht sie mit dem abweichenden Berichte des Barros und entscheidet sich S. 45 gegen Letzteren, weil Ersterer als Theilnehmer der Expedition auf größere Glaubwürdigkeit Anspruch mache als Letzterer.

In demselben Kapitel widerlegt er auch noch die Behauptung, daß Behaim vor Columbus nach Amerika gekommen sey und als der eigentliche Entdecker Amerika's gefeyert werden müsse, welche seit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst von Wagenseil, dann öfters aufgestellt worden ist.

Dagegen bemerkt er S. 55, daß Behaim durch sein Astrolabium, welches die Schiffer in den Stand setzte, sich auf offener See zurecht zu finden, sowie durch die, wenn auch falsche Vorstellung von der Nähe der ostasiatischen Küste, die er mit Columbus theilte, wesentlich zur Ausführung des Planes des Columbus beygetragen habe.

Ueber Behaim's Verhältniß zu Vespucci findet sich weder bey portugiesischen noch bey spanischen Schriftstellern eine Nachricht. Da sich aber Vespucci vom Anfange des Jahres 1501 bis Ende 1504 in portugiesischen Diensten befand, so glaubt der Verfasser S. 62 als zweifellos annehmen zu dürfen, daß Behaim mit Vespucci bekannt gewesen sey, und beyde Männer über die einzuschlagenden Wege bey dem Auffuchen einer westlichen Durchfahrt Berathungen mit einander gepflogen hätten.

Referent kann dieser Annahme deshalb nicht beytreten, weil es sehr fraglich ist, ob Vespucci in Portugal irgend ein bedeutendes Amt bekleidet habe;

denn der einzige portugiesische Schriftsteller, welcher von einer Reise nach Brasilien spricht, die im Mai 1501 ausging, erwähnt Vespucci gar nicht¹⁴⁾.

Am Schlusse seiner Untersuchung über Behaim's Verhältniß zu Columbus und zur Entdeckung Amerika's wirft der Verfasser noch die Frage auf, wie es sich mit der Entdeckung der Magellansstraße, die von Wagenfeil und Anderen dem Martin Behaim zugeschrieben werde, verhalte.

Er beantwortet sie dahin, daß Behaim entweder selbst in den Jahren 1494. bis 1506, in welchen uns seine Lebensgeschichte unbekannt geblieben ist, an diese Straße gekommen sey, oder daß er vermuthete, es müsse an jener Stelle eine Durchfahrt sich befinden, und sie auf seiner Karte eingezeichnet habe, weshalb Magellan sich bereits im Jahre 1517 am spanischen Hofe auf diese Karte berufen konnte.

Zur Begründung letzterer Annahme bemerkt der Verfasser, daß auch Johann Schöner bereits vor Magellan nicht bloß die Gestalt von Südamerika ziemlich richtig, sondern selbst die später sogenannte Magellansstraße noch bevor sie Magellan entdeckte, ohne Benennung auf seinem Globus angezeigt habe.

Ueber die Quellen, welche Schöner hiezu in Nürnberg benützen konnte, bemerkt der Verfasser S. 66: Es läßt sich erwarten, daß ein Mann, der die Geographie zu seinem Fachstudium machte, nicht allein dem Behaim'schen Globus eine besondere Beachtung zuwandte und von Walter (dem Freunde

Regimontan's und nachherigen Besitzer seiner Sammlungen), zu erfahren suchte, was Behaim mündlich über geographische Kenntnisse geäußert habe, sondern auch die Verbindung der Behaim'schen Familie mit dem berühmten Martin Behaim auf seiner fernen Insel nach Möglichkeit benützte, um sich einiges Licht über die geographischen Verhältnisse der neu entdeckten Länder zu verschaffen; es wäre auch möglich, daß er mit Behaim selbst in brieflichen Verkehr getreten.

So scharfsinnig auch diese Bemerkungen des Verfassers sind, so geneigt auch Referent ist, zuzugeben, daß Magellan durch eine Karte Behaim's, welche er nach seinem Globus verfertigte, zu dieser Durchfahrt veranlaßt wurde, so übrig bleibt doch noch die Frage, ob die Vermuthung einer solchen Durchfahrt, denn von einer Reise Behaim's nach der Magellansstraße wissen wir Nichts, von ihm selbst herrühre.

Nach den portugiesischen Schriftstellern war diese Durchfahrt auffallender Weise bereits auf einer Karte, welche der Infant Don Pedro schon im Jahre 1438 wahrscheinlich aus Venedig mitbrachte, unter dem Namen *cola do dragão* verzeichnet, und wird von ihnen als identisch mit der Magellansstraße bezeichnet¹⁵⁾.

Die Annahme dieser Identität ist aber lediglich nur eine Vermuthung, welche diese Schriftsteller, die sämmtlich der späteren Zeit angehören, ausgesprochen haben.

Die Karte, welche der Infant Don Pedro der

14) Galvão tratado dos descobrimentos. Lisboa occidental. 1731. fol. pag. 36.

Neste mesmo anno de 1501. e mez de Mayo partirão tres navios da Cidade de Lisboa por mandado del Rey D. Manoel, a descobrir a Costa do Brasil, e foraõ a ver vista das Canarias, e dahi o Cabo Verde, tomarão refresco em Beziguiche, passada a Linha da perte do Sul, foraõ tomar terra no Brasil em cinco graos daltura, e foraõ por ella até trinta e dous pouco mais ou menos, segundo sua conta, dondo se tornarão no mez de Abril por haver já lá frio e tormenta, pozerão neste descobrimento, e viagem quinze mezes, por tornarem a Lisboa na entrada de Setembro.

15) Man vergl. Memoria sobre dois antigos Mappas Geograficos do Infante D. Pedro, e do Cartorio de Alcobaga. Por Antonio Ribeiro dos Santos in dem akademischen Werke: Memorias de litteratura portugueza. T. VIII. p. I. Lisboa 1812, 1. in welchem es S. 281 heißt: O Mappa do infante D. Pedro tinha delineado todo o ambito da terra, o cabo da Boa Esperança com a denominação de Fronteira de Africa, e tambem o Estreito, que depois se chamou de Magalhães, eom a denominação de Cola do Dragão: assim o referem os já citados authores Antonio Galvão, Gaspar Fructuoso, o Padre Cordeiro, e Manoel de Faria.

Vermuthung gemäß im Jahre 1438 aus Venedig nach Lissabon brachte, war wahrscheinlich keine andere, als die venetianische von Andrea Bianco 1436 verfaßte Weltkarte.

Referent kennt sie leider nicht nach Formaleonis saggio sulla nautica antica degli Veneziani, mit welchem Werke sie abgedruckt ist, sondern bloß nach der Beschreibung, die Santarem im dritten Bande seine Versuches über die Geschichte der Cosmographie von ihr giebt.

Nach dieser befindet sich auf derselben an der Südspitze Afrika's eine Durchfahrt in der Form einer Bai, in welcher zwei Drachen gezeichnet sind mit dem Besätze nidus abimalion.

Daß diese Durchfahrt die Cola do dragao der portugiesischen Schriftsteller sey, dafür spricht außer der Aehnlichkeit des Namens auch noch die Gleichheit der bildlichen Bezeichnung. Dafür spricht ferner noch der Umstand, daß auf der Karte des Infanten Don Pedro neben der cola do dragao nach der Angabe derselben Schriftsteller auch das Cap der guten Hoffnung unter Benennung Frontera de Africa genannt wird, von welchem Referent in seiner akademischen Festrede über Afrika von den Entdeckungen der Portugiesen bereits bemerkt hat, daß es dasselbe Cap seyn dürfte, welches wir gegenwärtig unter dem Namen Currentes nennen.

Vielleicht hatte Behaim überhaupt nur die Vermuthung einer Durchfahrt nach Westen, welche sich schon in einem Briefe Doscanelli's zeigt. Darin hat der Verfasser gewiß Recht, daß Schöner die Magellansstraße aller Wahrscheinlichkeit nach nur aus Mittheilungen Behaim's kennen konnte, weil Magellan selbst sich auf eine Karte Behaim's berief. Es fragt sich jedoch noch immer, ob Magellan wirklich die nach ihm genannte Durchfahrt auf der Karte Behaim's, oder nur die Bemerkung angedeutet fand, daß eine solche vorhanden seyn dürfte.

Ist die Durchfahrt auf Schöner's Globus wirklich unsere Magellansstraße, so würde sich auch das Resultat in Aussicht stellen, daß Magellan und Schöner sie aus den Mittheilungen Behaim's kannten.

Die Durchfahrt, welche auf Schöner's Globus südlich vom rio de Cananor verzeichnet ist, kann aber nach der Ansicht des Referenten die Magellans-

straße nicht seyn, weil zwischen beyden noch eine sehr bedeutende Küstenstrecke in Mitte liegt.

Schöner's Globus giebt zwar für den genannten Fluß den vierzigsten Grad der südlichen Breite an, allein diese Bestimmung ist unrichtig, wie schon die Nähe des Hafens St. Sebastian zeigt, der mit der Insel St. Sebastian unter dem 23° 50' S. B. liegt.

Auf dem Atlas, den Vaz Dourado 1570 zu Goa zeichnete, ist der rio Canone, wie er dort genannt wird, unter dem 25° S. B. angegeben. Schöner benützte bey seinem Globus wahrscheinlich ältere Karten, welche Brasilien nur bis zum rio Cananor, Cananea, oder Canone, wie er genannt, enthielten. Südlich von diesem Flusse zeichnete er die Durchfahrt, von welcher er gehört haben mochte, und setzte dann die Zeichnung des Continents nach späteren Nachrichten fort. Letztere scheinen aber sehr allgemeiner Natur gewesen zu seyn, denn während der nördlich von der Durchfahrt befindliche Theil Brasiliens mit mehreren Namen bedeckt ist, enthält der südlich gelegene nur die zwey generellen Bezeichnungen Brasilia inferior und antarcticus circulus.

Karten, auf welchen die Küste Brasiliens nur bis zum rio de Cananor gezeichnet ist, müssen aber am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in großer Zahl vorhanden gewesen seyn, denn München besitzt zwey derselben.

Auf die erste, welche sich im Besitze der Hof- und Staatsbibliothek befindet und zwischen 1501 1506 entworfen seyn mag, hat Schmeller in der erwähnten Abhandlung S. 253 aufmerksam gemacht.

Die zweyte Karte, welche die Küste Brasiliens bis zum rio de Cananea enthält, gehört dem Hauptconservatorium der Armee und soll von Salvat de Pilestrina im Jahre 1511 verfaßt seyn.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. August.

Nro. 24.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Platons sämtliche Werke. Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Dritter Band. Inhalt: Theätetos, Parmenides, der Sophist, der Staatsmann. Leipzig: F. W. Brockhaus. 1852. S. 722. ●

Die vier Gespräche, welche der dritte Band der vorliegenden Uebersetzung von Platons sämtlichen Werken umfaßt, gehören zu den bedeutendsten Schriften unseres Philosophen. Sie bilden recht eigentlich die Grundlage der platonischen Philosophie, d. h. derjenigen Entwicklung derselben, um deren willen Platon in der Geschichte der Philosophie eine ganz andere Stellung einnimmt als die übrigen Sokratiker, die entweder die Lehren ihres Meisters in einer vorherrschend praktischen Richtung zu bewahren suchten oder zu einseitig ethischen oder dialektischen Systemen ausbildeten. Auch Platon, dessen frühere Schriften sich mehr oder weniger in der Sphäre des sokratischen Philosophirens bewegten, verließ den gewonnenen Boden nicht mehr. Die tief sinnigen Gedanken der jonischen und italischen Speculation, die sich in dem Geiste ihrer Urheber zu einer großartigen aber einseitigen Weltanschauung gestalteten, waren unter den geschäftigen Händen der Sophisten zu einer populären Weltweisheit und Lebensphilosophie umgebildet worden, welche durch die Läugnung aller objectiven Wahrheit die Wissenschaft und Sittlichkeit gleich sehr gefährdete und der Philosophie für immer den festen Boden zu entziehen drohte. Diese wäre in dem Strudel und Treiben eines zwar reich entfalteten aber haltungslosen gei-

stigen Lebens untergegangen, wäre es nicht der verstandes- und willenskräftigen Persönlichkeit des Sokrates gelungen, das *πρό στίω* zu finden, den Punkt, wo die Philosophie von Neuem Platz greifen konnte. Es war die Vertiefung des Selbstbewußtseyns, welche alles Handeln auf ein festes, begriffsmäßiges Wissen zu begründen suchte, ein Postulat, das sich mit um so größerer Kraft geltend machte, als es sich in der Persönlichkeit seines Urhebers gleichsam verleblicht hatte. Die fruchtbaren Gedanken, welche die dialektischen Erörterungen des Sokrates über ethische Begriffe im lebendigen Verkehr mit empfänglichen Jünglingen entwickelten, wurden von keinem seiner Anhänger tiefer aufgefaßt als von Platon, dessen schöpferischer Genius auch die unentwickelten Keime zu gehaltreicher und allseitiger Entfaltung brachte. Bey diesem Bestreben, den Mittelpunkt des sokratischen Philosophirens zu einem alle Theile der Wissenschaft umfassenden Ganzen zu erweitern, konnte Platon nicht umhin, auch die vorsokratischen Systeme der Naturphilosophie, in denen die von ihm und Sokrates bekämpfte Sophistik wurzelte, in ernste Betrachtung zu nehmen und des etwa in ihnen liegenden tieferen Gehaltes sich zu bemächtigen. Der tief eingreifendste Gegensatz, der in der Speculation der Griechen hervorgetreten war, sprach sich in der heraklitischen und eleatischen Weltanschauung aus, deren einseitig festgehaltenes Princip in seinen letzten Konsequenzen zu demselben trostlosen Ergebniß, nämlich der Aufhebung aller Wahrheit und Erkenntniß, also aller Philosophie geführt hatte. Frühzeitig nahm Platon den Kampf gegen diese Lehren auf, die mit der ganzen Bildung der damaligen Zeit aufs innigste verflochten waren. Zuerst war es mehr die äußere

Seite der Sophistik, ihr anspruchsvolles aber innerlich haltungsloses Auftreten, welches Platon im Protagoras und den verwandten Dialogen mit mimischer Kraft darstellt und in seiner Blöße erscheinen läßt. Ernster und eindringlicher wird der Kampf im Gorgias geführt, der den sittlichen Widerspruch in seiner Anwendung auf die Politik mit der schneidenden Schärfe hinstellt und in seiner tiefsten Wurzel angreift. Allein es waren dieß noch nicht die eigentlich metaphysischen Principien, mit denen es Platon zu thun hatte. Näher kam er diesen im Kratylos, da die Sprache ja in der innigsten Wechselbeziehung zur Dialektik steht. Am tiefsten aber erfaßte er die Principien der von ihm bekämpften Theorien in Dialogen, welche Platon durch die äußere Einkleidung an den Theätet geknüpft und dadurch ausdrücklich mit demselben zu einem größeren Ganzen vereinigt hat. In einem sehr merkwürdigen Verhältniß zu diesen Dialogen steht der Parmenides, ein Werk von der eigenthümlichsten Behandlung, das wie ein großes Räthsel die verschiedenartigsten Deutungen erfahren hat. Neuerlichst, nachdem die Auffassung Schleiermachers, der in dem Werk noch den jugendlichen Verfasser erkennen wollte, auch von Brandis aufgegeben war, schien sich die mit großem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit durchgeführte Ansicht allgemeine Geltung verschaffen zu wollen, daß der Parmenides in der Reihe der platonischen Schriften seine Stelle hinter dem Sophistes und Staatsmann finde, ja sogar als das vermiste dritte Glied der Trilogie zu betrachten sey. Gegen diese letztere Auffassung, in welcher Keller und Stallbaum, so verschieden auch sonst ihre Deutung des Inhalts ist, zusammentreffen, hat sich der Unterzeichnete bereits früher (s. Jahrg. 1840 Nr. 221 dieser Blätter) ausgesprochen und freut sich nun, bey Hrn. Steinhart derselben Ansicht zu begegnen. Schwieriger scheint die Frage, welche Stelle demnach der Parmenides einzunehmen hat, da er doch jedenfalls in einer sehr nahen Beziehung zu dem Inhalt des Sophistes steht. Hr. St. hat sich dafür entschieden, ihm seinen Platz zwischen dem Theätetos und Sophistes anzuweisen, und begründet diese Anordnung mit der Erklärung, daß der Parmenides an vielen Stellen die in dem ersteren jener beyden Dialoge

gewonnenen Ergebnisse voraussetzt, wogegen der Sophistes im Vergleich zum Parmenides einen bedeutenden Fortschritt in der Fortbildung Platons und eine Lösung mehrerer dort gestellter wichtigen Aufgaben enthalte. Mit dem letzteren Theile dieser Behauptung sind wir mehr einverstanden als mit dem ersteren. Denn was auch an diesem wahres und unzweifelhaft richtiges ist, das läßt sich, wenn man den ausdrücklichen Andeutungen Platons über den Zusammenhang der drey Dialoge ihr Recht zugestehet, vollständig und befriedigend aus der künstlerischen Anlage des größeren Ganzen erklären. Offenbar gibt sich in dieser großartigen Composition bereits ein deutliches Bewußtseyn über den inneren Fortschritt in der Entwicklung der griechischen Philosophie, das was man in der neuern Zeit die Dialektik in der Geschichte der Philosophie zu nennen pflegt, zu erkennen, und eben dieser dialektische Fortschritt des Gegenstandes ist es, was dem Theätet den Charakter der Priorität vor dem Parmenides verleiht. Wenn man dagegen die geschichtliche Entstehung und Reihenfolge der platonischen Schriften in's Auge faßt, so scheint uns mehr für die Priorität des Parmenides zu sprechen. Daß Platon, als er den Theätetos schrieb, mit der eleatischen Philosophie bereits näher bekannt war, ist unzweifelhaft und wird auch von Hr. St. nicht bestritten. Sprache ja doch schon die Stelle, wo Sokrates eines Gespräches gedenkt, das er als junger Mann mit Parmenides gehabt, und die Weise, wie er sich daselbst über diesen Philosophen äußert, zu deutlich dafür. Ja, Hr. St. sieht darin directe Beziehung auf den Dialog dieses Namens, nur nicht als einen bereits damals geschriebenen, sondern erst im Keime vorhandenen. Zu dieser Annahme ist Herr St. schon um deswillen genöthigt, weil er eine geschichtliche Grundlage für die Zusammenkunft des Sokrates mit dem Parmenides nicht anerkennt, sondern dieselbe als eine zu dem bestimmten philosophischen und ästhetischen Zweck erdichtete betrachtet. Etwas gezwungenes liegt nun freylich darin, daß Platon zu derselben Zeit, wo er sich bereits mit dem Gedanken an eine größere Composition trug, welche die im Theätet begonnene Untersuchung fortzusetzen und zu Ende zu führen bestimmt war, den Plan zu einem anderen Werke

von ganz verschiedener Anlage und Ausführung in der Seele getragen haben soll. Scheint es nicht natürlicher anzunehmen, daß wir in dem Parmenides die erste Frucht eines tiefer eindringenden Studiums der eleatischen Lehre besitzen, den ersten Versuch Platons, sich auf dem in dem Umgang mit Sokrates, und durch die Kenntniß der jonischen, besonders heraklitischen Philosophie gewonnenen Standpunkte mit dieser großartig-tiefsinnigen Weltanschauung auseinanderzusetzen, die fruchtbaren Gedanken derselben in seinem Geiste zu verarbeiten und durch weitere reichere Entwicklung die sowohl in der Grundansicht des Parmenides als in den dialektischen Erörterungen des Zenon hervortretende Einseitigkeit zu überwinden? Vortrefflich legt der Verfasser den bedeutsamen Gehalt der eleatischen Lehre und ihren tief eindringenden Einfluß auf die Entwicklung der griechischen Philosophie dar; schildert meisterhaft die Wirkung, welche dieselbe auf einen Geist wie Platon ausüben mußte, als er in dem Umgange mit seinen megarischen Freunden und durch das Studium des parmenideischen Lehrgebildes zuerst tiefer in dieses Heiligthum der Speculation eingeweiht wurde.

Aber eben der mächtige Eindruck, den diese Bekanntheit auf seinen Geist machen mußte, gibt für eine solche Composition, wie sie im Theätetos vorliegt, zunächst keinen Raum; er forderte zuerst fast mit innerer Nothwendigkeit ein solches Werk, wie wir es eben in dem Parmenides besitzen, in dem der heranreifende Denker sich selbst versenkt in die Tiefen der eleatischen Speculation, und indem er ihrer eigenen dialektischen Methode sich anbequemt, seine Kraft in dieser Richtung versucht und übt. Dann erst, nachdem er diese Arbeit bestanden, nachdem er ein Werk geschaffen, das mehr wie ein Tribut der Verehrung als in der Form und mit dem Anspruch einer Widerlegung auftritt, mochte er zu einer so umfassenden Composition schreiten, deren bewußter und gleich in dem ersten Theile angedeuteter Zweck es war, die beyden Hauptrichtungen der griechischen Speculation in ihrer Einseitigkeit zu widerlegen und von einem höheren Gesichtspunkte zu verfühnen und dadurch jeder von beyden ihr Recht widerfahren zu lassen. Dem Inhalte nach steht der

Parmenides also wohl mit dem späteren Sophistes näher als dem früheren Theätetos, muß aber deshalb noch keineswegs später verfaßt seyn als dieser; etwa wie Aristoteles von Anaxagoras sagt im Verhältniß zu seinem jüngeren Zeitgenossen Empedokles: *τῆ μὲν ἡλικίᾳ πρότερος ὢν τοῦτον, τοῖς δ' ἔργοις ὑστερος*. Von dieser Auffassung scheint uns denn auch im Grunde die des Hrn. St. nicht mehr weit entfernt zu seyn, wenn er in der Einleitung zu Parmenides (S. 234) annimmt, Platon habe zu diesem Gespräche wohl schon bey der Abfassung des Theätetos einen vorläufigen Plan entworfen gehabt. Diese Fassung erscheint uns fast nur als der künstlichere Ausdruck desselben Gedankens, vielleicht darauf berechnet, den eingenommenen Standpunkt möglichst rein und klar abzufondern von der Auffassung Schleiermachers, obwohl sich auch in dieser, wenn man absieht von der angestrebten Zusammenstellung mit Phädrus und Protagoras, ein richtiges Gefühl über den künstlerischen Charakter des Werkes ausspricht, das, bey allem Ernst und aller Tiefe der Speculation, doch eine gewisse Jugendlichkeit der Darstellung nicht verläugnet. Auch das darf wohl anerkannt werden, daß, wenn man diese Stellung des Parmenides zum Theätetos zugibt, die Bemerkung in dem Einleitungsgespräche, welches Hr. St. mit Schleiermacher als eine Art Widmung an die megarischen Freunde betrachtet, über die gewählte Art der Darstellung eine ganz andere Bedeutung gewinnt, als wenn eine ganze Reihe von Dialogen vorangeht, wie es nach der Anordnung des Hrn. St. der Fall ist, welche gar nicht in der hier ausdrücklich ausgegebenen, erzählenden Form abgefaßt waren, und dagegen gleich nach dem Theätetos wieder ein Gespräch mit einer überaus künstlich angelegten diegematischen Einkleidung folgt. Selbst auf den auffallend abgebrochenen Schluß des Parmenides könnte die von uns vorgezogene Anordnung ein erklärendes Licht werfen. Denn ist es nicht natürlich, ja fast wahrscheinlich, daß gerade bey der Ausarbeitung dieses Werkes dem zu immer größerer Klarheit und tieferer Einsicht in die Lösung des von den Eleaten kühn hingestellten Räthfels fortschreitenden Denker der Plan und Drang zu jenem, beyde entgegengesetzte Richtungen der Speculation umfassenden Werke entstehen mußte? und ist es nicht

denkbar, daß der in seiner Seele reif gewordene Gedanke das Abbrechen des noch nicht zu einem künstlerisch vollendeten Abschluß gebrachten Werkes veranlaßte, um zur Ausführung des größeren Planes zu schreiten? Ja, bey den eigenthümlichen Mitteln der Andeutung, welche Platon wie in anderen Dialogen, so auch ganz besonders in der Einleitung des Parmenides wählt, um den Leser auf den richtigen Standpunkt der Betrachtung zu stellen, könnte man in der merkwürdigen Aeußerung, welche er dem Zenon über seine Schrift in den Mund legt, eine persönliche Beziehung erkennen, welche zu verstehen geben sollte, daß die Herausgabe des Werkes in dieser äußerlich unvollendeten Gestalt mehr durch zufällige Umstände veranlaßt als eigentlich beabsichtigt gewesen sey.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim 2c.

(Schluß.)

Ueber den Globus des Martin Behaim hat Bibliothekar Ghillany im Jahre 1842 ein eigenes Programm geschrieben, zu welchem in vorliegender Schrift Beiträge geliefert sind.

Behaim verfertigte ihn während seines Aufenthalts in Nürnberg, der gegen zwey Jahre gedauert haben mag, im Jahre 1492. Er war seinen Verwandten in Nürnberg kein willkommenener Gast, denn sie tadelten an ihm das dolce farniente, welchem sich der Südländer so gerne ergiebt und die fremden Sitten, die sich der Deutsche so leicht aneignet.

Behaim kehrte im Jahre 1493 nach Portugal zurück, von wo er nach den Niederlanden gesandt wurde. Ueber sein Schicksal von 1494 bis zu seinem 1506 erfolgten Tode sind keine Nachrichten vorhanden.

Mit dem Tode Johann's II. (1495, 25. October) scheint er seine Stelle am portugiesischen Hofe verloren zu haben; auch seine Vermögensverhältnisse müssen sich ungünstig gestaltet haben, denn er starb zu Lissabon im Spital.

Hey seinem Tode war aus seiner Ehe mit Johanna, der Tochter des Jobst von Hurter, Statt-

halter's der Inseln Pico und Fayal (wo auch Behaim längere Zeit hindurch gewohnt hatte), nur ein Sohn gleichen Namens vorhanden, von dessen Lebensverhältnissen jedoch sehr wenige Nachrichten vorhanden sind, welche der Verfasser fleißig gesammelt hat.

Als Beylagen sind dem vorliegenden mit Fleiß und Gemüthlichkeit gearbeiteten Werke die Abhandlung des Portugiesen Trigozo über Martin de Bohemia, die einschlägigen Stellen aus Garção Stockler's Geschichte der Mathematik in Portugal und vier und zwanzig für die Lebensgeschichte Behaim's und seines Sohnes wichtige Briefe angehängt.

Mit der einleitenden Abhandlung sind zwey Karten von Juan de la Cosa und von Ruysch, Theile von Amerika enthaltend, wieder abgedruckt, welche, wie schon erwähnt wurde, Herr von Humboldt früher mit dem fünften Bande seiner kritischen Untersuchungen über die Geographie des neuen Continentes veröffentlicht ließ.

Herr Bibliothekar Ghillany hat seiner Arbeit mehrere Abbildungen beygegeben, zuerst die Behaim's selbst, dann die eines Astrolabium, welches Regiomontan im Jahre 1468 verfertigte, ferner die des Behaim'schen Globus in zwey Planigloben nach seiner natürlichen Größe, endlich die eines Theiles des Schöner'schen Globus. Am Schlusse muß Referent bezüglich seiner eignen Person bemerken, daß er nicht, wie im Vorworte gesagt ist, Reichtvater und Hauskaplan der portugiesischen Königsfamilie, sondern Lehrer ihrer kaiserlichen Hoheit, der leider im Lenze ihres Lebens verstorbenen Prinzessin Donna Maria Amalia von Brasilien war, als er sich im Archive zu Lissabon mit einigen Forschungen beschäftigte, welche mit denen des Verfassers zusammenfallen, weil sie die Deutschen in Portugal betrafen.

Das Resultat dieser Forschungen ist im Octoberhefte der Monatsblätter zur Ergänzung der allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1847) niedergelegt, aus welcher sie Stricker in seiner Schrift über die Deutschen in Spanien und Portugal fast wörtlich, jedoch ohne die in den Anmerkungen enthaltenen Beweisstellen, wieder abdrucken ließ.

Friedrich Kunstmann.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. August.

Nro. 25.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber, ad fidem codicum denuo collatorum recensuit et commentariis enarravit Fr. Carolus Wex. Brunsvigae impensis Fr. Vieweg et filii. M.DCCCLII. XII. 337.

Die Vita Agricolae erschien nicht in der Editio princeps des Tacitus 1470; einige Jahre später um 1475 hatte Fr. Puteolanus diese Schrift bekannt gemacht, und sein Text wurde, da Handschriften den nachfolgenden Herausgebern nicht zu Gebot standen, von allen als einzige authentische Ueberlieferung betrachtet; doch konnte niemand wissen, was in schwierigen Stellen, dergleichen hier in großer Anzahl vorhanden sind, Puteolanus aus seiner Handschrift beybehalten, und was oder wie er geändert hatte, so daß jede kritische Bearbeitung unsicher blieb. Brotier hat das Verdienst, die zwey noch vorhandenen Manuscripte des Agricola aus der Vaticana nr. 4498 (A) nr. 3429 (I von Pomponius Laetus geschrieben) zuerst theilweise benutzt und die nachfolgenden Bearbeiter, wohin sie sich wenden sollen, aufmerksam gemacht zu haben. Beyde Handschriften sind ganz neu; während wir von den größern Werken des Tacitus zwey verhältnismäßig alte Quellen besitzen, deren Bedeutung erst in unserer Zeit recht gewürdigt worden, nachdem sich die Gewißheit herausgestellt hat, daß alle andern Codices nur Abschriften des Medicus sind, haben wir von den drey kleinern Werken keine, welche auch nur aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wäre,

sie sind sämmtlich aus der zweyten Hälfte desselben*). Für den Agricola die Sache zur Entscheidung zu bringen, wäre Aufgabe und Pflicht des G. L. Walch gewesen, welcher eine besondere weittläufige Bearbei-

*) Zulu. Ursinus Angaben sind beachtenswerth; er selbst besaß den codex des Pomponius Laetus, I, und was er aus v. c. anführt, ist größtentheils aus diesem und dessen Randbemerkungen nachweisbar, aber nicht alles; daher H. W. die Vermuthung äußert, er habe noch eine ältere und weit bessere Handschrift benutzt, als I und A. Dieses bezweifeln wir. 7 ist in Temellium Liguriae urbs statt in templo Liguriae pars so sicher eine gelehrte Vermuthung, wie 19 praecicere, 33 cohortandum, welche W. selbst als solche anerkennt. Z. Ursinus, der gelstreichste Kritiker seiner Zeit in Italien, bezeichnet Exemplare von älteren Gelehrten mit handschriftlichen Bemerkungen und Verbesserungen nach der Sitte jener Zeit mit v. c. und so halten wir auch 44 magnae eujuslam felicitatis esse nur für eine gelehrte Ergänzung, als welche sich 46 quam aemulatione offenbar fund gibt. 3 servitutis statt senectutis ist eine glückliche Emendation, welche schon vor Lipsius in Italien gemacht worden ist. Es bleibt noch Cap. 13 die treffliche Aenderung von praecipue in praeceptum, welche Ursinus ebenfalls aus v. c. erwähnt, aber (wie man nach p. 13 schließen muß, denn sonst bezeichnet M nur die Randbemerkungen von Laetus Handschrift, und dann wäre nach p. 254 dieses praeceptum auch dort angegeben), nicht am Rande von I, sondern von A steht. Ist sie dort von derselben Hand oder von einer spätern? dasselbe hat auch Lipsius gefunden, aber wundern muß man sich, wenn diese Verbesserung vor 1515 gemacht wurde, weil sie nur aus dem ersten Theile der Annalen (l. 11. IV, 37) genommen und begründet werden konnte.

tung dieses Buches gab. Dronke erhielt durch einen Italiener eine Collation, welche in Folge der Unsicherheit selbst wieder zu mancher Verwirrung Anlaß gab. Zur völligen Gewißheit ließ H. Wer den einen Codex A genau mit allen Abkürzungen abschreiben, mit diesem den andern T vergleichen und etwaige Bedenken später durch wiederholte Einsicht berichtigen.

(Fortsetzung.)

Platon's sämtliche Werke.

(Schluß.)

Möglich sogar, daß auch der Parmenides in dem ursprünglichen Plane des Verfassers als der erste Theil eines größeren Ganzen angelegt war, das von einem anderen Ausgangspunkte dasselbe Ziel wie die Trilogie des Theätetos verfolgte, dessen weitere Ausführung aber vielleicht deswegen aufgegeben wurde, weil sich in der eingeschlagenen Richtung die Kritik der heraklitisch-protagoreischen Lehre weniger leicht und naturgemäß mit der Darstellung der eleatischen Philosophie verbinden ließ, als es auf dem im Theätetos betretenen Wege möglich war. Wie dem aber auch seyn mag — denn mit solchen Vermuthungen muß man allerdings befürchten, das Gebiet der *δοξη δόξα μετά λόγον* zu verlassen — so viel möchten wir auf unserem Standpunkte festhalten, daß nichts nöthigt, den Parmenides nach dem Theätetos, und nichts hindert, ihn vor denselben zu setzen; daß auch kein innerer Grund dafür spricht, selbst wenn man, wie nicht unwahrscheinlich, einen größeren Zwischenraum der Zeit zwischen der Abfassung des Theätetos und Sophistes annimmt, ein anderes Gespräch gleichsam zur Ergänzung einer sonst vorhandenen Lücke einzuschalten; daß es also doch wohl zweckdienlich scheinen mag, die von Platon durch die äußere Einkleidung aneinander geknüpften Dialoge dem Leser auch in die-

sem Zusammenhange vorzuführen. In der Anordnung des Hrn. S. würde dann der Parmenides dem Kratylos zur Seite getreten seyn und beyde Dialoge in einem ähnlichen Verhältnisse zu der folgenden Trilogie stehen, wie Hr. St. den Kratylos als Vorkäufer des Theätetos betrachtet.

In der Deutung des philosophischen Inhalts schließt sich Hr. St. am nächsten der Auffassung Zeller's und K. F. Hermann's an, nicht jedoch ohne den eigenthümlichen Standpunkt auch in der Erklärung des Einzelnen zu wahren, wie es in der verschiedenen Stellung, welche jene Gelehrten dem Parmenides zu dem Sophistes einräumen, bedingt ist. Auf dem Gebiete der philosophischen Exegese bewährt sich Hr. St. als Meister. Wie er sich einerseits frey hält von dem Fehler derjenigen, die, statt auf den Inhalt des zu erklärenden Werkes, unbefangenen einzugehen, ihre modernen Begriffe und Anschauungen in den antiken Schriftsteller hineinragen, so bringt er andererseits zu diesem auch mehr als ein bloß literarisches Interesse mit; die Philosophie ist ihm selbst eine Herzensangelegenheit, und darum ist sein Sinn auch erschlossen für das Verständniß der philosophischen Werke des Alterthums, in denen sich ein Duell ursprünglicher Weisheit eröffnet. Die Einleitungen zu den vorliegenden vier Gesprächen sind durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, und trefflich geeignet, Interesse und Verständniß für die großen Fragen der Philosophie des Alterthums wie der Gegenwart zu erwecken. Aus diesen lebensfrischen, tiefeingehenden Darstellungen spricht uns derselbe Geist an, wie aus einer wohl gelungenen Biographie, die oft auf eine ganze Epoche der Geschichte ein überraschendes Licht wirft und den ächten Geschichtsforscher am besten erkennen läßt. Wäre etwas an ihnen zu tadeln, so könnte man höchstens an der etwas übermäßigen Ausdehnung der einzelnen Einleitungen Anstoß nehmen. Beyspielsweise führen wir an, daß die Einleitung zum Theätetos gerade hundert Seiten einnimmt, just eben so viel als das Gespräch selbst in der Uebersetzung. Bey Schleiermacher ist das Verhältniß ein ganz anderes; dort findet die Einleitung auf fünfzehn Seiten Raum, während das Gespräch weit über hundert Seiten füllt. Man ersieht daraus auch den verschiedenen Standpunkt, auf den beyde Darstellungen sich zu

dem Leser stellen. Schleiermacher's überall mit großer Consequenz festgehaltener Grundgedanke ist der, daß die Absicht des Schriftstellers darauf hingehe, die eigene Thätigkeit, das philosophische Mitdenken des Lesers zu erwecken, daß derselbe also ohne diese selbstständige Mittheilung ohnedieß nie zu dem Verständniß der gelesenen Schrift gelangen könne, dem der Erget hauptsächlich nur durch die dem Gespräche in der Reihenfolge angewiesene Stellung und höchstens noch durch einige Andeutungen über den Gang der Untersuchung und die inneren Beziehungen zu anderen Gesprächen zu Hülfe zu kommen habe. Darum sind Schleiermacher's Einleitungen ohne die darauffolgende Lesung der Schrift so viel wie nichts, während es wohl denkbar wäre, daß der gebildete Leser der Steinhart'schen Einleitungen, der mit großem Interesse der eben so geschmackvollen als erschöpfenden Darstellung des Verfassers gefolgt ist, am Schlusse die Wirkung empfände, als hätte er mit dem Commentar zugleich den Inhalt des erläuterten Gespräches in sich aufgenommen und habe es darum weniger nöthig, sich in der unserm Standpunkte doch immer etwas fremdartigen Form der philosophischen Darstellung zurechtzufinden. Dieser Irrthum wäre nun freilich von dem Verfasser der Einleitungen eben so wenig beabsichtigt als verschuldet, indem er nicht geringere Sorgfalt als auf die Darlegung des philosophischen Inhaltes auf die Erklärung der künstlerischen Behandlung wendet.

Auch die hinter jedem einzelnen Werke beygefügt Anmerkungen, die sich zu der Einleitung des Theätetos auf 78 belausen, verdienen alle Beachtung. Sie enthalten theils weitere historisch-philosophische Nachweisungen und Parallelen, theils Versuche, den überlieferten Text des griechischen Originals entweder gegen Mißverständnisse und unnöthige Aenderungen zu rechtfertigen oder selbst, wo es nöthig scheint, zu verbessern und früher gemachte Verbesserungsverschlüge, die Widerspruch gefunden, zu vertheidigen. Beyspiels halber möge hier erwähnt werden, daß Hr. St. in der vielbesprochenen Stelle des Theätetos (149 D.), wo die verschiedenen Seiten der Hebammenkunst dargelegt werden, die überlieferte Lesart, welche auch die Zürcher-Ausgabe in dem Texte bewahrt: *ἐὰν νέον ὄν δόξῃ ἀμβλίσκειν,*

ἀμβλίσκονσι — damit zu rechtfertigen versucht, daß er νέον im comparativen Sinn verstanden wissen will, wie es die Uebersetzung in folgender Weise wieder gibt: „Und die Hebammen vermögen doch auch durch Arzneimittel und Besprechungen die Wehen zu erregen und, wenn sie wollen, zu mildern, eine schwere Geburt zu befördern und wenn sie, während die Frucht noch unreif ist, eine Fehlgeburt für nöthig erachten, diese zu bewirken?“ K. F. Hermann hat in seiner Ausgabe die Zahl der vorhandenen Vermuthungen um eine gewiß geistreiche und scharfsinnige vermehrt, indem er *ἐάνυς ὄσιον δόξῃ* schreibt und, der von Pollux mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Stelle bemerkten activen Bedeutung mißtrauend, das anakolutische *ἀμβλίσκονσιν* durch Klammern ausscheidet. Ob übrigens nicht doch die geringste Aenderung: *ἐὰν δέον ὄν δόξῃ* sich auch jetzt noch empfiehlt?

Entschieden auf einen irrigen Weg scheint uns Hr. St. gekommen zu seyn, wenn er p. 169 D. *τί εἰ ἐπεχειρήσαμεν ἀναισχετεῖν* zu lesen vorschlägt statt des überlieferten *ἐπιχειρήσαμεν*, „da ja Sokrates nicht von einem bevorstehenden, sondern von einem schon unternommenen und als fruchtlos erkannten, verwegenen Beginnen“ redet. Allein schon das *πάντα γὰρ τολμητέον* unmittelbar vor diesen Worten, welches man doch nur gezwungen in dem Sinne eines allgemeinen Satzes verstehen könnte, deutet auf einen zu unternehmenden Versuch hin; und worin dieser bestehe, läßt uns der Schriftsteller gar nicht im Unklaren, indem er mit ausdrücklicher Anknüpfung an die beregten Worte, es als verwegenes Beginnen oder einen Uebergriff in der Untersuchung bezeichnet, zu erklären, was *ἐπίστασθαι* sey, ehe man noch den von Ansage gesuchten Begriff der *ἐπιστήμη* gefunden; und zwar soll dieß geschehen, um den Begriff der *πειθῆς δόξα* zu ermitteln. Dieser Versuch, das *ἐπίστασθαι* zu erklären, beginnt p. 197 A. und wird unverkennbar durch das ermunternde Wort des Theätetos: *τόλμα τοῖνον, νῆ Δία* eingeleitet.

Nicht bestimmen können wir der Ansicht des Herrn Steinhart über den Unterschied der Begriffe des ὄλον und πᾶν. Platon soll nämlich den Begriff

der Ganzheit oder Totalität von dem der Allheit oder Allgemeinheit unterschieden und ersteren durch τὸ πᾶν, letzteren durch τὸ ὅλον bezeichnet haben. Mit dieser Auffassung würde aber dem natürlichen Sinn der Worte offenbar Gewalt angethan. Der Sprachgebrauch zeigt durchgängig, daß ebenso wie im Deutschen das Ganze und die Theile, im Griechischen τὸ ὅλον und τὰ μέρη sich entsprechen. Einen Widerspruch gegen diesen Sprachgebrauch dürfen wir unserem Philosophen um so weniger zumuthen, als die Stelle im Theätetos, worauf sich Hr. St. bezieht, denselben vielmehr ausdrücklich bestätigt und eine begriffliche Unterscheidung der beyden Ausdrücke ὅλον und πᾶν daselbst verworfen wird. Hr. St. will zwar in dieser Verwerfung nicht Platon's eigene Meynung erkennen. Doch sucht er wohl zu viel in dem Wechsel des Ausdrucks ἀπῆ und ἀποσταπῆ, da ja im Parmenides gerade das ὅλον definiert wird als οὐδ' ἂν μέρος μηδὲν ἀπῆ, also eben mit dem Ausdrücke, der im Theätetos von dem πᾶν gebraucht wird. Schwerlich wird sich auch eine andere Stelle in einer andern Schrift ausbringen lassen, welche der von Hrn. St. aufgestellten Begriffsbestimmung entschieden das Wort redete. Wollte man von der natürlichen Bedeutung der beyden Ausdrücke mit Hinzunehmung von τὰ πάντα ausgehen, so könnte man eher zu der entgegengesetzten Ansicht kommen, nämlich τὸ ὅλον bedeute das Ganze und τὸ πᾶν, als die zusammfassende Einheit von τὰ πάντα, die Allheit, das Allgemeine. Doch wird man wohl thun, dem Fingerzeig zu folgen, welchen Aristoteles, der so großen Werth auf die sprachgemäße Begriffs-erklärung und Unterscheidung der verschiedenen Bedeutungen einzelner Worte legt, in der von Hrn. St. angeführten Stelle der Metaphysik gibt. Diese zeigt, daß allen drey Bezeichnungen zunächst natürliche Begriffe zu Grunde liegen, und zwar so, daß τὸ πᾶν und τὰ πάντα das Ganze als bloße mathematische Größen bezeichnet, ersteres als continuirliche, letzteres als discrete, wogegen τὸ ὅλον daselbe als ein gegliedertes erscheinen läßt, als einen Organismus, dessen Theile als Glieder zugleich an eine bestimmte Ordnung gebunden sind. Dieser natürliche Begriff des ὅλον wird nun auch zur Bezeichnung des speculativen Begriffes der Allheit oder

des Allgemeinen, des ἐν ἐπὶ πάντων, verwendet, welches Platon wohl auch τὸ ἐπὶ πᾶσι κοινόν oder ἡ μὲν ἰδέα περὶ πάντων oder, wie Aristoteles, τὸ καθ' ὅλον nennt. Sehr häufig verbindet sich ὅλον und πᾶν in dem Sinn einer synonymischen Verstärkung, z. B. in den verschiedenen adverbialen Ausdrücken, oder sie wechseln als gleichbedeutend, wie das Weltall sowohl τὸ ὅλον als τὸ πᾶν heißt, wobey freylich ein verschiedener Gesichtspunkt angenommen werden mag, wie Aristoteles sagt: ὅσα ἄρρωθ' ἐνδέχεται. So viel scheint uns fest zu stehen, daß der Begriff des Ganzen nicht von der Bezeichnung des ὅλος getrennt werden darf, wie wir es denn auch auf dem Standpunkt der deutschen Sprache nicht zugeben können, daß „das Ganze nichts als die Summe seiner Theile sey.“

Um unserer Anzeige keine zu große Ausdehnung zu geben, unterlassen wir es dießmal, auch auf die Uebersetzung näher einzugehen. Wir enthalten uns dessen um so lieber, als wir voraussichtlich mehr als lieb in den Fall kommen würden, größeren oder geringeren Verstößen gegen die Richtigkeit der Uebersetzung oder die Angemessenheit des Ausdrucks zu begegnen, wofür wir in keinem Falle den Verfasser der Einleitungen mit verantwortlich machen möchten, obwohl das Vorwort des Uebersetzers dazu ein Recht zu geben scheint.

Christian Cron.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. August.

Nro. 26.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber etc.

(Fortsetzung.)

So erhalten wir jetzt zum erstenmale zuverlässige Angaben*) und sind im Stande das Verhältniß der Handschriften zum Texte des Puteolanus, d. h. aller bisherigen Ausgaben zu bestimmen. Ob derselbe die Handschrift *F*, wie der Herausgeber sehr wahrscheinlich macht, benutzt, oder auch an einigen Stellen die zweite *A* eingesehen, oder eine dritte verschiedene und unbekannte gebraucht hat, mag bezweifelt werden, so viel ist gewiß, daß sein Codex nichts anderes enthielt, als was die beyden *FA* geben, und daß alle Abweichungen entweder als Conjecturen des Puteolanus oder als Fehler seines Abschreibers oder Setzers zu betrachten sind**). Die

Voraussetzung, daß er eine ältere Handschrift von besserer Gewähr gehabt habe, verschwindet; er änderte verdorbene Stellen willkürlich, besonders von vorne herein bis Cap. 20, und hat dadurch einem Rhenanus, Lipsius und wie vielen Kritikern! das wahre zu finden unmöglich gemacht. Das that er nicht bloß im Agricola, auf welchen Wer allein Beziehung nimmt, sondern auch in den Annalen und Historien, nur daß hier seine Aenderungen, weil man bald gute Handschriften fand, schnell entfernt worden sind*), während sie in dem Agricola aus Mangel an diesen bis auf die neueste Zeit stehen blieben. Sehr häufig ist die Umstellung der Worte, größtentheils aus Unachtsamkeit**), manchmal absichtlich, z. B. 7. admodum iuvene Domitiano, statt iuvene admodum; er wußte nicht, daß dieses Adverbium dem Substantivum, zu welchem es gehört, im lateinischen nachgesetzt zu werden pflegt, puer admodum, nicht admodum puer, wie man aus Livius und besonders aus Justinus lernen kann, und hat was ihm natürlicher schien, daher umgestellt. Es ist jetzt nach

*) Nur einmal ist W. über *F* in Zweifel p. 291, 2; an einigen Stellen ist Angabe desselben übergangen 291, 6. 300, 5. 315, 2 steht *F* unrichtig statt *A*.

**) Auffallend ist nur Cap. 3. imperii statt temporum, und dessen Verwechslung schwerlich so wie W. meint, zu erklären; Cap. 18. fore universa statt terrorem ceteris fore. Wir sehen im obigen voraus, daß die Varianten, welche als Randbemerkungen in *F* stehen, in keiner Verbindung mit dem gedruckten Texte des Puteolanus stehen, und nicht erst später aus diesem übergetragen sind, was, da wir nicht wissen, wann Pomponius Laetus, der 1497 gestorben ist, diese Abschrift gemacht hat und ob er nicht später Nachträge gegeben hat, eine nicht widerlegte Möglichkeit ist.

*) Wir wollen hier nur an die große Interpolation von mehreren Zeilen aus der Octavia XIV. 8 erinnern, welche von Puteolanus an in allen Ausgaben bis auf Lipsius, der zuerst sie getilgt hat, zu lesen ist.

**) Bei der Sorglosigkeit, welche durchgehend ist, kann man Cap. 30. Graupium für Graupium. 38. Horrestorum für Borestorum und anderes nicht für Textesabweichung aus einer verschiedenen Quelle, sondern nur für Schreibfehler halten. Die Form auf *is* hat er überall in *es* geändert 18. navis 25. 28 hostis. 41 auris; warum auch Wer ihn folgte, begreifen wir nicht.

dem Erscheinen der Ausgabe von Wer nicht mehr zu befürchten, daß der Text des Puteolanus noch irgend jemand irre führen werde.

Aus dem Zustande des Textes, wie er in der Handschrift vorliegt, hat der Herausgeber schon früher trefflich den Beweis geführt, daß die angebliche Schrift des Mönches Ricardus Corinensis aus dem XIV. Jahrhundert: *Britannicarum gentium historiae antiquae scriptores tres, Ricardus Corinensis, Gildus Badonicus, Nennius Banchorensis*, welche der Engländer Carl Bertram 1757 angeblich aus einem Manuscripte der Copenhagener Bibliothek bekannt gemacht hat, und in welcher mehrere Stellen Agricolas mit allen Fehlern der gewöhnlichen Ausgaben angeführt werden, nichts als eine plumpe Täuschung Bertrams sey, welche gleichwohl die gelehrtesten Engländer nicht erkannten, die vielmehr hierin die gewichtigste Autorität aus dem Mittelalter zu finden glaubten.

Diesen unbestrittenen Vorzug der neuen Ausgabe, daß jetzt eine sichere Grundlage des Textes für immer gewonnen ist, da ältere Quellen für den Agricola aufzufinden nicht zu erwarten steht, hat H. Wer durch vielfache Versuche, auf dieser Basis die Berichtigung vorzunehmen, vermehrt, und die Prolegomena 1 — 223 geben in sieben Kapiteln (1. de veterum librorum fide ac dignitate; 2. de emendanda librorum scriptura; 3. de compositione libri; 4. Romanorum in Britanniam expeditiones; 5. Agricolae vita per annos digesta; 6. de quibusdam hominibus quorum fit mentio; 7. editiones et curae virorum doctorum) mancherlei Aufschlüsse; Text mit Varianten und Erklärung füllen das übrige. 224 — 337. Es finden sich so viele Stellen ganz anders als bisher behandelt, so viele, an welchen bis jetzt noch niemand Anstoß genommen hatte, geändert oder bezweifelt, daß man sicher behaupten kann, noch kein Herausgeber habe dieser vita Agricolae so viel Studium wie H. Wer zugewendet. Dabey eine genaue Beachtung des lateinischen Sprachgebrauches, welche von allem sorgfältige Rechenhaft fordert und Unterschiede aufsucht, welche andern gewöhnlich verborgen bleiben. Das Ganze muß ungeachtet aller Widersprüche, die man gegen Vieles erheben kann und erheben wird, als

eine erfreuliche Erscheinung deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit begrüßt werden.

H. Wer glaubte viele falsche Zusätze zu finden und die Vorrede spricht es auch aus, daß er kaum dem Vorwurfe entgehen werde, er habe hierin des Guten zu viel gethan; als solche werden bezeichnet und eingeschlossen 4 quae equestris nobilitas est; 5 neque segniter; 9 et saepius misericors, ebendasselbst tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat; 16 et seditio sine sanguine stetit; 22 crebrae eruptiones; 35 citra Romanum sanguinem bellandi; 36 parva scuta et enormes gladios gerentibus; 45 tot hominum, und weiter unten ante quadriennium. Wir gestehen, daß aller angewandte Scharfsinn des Herausgebers uns wenig überzeugt hat. In dem Satz 33. *Legiones pro vallo stetero, ingens victoriae decus, [citra Romanum sanguinem bellandi] et auxilium, si pellerentur* seyen die eingeschlossenen Worte eine armselige Tautologie, da victoriae hypothetisch zu fassen sey, entsprechend dem folgenden *si pellerentur*; ferner sey bellandi falsch, das werde nicht für pugnare gebraucht, und überdies sey hier der Begriff von vincere gefordert, es sey also pessima macula Tacito inusta. Wir dächten, der Gebrauch von citra wäre dem Tacitus so eigen, spätern Glossatoren so fremd, daß dieses allein schon von der Kühnheit abschrecken sollte, hierin einen falschen Zusatz zu sehen; übrigens ist mit dieser Schlacht der Krieg überhaupt geendet, Britannien ganz unterjocht, und debellandi liegt nahe. Eher hätten wir gedacht, würde jemand, der die nähere gar nicht unnütze Eperegefe nicht zu verdauen vermag, geschrieben haben: *ingens [victoriae] decus citra Romanum sanguinem debellandi, et auxilium si pellerentur*. In diesem Aufspüren von vermeintlichen Zusätzen hat der Scharfsinn des Herausgebers oft entschieden den falschen Weg betreten, und es ist nicht schwer der Ueberlieferung beyzustehen; ein einleuchtendes Beispiel der Art finden wir Cap. 7. *initia principatus ac statum urbis Mucianus regebatur, . . is missum ad delectus agendos Agricolam integre ac strenue versatum vicesimae legioni tarde ad sacramentum transgressae praeposuit, ubi decessor seditiose agere narrabatur: quippe legatis quoque consularibus nimia ac formidolosa erat,*

nec legatus praetorius ad cohibendum potens, incertum suo an militum ingenio. Hier findet W. einen Widerspruch und Tacitus scheint ihm damals noch nicht gewußt zu haben, was er in den Historien I, 60 erzählt; er hält daher den ganzen Satz ubi — narrabatur für verdächtig, glaubt jedoch einfacher und kürzer zurecht zu kommen, daß er seditiose ea agere narrabatur schreibt, die Worte aber ubi decessor für den Anfang einer begonnenen, aber nicht vollendeten Randbemerkung hält! Das lautet alles an sich ganz unwahrscheinlich, Tacitus mußte längst diese Verhältnisse Britanniens von Agricola erfahren haben, aber in den Historien heißt es, daß sämtliche Heere Britanniens, nicht etwa bloß die XX. Legion, sich für Vitellius erklärten, und dieses war am Anfange des Krieges, als vom Vespasianus noch keine Rede war; hier aber spricht Tacitus von der Zeit, wo Mucianus Rom an Vespasians Stelle regiert, wo die XX. Legion tarde ad sacramentum transgressa, d. h. für Vespasian sich erklärt hat. Dagegen scheint die andere Schwierigkeit zu bleiben; wie kann Tacitus von decessor sagen seditiose agere und doch nachher bemerken incertum suo an militum ingenio? Man beachte das narrabatur, unrichtig stellt Wer die Frage: Quomodo hoc incertum esse poterat, si ille ipse seditiose agebat? nicht so spricht Tacitus, sondern seditiose agere narrabatur. Schon quippe lehrt, daß im Vorhergehenden von der Legion die Rede sein muß; weil diese so mächtig und furchtbar war, daß der Legatus sie nicht zähmen konnte, erzählte und sagte man, legatum praetorium seditiose agere (er war für seine Legion verantwortlich), und weil man in Rom (vielleicht nach Angabe des Vossianus), diese Ansicht hatte und das glaubte, sandte Mucianus den Agricola nach Britannien. Mit narrabatur wird nur das Gerücht ausgedrückt, die eigentlichen Gründe spricht der Autor mit quippe — ingenio aus, und wir finden an der ganzen Stelle weder Widerspruch noch sonst etwas Auffallendes, was die kühnen Vermuthungen des Herausgebers irgendwie rechtfertigte. Auch p. 121 wird angenommen, der Glossator habe mehrere Beispiele geben wollen, und item . . . geschrieben, sey aber dabei stecken geblieben, und so finde sich nichts weiter als jenes Wort, wie die Motivierung des Entstehens solcher vermeintlicher

Glossen häufig ganz unglücklich ist; hätte der Herausgeber mehrere Codices verschiedenen Alters durchgegangen, er würde von diesen und andern willkürlichen Angaben sich freygehalten haben*). Cap. 12. nec aliud adversus validissimas gentes pro nobis utilius, quam quod in commune non consulunt. Wer hält utilius für ein Glossem, wenn man dieses ausläßt, werde die oratio ausgezeichnet nervosa, aber auch falsch, hätte er hinzusetzen sollen; haben denn die Römer sonst gar nichts gegen die starken Nationen — Britannen und andere — als deren Uneinigkeit unter sich? nicht ihre zerstörende Kriegskunst, ihre unermüdblichen Legionen u. s. w.? aber besseres haben sie allerdings nicht; nichts nützt und hilft ihnen mehr als deren Uneinigkeit unter sich selbst; der Begriff von utilius ist also unentbehrlich; ob pro nobis richtig ist, oder dafür etwas anderes zu setzen, z. B. profecto nobis, ist eine andere Frage.

Eine größere Umstellung wird Cap. 11—12 vermuthet, wonach die Worte ceterum Britanniae . . . universae vincuntur Cap. 13 nach nondum ut serviant zu stehen kommen, wodurch von der Lage Britanniens, dem Klima und dann den Bewohnern gesprochen wird, während Tacitus jetzt zuerst von der Lage, dann von den Bewohnern und zuletzt von den klimatischen Verhältnissen Britanniens spricht. Diese Vermuthung scheint natürlich, ist geistreich und einleuchtend, aber sowohl caeterum Britanniam Cap. 11, als besonders Cap. 13. ipsi Britannii erregt ein Bedenken; Tacitus würde bey einem Uebergange zu den Bewohnern als besonderem Theile nicht caeterum gesagt haben, noch weniger aber ipsi, was dazu gar nicht paßt; eben so wenig kann die Anknüpfung der ursprünglichen Bewohner Britanniens an die Erwähnung, daß sie sich Aushebung und Contributionen von den Römern gerne gefallen lassen, genügen.

Diese Schrift des Tacitus trägt mehr den rhetorischen Charakter, als die später geschriebenen Hi-

*) Wir meinen p. 61. 129—31 und 142, wo der gesunde Sinn des Herausgebers selbst erkennt, daß dieses doch nichts als ein ludere sey.

storiën und Annalen, nicht etwa bloß in der schönen, Freyheit athmenden Rede des Galgacus, welche gegen Sclaverei und die Unterjochung der Römer gerichtet ist, sondern auch sonst, wo man dieses nicht erwartet, z. B. 18. *obstupefacti hostes, qui classem, qui naves, qui mare expectabant*; ebenso die Schilderung 25. *egregia specie . . compararentur*, oder Cap. 15. verglichen mit der Erzählung in den Annalen. Sie ist aber auch die schwierigste, dieses gewiß zumeist, weil der Text uns nicht in alter Ueberlieferung erhalten ist, obschon man sich vielmehr wundern und dankbar anerkennen soll, daß er auch nur so gut erhalten sey. Wenn demnach die Urtheile in der Behandlung einzelner Stellen oft weit von einander abgehen, so kann dieses nicht auffallen; sie werden es jezt, nachdem die sichere Basis gewonnen ist, hoffentlich weniger. Der Herausgeber hat keine schwierige Stelle stillschweigend übergangen, und hat vielmehr viele, an welchen bis jezt niemand ein Bedenken getragen hat, angezweifelt und einige mit glücklichem Erfolge geheilt, z. B. 40. *tranquillitatem atque otium penitus hausit*, statt *auxit*, was die Handschriften geben; in sehr vielen Fällen jedoch hat er uns nicht überzeugt, und wir hatten längst einen andern Weg der Erklärung eingeschlagen, manchmal haben wir ihn nicht einmal verstanden; wenn 36. nach Döderlein geschrieben ist: *interim equitum turmae, ut fugere covinnarii, peditum se proelio miscuere*, so soll dieses heißen, die covinnarii flohen um den bedrängten ihrigen zu Hilfe zu kommen, und die römische Reiterey setzte ihnen nach. Ein fliehen (*fugere*) um zu Hilfe zu eilen, ist uns an sich nicht einleuchtend. Die *essedarii* waren gegen die Reiterey gerichtet, wie Cäsar IV., 33 sagt: *quum se inter equitum turmas insinuaverint, ex essedis desiliunt et pedibus proeliantur*. Hier muß der Kampf der römischen equites und der covinnarii erwähnt werden, und wir können in den handschriftlichen *turmae fugē covinnarii nach lateinischem Sprachgebrauche nichts anderes finden, als einfach equitum turmae fugatis covinnariis peditum se proelio miscuere* *).

*) Daher jezt nur *vagi currus . . sine rectoribus*, wie aber diese auf die Römer *obvios* anrennen konnten, die doch gegen die Feinde bergaufwärts kämpften, mag Tacitus verantworten.

Sonst stimmen wir in der Auffassung der vielfach bestrittenen Stelle mit W. überein, halten jedoch die nachfolgenden Aenderungen schon wegen des wiederholten *jam* und des unbegreiflichen *jam diu ante* für ganz unwahrscheinlich.

34. *Quomodo silvas saltusque penetrantibus fortissimum quodque animal contra ruere, pavida et inertia ipso agminis sono pellebantur, sic acerrimi Britannorum jam pridem ceciderunt, reliquus est numerus ignavorum et metuentium*. So haben die Handschriften, Puteolanus anderte *pelluntur*, und es hat niemand Anstoß genommen; *pellebantur* hält W. für falsch, weil in allgemeinen Sätzen nicht das Imperfectum steht und vermuthet *pelluntur*. Wir ändern gar nichts und halten *pellebantur* für ganz richtig; es sind diese Worte von Agricola nicht als allgemeiner Satz ausgesprochen, sondern mit Beziehung auf das, was ihnen selbst kurz vorher auf dem Wege — 33 *silvas evasisse* — begegnet ist, also so viel als *nobis intrantibus*, dadurch wird das Gleichniß für die Soldaten weit überzeugender und lebendiger und das Imperfectum ist an seiner Stelle.

16. *Quod nisi Paulinus cognito provinciae motu prope subvenisset, amissa Britannia foret. Quam unius proelii fortuna veteri patientiae restituit, tenentibus arma plerisque, quos conscientia defectionis et proprius ex legato timos agitabat, ni, quamquam egregius cetera, arroganter in deditos et ut suae cuiusque injuriae ultor durius consuleret*.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. August.

Nro. 27.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn.
Julii Agricolae liber etc.

(Schluß.)

So hat Wex mit Drellis Zustimmung statt propius .. ne quamquam gegeben und erklärt: er hätte durch das eine Treffen den alten Zustand hergestellt, wenn er nicht gegen die, welche sich ergeben hätten, mit zu großer Härte und Anmassung verfahren wäre. Diese neue Erklärung ist geistreich und wir bezweifeln nicht die lateinische Construction an sich, wohl aber in dieser Verbindung; der Relativsatz quam .. restituit schließt sich so enge an das vorhergehende, daß er hart davon zu trennen ist; eben so passend beginnt mit tenentibus ein neuer Gedanke; ganz unwahrscheinlich aber lautet die Verknüpfung: nisi .. subvenisset, amissa foret .. restituit, ni .. consuleret, zweymal ein hypothetischer Satz und in abweichender Form. Früher konnte, da Puteolanus statt ne quamquam oder ne quamquam kühn, nur um einen Gedanken hineinzubringen, hic cum in den Text gesetzt und damit eine historische Thatsache hineingetragen hatte, niemand auch nur ahnen, was es mit den Worten für eine Verwandtniß habe. Suetonius hat durch jene große Schlacht die Britannen in den frühern Zustand gebracht und diese selbst sagen Ann. 14, 37 dux et exercitus tanti helli confector, obschon dort noch der Krieg im kleinen fortgesetzt gedacht wird. Wir glaubten die Stelle durch das Auslassen eines Wörtchens, ohne weitere Aenderung mit den

Annalen in vollen Einklang zu bringen: restituit. Tenentibus arma plerisque [quos] conscientia defectionis et propius ex legato timor agitabat, ne, quamquam egregius .. consuleret. Nicht ein Factum wird gemeldet, sondern ein Fictum, propius ist in der Umgebung des Suetonius, nämlich Cosutianus, und in Folge dessen in Rom selbst.

Einigemal ist versucht durch bessere Abtheilung der Worte Sinn und Gedanken fest zu stellen, und wir glauben, daß dadurch nicht selten ein besserer Zusammenhang hergestellt werden kann; Cap. 34 ist, wie es scheint, zu verbinden: quos quod tandem invenistis, .. transigite cum expeditionibus, das andere ist Zwischensatz, wobey nicht einmal ein enim nöthig ist, da die Lebhaftigkeit der Rede dessen Ueberspringen leicht erklärt. Vielleicht ist Cap. 30 zu verbinden et infestiores Romani .. raptores orbis .. et mare scrutantur. An den zwey Stellen aber, an welchen der Herausgeber eine solche Anwendung macht Cap. 25. u. 1, können wir diese nicht billigen. An ersterer Stelle wird mit den Worten cum simul .. compararentur gerade die egregia species beschrieben, und kann der folgende Satz daher nicht davon getrennt werden. Nach der neuen Abtheilung der Sätze heißt es in der That: weil das römische Land und Seevolk vergnügt zusammenkam, und beyde gegenseitig ihre Bravouren erzählten, haben die Caledonier zu den Waffen gegriffen, und wie ungefügig und schleppend folgt dem ersten cum .. attollerent, dann hintendrein noch ein neues cum interim cognoscit! Daß W., der so strenge auf lateinischen Sprachgebrauch hält, cum simul .. im-

pellitur ac . . attollerent vertheidigt, sollte man nicht erwarten, das mußte jedenfalls durch bessere Beyspiele belegt werden. Die Abtheilung im ersten Kapitel *quam non petissem incusaturus. Tam saeva et infesta virtutibus tempora* halten wir für noch weniger gelungen, so viel Mühe auch verwendet ist p. 159—64, dieses wahrscheinlich zu machen. Es soll der Gedanke darin liegen: „heut zu Tage ist es anders als zur Zeit der alten Historiker; jetzt muß der Biograph, der einen Entschlafenen feyern will, um Entschuldigung bitten, daß man ihm das Lob des großen Mannes nicht verübeln möge. Wer dagegen mit Beschuldigungen hervortritt, der bedarf solcher Bitte nicht, er kann ohne weiteres auf günstige Aufnahme rechnen, ja vor kurzem wurden zwey Lobredner sogar mit dem Tode bestraft und ausdrücklich wurde die Lobrede als ihr Verbrechen bezeichnet.“ Es ist falsch, daß das Publikum unter Nerva und Traianus eine Lebensbeschreibung des Agricola — der, wie man allgemein annahm, als ein Opfer der Grausamkeit des Domitianus gefallen war — mit Widerwillen aufnahm und Tacitus seine Leser deswegen um Nachsicht zu bitten genöthigt war; vielmehr mit Beyfall und großer Zuneigung muß man die Biographie des Agricola gelesen haben; diesen Sinn für wahre Tugend verliert keine Zeit. Fragt man, was zu jener Annahme berechtigte, so werden die Worte aus dem Anfange der Historien angeführt, *obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur*, aber hier ist von den Kaisern die Rede, an welchen man auch das Gute erkennt und den Historiker, der alles tadelt, gerne und lieber, als den schmeichelnden und alles lobenden anhört. Dadurch, daß die Worte *tam saeva et infesta virtutibus tempora* in einen eigenen Satz gefaßt werden, spricht Tacitus sie von der Zeit des Nerva und Traianus aus; er aber theilt seine Zeit, die er durchlebt hat, in eine doppelte, die frühere, unglückselige unter Domitianus, (und alles hier erwähnte bezieht sich

und muß sich nur auf die Regierungszeit dieses Tyrannen beziehen, also auch obige Worte), und die jetzige glückliche unter Nerva und Traianus, die erst mit *nunc demum redit animus* beginnt. Was wird man aber dazu sagen, daß der Herausgeber die Hypothese aufstellt, die Schlußworte *hic liber honoris Agricolae . . excusatus* seyen von Tacitus nach moderner Weise als Motto dem Büchlein vorausgesetzt worden und dadurch werde das *Perfectum venia opus fuit* gerechtfertigt? Diese Erklärung des Prooemium wird sicher wenig Beyfall finden. Dasselbst Cap. 3 wünschten wir zu erfahren, ob *ut dixi* durch Beyspiele gerechtfertigt wird; man erwartet, was Rhenanus gesetzt hat, *ut ita dixi*, aber Tacitus sagt in dieser Formel nie *ita*, sondern immer *sic*, während Plinius beydes gebraucht.

44. *Opibus nimis non gaudebat, speciosae non contigerant filia atque uxore superstitibus. potest videri etiam beatus incolumi dignitate, florente fama, salvis affinitatibus et amicitis futura effugisse: so die Handschriften, nur daß in der einen das Fehlen der zweyten Negation nach speciosae als Variante bezeichnet wird: seit Rhenanus speciosae contigerant. Filia. Wer nach Selling's Vorschlag speciosae contigerant filiae atque uxore superstitibus. Potest. Offenbar will Tacitus zeigen, daß Agricola das höchste erlangt habe, was der Mensch erlangen kann, daß er *εὐδαίμων* gewesen sey; er habe die Güter des Geistes, des Körpers und die äußern gehabt, *τὰ εὖς ψυχῆς, τοῦ σώματος καὶ τὰ ἔξωτος*. Eines ist vielleicht einzuwenden, er sey zu früh, im besten Mannesalter gestorben, und darauf bezieht sich die Bemerkung des Biographen; man könne es sogar als einen Beweis der Eudämonie des Agricola betrachten, daß er so früh gestorben sey, weil er dadurch gerade den grausamsten Zeiten des Domitianus entgangen sey, und indem er das traurige Bild jener Jahre sich*

und dem Leser kurz vergegenwärtigt, wird ihm jene oben genannte Möglichkeit (*potest videri etiam beatus . . . effugisse*) zur völligen Gewißheit und erschließt mit den Worten, denn einen Schluß enthalten diese, nicht wie man gewöhnlich annimmt, einen neuen Absatz, *Tu vero felix, Agricola, non vitae tantum claritate, sed etiam opportunitate mortis*. Zu dieser *εὐδαιμονία* aber gehört, daß man selbst nicht Schlimmes erleidet, daß man seine Kinder nicht überlebt, also zunächst diese, dann in weiterer Ferne selbst seine Verwandte und Freunde wohl erhalten zurückläßt. Seling's Frage demnach: *etenim si Agricola potest videri beatus futura effugisse, num, si filia atque uxor non superstites fuissent, non potuerat beatus videri futura effugisse?* werden wir mit einem entschiedenen Nein beantworten, und des Herausgebers ironischer Zusatz: *nempe gaudebat ille, quod ipse futura effugeret, filia autem atque uxor futuras miseras exhaurire deberent, haec, so wie er vielleicht auch einem scheinen mag, doch gar keine Bedeutung; die Schriften der Philosophen geben uns darüber hinreichenden Aufschluß. Nach dem neuen Versuche heißt es durch die Aenderung des Ablativus in den Dativus: seine Frau hatte Vermögen, und seine Tochter, weil diese durch die Ehe mit Tacitus eine reiche Heirath gemacht hatte, als wenn dieses hieher gehörte; ja nach Seling hat Tacitus damit nur bezeichnen andeuten wollen, daß er seinen Schwiegervater förmlich unterhalten habe, da Dio erzählt 66, 20, Agricola habe nach seiner Rückkehr aus Britannien *ἐν τῇ ἀτυρίᾳ καὶ ἐν ἐρδεῖᾳ* gelebt. Wie Tacitus nichts von der *ἀτυρία* weiß und dem widerspricht, so auch nichts von der *ἐρδεῖᾳ*, und wie hätte er dann sagen können, *quid aliud adstruere fortuna poterat?* Zur *εὐδαιμονία* gehörte, daß man wenn nicht vieles, doch mäßiges Vermögen besaß; wenn aber Agricola kein Vermögen hatte, wie konnte er außer Frau und Tochter den Domi-*

tianus zum dritten Miterben einsetzen (Cap. 43)? Sinn und Zusammenhang entsteht nur, wenn es einfach heißt: *opibus nimis non gaudebat, speciosae contigerant*; gar großer Reichthum hatte für ihn nichts anziehendes, ansehnliches Vermögen aber war ihm zu Theil geworden.

Haben wir hier nicht unsere Zustimmung geben können, so vermögen wir es auch im folgenden nicht. Daß die Worte *magnae cuiusdam felicitatis esse*, welche Urfinus als aus v. c. nach Sitte damaliger Zeit anführt, uns nur die Ergänzung eines gelehrten Italus scheinen, ist schon oben bemerkt; Tacitus hätte gewiß nicht *magnae cuiusdam*, sondern *maximae* gesagt, und mußte es nach seiner ganzen Ansicht von der Regierungsperiode des Traianus sagen. Hätte Urfinus außer *I* noch eine andere Handschrift gehabt, so würde sich diese, wie seine übrigen Codices in der Vaticana vorfinden, aber die von ihm aus v. c. angeführten Varianten, welche sich im *I* nicht finden, verrathen sich alle auch äußerlich nur als gelehrte Vermuthungen; Cap. 46 ist *quam . . . accumulatione* selbst nichts als ein plumper Versuch, dem corrupten einen Gedanken aufzubringen, da aus dem obigen *quam infirmo desiderio et mulieribus lamentis* herunterzuziehen ist, *temporalibus laudibus* aber weder *laudationes funebres* sind, noch jetzt erwähnt werden können, vielmehr liegt im ersteren Worte ein ganz anderer Begriff verborgen. Von *accumulatio* kann gar keine Rede seyn und Pichena's *imitando colamus* hat noch am meisten Wahrscheinlichkeit. So lange man von diesem zweyten vermeintlichen Coder des Agricola von F. Urfinus keine bessere Beweise vorzubringen im Stande ist, als der Herausgeber gegeben hat, wird sich niemand dadurch verführen lassen. Wenn Cap. 45 *nobis tum nostrae absentiae conditione* [ante quadriennium] *amissus est* geschrieben ist, so verstehen wir den Gedanken nicht; die Prolegomena erklären sich

gegen die Vulgata: nobis tam longae absentiae (so *T*, und am Rande tum, *A* gibt einfach: tum nostrae absentiae), billigen aber die Erklärung, die Lipsius am Eingange seines Commentares gibt, daß ante quadriennium von dem Momente zu verstehen sey, als Tacitus die Biographie geschrieben hat, wodurch die Zeit der Abfassung dieses Büchleins genau bestimmt würde, vergl. S. 209. Inzwischen mag H. Wer gesehen haben, daß eine solche Angabe, wie unnütz und ungewöhnlich, so hier auch nicht leicht möglich sey, und im Widerspruche mit dem obigen, (wie auch sonst noch einigemal), werden im Texte die fraglichen Worte eingeklammert, mit der Bemerkung: ex interpretamento enatum videtur. Aber wessen interpretamentum sollen diese Worte seyn, und wie sollte jemand dazu gekommen seyn, diese aus eigenem Kopfe hinzuzusehen? Auch würde Tacitus die Repetitio nicht so gegeben haben: noster hic dolor, nostrum vulnus, nobis tum nostrae absentiae amissus est, daß das dritte noster durch nobis verdrängt würde, aber sogleich in nostrae wieder erschiene; und heißen diese Worte auch, was H. W. will: das ist unser besonderer Schmerz, unsere Wunde, unser Verlust, quoniam ea erat absentia nostra, ut statim accelerare non possemus? schwerlich bedeuten sie etwas anderes, als: uns ging er damals verloren in Folge unserer Abwesenheit.

Wir haben einige Beispiele vorgebracht, in welchen wir dem Urtheile des Herausgebers nicht beypflichteten; hätten wir auch mehrere angeführt, es würde wahrscheinlich nicht anders seyn; leicht könnte daraus jemand, weil wir nur widerlegend aufgetreten sind, schließen, daß der Werth dieser neuen Bearbeitung nicht so vorzüglich sey. Die Ursache des Widerspruches aber liegt in der Schwierigkeit der Kritik und Interpretation des Werkes selbst. Wie die Kritik, gegenüber der frühern Zeit, eine

ganz andere und bessere geworden ist, was jeder, welcher die Sache kennt, zugeben muß, andere haben darüber überhaupt keine Stimme, so die Eregese; vieles was vordem unbeachtet geblieben, aber ein nicht unwichtiges Moment zur richtigen Interpretation ist, wird jetzt scharf aufgefaßt, und in dieser Beziehung hat H. Wer mehr als irgend ein neuer Bearbeiter des Tacitus geleistet. Von der Meinung jedoch, weil er in Worte und Gedanken des Autors tiefer als bisher eingedrungen sey, müsse jede neue Erklärung auch als die einzig wahre anerkannt werden, wird er wohl selbst ferne seyn; er wird nicht von uns allein, er wird von allen Widerspruch erfahren, aber keiner wird ihm Kenntniß, Ernst und Forschungsgabe absprechen, oder die gebührende Achtung versagen; es gilt das Neue zu prüfen, zu berichtigen, und davon angeregt wo es nöthig ist, Besseres zu geben; darum ist solchen Arbeiten nicht mit schalen Lobsprüchen, weit mehr dadurch gedient, daß das Unhaltbare nachgewiesen wird, und Ref. bekennet gerne aus diesem Buche Vieles gelernt zu haben, und durch dieses zu weiterm Nachdenken veranlaßt worden zu seyn.

L. Spengel.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. September.

Nro. 28.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Ueber die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung. Von Christian Friedrich Schönbein. Basel 1853. 15 S. 4.

Der Verf., welchem es oblag zur Feyer der alljährlich stattfindenden Promotion der Schüler des Paedagogiums in Basel das Festprogramm zu verfassen, hatte sich dießmal nicht die Erörterung von naturwissenschaftlichen Besonderheiten zur Aufgabe gewählt, sondern einem innern Drange und einem gewissen Pflichtgefühl folgend, die dargebotene Gelegenheit ergriffen, um einmal öffentlich über die allgemeinsten und höchsten Beziehungen der Naturwissenschaften sich zu äußern und seine Ueberzeugung von der Bedeutung und dem Endzweck der Naturforschung auszusprechen. Er wollte hiemit nicht bloß ungegründetem Mißtrauen begegnen und schiefen Ansichten entgegen treten, sondern auch den noch größeren Vortheil benützen, daß Urtheile, von Fachmännern kommend, eine eigenthümliche Ueberzeugungskraft mit sich führen, welche selten fehlt, ihre Wirkung hervorzubringen.

Indem nun der Verf., einer unserer berühmtesten Chemiker und Physiker, mit der größten Entschiedenheit und auf höchst geistreiche Weise den Behauptungen gewisser neuerer Naturforscher, daß nämlich die Naturforschung in ihrem letzten Resultate zum Materialismus und Atheismus führen müsse, sich entgegen stellt, halten wir es unsererseits für Pflicht, auf dieses Programm, das eben erst in den Buchhandel gelangt ist, näher einzugehen, um dadurch zu seiner allgemeineren Bekanntwerdung be-

zutragen. Diejenigen, welche dermalen mit einer gewissen Scheue auf die Naturwissenschaften und ihre Endergebnisse hinblicken, können daraus die beruhigende Ueberzeugung schöpfen, daß keineswegs die Gottesleugnung der Fundamentalsatz der Naturwissenschaften sey, sondern daß er in letztere erst durch bornirte Anschauungen und beschränkte subjektive Vorurtheile dieser und jener Naturforscher in ganz unberechtigter Weise hineingetragen werde. Wir werden im Nachfolgenden den Verf. meist selbst sprechen lassen, weil in solcher Weise sein Programm sich am besten empfehlen wird.

Der Verf. beginnt seine Betrachtungen mit der Hinweisung, daß schon in der Kindheit unser Gemüth geahnet hat, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Erscheinungen, welche mit den Sinnen wahrgenommen werden, einen andern als zufälligen Ursprung habe und denselben etwas zu Grunde liege, was mit dem Auge nicht gesehen, mit dem Ohre nicht gehört werden könne; daß es höhere Gewalten gebe, denen das Irdische unterthan sey und durch welche Alles, was da ist, sein Wesen und Bestehen habe. Diese durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurchlaufende Ueberzeugung sey eine Thatsache, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden könne, denn daraus lasse sich kein anderer Schluß ziehen als der, daß das, was die überwiegende Mehrheit der Menschen durch alle Zeiten hindurch festgehalten hat, kein Wahn, sondern aus dem innersten Gemüthe hervorgegangen und deshalb auch seiner Wesenheit nach wahr sey.

Allerdings habe sich auch früh schon eine Ansicht geltend zu machen gesucht, welche in der Na-

tur nur die Natur sehen und darin Nichts von dem Walten eines Gottes wissen wollte. Die Welt sollte etwas Ursprüngliches seyn, durch sich selbst bestehend, von nichts Weiterem abhängig, ihren Gang von Ewigkeit her und bis in die Ewigkeiten hinaus mit blinder Nothwendigkeit selbst bestimmend, ein Perpetuum mobile ohne Anfang und Ende.

„Bewußtlose Materie! bewußtlose Bewegung, das waren die schöpferischen Gewalten, denen Alles sein Daseyn verdankte; aus einem blinden Spiele, das ein noch blinderer Zufall mit den Atomen treibt, sollte das so herrliche und bewundernswürdige Schauspiel hervorgehen, welches die Natur fortwährend unserem Blicke darbietet; die Welt der Gedanken und Gefühle, und alles Schöne und Große, was auf diesem Gebiete wurzelt, das sollte und konnte nicht mehr Bedeutung haben als das Zusammenfließen zweyer Wassertropfen, als das Aufwirbeln einer Staubwolke. Ist doch Alles bloßes Wogen und Wirbeln des Urstaubes, ein Hin- und Herwerfen, ein Verbinden und Trennen der Atome.“

Wie der Verf. über eine solche Ansicht urtheilt, spricht er in Folgendem aus.

„Man braucht einer solchen Weltansicht nur den einfachsten Ausdruck zu geben, um vor ihrer Trostlosigkeit zu erschrecken und um sie vor dem Auge des Gemüthes in ihrer ganzen Nacktheit und Grundlosigkeit erscheinen zu lassen. Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: „es ist kein Gott“; das ist das Urtheil, welches schon vor Jahrtausenden über diese Weltanschauung gesprochen wurde und ein kürzeres und wahreres läßt sich auch jetzt und nach Jahrtausenden nicht fällen. Daher kommt es ohne Zweifel, daß ein Gottesleugner für die Menschen von jeher eine noch unheimlichere Erscheinung gewesen ist als selbst ein Wahnsinniger; denn man zeih ihn der größten Sünde, die begangen werden kann: der Verleugnung seines Ursprunges.“

Wenn derartige Ansichten bey Solchen sich finden, die mit dem Inneren des Haushaltes der Natur nicht näher bekannt sind, so will dieß der Verf. noch einigermaßen begreiflich finden.

„Wie aber ein mit Sinnen und Verstand begabter Mensch und mit dieser oder jener Seite der Natur genauer vertraut, zu der Ansicht gelangen kann, daß es in der Welt nichts Weiteres gebe als bewegte Materie, und namentlich Das, was wir Bewußtseyn, Gedanken, Begriffe, Gewissen und Pflichtgefühl nennen, auch nichts Anderes sey als nur wieder bestimmte Zu-

stände und Thätigkeitsformen dieser Materie, das ist für mich, ich gestehe es unverholen, das unerklärlichste Räthsel.“

Leider könne man nicht leugnen, daß solche Ansichten in unsern Tagen sich geltend zu machen suchten. Habe man doch unlängst erst den Muth gehabt, unverhüllt und vor aller Welt es auszusprechen, daß ein Gedanke nichts mehr und nichts weniger sey als eine Absonderung des Gehirns, gerade so wie der Urin ein Erzeugniß der Nieren.

„Weitern Zeugnißes bedürfen wir nicht, wer so redet, der leugnet nicht nur den Geist des Menschen, sondern den Geist überhaupt und das Göttliche. Ein solches Verneinen des Höchsten, was je in den Sinn des Menschen gekommen, verlegt aber nicht nur, die zartesten Seiten des Gemüthes, es widerspricht auch eben so sehr dem einfachsten Verstand und der höchsten Vernunft, welche selbst als die unbegeiflichsten und widersinnigsten Thatsachen betrachtet werden müßten, wenn sie nichts Anderes als Bewegungsercheinungen der Materie oder Gehirnabsonderungen wären.“

Der Verf. hebt nun hervor, wie der Mensch, wenn dem so wäre, mit seinen geistigen, gemüthlichen und sittlichen Bedürfnissen als das mißrathenste Gebilde der Natur anzusehen wäre. Da wäre es für unser armes Geschlecht noch unendlich besser gewesen, wenn es niemals in's Daseyn gerufen worden wäre; denn könne es etwas Trostloseres für den Menschen geben, als nach vielem Mühen und Streben endlich einsehen zu müssen, daß er nichts Weiteres sey als ein Stück bewegter Materie, eine Zeit lang mit blinder Nothwendigkeit bald dahin bald dorthin getrieben, um endlich wieder zurückzusinken in das Urdunkel der Bewußtlosigkeit, oder auf's Neue blinden Naturkräften als Spielball zu dienen und Stoff zu liefern zu diesem, zu jenem Gebilde des Zufalls. Wie thöricht und zwecklos müsse aber dann das Größte erscheinen, was unser Geschlecht seit seinem Bestehen gedacht, gefühlt, gethan und erstrebt hat und wie lächerlich namentlich die uralte Ueberzeugung der Menschen, daß es Gutes und Böses, Tugend und Laster, Recht und Unrecht gebe. Die Materie kenne kein Sittengebot. Ob die Menschheit sich glücklich fühle oder nicht, ob sie liebe oder hasse, ob sie baue oder zerstöre, ob sie fortbaure oder nicht, was liege daran? Sey ja doch alles nur bewegte Materie.

„Also weg mit dem albernen Gewissen, fort mit dem thörichten Pflichtgefühl, abgestreift den alten Bahn, daß man seinen Nächsten lieben soll wie sich selbst. Was Recht oder Unrecht, was Tugend und Sittlichkeit, was Menschen- und Vaterlandsliebe! das alles ist Wahn und Trug; denn außer der Materie giebt es nichts und diese stellt keine Forderung. Essen wir, trinken wir, genießen wir, wonach uns gelüftet und weissen wir habhaft werden können, denn morgen sind wir todt.“

Dies sind die praktischen Nukanwendungen, die sich mit nothwendiger Consequenz aus den materialistischen gottesleugnenden Anschauungen der Natur ergeben müssen. Von ihnen wendet sich der Verf. mit Abscheu und Grauen zurück.

„Würde eine genauere Kenntniß der Natur zu einer solchen Ueberzeugung führen, so müßten wir Jeden aufs Tiefste beklagen, der sich in den Besitz eines so unglückseligen Wissens versetzte und hätte die Gesetzgeber und Machthaber im Interesse des Fortbestandes der menschlichen Gesellschaft nichts Eiligeres zu thun, als die strengsten Verbote zu erlassen und die kräftigsten Maaßregeln zu treffen, daß sofort alles Naturstudium aufhöre und alle Anstalten aufgehoben werden, die ein solches förderten. Und vor Allem müßten die Naturkundigen selbst als Menschen der gefährlichsten Art in Acht und Bann gethan und von jeglichem Verkehr mit der übrigen Menschheit ausgeschlossen werden. Glücklicher Weise ist aber dem nicht so und führe die ächte Naturforschung zu einem ganz andern Endziel als zur Verleugnung des Geistes, zur Zernichtung des Sittengesetzes, zum Verneinen des Göttlichen. Aufsichten und Grundsätze, wie die besprochenen, sind allerdings beklagenswerthe Verirrungen, weil sie manche Gemüther beunruhigen, verwirren, unglücklich machen, ja verderben. Aber die Macht der Wahrheit ist zu groß, das Walten und Wirken des Geistes in der Natur und im Menschen zu offenkundig, ist dem menschlichen Gemüthe das Bewußtseyn seines göttlichen Ursprunges zu tief eingesenkt, als daß zu fürchten wäre, unser Geschlecht werde jemals so unglücklich und gottverlassen werden, um in seiner Gesamtheit unter die Herrschaft eines eben so rohen als unvernünftigen Materialismus zu verfallen.“

Zur Unterstüßung des eben Gesagten beruft sich der Verf. zunächst darauf, wie schon die Geschichte lehre, daß wahrhaft große Naturforscher, weit entfernt durch ihr Wissen von der Körperwelt zur Gei-

stes- und Gottesleugnung geführt zu werden, nur immer geistes- und gottesüberzeugter wurden, je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen. Als Beispiele begnügt er sich nur Newton, Haller und Faraday anzuführen.

„Wie sollte man sich aber auch wundern, daß eine tiefere Naturforschung zu einem solchen Ziele führe! Wer nur den kleinsten Theil der Natur mit Aufmerksamkeit und unbefangenen Sinne betrachtet, der kann nicht anders, er muß, je länger er sieht, je tiefer er forscht, um so deutlicher erkennen, um so stärker überzeugt werden, daß sie voll Verstand, voll Weisheit, voll Geist, voll Göttlichkeit sey.“

Mit Recht bewundere man viele Einrichtungen von Menschen erfunden, weil sie einen hohen Grad von Scharfsinn und Erfindungsgeist beurkunden. Aber was seyen selbst die angefauntesten derselben im Vergleich zu dem Bau und den Berrichtungen des kleinsten Insekts. Und wenn wir unsern Blick erst auf die größeren Theile des Haushaltes der Natur richteten, mit so fein berechneten und weise ausgedachten Zweckbeziehungen, wie sie keine menschliche Wissenschaft festzustellen vermöchte, sollten wir da auch nur für einen Augenblick den Gedanken fassen können, daß eine solche von Ideen und Gedanken erfüllte Welt das Werk einer blinden Naturnothwendigkeit sey. Was würden wir vom Verstand eines Menschen halten, der behauptete, der Telegraph oder die Dampfmaschine sey aus einer bewußtlosen Naturnothwendigkeit hervorgegangen! Und diese Meisterstücke menschlicher Intelligenz, wie winzig erschienen sie gegenüber dem Weltall in seiner unfassbaren Größe und Herrlichkeit! Und dieses soll das Werk einer geistlosen Gewalt, das Erzeugniß einer blinden Naturkraft seyn!

Wie trostlos und unheimlich aber müße es erst einem Menschen in einer Welt seyn, in der er nichts Göttliches und daher auch keine Liebe zu sehen vermöge, denn was könne Kälteres und Grausigeres gedacht werden als eine geistes- und gottesleere Na-

tur, was furchtbarer als die Vorstellung, daß diejenige Macht, welche das Auge geschaffen, nicht sehe, welche das Ohr gemacht, nicht höre, daß sie nicht liebe, aus deren Schoos jeden Augenblick Millionen Wesen hervorgehen, vom tiefsten Liebesbedürfniß durchdrungen.

„Nur dünnelhaftige Selbstüberschätzung und Halbwissercy, verbunden mit maasloser Genußsucht kann zu dieser eben so unerquicklichen als verstandlosen Weltansicht führen. Der in's Tiefe, Hohe und Weite gehende Sinn hat sich von jeher und immer auf einen und eben denselben Standpunkt gestellt, von dem aus er Natur und Menschheit betrachtet. In beyden erblickt er eine fortlaufende Offenbarung des Geistes, ein Herauskehren Dessen, was in den unergründlichen Tiefen des göttlichen Wesens verborgen liegt.“

Indem der Verf. dann weiter zeigt, wie allein diese Ueberzeugung die Bedürfnisse des Geistes stillen, Seelenruhe gewähren und die Sittlichkeit auf einen festen Grund stellen könne, macht er noch besonders auf den Einfluß aufmerksam, den eine solche Ueberzeugung auf den Naturforscher ausüben müsse. In der Natur den Ausdruck göttlicher Gedanken erblickend, würde er vor ihr eine hohe Achtung haben und von dem Gefühle durchdrungen seyn, daß ihm zu ihrem Verständniße vor allem derselbe Geist und dieselbe Kraft vonnöthen sey, woraus sie selbst hervorgegangen. Andererseits würde er sich ihr aber mit bescheidenem und demüthigem Sinne nahen, weil er, der eignen Beschränktheit gegenüber, der unendlichen Gedankenfülle der Natur sich wohl bewußt, nie irgend einen Gegenstand für völlig erkannt halte und deshalb gewärtig sey, selbst auf den untersuchtesten Gebieten neue Geheimnisse enthüllt zu sehen. Vor allem geheimnißvoll seyen ihm aber die tausendfältigen Erscheinungen, welche in den wundersamst und vielartigst gegliederten Wesen des Pflanzen- und Thierreichs auftreten. Hier werde es ihm klar, daß er vor einer Welt von Geheimnissen stehe, welche gänzlich zu durchblicken fei-

nem Sterblichen jemalen vergönnt sey. Wenn ihm daher von irgend einer Seite versichert werde, daß das Räthsel des Lebens gelöst sey oder doch bald gelöst werden würde, so würde er einer solchen Behauptung entschieden entgegen treten, hervorgegangen aus einem völligen Verkennen der Größe der Aufgabe und der Kleinheit des menschlichen Verstandes.

„Sollte gar behauptet werden: eine solche Lösung bestünde in dem Zurückführen des Lebendigen auf ein Spiel physikalischer und chemischer Thätigkeiten und es sey die Pflanzen- und Thierwelt nichts weiter als eine große Werkstätte, worin die Elemente der Materie durch die Gewalten der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität und was es sonst noch von blinder Naturkraft geben mag, aufs Mannigfaltigste gemischt und deren Atome in buntester Verschiedenartigkeit herüber und hinüber geworfen würden, und es verrathe eine abergläubische Beschränktheit des Sinnes auf dem Gebiete des organischen Lebens das Walten einer bewußten Absicht und die Wirksamkeit eines nach Zwecken handelnden Wesens anzunehmen, so könnte der tieferblickende Forscher nicht umhin, in solchen Behauptungen den größtmöglichen Irthum zu sehen, nahe verwandt mit jener Weltanschauung, für welche die Natur nichts anderes ist, als der unbegriff zahlloser raumerfüllender Massentheilchen, so oder anders räumlich geordnet, dahin oder dorthin bewegt.“

Wir brechen hier ab: das Mitgetheilte wird genügen, um unsere Leser zu veranlassen das Programm selbst zur Hand zu nehmen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. September.

Nro. 29.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sigung der mathematisch = physikalischen Klasse
am 11. Juni 1853.

Herr Prof. Dr. Seidel las: Ueber die relative
Weise der Oberfläche der Planeten Venus,
Mars und Jupiter.

Seit der Veröffentlichung der Resultate meiner in den Jahren 1844 — 48 am Himmel angestellten photometrischen Messungen (Abhandlungen der k. b. Akademie H. Cl. VI. Bd. III. Abth.), habe ich die Beobachtungen mit dem Steinheil'schen Instrumente, welches mir die Güte des Erfinders und Eigenthümers aufs Neue zur Verfügung gestellt hat, wieder aufgenommen, und mich bey denselben so wie früher der freundlichen Mitwirkung des Herrn Prof. Leonhard zu erfreuen gehabt. Bey den im Ganzen günstigen Verhältnissen des vorigen Jahres haben wir schon bis zum Schlusse desselben eine Reihe von Messungen zusammengebracht, welche eben so groß als die ältere ist. Zwischen sämmtlichen Sternen erster Größe, die früher beobachtet wurden, haben wir zur Controle zahlreiche neue Vergleichen ange stellt, deren Resultate beynabe in allen Fällen innerhalb der nicht sehr weiten Gränzen der zu erwartenden Unsicherheit mit den früher abgeleiteten zusammentreffen, wobey die Einzelnen sogar, bey etwas vorsichtigerer Auswahl der Nächte, im Ganzen noch besser als jene unter sich übereinstimmen. Indessen hatten wir diesmal nicht am Fixsternhimmel das vorzüglichste Ziel für unsere Beobachtung

gesucht, sondern unter den Planeten. Einige wenige Messungen an Mars und Jupiter, welche früher gemacht worden waren, habe ich bereits in dem Anhang der in den Denkschriften der Akademie aufgenommenen Abhandlung besprochen; die neueren Beobachtungen sind viel zahlreicher und genauer. Wenn man die beobachtete (auf Fixsterne bezogene) Helligkeit verschiedener Planeten zu gegebenen Zeiten vergleicht mit dem theoretischen Ausdrucke, den Lambert gegeben hat, und welcher diese Helligkeit abhängig macht von derjenigen der Sonne, von der Stellung der Erde und des Planeten gegen die letztere, von dem Durchmesser des Planeten und von der Albedo oder Weise seiner Oberfläche, so lassen sich daraus sehr interessante Folgerungen ziehen, über die Helligkeit der Sonne, verglichen mit Fixsternen, über die Beständigkeit oder Variabilität ihres Lichtes und namentlich auch über die Weise der Planeten selbst. So lange man diese Albedo, oder das Verhältniß der Quantität des von dem Körper zurückgeworfenen Lichtes zur Menge alles Lichtes, welches er empfängt, für keinen unter ihnen durch Vergleichung seines Glanzes mit dem directen Sonnenlichte bestimmt hat, ergeben sich allerdings nur Verhältnißzahlen, vermöge deren man etwa sagen kann, daß Jupiter einen um so und so viel größeren Theil des auffallenden Lichtes reflectirt, als Mars, oder dieser als der Mond, aber nicht wie groß dieser Theil bey jedem einzeln ist; oder mit andern Worten, man erfährt nur, um wie viel heller die Localfarbe der Oberfläche des Einen ist als die des Andern, aber nicht den eigentlichen Grad der Weise für jeden. Dürfte man den vorhandenen Vergleichen zwischen Sonnen- und Mondlicht

einigermaßen trauen, so würde man auf die absolute Größe selbst schließen können. Vorläufig, nemlich bis man mit einiger Zuverlässigkeit weiß, wie viel mal der Glanz der Sonne denjenigen des Vollmondes übertrifft (eine Vergleichung, welche wir neu aufzunehmen beabsichtigen), muß man sich mit den relativen Größen begnügen, welche selbst schon sehr beachtungswerth sind. In der Absicht, einen Beytrag zur Kenntniß derselben zu liefern, haben wir im verfloßnen Jahre Venus während ihrer schönen Erscheinung vom März bis Juni verfolgt, auch die Helligkeit von Jupiter und Mars häufig gemessen. Einzelne Beobachtungen sind auch an Saturn gemacht, weil dieser aber dabey nicht günstig stand, so habe ich die, der nothwendigen Berücksichtigung des Ringes wegen etwas umständliche, Reduction derselben bis zum Besitze bessern Materiales noch aufgespart. Hingegen haben wir zwar wenige aber sehr gut übereinstimmende Messungen an dem von der Sonne erleuchteten Theil des Mondes gemacht, um auch seine Albedo in Beziehung mit der der Planeten zu sehen, und eine größere Zahl von Beobachtungen über das aschgraue Licht, mit welchem der von der Sonne nicht beschienene Theil seiner Scheibe in den Tagen vor und nach dem Neumond sich vom Dunkel des Himmelsgrundes abhebt. Aus der Vergleichung dieser letztern Messungen mit denjenigen am hellen Theil des Mondes wünschte ich, da man in dem aschfarben Licht den Schein der Erde sieht, die Albedo unseres eig'nen Planeten abzuleiten. Indessen ist es noch nicht an der Zeit über die Resultate dieser Beobachtungen zu sprechen; die gegenwärtige Mittheilung soll sich vielmehr auf dasjenige beschränken, was sich über die Planeten Venus, Mars und Jupiter ergeben hat.

I. Vergleichungen der Venus mit Sirius.

Da der Glanz des Planeten denjenigen des hellsten Fixsternes, Sirius, noch 8mal übertraf, so konnte sie mit keinem andern als mit dem eben genannten selbst verglichen werden, was zum Theil in so heller Dämmerung geschah, daß die Ablesungen ohne Beleuchtung gemacht werden konnten. Dabey war für die Sicherheit des Resultates der Umstand sehr günstig, daß Sirius um die Zeit der Beobach-

tungen Anfangs höher, nachher aber tiefer als Venus stand. In Folge dessen können etwa bestandne constante Unterschiede zwischen der damaligen Durchsichtigkeit der Luft und derjenigen mittleren, auf welche sich meine Extinctionstabelle bezieht (p. 43 der schon citirten Abhandlung), das Ergebnis nicht erheblich entstellen. Auch bemühte ich mich bey den späteren Beobachtungen, wo der Fixstern immer tiefer sank, von der Extinction dadurch unabhängiger zu werden, daß ich unmittelbar nach der Vergleichung mit Venus seine Helligkeit gegen diejenige von Capella maß. *) Den Logarithmus des Verhältnisses zwischen Sirius und Capella nehme ich jetzt, nachdem zu den 9 älteren Beobachtungen (mit Ausschluß einer verdächtigen Nr. 35.) noch 7 neue und ziemlich gute hinzugekommen sind, an $= 0,7206$ (früher $0,744$ ohne solchen Ausschluß, s. Abh. p. 46). Bey den drey Beobachtungen der Venus Nr. 153, 156 und 162 wird man aber zufolge des eben Erwähnten besser thun, ihn so anzunehmen, wie die unmittelbar darnach gemachte Vergleichung ihn gab, nemlich $0,704$; $0,725$; $0,745$. Der geringe Betrag der Unterschiede zwischen diesen Zahlen und dem Mittelwerth, bey Zenitdistanzen von ungefähr 75° , scheint dafür zu sprechen, daß man bey etwas vorsichtiger Auswahl der Nächte wirklich hoffen darf, die wahre Extinction durch die Zahlen meiner Tafel ziemlich gut ausgedrückt zu finden. Eben darauf deutet auch die Uebereinstimmung der Venusbeobachtungen selbst. Das Nähere der einzelnen Beobachtungen (schon berichtigt wegen ungleicher Durchsichtigkeit der verschiedenen Gläser des Instrumentes) gibt die Tabelle I., in welcher (ganz ähnlich wie in der citirten Abhandlung p. 31) unter qz die aus meiner Tafel genommenen Extinctionsgrößen, und unter der Ueberschrift $\log. \odot : \varphi + \log. Alb. \varphi$ die Supplemente der Logarithmen derjenigen Zahlen stehen, durch welche nach der Lambert'schen Formel (s. p. 96 meiner Abhandlung) das Verhältniß der Helligkeit des Planeten zu der der Sonne, nach Hinweglassung der unbekanntnen Albedo und den wahren Halbmesser der $\varphi = 0,985$ des Erdhalbmessers gesetzt, sich aus-

*) Bey den drey letzten Beobachtungen erlaubten die Umstände nicht.

drückt. Diese Zahlen können dienen, um die sämtlichen Observationen auf eine Normalzeit, z. B. auf diejenige Helligkeit, welche Venus am Abend des 27. März 1852 hatte, zu reduciren, für welche Epoche man hat $\log. \odot : \varphi + \log. Alb. = 8,9638$. Wenn man dieß thut und zugleich den Uebergang von Sirius auf Capella macht, so geben, mit Hilfe der φz befreit vom Einfluß ungleicher Zenitdistanz, die 10 der Extinction wegen weniger sichern Beobachtungen, welche in der Zusammenstellung mit : bezeichnet sind, im Mittel

$$\log. \frac{\varphi, \text{März } 27,3}{\text{Capella}} = 1,5579$$

dagegen die 7 übrigen, welche einzeln zuverlässiger sind:

$$1,5531$$

also fast identisch; das Hauptmittel, wenn beyde Bestimmungen gleiches Gewicht erhalten, ist

$$1,5555$$

und wenn man den Uebergang auf meinen Normalstern Wega macht

$$\left(\text{mit } \log. \frac{\text{Capella}}{\text{Wega}} = 9,9162,\right.$$

welches Resultat von p. 49 meiner Abh. die neueren Beobachtungen bestätigen) so ist

$$\log. \frac{\varphi \text{ März } 27,3}{\text{Wega}} = 1,4717.$$

Der mittlere Fehler einer einzelnen Beobachtung, einschließlich der Unsicherheit ihrer Reduction auf gleiche Zenitdistanz beyder Himmelskörper, ergibt sich dabey $= \pm 0,0553$, der wahrscheinliche $= \pm 0,0373$, und der wahrscheinliche des Resultates, soweit es von der Vergleichung zwischen Venus und Sirius abhängig ist, $= \pm 0,0091$.

Das allmähliche Wachsen der Helligkeit des Planeten findet sich in den Beobachtungen unzweydeutig ausgesprochen, und der Gang dieser Zunahme ergibt sich aus einer Trajectorie, welche man durch die graphisch als Punkte eingetragenen Beobachtungen (an welche sich noch die unter III. zu erwähnenden Vergleichungen mit Jupiter anreihen) hindurchlegt, in vollkommener Uebereinstimmung mit der Theorie.

II. Vergleichungen zwischen Jupiter und Fixsternen.

Ueber die Helligkeit Jupiters liegen mir 4 neue Vergleichungen mit Wega, 5 mit Arcturus und Eine mit Regulus vor. Die Verhältnisse dieser Fixsterne nehme ich gegenwärtig so an:

$$\log. \frac{\text{Arcturus}}{\text{Wega}} = 9,9073^*)$$

$$\log. \frac{\text{Regulus}}{\text{Wega}} = 9,5145$$

Wenn man mit Hilfe dieser Annahmen die Zahlen in Tabelle II. sämtlich auf Wega, und zugleich auf diejenige Helligkeit Jupiters reducirt, welche er 1852 März 7.6 hatte, ($\log. \odot : 4 + \log. Alb. = 9,6972$ mit : Halbmesser des 4 = 11.21 Erdhalbmessern), so ergibt sich

$$\log. \frac{4 \text{ März } 7,6}{\text{Wega}} = \begin{cases} 0,742 \text{ aus } 4 \text{ direct. Vergleichungen} \\ 0,747 \text{ aus } 5 \text{ Vergl. durch Arctur} \\ 0,677 \text{ aus } 1 \text{ durch Regulus.} \end{cases}$$

Gibt man der letzteren das Gewicht $\frac{1}{2}$, weil die Vergleichung zwischen 4 und Regulus, an sich wegen des großen Helligkeitsunterschiedes etwas schwierig, nur auf halb so vielen Einstellungen beruht, als sonst gewöhnlich gemacht sind, so wird das Mittel

$$\log. \frac{4 \text{ März } 7,6}{\text{Wega}} = 0,7391$$

die mittlere Abweichung jeder einzelnen Beobachtung hievon beträgt 0.0462, die wahrscheinliche 0.0312 und die wahrscheinliche Unsicherheit des Mittels, so weit sie von zufälligen Fehlern der einzelnen Vergleichungen abhängig ist, $\pm 0,00986$.

*) Ältere Bestimmung 9.9295. Bey diesem Stern ist die Abweichung der neuern Beobachtungen vom frühern Resultat am auffallendsten. Vergleichungen mit Wega (3 neue) Capella (1) und Spica (3) so wie auch die durch 4 und δ , vereinigen sich darin, neuerlich einen etwas kleineren Werth zu geben als früher.

III. Vergleichen zwischen Venus und Jupiter.

Nachdem gegen Ende April 1852 Sirius Abends dem Horizonte zu nahe gekommen war, um noch als Vergleichungsstern für Venus zu dienen, wurden die Beobachtungen der letzteren mit Hilfe des Planeten Jupiter fortgesetzt. Sie sind nebst dem, was zu ihrer Reduction nöthig ist, in dem kleinen Tafelchen III. enthalten. Wenn man auch hier Alles auf die Normalhelligkeit der Venus von März 27.3 und des Jupiter von März 7.6 zurückführt, und dabey der Beobachtung Nr. 191/192 das gebührende doppelte Gewicht gibt (sie besteht aus zwey $\frac{3}{4}$ Stunden auseinanderliegenden Messungen), so wird im Mittel aus vier Vergleichen

$$\log. \frac{\varphi \text{ März } 27.3}{4 \text{ März } 7.6} = 0,7070$$

und der wahrscheinliche Fehler dieses Resultats, so weit er aus so wenigen Beobachtungen sich ableiten läßt, wäre ± 0.0181 .

Stellt man hiernach die Resultate aus I. II. und III. zusammen, so ist gefunden, wenn $\log. \text{Wega} = 0$ gesetzt wird:

$$\log. \varphi \text{ März } 27.3 = 1.4717 \pm 0.0091 \text{ aus } 17 \text{ Vergleich. mit Sirius,}$$

$$\log. 4 \text{ März } 7.6 = 0.7391 \pm 0.0099 \text{ aus } 10 \text{ Vergl. mit Wega, Arctur u. Regulus.}$$

$$\log. \varphi \text{ März } 27.3 - \log. 4 \text{ März } 7.6 = 0.7070 \pm 0.0181 \text{ aus } 3 \text{ directen Vergl.}$$

Subtrahirt man von der ersten dieser Gleichungen die beyden folgenden, so erhält man, anstatt Null, die Größe 0.0256 mit einem wahrscheinlichen Fehler ± 0.0241 , also eine Uebereinstimmung, die durchaus befriedigend ist, besonders wenn man bedenkt, daß sie von dem 5fachen Uebergang — Venus auf Sirius, Sirius auf Capella, Capella auf Wega, Wega auf Jupiter und Jupiter auf Venus, abhängig ist. Gibt man, wie es der Zahl der Beobachtungen und den wahrscheinlichen Fehlern angemessen ist, den beyden ersten Gleichungen vierfaches Gewicht gegen die letzte, so erhält man aus allen dreuen als wahrscheinlichste Werthe:

$$\log. \frac{\varphi \text{ 1852 März } 27.3}{\text{Wega}} = 1.4674$$

$$\log. \frac{4 \text{ 1852 März } 7.6}{\text{Wega}} = 0.7434$$

Geht man von diesen Zahlen aus auf das Helligkeitsverhältniß der Sonne zu Wega über, mit Hilfe der angegebenen theoretischen Werthe der Verhältnisse beyder Planeten zur Sonne, so erhält man:

$$1) \log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4312 - \log. \text{ Alb. } \varphi \\ = 10.4406 - \log. \text{ Alb. } 4$$

Das letztere Resultat läßt sich vergleichen mit demjenigen, welches meine älteren Beobachtungen des Jupiter (besprochen S. 98 der früheren Abhandlung) ergeben haben. Aus vier Vergleichen mit Wega und Einer mit Sirius, welche letztere ich durch die unter I. gegebenen Verhältnißzahlen ebenfalls auf Wega reducire, ergibt sich nemlich

$$\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4214 - \log. \text{ Alb. } 4$$

(dieß ist der Logarithmus des arithmetischen Mittels der 5 Numeri, welche übrigens einzeln viel schlechter als die neueren harmonieren). Beyde Resultate zeigen eine Uebereinstimmung, welche bey der Unsicherheit der ältern Beobachtungen überraschend zu nennen ist. Gebe ich dem neuen Mittel 3faches Gewicht, so erhalte ich als Hauptmittel aus allen Beobachtungen Jupiters:

$$2) \log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4358 - \log. \text{ Alb. } 4$$

und aus der Verbindung dieser Gleichung mit demjenigen, welche aus den Venusbeobachtungen hervorging, erhält man zwischen der Albedo beyder Planeten die Bedingung

$$\log. \frac{\text{ Alb. } 4}{\text{ Alb. } \varphi} = 0.0046$$

oder es würde sich verhalten

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. September.

Nro. 30.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter.

(Schluß.)

3) Alb. ♀ : Alb. ♂ = 93 : 94

d. h., so weit die Beobachtungen entscheiden können, sind beyde gleich, denn der geringe Unterschied ist nach der Sicherheit der photometrischen Messungen keineswegs zu verbürgen, und würde auch ganz verschwinden, wenn man die angenommene Größe für den Halbmesser eines der beyden Planeten nur um $\frac{1}{200}$ seines Werthes verändern wollte. Ob namentlich derjenige der Venus auf eine so kleine Größe sicher ist, möchte zweifelhaft seyn. Man gelangt also zu dem auffallenden Resultate, daß diese beyden Planeten, von welchen der Eine ungefähr 4mal dichter als der andere ist, eine sehr genau gleich weiße Oberfläche haben.

IV. Vergleichen zwischen Mars und Fixsternen.

Die neuen Vergleichen zwischen Mars und Capella, an der Zahl 9, und zwischen Mars und Arctur (an der Zahl 3) sind in Tabelle IV. enthalten. Bey ihrer Reduction habe ich für Mars denjenigen Werth des scheinbaren Halbmessers angewendet, welchen Dubemans aus Bessel's Heliometer-Messungen hergeleitet hat. (A. N. Nr. 838). Durch die Annahme dieses Werthes statt des älteren

wird auch das Resultat meiner frühern Beobachtungen des Mars (Abh. p. 98) verändert. Im Mittel der 4 alten Beobachtungen erhält man jetzt:

log. ☉ : Wega = 9.7273 — log. Alb. ♂

dagegen aus den 12 neuen, von Arctur und Capella auf Wega reducirt:

log. ☉ : Wega = 9.7349 — log. Alb. ♂

und die wahrscheinliche Unsicherheit des letztern Resultates ± 0.0077 . Die Uebereinstimmung kann also vollständig genannt werden. In der That ist der Unterschied der beyden Zahlen bedeutend kleiner als die Aenderung, welche die erste von ihnen durch die Annahme eines andern Mars-Halbmessers erlitten hat *). Es darf gewiß als ein Argument zu Gunsten photometrischer Messungen geltend gemacht werden, daß ein solcher Fall sich auf einem noch so wenig angebauten Gebiete jetzt schon zutragen konnte. Diese schöne Uebereinstimmung erhält man übrigens aus Zahlen, welche in ihrer Originalform keine Spur derselben an sich tragen. Mars erschien zur Zeit seiner ältern Beobachtungen 30mal heller als bey den neueren: damals überglänzte er Sirius bey weitem, während er diesmal nur als Stern 2ter Größe beobachtet wurde. Es ergibt sich auch weiter aus dem Zusammentreffen beyder Zahlen, so wie aus demjenigen der entsprechenden für Jupiter, daß in der Zwischenzeit von ungefähr 7 Jahren die Sonne gleiche Helligkeit behalten hat, und da auch eine Beobachtung von Olbers aus dem Jahre 1801, welche den Werth einer Messung hat,

*) Nach der frühern Berechnung war der log. des ältern Mittels 0.771.

mit meinen vortrefflich harmonirt (s. meine Abh. p. 99), so kann man das Gleiche für den Zeitraum eines halben Jahrhunderts behaupten, — worin vielleicht der erste directe Beweis gegen die Annahme einer irgend erheblichen Veränderlichkeit der Sonne enthalten ist.

Wenn man aus allen meinen alten und neuen Beobachtungen des Mars das Mittel nimmt, so ergibt sich

$$4) \log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 9.7330 - \log. \text{Alb. } \sigma$$

und die Vergleichung dieses Resultates mit 1) und 2) gibt:

$$5) \left\{ \begin{array}{l} \log. \frac{\text{Alb. } \varphi}{\text{Alb. } \sigma} = 0.6982 \\ \log. \frac{\text{Alb. } \eta}{\text{Alb. } \sigma} = 0.7028 \end{array} \right.$$

aus 62 alten Vergleichen zwischen Fixsternen	
erster Größe wurde gefunden (s. d. Abh. p. 51)	± 0.0361
aus 12 neuen zwischen Mars und Sternen	± 0.0265
„ 17 „ „ Venus „ Sirius	± 0.0373
„ 10 „ „ Jupiter „ Sternen	± 0.0312
„ 4 „ „ Jupiter „ Venus	± 0.0373
„ 16 alten u. neuen zw. Sirius „ Capella	± 0.0346

Daß auch die Möglichkeit constanter Fehler, die sich hierin nicht aussprechen sollten, in den Resultaten nicht sehr zu fürchten ist, scheint aus der im Vorausgehenden mehrfach hervorgehobenen Ueber-

oder jeder der beyden helleren Planeten reflectirt sehr nahe 5mal mehr von gleich vielem auffallendem Lichte, als Mars thut. Der letztere scheint daher schon eine bedeutend dunkle Localfarbe zu haben, die gleichwohl wahrscheinlich noch beträchtlich heller ist als die des Mondes. —

Bey Untersuchungen in einem Felde, welches noch so wenig betreten ist, hat die Kenntniß der Sicherheit, welche man den Resultaten etwa zutrauen darf, fast eben so großes Interesse als die letztern selbst. Ich stelle deshalb zum Schluß noch die Zahlen zusammen, welche sich auf verschiedene Weise für die wahrscheinlichen Fehler einzelner Beobachtungen, logarithmisch dargestellt, ergeben haben, und welche die Unsicherheit der Einstellung und die der Reduction auf gleiche Zenitdistanzen in sich begreifen:

einstimmung zwischen solchen Zahlen hervorzugehen, welche in weit auseinander liegenden Epochen oder bey dem Uebergang durch verschiedene Zwischenglieder sich ergeben.

**Zusammenstellung der Beobachtungen über die Selligkeit der Planeten Venus,
Jupiter und Mars im Frühjahr 1852.**

I. Vergleichen zwischen Venus und Sirius.

Nr. der Beob.	Datum 1852.	Wahre Zenit-Distanz ♀	log. Beob.			Wahre Zenit-Dist. Sirius.	log. ☉ : ♀ + log. Alb. ♀
			g z	♀ : *	g z		
109	März 6	82° 51'	0.539	0.372 :	0.149	65° 50'	9.006
110	" 7	71 22	0.209	0.775 :	0.138	64 46	9.004
117	" 8	68 55	0.179	0.710	0.139	64 54	9.002
121	" 9	68 0	0.170	0.834	0.139	64 53	9.000
125	" 12	73 55	0.248	0.804 :	0.140	65 3	8.994
127	" 14	71 43	0.218	0.684 :	0.140	65 2	8.991
131	" 18	64 59	0.140	0.875	0.138	64 45	8.983
138	" 19	67 23	0.164	0.802	0.142	65 11	8.981
142	" 20	71 27	0.210	0.727 :	0.154	66 25	8.979
147	" 22	70 17	0.194	0.742	0.157	66 43	8.974
152	" 27	74 24	0.257	0.702 :	0.211	71 31	8.964
153	April 13	61 32	0.108	1.002	0.237	73 16	8.926
156	" 16	63 47	0.128	1.044	0.303	76 42	8.919
162	" 17	59 43	0.095	1.058 :	0.259	74 31	8.916
169	" 21	59 49	0.096	1.207 :	0.311	77 6	8.907
174	" 22	59 40	0.095	1.144 :	0.324	77 38	8.905
181	" 23	38 58	0.090	1.116 :	0.328	77 47	8.903

II. Vergleichen zwischen Jupiter und Fixsternen.

Nr. der Beob.	Datum 1852.	Wahre Zenit-Distanz ♀	log. Beob.			Wahre Zenit-Dist. * Name des Vergleich *	log. ☉ : ♀ + log. Alb. ♀
			g z	♀ : *	g z		
116	März 7	67° 55'	0.169	1.101	0.108	61° 30' Regulus	9.697
161	April 16	66 41	0.157	0.800	0.006	28 11 Arctur	9.607
166	" 17	66 25	0.154	0.717	0.033	46 43 Wega	9.606
167	" 17	65 40	0.147	0.795	0.007	28 31 Arctur	9.606
172	" 21	68 15	0.172	0.721	0.007	28 54 Arctur	9.600
180	" 22	65 31	0.145	0.655	0.026	44 3 Wega	9.599
185	Mai 10	68 49	0.178	0.816	0.007	30 24 Arctur	9.590
189	" 15	67 10	0.162	0.822	0.018	40 18 Arctur	9.591
193	" 18	63 56	0.129	0.625	0.014	37 17 Wega	9.592
195	" 21	64 1	0.130	0.795	0.012	35 9 Wega	9.594

III. Vergleichen zwischen Venus und Jupiter.

Nr. der Beob.	Datum 1852	log. \odot : φ + log. Alb. φ	Wahre Zenit-Distanz φ	ρz	log. Beob. φ : φ	ρz	Wahre Zenit-Dist. φ	log. \odot : φ + lg. Alb. φ
184	Mai 10	8.865	75° 57'	0.287	0.540	0.190	69° 52'	9.590
191	" 16	8.854	65 20	0.143	0.807	0.244	73 43	9.590
192	" 16	8.854	72 19	0.223	0.665	0.184	69 25	9.591
197	" 23	8.844	77 36	0.323	0.617	0.141	65 7	9.596

IV. Vergleichen zwischen Mars und Fixsternen.

Nr. der Beob.	Datum 1852	Wahre Zenit-Distanz φ	ρz	log. Beob. φ : *	ρz	Wahre Zenit-Dist. * Name des Bergl. *	log. \odot : φ + log. Alb.
113	März 7	23° 37'	0.004	0.003	0.005	25° 5' Capella	9.831
130	" 14	24 10	0.004	9.953	0.009	31 39 "	9.895
136	" 18	25 57	0.005	9.926	0.013	36 25 "	9.932
144	" 20	25 26	0.005	9.894	0.012	35 11 "	9.949
149	" 22	25 3	0.005	9.904	0.011	33 56 "	9.967
158	April 16	35 57	0.013	9.597	0.055	52 23 "	10.161
160	" 16	60 43	0.102	9.546	0.007	28 37 Arctur	10.162
164	" 17	35 18	0.012	9.682	0.052	51 47 Capella	10.168
171	" 21	37 9	0.014	9.677	0.063	54 16 "	10.194
179	" 22	43 39	0.025	9.714	0.101	60 34 "	10.201
183	Mai 10	52 37	0.055	9.490	0.010	33 2 Arctur	10.303
186	" 15	77 8,5	0.312	9.164	0.008	31 25 "	10.328

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. September.

Nro. 31.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sigung der mathematisch-physikalischen Klasse am
9. Juli 1853.

Hr. Prof. Wagner legte vor den dritten Bericht
des Hrn. Prof. Harleß: Ueber die in dem
physiologischen Kabinet der Universität Mün-
chen angestellten Untersuchungen während des
laufenden Etatsjahres.

Nachstehend verzeichnete Untersuchungen und Arbeiten
wurden im gedachten Institute in Ausführung ge-
bracht *).

I. Reizversuche. a) An der Muskelsubstanz.

Seit der Veröffentlichung meiner Studien über
die Fähigkeit der Muskelsubstanz sich ohne Mitwir-
kung der Nerventhätigkeit unter geeigneten Umstän-
den zusammen zu ziehen, was ich zuerst bey Be-
obachtung der Aethernarkose (Wirkung des Schwefel-
äthers in chemischer und physiologischer Beziehung zc.),
dann unter Anwendung starker, die Nerventhätigkeit
rasch lähmender Induktionsströme (Denkschriften der
Akademie der Wissenschaften zu München 1848)
gefunden hatte, haben sich mehrere weitere Thatsa-
chen beobachten lassen, welche theils auf anderem
Wege, theils mit anderen Mitteln die Schlussfol-
gerungen rechtfertigen, die ich an den angeführten

*) Die beiden früheren Berichte finden sich in die-
sen Blättern Bd. XXXIV S. 349 und XXXV
S. 217.

Orten gemacht hatte, trotzdem daß sich einzelne Ein-
wendungen dagegen früher erhoben hatten.

Das wichtigste Faktum, welches für meine An-
nahme spricht, ist das von R. Wagner zuerst be-
kannt gemachte selbstständige Pulsiren der Herzsub-
stanz zu einer Zeit, wo die Muskelemente selbst
noch in ihrer Entwicklung begriffen, und die Nerven
noch nicht ausgebildet sind, Reizversuche der Anla-
gen der nervösen Centralorgane selbst noch ohne
allen Erfolg bleiben (Göttinger gelehrte Anzeigen
21. Dkt. 1850). Wenn Wagner das Resultat die-
ser Beobachtung so formulirt, daß er sagt, man
sieht, daß wenigstens zu einer gewissen Zeit Mus-
kelcontraction ohne Nerveneinfluß, ja ohne Gegen-
wart von Nerven möglich sey, so scheint mir damit
eine willkürliche Beschränkung der Schlussfolgerung
gemacht zu seyn, denn man sieht nicht, wodurch die
Muskelsubstanz im weiteren Verlauf der Zeit, nach-
dem sie doch einmal mit ihren charakteristischen Merk-
malen gebildet war, eine Fähigkeit wieder verlieren
sollte, welche sie im Lauf ihrer Entwicklung einmal
gewonnen hatte. Begreiflich ist dagegen, daß mit
der Bildung der Nerven, wenn diese ihren Einfluß
geltend machen können, Momente eingeführt werden,
welche auf den Typus, die Intensität, die Erreg-
barkeit der Muskelsubstanz eben so wie andere als
nervöse Reize von unbedingter Wirkung sind. Nichts
aber berechtigt uns den Nerveneinfluß als etwas
anderes anzusehen, als einen allen übrigen äußeren
Reizen coordinirten Impuls, durch welchen die Kraft
in den Muskeln frey wird, welche die Contraction als
äußere Erscheinung ihrer Wirkung bedingt. Diese
Kraft der Contraction ist dem Muskel eben so in-
härent als die Elasticität einem Gauthschuffaden; um

XXXVII. 31

ihre Wirkung aber zu verspüren, sind äußere Veranlassungen nöthig in jenem wie in diesem Fall. So wenig die spannenden Gewichte die Kraft der Elasticität erzeugen, so wenig erzeugt der Nerven-einfluß die Kraft der Contraction.

Vermöge seiner molekulären Eigenschaften kann ein Körper unter sehr verschiedenen äußeren Bedingungen immer einen bestimmten Zustandswechsel zeigen; ist dieser aber einmal determinirt, so ist keine Veranlassung anzunehmen, daß, wenn er sich in dieser bestimmten Form unter gewissen Bedingungen einmal gezeigt hat, er nicht unter denselben Bedingungen wieder auftreten sollte, vorausgesetzt, daß nicht gleichzeitig andere Bedingungen obwalten, welche jenen neutralisirend entgegenarbeiten. Das Letztere aber von den Nerven überhaupt voraussetzen zu wollen, hätten wir keinen Grund, und wenn sich auch die Zahl der bewegungshemmenden Nerven mehreren sollte, deren wir nur Einen (in Beziehung auf das Herz) kennen, nemlich den Vagus, so wäre noch immer die Frage, in welcher Weise diese Hemmung geschieht, und ob Aufhebung dieser Art der Hemmung und Fortbestehen der Hemmung anderen als nervösen Reizen gegenüber zu vereinen wäre. Man könnte sich nemlich nur denken, ein an sich stetiger Nerveneinfluß ließe die Muskelmasse in einem derartigen molekulären Zustand verharren, daß sie von äußeren Kräften nicht eher in denjenigen übergeführt werden könnte, welcher bey der Contraction eintritt, als bis durch diese äußeren Kräfte der Nerveneinfluß überwunden wird, und die Contraction ähnlich dem Rückschwung eines sich selbst überlassenen elastischen Körpers nach Wegfall der spannenden Kräfte erfolgte. Ohne die Richtigkeit dieser Annahme prüfen zu wollen, kann eine derartige Möglichkeit nicht geläugnet werden, allein, wenn sie auch durch die Erfahrung berechtigt wäre, würde dieses an dem Verhältniß von Nerveneinfluß und Zusammenziehungsfähigkeit nichts ändern. Der physikalische Begriff von Kraft setzt die Existenz wenigstens zweyer materieller Prämissen voraus, und an dem Phänomen, aus welchem wir die Kraft abstrahiren, hat die Natur der einen Substanz eben so viel Antheil als die Natur der anderen. Mag nun die Contraction mit dem Eintreten oder Aufhören des

Nerveneinflusses zusammenfallen, immer hat an dem Phänomen der Contraction das Substrat der Muskelsubstanz und das der Nerven gleichen Antheil, und nur in diesem Sinne konnte ich und habe ich die Muskelirritabilität verfochten.

Daß im Lauf der Entwicklung die Muskelsubstanz sich nicht so verändert, daß sie ihre Eigenschaft sich zu contrahiren nur für die Fälle der Nerven-erregung behauptete, für alle anderen verlore, sehen wir theils aus den von mir zuerst gemachten Beobachtungen in der Aethernarkose, und wenn man diesen keine vollkommene Beweisskraft zuschreiben will, aus den neueren Versuchen von Stannius mit Blausäure und Opiumtinctur, welche ebenfalls ergeben, daß je für sich Nerv oder Muskel getödtet werden kann, und die physiologischen Eigenschaften des anderen in Kraft bleiben (Zwey Reihen physiologischer Versuche, Kofstoc 1851). Es gibt nun noch andere Mittel sich von der direkten Wirkung äußerer Reize auf die Muskelsubstanz zu überzeugen, ohne daß man die Nerventhätigkeit vorher aufgehoben hat, auch wären von hieraus zusammengehalten mit anderen Erfahrungen vielleicht noch weitere Schlüsse auf das Wesen der Muskelcontraction zu machen. Denn so viel auch DuBois's ausgedehnte Untersuchungen über die elektrischen Zustände der Muskeln im Zustand ihrer Ruhe und Thätigkeit Licht verbreitet haben, so ist in Anbetracht des Wesens der Contraction dadurch nicht mehr gewonnen als durch die Erfahrungen, daß sich bey der Contraction der Muskel verkürzt und dicker wird, daß seine Dichtigkeit um etwas zunimmt, daß er Wärme und Kohlen Säure entwickelt u., denn man wird Contraction und Electricität wohl nicht auch identificiren können. Alle diese Dinge treten neben der Contraction auf, deren Wesen in einer veränderten Gruppirung bestimmt gestalteter kleinsten, aber nicht unendlich kleiner Theile bestehen muß und welche Veränderung mit einer Reihe anderer gleichzeitig zu beobachtender Phänomene an der Muskelsubstanz verbunden ist. Aus dem absoluten Maaß der Verkürzung, Verdickung und Verdichtung müßte sich die Form dieser kleinsten Theile rechnen lassen, wonach die Aufklärung über das Wesen der Contraction wohl vielleicht noch von dem Calcul, nicht aber von

Beobachtung und Experiment zu erwarten wäre. Letzteres kann uns in dieser Beziehung nur über die an dem räumlich ausgedehnten Muskel in der Zeit auftretende und sich also zeitlich entwickelnde Contraction und die damit unvermeidlich verknüpften Prozesse Aufschluß gewähren. Helmholtz und Volkmann haben über den Gang der Contraction mittelst der graphischen Methode Untersuchungen angestellt und dabey Curven erhalten, welche ein, wenn auch in sehr kurzen Zeiten, doch sehr deutliches Anwachsen und darauffolgendes Abnehmen der Contraction nachweisen. Man sieht aber leicht, daß hiebey der in der Zeit variable Totaleffect der Verkürzung gemessen ist und nicht der Intensitätswechsel der Contraction für je ein Muskelelement, was, wenn ich nicht irre, jene Experimentatoren präsumiren.

Bekanntlich sieht, wie Weber nachgewiesen hat, die Hubhöhe in direkter Relation zur Länge der Faser. Enthält ein Muskel verschieden lange Fasern, und hängt an seinem einen, sehnigen Endpunkt ein zu bewogender Körper, welcher die Curve auf dem Cylinder des Kymographion schreibt, so wird dieser Körper, bey gleicher Verkürzungstendenz jeder einzelnen Faser, doch verschieden hoch gehoben werden, je nachdem die kürzere oder längere gerade in Contraction begriffen ist. Nun hat es zwar alle Wahrscheinlichkeit gegen sich, daß in Folge eines Reizes, welcher anscheinend alle Fasern gleichzeitig trifft, gerade die kürzesten zuerst, dann die längsten, und endlich nur wieder die kürzesten sich contrahiren sollten; allein es ist denkbar, daß jede Faser erst nach und nach in ihrer ganzen Länge sich zusammenzieht, daß also anfänglich kürzere, dann längere, und zuletzt wieder kürzere Stücke in Wirksamkeit kommen, an welchen die übrigen als passive Theile, als Gewicht, hängen, die selbst nun der Länge der contrahirten Theile entsprechend hoch gehoben werden, wenn auch überall da, wo die Contraction auftritt, ihre Intensität für je eine Maaßeinheit gleich groß ist.

Die nachfolgenden Beobachtungen, theilweise nicht zu diesem Zweck angestellt, können auch hierüber Aufschluß geben.

Reizt man den Muskel eines Thieres an einer vom Rumpf abgetrennten Extremität, und zwar durch

mechanischen Druck, so beobachtet man diesseits und jenseits, d. h. oberhalb und unterhalb dieser Stelle, eine Vibration der Muskelbündel, welche in den seltensten Fällen von dem gereizten Punkt nach den entfernteren fortzuschreiten scheint, sondern an den letzteren zuerst und am stärksten auftritt. Den Leitungsgesezen und Anordnungen der motorischen Nerven zu Folge könnte man, wenn diese Erscheinung von ihnen abhängig gedacht wird, nur annehmen, daß die Erregung einer tiefer unten sich ausbreitenden Faser in der einem höher gelegenen Muskelbezirk angehörigen einen Erregungszustand inducirte, wie dieses bey der sogenannten paradoxen Zuckung der Fall ist, bey welcher aber der primäre Reiz nothwendig ein elektrischer seyn muß, während hier nur ein mechanischer gewirkt hat.

Es bleibt somit nur die Annahme möglich, daß das Phänomen von dem Fortschreiten der Wirkung in der Muskelsubstanz unabhängig von der Gegenwart der Nerven ausginge, was eben auf's Neue beweisen würde, daß die Contractionsfähigkeit weder ein Geschenk der Nervenkraft noch eine ausschließlich ihr unterstellte Eigenschaft der Muskeln ist.

Die ganze Erscheinung ist nicht selten täuschend ähnlich einer Wellenbewegung, wie man in günstigen Fällen an einer dünnen Wasser- oder Oelfschicht, oder der feuchten Oberfläche, besonders der größeren Muskeln des Oberschenkels (beym Frosch) sieht. Man gewahrt dann ein von dem gereizten Punkt ausgehendes System außerordentlich feiner, nur bey schiefer Beleuchtung sichtbarer Wellen, welche gegen die beyden Befestigungspunkte hinlaufen. Die deutlicheren zitternden Contractionen erscheinen dann wie stehende im Schwingungsmaximum gelegne Wellen.

Da nun, wie aus Webers Untersuchungen hervorgeht, die mikroskopisch sichtbare Form der Contraction nicht in einer Kräuselung oder Zickzackbiegung besteht, wie man früher glaubte, so kann jene undulirende Bewegung nicht als direkter Ausdruck der Contractionen, sondern nur als eine Folgewirkung ihres Auftretens angesehen werden. Die einzelnen Zusammenziehungen müssen aber demgemäß Punkt für Punkt in der Richtung des Faserzuges ihr Maximum erreichen, und nicht Faser für Faser,

wobey zu gleicher Zeit während der ganzen Dauer eines continuirlichen Reizes diese Maxima ihren Ort innerhalb der Länge der Faser wechseln. Will man hiebey auch die Natur des Reizes in Anschlag bringen, so liegt am nächsten anzunehmen, daß sich bey verstärktem Druck die Summe der gereizten Fasern vergrößert. Das Fortschreiten der Wirkung in der Richtung ein und derselben Faser möchte aber viel weniger aus der Natur des Reizes als aus dem Verhalten der Faser gegen den Reiz abzuleiten seyn.

Es fragt sich nur noch, ob das, was bey continuirlich andauerndem Reiz mit dem Blick verfolgbar ist, auch bey momentaner Reizung in den kleinsten Zeittheilchen erfolge, ob also von jenen Beobachtungen auf ein successives Verbreiten der Contraction über die ganze Länge der Faser geschlossen werden dürfe.

Bey einem jeden Körper, auf welchen punktförmig ein Impuls wirkt, der den Zustand des ganzen Körpers zu ändern im Stande ist, muß streng genommen diese letzte Zustandsveränderung als eine im Verlauf der Zeit sich entwickelnde gedacht werden, mag diese auch noch so kurz seyn; und die an dem Körper fortschreitende Veränderung wird ihren Ausgang von der Stelle nehmen, an welcher der Impuls eingewirkt hat.

Es kann aber in der Natur des Körpers gelegen seyn, daß ein einmaliger Impuls eine Periode von Veränderungen anregt, wie der Stoß auf eine elastische Masse u. s. w. Diese Periode kann in einer wiederkehrenden gleichzeitigen Bewegung der ganzen Summe von Theilen eines Körpers oder in einer wiederkehrenden successiven Bewegung der einzelnen Theile bestehen. Im einen Fall liegt das periodisch wiederkehrende Maximum in der Bewegungsebene eines bestimmten Punktes (einfachster Fall einer stehenden Seilschwingung), oder abwechselnd in hintereinander gelegenen Ebenen (bey der fortschreitenden Schwingung). Denkt man von einer analogen Bewegungsform eine bestimmte Arbeit oder Leistung abhängig, so kann diese auf die eine oder andere Weise ausgeführt werden, ohne daß an ihr als dem Produkt sich die Natur der Factoren unmittelbar bestimmen ließe.

Es kann also durch die Contraction eines Muskels, welche an einem Punkt seiner Länge angeregt worden ist, ein bestimmtes Gewicht eben so hoch gehoben werden, wenn das in meßbarer Zeit sich entwickelnde Contractionsmaximum an einem bestimmten Punkt erreicht oder auf eine gewisse Summe von Punkten successive vertheilt wird.

Um hierüber Aufschluß zu bekommen müßte man nicht bloß an dem einen Ende, wie Volkmann es gethan hat, den die Curve zeichnenden Index anbringen, sondern eine bestimmte Anzahl solcher Index parallel längs des Faserzuges des Muskels einführen, und nun den Muskel in verschiedenen Querschnitten reizen. Dieser Versuch scheitert aber an der Unmöglichkeit in den platten Muskeln mit parallelem Faserzug, wie man sie hiebey allein benützen kann, die zeichnenden Körper z. B. steife Borsten in ihrer parallelen Stellung zu erhalten, und ihnen genug Festigkeit zum Zeichnen am Kymographion zu geben. Ich habe deshalb folgende Vorrichtung construirt, welche ich einstweilen hier beschreiben will, während ich die Mittheilung der damit zu gewinnenden Resultate meinem nächsten Bericht vorbehalte.

Auf einem vollkommen feststehenden Stativ befinden sich in einer Ebene fünf oder sechs circa $1\frac{1}{4}$ Zoll lange, $2\frac{1}{2}$ ''' Durchmesser haltende Eisenstäbchen, je mit einer engen Spirale überspannenen Kupferdrahtes überwickelt, und in Guttapercha-Streifen eingehüllt, so daß sie vollkommen voneinander isolirt sind. An dem allgemeinen Träger dieser Cylinder sind gekrümmte Stahlfedern angeschraubt, welche sich sofort je an die eine Basis der Cylinder anlegen, sobald diese durch einen in der Drahtspirale fortgeleiteten elektrischen Strom magnetisch werden und vermöge ihrer Elasticität in dem Augenblick abspringen, in welchem jener elektrische Strom unterbrochen wird. Da es gerade hierauf ankommt, sind die Cylinder unterhalb der Federn mit Papier überklebt, um vor der Wirkung der auch in dem weichen Eisen nach Unterbrechung des Stromes immer zurückbleibenden Spuren des Magnetismus gesichert zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. September.

Nro. 32.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Der eine Voldraht eines Grove'schen Elementes wird in so viele Arme gespalten als Electromagnete vorhanden sind, und je immer ein Arm mit dem einen Ende einer Drahtspirale verbunden. Ebenso spaltet sich der zweyte Voldraht in eine gleiche Anzahl von Zweigen, von denen je einer zu einer mit Quecksilber gefüllten napfförmigen Vertiefung in einer Scheibe von polirtem Holz taucht. Diese Vertiefungen stehen in der Peripherie eines Kreises von c. 3" Durchmesser, und sind immer durch eine senkrecht errichtete isolirende Scheidewand in zwey Abtheilungen getrennt. In die äußeren Abtheilungen also tauchen die anderen Enden der Drahtspiralen, in die inneren die Zweige des zweyten Voldrahtes des Elementes. Die Scheidewand in den Vertiefungen hält die Kette offen, und so lange das Quecksilber dießseits und jenseits der Scheidewand nicht in leitende Verbindung gesetzt wird, bleibt das Eisen unmagnetisch. Die leitende Verbindung wird aber hergestellt durch ein N förmig gebogenes Platindrähtchen, dessen einer Schenkel beträchtlich länger gedacht werden muß, und oben zu einem feinen Hälchen gekrümmt ist. Diese Schenkel an den Stromschließenden Brücken sind ungleich lang und zwar immer einer um gleich viel länger als der an-

dere. Diese Hälchen werden in dem zu untersuchenden, über dem Centrum der Scheibe fixirten Muskel und zwar genau in senkrechter Linie übereinander eingehängt, während die erste untere Krümmung des Drahtes auf dem obersten Gipfel der Quecksilberkuppe aufliegt.

An den Stahlfedern vor den Electromagneten sind ganz kurze steife Borsten befestigt, deren Spitzen alle genau in einer Linie stehen. Diese Borsten verzeichnen bey Beginn des Versuches auf dem angeruhten Papier des Kymographions parallele Linien, welche im Bereich einer geraden Linie abbrechen, so wie die Kette geöffnet wird; denn in demselben Augenblick springen alle Federn von dem nicht mehr magnetischen Eisen zurück und es entfernen sich dadurch gleichzeitig sämmtliche Borsten von dem Cylinders des Kymographions. Hat man sich überzeugt, daß in diesem Fall wirklich sämmtliche Parallellinien gleichzeitig abbrechen, so arretirt man das Uhrwerk, stellt die Borsten durch Schließen der Kette wieder an ihren alten Platz, setzt das Uhrwerk in Gang, läßt kurze Parallellinien ziehen, und reizt den Muskel durch einen einmaligen starken Inductionsstrom an seinem untersten Punkt, in dem man zwey Platinspitzen als Stromzuführende Apparate in der Richtung der Querachse des Muskels an dessen Peripherie angelegt hat. Schreitet die Contraction vom gereizten Punkt aus nach den höher oben gelegenen fort, so brechen die Parallellinien nicht genau in einer auf ihnen Senkrechten ab, sondern die Linie, in der dieß geschieht, ist gegen jene geneigt, und um so mehr, je schneller die Rotation des Cylinders am Kymographion ist. Tritt dagegen die Contraction an allen Punkten der Längsrichtung

der Muskelfasern gleichzeitig ein, so geschieht das Abbrechen der Parallellinien bey jeder, auch der schnellsten Rotation des Cylinders, genau in einer auf jener senkrechten Linie. Auch wird sich durch das Markiren des Contractionsendes im Verlauf der Muskellänge die Reihenfolge bestimmen lassen, in welcher die Contraction an den verschiedenen Punkten erlischt, indem sich wenigstens entscheiden läßt, ob am oberen oder unteren Ende oder überall gleichzeitig die Contraction aufhört.

b) An der Nervensubstanz.

Ich hatte in Müller's Archiv 1846 pag. 74 ff. eine Reihe von Experimenten veröffentlicht, welche die Erfahrungen von Engelhardt (Müller's Archiv 1840) theils bestätigten, theils vervollständigten, und als feststehendes Beobachtungsergebnis durch Versuche an einer sehr großen Anzahl von Thieren ergaben, daß wenn man von oben nach abwärts, oder umgekehrt Wirbel für Wirbel mit einem scharfen Meißel das in dem Rückenmarkskanal eingeschlossene Centralorgan mit letzterem zugleich quer durchschneidet und zwar mit raschem, gleichmäßigem und einmaligem Hammerschlag auf den Meißel, an gewissen Punkten nur Beugebewegung, an anderen nur Streckbewegung der oberen oder unteren Extremitäten auftritt, daß endlich nach Wegnahme gewisser Rückenmarksabschnitte die Möglichkeit aufhört, Reflexbewegungen von der Haut der vorderen oder hinteren Extremitäten zu erzielen.

Nun hat Ludwig in seiner jüngst erschienenen Physiologie Bb. I. S. 153 indirekt wenigstens die Richtigkeit der Beobachtung bezweifelt, und obwohl ich seit dem Jahr 1847 jedesmal die Versuche in meinen Vorlesungen mit demselben Erfolg wiederholt hatte, so lag mir doch daran, auf's Neue die wichtigeren Experimente mehrfach wiederholen zu lassen, was durch Herrn Muspratt aus Liverpool auch geschah. Was er in seinem Diarium notirte, stimmte bey nachträglicher Vergleichung vollkommen mit meinen Resultaten, und kann demnach als unzweifelhaft feststehend betrachtet werden, soferne man an allen Stellen bey Durchschneidung des Rückenmarkes genau auf gleiche Weise verfährt, und den gewöhnlichen Grad der Reizbarkeit benützt. Ich sehe mich

gezwungen diese Clausel zu machen, weil ich keinen vernünftigen Grund einsehe die Thatsachen zu bezweifeln, hätte man nicht Thiere angetroffen, bey welchen die gleichen Versuche von anderen Resultaten begleitet gewesen wären. Ich glaube, daß ich der Kritik nicht erst die weiteren Mittel zur Beurtheilung und Vergleichung an die Hand zu geben brauche, indem sie bereits in meiner Abhandlung vom Jahre 1846 gelegen sind. Dort habe ich nehmlich schon experimentell, also die durch willkürliche Modification des Versuches zu erzielenden Umstände angegeben, unter welchen sich und wie weit sich das gewöhnliche, weitaus häufigste Resultat der gewöhnlichen Versuche ändert. Es geschieht dieß nehmlich bey einer künstlichen Veränderung der Reizbarkeit des Rückenmarkes durch Narkotika oder durch Einführung von Umständen, Luftzutritt zu dem bloßgelegten Mark, unter welchen gewisse Fähigkeiten des Centralorganes früher verschwinden als andere. Man weiß schon längst, wie ein und dasselbe Experiment zwey ganz entgegengesetzte Erfolge haben kann, z. B. das Armiren der Nerven mit heterogenen Metallen, dem im einen Fall eine Deffnungs-, im anderen eine Schließungszuckung folgt, wobey dieser Unterschied ganz allein abhängt von der Verschiedenheit der Reizbarkeit des Präparates. Dieser schwer zu bestimmende oder vorauszu sehende Grad der Reizbarkeit kann nicht bloß, sondern muß, wie ich damals schon nachgewiesen habe, auch das Resultat unserer Versuche bestimmen, nur kann ich nicht bestimmte Merkmale für den Anfangs- und Endpunkt des einen oder anderen Grades angeben. Als Gesetz wird aber immer der Ausdruck von Erfahrungen angenommen werden müssen, welche unter den gewöhnlichsten Verhältnissen am häufigsten gewonnen werden können, und in diesem Sinne darf das Resultat, welches ich früher gewonnen habe, und welches sich durch die dießjährigen, wiederholten Untersuchungen bestätigt hat, als der Ausdruck eines Gesetzes betrachtet werden, und ich bin mit der Formulirung dieses Gesetzes, welche Ludwig gegeben hat, vollkommen einverstanden, indem er sagt: „die durch das Rückenmark tretenden Wurzelnöhren müssen auf dem Verlauf durch das Rückenmark an ganz constanten Orten ihres Weges mit einem geringeren Grad von Erregbarkeit begabt seyn als an anderen.“

Eine näher von uns geprüfte Thatsache, welche ebenfalls in jenem Artikel von mir erwähnt worden, ist die, daß es sehr beschränkte Stellen des Rückenmarkes gibt, deren leiseste Verletzung das Reflexvermögen aufhebt; und daß zweitens noch ziemlich Strecken des Rückenmarkes oberhalb der Nervenwurzel-Einsenkungen vorhanden seyn können, ohne daß innerhalb des Nervengebietes dieser Wurzeln noch Reflexfunction wahrgenommen werden kann. Jeder, der das Rückenmark von hinten her bey Fröschen bloß gelegt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Gefahr, die Reflexfunction zu vernichten, am größten bey Wegnahme des Bogens am 5ten oder 6ten Wirbel ist. Die geringste Zerrung des Marks an dieser Stelle ruft oft kürzere, oft länger andauernde tetanische Zuckungen der unteren Extremitäten hervor; sind diese vorüber, so ist das Reflexvermögen unwiederbringlich verloren. Durchschneidet man an der Stelle, wo die ersten derartigen tetanischen Zuckungen bey geringer Zerrung oder im Moment der plötzlichen Durchschneidung auftreten, das Rückenmark, so ist man nicht mehr im Stande durch Reizung der Schwimnhaut mit Essigsäure Reflexbewegungen hervorzurufen, obwohl, wie ich mich wiederholt überzeugt habe, die Markmasse mehr als ein Millimeter oberhalb des Wurzeleintrittes durchschnitten war. Dieses Factum läßt nun freylich mehrfache Deutung zu; entweder die Erschütterung und der mechanische Stoß nahe an dieser Stelle vernichtet durch irgend welche Veränderung der Erregbarkeit jener Theile, durch deren Zusammenwirken eben die Reflexfunction hergestellt ist, dieses Vermögen, oder es treten die Primitivfasern erst in beträchtlicher Entfernung von der Einsenkung der Wurzeln in's Mark, in eine solche Juxtaposition, bey welcher die Querleitung möglich ist, oder es findet sonst eine wirksame Anordnung der gesammten Nerven-elemente an dieser höher oben gelegnen Stelle statt, was theilweise durch das Mikroskop vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit entschieden werden könnte. Daß die anatomischen Verhältnisse mehr in's Auge zu fassen sind, dürfte sich daraus ergeben, daß bei Einführung der für Reflexbewegungen günstigsten Bedingungen (Strychnin-Vergiftung) von jenem Punkt ab, gleichwohl jede Möglichkeit einer Reflexbewegung aufgehoben ist. Auch scheint daraus

zu folgen, daß die bloße Gegenwart von grauer Masse, verknüpft mit den Nervenfasern im Mark, die Reflexfunction nicht ausschließlich bedingt, sondern wesentlich auch die Faseranordnung dabey theiligt, vielleicht ausschließlich maassgebend ist. Daraus deutet auch noch ein Umstand hin, welchen wir mehrmal beobachteten, wenn ich gleich von vorne herein hervorheben muß, daß nur unter günstigen Verhältnissen eines gewissen Grades von Reizbarkeit der Versuch vollkommen gelingt. Hat man nemlich die unteren Extremitäten eines decapitirten Frosches enthäutet, und reizt die Muskeln des einen Schenkels mit einem starken Inductionsstrom, und zwar mittelst sehr eng aneinander liegender Enden der Drähte, so bemerkt man oft gar keine Reflexbewegung, weder an dem gereizten noch an dem zweyten Schenkel. Wie denn auch von allen Beobachtern angegeben wird, daß man von der bloßgelegten Muskulatur aus sehr schwer oder gar nicht Reflexbewegungen zu erzielen im Stande ist. Wir beobachteten aber, daß wenn durch die häufigen Inductionsstöße die Muskeln gelähmt waren, und sich nicht mehr contrahirten, statt in dem gereizten Muskel, in dem gleichnamigen Muskel der anderen Extremität eine Zuckung austrat. Herr Muspratt hat dieses Phänomen weiter verfolgt, sehr häufig wiederholt, und mir Fälle gezeigt, in denen man Muskel für Muskel ausschließlich durch Reizung des gleichnamigen gelähmten Muskels der anderen Extremität erzielen konnte. Ja wir haben drey oder viermal ganz deutliche Zuckungen innerhalb einzelner Muskelbündel eines Muskels gesehen, welche genau so entstanden wären, wenn man statt an dem Muskel der gelähmten Extremität an dem ersteren selbst die Poldrähte angelegt hätte. Es ist begreiflich, daß ich alle Mittel anwenden ließ, um mich zu überzeugen, daß nicht ein Uberspringen der Electricität die Ursache war, dadurch daß Glasplatten zwischen die Schenkel des auf Glas liegenden Präparates geschoben, statt der Muskeln nasse Fliesspapierbäusche, welche auf den Muskeln lagen, als Verbindung der beyden Drähte benützt wurden, ferner dadurch, daß das Rückenmark ganz zerstört wurde u. dgl. Dabey zeigte sich, daß man nur an der Innenfläche der Oberschenkel die Entfernung beyder Drähte möglichst reduciren muß, und an diesen Stellen am besten

der oben erwähnte Erfolg durch Seitenströme herbeigeführt werden kann. Der Umstand, daß in gelungenen Versuchen ausschließlich der mit dem gereizten gleichnamige der zweyten Extremität zuckt, verdrängt schon an sich die Annahme eines einfachen Ueberspringens der Electricität; auch sind, wenn das Letztere zufällig einmal geschieht, die Zuckungen viel energischer und ausgedehnter als in Folge reflectorischer Nervenleitung.

Es ereignet sich nun wohl auch häufig, daß mehrere Muskeln auf diese Weise reflectorisch contractirt werden, allein die ebenfalls häufigen Fälle, in welchen entweder zuerst oder ganz ausschließlich nur in dem gleichnamigen Muskel diese Reflerbewegungen auftreten, beweisen auf's deutlichste, daß die symmetrischen contractilen Organe central durch engste Juxtaposition ihrer motorischen Fasern miteinander verknüpft sind. Wir haben auch Fälle gesehen, in welchen ganz dasselbe Gesetz sich für die Muskulatur des Bauches geltend gemacht hat, am seltensten gelang es von der Muskulatur des Unterschenkels aus, was mich am längsten eine Wirkung überspringender Electricität argwohnen ließ, bis die fortgesetzten und sorgfältigsten Beobachtungen Muspratt's und die Anwendung aller möglichen Cautelen jenen Verdacht entfernt hatten. Daß die entscheidenden Erfolge, nemlich ausschließliche Zuckung des gleichnamigen Muskels oder eines Bündels desselben, sehr vom Zufall abhängen, wird dem nicht auffallen, welcher mit derartigen Reizversuchen vertraut ist. Es gehört ein ganz bestimmter Grad der Erregbarkeit dazu, groß genug die Querleitung auf die nächste Station noch zu ermöglichen und klein genug, ihrer in unmeßbarer Zeit erfolgenden Verbreitung auf weitere Strecken Einhalt zu thun. Ist es aber erlaubt aus dem scheinbar zufälligen Erfolg eine Norm zu machen, und auf die centrale Faseranordnung in dieser Beziehung zu schließen? Offenbar wird bey dem geringsten Grad der Erregbarkeit, bey welchem überhaupt noch eine Reflerbewegung Statt findet, zuletzt nur noch eine Uebertragung auf die nächstgelegnen Primitivfasern möglich seyn. Die Fälle also, in welchen die Reflerbewegung innerhalb der kleinsten Grenzen eingengt bleibt, werden denen der geringsten Erregbarkeit entsprechen,

und wenn es zugleich die symmetrischen Muskeln sind, welche ausschließlich zucken, so werden diese Fälle auch als Beweise für die engste Juxtaposition der zu den symmetrischen Muskeln gehenden Primitivfasern innerhalb des Rückenmarkes angesehen werden dürfen.

Mehreres ist uns übrigens bey diesen Versuchen noch unklar geblieben und wird sich vielleicht erst im Verfolg der Untersuchung lösen lassen. Erstens nemlich, warum von den Muskeln des Unterschenkels so viel schwerer sich Reflerbewegungen auslösen lassen, und warum zweytens in den gelungensten Versuchen die Muskeln des einen Schenkels ihre Reizbarkeit erst völlig mußten eingebüßt haben, ehe diese Reflerbewegungen oder Reflerbewegungen überhaupt von ihnen aus hervorgerufen werden konnten. Die Versuche wurden an nicht frisch eingefangenen Thieren zu Anfang Juny, und die gelungensten kurz vor Gewitterausbruch angestellt.

Bey Beaufsichtigung dieser Versuche hatte ich auch bemerkt, daß die Lymphherzen für die oberen Extremitäten noch fortpulsirten, nachdem die ganze obere Hälfte des Rückenmarkes zerstört war; ich forderte deswegen Herrn Muspratt auf, auch auf die unteren Lymphherzen Rücksicht zu nehmen, da bekanntlich von Volkmann die Behauptung aufgestellt war, daß die Bewegungscentra dieser Gebilde an ganz bestimmten Punkten des Rückenmarkes gelegen seyen (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Nervenphysiologie). Es wurde nun zwar schon die entgegengesetzte Behauptung ausgesprochen, nemlich daß die Bewegung der Lymphherzen unabhängig vom Rückenmark sey; indessen war den Aussagen eines so gewandten und anerkannten Experimentators wie Volkmann gegenüber eine Bestätigung der gegentheiligen Behauptung nothwendig, und zugleich der Nachweis der etwaigen Fehlerquelle in Volkmann's Versuch. Ich glaube diesen gefunden zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Muspratt zeigte mir nehmlich einen Fall, wo plöglliche Durchschneidung des Rückenmarkes in der Gegend des 3. und 4. Wirbels sofortigen Stillstand der unteren Lymphherzen nach sich zog. Auch muß ich erwähnen, daß ich, so oft ich in meinen Vorlesungen den Volkmann'schen Versuch angestellt hatte, jederzeit den Angaben dieses Autors entsprechend die Contraction der Herzen sistirt fand. Nun trafen wir aber auf einen Fall, wo ohngefähr eine Viertelstunde nach vollständiger Entfernung des ganzen Rückenmarkes die Lymphherzen noch regelmäßig fortpulsirten. Würde dieser Fall unter hundertern nur einmal sich ereignen, so würde er doch die Schlußfolgerung Volkmann's entkräften. Die Thatsache, daß hie und da in Folge von Durchschneidung des Rückenmarkes an einer anderen als der von Volkmann angegebenen Stelle der Stillstand eintritt, zeigt uns aber, worin der Fehler bey der Beurtheilung liegt. Erstens nehmlich steht fest: Die Bewegung kann fortgehen auch nach Entfernung des Rückenmarkes, ist also nicht absolut abhängig von dessen Einfluß. Wie aber Volkmann gezeigt hat, daß durch Zerschmettern einer Extremität eine Rückwirkung auf den Schlag des Blutherzens erzielt wer-

den kann, so kann auch durch Erschütterung des Rückenmarks an einer oder der anderen Stelle, und zwar wahrscheinlich am leichtesten von den durch Volkmann bezeichneten Stellen aus, eine den Stillstand der Lymphherzen bedingende Rückwirkung veranlaßt werden. Wir kennen in dem Wagus einen Bewegungshemmenden Nerv, und wenn nach der Wegnahme des ihn afficirenden Reizes die Bewegung des Blutherzens beschleunigt zurückkehrt, während nach einmaliger Reizung der die Lymphherzen-Bewegung hemmenden Fasern des Rückenmarkes die Pulsation an diesen Stellen nicht mehr zurückkehrt, so hat dieses mechanisch nichts Auffallendes. Denn die eine Pulsation unterhaltende Kraft kann an sich stark genug seyn diese Pulsationen eben zu unterhalten, leicht aber zu schwach, die einmal aufgehobene Bewegung aufs Neue in Gang zu bringen.

II. Galvanometerversuche.

Bei dem Einprobiren des neu acquirirten Multiplicators, verfertigt von Heckmann, Mechanikus an der polytechnischen Schule in Carlsruhe, dessen galvanische Apparate sich sämmtlich durch ihre Güte und Wohlfeilheit auszeichnen, wurden zugleich mehrere Versuche gelegentlich gemacht, um mit leichterer Mühe, als bisher möglich war, an den nicht vom Körper abgetrennten Muskeln zu experimentiren, die berühmt gewordenen Du Bois'schen Beobachtungen aus eigner Anschauung kennen zu lernen, woben sich einzelne Phänomene wahrnehmen ließen, welche der weiteren Untersuchung würdig scheinen.

So wurde unter Anderem versucht, den in Folge galvanischer Reizung vom Nerv aus hervorgerufenen Contractionsgrad gleichzeitig mit dem Werth der bey der Contraction auftretenden negativen Stromschwankung zu messen. Es mußte also der Muskel (in allen Versuchen der Gastrocnemius des Frosches) erstens mit dem Galvanometer in leitende Verbindung gebracht und zweitens an einem Meßapparat für die Größe seiner Verkürzung bey verschiedenen Belastungen aufgehängt seyn. Als letzteren hatte ich den, in meinem Artikel Stimme (pag. 518 des Handwörterbuches² von R. Wagner) beschriebenen, in dem Kabinet, welcher dazu benützt werden konnte.

Die größere Schwierigkeit bestand in dem Anlegen der Zuleitungsbäusche an den nothwendiger Weise vertikal aufgehängten Präparat, welches entweder mit dem ganzen decapitirten Thier oder nur mit dem zugehörigen Nerven in Verbindung gelassen war. Die kurzen Fließpapierbäusche mußten in längere beweglichere feuchte Massen umgewandelt werden, und ich wählte dazu dicke, mit concentrirter Salzlösung getränkte Baumwollendochte bis an ihre mit Cyweißhäntchen überzogenen Enden in ganz dünne Guttapercha eingehüllt, welche mit diesen ihren Enden durch Ringe aus vulkanisirtem Guttaschum an zwey electromotorisch möglichst differenten Stellen des unverkehrten Gastrocnemius unverrückbar befestigt wurden. Die fest schließenden engen Ringe durften aber natürlich nicht auf den Muskel selbst drücken, und dadurch entweder den Nerv durch Compression zu frühzeitig paralyisiren oder durch ihre mechanische Wirkung die Muskelmassen zu Contractionsen anregen. Sie umschlangen daher oben ein Stück des theilweise erhaltenen os femoris, unten die Achillessehne, an welcher der Haken befestigt war, welcher die die Gewichte aufzunehmende Waagschale trug. Die Zuleitungsdochte tauchten in zwey mit derselben

Lösung gefüllte Gefäße, die ihrerseits mit dem zweyten Paar von Gefäßen, in welche die Platinplatten tauchen, durch communicirende hebersörmige Glasröhren, ebenfalls mit concentrirter Salzlösung gefüllt, in Verbindung standen. Der Schließungsbausch bestand wie die Zuleitungsbäusche aus einem dicken Baumwollendocht in eine dickere Guttaschumplatte eingewickelt, um ihm mehr Steifigkeit zu geben und ihn durch eine über eine Rolle laufende Schnur aus dem einen Gefäß herauszuheben; was nothwendig war, weil diese ganze Vorrichtung auf einem kleinen Tischchen über dem Meßapparat stand, an welchem man den Grad der Verkürzung beobachtete. Von hier aus mußte man auch den Induktionskreis, welcher durch den Nerv des Muskels ging, öffnen und schließen können. Auch war wenigstens zur Controlirung möglich, von demselben Punkt aus durch ein kleines Fernrohr die Schwankung der Magnethadel an deren Bild im Spiegel wahrzunehmen, welcher oberhalb des Galvanometers in geeigneter Stellung aufgehängt war. Denn bey der großen Empfindlichkeit des Instrumentes war es immer nothwendig aus ziemlicher Entfernung abzulesen, weil die Nähe der warmen Hand oder des Gesichtes des Beobachters schon Schwankungen von mehreren Graden an der Nadel verursacht.

Ich schicke nun die Beobachtungen voraus, welche von mir und Herrn Rauscher an diesem Apparat gemacht worden sind und bemerke nur, daß die im Verhältniß zu der Empfindlichkeit des Instrumentes kleinen Nadelauschläge davon herrühren, daß man ohne Entfernung der paralektronomischen Schicht die Zuleitungsbäusche an dem unverletzten Muskel applicirt wurden.

²) Du Bois in den Berlin. akad. Monatsbericht. Juni 1851.

Ursprüngliche Länge des Gastrocnemius A = 2, 4 Centim.

Belastung in Grammen.	Verlängerung durch die Gewichte in Millimetern.	Erster Ausschlag an der Nadel.	Verkürzung durch Reizung d. Nerv*) in Millimetern.	Erster Nabelaus- schlag während der Contraction.	Differenz beyder Nabelausschläge.
0		54			} 20
10	2		5,5	34	
20	+ 1,5	40	3,5	30	10
30	+ 1,0	39	3,0	29	10
40	+ 0,5	37	4,2	32	5
50	+ 0,5	35	4,5	30	5
60	+ 0,3	37	0,5	37	0
100	+ 1	36	1	36	0
0	bleibend verlängert um 2	39	1,5	38	1

Ursprüngliche Länge des Gastrocnemius B 2,5 Centim.

0		63			
100	+ 7	58	10	35	23
60	+ 6,5	55	9,5	40	15
50	+ 6	50	9,5	36	14
40	+ 5,5	50	9	37	13
30	+ 4,8	46	9,5	34	12
20	+ 3,5	45	9	42	3
10	+ 3	45	8,5	43	2
0		45	7	44	1

(Dauer eines Versuches 28 Minuten).

Gastrocnemius C.

Belastung mit 20 Gramm.	Erster Nabelaus Schlag		Differenz beyder Ausschläge	Zeit	Größe der Verkür- zung bey der Rei- zung
	ohne Reizung	mit Reizung			
	55	45	10	3 Uhr 29'	4 Millim.
	52	45	7	— 31'	3 "
	50	48	2	— 35'	2 "
	50	48	2	— 39'	1½ "

*) Der Nerv stand noch in Zusammenhang mit dem Rückenmark.

Gastrocnemius E.

Belastung mit 20 Gramm.	Erster Nadelauschlag		Differenz beider Ausschläge	Dauer der Reizung in Sekunden
	ohne Reizung	mit Reizung		
	45	23	22	3
	36	32	4	3
	34	33	1	5
	34	30	4	3
	30	27	3	3
	28	27	1	5
	26	26	0	5
Gastrocnemius F.				
Belastung mit 20 Gramm.	29	10	19	3
	25	10	15	3
	22	10	12	3
	20	11	9	5
	19	12	7	5
	18	15	3	5
	16	15	1	5
	16	15	1	5
	15	feine Contraction mehr.	0	5

Gastrocnemius G.

Belastung	Erster Nadelaus- schlag ohne Rei- zung	Zeit
20 Gramm.	49	3 Uhr 48'
50 "	48	— 50
20 "	48	— 51
200 "	45	— 55
50 "	43	— 58
50 "	43	— 59
50 "	43	4 Uhr
200 "	42	— 2'
20 "	43	— 4'

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Gastrocnemius H.

Belastung mit 20 Gramm.	Dauer der Reizung bis zum Abheben des Schließungs- bausches	Erster Nadelaus- schlag	Größe der Verkür- zung in Millim.	Zeitdauer der Pausen
	0	42		
	1 Sekunde	30	3,5	2 Minuten
	3 "	35	5	3 "
	5 "	29	6	3 "
	10 "	33	3	3 "
	0	32		3 "
	1 Sekunde	30	2	2½ "
	10 "	30	1	2 "
	0	30		2 "
	5 Sekunden	30	½	2 "
	2 "	30	½	2 "
	1 Sekunde	30	0	

Belastung d. h. Dehnung, Reizung und deren Folgewirkung Ermüdung, so wie der Mangel der Ernährung (Tod) schwächen den Strom des ruhenden Muskels. Hiebey ist die Dehnung weniger erfolgreich als die Reizung. Denn bey dem Muskel G brachte in 15 Minuten abwechselnde Dehnung durch 20, 50, 200, 50, 200 Gramm nur eine Verminderung des Muskelstromes um 6° hervor, während bey dem Muskel C mit constanter Dehnung durch bloß 20 Gramm viermalige Reizung in 10 Minuten den Strom um 5° vermindert hatte. Dort also eine Verminderung um 29, hier nur um 10 Procente des ursprünglichen Werthes. Ähnliches sieht man auch bey dem Muskel A und B: bey dem Einen betrug die Verminderung des ursprünglichen Werthes 28, bey dem Anderen $28,6 \frac{6}{10}$, obwohl im einen Fall von den leichteren zu den schwereren, im zweyten von den schwereren zu den leichteren Lasten übergegangen wurde.

Gleichwohl ist der Grad der Dehnung im Verein mit anderen Einflüssen auf den Muskel nicht ohne Erfolg. Man sieht dieß daraus, daß in allen Fällen, wo die Belastung gleich erhalten wurde, in Folge von Reizung und Ermüdung die Stromstärke des ruhenden Muskels von Moment zu Moment abnimmt, während der gleichzeitige Wechsel von Gewichten hie und da Schwankungen während der Abnahme des Stromes im Ganzen zuläßt. Bey dem Muskel A mögen übrigens vielleicht auch andere Umstände zufällig mitgewirkt haben, während bey Muskel G die direkte Wirkung der Belastung unmittelbar beobachtet werden kann. Denn das plötzlich vermehrte Gewicht ruft immer eine sprungweise Abnahme der Stromstärke hervor.

Vergleicht man die Differenzen der Nadelausschläge, durch den ruhenden Muskel erzeugt, so fin-

det sich jederzeit die größte Differenz unmittelbar nach der ersten Reizung, welche selbst 12 (H) und 14 (A) Grade erreichen kann, während Gewichte, die selbst um das Hundertfache auseinander sind, nur Differenzen von 1 oder 3 hervorzurufen im Stande sind (G).

Vergleicht man die absoluten Werthe der Ablenkung für den ruhenden und gereizten Muskel, so bilden diese im Allgemeinen Differenzen zu Gunsten des Stromes im ruhenden Muskel: DuBoi's Gesetz der negativen Stromschwankung. Faßt man die in den Tabellen aufgeführten Differenzen für sich in's Auge, so sieht man dieselben je öfter die Reizung wiederholt wurde, um so mehr abnehmen, und endlich Null werden (AEF). Die Differenzen nehmen aber nicht stetig, sondern sprungweise ab, und der größte Sprung folgt gewöhnlich der ersten Reizung. Selten und nur unter gewissen Umständen (E) ist die Abnahme der Differenz fluctuirend d. h. dazwischen wieder größer als nach früheren Contractionen. Die Abnahme der Differenzen überhaupt könnte erreicht werden durch einen constanten Werth der Ablenkung, wenn der Muskel contrahirt ist, dem sich der allmählich sinkende des nicht contrahirten näherte, oder durch ein allmähliches, gleichzeitiges Vermindern der negativen Stromschwankung bis zu dem Grad, wo dieselbe Null wird. Man sieht aus den Tabellen, daß das Letztere der Fall ist, die Zahlen für den gewöhnlichen Muskelstrom und die negative Stromschwankung bilden convergirende Reihen, wobey graphisch ausgedrückt, jederzeit die der ersteren eine stärkere Neigung hat als die der letzteren. Die Abnahme des gewöhnlichen Muskelstromes erfolgt also rascher als die der Stromschwankung. Stellen wir die Grenzwerte für beyde in den einzelnen Tabellen und ihre Differenzen zusammen, so erhalten wir folgenden Ueberblick:

	A Diff.	B Diff.	E Diff.	F Diff.
I. Nadelaus Schlag ohne Reizung	54—38=15	63—45=18	45—26=19	29—15=14
I. Nadelauschl. während der Reiz.	38—34=4	44—35=9	26—23=3	15—10=5

Da beyde Reihen, wenn auch mit ungleicher Schnelligkeit, convergirten, so entstand die Frage, ob nicht unter Umständen eine jenseits des Converganzpunktes auftretende Divergenz möglich ist, d. h. ob nicht Zustände der Muskeln, vorübergehend wenigstens, angetroffen werden können, in welchen die vom ruhenden Muskel ausgehende Nadelablenkung kleiner ist als die vom contrahirten ausgehende. Der Muskel E und H schienen eine solche Kreuzung zu zeigen. Denn die Nadelablenkung betrug bey Reizung des Nerv von E 27°, unmittelbar darauf für den ruhenden Muskel 26°. Bey H gab die Nadel im Falle der Reizung einen Ausschlag von 33° und unmittelbar darauf im Falle der Ruhe einen Ausschlag von 32°.

Hätte man diese zwey Paare von Beobachtungen für sich, herausgerissen aus der ganzen Reihe gemacht, so würde man zu dem Schluß kommen können, daß der Strom des Muskels sich während der Contraction verstärkt. Die wahre Ursache dieser Erscheinung ergibt sich aber sogleich aus der Betrachtung der ganzen Beobachtungsreihe, wobey man sieht, daß in Folge vorausgegangener häufiger oder langdauernder Reizung des Nerv die Ermüdung den Muskelstrom rasch sinken läßt, so daß diese innerhalb der Pause zwischen der letzten Contraction und der neuen Einwirkung des ruhenden Muskels auf die Nadel die Stärke des Muskelstromes unter den Werth der negativen Stromschwankung sinken läßt, denn diese führt bey abermaliger Reizung nicht wieder zu dem früheren Werth, sondern entsprechend dem DuBois'schen Gesetz zu einem niedrigeren.

Bey allen diesen Versuchen mit vertikaler Aufhängung des Präparates bietet das Anlegen und die Handhabung der Zuleitungsbäusche mancherley, erst durch Uebung zu beseitigende Schwierigkeiten; auch ist ein oft zu großer Zeitverlust unvermeidlich. Hat man ein empfindliches Instrument wie das unseres Kabinet's, welches bey günstigster Lagerung eines Muskelbündels von $\frac{1}{10}$ Millim. Querschnitt noch deutliche Ablenkung zeigt, wie wir uns bey vollkommener Gleichartigkeit der ganzen Vorrichtung überzeugen hatten, so läßt sich für Muskelversuche ein bequemes Auskunftsmittel durch Verkleinerung des Querschnittes der Zuleitungsbäusche treffen. Nachdem neh-

lich die mit Salzwasser getränkten Dochte an dem Muskel angelegt waren, wurden immer mehr und mehr Fäden des Dochtes entfernt, und als wir endlich nur noch einen einzigen hatten, betrug die Nadelablenkung doch noch 5 — 8 — 10 Grade. Wo man also nicht allzu kleine Differenzen der Stromstärke zu erwarten hat, kann man sich selbst noch eines einzigen Fadens bedienen, dessen eines Ende in einem Bausch von Cyweißhäutchen eingewickelt, durch einen Faden auf den Muskel so aufgebunden wird, daß die Theile, welche nicht in Berührung mit diesem Zuleitungsfaden kommen sollen, etwa durch den Splitter einer entsprechend großen Glasröhre isolirt werden, in dessen Cavität man den Muskel oder die Sehne oder den Knochen zc. legt.

III. Mikroskopie.

Da den Studierenden jetzt so vielfache Gelegenheit an unserer Universität gegeben ist, mikroskopische Objecte kennen und untersuchen zu lernen, hielt ich es bey den praktischen Uebungen nicht für nothwendig dieses Instrument mehr als gelegentlich benützen zu lassen. Meine eigenen Studien führten mich nur auf einige Objecte, von denen sogleich die Rede seyn soll und außerdem erweiterte ich meine Erfahrungen für die Anwendung des Sonnenmikroskops zu demonstrativen Zwecken, weil dieses Instrument in solcher Beziehung von Mikroskopikern von Fach, von Siebold, Kölliker, Müller, Buhl, Thiersch und Anderen als sehr brauchbar gefunden wurde, und bereits mehrfache Bestellungen bey unserem trefflichen Mechaniker Stollenreuther dahier eingelaufen sind, welcher diese Apparate mit den von mir angegebenen Vorrichtungen zu äußerst billigen Preisen anfertigt. *) Da sich beyläufig bemerkt der ganze Beleuchtungsapparat auch sehr zweckmäßig und häufig für andere Zwecke z. B. die physiologische Optik zc. anwenden läßt, so dürfte dieses Instrument den physiologischen Instituten überhaupt sehr zu empfehlen seyn.

Um hier nicht überflüssige Wiederholungen machen zu müssen, verweise ich auf meinen Bericht in

*) Ein derartiges Mikroskop mit Fassung für Oberhäuser Linsensysteme kostet 5 Karolin.

diesen Blättern vom Wintersemester 185 $\frac{1}{2}$. Abgesehen von der Möglichkeit das Mikroskop mit künstlichem (Gas) Licht zu beleuchten, kommt es bey unserm, nicht immer heiteren Himmel darauf an, mit möglichst wenig Umständen und Zeitverlust das Lokal zu verfinstern. Dieß geschieht in meinem Hörsaal mit fünf Fenstern in weniger als einer Minute. Ich benütze nemlich dazu leichte Blindrahmen, welche auf beyden Seiten mit geschwärztem Papier überzogen sind, jedoch so, daß die dem Fenster zugekehrte Fläche weiß ist. An den Rändern ragen aufgenagelte breite Tuchenden vor und die Läden sind ähnlich wie Rouleaux aufgehängt, indem sich die an der oberen Latte eingefügten Zapfen auf der einen Seite in einer Dese, auf der anderen in einer aufwärts gekrümmten Gabel drehen. Entsprechend der Höhe der Läden sind in bestimmter Entfernung vom Fenster in der Decke Rollen eingeschraubt, über welche die von der Mitte des untern Randes der Läden ausgehenden Schnüre zu je einer entfernteren Rolle laufen, um von dort aus durch Zwischenrollen in bekannter Weise in einer Schnur vereinigt zu werden, durch welche mit Einem Zug sämtliche Läden niedergelassen oder gegen die Decke des Lokales aufgezogen werden können. Ist das Letztere geschehen, so sind die weißen Flächen dem Zimmerraum zugekehrt, was die Verdüsterung des Lokales verhindert. Zugleich kann unter Benützung derselben Rollen je ein Laden für sich geöffnet werden. Sind die Läden niedergelassen, so werden sie nur an die Mauerwandungen der Fensternische angebrückt, wobey die Tuchenden sich ringsum in allen Fugen einklemmen, und jeden Lichtstrahl abhalten. Uebrigens ist bey hellem Sonnenschein absolute Verfinsternung gar nicht nothwendig; man erhält auf der 6—8 Fuß vom Instrument entfernten auffangenden Wand noch vollkommen klare Bilder, ja es kann das diffuse Licht des Zimmers als Lichtdämpfung für das Bild bey manchen Objecten mit Vortheil benützt werden. Nur wenn man das von weißen Wolken reflektirte Licht benützen will oder muß, ist eine möglichst große Verdunklung des Raumes nothwendig, oder wenn man neben den Objectivlinsen auch noch die schwächeren Okulare benützt.

Man stellt bekanntlich bey dem gewöhnlichen Sonnenmikroskop die Objecte vertikal, was seine

leicht begreiflichen Nachtheile für alle Gegenstände hat, die in Flüssigkeit flottiren oder darin suspendirt sind und zwar wegen der Senkung, die unvermeidlich wird, so wie die Adhäsion zwischen Glas und Flüssigkeit nicht auf alle Theile der letzteren gleich wirken kann. Begnügt man sich mit etwas schwächerer Vergrößerung, nemlich der der Linsen, so ist die vertikale Aufstellung leicht zu vermeiden und man kann die horizontale Lagerung des Objectes benützen. Indem man den die Klemmen (vgl. Bericht vom Sommersemester 1852) und die Objectivlinsen tragenden Kopf des Instruments abschraubt, und das durch die Sammellinsen desselben concentrirte Licht auf den Spiegel des gewöhnlichen Mikroskops fallen läßt, auf dessen Rohr man das erste Prisma des Zeichnungsapparates aufsteckt. Dadurch wird das Bild in horizontaler Richtung auf die Wand geworfen. Um das Mikroskop leicht und fest vor dem Beleuchtungsapparat aufzustellen, befinden sich in den Seiten der Fensternische zwey Stützen befestigt, auf welche ein Brett mit geeignetem Ausschnitt gelegt wird, welches den Schlitten trägt. So nenne ich zwey mit einem Falz versehene festgeschraubte Leisten, welche in diesen den Fuß des Mikroskops aufnehmen, dessen Spiegel sodann dem Beleuchtungsapparat in geeigneter Weise genähert werden kann. Man bedarf jedoch zur Benützung dieses Apparates mehr Licht, kann auch nicht gut, eben wegen Lichtmangels, ein Okular in Anwendung bringen. Es ließe sich vielleicht hiefür eine bequemere und selbst wohlfeilere Einrichtung treffen, wenn man nemlich die Sonnenstrahlen direkt durch eine größere Sammellinse, welche vom Innern des Zimmers aus regulirt werden könnte, auf den Planspiegel des außerhalb des Ladens stehenden Mikroskops wüfse, wobey dann durch den Laden nur das horizontale kurze Rohr vor dem Prisma in den Zimmerraum hereingehe.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. September.

Nro. 35.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Eine weitere nothwendige Vorrichtung ist die Linse. Um nämlich das Bild auf der auffangenden Fläche in voller Schärfe zu erhalten, ist eine an der Wand selbst zu machende genaue Einstellung nothwendig, da man während des Demonstrierens bald diesen bald jenen Theil des Objectes in den Focus zu bringen hat. Es muß also die Einstellung aus einer Entfernung von 5—6 Fuß oder jeder beliebigen eben so sicher von Statten gehen, wie bey der Beobachtung durch das gewöhnliche Mikroskop. Ich erreiche dieß sehr einfach auf folgende Weise. Auf der dem Mikroskop zugekehrten Seite der auffangenden Fläche befindet sich eine kleine, in Spitzen laufende Messingrolle, über welche zweymal eine Darmsaite geschlungen ist. Diese läuft von hier über ein kleines, an der Mikrometerschraube des Mikroskops befindliches Rädchen, über dieses ebenfalls zweymal geschlungen, und ist an ihren beyden Enden mit gleich großen Gewichten von ohngefähr $\frac{1}{4}$ Pfund beschwert. Jede Drehung der Rolle an der Wand bewegt die Mikrometerschraube und zwar eben so fein, als wenn man diese selbst in der Hand hätte. Auf diese Weise ist die oben gestellte Aufgabe gelöst.

Das Suchen der zu zeigenden Objecte erleichtert man sich sehr durch ein, auf einen kleinen Rahmen gespanntes Pflanzenpapier, welches man am Instrument stehend und den Objectträger hin und her schiebend in einer Entfernung von 5—6 Zoll vor dem Instrument aufstellt.

Als auffangende Fläche kann man eine transparente Papierscheibe oder eine undurchsichtige von feinem Kartenpapier wählen; die letztere bey einem kleineren, die erstere bey einem größeren Auditorium. Denn in allen Fällen verlangen die meist feineren Verhältnisse der Theile, welche man zeigen will, eine Besichtigung des Bildes aus größerer Nähe, und nur bey durchscheinender Wand ist dieß gleichzeitig einer beträchtlicheren Anzahl von Beobachtern möglich.

Unvermeidlich ist hiebey aber ein Farbenspiel an den Rändern der Objecte, durch das Korn des Papiers oder der matten Glasaufstellung hervorgerufen, dessen einzelne ungleich große Theilchen nach dem Gesetz der dünnen Plättchen irisirende Farben erzeugen, welche bey undurchsichtiger glatter Wand nicht zum Vorschein kommen. Im ersteren Fall vermeidet man sie am besten, wenn man die Fläche etwas schief betrachten läßt.

Die undurchsichtige Wand hat auch noch den Vortheil, sehr transparente Objecte leichter zur Wahrnehmung zu bringen, weil diese eine möglichst große Abschwächung des Lichtes verlangen und bey dem zarten Schatten, welchen sie werfen, in Folge von Irradiation bey dem durchsichtigen Schirm für den Beobachter ganz verschwinden.

Es bedarf für den Mikroskopiker keiner Erwähnung, daß je durchsichtiger ein Object ist, das Licht um so mehr gedämpft werden muß, was bey unserem Instrument statt durch Blendungen durch das Entfernen des Brennpunktes der Beleuchtungslinsen, also durch Auseinanderschieben der betreffenden Röhren bewerkstelligt werden kann, oder auch durch Benützung unvereinigter Strahlen, wodurch man das Object in blauem oder orangem Licht erscheinen lassen kann.

Die Verbrennung oder Austrocknung der Präparate hat man auch bey stärkster Sonnenhitze nicht zu fürchten, wenn man sich des den Instrumenten beygegebenen, mit Gaze überspannten Ringes zwischen Spiegel und erster Sammellinse bedient. Die weißen Fäden reflectiren sehr viel Wärme und die Zwischenräume lassen Licht genug durch, um klare Bilder zu erzeugen. Beobachtet man im Winter oder bey nicht ganz heiterem Himmel, so ist diese Schutzvorrichtung überflüssig und leicht zu entfernen.

Will man Gegenstände abbilden, und ist nicht auf Herstellung von Photographien eingerichtet, so zeichnet man sie auf das matte Glas, mit dem man das kleine Bild auffängt, und trägt es von da leicht und sicher auf Papier über, ohne die Augen so anzustrengen wie bey der Camera clara.

Was die mikroskopischen Objecte, welche ich einer besonderen Untersuchung zu bestimmten Zwecken unterwarf, anbetrifft, so hebe ich hier nur die in meinem Artikel „Hören“ in Wagner's Handwörterbuch besprochenen hervor. Ich habe bey Fischen wiederholt Theilungen der Primitivfasern des Akustikus auch zweyter und dritter Ordnung beobachtet, dagegen auf der Schneckenreppe bey Säugethieren vergebens nach solchen gesucht, auf's Neue aber hier einzelne Schlingen mit sehr dicht liegenden Schenkeln gefunden, ohne aber leugnen zu können, daß auch freye Endigungen vorkommen. Besonders interessirten mich aber wieder die wunderbaren Gebilde auf dem Spiralblatt der Schnecke. Ich kann nun aus eigner Anschauung die Angaben Corti's sämmtlich bestätigen, mit Ausnahme des Daches, welches auf den Zähnen der zweyten Reihe liegt, und den darunter befindlichen drey gestielten Zellen, indem ich das erstere noch nicht habe auffinden kön-

nen, die letzteren wohl von oben gesehen habe, nicht aber in ihrer unveränderten Lage von der Seite, wo die Stiele allein sichtbar werden können. Ich muß vor Allem Corti darin beystimmen, daß die Zähne der zweyten Reihe zu den allerleicht zerstörbaren Gebilden gehören, welche der mikroskopischen Untersuchung nur unterworfen werden können. Ich sah sie bey Zusatz der indifferentesten Flüssigkeiten unter den Augen verschwinden, wenn ich so sagen darf, zerfließen; denn wären sie bloß durch Veränderung ihrer lichtbrechenden Eigenschaften in dem einen Menstruum verschwunden, so hätten sie in einem anderen wieder zum Vorschein kommen müssen, was aber bey allen möglichen in Anwendung gebrachten Reagentien nicht mehr der Fall war. Jeder chemische Körper, welcher in einem wasserhaltigen Medium, wie die Endolympe doch ist, in fester Form erscheinen kann, dagegen durch den geringsten Ueberschuß von Wasser gelöst wird, muß mit der Flüssigkeit, in welcher er in der ersten Form existiren konnte, sehr nahe gleiches spezifisches Gewicht haben. Es wird also die Dichtigkeit jener Gebilde sehr wenig verschieden seyn von der Dichtigkeit der Endolympe. In dieser Beziehung müssen alle Zähne der zweyten Reihe, an welcher Stelle des Spiralblattes wir sie untersuchen, gleich seyn; denn weder ich bemerkte irgend eine Parthie derselben, von welcher dieß weniger behauptet werden könnte, noch auch Corti hat einen derartigen Unterschied bemerkt. Die Zähne der ersten Reihe und die durchsichtigen zeigen dagegen in dieser Beziehung ein ganz anderes Verhalten. Sie sind den verschiedenen mehr indifferenten Reagentien viel weniger zugänglich und viel mehr consolidirt als die anderen. Treten überhaupt Beugungswellen der Endolympe auf, d. h. vor- und rückwärts gehende Verschiebungen der ganzen Flüssigkeitssäule, entsprechend den Schwingungen der Steigbügelplatte und des Trommelfelles, so werden diejenigen Gebilde natürlich sich am nächsten denselben accomodiren können, welche annähernd das gleiche Trägheitsmoment wie die Flüssigkeitstheilchen haben. Da in neuester Zeit durch Weber auf's Neue die Ansicht von Beugewellen in dem Labyrinth verfochten wird, so habe ich einen kleinen Apparat construirt, in welchem ich nicht frey suspendirte Staubtheilchen (vgl. meinen vorjährigen Bericht),

sondern ähnliche Gebilde, wie sie auf dem Spiralblatt der Schnecke gefunden werden, zur Beobachtung benutzte. Ich habe 1''' hohe, $\frac{1}{4}$ ''' Durchmesser haltende Glasringe schleifen lassen, in deren Innerem ich als Sehne ein kleines Stäbchen befestigte, welches aus einer äußerst dünnen Guttapercha-Platte geschnittene feinste Streifen trug. Diese standen parallel dem Durchmesser des Ringes ganz frey zwischen möglichst feinen Häutchen, welche über den mit Wasser gefüllten Ring gespannt waren.

Auf diesem Ring war auf der einen Seite ein zweyter Glasring, ebenfalls mit einer Membran überspannt, aufgesetzt, an deren Innenfläche ein ganz leichtes kurzes Capillarröhrchen mit einem Korkestückchen aufgesetzt war, und mit dem anderen Ende, ebenfalls auf Korke aufstehend, gegen die Membran des mit Flüssigkeit erfüllten Ringes anstieß. So hatte ich also eine Combination von Massen, wie sie in Trommelfell, Gehörknöchelchen und Schnecke gegeben sind. In diesem Fall sieht man allerdings bald an diesem bald an jenem der feinen Streifen Erzitterungen, wenn man die das Trommelfell vorstellende Membran in transversale Schwingungen versetzt, wie z. B. durch die Zinken einer Stimmgabel. Bey schwächeren Erschütterungen z. B. durch verschiedene sehr starke Töne einer Zungenpfeife, konnte ich keinerlei wahrnehmbare Oscillationen an ihnen hervorbringen, obgleich ich an einem feinen, aus einem Coconfaden bestehenden und mit einem Siegellacktröpfchen beschwerten Pendelchen, welches bis zur Mitte der Außenfläche der dritten Membran herabhieng, noch kleine hüpfende Bewegungen wahrnehmen konnte.

Wenn ich nach diesen Beobachtungen auch nicht mehr unabweisbar jede Beugungsschwingung der Zähne leugnen kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie ungleich schwieriger innerhalb einer Flüssigkeit als unmittelbar hinter ihr entstehen, und daß ein außerordentlich starkes Mittönen des Trommelfelles bey den verschiedensten Tönen vorausgesetzt werden müßte, welches bey dem Widerstand der Gehörknöchelchen in Verbindung mit dem Wasser des Labyrinthes und der Schnecke kaum angenommen werden kann, wenn man auch von der ganzen Einrichtung nach Seebeck's Theorie (Dove's Repert. der Physik VIII.

S. 6 der Akustik) eine große Begünstigung für das Mittönen des Trommelfelles in Beziehung auf die Summe der verschiedenen hörbaren Töne finden kann. Die von Hyrtl festgestellte Thatsache, daß es Thiere gibt, bey welchen der Steigbügel unverrückbar in das ovale Fenster eingekittet ist, zeigt wenigstens, daß, wenn man hier die ganze Schnecke nicht will als überflüssig ansehen, auf die an dem Trommelfell erregten und durch die Gehörknöchelchen sich fortpflanzenden Beugungsschwingungen sehr wenig gerechnet ist, und es muß bey der Eigenthümlichkeit der Formation, welche im Wesentlichen bey allen Säugethieren beybehalten ist, die Schnecke mit ihren Gebilden auf dem Spiralblatt nicht allein nicht ausschließlich, sondern nur für die Fälle der seltener vorkommenden Schwingungsamplitude der Töne als transversalen Schwingungen in ihrem Inneren zugänglich betrachtet werden.

Die ganz eigenthümlichen Folgen der Verletzung des Acusticus, welche wie Flourens zuerst gezeigt hat, mit Verletzungen des kleinen Gehirns oder der Hirnstiele übereinstimmen, und welche ich ebenfalls weiter verfolgt und im Allgemeinen habe bestätigen können (s. Artikel „Hören“ in Wagner's Handwörterbuch), die in gewisser Hinsicht nicht zu leugnende Ähnlichkeit zwischen den Zähnen des Spiralblattes und den Stäbchen und Zapfen der Retina läßt mich vermuthen, daß die letzteren in ähnlicher Weise Zwischenorgane zwischen den physikalischen Impulsen und dem Sinnesnerv seyn mögen, wie dieß bey dem Auge für das Verhältniß zwischen den Stäbchen und Optikusfasern in jüngster Zeit von Kölliker behauptet wurde; doch müßte diese Annahme erst noch von weiteren mikroskopischen Funden unterstützt werden.

Nachtrag zu dem Abschnitt „Mikroskopie“.

In der letzten Zeit dieses Semesters wurde von mir ein sehr interessantes Phänomen des Farbwechsels in Pigmentzellen der Netzhaut der Frösche beobachtet, welches in gleicher Weise auch an der ganzen Haut des Laubfrosches zu beobachten ist, und hier in einem offenbaren Zusammenhang mit dem bekannten Farbwechsel dieser Thiere (vom Grünen bis zum schwärzlichen Braun) steht. Das ganze

Phänomen, demnächst ausführlich in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie von Kölliker und von Siebold mitzutheilen, beruht auf der durch Veränderung der Dimensionen gewisser Pigmentzellen variirbaren Vertheilung einer, wie es scheint, visciden Flüssigkeitsschicht zwischen den hellen, wenig bräunlich gefärbten Körnchen, sternförmiger oder unregelmäßig gestalteter Zellen mit elastischen Wandungen, wobey die jeweilige Dicke dieser Flüssigkeitsschicht wie in der Seifenblase die Farbe bestimmt, welche durch Veränderung des Druckes auf die Pigmentzelle in's Blaue, Grünliche, Violette, Rothe, zuletzt in's Bräunliche übergeht und im Verein mit einem unveränderlichen, in anderen Zellen eingeschlossnen goldgelben Farbstoff und dem Farbstoff der schwarzen Pigmentzellen die Natur der mit bloßem Auge sichtbaren Farbe bestimmt.

IV. Elasticitäts-Verhältnisse organischer Gewebe.

Seit Weber's classischen Untersuchungen über die Natur des Muskelgewebes ist die Aufmerksamkeit der Physiker und Physiologen in hohem Grad auf die elastischen Eigenschaften der organischen Gewebe gelenkt worden. Man hat erkannt, daß der Elasticitätsmodulus bey ihnen außer von ihrer Natur auch noch von äußeren Einwirkungen, nämlich denen der spannenden Kräfte abhängig ist, daß er als eine Function ihrer physikalischen und chemischen so wie mikroskopischen Eigenthümlichkeiten einerseits, und der Dehnung, welche an ihnen hervorgerufen wird, andererseits zu betrachten ist. Er ist also variabel mit den Dehnungsgraden bis zu einem gewissen Punkt, wo er seinem erreichbaren Maximum nahe für die ferneren Dehnungsgrade mehr weniger constant bleibt; denn bis zu diesem Punkt hin ist er in einem steten und zwar verhältnißmäßig raschen Wachsen begriffen. Für ein und dasselbe Gewebe läßt sich somit der Wechsel des Elasticitätsmodulus in der Form einer Curve darstellen, deren einzelne Punkte bestimmt sind durch den geordneten Werth der Gewichte oder Belastungen und der procentischen Verlängerungen. Man sieht leicht, daß die Bestimmung dieser Curve gerade von wesentlichem Nutzen für die Physiologie ist, indem die Ansprüche,

welche in Folge der wechselnden Bedingungen an ein Gewebe in dieser Beziehung gemacht werden, nicht constant, sondern sehr variabel sind. Es genügt demnach nicht eine beliebige Belastung zur Vergleichung verschiedener Gewebe von gleicher Länge und gleichem Querschnitt zu wählen, sondern es müssen bis an die Elasticitätsgränze hin diese Belastungen gewechselt und in nicht allzugroßen Abständen die Elasticitätsmoduli bestimmt und das Geseß des Wechsels derselben festgestellt werden. Man denke an die höchst wechselnden Kräfte, denen die elastischen Gewebe der Respirationsorgane, der Blutgefäße u. s. w. Widerstand zu leisten haben, der activen und passiven Bewegungsorgane gar nicht zu gedenken, von denen der Wille oft so enorme und in jedem Augenblick präcise Leistungen verlangt! Man erkennt auch hier wieder die so vielfach sich geltend machende Schmiegsamkeit der thierischen Gewebe äußeren Einflüssen gegenüber, denen sich die organischen Kräfte erst bey einem gewissen Höhepunkt entgegenstemmen und innerhalb gewisser Gränze die Spitze zu bieten vermögen. So allein konnte auch nur auf der einen Seite ein auch den leisesten Anregungen folgender und von ihnen getragener Mechanismus hergestellt werden, welcher auf der anderen Seite ohne Aufgebot neuer für den Moment erst zu erzeugender Kräfte der Uebermacht schädlicher Einwirkungen Troß zu bieten im Stande ist. Dieß konnte in unserem Fall nicht besser erreicht werden als durch eine Mechanik der kleinsten Theile in den organischen Geweben, wobey deren gegenseitige Anziehung in bestimmtem Verhältniß mit ihrer Entfernung von einander wächst.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Cabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist kein Zweifel, daß nicht bloß der mittlere oder ein bey einer bestimmten Belastung berechneter Elasticitätsmodulus ein und desselben Gewebes, sondern auch das Gesetz seines Wechsels bey verschiedenen Belastungen, welches ich der Kürze wegen die Elasticitätscurve nennen will, sich im Laufe der normalen Lebensprocesse ändert, und möglicher Weise in pathologischen Zuständen rascher oder allmählicher wechselt.

Kann man auch z. B. manche Arten des Pulses abhängig denken von den inneren Zuständen der Muskelfasern in den Gefäßen, so wird Niemand bestreiten, daß daran möglicher Weise auch die Veränderung der Elasticitätscurve der elastischen Fasern Schuld sey, wenn man bedenkt, von wie vielerley Umständen die Form eben dieser Curve und der absolute Werth je eines Punktes derselben abhängig ist.

Macht man nur einige der jetzt schon hervorzuhelenden Factoren namhaft, so weiß man, daß die Menge des Wassers, welches ein Gewebe führt, in dieser Hinsicht von großem Einfluß ist. Das Wasser ist aber nicht als reines Wasser von dem Gewebe imbibirt, sondern als ein solches, welches

gelöste Stoffe enthält. Die Natur dieser Lösung, ihre Concentration sowohl als chemische Beschaffenheit, bestimmt die Gränze der Imbibition durch ein bestimmtes Gewebe. Jede Veränderung der Blutmischung oder der Beziehung der Blutgefäßwandungen zu dieser muß an diesen Gränzen etwas ändern, genug um in vielen Fällen von rückwirkendem Einfluß auf die elastischen Verhältnisse auch der Putsaderwandungen zu seyn. Daß hier nicht eine Ueberschätzung statifindet, werden die weiter unten mitgetheilten Zahlenwerthe bestätigen.

Ein weiterer Factor ist begreiflich die Structur, die Anordnung der Fasern, mit sonst gemeinschaftlichen Charakteren, und die Dimensionen der wirksamen Elemente, woran übrigens selten in akuten, häufiger dagegen in chronischen pathologischen Processen Wesentliches geändert werden dürfte, wie etwa in atheromatösen Gefäßen, Aneurysma ic.

Wichtiger ist ein anderer Factor, nämlich die chemische Constitution der Faser sowohl als der imprägnirten Flüssigkeiten; ja selbst die mechanische Mengung mit Stoffen, welche an sich, in chemischer Beziehung nämlich, sich ganz indifferent gegen das Gewebe zeigen, können dennoch von großem Einfluß auf die elastischen Kräfte seyn (vgl. unten).

In Beziehung auf das Erstere, so gibt sich die Einwirkung mancher Stoffe, welche die charakteristische Form der Gewebelemente nicht verändern, als eine solche, welche den Molekular- oder Aggregatzustand der kleinsten Theile ändert, schon optisch durch die Veränderung des Lichtbrechungsvermögens zu erkennen, wie dieses z. B. von der Es-

figsäure und deren Einfluß auf das elastische Gewebe in mikroskopischer Hinsicht bekannt ist. Diese Säure übt denn auch einen sehr großen Einfluß auf den Elasticitätsmodulus aus.

Um also die Veränderung der Elasticitätscurve einzelner Gewebe durch verschiedene Einflüsse kennen zu lernen, wurden von uns nachstehende vorläufige Versuche gemacht, aus denen bereits die Wichtigkeit dieser Untersuchung deutlich genug hervorgeht, und welche ich unter Berücksichtigung des bisher nicht in allen Versuchen bestimmten absoluten und spezifischen Gewichtes fortsetzen lasse.

Was die Untersuchungsmethode anbetrifft, so wurden sämmtliche für die Arterienhäute aufgezeichneten Resultate an der Brustlaorta ein und derselben Leiche (weiblicher Cadaver, 27 Jahre alt, mit chronischem perforirendem Magengeschwür) gewonnen. Es wurden dazu Riemen der Aortawandung benützt, welche alle zwischen den gleichen Querdurchschnitten des Rohres gelegen waren, in einzelnen

Fällen dieselben Riemen zuerst frisch und dann, nachdem sie eine gewisse Zeit in dieser oder jener Flüssigkeit gelegen hatten, wieder untersucht. Die Riemen wurden nach dem Lineal mit einem scharfen Rasirmesser und genau parallelen Rändern geschnitten, die Länge zwischen den Klemmen gemessen, und der Querschnitt entweder gemessen oder aus spezifischem Gewicht und Länge berechnet. Die Beobachtung der Verlängerungen wurden an dem von mir construirten Spiegelapparat gewonnen, welchen ich in meinem Artikel „Stimme“ in Wagner's Handwörterbuch Bd. IV. S. 518 beschrieben habe. Dabey haben wir nur die unter einander vollkommen übereinstimmenden Ablesungen gelten lassen, und besonders auf die elastische Nachwirkung und das gleichmäßige Auflegen der Gewichte die größte Sorgfalt verwendet. Auch an diesen Untersuchungen haben sich Herr Muspratt und Elven betheiligt.

Ich schicke die Beobachtungen tabellarisch geordnet voraus.

Tab. I.

Belastung in Grammen.	Riemen frischer Norta.		Dieselben Riemen 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen.	
	I. Längsfasern. (F=2,5075 □ Mill.) Länge:	II. Ringfasern. (F=2,52 □ Mill.) Länge:	III. Längsfasern (F=3,6) Länge:	IV. Ringfasern (F=3,6 □ Mill.) Länge:
0	29 Millim.	30 Millim.	33,5 Millim.	29,5 Millim.
6,45	35,3 "	34 "	35,3 "	30 "
11,45	38 "	37 "	36,5 "	31,6 "
6,45	35,8 "	34 "	35,3 "	30 "
11,45	38,3 "	37 "	36,5 "	31,6 "
13,45	39,3 "	37,94 "	37,2 "	31,9 "
15,45	40,3 "	39 "	37,9 "	32,3 "
6,45	35,8 "	30 "	35,3 "	30 "
16,45	40,7 "	39,4 "	38 "	32,5 "
18,45	41,3 "	40,5 "	38,6 "	33 "
20,45	41,9 "	41,5 "	39,3 "	33,5 "
6,45	36,3 "	34,2 "	35,3 "	30 "
21,45	42,3 "	41,9 "	39,5 "	33,9 "
23,45	42,8 "	42,5 "	39,7 "	34,4 "
25,45	43,4 "	43 "	40 "	34,7 "
6,45	36,3 "	34,15 "	35,3 "	30 "
26,45	43,7 "	43,5 "	40,1 "	35 "
28,45	44,3 "	44,3 "	40,5 "	35,5 "
30,45	44,5 "	44,8 "	40,9 "	36 "
33,45	44,8 "	45,65 "	41,3 "	36,5 "
36,45	45,3 "	46,5 "	41,7 "	37 "
6,45	36,8 "	34,5 "	35,3 "	30 "
46,45	46,3 "	48 "	43,5 "	38,9 "
56,45	47,3 "	49,5 "	44,5 "	40,5 "
66,45	47,8 "	50,3 "	45,5 "	41,5 "
76,45	49,8 "	51,3 "	46,5 "	42,5 "
6,45	37,3 "	34,5 "	35,7 "	30,05 "
106,45	50,8 "	52,7 "	47,5 "	
6,45	37,3 "	34,9 "		An der Klemme ge-
156,45	52,3 "	54,5 "		rissen.
206,45	53,8 "	56,4 "		
6,45	38,1 "	35 "		
306,45	57,3 "	59,1 "		
6,45		35,5 "		

Tab. II.

Beobachtungen am Ligamentum Nuchae des Ochsen.

Belastung in Grammen.	A		B		C	
	Strang (6 □ Mill. Querschnitt) des frischen Bandes 4 Stunden nach dem Schlachten.		Daselbe Stück (5 □ Millim. Querschnitt), 9 Stunden mit verdünnter Essigsäure gekocht.		Ein Stück (32 □ Mill. Querschnitt) 4 Stunden in verdünnter Essigsäure gekocht und 19 Stunden in kalter Essigsäure macerirt.	
0	26	Millim.	26	Millim.	35,6	Millim.
6,45	30	"	31	"	48,5	"
11,45	30,5	"	32	"	51,5	"
16,45	31	"	32,8	"	54,5	"
26,45	32	"	34,5	"	60,5	"
36,45	33	"	36,5	"	64,9	"
6,45	30	"	31	"	gerissen.	
46,45	34	"	38,5	"		
56,45	35	"	40,3	"		
6,45	30	"	31	"		
66,45	36,2	"	gerissen.			
76,45	37,5	"				
86,45	38,5	"				
106,45	40,2	"				
6,45	30	"				

Tab. III.

Elasticitäts-Moduli, berechnet nach der Formel $\frac{PL}{F\lambda}$, wobei						
P in Grammen.	(1) I (2)		II.		III (5)	IV (6)
	frische Brust-Aorta. Bei Zug in der Richtung der Längsfasern der Ringfasern.		dieselbe 18 Stunden in kalter Essig- (3) säure gelegen. (4) für die Längs- für d. Ringfasern.		dieselbe 36 Stun- den in kalter Phos- phorsäure geleg. (Längsfasern)	Nr. III mit koh- len Säurem Kalk imprägnirt.
11,45	14,24	17,17	35,73	36,97	14,6	20,56
36,45	25,8	26,3	41,36	39,7	22,8	30,20
56,45	35,7	33,2	47,76	42,3	28,3	43,42
76,45	40,56	42,72	54,7	48,1	34,2	55,35
156,45	77,6	76,45				
Mittel		39,17	44,88	41,76	24,9	37,38
a) aus allen Beobachtun- gen.	38,78					
b) aus den 4 ersten.	28,735	29,735				

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.
Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen
während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Tab. IV.

Ligamentum Nuchae des Ochsen.			
P in Grammen.	(7) frisch.	(8) 9 Stunden mit verdünnter Essig- säure gekocht.	(9) 4 Stunden in Es- sigsäure gekocht u. 19 Stunden in kalter macerirt.
11,45	11,03	9,92	9,49
36,45	22,56	18,09	16,4
56,54	27,18	20,52	
76,54	28,8		
Mittel		16,17	12,94
a) aus allen Beob- achtungen	22,39		
b) aus den 2 ersten:	16,795	14,005	12,94

Betrachtet man zuerst die mittleren Elasticitätsmoduli, welche innerhalb der gleichen Belastungsgrößen sich haben beobachten lassen, so findet man erstens zwischen den Fällen, in welchen der Zug in der Richtung der Längsfasern und denen, in welchen er in der Richtung der Ringsfasern der Arterien gewirkt hat, weder bey der frischen noch der in kalter Essigsäure macerirten Haut einen erheblichen Unterschied, weßhalb denn auch bey den weiteren Versuchen nur Riemen, parallel den Längsfasern des Gefäßes geschnitten, benützt wurden. Der mittlere Modulus des ligamentum nuchae liegt dem der Arterie ziemlich nahe, jedoch tiefer. Nachdem die Arterienhaut 36 Stunden in kalter Phosphorsäure gelegen hatte, sank der Modulus bis nahe gegen den des frischen Nackenbandes, offenbar in Folge des Entziehens einer beträchtlichen Menge von Salzen; dann wurden dem Gewebe wieder Salze zugeführt, indem man es 30 Stunden in Kalkwasser liegen ließ, so wurde der erste Modulus nicht bloß wieder erreicht, sondern beträchtlich übertroffen. Es blieb vorläufig noch unerörtert, ob das Steigen des Modulus über sein ursprüngliches Maas von der Infiltration mit phosphorsaurem Kalk oder von der Einnengung eines Niederschlages von kohlensaurem Kalk herrührte. Der Versuch wurde nämlich folgendermaßen gemacht: das mit Phosphorsäure imprägnirte Stück wurde 30 Stunden in mehrmal erneuertes Kalkwasser gelegt, und darauf in dasselbe

c. $\frac{1}{2}$ Stunde Kohlensäure geleitet, bis sich ein dichter Niederschlag in der Flüssigkeit gebildet hatte und vermuthen ließ, daß dasselbe auch in der von dem Gefäß imbibirten Flüssigkeit erfolgt war.

Man sieht also wenigstens, daß die Zumischung von Kalksalzen in der einen oder anderen Form den Elasticitätsmodulus beträchtlich zu erhöhen vermag, was bekanntlich auch bey Atherom der Fall ist.

Die kalte Essigsäure erhöht ebenfalls den Elasticitätsmodulus unter Vergrößerung des Querschnittes, was Folge des Quellens der Zwischengewebe ist, indem diese Flüssigkeit die Breite der eigentlich elastischen Fasern mikrometrisch nicht vergrößert.

Kochende Essigsäure dagegen vermindert, ohne die mikroskopischen Charaktere des elastischen Gewebes wesentlich zu verändern, den Modulus, welcher wenigstens nach den bisherigen Untersuchungen dann noch tiefer sinkt, wenn das Gewebe längere Zeit nachher in verdünnter Essigsäure macerirt wird.

Um einen Ueberblick über die Elasticitätscurve zu gewinnen, sind die Elasticitäts-Moduli in der folgenden Tabelle so geordnet, daß immer der niedrigste = 1 gesetzt ist. Die Nummern der Vertikalcolumnen beziehen sich auf die gleichen Vertikalcolumnen der letzten Tabelle. Die Columnen mit der Ueberschrift Diff. enthalten die Unterschiede je zweyer aufeinander folgender Moduli.

Gewichte in Grammen.	Nr. 1		Nr. 2		Nr. 3		Nr. 4		Nr. 5		Nr. 6		Nr. 7		Nr. 8		Nr. 9	
	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.	1	Diff.
11,45	1	0,81	1	0,531	1	0,129	1	0,073	1	0,561	1	0,468	1	0,045	1	0,823	1	0,732
36,45	1,81	0,697	1,531	0,403	1,129	0,207	1,073	0,071	1,561	0,377	1,468	0,643	2,045	0,418	1,823	0,245	1,732	
56,45	2,507	0,333	1,934	0,546	1,336	0,194	1,144	0,325	1,938	0,404	2,111	0,589	2,463	0,148	2,078			
76,45	2,84	2,609	2,48	1,972	1,530		1,479		2,342		2,700		2,611					
156,45	5,449		4,452															
11,45	1,500		1,808		3,765		3,895		1,537		2,166		1,163		1,045		1	

In der letzten Horizontal-Columne sind die für das Gewicht 11,45 Gramm berechneten Moduli verglichen, für den in der ganzen Reihe gefundenen niedrigsten, nämlich 9,49 bey dem in Essigsäure gekochten Ligamentum nuchae, dessen Werth = 1 gesetzt wurde. Berechnet man von da aus weiter, indem man die sämmtlichen zusammengehörigen Moduli in ihrem progressiven und relativen

Wachsen in Verhältniß zu dem jedesmaligen Anfangs-Modulus setzt, welcher mit dem überhaupt gefundenen niedrigsten (von Nr. 9) verglichen ist, so erhält man alle Moduli in ihrem Steigen untereinander verglichen und auf jenen als Einheit bezogen, z. B. 1 : 1,81 (Nr. 1) = 1,500 : X; X = 2,715 für die Belastung mit 36,45 Gramm u. s. f., darnach ist folgende Tabelle berechnet.

Gewichte.	Nr. 1	Nr. 2	Nr. 3	Nr. 4	Nr. 5	Nr. 6	Nr. 7	Nr. 8	Nr. 9
11,45	1,500	1,808	3,765	3,895	1,537	2,166	1,163	1,045	1
36,45	2,715	2,77	4,1416	4,18	2,4	3,18	2,3783	1,905	1,732
56,45	3,7605	3,5	5,0301	4,456	3,0	4,5724	2,8645	2,1715	
76,45	4,260	4,483	5,7604	5,7607	3,6	4,848	5,85	.	
156,45	6,735	9,85							

Hierher gehört auch eine größere Reihe von Untersuchungen über die rückwirkende Elasticität des Lungengewebes und des Thorax in Beziehung auf den Akt der stummen sowohl als tönenden Expiration. Dieses steht mit meinen fortgesetzten Studien über die Stimmbildung im Zusammenhang, bey welchen ich mir die Aufgabe gestellt, ihre Bedingungen an dem Lebenden unmittelbar zu erforschen und zu sehen, in welchem Umfang die in meinen früheren Berichten angedeuteten und in meinem Artikel „Stimme“ in Wagner's Handwörterbuch mittlerweile ausführlich mitgetheilten physikalischen und anatomischen Befunde sowohl überhaupt als individuell bey der Stimmbildung des Lebenden benützt und bestätigt werden.

Zur Ermittlung des pneumodynamischen Druckes der Expirationsluft bey der Erzeugung von Tönen wurde meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kräfte gelenkt, welche bey der Entwicklung dieses in seinem verlangten Werth so variablen Druckes betheiligt sind. Es sind offenbar dieselben von der Thätigkeit zweyer Gebilde abhängig, nämlich der elastischen Gewebe und der contractilen Muskeln. Man hat den Antheil der ersteren wohl schon

lange berücksichtigt, aber unterschätzt. Denn prüft man das Lungengewebe auf die Größe seiner elastischen Rückwirkung, so kommt man zu Werthen, welche dem Expirationsdruck selbst bey der forcirteren Respiration nahe oder gleich kommen; noch viel beträchtlichere Größen liefert die Rückwirkung der sämmtlichen Thoraxtheile, bey deren Untersuchung natürlich die Todtenstarre noch nicht eingetreten seyn darf. Um die respektiven Werthe zu erhalten, wurde Luft in die Lunge geblasen, der Hahn des Tubulus darauf geschlossen, und an dem auf ihn senkrecht errichteten Manometer der Flüssigkeitsstand abgelesen, aus welchem sich unmittelbar die Pression der Luft in der Lunge bestimmen ließ. Dabey kann man bis auf 64 Mill. Quecksilberdruck und mehr kommen. Aus den Beobachtungsreihen und allgemeinen Betrachtungen, welche ausführlich in Vierordt's Archiv im 1. Heft des 13. Bandes mitgetheilt werden, ergibt sich unmittelbar, daß bey der ruhigen Respiration und noch mehr bey dem Singen in sehr beträchtlichem Grade die Inspirationsmuskeln während der Ausathmung thätig sind, indem sie durch ihre allmählig sinkende Contraction der rückwirkenden Elasticität der Respirationsorgane zur Er-

zeugung eines länger andauernden constanten Druckes die Waage halten.

Die progressive Abnahme des Contractionszustandes ist ebenso in der Natur der Muskelsubstanz gelegen (Weber*), wie die Abnahme des Elasticitäts-Modulus während der Entlastung des elastischen Gewebes. Diese glückliche Combination physikalischer Eigenschaften der beyden Gewebe sichert vor Allem die Dekonomie des Athens bey dem Gesang und den ungestörten Gang der Diffusion der Gase in dem allmählig nur sich entleerenden Luftreservoir, während der tonlosen Respiration.

In jenem Aufsatz habe ich auch auf die Wichtigkeit der Elasticitäts-Curve des Lungengewebes aufmerksam gemacht, ohne hier mehr als andeuten zu können, wie man durch Ermittlung dieser Curve auf Widerstände in den Lungen, mittlere Wanddicke und Veränderung der elastischen Kräfte des kranken und gesunden Lungengewebes zurückzuschließen im Stande ist.

(Schluß folgt.)



V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXVI Nr. 17 — 21. Avril, Mai 1853. Paris 1853. 4.

Von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel:

- a) Archiv für Schweizer'sche Geschichte. 8. 9. Bd. Zürich 1853. 8.
- b) Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. II Bds. I. II. u. III. Hest. Chur 1851, 52, 53. gr. 4.

*) Vgl. dessen Artikel „Muskelbewegung“ in Wagner's Handwörterbuch.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig: Neueste Schriften. V. Bds. 1 Hft. Danzig 1853. 4.

Von der Sociéte imperiale des naturalistes in Moskau: Bulletin II. III. IV. Année 1852. Mosk. 4852. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXXVI. Hft. V. May. Ludwigshafen 1853. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VI. I. April I. 1853. Nr. XVI. Lond. 1853. 8.

Von der Sociéte de l'histoire de France in Paris:

Bulletin Nr. 12. Decbr. 1852. Febr., März, April 1853. Paris 1853. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal Nr. CCXXXI, Nr. VII. 1852. New Series Nr. LVI. Calcutta 1852. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. IX. May I. 1853. Nr. 34. Part. 2. Lond. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern:

Zeitschrift. Juli VII. 1853. München. 8.

Von der Aademia Pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno V. Sessione III. del 13. Aprile 1852. Roma 1853. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen:

Abhandlungen. 5. Band von den Jahren 1851 u. 1852. Göttingen 1853. 4.

Von dem Instituto di corrispondenza archeologica in Rom:

- a) Annali. Vol. XXIV di tutta la serie. Roma 1852
- b) Bulletino per l'anno 1852.
- c) Monumenti inediti per l'anno 1852. Fasc. I., II.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. September.

Nro. 38.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

L. J. Van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel
in het Belang der evangelische Zending. Rotterd.
1851.

U. Ziegler, Reise in Spanien. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.

J. de Saint-Genois, Voyages faits en terre sainte
par Thetmar en 1217, et par Burchard de Stras-
bourg, en 1175, 1189 ou 1225. Bruxelles 1851.

Dr. H. Geizer, Protestantische Briefe aus Südfrank-
reich und Italien. Zürich 1852.

F. Werne, Reise durch Sennaar und Mandera, Nafub
Cheli, im Lande zwischen dem blauen Nil und dem
Atbara. Berlin 1852.

Th. Thomson, Western-Himalaya and Tibet. Lond.
1852.

And. Zambelli, Sull' influenza politica del Sacerdo-
zio Indiano ed Egizio. Pavia 1852.

C. Jannellius, Hieroglyphica Aegyptia. Neapoli 1830.

— — Veterum Oseorum inscriptiones et tabulae Eu-
gubinae. Neapoli 1841.

— — Tentamen hermeneuticum in Etruscas inscrip-
tiones. Neapoli 1840.

— — Tabulae Rosettianae hieroglyphicae et centu-
riae sinogrammatum polygraphicorum interpreta-
tio. Neapoli 1830.

C. Jannellius, Fundamenta hermeneutica hierogra-
phiae crypticae veterum gentium. Neapoli 1830.

Dr. K. Fr. Hermann, Perseus und Andromeda. Göt-
tingen 1851.

D. de Guidobaldi, Alessandro e Bucefalo bassori-
lievo Pompeiano, scavato nel 1849. Napoli 1851.

G. M. Fusco, di alcune iscrizioni di Pozzuoli e sue
vicinanze. Napoli 1851.

J. Bonomi, Niniveh and its palaces. The discove-
ries of Botta and Layard, applied to the elucidation
of holy writ. Lond. 1852.

G. Erbkam, Ueber den Gräber- und Tempelbau der
alten Aegypter. Berl. 1852.

M. Raoul-Rochette, Mémoires d'Archéologie com-
parée Asiatique, Grecque et Etrusque. I. Mémoi-
re. Par. 1848.

Dr. H. Brugsch, Die Adonisflage und das Einodlied.
Berl. 1852.

F. Bourgade, Toison d'or de la langue Phénicienne.
Par. 1852.

Bargès, Mémoire sur trente-neuf nouvelles inscrip-
tions Puniques. Par. 1852.

F. A. Vossberg, Münzgeschichte der Stadt Danzig.
Berl. 1852.

Dr. L. Mercklin, Ueber den Einfluß des Orients auf
das griechische Alterthum. Dorpat 1851.

W. G. Cookesley, Explanatory index to the map
of ancient Athens. Eton 1852.

L. Canina, Indicazione topografica di Roma antica
in corrispondenza dell' epoca imperiale. Roma
1850.

M. de Ring, Mémoire sur les établissements romains
du Rhin et du Danube. Vol. I. Par. 1852.

A. Thierro, Attila. Schilderungen aus der Geschichte
des 5ten Jahrhunderts. Leipz. 1852.

- M. Willkomm, Die Strand- und Steppengebiete der Iberischen Halbinsel und deren Vegetation. Leipz. 1852.
- (Schönhals) Erinnerungen eines österr. Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 49. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.
- P. Tole, Codice degli statuti della repubblica di Sassari. Cagliari 1850.
- Rapporto generale della pubblica esposizione dei prodotti naturali e industriali della Toscana. Firenze 1851.
- G. Pepe, L'Italia negli anni 1847, 1848 e 1849. Torino 1850.
- Seb. Donati, Nuovi miscellanei Lucchesi. T. 1. 2. Lucca 1775—84.
- A. Burriél, Vita di Caterina Sforza Riario. Vol. 1—3. Bologna 1795.
- J. Avolo, Dei Dazj de Sicilia nell' epoche antiche libri quattro. T. I. II. Messina 1840.
- Solaro della Margarita, Memorandum storico-politico. Torino 1851.
- G. Barbaro, Lettere al Senato Veneto. Vienna 1852.
- Statistique de la France. Administration publique T. I. II. Agriculture. T. 1—4. Industrie. T. 1—3. Territoire, population. Documents statistiques de la France. Commerce extérieur. Par. 1835—1850.
- V. Fouqué, Recherches historiques sur les corporations des archers, des arbalétriers et des arquebusiers. Par. 1852.
- Th. Lavallée, Histoire de Paris jusqu'en 1850. Par. 1852.
- Gl. Rossignol, Des libertés de la Bourgogne d'après les Jetons de ses états. Autun 1851.
- A. La Butte, Histoire des Ducs de Normandie. T. I. Par. 1852.
- S. Kaiser, Französische Verfassungsgeschichte von 1789—1852. Leipz. 1852.
- Ed. de Beauverger, Des constitutions de la France et du système politique de l'empereur Napoléon. Par. 1852.
- Pitre-Chevalier, Les révolutions d'autrefois. Chroniques de la Fronde 1648—1652. Par. 1852.
- U. Jaussen, Die Sagen Frankens. T. 1—3. Würzburg 1852.
- C. Voße, Chronik der Stadt Nordhausen. Nordhausen 1852.
- G. Schneemann, Das Römische Triet und die Umgegend nach den Ergebnissen der bisherigen Funde. Triet 1852.
- E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Th. 1. 2. Stuttg. 1852.
- H. Meidinger, Die deutschen Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen mit statistischen Uebersichten. Abth. 1. Leipz. 1853.
- L. Fr. v. Ledebur, Nordthüringen und die Hermandurer oder Thüringer. Berl. 1852.
- Vic. de Bussierre, Histoire de la guerre des paysans. T. 1. 2. Plancy 1852.
- G. D. Leutsch, Geschichte der Siebenbürger-Sachsen. Heft 1. 2. Kronstadt 1852.
- B. Streffleur, Orogaphisch-hydrographische Studien über das Gebiet des österr. Kaiserstaates. Wien 1852.
- Dr. J. Kapp, Geschichte Tirols im Jahre 1809. Innsbruck 1852.
- Colonisationsplan für Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Galizien und Bukowina. Wien 1852.
- S. Hirsch, Erinnerungen an den großen Kurfürsten und an seine Gemahlin Louise von Oranien. Berl. 1852.
- Fr. Harfort, Die Preussische Handelsmarine und ihre Stellung zum Zollverein. Berl. 1852.
- L. Feuerbach, Anselm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken. 2 Bde. Leipz. 1852.
- J. Lauth, Die Geburt der Minerva auf der Cospianschen Schule. München 1852.
- Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern seit dem Abschluß des Concordates. Schaffhausen 1852.
- Fr. Beck, Ueber die Zeus-Idee in ihrer centralen Stellung zum hellenischen Götterkreise. München 1852.
- E. Ammer, Ueber die mosaïschen Schöpfungstage und ihr Verhältniß zur Geologie. Regensburg 1852.
- J. Vogel, Memorabilia Tigurina von 1840—1850. Heft 1. Zürich 1852.
- Abhandlungen des historischen Vereins des Kantons Bern. I Jahrg. Bern 1848.
- L. Jenßen, Kirchen- und Schulbilder aus London. D. denb. 1852.
- M. A. Quetelet, Sur la statistique criminelle du royaume uni de la Grande-Bretagne. Bruxell. 1851.
- Dr. J. B. Weiß, Geschichte Alfred's des Großen. Schaffhausen 1852.
- R. Torrens, Tracts on Finance and Trade. Lond. 1852.

- J. Yonge-Akerman, Remains of Pagan Saxondom, principally from tumuli in England. Part I. Lond. 1852.
- G. Waiß, Der neueste dänische Versuch in der Geschichte des Herzogthums Schleswig beleuchtet. Göttingen 1852.
- S. Laing, Observations on the social and political state of Denmark and the duchies of Sleswick and Holstein in 1851. Lond. 1852.
- Fr. Klee, Om Nordens ældste Beboere og deres efterladte Minder. Kjøbenhavn 1852.
- G. J. v. Zenssen-Zusch, Zur Lebens- und Regierungsgeschichte Christians VIII, Königs von Dänemark. Lief. 1. Altona 1852.
- Acta Tomiciana. T. 1. 2. Posnaniae 1852.
- P. Lanza, Degli Arabi e del loro soggiorno in Sicilia memoria. Palermo 1832.
- P. Kleudgen, Die deutsche Kolonie Santa-Cruz, Provinz Rio Grande do Sul, Süd-Brasilien. Hamb. 1852.
- Seymour Tremenhoe, Notes on public Subjects, made during a tour in the United States and Canada. Lond. 1852.
- Dr. Fr. v. Keden, Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa. Darmstadt 1852.
- B. E. Philippi, Neueste Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1852.
- Fr. A. Neale, Narrative of a residence in Siam. Lond. 1852.
- Ch. Morgan, The documentary history of the state of New-York, arranged by E. B. O'Callaghan. Vol. 1—3. Albany 1850.
- K. J. Miltenberg, Die deutsche Colonie Donna Francisca in der südbrasil. Provinz Santa Catharina. Berlin 1852.
- S. G. Goodrich, Les états-unis d'Amérique. Paris 1852.
- Documents of the Assembly of the state of New-York. Vol. 1—6. Albany 1851.
- J. F. Davis, China during the war and since the peace. Vol. 1. 2. Lond. 1852.
- J. E. Erskine, A short account of the late discoveries of gold in Australia. Lond. 1852.
- G. Butler Earp, The gold colonies of Australia. Lond. 1852.
- G. Bossi, J Negri della nigrizia occidentale etc. Vol. 1—3. Torino 1851.
- G. H. Rose, The Afghans, the ten Tribes and the kings of the East. Lond. 1852.
- R. Goddard and E. Irving, A narrative of the Kaffir war of 1850—51. T. 1—4. Lond. 1851—52.
- Boisrond-Tonnerre, Mémoires pour servir à l'histoire d'Haiti. Par. 1851.
- Dr. A. Heising, Süd-Australien. Berl. 1852.
- K. J. Ledderhose, Aus dem Leben der Fr. A. Moser, geb. Wischer. Heidelb. 1852.
- Dr. Roth, Erinnerungen an drei verdiente Gymnasiallehrer, J. A. Werner, Ch. J. Roth, Fr. J. Drück. Stuttg. 1851.
- Dr. D. Krabbe, August Neander. Hamburg 1852.
- J. J. Hottinger, Hans Conrad Escher von der Linth. Zürich 1852.
- Holcroft's memoirs, written by himself. Lond. 1852.
- Life of Lord Jeffrey, by Lord Cockburn. Vol. 1. 2. Edinb. 1852.
- Milde, Feldzeugmeister Joh. Freyh. von Nath. Dresden 1852.
- Memoir of the Duke of Wellington. Lond. 1852.
- Dr. Fr. Lewig, Mirabeau. Bd. 1. Breslau 1852.
- Dr. D. Klopp, Leben und Thaten des Admirals de Ruitter. Hannover 1852.
- A. Capelle, Vie du Cardinal P. Giraud, Archevêque de Cambrai. Lille 1852.
- B. Szemere, Graf Ludwig Batthyany, Arthur Görgei, Ludwig Kossuth. Abth. 1. Hamb. 1853.
- H. Rose, Gedächtnisrede auf Berzelius. Berl. 1852.
- P. Drouilhet de Sigalas, De l'art en Italie. Dante Alighieri et la divine Comédie. Par. 1852.
- M. Baudier, Histoire de la vie et de l'administration du Cardinal Ximénès. Par. 1851.

IV. Mathematica.

- Dr. J. H. Z. Müller, Betrachtungen über das Tetraeder mit seinen Berührungskugeln. Wiesbaden 1852.
- C. Th. Meyer und M. H. Meyer, Lehrbuch der Arithmetik. Lief. 1. Leipz. 1852.
- Fr. Bartholomaei, Resultate zu den Aufgaben in der Arithmetik. I. Die absoluten Zahlen. Jena 1852.
- E. J. Apelt, Die Reformation der Sternkunde. Jena 1852.
- Fr. Engel, Handbuch des gesammten landwirthschaftlichen Bauwesens. Bd. 1. Abth. 1.
- U. Malberg, Die Literatur des Bau- und Ingenieurwesens der letzten 30 Jahre. Berlin 1852.

- J. J. Brand, Kirchliche Baukunst. Paderborn 1852.
 U. Reichensperger, Die christliche germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Trier 1852.
 Wilh. Lübke, Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Dortmund 1852.
 F. Freissauf von Neudegg, Das fortschreitende Bewegungsprinzip für Dampf- und Eisenbahn-Wagen auf ebenen und geneigten Bahnen. Wien 1852.

V. P h y s i c a.

- Dr. H. Masius, Naturstudien. Leipzig 1852.
 Dr. Joh. Müller, Grundriß der Experimental-Physik. 3te Aufl. Braunschweig 1852.
 M. Faraday, Experimental researches in electricity. Lond. 1851.
 E. Liais, Théorie mathématique des oscillations du baromètre etc. Par. 1851.
 F. Reich, Neue Versuche mit der Drehwage. Leipzig 1852.
 Dr. H. W. Dove, Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde. 2te verm. Aufl. Berlin 1852.
 W. Herbert, Amaryllidaceae. Lond. 1837.
 R. Engesser, Flora des südöstlichen Schwarzwaldes u. s. w. Donaueschingen 1852.
 H. Walpert, Alphabetisch-synonymisches Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen so wie der pflanzlichen Erzeugnisse. Magdeb. 1852.
 Dr. F. Unger, Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. Wien 1852.
 — —, Botanische Briefe. Wien 1852.
 Dr. H. Schacht, Physiologische Botanik. Berl. 1852.
 Dr. Kirschleger, Flore d'Alsace et des contrées limitrophes. Vol. I. Strasb. 1852.
 J. Payer, Botanique cryptogamique. Par. 1850.
 Dr. H. Karsten, Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Loranthaceen. Berlin 1852.
 Dr. H. F. Bonorden, Handbuch der allgemeinen Mykologie. Stuttg. 1851.
 D. Fr. von Hingenau, Uebersicht der geologischen Verhältnisse von Mähren und östereich. Schlesien. Wien 1852.
 C. G. Siebel, Allgemeine Paläontologie. Leipz. 1852.
 G. Fischer de Waldheim, Ommatolampes et trachelacanthus, genera piscium fossilium nova. Mosquae 1851.
 F. Römer, Monographie der fossilen Crinoidenfamilie der Blastoideen u. s. w. Berlin 1852.

- Dr. F. Römer, Die Kreidebildungen von Texas und ihre organischen Einschlüsse. Bonn 1852.
 Dr. R. Kner, Neue Beiträge zur Kenntniß der Kreideversteinerungen von Ost-Galizien. Wien 1852.
 E. v. Otto, Additamenta zur Flora des Quadergebirges in der Umgegend von Dresden und Dippoldiswalde. Dippoldiswalde 1852.
 Dr. G. Leonhard, Die Mineralien Badens nach ihrem Vorkommen. Stuttg. 1852.
 L. Liebener und J. Vorhauser, Die Mineralien Tirols beschrieben. Innsbruck 1852.
 E. v. Eichwald, Lethaea Rossica ou le monde primitif de la Russie. Abth. 1. Stuttg. 1852.
 A. Delesse, Untersuchungen über den rothen Porphyr der Alten und über den rothen ägyptischen Syenit. Stuttg. 1852.
 Dr. M. L. Frankenheim, Krystallisation und Amorphie. Breslau 1851.
 Dr. E. L. Schubarth, Handbuch der technischen Chemie und chemischen Technologie. 4te ungearb. Aufl. Thl. 1—3. Mit Atlas. Berl. 1851.
 Dr. F. L. Strumpf, Die Fortschritte der angewandten Chemie. Bd. 1. Abth. 1. Agriculturnchemie. Berlin 1853.
 F. Baedeker, Chemische Rechentafel nach den neueren Atomgewichtszahlen berechnet. Elberfeld 1852.
 F. X. L. Hubek, Bericht über die englische Landwirthschaft und die zu London 1851 ausgestellten landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen. Graß 1852.
 Dr. G. Heyer, Ueber die Ermittlung der Masse, des Alters und des Zuwachses der Holzbestände. Dessau 1852.
 W. Hamm, Katechismus der Drainirung oder Entwässerung des Bodens durch unterirdische Abzüge. Leipzig 1852.
 Dr. R. Haas, Die deutsche Seidenzucht. Leipz. 1852.
 Dr. A. Jacquemart, Bibliographie forestière française. Paris 1852.
 Dr. J. Stamm, Die Landwirthschaftskunst in allen Theilen des Feldbaues und der Viehzucht. Pief. 1. Prag 1852.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. September.

Nro. 39.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Schluß.)

V. Vergiftungsversuche.

Die in den früheren beyden Berichten erwähnten Untersuchungen über den Einfluß der Leuchtgase auf den thierischen Organismus, welche ich mit Herrn Dr. Martin angestellt hatte, führten insoferne zu keinem sicheren Endresultat, als die damals allein mögliche Methode der Versuche immer zweifelhaft lassen mußte, welche Bestandtheile dieser Gasgemische eigentlich die charakteristischen Erscheinungen an den Thieren hervorriefen. Man wird sich erinnern, daß wir in der Weise operirten, daß atmosphärische Luft immer in gewissen Verhältnissen von diesem oder jenem Gas (Holzgas oder Kohlengas) benzogen und diese verschiedenen Mischungen den Thieren zur Athmung geboten wurden. Dieses konnte wohl zu der Ermittlung der in sanitätspolizeylicher Hinsicht wichtigen Frage führen: bey welchem Gehalt der Luft eines Raumes an dem einen oder anderen Gas das Leben mehr gefährdet sey, allein von theoretischer Seite mußte dabey der Grund der Differenz und die Natur des eigentlich schädlichen oder absolut tödtlichen Princips immer versteckt bleiben. Deshalb wurden diese Untersuchungen ausge-
setzt und können jetzt erst wieder aufgenommen wer-

den, nachdem Pettenkofer's sichere Analysen beyder Gasarten vorliegen, in welchen bereits schon die Fingerzeige für die Beurtheilung der Differenzen in toxicologischer Beziehung gegeben sind. Dem gemäß werden die Untersuchungen jetzt in der Weise wieder aufgenommen, daß man je einen der Bestandtheile des Gasgemisches mit so viel atmosphärischer Luft mengt als die Summe der übrigen Gase der Analyse entsprechend enthält und in ihrem Verhalten gegen den thierischen Organismus prüft, hierauf einen zweyten u. s. f., dann eine Combination von zwey, drey u. s. f., wie sie in den bezüglichen Gasgemischen vorkommen, verbunden mit entsprechenden Mengen atmosphärischer Luft, bis man auf diejenige Combination trifft, durch welche die dem Holz- oder Kohlengas eigenthümlichen Wirkungen erzeugt werden.

Inzwischen wurden verschiedene Versuche mit dem ozonisirten Terpentinöl im Vergleich mit dem gewöhnlichen Terpentinöl an verschiedenen Thieren in Gemeinschaft mit Herrn Prof. Dr. Seitz angestellt. Als Resultat dieser Untersuchungen, welche an kalt- und warmblütigen Thieren gewonnen wurden, läßt sich in der Kürze Folgendes sagen: Das ozonisirte Terpentinöl erzeugt im Allgemeinen dieselben Wirkungen, wie das gewöhnliche, aber in auffallend potenzirtem Grad, und dieses nicht bloß in Beziehung auf Größe der pathologischen Veränderung durch eine bestimmte Dosis, sondern auch durch die Schnelligkeit, mit welcher dieselbe wirkt, wobey diese Dosis noch sehr viel kleiner seyn kann als diejenige, durch welche nach längerer Zeit und weniger ausgiebig die gleichen Erscheinungen durch das gewöhnliche Terpentinöl erzeugt werden.

In Folge dessen treten wie überall, wo gewisse Veränderungen rasch erzeugt werden, noch andere sekundäre Wirkungen auf, welche abhängig sind von dem Moment der Zeit, das bey allen organischen Vorgängen eine so wichtige Rolle spielt.

Weiter kann ich den späteren Veröffentlichungen dieser Beobachtungen hier nicht vorgreifen.

VI. Diffusionsversuche.

Prof. Pettenkofer hatte mir die interessante Beobachtung mitgetheilt, daß das in einer oben geschlossenen Glasröhre befindliche Wasser, das vollständig mit Kohlensäure gesättigt ist, in dem anfänglich über ihm befindlichen, mit Kohlensäure gefüllten Raum der Glasröhre aufsteigt, wenn die untere offene Mündung der Röhre unter dem Niveau von Wasser steht, welches atmosphärische Luft absorbiert hatte. Wir erklärten uns das Phänomen auf folgende Weise: Zunächst diffundirt Kohlensäure des Wassers in der Glasröhre und atmosphärische Luft des Wassers, in welches jene taucht; sofort wird wieder eine Portion der aufgenommenen Kohlensäure an die über dem Wasser stehende Atmosphäre abgegeben, und die von dem Wasser der Glasröhre herausgenommene Kohlensäure theilweise durch letztere ersetzt, so daß die Diffusion zwischen den Gasen der Flüssigkeiten in und außerhalb der Glasröhre immer fortgehen kann. Wird nun dem in der Glasröhre enthaltenen Wasser die vorher absorbierte Kohlensäure entzogen, so wird dieselbe, so lange sie gasförmig über dem Wasser in der Glasröhre steht, immer wieder absorbiert werden können, da sie gleichsam von der Oberfläche des Wassers, in welchem die Glasröhre steht, durch die in der letzteren stehenden Wassersäule hindurch abdunstet. Es bildet sich also von Moment zu Moment ein Vacuum, das jedoch im Augenblick seines Entstehens wieder ausgefüllt wird durch das Wasser, welches, getrieben von dem äußeren Barometerdruck, emporsteigt, und zwar bis zu einer Höhe, welche eben diesem Barometerdruck (scheint es) und der Vollständigkeit des Gaswechsels entspricht. Nach Beendigung des Versuches zeigt sich keine Spur mehr von Kohlensäure in dem fast ganz reducirten Luftraum oberhalb des Wassers in der Glasröhre. Ich benützte diesen Ver-

such als Schema des Respirationsprocesses in meiner Vorlesung, indem ich die Glasröhre unten mit Membran schloß, das in ihr enthaltene kohlensaure Wasser als parynchematöse Flüssigkeit, die Membran als Gefäßwandung der Capillaren das Wasser des äußeren Gefäßes als Blut und die Oberfläche dieses Wassers als Lungenfläche betrachten ließ, wobey sich der gesammte Gaswechsel einfach in dem Steigen der Flüssigkeitssäule des Glasrohres bemerklich machte. Dabey beobachtet man, daß die Membran sehr stark conver nach innen in das Glasrohr gedrängt wird.

Nahm ich statt der Schweinsblase ein Stück Cutis mit unversehrtter Epidermis oder Epidermisstücke allein, so trat ganz dasselbe ein: das Steigen der Wassersäule sowohl als das starke Vordrängen der Haut in den Innenraum der Röhre. Auch konnte das Erstere nicht durch das Letztere erklärt werden. Denn die Elevation der Innenfläche der Haut über die ursprünglich horizontale Lage betrug kaum $\frac{1}{2}$ Centim., die Erhebung der Flüssigkeitssäule nach e. 12 Stunden 7—8 Centim. Die Einwärtsdrängung der Häute lieferte einen deutlichen Beweis dafür, daß sie fest genug ausgebunden und ohne Loch waren, das Steigen der Flüssigkeitssäule aber, daß die Epidermis für diese Fälle wenigstens nicht impermeabel für Wasser ist.

—————
 Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften, abgehalten am 18. Juni 1853.

In der Sitzung der historischen Classe am 18. Juni d. J. hielt der Classen-Secretär, Director Rudhart, einen kurzen Vortrag über die im k. schwedischen Reichsarchive zu Stockholm befindlichen, auf die bayerische Geschichte Bezug habenden Documente, welche der dortige apostolische Vicar Studach daselbst copiren lassen will.

Bereits in einer der früheren Sitzungen hat der Classen-Secretär über den Stand dieser Angelegenheit Bericht erstattet.

Neuerdings jedoch ist in dieser Sache unter Vermittelung des Herrn Oberbibliothekars zu Würzburg, Dr. A. Kuland zc. dd. 15. May l. 33. ein Brief Studach's dd. Stockholm, 4. May heurigen Jahres angelangt, mit welchem derselbe die Inhaltsanzeige von 70 Briefen des Herzogs Bernhard von Weimar an den Reichskanzler Drenstjerna aus der Zeit vom 20. October 1633 bis 19. August 1634 übersendet, mit dem Beyfügen, daß er wegen einer begonnenen literarischen Arbeit, — Schilderung des König Maf's des Heiligen und seiner Zeit, — und wegen seines vorgerückten Alters, mit dem Abschreiben obiger Briefe in extenso sich nicht befassen könne. In einem früheren Briefe an Kuland hatte er jedoch hierfür Hoffnung gemacht, was um so wünschenswerther gewesen wäre, weil Individuen, die für diese Arbeit des diplomatisch-genauen Copirens geeignet sind, in Stockholm nur sehr schwer zu treffen seyn. Indessen erbiethet er sich am Schlusse seines Schreibens doch zur Besorgung der Abschrift, sey es aller oder nur der erheblichsten Briefe; was mit Dank anzunehmen wäre. Nur dürfte zu diesen Briefen, — mögen sie nun alle oder auswahlweise für Bayern copirt werden, — derjenige noch hinzuzunehmen seyn, den Hgg. Bernhard von Weimar aus Donauwörth den 9. September 1633 an Drenstjerna geschrieben, ein Brief, welcher die Bedenken des Hggs. über Waldstein's Anträge zc. zc. enthalten soll. Es ist dieß ein Brief von entschiedener Wichtigkeit über Waldstein's Schuld oder Unschuld, den aber Studach in seinem mitgetheilten Verzeichnisse ausgelassen. Auch das Inventar der Königin Christine von Schweden vom Jahre 1652 möchte zu copiren seyn, da dieß Verzeichniß wegen der von den Schweden aus Bayern geraubten Kunstschätze von Wichtigkeit zu seyn scheint.

Ob nun von sämtlichen 70, eigentlich 71 Briefen diplomatisch-genaue Abschriften zu nehmen und nach Bayern zu senden wären, oder ob nur das historisch Bedeutsamste aus ihnen herausgehoben zu werden verdiene, das ist die Frage.

Für die Erwerbung der ganzen Sammlung spräche wohl zunächst der Umstand, daß sie, unge-

achtet einiger wenig erheblicher Stücke, doch zur Vervollständigung des Bildes dienen würde, welches uns Bernhard's von Weimar Kriegsführung auf bayerischem Boden darstellt. Alle Briefe, — und dieß Moment ist geeignet, ihren Werth zu erhöhen, — sind bis jetzt noch ungedruckt, weder bey Köse, (Bernh. v. Weimar), — was nach sorgfältig vorgenommener Vergleichung derselben mit den Urkunden bey Köse sich ergeben, — noch bey Dudik, noch in dem neuesten Werke des Dr. L. Prowe: „Mittheilungen aus schwedischen Archiven und Bibliotheken, Berlin, 1853, 4to.“

Handelt es sich aber bloß um die Abschriftnahme der historisch-bedeutsamsten dieser Briefe, so dürften bloß die Nrn. 11, 17, 18, 24, 25, 26, 27, 31, 32, im Ganzen 9, und Bernhard's oben angezogenen Brief vom 9. September 1633, Donauwörth hinzugerechnet, 10 Briefe in extenso zur Abschrift kommen.

Ueber die weiteren Maßnahmen in dieser Angelegenheit wird nach dem Eintreffen der Briefe von Stockholm seiner Zeit Bericht an die hohe Classe erstattet werden.

In derselben Sitzung kam zur Vorlage:

Bemerkungen über die Genealogie und die Besitzungen der Grafen von Falkenstein und Neuburg von Dr. Buchinger, k. Hofrath.

Aus den fünf erlauchten Geschlechtern, welche zur Zeit der Agilolfinger im bayerischen Gesetzbuche besonders ausgezeichnet wurden, haben sich wahrscheinlich Abkömmlinge in verschiedenen Verzweigungen mehrere Jahrhunderte erhalten, und namentlich dürfte dieß auch der Fall gewesen seyn in den Geschlechtern der Huosier und der Fagane am Fuße der bayerischen Hochgebirge, da lange noch nach der Karolinger Herrschaft ein südlicher Gau nach den Huosiern benannt blieb, und eine Ortschaft Fagen oder Wagen noch zeitlich besteht. Da nun daselbst während dem elften Jahrhundert und weiterhin nach urkundlichen Ausweisungen nebst den Grafen von

Andechs und andern Grafen auch die Grafen von Falkenstein und Neuburg hausten, wovon die erstgenannte Burg oberhalb Rosenheim am Inn und den Berg Madron (St. Petersberg) und die andere an der Mangfall am Berg ober Wagen entlegen war, so wurden diese Grafen von mehreren Geschichtschreibern für Abkömmlinge der genannten ausgezeichneten Edelgeschlechter aus den Zeiten der Agilolfinger erachtet.

Die Geschichtsforscher Lajus, Aventin und Wigileus Hund beginnen die Genealogie der Grafen von Falkenstein und Neuburg mit einem Grafen Patto, der noch um das Jahr 1040 lebte, und schliessen mit einem Grafen Sigboto, welcher i. J. 1272 von einem seiner Dienstmänner im Bade ermordet wurde. Auch Ritter von Lang *) folgte größtentheils dieser Darstellung, wandelte aber den Namen des Grafen Patto von Falkenstein in den Namen Siboto um, und verwarf die Stiftung des Klosters (Canonicatsstifts) Weyarn durch einen Grafen Siboto von Neuburg, weil er eine das Alter eines spätern Grafen Sigboto bezeichnende Stelle im Cod. Falkensteinensi mißverständlich auf den Stifter von Kloster Weyarn bezog. In allen diesen Genealogien sind die Grafen von Falkenstein und die Grafen von Neuburg und Weyarn unausgeschieden aus einer von genanntem Grafen Patto ausgehenden Hauptlinie dargestellt. Hingegen kommen sie in zwey Hauptlinien ausgeschieden vor in den Stammtafeln der ausgestorbenen Regenten von Bayern (Leipzig bey Widman's Erben und Reich. 1778. XVI. Tabelle) und in der genealogischen Tabelle über die Grafen von Neuburg und Falkenstein, welche dem Catalogo Religiosorum Weyarensium des Probsts Rupert Sigl von Weyarn beygefügt ist. **)

Probst Sigl legte seiner Genealogie die im Co-

*) Bayerns Gauen nach den Volksstämmen Alleanen, Franken und Bayern. Nürnberg 1831. M. f. auch Bayerns Gane von Karl v. Spruner ic. 1831.

**) Ruperti II. Propositi Catalogus Religiosorum Weyarensium 1789. Typis editus 1797.

der oder Saalbuch von Falkenstein *) enthaltene genealogische Stelle zum Grunde, welche also lautet:

„Comitis Sigbotonis (des zur Zeit des Herzogs Otto I. von Bayern lebenden Grafens Sigboto I. von Falkenstein) Pater dicebatur Roudolfus, Avus ejus Herrandus, Attavus (proavus) ejus Patto. Ejusdem Comitis Mater dicebatur Gertrut, Avus ejus Sigboto; Attavus ejus Gerolt. Filii Comitis Sigbotonis dicebantur Chouno et Sigboto. Mater vero eorum Hiltegardis.“

Er unterschied hienach zwischen den alten Grafen von Falkenstein und den Grafen Neuburg und Wiare (Weyarn), erachtete aber, die in der angezogenen genealogischen Stelle des Cod. Falkensteinens. an die Spitze gestellten Grafen Patto (von Falkenstein) und Gerolt (von Neuburg) als Brüder betrachten zu müssen, und glaubte sich berechtigt, da die genannte Stelle keinen gemeinschaftlichen Stammvater beyder Grafen und Linien angibt, einen solchen durch Conjectur aufstellen zu dürfen, und nahm sonach zwey Grafen Patto an, einen ältern und einen jüngern, wovon der ältere zugleich der Vater des jüngern Grafen Patto und des Grafen Gerolt und mithin Stammvater des Gesamthauses Neuburg Falkenstein seyn sollte.

(Schluß folgt.)

*) Dieser Codex ist zwar im VII. Band der Monum. boie. abgedruckt aber so fehlerhaft, daß ein neuer Abdruck zu wünschen wäre.

Tabula genealogica secundum Rupertum Sigl, Praepositum Canonice Weyarensis.

Patto I.

Comes de Neuburg et Falkenstein. † ante 1017.
Uxor ex Stemate C. de Andex.

Geroldus C. de Neuburg et Wiare.

Uxor Lutgardis.

Udalschalvus abbas Sigebotus I. † 1136. Frideruna, uxor ger-
Tegerusensis anno Uxor Alhaidis de nerosi Hugonis in
1191 — 1210. Sulzbach. Norico Ripensi.

Sigebotus II., obiit
improbus ante pa-
trem.

Gertrudis, uxor Ru-
dolphi de Falken-
stein, heres unica
Sigeboti I. de Neu-
burg.

Sigebotus I. de Fal-
kenstein. Uxor Hil-
degardis filia Chu-
nonis IV. de Meg-
lingen.

Sigebotus II. Uxor Chuno I., obiit im-
Lutgardis filia Con- prolis post 1189.
radi II. de Valley.

Sigebotus III. obiit im-
circa 1241. Uxor prolis post annum
Adelheidis. Uxor Elisa-
beth.

Sigebotus occisus in
Balmoe anno 1272.
Uxor Irmingardis.

Patto II. C. de Falkenstein.

Herrardus I., obiit 1101. Uxor ex familia Comitum de Pilsstein.

Rudolphus † circa
1135. Gertrudis li-
lia Sigeboti I. de
Neuburg uxor Ru-
dolphi.

Wolkerus I., obiit
improbus circa an-
num 1158.

Bernhardus dictus
de Gruob. Uxor Ma-
thildis, soror Otto-
nis I. de Valley.

Herrardus II. † cir-
ca 1154. Uxor So-
phia de Meglingen.

Otto, Praepositus in
Rotenbuch 1141. †
post 1180.

Rupetus Abbas in
Tegernsee 1155. †
1186.

G. N.
filius. N.
filia. N.
filia. Ma-
ritus de
Hohenfels.

Sigebotus de Ant-
wurt seu V., obiit
improbus.

Wolker II., obiit
improbus.
Juditha. Maritus
ejus Nizo, Eques
de Raitenbuch.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. September.

Nro. 40.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853. .
Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

V. Physica.

- J. Göbell, Die Bestenerung und Zukunft der deutschen
Rübenzucker-Fabrikation. Breslau 1852.
- Agriculltur = chemische Untersuchungen und deren Ergebnisse,
angestellt und gesammelt bey der landwirthschaftlichen
Versuchstation der Leipziger ökonomischen So-
cietät vom J. 1851/52. Leipzig 1852.
- B. K. Scheibler, Ueber Guano. Vieniß 1852.
- Jr. Kirchhof, Handbuch der landwirthschaftlichen Be-
triebslehre. Dessau 1852.
- E. Heyer, Ventrug zur näheren Würdigung des Glä-
schenfachwerkes. Gießen 1852.
- Dr. J. Gottlieb, Vollständiges Taschenbuch der chemi-
schen Technologie. Leipzig 1852.
- Schöttler, Ueber Dampfkeißel-Explosionen. Magde-
burg 1852.
- J. Leidy, Special anatomy of the Gasteropoda of the
united states. Philad. 1851.
- Fr. G. Hope, Catalogo dei crostacei italiani etc. Na-
poli 1851.
- Dr. L. Pfeiffer, Conspectus cyclostomaceorum emen-
datus et auctus. Cassellis 1852.

K. Hof- u. Staats-Bibl. VIII.

- J. K. Zieber, Rhyndetographien. Prag 1851.
- E. Bergmann und R. Leuckart, Vergleichende Ana-
tomie und Physiologie. Stuttg. 1852.
- E. Vogt, Bilder aus dem Thierleben. Frankf. 1852.
- L. Pfeiffer, Monographia pneumonopomorum viven-
tium. Cassel 1852.
- J. Müller, Ueber Synapta digitata und über die Er-
zeugung von Schnecken in Holothurien. Berlin 1852.
- J. Müller, Ueber die Ophiurenlarven des Adriatischen
Meeres. Berlin 1852.
- G. Johnston, Einleitung in die Conchyliologie oder
Grundzüge der Naturgeschichte der Weichthiere. De-
rausg. von H. G. Bronn. Vief. 1. Stuttg. 1853.
- L. Kerl, Beschreibung der Oberharzer Hüttenprozesse.
Clausthal 1852.
- K. W. Tschewkin und A. D. Ojerski, Rußland's
Bergwerksproduktion. U. d. Ruß. von Dr. E. Zer-
renner. Leipzig 1852.
- A. Gurlt, Bemerkungen über die neueren Fortschritte
des Kupferhüttenprozesses in England. Freiburg
1852.

VI. Anthropologia.

- R. Lenbuser, Ueber die Entstehung der Sinne-
stän-
schung. Berlin 1852.
- Dr. J. J. Siemers, Vorlesungen über Anthropologie,
Physiologie und Diätetik. Leipzig 1852.
- C. Crowe, The night side of nature or ghosts and
ghost Seers. Lond. 1852.
- E. Ruf, Pischische Zustände. Ein Ventrug zur Lehre
von der Zurechnung. Innsbruck 1852.

XXXVII. 40

- Dr. C. G. Carus, Ueber Geistesepidemien der Menschheit. Leipzig 1852.
- M. Prisse d'Avennes, Miroir de l'Orient ou tableau historique des croyances, moeurs, usages . . . de l'Orient Musulman et Chrétien. Livr. 1. Paris 1852.
- A. F. Ozanam, Du progrès dans les siècles de decadence. Par. 1852.
- J. Grimm, Ueber Frauennamen und Blumen. Berlin 1852.
- K. Friedrich, Die Erziehung zur Arbeit. Leipzig 1852.
- A. Grynäus Paedagogia sublimior theoretica et applicata. Pesth 1852.
- Earl of Carlisle, Lectures and addresses in aid of popular education. Lond. 1852.
- Ch. Palmer, Evangelische Pädagogik. Abth. 1. Stuttg. 1853.
- J. Niggler, Das Turuen, sein Einfluß und seine Vorbereitung. Geförnte Preisschrift. Bern 1852.
- P. N. von Bilguer und v. d. Lasa, Handbuch des Schachspieles. 2te verb. Aufl. Berlin 1852.
- F. Baucher, Methode der Reitskunst. 4te Aufl. U. d. Franz. Berl. 1852.

VII. Philosophia.

- Gratry, Une étude sur la sophistique contemporaine ou lettre à M. Vacherot. 2me édition. Paris 1851.
- Basilidis philosophi Gnostici sententias ex Hippolyti libro κατά πασῶν ἀρεσέων nuper reperto . . . ill. Jacobi. Berol. 1852.
- L. A. Gruyer, Opuscules philosophiques. Bruxelles 1851.
- Dr. U. Gladisch, Die Religion und die Philosophie in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung und Stellung zu einander, nach den Urkunden dargestellt. Breslau 1852.
- Dr. K. Fischer, Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie. Bd. 1. Abth. 1. Stuttg. 1852.
- H. C. Derstedt, Die Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft. Hamburg 1852.
- Dr. J. Kiesel, Der idealistisch-realistische Prozeß des Bewußtseyns. Würzburg 1852.
- Will. Whewell, Lectures on the history of moral philosophy in England. Lond. 1852.

VIII. Aesthetica.

- Italienischer Novellenschaz. Ausgewählt und übers. von U. Keller. Th. 1 — 4. Leipzig 1852.

- Gedichte der Troubadours. Im Vermaß der Urschrift übersezt von R. L. Kannegießer. Tübing. 1852.
- Amis et Amiles und Jourdain de Blaivies. Zwen altfranzöf. Heldengedichte des Kerlingischen Sagenkreises. Herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen 1852.
- Dr. U. Boltz und Dr. H. Franz, Handbuch der englischen Literatur. Th. 1. Berlin 1852.
- M. Gvizot, Shakspeare et son temps, étude littéraire. Par. 1852.
- K. Guxkow, Aus der Knabenzeit. Frankf. 1852.
- B. Holz, Ein Jugendleben. Th. 1. 2. 3. Leipzig 1852.
- H. C. Mareard, Vermischte Schriften. Hamburg 1852.
- Kr. Rugler, Belletristische Schriften. Bd. 1 — 5. Stuttgart 1852.
- H. Eisenlohr, Martin Luther. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.
- Jr. Bodenstedt, Gedichte. Bremen 1852.
- Lieder Muskatblut's; erster Druck besorgt von Dr. E. v. Groote. Cöln 1852.
- Heinzelein von Constanz von J. Pfeiffer. Leipzig 1852.
- J. W. Hackländer, Bilder aus dem Soldatenleben. Bd. 1. 4te Aufl. Stuttg. 1852.
- L. Eckardt, Vorlesungen über Göthe's Torquato Tasso. Bern 1852.
- Dr. E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Stuttg. 1852.
- M. Vermontoff, Poetischer Nachlaß, übers. von Jr. Bodenstedt. Bd. 1. Berlin 1852.
- J. Kraszewskiego, Ostatni z Siekierzyn'skich. Petersburg 1851.
- M. Missirini, Iscrizioni italiane. Palermo 1834.
- L. A. Gera, Veneziano, Delle iscrizioni italiane e latine. Centuria 1. 2. Venezia 1845 — 46.
- Ant. Calegari, Inscriptiones. Patavii 1818.
- J. W. Völker, Die Kunst der Malerei. Leipzig 1852.
- Apsley Pellat, Curiosities of glass making. Lond. 1849.
- H. Martin, Handbuch der Photographie. 3te Aufl. Wien 1852.
- Catalogue of the collection of Assyrian, Babylonian, Indian, Peruvian and Mexican Antiquities formed by B. Hertz. Lond. 1851.
- E. H. Langlois, Essai sur les danses des morts . . . ouvrage complété et publié par A. Pottier et Alfr. Baudry. Vol. 1. 2. Rouen 1851.
- Les Danses des Morts, dissertations et recherches historiques etc. . . publiés par G. Kastner. Par. 1852.

- St. de la Madelaine, *Th'ories complètes du chant*. Par. 1852.
- C. Fr. Richter, *Die Grundzüge der musikalischen Formen und ihre Analyse*. Leipzig 1852.
- —, *Die Elementarkenntnisse zur Harmonielehre und zur Musik überhaupt*. Leipzig 1852.
- E. de Coussemaker, *Histoire de l'harmonie au moyen age*. Par. 1852.
- J. B. Labat, *Etudes philosophiques et morales sur l'histoire de la musique*. T. 1. Par. 1852.
- J. Fischhof, *Versuch einer Geschichte des Clavierbaues*. Wien 1853.
- A. Barbereau, *Etudes sur l'origine du système musical*. I. Mémoire. Par. 1852.

IX. Politica.

- S. Tremeneere, *The political experience of the Ancients*. Lond. 1852.
- Sieben Gespräche über Staat und Kirche. Arnßberg 1852.
- P. Paruta, *Opere politiche*. Vol. 1. 2. Firenze 1852.
- Dr. C. W. Dyzoumer, *Conservatismus und Reform*. U. d. Holländ. überf. von J. H. Hisinger. Utrecht 1852.
- C. Kresschmar, *Der Kampf des Plato und die religiösen und sittlichen Principien des Staatslebens*. Leipzig 1852.
- Alph. Grün, *Le vrai et le faux socialisme*. Par. 1849.
- C. Fabri, *Die öffentliche Meinung und die Politik in ihrer Wechselwirkung*. Erlangen 1852.
- G. Schirges, *Volkswirtschaftliche Studien*. Frankf. 1852.
- J. R. Mac Culloch, *A treatise on the circumstances which determine the rate of wages*. Lond. 1851.
- U. Zalesky, *Handbuch der Gesetze und Verordnungen für die Polizeiverwaltung im östreich. Kaiserstaate von 1740 — 1852*. Lief. 1. Wien 1852.
- Dr. J. Schladebach, *Vorschläge zur Förderung der Colonisation und des Gewerbfleißes in Deutschland*. Dresden 1852.
- C. Matthiae, *Die Polizeigesetze des Herzogthums Braunschweig*. Braunschweig 1852.
- C. Frh. v. Phull, *Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegs-Operationen*. Stuttgart 1852.
- Darstellung der Begebenheiten des deutsch-dänischen Krieges von 1818. Abth. 1. Berlin 1852.
- H. Uster, *Die Gefechte und Schlachten bey Leipzig im Oktober 1813*. Thl. 1. Dresden 1852.
- Ed. Kuchenbäcker, *Vorlesungen über Kriegskunst und Kriegswissenschaft*. Bd. 1. Leipzig 1852.
- W. H. Gündell, *Die Feuerwaffen der k. hannoverschen Infanterie*. Hannover 1852.
- G. v. Hofmann, *Das neue Percussions-Gewehr*. Coblenz 1852.

X. Medicina.

- H. Kohls, *Umriss zur Kritik der neueren deutschen Medizin*. Th. 1. München 1851.
- The American Journal of Insanity. Vol. I — VI. Utica 1844 — 50.
- Dr. S. v. Andrea, *Ueber den Zusammenhang zwischen Medizin und Philosophie*. Frankf. 1852.
- Dr. S. Häser, *Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten*. 2te umgearb. Aufl. Abth. 1. Jena 1852.
- J. Moleschott, *Der Kreislauf des Lebens*. Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe. Mainz 1852.
- F. Bidder u. C. Schmitt, *Die Verdauungssäfte und der Stoffwechsel*. Mitau 1852.
- Dr. H. Fr. Hohl, *Zur Pathologie des Beckens*. Leipz. 1852.
- J. Adam's, *Anatomie und Pathologie der Vorsteherdrüse*. U. d. Engl. von Dr. W. Keil. Halle 1852.
- C. Kahl, *Anleitung zur Behandlung der acuten Krankheiten mit Wasser*. Hamb. 1852.
- M. Fuß, *Chronische Alcoholkrankheit oder Alcoholismus chronicus*. U. d. Schwed. überf. von G. van dem Busch. Stockholm 1852.
- Dr. C. Kiffel, *Die direkte Kunstheilung der Pneumonien*. Eilenburg 1852.
- Dr. G. Capsoni, *Della influenza delle risaje sulla salute umana*. Milano 1851.
- Dr. A. Siegert, *Das Eis innerlich gebraucht als Heilmittel gegen die asiatische Cholera*. Leipz. 1852.
- C. Morris, *Lectures on scarlett fever*. Philadelphia 1851.
- A. Michaux, *Mémoire sur les causes de la fièvre jaune*. Par. 1852.
- Dr. A. B. Maddock, *Die Inhalationskuren*. Weimar 1852.
- Dr. S. Helfft, *Kampf und Lähmung der Kehlkopfs-Muskeln*. Berlin 1852.
- Dr. C. F. Eichstedt, *Ueber den Durchfall der Kinder*. Greifswald 1852.

- R. Dundas, Sketches of Brazil, including new views of tropical and European fever. Lond. 1852.
- Dr. J. Fr. H. Albers, Lehrbuch der Semiotik. 2te Aufl. Leipzig 1852.
- Dr. W. R. Weitenweber, Mittheilungen über die Pest zu Prag in den Jahren 1713 — 1714. Prag 1852.
- Dr. L. Sachs, die Heilkraft des kalten Wassers auf wissenschaftl. Principien zurückgeführt. Berlin. 1849.
- E. Pohl, die Melancholie nach dem neuesten Standpunkte der Physiologie und auf Grundlage klinischer Beobachtungen. Prag 1852.
- Fr. W. Heidenreich, Die Verkürzung des Schenkels im Hüftgelenke. Ausbach 1852.
- Dr. J. E. Jüngken, Ueber die Anwendung des Chloroforms bey Augenoperationen. Berlin 1850.
- H. Schuster, Ueber Thorargeschwülste. Erlang. 1851.
- Dr. J. H. Stück, Auffuchung der Gefäße und Nerven am menschlichen Körper. 2te Aufl. Wien 1852.
- Dr. P. Landi, Della ottalmia catarrale epidemica. Firenze 1850.
- Dr. W. Roser, Die Lehre vom Hornhaut-Staphyloom. Marburg 1852.
- Dr. Fr. Ph. Ritterich, Das künstliche Auge. Leipzig 1852.
- Dr. Fr. Navoth und Dr. Fr. Vocke, Chirurgische Klinik. Berlin 1852.
- Dr. J. J. Böhling, Zur Pathologie und Therapie der Krankheiten des Hüftgelenkes und ihrer Ausgänge. Berlin 1852.
- Dr. Werner, Grundzüge einer wissenschaftlichen Orthopädie. Abth. 1. Berlin 1852.
- Dr. K. E. Hassé, Die Menschenblattern und die Kuhpockenimpfung. Zürich 1852.
- Dr. G. Rosß, Veyträge zur Orthopädie. Altona 1852.
- L. Geiß, Die Regeneration des Unterkiefers nach totaler Narcoese durch Phosphordämpfe. Erlangen 1852.
- Dr. G. v. Breuning, Heilart des Beinfraktes auf arzneilichem Wege. Wien 1852.
- Homolle et Quevenne, Mémoires sur la digitale. Par. 1851.
- Dr. B. Zschuchardt, Untersuchungen über die Anwendung des Magnesihydrats. Göttingen 1852.
- F. B. Chaumeton, Flore médicale. Vol. I — VIII. Par. 1844 — 1850.
- Alibert, Des eaux minérales dans leurs rapports avec l'économie publique, la médecine et la législation. Par. 1852.
- Dr. J. W. Scanzoni, Die geburts-hilfflichen Operationen. Wien 1852.
- E. Winkler, Memoranda der gerichtlich-chemischen Prüfung auf Gifte. Weimar 1852.
- Dr. J. M. F. de Saive, Die Inokulation, ein Schutzmittel gegen die Lungenpeuche des Rindviehs. Köln 1852.

XI. Jus.

- Fr. Freiesleben, Handbuch der Berggesetzgebung des Königreiches Sachsen. Leipzig 1852.
- Het Nederlandsch Wetboek van Koophandel van 1830 en de Code de Commerce. Utrecht 1851.
- Dr. E. H. L. Brinckmann, Lehrbuch des Handelsrechts. 1te Hälfte. Heidelb. 1852.
- Bericht über den Handel und die Industrie von Berlin in den Jahren 1850 u. 51, erstattet von den Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin. Berl. 1852.
- Dr. E. A. Schmidt, Der prinzipielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Rechte. Bd. 1. Kofstok 1853.
- Dr. N. E. Holtius, Abhandlungen civilistischen und handelsrechtlichen Inhalts, übers. von Dr. C. Suvro. Utrecht 1852.
- Fr. Ritschel, Legis Rubriae pars superstes. s. l. et a.
- W. Parbs, Berichtigungen mit Ergänzungen z. G. F. Puchta's Pandekten-Vorlesungen. Schwerin 1852.
- N. Jhering, Geist des Römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. Th. 1. Leipzig 1852.
- Dr. J. L. Keller, Der Römische Civilprozeß und die Actionen in summarischer Darstellung. Abth. 1. Leipzig 1852.
- Dr. R. Stinping, Das Wesen von Bona fides und titulus in der Römischen Usucapionslehre. Heidelb. 1852.
- U. Brinz, Kritische Blätter civilistischen Inhalts. Erlangen 1852.
- E. C. F. Hiersemenzel, Vergleichende Uebersicht des heutigen Römischen und Preuss. gemeinen Privatrechts. Thl. 1. Berlin 1852.
- H. Grapow, Zusammenstellung der Bestimmungen für das Bauwesen im Preussischen Staate aus den Jahren 1845 — 1852. Berlin 1852.
- L. Eggert, Das heutige Gewerwesen in den R. Preussischen Staaten. Berlin 1852.
- Vogelmann, Die Zehentablösung im Großherzogthume Baden. Karlsruhe 1838.
- Alex. a Daniels de Saxonici speculi origine. Berol. 1852.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. September.

Nro. 41.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Genealogie und die Besitzungen der Grafen von Falkenstein und Neuburg von Dr. Buchinger k. Hofrath.

(Schluß.)

Der ältere Graf Patto, welcher im Jahre 1010 nach Urkunden des Klosters Tegernsee, dessen Fiskal — Advokat war, und durch Heyrath zur Grafschaft Falkenstein gelangt seyn soll, soll schon um das Jahr 1017 gestorben seyn, da um diese Zeit seiner in Monum. boic. nicht mehr gedacht wird, der jüngere aber, der auch Vogt des Klosters Tegernsee war, und im Jahre 1040 urkundlich vorkommt, soll vor dem Jahre 1042 verlebt haben, da in diesem Jahre schon ein gewisser Luitprand als Advokat von Tegernsee bezeichnet wird.

Hier wird nun bemerkt werden dürfen, daß im Jahre 1025 bey einer zu Regensburg zwischen der verwittibten Kaiserin Kunigunde und dem Bischof Engelbert von Freysing erfolgten wichtigen Tauschverhandlung drey Grafen Gerolt als Zeugen auftraten, nämlich ein Graf Gerolt im Oberfundergau, ein anderer Graf Gerolt und der gleichnamige Sohn eines dieser Grafen *), wornach es also nicht

wohl wahrscheinlich ist, daß der vom Prälaten Sigt angenommene Graf Patto der ältere hier als Vater eintreten konnte.

Es beruhet auch die ganze Conjectur des Prälaten allein auf der Voraussetzung, daß die im Cod. Falkensteinens. in der mehrgedachten genealogischen Stelle an der Spitze findlichen Grafen Patto und Gerolt Blutsverwandte gleichen Grades und sonach Brüder seyen. Allein es scheint an hinlänglicher Sicherheit zu Annahme solcher Blutsverwandtschaft und Brüderschaft zwischen beyden genannten Grafen zu fehlen, da sie nach der genealogischen Tabelle des Cod. Falkensteinens. vielmehr als Glieder verschiedener Geschlechter und Häuser erscheinen, die erst in eines übergingen, als Graf Rudolf, der Enkel des Grafens Patto von Falkenstein, die Enkelin des Grafens Gerolt von Neuburg und Weyarn, nämlich die Gräfinn Gertrud, Erbtöchter des Grafens Siboto, der das Kloster Weyarn stiftete, und ohne männliche Nakommenschaft verstarb, ehlichte. Der Coder wollte wohl nur die Ahnen des Grafens Siboto I. von Falkenstein einerseits und die Ahnen der Gräfinn Gertrud von Neuburg, seiner Gemahlin, anderseits darstellen, erwähnt aber nichts von gleicher Abstammung beyder Häuser, woraus auf eine Blutsverwandtschaft zwischen ihren Gliedern nothwendig zu schließen wäre.

Es scheinen sich demnach hier zwey Häuser von verschiedener Abstammung darzustellen, und da nach der Geschichte des Klosters Wessobrun v. J. 1753, S. 82 Falkenstein noch im Jahre 955 eine Besitzung der Grafen von Andechs war, so ist es wahrscheinlich, daß das Haus Falkenstein ein Zweig hie-

*) Complicatio Dnae Cunigundae Imperatricis atque Engelberti Episcopi Frisingens. apud Meichelbek. Pars I. pag. 219. M. s. auch Prof. Buchner's bayerische Geschichte, III. Buch S. 173 u. 171.

von war, wie auch Herr Ritter v. Koch-Sternfeld schon geäußert hat. *) Die Grafen von Neuburg aber mochten von dem erlauchtem Geschlechte der Fagana abstammen, welchem Schloß und Ort Fagen an der Mangfall ihren Namen verdanken dürften, und unfern welchen die Nachkommen sich eine neue Burg (das vorm. Schloß Neuburg) erbauten, auf das alte Fagen aber Ministerialen oder Lehensmänner setzten, die davon ihren Namen erhielten, aber nicht mit dem alten Edelgeschlechte dieses Namens verwechselt werden dürfen, so wie auch urkundlich unter den Grafen von Dachau Ministerialen von Dachau vorkommen.

Wenn nun zwar mit des Prälatsens Sigl-Conjectur hinsichtlich eines gemeinsamen Stammvaters der Grafen von Falkenstein und jener von Neuburg und Weyarn nicht Jedermann verstanden seyn dürfte, so verdient gleichwohl im Allgemeinen seine Genealogie genannter Grafen zuversichtlich den Vorzug vor allen übrigen dergleichen Genealogien in Hinsicht auf Gründlichkeit und Ausführlichkeit, und da der Catalogus Religiosorum Weyarensium, worin diese Genealogie tabellarisch vorgetragen, selten und wenig verbreitet ist, so wird der hier angefügte Abdruck dieser tabellarischen Darstellung sich rechtfertigen lassen.

Die Hauptbesitzungen der Grafen von Neuburg und Falkenstein bestanden, nachdem auf Weyarn ein Augustiner-Stift begründet worden, noch in den Grafschaften und Herrschaften Neuburg, Falkenstein, Hademarsberg (Hartmansberg) und Herrantstein. Graf Siboto I. von Falkenstein dessen Vater Rudolf durch die Vermählung mit der Erbtöchter des Grafens Siboto von Neuburg die Grafschaft Neuburg erlangt hatte, nannte sich auch im Cod. Falkensteinens. einen Grafen von Neuburg, von Falkenstein von Hademarsperch und von Herrantstein, Sohn des Grafens Rudolf. Für jede Grafschaft stand am Sitze derselben eine eigene Procuratie. Auch hatte der Graf die Vogtey in Ab-

ling *) und zahlreiche zum Theil sehr ansehnliche Lehengüter.

Zu den ansehnlichsten und größern Lehengütern gehörte zuvörderst die schon genannte Herrschaft Hademarsberg in den Umgebungen des Simsees und des Chiemsees, welche vom Bisthum Trient zu Lehen gieng. Weitere größere Lehengüter waren Hausleiten in Oesterreich vom Hochstift Passau, eine große Zahl von Gütern von den Grafen von Burghausen, Sulzbach, Craiburg, Wasserburg u. die Cometic Luichental vom Herzog von Bayern, die Bogtey über die erzbischöflichen salzburgischen Güter bey Chiemsee, über des Stiftprobsts Güter daselbst und über die Probstey-Güter zu Wiare (Weyarn), die Bogtey auf dem Berg S. Petri (Madron) vom Bischof zu Freysing, die Lehengüter vom Pfalzgrafen Otto den jüngern Bruder des Herzogs Otto I. von Bayern zu hundert Mansus und noch viele andere Güter, wie sie im Cod. Falkensteinens. und hiernach in des Ritters v. Lang Schriften über Bayerns Gauen aufgeführt sind.

Durch Vermählungen gelangten die Grafen von Falkenstein und Neuburg in Schwägerschaft mit vielen adelichen Häusern in Bayern und Oesterreich, namentlich mit den Grafen von Sulzbach durch Adelheid der Gemahlin des Grafens Siboto von Neuburg, des Stifters der Canonie zu Weyarn, mit den Grafen von Beilstein durch des Grafens von Falkenstein Herrant I. Gemahlinn, mit den Grafen von Potenstein in Oesterreich durch die Gräfinn Adelheid von Falkenstein, mit den Grafen von Walley durch des Grafen Bernhard von Falkenstein genannt von Grueb Gemahlin, mit den Grafen von Meglingen durch die Gemahlinnen der Grafen Sigeboto I. und Herrant II. von Falkenstein, mit den Grafen von Walley durch die Gemahlinn des Grafens Sigeboto II., mit den edlen von Wasen durch die Gräfinn Frideruna von Falkenstein, ferner mit den edlen von Hohenfels und Raitenbuch ebenfalls durch Falkensteinische Gräfinnen.

*) Das Reich der Longobarden in Italien, eine akademische Abhandlung 1839. S. 8.

*) Also nicht den Ortsbesitz wie in einer neuern historischen Schrift vorkommt.

Mehrere dieser Verschwägerungen hatten auch ansehnliche Erwerbungen an Gütern zur Folge. Ein eigener Eintrag im Falkensteiner Codex oder Salz- buch gibt Nachricht über das von Engelschalk von Wasen seiner Gemahlinn Frideruna Gräfinn v. Falkenstein zugewiesene Vermögen an Leuten und Gütern zu Wasen (in civitate Wasin). Auch die österreichische Herrschaft Herrantsstein ist, wie Rupert Sigl mit voller Ueberzeugung assertirt, durch Verschwägerung der Grafen von Falkenstein und der Grafen von Beilsstein an erstere übergegangen *), nämlich durch eine ehliche Verbindung des Grafen Herrans I. von Falkenstein mit einer Gräfinn von Beilsstein. Auch bezieht sich hierauf eine im Cod. Falkensteinens. vorkommende Verhandlung zu Niwenufar (Neuursfahr) wornach Graf Siboto I. von Falkenstein für den Fall seines Todes seiner Frau und seinen Söhnen das Castell Herrantsstein und alle seine Güter in Oesterreich zusicherte, und worin Behufs dieser Disposition Graf Chounrad von Beilsstein aller bisher gemachten Ansprüche und Klagen auf das Patrimonium des vorgedachten Grafens Siboto von Falkenstein in der Herrschaft Herrantsstein und auf alle Zugehörungen verzichtete.

Nachdem das gräfliche Haus Falkenstein und Neuburg gänzlich erloschen war, kamen dessen bayerische Herrschaften und Güter größtentheils an das Haus Wittelsbach und das Herzogthum Bayern. **)

*) M. s. über die Grafen von Beilsstein die Abhandlung über die Grafen von Burghausen, Schalla und Beilsstein in den akademischen Denkschriften historischer Klasse VI. B. 2. Abtheilung. — In dieser Abhandlung finden sich einige Druckfehler, welche hiemit berichtigt werden. M. 1. Hönharter Wald statt Hohenwarter Wald. S. 425 in der Note lies 50 Häuser statt 50 Einwohner. S. 426 lies Willibird Gemahlin des Herzogs Conrad in Nahren statt in Kärnthen. S. 416 lies Euns- thal statt Emsthal und allenthalben Ems statt Ems. S. 464, die hier benannten Orte gehören in das Gasteiner Thal.

**) Hademarsberch hat jedoch der Bischof von Trient schon circa 1263 an den Herzog von Bayern ver- liehen, also nach des Grafens Chuno II. Tode.

Falkenstein wurde von den Herzogen Rudolf und Ludwig für ein Rechnungsguthaben und eine Ablösungssumme i. J. 1310 an Rudolf von Has- lung verpfändet, nachdem es bisher schon von Chun- rad Haslung oneros besessen war. Späterhin i. J. 1501 kamen Schloß, Herrschaft und Gericht von Falkenstein durch Verkauf an die Kinder des Hanns Hofer, Gilg, Christoph und Dorothea. Herzog Al- brecht bekam hiefür 8500 fl.; Herzog Wilhelm kaufte aber die Herrschaft wieder an sich. In der Folge kam die Herrschaft an die Herrn von Hund, und 1570 erscheinen Hanns Jörg und 1573 Wolf Diet- rich Hund. (Güterbeschreibung) als Besitzer. Dann folgten Christoph Freyh. v. Ruepp und die Grafen von Preysing, und i. J. 1780 kommt Joh. Mar- xaver Graf von Preysing auf Altenpreysing vor.

Wagen erscheint i. J. 1413 als ein den Herzogen in Bayern lehenbarer Sedelhof mit Tafeln und Dorf- gericht daselbst im Besitz von Peter den Schalchdor- fer, der diese Realitäten seinem Bruder Ulrich ver- kaufte. Sie verblieben bey den Schalchdorfern bis in den Eingang des XVI. Jahrh., in welchem anno 1508 ein Ulrich Schalchdorfer an den Veit Marxrai- ner die eine Hälfte und anno 1516 Jörg Schalch- dorfer resp. dessen Vormundschaft an den Herzog Wilhelm von Bayern die andere Hälfte verkaufte. Die erstgedachte Hälfte kam späterhin an die Gra- fen von Lösch, welche in der Güterbeschreibung der Jahre 1570—1597 vorkommen. Im Jahre 1780 erscheint Joseph Ferdinand Graf zu Reinstein und Tattenbach als Inhaber der Hofmark Walley, Holz- und Feldolling, Wattenstorf, Marxhain und Mar- sofen.

Sowohl Falkenstein als Wagen erscheinen noch im J. 1806 unter dem Pfliegergericht Aibling, und in genanntem Jahr namentlich auch Hortmansberg (das alte Hademarsberch) als Hofmark und Vogt- gericht im Besitz von Joh. Valentin Reichsgrafen von Hörll, k. Generalmajor.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat July 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preussischen Staaten:

Verhandlungen, 41. Lieferung. Berlin 1853. 4.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel:

Mittheilungen V. Der Münzfund von Reichenstein. Basel 1852. 4.

Vom Herrn W. M. T. G. Morton in Washington:
Anaesthesia 2. Sess. 32. cong. Wash. 8.

Vom Herrn Dr. Soherer, Professor der Chemie in Freiberg:

Lehrbuch der Metallurgie, mit besonderer Hinsicht auf chemische und physikalische Prinzipien. 2ten Bandes 1. u. 2. Lief. Braunschweig 1853. 8.

Vom Herrn J. G. H. Schwellengrebel in Bonn:
Neue verschiedene Coordinaten-Systeme im Zusammenhang untersucht. Bonn 1853. 4.

Vom Herrn Christoph August Brandis, Professor in Berlin:

Aristoteles, seine akademischen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger. Erste Hälfte. Berlin 1853. 8.

Vom Herrn Paolo Volpicelli in Rom:

Saluzione Algebraica. Roma 1853. 4.

Vom Herrn Manuel Johnson in Oxford:

Astronomical observations in the year 1851. Vol. XII. Oxford 1853. 8.

Vom Herrn Macedo Melloni, Professor in Neapel:

Considerazioni ed esperenzie intorno al magnetismo delle Rocce. Napoli 1853. 4.

Vom Herrn Jodok Stülz, Chorherr von St. Florian in Wien:

Das Leben des Bischofs Altmann von Passau. Wien 1853. gr. Fol.

Von dem Herrn Dr. v. Schlichtegroll, k. Hofrath hier:

Ueber die Salbücher des Mittelalters. Münch. 1853. 8.

Von dem Herrn Bibliothekar Dr. Krabinger hier:

J. Caccili Cypriani episcopi Karthaginensis et martyris libri de catholicae ecclesiae unitate et de habitibus virginum. Tubingae 1853. 8.

Von dem Herrn Major von Sprunner hier:

Leitfaden zur Geschichte von Bayern. Bamberg 1853.

Von dem Herrn Piccolos in Paris:

Supplement a l'anthologie grecque contenant des épiques et autres poesies légères inédites. Paris 1853. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. September.

Nro. 12.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
K. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

XI. Jus.

J. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. T. 1. Bonn
1852.

H. Siegel, Das deutsche Erbrecht nach den Rechts-
quellen des Mittelalters. Heidelb. 1853.

Rechtsdenkmale aus Thüringen. Herausg. von A. L. J.
Michelsen. T. 1. Jena 1852.

Ad. Holtzmann, Ueber das Verhältniß der Malber-
ger Glossen zum Text der lex salica. Heidelb. 1852.

E. Chr. Eigenbrodt, Ueber die Natur der Bede-
Abgaben. Gießen 1826.

Frz. Löher, Das System des Preuß. Landrechts. Pa-
derborn 1852.

Vollständige Sammlung der seit 13. März 1848 im
Justizfache erschienenen Gesetze und Verordnungen.
Bd. 1. Jahrgang 1848. Wien 1852.

Dr. A. Th. Michel, Darstellung der Gewährleistung
nach dem östereich. Privatrechte. Prag 1849.

M. Hahn, Die direkten Steuern Oesterreichs. Wien
1852.

Corpus juris consuetudinarii regni hungarici. T. 1. 2.
Budae 1844 — 46.

M. Taillier, Recherches sur l'histoire des institutions
politiques et civiles du moyen age (du IX au
XVI siècle). Bruxelles 1850.

K. Hof- u. Staats-Bibl. VII.

M. Quantin, Recherches sur le tiers-état au moyen-
age. Par. 1851.

J. Levita, De la réforme hypothécaire en France et
en Prusse. Par. 1852.

Dr. E. S. Zacharia von Lingenthal, Handbuch
des französischen Civilrechts. 5te verm. Aufl. He-
rausg. von Dr. Unschütz. Bd. 1. Heidelb. 1852.

A. Giordano, Commento sulle leggi civili del regno
delle due Sicilie. Vol. 1 — V. Napoli 1848 — 51.

L. Volpicella, Gli antichi ordinamenti marittimi
della città di Trani. Potenza 1852.

New-York Code. First report of the commissioners
of the Code. Book 1. Chapters 1. 2. 3 and 4.
Albany 1849.

Laws of the state of New-York. Albany 1851.

Guil. Staunforde, Les Plees del Coron, anno do-
mini 1574. Lond. 1573.

W. Hawkins, A treatise of the Pleas of the crown.
Vol. 1. 2. Lond. 1822 — 24.

Ant. Fitzherbert, La Grande abridgement. Lond.
1577.

Laws of the state of North-Carolina, passed by the
general session of 1850 — 51. Raleigh 1851.

H. v. Branchitsch, Geschichte des franischen Rechts.
Berlin 1852.

W. Wills, An essay on the principles of circumstan-
tial evidenee. 3 Ed. Lond. 1850.

Das östereich. Strafgesetz vom 27. Mai 1852 und die
Verordnungen über die Gerichts-Competenz. Wien
1852.

K. W. Hahn, Das Holzdiebstahl-Gesetz vom 2. Juni
1852. Breslau 1852.

Dr. J. V. Ziegler, Die Verbrechensunfähigkeit juri-
stischer Personen. Mitau 1852.

XXXVII. 42

- Dr. A. Mayer, Das Strafverfahren im Großherzogthum Baden nach dem Gesetze vom 5. Febr. 1851. Lief. 1. Freiburg 1852.
- Dr. Rich. John, Ueber Landzwang und widerrechtliche Drohungen. Göttingen 1852.
- A. Franß, Der Preussische Strafprozeß nach den positiven Gesetzen und legislatorischen Quellen. Heft 1. Quedlinb. 1852.
- E. J. Amcke, Das Preussische Strafrecht. Abth. 1. Das Strafverfahren. Glogau 1852.
- Dr. E. Trummer, Von der criminellen Behandlung des Bankerotts. Hamburg 1852.
- A. v. Orelli, Die Jury in Frankreich und England. Zürich 1852.
- E. J. Müller, Die Preuss. Strafprozeß-Ordnung in ihrer jetzigen Gestalt. Berlin 1852.
- A. Hye, Das östereich. Strafgesetz über Verbrechen, Vergehen u. Lief. 1—4. Wien 1852.
- Gesetz, den Diebstahl an Holz und anderen Waldprodukten betreffend. Vom 2. Juny 1852. Berlin 1852.
- Ferd. Kramer, Briefe über Criminalrecht. Dresden 1852.
- B. v. Haynau, Blätter aus der Mappe eines Criminalisten. Heft 1. Marburg 1852.
- A. Bell, Historical sketches of feudalism, british and continental. Lond. 1852.
- Dr. H. Zoepfl, Die weibliche Lebensfolge in Fuldische und Pfalz-Fuldische Mannlehen und Burglehen. Stuttg. 1852.
- Dr. G. B. Sartori, Della storia de feudi e della legislazione, miglioramento e svincolo. Venezia 1852.
- A. Ipsen, Die alten Landtage der Herzogthümer Schleswig-Holstein von 1588—1675. Kiel 1852.
- Entwurf eines Gesetzes wegen Aufhebung der Fideicommissse, des Lehnverbandes und der Stammgüter. Quedlinb. 1852.
- L. Schanmann, Die rechtlichen Verhältnisse der legitimen Fürsten, des Usurpators und des unterjochten Volkes. Cassel 1821.
- L. Gr. v. Pfeil, Das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Consequenzen. Berlin 1852.
- K. F. Günther, Der Concurß der Gläubiger nach gemeinem deutschen Rechte. Leipz. 1852.
- Jr. Gessel, Leitsaden zum deutschen gemeinen Civilprozeß. Berlin 1852.
- L. Liebgott, Das Preussische Deposital-Verfahren. Berlin 1852.

XII. Theologia.

- M. T. Ruynéau de S. George, Essai philosophique et historique sur le christianisme au 19. siècle. Par. 1851.
- The holy Bible, translated into the Burmese from the original tongues. 2. Edit. Maulmain 1840.
- Barth's Bible Stories. Translated into Marathi. Bombay 1852.
- Dr. J. Larsow, Die Festbriefe des heiligen Athanasius, Bischofs von Alexandria. U. d. Syrischen übers. Leipzig 1852.
- Rhabanus Maurus, de laudibus sanctae crucis ed. A. Henze. Lips. 1852.
- Des heiligen Agobard Abhandlungen wider die Juden. U. d. Latein. übers. von E. Samosk. Leipzig 1852.
- Tertulliani quae supersunt omnia ed. F. Oehler. T. I—III. Lips. 1853.
- Ph. Fr. Keerl, Die Apokryphen des alten Testaments. Leipzig 1852.
- E. M. Hengstenberg, Die Opfer der heiligen Schrift. Berlin 1852.
- Jr. Delißsch, Die Genesis. Leipzig 1852.
- Dr. J. A. B. Lutterbeck, Die neutestamentlichen Lehrebegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende. Bd. 1. Mainz 1852.
- Dr. F. X. Dieringer, Dogmatische Erörterungen mit einem Güntherianer. Mainz 1852.
- H. C. F. Guericke, Versöhnliches über brennende Kirchenfragen der Zeit. Leipzig 1852.
- J. E. Gladstone, What is Tractarianism; three lectures. Lond. 1852.
- W. Beytschlag, Evangelische Beyträge zu den alten und neuen Gesprächen über Staat und Kirche. Berlin 1852.
- The Gospel and the great Apostasy. Prize Essay. Lond. 1852.
- M. Joham, Moralthologie. Th. 1. Sulzbach 1852.
- Dr. Jr. Liebetret, Die Sonntagsfeier. Zweyte gekrönte Preisschrift. Hamb. 1851.
- Dr. G. A. Kesperstein, Die Einführung des rhythmischen Chorals. Uploda 1851.
- G. Pfahler, Gregor der Große und seine Zeit. Bd. I. Frankf. 1852.
- P. Gonzati, La basilica di S. Antonio di Padova. Fasc. 1. 2. Padova 1851.
- W. Drumann, Geschichte Bonifacius des Achten. Th. 1. 2. Königsb. 1852.

- Dr. D. Schenkel, Die kirchlichen Gegenstände der Gegenwart. Darmstadt 1852.
- Ch. MacFarlane, The Catacombs of Rome. Lond. 1852.
- M. Müllbauer, Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien. Geförderte Preisschrift. Berlin 1852.
- J. Müller, Historische Denkmäler in den Klöstern des Athos. Wien 1850.
- J. Ch. Jäffer, Geschichte der Münster'schen Wiedertäufer. Münster 1852.
- Dr. A. Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Hamburg 1852.
- G. de Félice, Histoire des protestants de France. Par. 1851.
- A. Dammann, Geschichtliche Darstellung der Einführung der Reformation in den ehemals gräflich Schaumburgischen Landen. Hannover 1852.
- Dr. K. Becker, Beiträge zu der Kirchengeschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a/M. mit besonderer Beziehung auf Liturgie. Frankfurt 1852.
- Dr. Ferd. Campe, Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit. Bd. 1. Leipzig 1852.
- J. H. Schulte, Das Leben des hl. Bonifacius, des Apostels der Deutschen. Münster 1852.
- A. André, Cours alphabétique et méthodique de droit canon dans ses rapports avec le droit civil ecclésiastique. T. 1. 2. Par. 1852.
- Dr. K. Hase, Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reiches. 2te Aufl. Leipzig 1852.
- J. W. Fr. Höfling, Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassungen. Erlangen 1851.
- Dr. E. Knieß, Die katholische Hierarchie in den großen deutschen Staaten seit 1848. Halle 1852.
- Dr. E. F. Götschel, Der Dualismus evangelischer Kirchenverfassung. Stettin 1852.
- Der patristische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberheinischen Kirchenprovinz. Mainz 1852.
- Dr. K. A. Schneider, Zur Verständigung über die Emancipation der Kirche, insonderheit der evangelisch-protestantischen. Berlin 1852.
- Korb, Der geistliche Sühneversuch in Ehecheidungssachen, nach der Verordnung vom 28. Juni 1844. Berlin 1852.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.
Drittes Quartal. Juli — September.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

- P. Burke, The law of international Copyright between England and France. Lond. 1852.
- Novelle letterarie pubblicate in Firenze, l'anno 1740 — 1769. T. 1 — 30. Firenze 1740 — 1769.
- Dr. J. G. Liarks, Die Universität Cambridge. Heidelberg 1852.
- L. Livet, Etudes sur la littérature française à l'époque de Richelieu et de Mazarin. I. Bois-Robert. Par. 1852.
- G. Prezziner, Storia del pubblico studio e delle società scientifiche. Vol. 1. 2. Firenze 1810.
- Seraf. Mazzetti Bolognese, Memorie storiche sopra l'università e l'istituto della scienze di Bologna. Bologna 1840.
- Dr. K. Holzjapfel, Mittheilungen über Erziehung und Unterricht in Frankreich. Magdeb. 1852.
- Storia letteraria della Liguria. T. 1 — 4. Genova 1824 — 1826.
- J. J. Hauß, Die Juristenfakultät der Universität Heidelberg unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, vom J. 1559 — J. 1576. Leipzig 1853.
- Ang. Fabronius, Historiae academiae Pisanae. Vol. 1 — 3. Pisis 1791 — 95.
- F. G. Eichhoff, Tableau de la littérature du Nord au moyen age. Par. 1853.
- Geschichte der k. k. Hof- und Staats-Druckerei in Wien. Wien 1851.
- Verhandelingen van de Hollandse Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Deel 1. Haarlem 1851.
- J. Arnet, Archäologische Analecten. Wien 1851.
- Transactions of the China Branch of the Royal Asiatic Society. P. 1. 2. Hongkong 1848 — 1852.
- A. Trendelenburg, Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert. Berlin 1852.
- Mémoires de la société archéologique de l'Orléannais. T. I. Orléans 1851.
- Ant. Mazzarosa, Opere. T. 1 — 4. Lucca 1841 — 42.

- Jos. Droz, Oeuvres morales. Vol. 1. 2. Par. 1826.
 Fr. v. Raumer, Vermischte Schriften. Bd. 1. Leipzig
 1852.
 Adr. Balbi, Scritti geografici, statistici e vari. T. 1
 — 5. Torino 1841 — 42.

II. Philologia.

- Fr. Miklosich, Vergleichende Grammatik der slavi-
 schen Sprachen. Bd. 1. Gefürnte Preisschrift.
 Wien 1852.
 H. U. Zwick, Grammatik der West-Mongolischen, das
 ist Kirad oder Kalmükischen Sprache. Königsfeld
 1851.
 Dr. R. W. Lucas, Formenlehre des jonischen Dialek-
 tes im Homer. Bonn 1853.
 V. Nannucci, Teoria dei nomi della lingua italiana.
 Firenze 1847.
 F. Diez, Zwei altromanische Gedichte berichtet und
 erklärt. Bonn 1852.
 Carisch, Wörterbuch der rhätoromanischen Sprache in
 Gränzbänden. Chur 1852.
 C. L. Kochholz, Deutsche Arbeits-Entwürfe zur Bil-
 dung des Denk- und Sprachvermögens. Mann-
 heim 1853.
 Hoffmann von Fallersleben, Hannover'sches Na-
 menbüchlein. Hannover 1852.
 R. L. v. Heufler, Ein botanischer Beitrag zum deut-
 schen Sprachschatz. Wien 1852.
 W. Grimm, Zur Geschichte des Reims. Berlin 1852.
 Dr. W. Williams, A dictionary of the New-Zealand
 Language. Lond. 1852.
 Dr. A. Volk, Neuer Lehrgang der Russischen Sprache.
 Th. 1. 2. Berlin 1852.
 Dr. S. Steinthal, Ueber die Entwicklung der Schrift.
 Berlin 1852.
 J. M. Hulákovsky, Abbreviaturae vocabulorum, usi-
 tatae in scripturis praecipue latinis medii aevi,
 tum etiam slavice et germanice, collectae. Pra-
 gae 1852.
 H. Ewald, Entzifferung der neupunischen Inschriften.
 Göttingen 1852.
 R. Unger, Analecta Propertiana. Halis 1850.
 G. W. Nisßsch, Die Sagenpoesie der Griechen. Buch 1.
 Braunschw. 1852.
 Aeschyli tragoediae ex recens. Dindorfii. T. 1 — 3.
 Oxford 1851 — 52.
 Dr. Al. Hecker, Commentationis criticae de antho-
 logia graeca pars prior. Lugd. Bat. 1852.
 E. J. Kichl, Aeschylea. Spec. I. Leyden 1850.
 R. Volkmann, De oraculis Sibyllinis diss. Lips. 1853.
 Fr. Weissgerber, Curae Theocriteae ad Adoniazu-
 sas spectantes. P. 1. 2. Frib. 1852.
 Dr. L. Lange, Das System der Syntax des Apollo-
 nios Dyskolos. Göttingen 1852.
 Euripidis Troades ed. A. Kirchhoff. Berl. 1852.
 Dr. G. Deuschle, Die platonische Sprachphilosophie.
 Marb. 1852.
 Batrachomyomachia Homero vulgo attributa. Tex-
 tum ad fidem codd. rec. A. Baumeister. Göt-
 tingen 1852.
 A. C. Harris of Alexandria, Fragments of an oration
 against Demosthenes respecting the money of Har-
 palus. London 1848.
 A. Meinecke, Vindiciarum Strabonianarum liber.
 Berlin 1852.
 J. Frei, Der Rechtsstreit zwischen P. Quinctius und
 C. Naevius. Zürich 1852.
 J. Florus, Epitome de Tito Livio bellorum omnium
 annorum DCC libri II. Rec. O. Jahn. Lips. 1852.
 J. Th. Kreyssig, Curae secundae ad T. Livii histo-
 riarum reliquias ex palimpsesto Toletano erutas.
 Meissen 1852.
 Tragicorum latinorum reliquiae, rec. O. Ribbeck. Lips.
 1852.
 Lateinische Mythographen, übers. von Dr. B. Hunte.
 Heft 1. Lactantius Placidus. Bremen 1852.
 Abraham Ben David Halevi aus Toledo, Das Buch
 Gemah Ramah oder der erhabene Glaube. In's
 Deutsche übers. von S. Weil. Frankf. 1852.
 Dr. J. M. Soff, Adolph Zellinek und die Kabbala.
 Leipzig 1852.
 Ad. Zellinek, Auswahl kabbalistischer Mystik. Heft 1.
 Leipzig 1853.
 Confucius et Mencius. Les quatre livres de philoso-
 phie morale et politique de la Chine. Trad. du
 chinois par M. G. Pauthier. Par. 1852.
 Ch. Schier, Vade-Mecum oriental. Dresd. 1852.
 A chronicle of the family of Rája Krishnachandra of
 Navadvipna, Bengal. Ed. and transl. by W.
 Pertsch. Berl. 1852.
 Kschêtra tattva depikâ. Calcutta 1839.
 Fel. Nève, Les Pourânas, études sur les derniers
 monuments de la littérature Sanscrite. Par. 1852.
 (Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. September.

Nro. 43.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

The Indian Archipelago; its History and present State. By H. St. John. London 1853. 2 Vol. 8.

Die Zerlegung der Erde in gewisse Theile ist nicht zufällig entstanden, und, wie hie und da behauptet wird, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag gedankenlos herabgeführt worden. Sie ist aus den physischen Verhältnissen der Länder, aus den geistigen ihrer Bewohner hervorgegangen. Sowohl die besondere Gestalt und Lage wie die innere natürliche Beschaffenheit scheidet die östlichen und westlichen Gegenden der Erde, Asien und Europa, dann beyde wieder von der großen kontinentalen Halbinsel Afrika. Die Erfindungen und Einrichtungen unserer Tage beseitigen zum Theile diese natürlichen Verschiedenheiten und bringen die früher entferntesten Länder in beständige Verbindung. Gegenden und Völker treten in den Vordergrund des bürgerlichen und Geschäftslebens, welche bis vor wenigen Jahren bloß von den Fachgelehrten beachtet wurden. Dieß ist namentlich der Fall bey Ost-Asien und dem östlichen Archipelagus. Daher die große Anzahl Werke, welche jährlich über jene Länder erscheinen. Des Werk von Temminck über die Niederländischen Besitzungen im indischen Archipelagus haben wir bereits in diesen Anzeigen (Sept. 1851) ausführlich besprochen. Eine ähnliche Beachtung verdient jetzt auch die gelehrten Reiserwerke der Herren Van Honvell (Reis over Java, Madura en Bali. Door van Hoëvell. Amsterdam 1849 und 1851 2 Bde. 8) und Van Rhijn (Reis

door den Indischen Archipel. Door van Rhijn. Rotterdam 1851), wenn der enge Raum unserer Anzeigen hinreichen würde. Wir müssen uns auf die Geschichte des indischen Archipelagus von St. John beschränken.

Herr St. John ist ein fleißiger Schriftsteller. Kaum ist seine Geschichte der britischen Eroberungen in Indien vollendet — ein unbedeutendes für das große Publikum bestimmtes Werk, — so erscheint die vorliegende Geschichte einer großen Inselmasse, verschieden nach Naturbeschaffenheit und Bewohner, nach Religionen und Kulturzuständen. Crawfurd's bekanntes, auch in die deutsche Sprache überfestes Werk ist dadurch keineswegs beseitigt worden. Es wird für die frühern Zeiten immer Quelle bleiben. St. John geht über die alten Begebenheiten und ehemaligen Kulturzustände leicht und schnell hinweg, um desto größern Raum für die neuesten Ereignisse und die Gegenwart zu gewinnen. Singapor und Raffles, Borneo und Brooke erregen mit Recht die vorzüglichste Beachtung.

Die ursprünglichen Zustände der indochinesischen Bevölkerung, der Bewohner des östlichen Inselreiches und Australiens — welche größtentheils zu einer einzigen Menschenrace gehören, — vor ihrer Berührung mit den verschiedenen Culturvölkern der Erde, mit den Chinesen, den Hindu, Arabern und Europäern, erkennt man heutigen Tages noch an den nicht unbedeutenden Resten der Berg- und Waldbevölkerung. Sie blieben innerhalb der Quertäler und Schluchten, innerhalb der Moore und Urwälder geschützt, frei von dem Andrang der auf die Küsten-

strieche und Flachlande eindringenden Bildungsweisen. So die Magas in Assam, die Kufis nordöstlich von Schittagong, die Ahong der Insel Nias und mehrere andere Barbaren innerhalb der malayischen Halbinsel und der australischen Inselwelt, gemeinhin Arasura oder Harasura, richtiger Alfores oder Alforias, was freie Leute bedeutet, heißen. Wilde Kraft und Körperliche Ueberlegenheit gelten ihnen als die einzigen Vorzüge des Menschen. Nur die Köpfe erschlagener Feinde oder wenigstens ein einziger befähigen zur Heirath. Diese Wilden machen Einschnitte in ihre Körper, welche wie Ordenszeichen sich mehren im Verhältniß zum Verdienste, zur Zahl der Ermordeten. Den bösen Geistern opfern sie Menschen, Schweine und Geflügel, um Unheil abzuwenden. Malt sich doch auch sonst Jeder den Gott nach seinem eigenen Bilde. Die Gefittung, welche Mariner auf Tonga und Cook auf Tahiti gefunden haben, gehört schon zu einer vorgerücktern Stufe einheimischer Bildung.

Wann die indischen Kolonisationen begonnen und wie weit sie sich in östlicher Richtung verbreitet haben, wird wohl niemals mit Sicherheit bestimmt werden können. Ihre Anfänge fallen sicherlich bereits in die Jahrhunderte kurz vor unserer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugnisse dieser Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edlen Metalle, haben wohl bereits in sehr frühen Zeiten die Chinesen und Hindu herangezogen. Ein chinesisches buddhistischer Mönch Fahien landet, auf der Rückkehr von Indien in sein Vaterland (414 u. Z.), zu Tefoti oder Java, Dwipa und findet die Insel von keiserlichen Brahmanen bewohnt. Buddhisten wurden hier keine gefunden. In den folgenden Zeiten des Herrscherhauses Tang wanderten Chinesen in zahlreichen Haufen nach Java und werden deshalb hier immer noch Tongleute genannt. Der verständige auf Gewinn und Wohlleben sinnende Bewohner der Mittelreichs hält sich aber fern von jedem Glaubenseifer; fremde Völker zu bekehren ist seine Sache nicht; die zahlreichen chinesischen Ansiedler sind deshalb nirgendwo umgestaltenden Einflusses gewesen, obgleich sie hie und da, wie auf Borneo, sogar selbstständige Reiche gegründet haben. Ganz anders

der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhistischen Glaubens. Die „heilbringende“ Lehre des Schakianumi allenthalben zu verkünden ist ihm, wie dem Christen die Verbreitung des Evangeliums, vorgeschrieben. Von Kalinga auf der Ostseite der indischen Halbinsel — des Kalingana unserer Tage — scheint vorzüglich die Verbreitung der Kultur und Religionen über die ostasiatischen Inselgruppen selbst bis zu den Papuas ausgegangen zu seyn. Kling heißen jetzt noch die Hindu bey den Javanern, Malayen und Bugis. Die griechischen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von dieser ausgedehnten nach Osten sich erstreckenden Welt aus dreyzehn bis vierzehn hundert Inseln und haben uns mehrere hierauf bezügliche, jetzt erst vollkommen verständliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Javadv und wissen, daß das Wort Gersteinel bedeutet; sie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka und die Sundainseln, Sindä bei Ptolomäus; die im äußersten Osten gelegenen Maniola erinnern sogar an Manilla der Philippinen. Ihre fischessenden Aethiopier, die wilden schwarzen Leute östlich des goldenen Oherstones sind die Papua oder Negritos Australiens. Es nahm wohl der Grieche den Namen Aethiopes, Land der Aethiopier in demselben ausgebreiteten Sinne wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Diese auch den Arabern des neunten Jahrhunderts bekannten Schwarzen, — Papua, d. h. Krauslockige, nennt sie der Malaye, — erstrecken sich von der malayischen Halbinsel durch die Louissaden und Salomons zu den neuen Hebriden bis nach den Fidjischen Inseln, — ihre äußerste Gränze im Osten. Die Fidjischen sind die gebildetsten der ganzen östlichen Negerrace; sie stehen nicht weit hinter ihren Nachbarn auf den Freundschaftsinseln zurück. Solche Nachrichten führten zu der Annahme einer gränzenlosen Ausdehnung Asiens nach Osten und Mittag, welche, wie Marcián sich ausdrückt, selbst ein mit göttlicher Kenntniß versehener Mann nicht bestimmen könne. Sie wurde von den arabischen und europäischen Reisenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polo's bestätigt und gab die nächste Veranlassung zu dem folgereichen Irrthum des Weltentdeckers Kolumbus.

Seit dem achten und neunten Jahrhundert besuchen arabische Kaufleute und Geistliche die südöstlichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründen Ansiedelungen an den Küsten und gewinnen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhismus standen hier im gleichen Ansehen — erheben, und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlagen. Java wurde erst gegen 1374 zum Islam bekehrt. Stumme Zeugnisse in den Litteraturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Geseßgebungen sind in großer Masse vorhanden. Die Inseln Lombok und Bali, deren Name selbst indisch ist und die mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von den muselmännischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Vedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind. Man unterscheidet dort drey Kasten: die Herrscher, Bauernleute und Hörige, welche Frohndienste zu leisten haben und mit den Namen Marna, Nhar und Abka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet werden. Die Araber kämpften und kämpften ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neu-Guinea und vielleicht noch weiter gegen Südosten verbreitet. Ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Nach der Einnahme Malakas durch die Portugiesen (1511) mindert sich alsbald der Handel, sowie die Bevölkerung des Ortes. Der Sultan entflieht mit den angesehensten Männern nach Johor, das bald der mächtigste einheimische Staat wird der Halbinsel, so daß alle Fürsten des Malayenlandes und der umliegenden Inseln sich zu einer Art Lebensabhängigkeit verpflichten. Dergleichen nun Johor niemals die Oberherrlichkeit der Portugiesen anerkannte, so behaupteten doch die Gebieter Malakas, ihnen gebühre von Rechtswegen die Herrschaft über alle Länder der Malayen und so auch über Johor. In derselben Weise sprachen und handelten die Holländer, welche sich 1640 des Plazes bemäch-

tigen und ihn bis zum Jahre 1795, wo er in die Hände der Engländer fällt, behaupten. „Ihnen gehöre .alten Traktaten gemäß die Herrschaft über die Staaten der malayischen Halbinseln; kein anderes Volk habe das Recht, in diesen der niederländischen Compagnie zinspflichtigen Gebieten eine Niederlassung zu gründen, mit ihren Lebensträgern Verbindungen anzuknüpfen oder gar Traktate zu schließen.“ Diese Ansprüche sind jedoch von den Engländern niemals anerkannt worden. Nach Gutdünken handelten sie, nach Gutdünken schlossen sie Bündnisse mit den verschiedenen Sultanen der malayischen Halbinsel. Und so mißachtete auch Raffles die wiederholten Einreden Hollands bey der Gründung seiner neuen Pflanzstadt Singhapura.

Drei Jahre lang verweigert die Staatsregierung Großbritanniens, eben dieser holländischen Ansprüche wegen, die Niederlassung öffentlich und förmlich anzuerkennen. Nun wächst aber das neue Singapor eben so schnell unter Raffles, wie das alte unter Sri Tribuana; die ganze englische Handelswelt ist rege und die Regierung wird durch die öffentliche Stimme zu entschiedenen Schritten gezwungen. Die große Verantwortlichkeit der Unternehmung während aller dieser Zeit liegt auf der indischen Regierung, besonders aber auf Raffles, dem Statthalter von Bengalen. Erst 1823 wurden die Unterhandlungen mit den Niederländern ernstlich betrieben, die endlich den Handels- und Tauschvertrag vom 17. März 1824 herbeigeführt haben. Der König der Niederlande entsagt aller Widerrede wegen der Bestignahme Singapors; er überläßt die Besitzungen auf dem Festlande an England und verpflichtet sich mit keinem der einheimischen Fürsten der malayischen Halbinsel Bündnisse zu schließen. Hingegen verspricht England weder südlich der Straße Singapors eine Niederlassung zu gründen, noch mit den einheimischen Fürsten der südlich gelegenen Länder und Inseln Verträge einzugehen. Alle Beamten der beyden Regierungen werden angewiesen, ohne ausdrückliche Vollmacht des betreffenden Staates, auf keiner der Inseln im östlichen Meere Pflanzstädte anzulegen oder mit den einheimischen Fürsten Bünde zu schließen, wodurch mittelbar oder unmittelbar die Unterthanen des einen oder andern Reiches vom Handelsverkehr mit diesen einheimischen Staaten

ausgeschlossen werden möchten. Die vorhandenen Verträge der Art sind und bleiben aufgehoben.

Die Insel Singpor an der Südwestküste der Halbinsel Malaka und von ihr nur durch eine schmale Straße getrennt, erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung sieben und zwanzig englische Meilen in der Länge, fünfzehn in der Breite und im Umfange zwey hundert sechs englische Quadratmeilen. Auf dem wellenförmigen Flachlande ragen mehrere Hügel empor von kaum zweyhundert Fuß — der Bokit, Tima oder Zinnhügel allein steigt zu fünfhundert neunzehn — welche wie das übrige Land, mit Bäumen, Gestrupp und Gräser überzogen sind, die einerseits nach Indien und anderseits nach Australien zeigen. Der Boden ist allenthalben sehr fruchtbar. Die betriebsamen chinesischen An siedler bebauen das Erdreich in der Nähe der europäischen Stadt, ziehen Früchte und Gemüse, welche sie um theures Geld den Seefahrern und den Einheimischen, namentlich den Telinga und Malabaren, die sich einzig und allein vom Handel und Taglohn ernähren, verkaufen. Man versprach sich Anfangs sehr viel von Anlegung der Gewürzplantagen; doch sind die Versuche, der mit Pfeffer allein ausgenommen, ungünstig ausgefallen. Hingegen wurde in den Pfefferpflanzungen, bereits im Jahre 1833 auf 1834 acht bis zehntausend Pikul geerntet. Jetzt (1852) ist von den 144 tausend Acker Landes ein Viertel mit Muskat, Gewürz und andere Bäumen, mit Kakao, Gambier, Pfeffer, Zucker und Reis angebaut.

Die Bevölkerung der Ortes ist so bunterley wie die Ländere und Inseln, mit denen Verkehr stattfindet und so verschieden die Waaren sind, welche hier zu Markte gebracht werden. Es sind Europäer, Indobritten, Armenier, Juden, Araber, Malayen, Chinesen, Hindu, Savanen und andere Bewohner der verschiedenen Inselgruppen des östlichen Archipelagus. Ebenso mannigfach sind die Religionen, zu denen sie sich bekennen.

Es steigt die Einwohnerzahl in regelmäßiger Zunahme um ein bis zweytausend Seelen jährlich, so daß die Kolonie, noch bevor sie fünf Jahrzehente erreicht, von 3—400 arbeitsloser malayischer Fischer und Seeräuber auf eine Bevölkerung von hundert

tausend Seelen angewachsen seyn wird. Diese Bevölkerung, so schnell sie steigt und so groß sie auch ist, steht aber nur in einem geringen Verhältniß zu ihrem Einflusse. Singapor ist das Alexandria der alten Welt. Alle Erfindungen und wissenschaftlichen Einrichtungen, wie Sternwarte und magnetisches Observatorium, finden hier einen leichten und schnellen Eingang. Nicht bloß ein Mittelpunkt des Handelsverkehrs für die Völker des südöstlichen Asiens und der zahlreichen Inselwelt ward hier errichtet, sondern es berühren und mengen sich auch die Religionen und Bildungsformen, die Einrichtungen und Litteraturen des Morgen- und Abendlandes. Hier tauscht der Chinese und Anamese, der Malaye und Bugis, der Siamese und Savane und die zahlreichen ursprünglichen Insassen, Binua geheißten, ihre heimischen Erzeugnisse gegen fremde Waaren und lernen nebenbey die Sprache, die Sitten und Institutionen der meerbeherrschenden angelsächsischen Race. Bereits sind in malayischen und chinesischen Werken, in Botschaften aus Anam und Siam, überraschende Zeugnisse enthalten von der bedeutenden Wirkung der folgenreichen Schöpfung des edeln Sir Stamford Raffles.

James Brooke ist ein würdiger Nachfolger seines großen Vorbildes, Stamford Raffles. Auf einer Reise von Calcutta nach China besuchte Brooke (1830) mehrere Inselgruppen zwischen Asien und Australien und erkennt bald, daß man hier durch besonnene Thätigkeit große Verdienste und unsterblichen Ruhm erwerben könne. Die Bestrebungen Raffles dienten dem tapfern Hauptmann — er hatte sich im Kriege gegen Birma ausgezeichnet und den Dank der Regierung erworben — allenthalben zum Vorbild. Der indische Archipelagus bleibt von nun an der Leitstern seines Lebens.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Oktober.

Nro. 44.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Zeitschrift des Vereins für thüringische
Geschichte und Alterthumskunde. Er-
stes Heft. Jena 1852. Zweites Heft
1853.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegen-
wart gehört ohne Zweifel die immer mehr wachsende
Theilnahme an der Erforschung unsrer vaterländischen
Geschichte. Eine Menge von historischen Vereinen
hat sich in den verschiedenen Theilen Deutschlands
gebildet und strebt mit rühmlichem Eifer und oft
bedeutendem Erfolg, der deutschen Geschichte durch
die Erforschung und Feststellung des Einzelnen eine
dauerhafte Grundlage zu bereiten. Zwar wird sich
nicht läugnen lassen, daß bey einzelnen dieser Ver-
eine noch keine rechte Klarheit über ihre Aufgabe
und die Mittel zu deren Lösung sich findet. Statt
der nothwendigen und einzig fruchtbaren Beschrän-
kung auf das bestimmte Gebiet sehen wir bisweilen
ein unergiebiges Schweifen ins Weite und völlig
unbrauchbare Versuche über tiefgehende allgemeine
Fragen der deutschen Geschichtserforschung. Man
würde sich diese allgemeinen Erörterungen trotz des
unpassenden Ortes gefallen lassen, wenn sie nur we-
nigstens von Männern ausgingen, die sich ihres
Gegenstandes einigermaßen mächtig zeigten. Aber
bedauern muß man die weggeworfenen und nütz-
licheren Dingen entzogenen Druckkosten; wenn man
gleich den ersten Seiten solcher Abhandlungen an-
sieht, daß ihre Verfasser auch nicht einmal mit den
Elementen der Wissenschaften bekannt sind, deren
gründliche Kenntniß zur Erörterung der von ihnen

gewählten Aufgabe unerlässlich ist. Auch hier wird
man endlich, wie auf anderen Gebieten, zu der
Einsicht gelangen, daß es der gute Wille allein
nicht thut. Diese Ueberzeugung hat sich schon jetzt
fast überall Bahn gebrochen, und wir sehen mit
Freuden, wie in den verschiedensten Theilen Deutsch-
lands die historischen Wissenschaften und eine richtig
geleitete Lokalforschung sich die Hand bieten. Unter
dem vielen Trefflichen, was die letzten Jahre auf
diesem Gebiet zu Tage gefördert haben, will ich
nur beyspielsweise die wahrhaft großartigen Unter-
nehmungen der Wiener Akademie erwähnen, von
deren Ergebnissen Th. von Karajan in den Sitz-
ungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissen-
schaften (Philos. hist. Classe Bd. VIII. S. 331—
371) vor kurzem Rechenschaft gegeben hat.

In die Zahl der vorzüglichsten und bestgeleite-
ten historischen Vereine ist im Lauf des Jahres 1852
ein neugegründeter Verein für Thüringische Geschichte
und Alterthumskunde eingetreten. Sein Mittelpunkt
ist Jena, und die vorzüglichsten Gelehrten der dor-
tigen Universität befinden sich im Ausschuss des
Vereins. Es liegen bis jetzt zwey Hefte von der
Zeitschrift des Vereins vor und die darin enthalte-
nen Abhandlungen kann man zum Theil als Muster
derartiger Arbeiten bezeichnen. Das erste Heft giebt
zuvörderst Rechenschaft über die Gründung des Ver-
eins. Ein Vortrag des Herrn Geh. Justizrath
Michelsen (S. 4—8) bespricht die Entstehung
des Vereins und seine Stellung zu den benachbar-
ten Vereinen in Halle, Altenburg und Meiningen.
Prof. H. Rückert (damals in Jena, jetzt in Bres-
lau) bezeichnet darauf näher die Zwecke und Auf-
gaben des Vereins (S. 8—16). Auf die Statu-

ten und das Mitgliederverzeichniß folgt sodann eine Abhandlung des Prof. B. Stark in Jena über die Aufgabe des Vereins im Gebiete der thüringischen Denkmälerkunde und Kunstgeschichte (S. 31—48). Auch wer die Arbeiten des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten der Archäologie nicht kannte, würde doch dem vorliegenden Aufsätze sogleich anmerken, daß hier ein Mann spricht, der mit der liebevollen Erforschung und sorgfältigen Beachtung der lokalsten Einzelheit eine gründliche Einsicht in das ganze Gebiet verbindet. Wir dürfen hier nicht näher auf die Art eingehen, wie der Verf. mit kundiger Hand die verschiedenen Richtungen darlegt, nach denen hin die Thätigkeit des Vereins sich zu erstrecken habe. Aber hervorheben wollen wir, wie richtig der Verfasser die höchst wünschenswerthe und zum Gedeihen des Werkes nothwendige Theilnahme recht vieler Einzelnen charakterisirt (S. 39 fg.), und dabei doch fest im Auge behält, wie die eigentliche Erforschung des so gesammelten Materials nur von dem mit Erfolg betrieben werden kann, der gründliche Kenntnisse in der allgemeinen Kunstgeschichte besitzt.

S. 49—58 theilt Hr. Rückert ein bisher ungedrucktes poetisches Bruchstück aus Thüringen mit. Es findet sich in einer Handschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, gegenwärtig auf der Universitätsbibliothek zu Jena, und enthält ein Gespräch zwischen der Jungfrau Maria und dem Menschen über die Bekehrung. Daß der Herausgeber es diplomatisch treu wiedergibt, ist sehr zu billigen. Denn nur so wird sich allmählich die Geschichte der Hochdeutschen Sprache von der Blüthe des Mittelhochdeutschen bis zum Emporkommen des Neuhochdeutschen lichten.

Den Rest des Heftes füllen ein interessanter urkundlicher Beitrag zur Geschichte der synergistischen Streitigkeiten aus dem Jahr 1559 (S. 59—68) und sehr gut gestellte Anfragen.

Daß in diesem Jahr (1853) erschienene zweyte Heft der Zeitschrift enthält wieder sehr beachtenswerthe Arbeiten. Die erste Abhandlung desselben (Nr. VII. des Ganzen) bezieht sich auf eine der Hauptaufgaben des Thüringischen Vereins, die auch für die meisten anderen Vereine in vorderster Linie

steht, nämlich auf die Sammlung und Sichtung der eigentlichen Geschichtsquellen des Landes. Eine der wichtigsten Quellen der Thüringischen Geschichte ist die deutsch abgefaßte Chronik, die dem Johannes Rohte zugeschrieben wird. Sie reicht bis zum Jahr 1440 und um eben diese Zeit muß sie auch verabfaßt worden seyn. Sie ist zwar schon längst herausgegeben in Mendens's *Scriptores Rerum Germanicarum* (Tom. II, col. 1633 sq.). Aber wer sich mit der Geschichte des Mittelalters gründlicher beschäftigt, der weiß auch, wie mangelhaft und unzuverlässig diese älteren Ausgaben unserer Geschichtsquellen meistens sind; und man würde sehr irren, wenn man glaubte, Perz und seine Mitarbeiter hätten etwa nur in den älteren Zeiten des Mittelalters so viel aufzuräumen gefunden, späterhin werde es schon lichter. Gerade die beyden letzten Jahrhunderte des Mittelalters werden noch die angestrengtesten Arbeiten in Anspruch nehmen. Dazu liefert hier besprochene Aufsatz des Hrn. Prof. Michelsen in Jena: „Ueber eine handschriftliche Chronik Thüringens aus dem 15. Jahrhundert“ einen neuen Beleg. Die Universitätsbibliothek zu Jena (Buder'sche Manuscriptensammlung fol. Nr. 145) besitzt einen Codex aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dessen größten Theil eine Thüringische Chronik in deutscher Sprache füllt. Diese Chronik ist in der Hauptmasse dieselbe, wie die, von Mendens a. a. D. herausgegebene, die dem Joh. Rohte zugeschrieben wird. Aber die Vergleichung der Jenaer Handschrift mit dem Mendenschen Text führt zu mehreren Ergebnissen, die theils für die Beurtheilung des Mendenschen Textes, theils für die weitere Bereicherung der Thüringischen Geschichtsquellen von Werth sind. Der Hr. Verf. hat nämlich den Jenaer Codex einerseits mit Mendens's aus einem Weissenfeller Codex geflossenen Text und andrerseits mit einer vortrefflichen, gleichzeitigen Handschrift der Rohteschen Chronik in der Kirchenbibliothek zu Sondershausen verglichen. Daraus ergeben sich nun folgende Resultate: Der Jenaer Codex ist ein Apographum von der durch den Rathmeister Kammermeister zu Erfurt, der 1467 starb, abgeschrieben und bis zum Jahre 1466 fortgesetzten Rohteschen Chronik. Denn daß derselbe nur bis 1459 reicht, kommt daher, daß er am Ende defekt ist. Die

Kammermeisterliche Fortsetzung der Rohdeschen Chronik ist zwar auch bey Mendon (Scriptores Tom. III. col. 1185 sq.) gedruckt, aber ebenso nachlässig und mangelhaft wie die Rohdesche Chronik selbst (S. 81).

(Schluß folgt.)

The Indian Archipelago; its History and present State. By H. St. John. London 1853. 2 Vol. 8.

(Schluß.)

„Ein Aufruf erging an die englische Nation, in jugendlicher begeisternder Sprache abgefaßt, um den schlummernden Geist der Civilisation auf den östlichen Inseln zu erwecken.“ Raffles Maßregeln zu Java und Singapor sollen zur Herrschaft über den ganzen Archipelagus erhoben werden. Für diesen Zweck wolle er gerne alle Glücksgüter und selbst das Leben opfern.“ Borneo und Celebes, die Sulu und Molukken, Neuguinea und die Inseln der Südsee, sind sie nicht Namen ohne Sinn, Namen, woran noch keine Begriffe haften? Welch ein reiches Feld für Entdeckungen! Muth und Ausdauer können hier unsterblichen Ruhm erringen.“ Wiederholte vergebliche Versuche um die Mittel zur Ausführung des Vorsatzes zu erreichen, schrecken nicht zurück und so gelangte Herr Brooke nach Jahre langen Bemühungen in der Weise tüchtiger Männer zum Ziele. Brooke konnte endlich (1838) im fünf und dreißigsten Jahre seines Alters nach den Gegenden seiner Thätigkeit abgehen und seine neue Laufbahn antreten.

Singapor ward zum Ausgang und Mittelpunkt

des Unternehmens erkoren. In der Zeit waren die barbarischen Fürsten und Bewohner im Westen Borneos, nach Neuholland die größte Insel der Erde, wie gewöhnlich in allen unabhängigen Ländern dieser Gegenden im Kampfe begriffen. Muda Hassim, Onkel des Sultan von Burni und Radschah zu Sarawak, sucht den englischen Gastfreund zu bewegen, auch seine Mittel und Kräfte gegen die Aufständischen zu richten. Herr Brooke machte Schwierigkeiten. Er könne mit feigen und widerspenstigen, mit verrätherischen und schlecht bewaffneten Heerhaufen wie die Malayen — die Chinesen seyen bessere Leute — der Meuterey, welche bereits vier Jahre dauert, nicht Meister werden, in keinem Falle aber eine geordnete Regierung herstellen und erhalten. Muda-Hassim, ein schwacher, arbeitsscheuer Mann, erwiedert: hätten die Engländer erst die Gegner unterworfen, dann würde er gerne Herrn Brooke die Regierung des Landes Sarawak übertragen, unter der einzigen Bedingung eines bestimmten Abzuges an den Einnahmen für den Sultan und seinen Bruder. „Ich erkundigte mich alsbald“, so lauten die klingenden listigen Worte des Sachsen unserer Tage, „ob der Radschah auch hiezu berechtigt wäre?“ Allerdings, antwortet die malayische Umgebung, und Brooke glaubt jetzt gerne den Leuten, welche er kurz vorher als Lügner und Verräther erkannt und geschildert hatte. Der gewissenhafte Mann wollte jedoch zuvor die Ruhe herstellen, ehe er in die Annahme des geschenkten Fürstenthums willigte. Könnte es doch scheinen, man wolle von der Verlegenheit des Freundes Muda Vortheil ziehen, was ein Mangel an Großmuth und Zartfinn, dessen der Kapitän in keiner Beziehung, unter keinen Verhältnissen fähig wäre. In demselben Augenblicke haben sich aber, wie er uns selbst erzählt, die beyden Freunde zu einem lügnerischen Vertrage geeinigt, um den Landesherrn in Burni zu betrügen. Herr Brooke, hieß es darin, wolle bloß als Kaufmann des Gewinnes wegen zu Sarawak verbleiben.

Die Mittel zur Bekämpfung des Aufstandes kamen, in Verbindung mit Kaufleuten zu Singapor, welche sich große Vortheile von einem Verkehr mit Borneo versprochen, schnell zusammen. Nun gebrachte der Radschah Ausflüchte; er schien gar nicht

gesinnt, das gegebene Wort zu erfüllen. Muda Hassim mochte vielleicht, wie Brauch ist der Malayen, bloß eine höfliche Rede gesprochen, oder zu spät die Tragweite seines Unternehmens erkannt haben. Die Mittel des Zwanges stehen bereit und der Kapitän begibt sich aller nutzlosen Zartheit und heuchlerischer Großmuth. Die Kanonen der Schiffe sind scharf geladen und Matrosen bis zu den Zähnen bewaffnet, ziehen gegen die gebrechlichen Hütten des Radschah, seines Harems und übrigen Gesindels. Da geht Alles, nach dem naiven Ausdrucke im Tagebuche des Sir James, mit freudiger Eile von Statten; der Vertrag wird aufgesetzt; Herr Brooke ist Statthalter von Sarawak; seine Macht ist unbeschränkt und Muda Hassim der Schatten des fremden Gebieters. Kanonen werden gelöst und Flaggen aufgezo-gen; die Genossen des neuen Flüstierhau- ptlings huldigen ihrem Gebieter und ergeben sich der Freude. So ist's geschehen am denkwürdigen Tage des 24. Sept. 1841.

Fürst James sann nun in vollem Ernste auf Ordnung und Gesetz. Gleichberechtigung und Arbeitsamkeit sind die Grundlage der neuen Regierung; der Malaye darf den Dajak nicht mehr unterdrücken; es nähre sich ein Jeder im Schweiße seines Angesichtes; Alle zahlen eine bestimmte auf Jahre zum Voraus festgesetzte Abgabe. Kurz nach der Besitzergreifung wird (10. Januar 1842) in malayischer Sprache ein vollständiges Grundgesetz erlassen, das verdient, seinem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt zu werden.

James Brooke, Esquire und Radschah des Landes Sarawak verkündet allen Leuten folgende Ordnung:

Mord, Raub und andere schändliche Verbrechen werden nach dem Gesetzbuche des Landes bestraft; kein überwiesener Schuldige entgeht der bestimmten Strafe.

Allen Leuten ist gestattet, seyen es Malayen, Chinesen oder Dajak, Handel zu treiben und zu arbeiten nach eigenem Gutdünken. Der Gewinn gehört dem Arbeiter.

Die Straßen sind frey. Sämmtliche Einwohner können Gewinn suchen zu Wasser und zu Land;

die Boote mögen kommen und gehen ohne Aufenthalt, ohne Hinderniß.

Der Handel mit allen Gegenständen ist frey, Spießglas allein bleibt ausgenommen; nur der Radschah handelt mit diesem Metall; er zahlt dafür einen geeigneten Preis. Niemand ist gezwungen es herbeizuschaffen.

Niemand darf die Dajak beunruhigen, sie unter dem oder jenem Vorwand des Besitzes berauben. Steuern werden von öffentlich bestellten Einwohnern erhoben; außer den Staatslasten kann ihnen nichts und von Niemand abverlangt werden.

Die Regierung wird die Umlage bestimmen, damit Jeder wisse, wie viel er jährlich dem Staate schuldet.

Gewicht, Maas und Münze soll ebenfalls bestimmt werden. Zum Vortheil der Armen ist eine geringe Scheidemünze eingeführt.

Der Radschah hält streng auf Ordnung und Zucht; die Widerstrebenden entgehen sicherlich der Strafe nicht; Bösgesinnte sorgen nur für sich, wenn sie schnell das Land verlassen und andere Heimat auffuchen.

Herr St. John erzählt dann ausführlich die Besitzergreifung von Lakuan, die Kämpfe gegen die Seeräuber, bis herab auf die neuesten Ereignisse in jenen herrlichen Gegenden der Erde.

E. F. Neumann.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Oktober.

Nro. 45.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1853.

Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth, 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1ter und 2ter Band. Regensburg, Manz, 1852. 3ter Band. Eben-
dasselbst. 1853. 8.

Der gelehrte Herr Verfasser vorstehender in 2ter Auflage erschienenen Geschichte der Magyaren ist theils durch belletristische theils durch strengwissenschaftliche Werke dem deutschen Publikum rühmlichst bekannt. Abgesehen von seinen Magyarischen Gedichten, Sagen und Volksmärchen, von seiner gleichfalls in mehreren Auflagen publicirten ungarischen Sprachlehre, seiner trefflichen Mnemonik, anderer Schriften nicht zu erwähnen, sey hier nur von seinen historischen Leistungen und vorzüglich von seiner für die Heeren-Ukert'sche Staatengeschichte bearbeiteten „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Hamburg, 5 Bände 8“, die Rede, von welchem Werke Heeren alsbald nach dem Erscheinen des I. Bandes an den Unterzeichneten äußerte, daß diese Arbeit unter allen bisher erschienenen Bänden der Staatengeschichte bey weitem die gelungenste sey. Vorher schon war Herr Graf Mailáth durch seine magyarische Geschichte in 5 Bänden von 1828—1831 8. auf eine Weise dem Publikum bekannt, daß er mit seiner Darstellung der ungarischen Geschichte alle seine Vorgänger in Bezug auf Klarheit und Bündigkeit übertraf. Dieß will sehr viel bedeuten, wenn man erwägt, daß aus dem Magyaren-Volke viele und tüchtige Männer hervorgetreten sind, die theils die Gesamtge-

schichte ihrer Nation, theils einzelne Theile derselben zum Gegenstand ihrer Untersuchung und Darstellung sich gewählt hatten. Wer die ziemlich umständlichen Notizen, die der fleißige k. k. Consistorialrath Joh. Christian v. Engel im I. Bande seiner Geschichte des Ungarischen Reichs, neue wohlfeile Ausgabe, Wien 1834 (es ist an dieser angeblich neuen Ausgabe nur der Titel neu, das Werk aber schon in den Jahren 1812—1814 8. zu Wien, Ghelen'sche Erben gedruckt worden) unter der Aufschrift „Vorläufige Bemerkungen über ungarische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung“ auf 48 enggedruckten Seiten, geschrieben, nicht lesen mag, der kann sich aus des Herrn M. vorliegendem Werke Band III. von pag. 477 bis zu Ende überzeugen, daß es der magyarischen Nation an eifrigen und gelehrten Männern auf dem Gebiete ihrer vaterländischen Geschichte zu keiner Zeit gefehlt hat; ich darf nur die „beyden Grundpfeiler“ der ungarischen Historie (Mail. III. 495) Georg Pray und Stephan Katona hier anführen, neuerer Leistungen zu geschweigen.

Wenn der Titel des vorstehenden Werkes daselbe als eine 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage angibt, so ist dieß nicht, wie bey so manchen Produkten der neueren und neuesten Presse als buchhändlerisches Lockmittel hingesezt, sondern die Vermehrungen und Verbesserungen begehen uns bey dem Durchlesen des Buches und dem Vergleichen mit der I. Auflage in Wirklichkeit, ungeachtet in den 3 bis jetzt vorliegenden Bänden die Geschichte gerade so weit fortgeführt ist, wie in den 5 Bänden der I. Auflage, nämlich bis zum Tode

Karls VI., (als König von Ungarn Karl III.) Oct. 1740. Der Herr Verfasser hatte dieß ermöglicht durch das Hinweglassen der der 1ten Auflage beygegebenen weitwendigen Abhandlungen *), wodurch für den Text der Geschichte größerer Raum gewonnen wurde. Dagegen zeigen die der neuen Auflage beygegebenen Abhandlungen wieder, wie bey so vielen Stellen des vorliegenden Werkes, des Herrn Verfassers praktischen Sinn in Auffassung desjenigen, was einer gesunden Historiographie nöthig ist. Anstatt der doch zu keinem festen Ergebniß führenden Untersuchungen über den Ursprung der Magyaren; wie sie den 5 Bänden der 1ten Auflage beygegeben sind, hat es Herr M. vorgezogen, uns im I. Bande der neuen Auflage mit 2 Abhandlungen zu beschenken, deren praktische Bedeutung in die Augen springt; die 1te behandelt das „Colonisationsystem der magyarischen Könige (Arpádischen Stammes) bis zum Entstehen der königl. Freystädte unter Sigmund 1405“. Die 2te stellt „Ungarns Handel und Industrie im Mittelalter“ dar. Der II. Band setzt in seiner 1ten Beilage die „Verhältnisse Dalmatiens zu Ungarn“ aus einander, die 2te Abhandlung enthält „Bruchstücke aus der magyarischen Rechtsgeschichte“, denen sich als 3te Beilage desselben Bandes die „Krönung Ladislaus V., (im May 1440. Es ist der 1457, 23. November verstorbene Ladislaus Posthumus) anschließt; der III. Band endlich enthält die schon oben erwähnte kurze Schilderung „Magyarischer Geschichtsschreiber“ als Beilage.

*) Z. B. gleich im I. Bande: „Ueber den parthischen Ursprung der Magyaren von Fejer, übersetzt von Mailáth, im II. Stephan Horwath's Abhandlung von den atungarischen Stammgeschlechtern, gleichfalls in Mailáth'scher Uebersetzung, im IV. eine nahezu die Hälfte des Bandes einnehmende Schilderung, betitelt: Umrisse aus den ältesten Geschichten der magyarischen Nation“, wieder von Grafen Mailáth übertragen aus dem ungarischen; im V. endlich eine sehr große 157 Druckseiten umfassende Schrift von Horwath „die Tazzen, als magyarisch redende Nation und Pfeilschützen“ — durch Draudt in's Deutsche übersetzt.

Die Eintheilung der magyarischen Geschichte in ihre Perioden, wie sie in dieser neuen Auflage enthalten ist, unterscheidet sich von jener der 1ten Auflage nur wenig. So endet der I. Band derselben mit dem Aussterben des arpádischen Mannsstammes 1301 Januar, und eben damit schließt der I. Band der neuen Auflage, der als Unterabtheilungen folgende Abschnitte in sich faßt:

1. Von der ältesten Zeit bis zur aurea bulla v. X — 1222.

2. Von der aurea bulla bis zum Erlöschen der Arpáden v. 1222 — 1301.

Während die Schlacht bey Varna (1444) als Epoche machend den II. Band der 1ten Auflage abschließt, geht in der neuen Auflage die Periode vom Absterben des Arpádischen Stammes (1301) gleich bis zu Ludwigs II. Untergang in der Schlacht bey Mohacz, 29. August 1526 mit folgenden Unterabtheilungen fort:

1. Die Anjou's v. 1301 bis Ende des XIV. Jahrhunderts.

2. Von Sigmund bis auf Ludwig II., von Ausgang des XIV. Jahrhunderts bis 1526.

und im III. Bande sind die Könige des österreichischen Hauses von 1526 bis zum Tode Karls VI. (III.) Oktob. 1740 vorgeführt als Unterabtheilungen

1. von 1526 — 1687 Einführung der Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht,

2. 1687 — 1740 bis zum Tode Karls III.

Der IV. Band wird dann die Ereignisse der 5ten und letzten Periode von (1740) der Regierung Maria Theresia's bis zu den Vorgängen der Revolution von 1848/49 erzählen, dem, sicherem Vernehmen nach, im V. und letzten Bande die genetische Darstellung der ungarischen Revolution bis zur Capitulation von Komorn (1849) folgen soll.

Hat die erste Auflage, wie erwähnt mit Maria Theresia's Regierungs-Beginn die magyarische Geschichte abgeschlossen, so erhalten wir aus der Feder eines eingebornen und trefflichst unterrichteten Magyaren gerade die Geschichte der Neuzeit bis zu unsern Tagen in 2 weitem Bänden! Wir haben alle Ursache, dieses Herabführen der ungarischen Geschichten bis zu uns, von der Feder eines Mannes,

der so tief in alle Verwicklungen, Machinationen und Intriguen geschaut, für einen großen Gewinn als Beitrag zu unserer so viel bewegten Zeitgeschichte zu betrachten, da der Herr Verfasser, wie in seinem ganzen Werke, so auch hier in dieser Abtheilung durch die strengste Unpartheillichkeit und Wahrheitsliebe sich auszeichnen dürfte, und wir nehmen schon jetzt keinen Anstand, die geneigten Leser dieser Blätter auf diese Arbeit, die seit geraumen im Manuscripte bereits beendet ist, und es bald auch im Drucke seyn dürfte, im Voraus aufmerksam zu machen.

(Fortsetzung folgt.)



Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Jena 1852. Zweites Heft 1853.

(Schluß.)

Die Jenaer Handschrift stimmt nun bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts mit dem Text der Rohteschen Chronik, wie er in dem angeführten Sondershäuser Codex vorliegt, nur daß ihr Schreiber eine Anzahl universalhistorischer Kapitel absichtlich ausläßt. Aber mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts ändert sich dieß. Von da an finden sich in der Jenaer Handschrift namhafte und für die Geschichte Thüringens wichtige Zusätze. „Der Rohtesche Text ist zwar in die Darstellung durchgehends wörtlich aufgenommen, aber dermaßen vervollständigt und erweitert, daß die Chronik vom Anfange des 15. Jahrhunderts an in der That eine andre wird.“ (S. 90). So das Verhältniß der Jenaer Handschrift zum Sondershäuser Text der Rohteschen Chronik. Was nun ihr Verhältniß zu Mencken's Druck betrifft, so lauten die Bemerkungen des Verfassers wenig tröstlich für den, der sich bis jetzt noch einzig und allein auf jenen Druck angewiesen sieht (S. 80; 83). Gerade für die Jahre 1402—1440, also in dem Zeitraum, für welchen natürlich die

vorliegenden Geschichtswerke weit mehr eigentliche Quelle sind als für die ältere Geschichte, zeigt Mencken's Druck eine Menge von Lücken und Auslassungen (S. 80; 81).

In der zweyten Abhandlung dieses Heftes (Nr. VIII, S. 91—128) stellt der erste Kenner der Geschichte des deutschen Ordens, Johannes Voigt in Königsberg, zusammen, was ihm seine Studien in gedruckten und ungedruckten Quellen über die deutsche Ordens-Valley Thüringen ergeben. Gerade diese Valley hat ein besonderes Interesse, weil hier in Thüringen der deutsche Orden sich zuerst auf deutschem Boden heimisch machte. Schon ehe das erste Jahrzehnt seit der Stiftung des Ordens verlossen war, im Jahr 1200, erhielt der Orden eine mildthätige Schenkung zu Halle an der Saale; und aus dem Bereich der Thüringischen Valley stammte der ruhmreiche Ordens-Meister Hermann von Salza, der Liebling Kaiser Friedrich's II. Wir dürfen diese Abhandlung als ein rechtes Muster bezeichnen, wie solche Gegenstände in den Zeitschriften historischer Vereine zu behandeln sind. Der erste Kenner des ganzen Gegenstandes theilt aus seinen reichen Sammlungen das mit, was Thüringen betrifft und somit in den Bereich dieser Zeitschrift fällt. Auch in Thüringen selbst, so gründliche Geschichtsforscher es besitzt, wird schwerlich Jemand zu finden seyn, der gerade für diesen Gegenstand das gesammte Material in solchem Maas beherrscht, wie der berühmte Geschichtschreiber Preußens. Wohl aber kann nun der einheimische Thüringische Specialforscher zur Ergänzung das mittheilen, was ihm bey seinen anderweitigen Studien über die Geschichte des deutschen Ordens in Thüringen unter die Hand kommt. Und darum bittet nun auch der Verfasser der vorliegenden Abhandlung gleich am Eingang und am Schluß seiner Arbeit. Unter den reichhaltigen Mittheilungen des Verfassers ist von besonderem Interesse, was er über die Bewirthschaftung der Thüringischen Ordensgüter im 14. und 15. Jahrhundert sagt (S. 104 fg.) So insbesondere die Nachrichten über den ergiebigen Weinbau, der um das Jahr 1450 im Thal der Thüringischen Saale getrieben wurde. Was der Verf. S. 109 fg. aus urkundlichen Quellen über den Zustand der Thüringer

Valley im 15. Jahrhundert mittheilt, läßt von neuem einen Blick in die tiefe Versunkenheit thun, in welche der Orden gerathen war, längst ehe die Reformation sein Hauptland säkularisirte.

Es folgt unter Nr. IX. (S. 129—160) ein reichhaltiger Vortrag von Michelsen über die Kiffhäuser Kaisersage. Die Entstehung dieser Sage, die zu den berühmtesten in Deutschland gehört und dem jetzt lebenden Geschlecht durch Rückert's schönes Gedicht wieder nahe gebracht worden ist, hatte Voigt (1838) auf das Auftreten des letzten falschen Barbarossa im Jahre 1546 zurückführen wollen. Daß dem nicht so sey, wußte man jetzt freylich auch außerhalb des Kreises Thüringischer Specialforscher aus den Nachweisungen, die J. Grimm in der deutschen Mythologie (2. Ausg.) S. 906 fg. giebt. Aber was dort, dem Zwecke des Buches gemäß, im Zusammenhang mit den Sagen von anderen bergentrückten Helden und Göttern gesagt wird, das bringt Herr Michelsen auf sehr einleuchtende Weise in Verbindung mit der beglaubigten Geschichte des 13. Jahrhunderts. Das nämlich bedurfte keines Beweises, daß die Sage von dem im Berge wohnenden Kaiser, der zu seiner Zeit wiederkommen werde, weit über das 16. Jahrhundert zurückreiche. Nur das war zu untersuchen, wie weit sich die Spuren verfolgen lassen, daß gerade der Kiffhäuser zum Wohnsitz des entrückten Kaisers gemacht wurde und zwar gerade Kaiser Friedrich's. Der Hr. Verf. wendet sich nun zunächst gegen Voigt's Annahme und weist nach, daß schon um das Jahr 1440 die Sage von dem Hausen Kaiser Friedrich's auf dem Kiffhäuser seit lange umgieng. Er thut dieß durch Mittheilung einer merkwürdigen Stelle aus der Sondershäuser Handschrift von Rohle's Chronik zum Jahr 1261. In Mencken's Druck fehlt die Stelle. Es heißt da bey dem Auftreten des ersten falschen Friedrich und A.: „Von diszem keiszer Frederiche dem ketzer erhub sich eyne nuwe ketzerey, die noch heymelichen vnder den cristen ist, vnde die glouben des gentzlichen, das keiszer Frederich noch lebe vnde lebende bleiben sulle bis an den jungisten tagk, vnde das keyn rechtir Keiszer noch om worden sey adir werden sulle, vnde das her wander zu Kuffhuczen yn Doringen

vf dem wusten slosze vnde ouch vf andern wusten burgen die zeu dem reiche gehören, vnde rede mit den lewten vnde lasze sich scu geczeiten sehın.“ (S. 135). Aus dieser Stelle ergiebt sich zugleich, daß nicht Friedrich Barbarossa, sondern Friedrich II. in der ursprünglichen Gestalt der Sage der auf dem Kiffhäuser wohnende Kaiser war. Er ist also auch der keiser Friderich, von dem das Bruchstück aus dem 14. (nicht 15., wie es S. 133 aus Versehen heißt) Jahrhundert spricht, das Grimm myth. S. 908 mittheilt. Der Verf. bringt die Entstehung dieser Sage in den traurigen Zeiten des Interregnums und ihre Ausbildung und Festwurzelung gerade in Thüringen mit der damaligen Geschichte dieses Landes sehr anschaulich in Zusammenhang (S. 137 fg.). Die vielen falschen Friedrichs (der Verf. zählt deren fünf auf) erklärt der Verf. vielmehr für eine Folge als für die Veranlassung des weitverbreiteten Volksglaubens. Noch im J. 1546 trat ein solcher vorgeblicher Kaiser Friedrich auf dem Kiffhäuser auf. Die Aktenstücke, die der Verf. darüber zusammengestellt, zeigen, daß auch damals noch Friedrich II. für den auf dem Kiffhäuser fortlebenden Kaiser galt (S. 154; vgl. 159.). Aber noch in demselben Jahr 1546 bezieht ein politisches Zeitgedicht die Sage auf Kaiser Friedrich Barbarossa (S. 153).

Der Rest des Hefes giebt außer den nöthigsten Nachrichten über die Geschichte und die Thätigkeit des Vereins eine Anzahl kleinerer historischer Mittheilungen. Wir wollen darunter nur aufmerksam machen auf einige Briefe Churfürst Friedrich's des Weisen und Forbian's von Feilichsch in Betreff der Verhandlungen mit Miltiz im Jahr 1520, die Droyfen (S. 173 fg.) aus dem Weimarischen Archiv mittheilt. In Nr. 5 (S. 176) Z. 2 wird zu lesen seyn: negstuerschienen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Oktober.

Nro. 16.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Geschichte der Magyaren 1c.

(Fortsetzung.)

Was die Zugabe an Lithographien angeht, so bietet der vorliegende I. Band der neuen Auflage neben dem daselbst befindlichen Plane der Mongolenschlacht (1241) auch noch die Abbildung des arpadischen Stammbaumes; der II. Band gibt die Schlachtplane von Varna und Mohacz, während die ältere Ausgabe (II. Bd.) nur den Ersteren mittheilt, den Letzteren (Mohacz) aber erst der III. Band uns gibt. Der III. Band endlich theilt eine Charte Ungarns zur Zeit Bethlen Gabor's mit, auf welcher durch Farben das türkische, siebenbürgische und österreichische Gebiet ausgeschieden ist; das andere Chärtchen, die politische Eintheilung des türkischen Theiles von Ungarn nach Hadzsi Chalsa findet sich zwar im V. Bande der ersten Auflage, aber die so eben erwähnte aus Bethlen Gabor's Zeit ist am Anfange des IV. Bandes derselben Auflage zu suchen.

Versuchen wir es nun, aus den 3 vor uns liegenden Bänden der großen Masse des dortselbst vorgetragenen Historischen Einzelnes zu entnehmen, um des Herrn Verfassers Art und Weise der Auffassung seines Gegenstandes näher zu bezeichnen.

Was die Originès der Magyaren angeht, hält sich Herr M. diesen vielbesprochenen Gegenstand kurz vom Leibe, indem er hierüber, unseres Dafürhaltens, ganz richtig bemerkt, daß weder die hunnische noch die finnische, weder die türkische noch die parthische Abstammung erwiesen werden

kann, wiewohl die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe für die finnische Abstammung sprechen; (cf. Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, p. 746, der die finnische Abstammung der Ungern auf Grund ihrer Sprache außer Zweifel gesetzt erachtet). Die ersten bekannten Sige in Dentumoger (Dontómagyar) waren hart am Don, dann, nach Vertreibung derselben durch die Petschenegen (*Πατζιμαγάραι* des Constant. Porphyrog. de administr. imp. c. 33.) an den Donaumündungen (*Ἐντὲλ καὶ Κοζοῦν* = Atellkusu. d. i. das Land zwischen den Wassern). Unter den vom Constantin Porphyrog. aufgezählten 5 Flüssen sind der Prut (*Βροῦτος*) und der Seret (*Σέρετος*) leicht erkennbar. Aber auch hier wieder durch die Petschenegen, den Verbündeten des Bulgarenköniges Simeon vertrieben, zogen sie in das nach ihnen benannte Land ein. Ob sie den Weg über Kiew, dann um's Jahr 995 durch das heutige Galizien über die Karpathen genommen, wie Herr M. S. 4 angibt, scheint bezweifelt werden zu dürfen, da Arnulf im Kriege mit Swjatopluk, den Marahanen-Fürsten und verbündet mit dem Slawen-Häuptling Brazlaw in Pannonien, auch noch, — es war im J. 892 — als Hilfsvölker ungarische Krieger in seinem Heere zählte, die also, ohne daß sie des Berufens bedurft, bereits in jenen Gegenden sich befunden hatten. (Herm. Contr. ad a. 892). Auch verwüsteten sie nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen Regino im J. 894 das (Marahanische) Reich der Söhne Zwentibold's (Swjatopluk). Herr M. vermittelt die Meinung derjenigen, welche die Magyaren von Süden her einwandern, und die Behauptung derer, die sie von Norden über die Karpathen her einziehen lassen, durch die An-

nahme, daß die in Pannonien kämpfenden Ungarn nach ihrer Heimkehr zu den Zurückgebliebenen und von den Bulgaren und Petschenegen bedrängten Hinterbliebenen in Aetkusu den Kampf mit den Petschenegen aufgenommen, von diesen aber besiegt und aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden seyen, so daß ihnen nur der Weg nach Norden übrig geblieben, den sie auch über Kiew, dann an die Karpathen ziehend, diese überschreitend, eingeschlagen und auf diese Weise in dem fortan ihren Namen führenden Lande (Magyar orszäg) sich niedergelassen. Den Ort, wo sie nach langer Mühsal zuerst ausruheten, nannten sie Munka — Mühe, — damit die überstandenen Beschwerden andeutend, (d. heutige Munkács). Eine Schilderung derjenigen Fürsten, die von Siebenburgen bis an das rechte Donau-Ufer über die verschiedenen Theile des Landes zu dieser Zeit herrschten, folgt hierauf. (S. 4.) Nach 40tägiger Ruhe beginnen die Ungarn unter ihrem Arpád, des Almos Sohn, die Eroberung des Landes; und in kurzer Zeit waren sie theils durch ihre Tapferkeit und Klugheit, theils durch die Uneinigkeit und Furcht ihrer Gegner, Herrn des Landes zwischen Theiß und Donau; nachdem ihnen schon vorher durch einen Sieg über Gelo von Siebenburgen, der in der Schlacht gefallen, auch dieses Land gehorchte. (S. 5—7.) Auch Glodo's Reich, von Drsova bis zur Maros reichend, wurde den Tapferen zur Beute, (S. 7—8.) und bald hatte Maroth's Herrschaft zwischen der Maros und der Theiß, bis zur Maros gleiches Schicksal; im Süden war das ganze linke Donau-Ufer magyarisch. Arpád überschritt selbst die Raab und machte der Marahannen-Herrschaft auf dieser Seite ein Ende (S. 8, 9).

Das neue Reich der Ungarn, begründet auf den Trümmern so vieler Herrschaften, sollte bald ein gefährlicher Nachbar Deutschlands, oder, wie es damals noch hieß, der Francia orientalis, aber auch Italiens werden. Fast jedes Jahr ist durch die Verheerungszüge dieses wilden Reitervolkes bey den gleichzeitigen Chronikern bis zur Lechfeldschlacht (August 955) bezeichnet. — Der Tod Arpáds, des Stammvaters des nach ihm benannten magyarischen Königsgeschlechtes fällt in den Beginn der länger als ein halbes Jahrhundert andauernden Plünde-

rungszüge seines Volkes (um d. J. 907). Ein verhängnißvolles Jahr für Deutschland und insbesondere für Bayern, da die Magyaren, obwohl unter der Herrschaft eines 13jährigen Knaben — Zoltán — stehend, in der Gegend von Presburg nach 3tägiger würgender Schlacht die Deutschen auf's Haupt schlugen. Da fiel derjenige Mann, der bisher den Ungarn den tapfersten Widerstand geleistet, der Markgraf und Herzog Luitpold von Bayern, der große Ahnherr unseres Königshauses, (Es ist wohl nur ein Lapsus Calami, wenn Herr M. denselben als den Ahnherrn der Agilolfinger bezeichnet; der der Wittelsbacher ist er unstreitig. Ein ähnliches Versehen finden wir S. 34, wo zum J. 995 bey der Vermählung Gislas mit Stephan diese erstere eine Schwester Kaiser Ottos, statt Heinrichs (II.) genannt ist), und sogleich sehen wir alles Land von der Enns und dem Inn bis über den Lech, von den auf behenden Rossen vordringenden und durch Niemanden mehr aufgehaltenen Ungarn überschwemmt, ausgeplündert und verheert. Die Kampfweise derselben ist nach Kaiser Leo dem Weisen in seinem Buche von der Taktik sehr anschaulich geschildert. (S. 15, 16). Gewiß ist, daß sie durch ihre alles niederwerfende Tapferkeit über ganz Deutschland entsetzlichen Schrecken verbreiteten, so daß dadurch die Widerstandsfähigkeit der deutschen Völker gebrochen und nur hinter festen Mauern Schutz gegen so fürchterliche Feinde zu finden war. So mußte selbst noch König Heinrich I. verfahren, und erst ein 9jähriger Waffenstillstand mit den Magyaren gab ihm Zeit und Gelegenheit, in seinen Völkern wieder kriegerische Zuversicht und Vertrauen auf die eigene Tapferkeit zu wecken, welches die siegreiche Schlacht bey Merseburg (934) erhöhte, bis die Lechfeldschlacht (955) unter Heinrich's Sohn und Nachfolger Otto I. den verderblichen Invasionen der Magyaren nach Deutschland endlich ein Ziel steckte; denn nach Griechenland sehen wir die Ungarn 3mal einfallen (958, 961 und 962), aber sie wurden jedesmal geschlagen. Der Schilderung dieser Raubzüge der Magyaren weiß Herr M. immer, sey es in den Noten, sey es im Texte selbst, anziehende Particularitäten beizugeben.

Kurz nach diesen kriegerischen Excursionen und

zum Theil noch während derselben ward byzantinischer Seits der Versuch gemacht, bey dem wilden Wolfe die Wohlthaten des Christenthums einzuführen. Ehe Herr M. diese Christianisirung erzählt, schildert er die früheren religiösen und sittlichen Zustände der Magyaren, soweit das Dunkel jener Zeiten es zuläßt, in treffenden Zügen. Von Byzanz zuerst, seit Gyula und seine Tochter Sárosta dort dem Christenthume waren gewonnen worden, dann von Deutschland her um vieles wirksamer drang die Christuslehre allmählig in das Volk ein. Sárosta, die Christin, mit großer Schönheit und Festigkeit des Charakters begabt, war dem Magyaren-Fürsten Geisa vermählt, der nach seines Vaters Takfony's (Toxus) Tod dem Volke gebot. Das Kriegsunglück seit der Lechfeldschlacht und seit den byzantinischen Zügen hatte die Bevölkerung, welche bey ihrem Einzug in Ungarn angeblich eine Million Seelen stark gewesen seyn soll, worunter 215,000 Bewaffnete*), sehr geschmälert, so daß Fortsetzung der Kriege mit den Nachbarvölkern die gänzliche Ausrottung befürchten ließen. Geisa begreift, daß Ausöhnung mit den Nachbarn das Beste sey, und auf sein Zureden bequerten sich nach und nach die Magyaren, die „Bedürfnisse des Lebens aus den Erzeugnissen des Bodens und durch Handel zu gewinnen.“ Daß Geisa so verfuhr, war vornehmlich der Einwirkung seiner Gattin zuzuschreiben. Jedenfalls schien durch Angewöhnung an eine ruhige, den Beschäftigungen der Bodencultur zugewandte Lebensweise der projectirten Einführung des Christianismus die Bahn geebnet.

Geisa zog, bey der Ueberzahl der heidnischen Magyaren, Fremde in sein Reich; Italiener und vorzüglich viele Deutsche, die sich im Lande ansiedelten, auch knüpfte er Verbindungen mit auswärtigen Fürsten an, um durch deren Hilfe sein Unternehmen zu stützen. So hatte er Alles für die Christianisirung vorbereitet, da überleitete ihn (997) der Tod; seinem Sohne und Nachfolger blieb die Vollendung des Begonnenen. Dieser, Matias genannt, erhielt in der Taufe den Namen Stephan. Herr M. nennt ihn den größ-

ten Mann, den die ungarischen Geschichten aufzuweisen haben. Sein Geburtsjahr wird verschieden angegeben. Einige setzen 983; die Holländischen (A. A. SS. Septb. T. I. p. 487 col. 1. nro. 122), deren Abhandlungen über die Vita S. Stephani von Chartuitius (Bischof Hartwich) sehr beachtenswerth sind, nehmen das Jahr 984, Herr M., nach Katona, das Jahr 979 als das wahrscheinliche seiner Geburt an. Nach letzterer Annahme wäre Stephan bey dem Tode seines Vaters 18 Jahre alt gewesen. Sogleich regte sich der Haß der Nationalen gegen die eingedrungenen Fremdlinge, zumeist gegen die Deutschen. Der Führer dieser, der alten heidnischen Lehre ergebenen, zahlreichen Parthey war Stephan's Anverwandter, der Graf Kupa von Simegh. Aber auch die bedrohten Deutschen scharten sich um des jugendlichen Stephan's Person, und der Bayer Wenzelin von Wasserburg übernahm den Heerbesehl im Kriege gegen die Rebellen. Vor dem durch Kupa belagerten Wessprim kam es zur Schlacht, in welcher Wenzelin siegte und den Kupa tödtete. Die heidnischen Magyaren ergriffen die Flucht, Kupa's Leiche wurde geviertheilt und nach den 4 Weltgegenden durch das Reich gesendet. Mit diesem Siege war auch der Sieg des Christenthums über Heidenthum und Barbarey entschieden.

Herr M. hat (S. 30, 31) die Folgen kurz berührt, welche die von Byzanz ausgegangene Christianisirung Ungarns gehabt haben würde. „Welche Wendung“, sagt er, „hätte die Geschichte des Ostens erhalten, wenn in die Wagschale des alternden byzantinischen Reiches eine neue kraftvolle, kriegerische Nation geworfen worden wäre? Hätte der 50jährige, die edelsten Kräfte beyder Länder verzehrende Kampf zwischen Magyaren und Griechen stattgehabt? Was wäre das Loos der ersten Kreuzzüge gewesen, hätten die Magyaren die Gefinnungen der Griechen getheilt? Wäre je ein lateinisches Kaiserthum in Constantinovel entstanden? Hätten die Türken so schnell und so leicht in Europa festen Fuß gefaßt?

Wie hätte sich endlich die Geschichte von Deutschland entwickelt, hätten die Magyaren nicht ein Menschenalter über mit Ottokar um die Steiermark gestritten? wäre dieser übermächtige Fürst in der „herrenlosen schrecklichen Zeit“ nicht durch magyarisches

*) Siehe Joseph Chovanek, die Geschichte Ungarns. Hamburg und Gotha, 1817. 8. p. 7.

Schwerter gehindert worden, alle Kräfte seiner weiten blühenden Länder nach Willkür zu verwenden? Wohl sind dieß Fragen, die Niemand genügend beantworten kann; sie beweisen aber hinlänglich, daß der Sieg der griechischen Kirche den darauffolgenden Jahrhunderten eine andere Gestalt gegeben hätte?“ So der Herr Verfasser, der die Motive der beyden Kirchen, der lateinischen und griechischen dahin an gibt, daß die Byzantinen aus Politik die Befehlungsversuche unternommen, um die gefürchteten Magyaren von Einfällen in ihr Land abzuhalten; während die Lateiner die Ueberwundenen befehlen wollten, aus religiösen Absichten. Auch ist nicht zu übersehen, daß eine beträchtliche Anzahl der durch halbhundertjährige Raubzüge gewonnenen Gefangenen, fast sämmtlich der römischen Kirche angehörte.

Der Einfluß solcher Massen auf ihre Herrn läßt sich schwerlich abläugnen. Mit dem Siege des Christenthums aber wurde eine ganz neue Ordnung der Dinge in Ungarn begründet; und ihr wahrer Begründer ist Stephan der Heilige! — Dieser Herrscher ist nicht nur der Befestiger des Christenthums in Ungarn durch den Bau und die Dotirung von Kirchen und Klöstern u. c.; sondern auch der Gesetzgeber für sein Volk auf Jahrhunderte hinaus geworden; so daß alle nachfolgenden Könige sich auf seine Anordnungen berufen, sie bestätigen, erläutern oder ändern, oder an dieselben anknüpfen. Und doch sind selbst die im ungarischen Gesetzbuche befindlichen Gesetze Stephans, so, wie sie jetzt vorliegen, erst von einem späteren Sammler aus verschiedenen Verordnungen des heiligen Königs unvollständig genug zusammengetragen. Der Herr Verfasser benützt diese Gelegenheit, hier ein Bild der magyarischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung unter den Arpaden zu geben ohne sich mit der Frage zu befassen, wieviel davon bereits vor Stephan bestanden, wie viel Er eingeführt, und was und wieviel erst nach ihm hinzugebildet worden. Es hat die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, meint Herr M., daß wenigstens Keime dessen, was in der ungarischen Verfassung mit den Einrichtungen des Orients gemein ist, vor Stephan bestanden. Dahin rechnet er jenen Bund, den die Magyaren, die alten Sige verlassend, um sich neue

zu suchen mit ihrem Führer Almos geschlossen haben sollen. Ob er in Wirklichkeit gerade so geschlossen worden, mag dahin gestellt seyn; der Anonymus Belae Regis Notarius (über dessen Zeit, — wahrscheinlich unter Bela II. († 1141 13. Febr.) — siehe Band III. 478, 480) gibt dieses aus 5 Punkten bestehende Pactum, cap. VII. Als er schrieb, mußten die 5 Punkte desselben der Grundpfeiler der ungarischen Verfassung seyn; denn, bemerkt Herr M. sehr richtig hierzu, sonst hätte er sie nicht als alten Bund aufstellen können, auch wenn er den ganzen Vorfall erfunden hätte. (Vergleiche Engel. I. p. 62 — 64, Chowanetz p. 4). Die Schranke, welche den magyarischen Herrschern gesetzt war, reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf; sagt doch der 3te Punkt des Pactums: „Weder Jene, die sich freywillig Almos zum Führer gewählt, noch ihre Nachkommen, sollen je vom Rathe des Führers und den Ehren des Reiches ausgeschlossen werden.“ — Schwerlich läßt es sich bestimmen, wie lange die Fürsten und Könige in den auf Arpad folgenden Zeiten sich bloß mit ihrem Adel allein, oder, nach Einföhrung des Christenthums mit den Bischöfen und den Angesehenen des Reiches sich berathen, und ob der Adel, war er einmal berufen, forthin ohne Unterbrechung bey dem Landtag erschienen. Daß das Land, oder richtiger gesagt, das Volk seine Vertreter hatte, die, einberufen, den Rath des Herrschers bildeten, ist bereits im 1ten Jahrhunderte der Könige, also vom letzten Jahre des 10ten bis Ende des 11ten Jahrhunderts, (von 1000, 15. August — 1101) nachzuweisen. Unter Bela I. (v. 1061 — 1063) wurden von jeder Villa 2 ältere bewidete Männer durch königliche Herolde in des Königs Rath berufen. Später unter Andreas II. (1205 — 1235) erschienen alle Edelleute auf dem Landtage; unter seinem Nachfolger Bela IV., (1255 — 1270) ward bestimmt, daß jedes Comitatus 2 Abgeordnete zu schicken habe; dabey blieb es.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Oktober.

Nro. 47.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Geschichte der Magyaren 2c.

(Schluß.)

Die Landtage wurden alljährlich zu Stuhlweissenburg gehalten. Der Herr Verfasser geht nun des Näheren auf Geschäftsverwaltung, Landeseintheilung, Verwaltung der Gerechtigkeit ein, und schildert die 5 Klassen der Bewohner Ungarns (Leib-eigene, Bauern, freye Gemeinden, Lehensträger, Edelleute) mit ihren verschiedenen Verpflichtungen und Rechten, sodann die zu ihrer Zeit in Bezug auf Heerverpflanzung und Vertheidigungsanstalten trefflichen Einrichtungen, den Gang der Gerichtsverhandlungen, bespricht die königlichen Einkünfte, das Münzwesen, und verweist des Handels wegen auf seine, dem I. Bande als Beilage zugegebene Abhandlung „über Ungarns Handel und Industrie im Mittelalter“, (S. 271 - 318). Alle diese innern Zustände des magyarischen Reiches betreffen bloß die Zeiten der arpadischen Herrscher. Alsdann erst wird die Regierungsgeschichte des heiligen Königs Stephan I. vorgetragen, seine Kriege mit dem Dynasten Ahtum (Dachum), mit Gyula, dem Herrn von Siebenbürgen, mit Kean, dem Bulgarenherzog, sein Kampf gegen die eingefallenen Bissenen; aber auch gegen die nach Ungarn vorgebrungenen deutschen Heere des Königs Conrad II., welcher sich mit den Böhmen verbunden hatte. Auch die Familienverhältnisse werden angegeben; Stephan hatte das Unglück, seinen wohlgerathenen und trefflich erzogenen Sohn Emerich in der Blüthe seines Alters zu verlieren; dieser Mangel eines männlichen Erben stürzte das Land später in große Verwirrung; selbst

wider sein Leben hatten sich 4 bedeutende Männer verschworen. Gisla, seine Schwester, wußte bey dem herannahenden Ende Stephans den Thron ihrem Sohne Peter zuzuwenden, den auch die Stände des Reiches auf des Königs Betrieb als ihren Herrn anerkannten. Bald darauf, und zwar an selbem Datum, an welchem er vor 38 Jahren war gekrönt worden, (15. August) starb er 1038; ihm bleibt das ungeschmälerte und große Verdienst, das Christenthum eingeführt, und das Reich auf bleibende, Jahrhunderte hinaus dauernde Weise geordnet zu haben.

Allerdings hat sich der Cultus dieses von der katholischen Kirche als heilig verehrten Königes auch auf die Scandinavische Halbinsel erstreckt, wie dieß denn die Botlandisten (Sept. Bd. I. pag. 559, col. 1—561) nachgewiesen haben. Allein auch in Deutschland, ganz insbesondere im Bisthume Bamberg, dessen Gründer bekanntlich Heinrich II., der Heilige, Stephan's Schwager war, bestand noch in der Mitte des XIII. und im XIV. Jahrhunderte eine eigene kirchliche Feyerlichkeit an des Ungarn-Königs, dazumal noch am 20. August begangenen Tage; ja in der Kathedrale zu Bamberg ward nach dem dortigen Chordirectorium aus der Mitte des 13. Jahrhunderts dieser Tag auf höchst feyerliche Weise begangen. Denn es heißt daselbst „Stephani confessoris et Regis. Altare Sci Stephani ornetur, ad Vesperas ambe Campanae magne pulsantur, panchlachen (Siehe Schmeller, Wörterb. II. 420, voce „Lachen“) ponantur, Crux magna exponatur etc. Im Chordirectorium vom J. 1379 kömmt die Notiz vor: „Stephani regis et confessoris officium ad missam“: „os justi“ sicut de

S. Heinrico, Kyrie Ie., oratio: „omnipotens sempiterna Deus“. Secunda de S. Maria epistola: „justus Cor.“ *) — Die Frage, ob die Reiterstatue im Dome zu Bamberg links an der Wand beym Ausgang zum Georgen-Chor Conrad III. († 15. Febr. 1152 zu Bamberg), oder aber den hier in Rede stehenden Ungarn-König, Stephan I. vorstelle, verdiente in der That auf's Neue untersucht und entschieden zu werden. Zwar trägt der zu Pferde sitzende König eine Krone auf dem Haupte, wie man sie Statuen von Königen im XII. Jahrhunderte, (denn aus dieser Zeit scheint mir die Reiterstatue zu seyn), aufzusetzen pflegte; auch ist das lange Gewand des Reiters unverkennbar ein königliches. Was mich aber im Zusammenhalte mit obigen Stellen aus den Bamberger Dom-Chor-Directorien auf die Vermuthung bringt, die Bildsäule könnte wohl Kaiser Heinrichs II. Schwager, den unter die Zahl der Heiligen aufgenommenen Magyaren-König vorstellen, das ist zunächst der Umstand, daß der Reiter auf einem Sattel sitzt, der ihm bis auf die Hälfte des Rückens reicht. Auf Reiterfiguren und sonstigen Monumenten habe ich diese Art von Sattel nicht gefunden.

Es ist nicht wohl möglich, dem Herrn Verfasser in den nun folgenden geschichtlichen Darstellungen Schritt für Schritt zu folgen, weil dadurch unsere Anzeige über Gebühr sich ausdehnen würde. Wir müssen uns daher begnügen, nur noch Einiges aus diesem Bande auszuheben.

Nach den Zeiten des Thronstreiches, der bald nach Stephan's des Heiligen Tod erfolgte, und bis 1088 andauerte, sehen wir die Byzantiner in Ungarns Angelegenheiten sich einmischen. Eine Eigenthümlichkeit, die nicht leicht bey andern kriegerischen Völkern vorkommen dürfte, ist wohl das Hinwegbleiben der Magyaren-Könige von der Schlacht. Bald nach Ladislaus I. († 1095), der großen kriegerischen Ruf sich erworben, hören die arpádischen Könige auf, ihre Völker selbst in das Treffen zu führen. Zwar die Arpáden Koloman (v. 1095 — 1114) und Stephan II. (v. 1114 — 1131)

*) cf. Ussermann, Ep. Babenbergensis p. 171 in fine.

ziehen noch an der Spitze ihrer Heere, aber schon unter Bela II. dem Blinden (1131 — 1141) wird es Sitte, einem Heersführer unter den Augen des Königs den Krieg zu überlassen; fast scheint es, als ob die Magyaren das Leben ihrer Fürsten zu kostbar hielten, um es den Wechselfällen einer Schlacht auszusetzen. So sah Bela IV. (v. 1235 — 1270) der Schlacht bey Kroiffenbrunn (1260, 11. July) von einem Hügel zu, nicht weil er, wie Hormayr, Geschichte Wiens, Band III. S. 23 sagt, wenig Lust bezeugte, das blutige Spiel mitzumachen, sondern weil es die Landesitte so mit sich brachte. Die goldene Bulle, vom J. 1222, welche die erfolgreiche Opposition der magyarenischen Magnaten dem Könige Andreas II. abrang, der sich vergeblich bemühte, der gesunkenen königlichen Gewalt aufzuhelfen, war 600 Jahre hindurch die Grundfeste der ungarischen Constitution, und alle Könige des Landes haben auf sie den Krönungs Eid geschworen. Unter ihren 31 Artikeln ist wohl der letzte, der 31te, weitaus der wichtigste, weil er die bekannte Resistenz-Klausel enthielt, die erst im Jahre 1687 förmlich aufgehoben wurde. Man würde sich irren, wenn man glaubte, die durch König Stephan den Heiligen ertheilte Verfassung sey durch die goldene Bulle aufgehoben worden; knüpft doch selbst die Einleitung zu derselben unmittelbar an diese Constitution Stephans an, nur die Rechte des Adels hat die Bulle erweitert. Die Schilderung der Verhältnisse des päpstlichen Stuhles zum ungarischen Reiche zur Zeit des Investiturstreiches unter Gregor VII. und vorzüglich jene des Einwirkens Innocenz III. in Bezug auf Aufrechthaltung der Kirchenzucht ist sehr gelungen. In weltlichen Dingen bestand er auf Vollzug des Kreuzzuges, empfahl Emerichs Erben und Nachfolger Ladislaus, das Kind, dem Wohlwollen sowohl des Vormunds als der Bischöfe Ungarns, und war überhaupt bemüht, für die Ruhe des Landes zu sorgen.

Unter der im Lande losbrechenden Verwirrung in der Periode von 1222 — 1240, — zum Theile eine Folge der goldenen Bulle — bemerken wir die durch des Königs Geldnoth erzeugte Begünstigung der Juden und Ismaeliten, (über letztere siehe Zeug pag. 754, 755), die Aemter bey der Münze, Salz

und andern königlichen Gefällen erhielten und abgaben frey wurden, welche alsdann im Gefühle ihrer Bevorzugung fast das Haupt erhoben, und die Christen auf jegliche Weise bedrückten, bis endlich der Erzbischof Robert von Gran dieser unleidlichen Bedrückungen halber das Interdict über Ungarn aussprach, hiervon nur den König aus dem Grunde ausnehmend, damit er Zeit zur Besserung habe. Erst am 20. August 1233 sehen wir nach Aufhebung des Interdictes die Juden, Saracenen und Ismaeliten wieder in ihre vorige Stellung zurückgedrückt. Eine Tochter des Königs Andreas II. († November 1235), von seiner ersten Gemahlin, (er hatte deren bekanntlich 3, siehe I. S. 161), der grausam ermordeten meranischen Gertrud († 1214), (die von Staindel und Andern ihrem Bruder, dem Bischof Ecbert von Bamberg, aufgebüdeten Verbrechen hat ein Ungar, P. Kissus Schier in seiner *historia de Reginis Hungariae* p. 181 seqq. gründlich zurückgewiesen, Siehe Uffermann *Episc. Abgens.* p. 142), — sie hieß Elisabeth, — war an den Landgrafen — (nicht Markgrafen) von Thüringen vermählt. Ihr Vater erlebte noch ihre Heiligsprechung. Nach ihres Mannes, des Landgrafen Ludwigs Tode zu Tranto, 11. Septbr. 1227, fand die von ihrem Schwager verfolgte und beraubte, bey ihrem Ohm, dem Bischof Ecbert von Bamberg ein Asyl auf dem Schlosse Botenstein (Städtchen und Landgerichtssitz Pottenstein bey Gösweinstein im Kreise Oberfranken), wofelbst sie sich bis zur Ankunft der Gebeine ihres Gemahls aufhalten. —

Die Sendschreiben des Papstes an den energischen Bela IV. (von 1235 — 1270) sind nicht von Gregor IV., was ein Fehler des Schreibers zu seyn scheint, sondern von dem damals auf dem päpstlichen Stuhle von 1227 — 1241, 21. August sitzenden Gregor IX. ausgefertigt. Unter dem vorbenannten König hatte der Mongolen-Einfall statt.

Dies wildes Nomadenvolk der asiatischen Hochebene hatte sich unter der Herrschaft Temudschin's (Dschingiskhan) alle Landstriche vom japanischen bis zum kaspischen Meere hin unterworfen, und

Dskai, des Dschingiskhan Sohn, setzte die Eroberungen fort. Zuerst warf sich Dskais Nefte Battu auf die Polovezer, die die Russen um Hilfe anflehten. Letztere brachten die ein Freundschaftsbündniß anbietenden mongolischen Gesandten um. Der Sieg im nun ausbrechenden Kriege entschied sich für die Mongolen. Bald lag ganz Rußland den Siegern offen. Moskau wurde niedergebrannt, ebenso verfuhr die Mongolen mit 14 großen russischen Städten und unzähligen Dörfern. Die Bewohner der Stadt Wladimir wurden nach dem heldenmüthigsten Widerstand vernichtet. Kiew erlitt gleiches Schicksal. Schon vorher hatten sich russische Fürsten nach Ungarn geflüchtet. Nun wälzte sich das große Mongolen-Heer gegen Polen, Schlessien, Mähren und — Ungarn. Ein Theil von Battus Heer blieb in Polen zurück, mit dem 2ten drang Battu selbst nach Ungarn vor, und der 3te schickte sich an, Schlessien und Mähren zu überziehen. Vor den Thoren von Liegnitz verlor Herzog Heinrich von Schlessien Sieg und Leben. Vor Olmütz ließen durch einen Ausfall der tapfern Besatzung unter Sternberg am 21. Juny 1241 tausende von Mongolen das Leben, den Sieg und den Führer. Auch Wien umschwärmten sie, wichen aber vor Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, Heere zurück gegen Ungarn.

Der Herr Verfasser beschreibt nun, ganz in das Einzelne gehend, die Zustände zwischen König Bela IV. und seinen unzufriedenen Großen, die Vorbereitungen, welche der Erstere zum Empfang eines so furchtbaren Feindes treffen ließ, die ungeheure Schnelligkeit der Bewegung des Mongolen-Heeres, die Schilderung dieses Volkes und dessen Kriegsweise, die Angesichts so furchtbarer Feinde sich geltend machenden Kämpfe zwischen Magnaten und den vom Könige Bela IV. begünstigten, früher eingewanderten Cumanen *); endlich die würgende

*) Die Distrikte Groß- und Klein-Cumanien an der Theiß waren die ersten Wohnsitze dieses um das Jahr 1238 von Bela IV. aufgenommenen Volkes und obige Distrikte haben noch jetzt ihre Bewohner aus jener Zeit. Siehe I. p. 163, not. 14.

Entscheidungsschlacht auf der Haide von Mohi, 6 Meilen von Tokay. Der König floh den Karpathen zu und wurde nur durch den aufopfernden Heldenmuth seiner Diener, des Polen Adam, der Magyaren Andreas Forgács und seines Bruders u. a. aus den Händen der grimmigen Feinde gerettet, die jetzt als Sieger in der 1700 □ Meilen großen ungarischen Ebene auf's entsetzlichste hausten, während der König an die dalmatinischen Küsten sich zurückzog und dort allmählig wieder Kräfte sammelte; aber auch dorthin drangen die Wilden, und er flüchtete mit seiner Familie nach Trau. Die Mongolen aber zogen über Bosnien und Serbien nach Bulgarien, um dort auf immer zu verschwinden *), denn die durch Dikai's Tod herbeigeführten Ereignisse riefen sie nach Asien zurück, worauf Bela endlich nach dem grauenvoll verwüsteten Ungarn zurückkehren konnte. Seine trefflichen Anstalten retteten das Magyaren-Reich, welches nach dem Mongolen-Einfall der Auflösung nahe war. Auch die Städte des Landes dankten ihm ihr Emporkommen, die Geschäfte erhielten geregelten Gang, die Bevölkerung nahm durch seine klugen Maaßregeln zu, die Bergwerke wurden auf's Neue betrieben, aber auch die Landesfreyheiten bestätigt, und doch das königliche Ansehen befestigt. Als Mensch erscheint Bela eben so lebenswürdig, wie er als König preiswürdig ist; dennoch führte gegen den nur allzumilden Vater sein Sohn und Nachfolger Stephan V. frevelhaften Krieg; dafür sollte dessen Regierung nur von kurzer Dauer seyn, denn er starb, um den geraubten Sohn wieder zu bekommen, vor Müdigkeit und Erhitzung, im Alter von 31 Jahren!

Daß die Schilderung des Tages, welcher die Größe des Hauses Habsburg begründete, — der 26. August des Jahres 1278, — in einer Geschichte Ungarns nicht fehlen durfte, ist klar, zumal die Magyaren, Rudolfs von Habsburg Bundesgenossen im

Kriege gegen Ottokar mit einem mächtigen Heere (20,000 Mann) sich eingefunden hatten. Der Ausgang ist allbekannt. Nachdem Rudolf seine Söhne mit Oesterreich belehnt hatte, wurden er und seine Nachfolger Ungarns unmittelbare Nachbarn, und 248 Jahre später überkam sein Geschlecht selbst die Krone dieses Reiches.

Mit dem Erlöschen des arpadischen Mannsstammes in der Person des Königs Andreas III., des Venetianers *), im Januar 1301 zu Ofen — sein Tod war ein plötzlicher — schließt Herr M. den ersten Band seines magyarischen Geschichtswerkes, indem er noch einen kurzen Rückblick auf den arpadischen Zeitraum wirft. Auch wir beschließen hiermit unsere Anzeige, indem wir uns die Besprechung der beyden andern, nicht minder gebiegen gearbeiteten Bände, welche die Geschichte Ungarns bis 1740 vortragen, in einem 2ten Artikel vorbehalten. Schließlich glauben wir nochmals auf die neueren und neuesten Zeitereignisse der ungarischen Geschichte in des Herrn Grafen von Mailáth Bearbeitung die Leser dieser Blätter aufmerksam machen zu sollen.

Dr. G. Th. Rudhart.

*) Er war zu Benedig von einer Venetianerin, Catharina Thomasina Morosini geboren, daher dieser Beyname.

*) Doch siehe p. 218, wo zum Jahre 1285 ein neuer Mongolen-Einfall erzählt ist, der für die invadirenden höchst unglücklich abliefe, denn 100,000 Mongolen waren zu Grunde gegangen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Oktober.

Nro. 48.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. II. Leistungen der Sicherheitspolizey und Strafrechtspflege. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von Dr. F. B. W. v. Hermann. München 1853. In Commission der lit. art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Fol. 147 Seiten.

Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Inhalt dieses zweyten Heftes amtlicher Mittheilungen über statistische Verhältnisse Bayerns für wichtig genug halten, um auch den Lesern der gelehrten Anzeigen näher gerückt zu werden. Dasselbe gibt einen Ueberblick der Strafrechtspflege in den 7 Kreisen diesseits des Rheins von 1832/33 bis 1847/48, in der Pfalz bis 1849/50, sodann die Leistungen der Sicherheitspolizey in den Jahren von 1835/36 bis 1849/50. Unseres Wissens ist noch nirgend in solcher Vollständigkeit versucht worden, einen Ueberblick der Polizeythätigkeit während einer längeren Zeit zu geben. Und doch dürfte die Kenntniß der polizeylich anstößigen und strafbaren Handlungen fast noch mehr Anhaltspunkte zur Beurtheilung der sittlichen Verhältnisse eines Landes bieten, als die Strafrechtspflege selbst. Denn von der Polizey werden die ordnungswidrigen Handlungen gewissermaßen im ersten Beginne aufgefaßt und reprimirt, oder doch weitere üble Wirkungen derselben nach Möglichkeit abgeschnitten. In ihrem Bereich fallen daher nicht bloß Verbrechen und Vergehen größerer Art, die größeren Theils in denjenigen Volksklassen vorkommen, in welchen sittliche und

ökonomische Verwahrlosung sich am häufigsten findet, sondern auch alle Gattungen Frevel, Ruhestörungen und Ordnungswidrigkeiten, die häufig für so unwichtig gehalten werden, daß sie sich selbst unter den Klassen der Bevölkerung finden, in welchen Bildung und Wohlstand von Ungehörigkeiten abhalten sollten. In einem Lande, das wie Bayern glücklicherweise im Vergleiche mit andern Ländern nur eine geringe Anzahl von eigentlich der öffentlichen Armenpflege anheimgefallenen Personen enthält, ist die Bekämpfung des Bettels und des arbeitslosen Umherschweifens für die Sicherheitspolizey von gedoppelter Wichtigkeit, da man behaupten kann, überall bestehe ausreichend Gelegenheit zur Ernährung durch Arbeit, es sey daher nirgend Betteley durch Noth geboten. Gerade die Bewegung der Bettler und Landstreicher in einer längeren Reihe von Jahren, wie sie in dem angeführten Werke vorliegt, gewährt daher einen tieferen Blick in die sittlichen Zustände der unteren Volksklassen. Es bedarf keines Beweises, daß alle diese Mittheilungen und namentlich die letztere ausser dem allgemeinen Interesse an den Volkszuständen zugleich von mehr als einer Seite praktische Winke der Verwaltung an die Hand geben. Wir glauben daher vorerst einige Resultate der vorliegenden Tafeln über die Leistungen der Sicherheitspolizey hier zusammenstellen zu sollen, fügen derselben noch einige Betrachtungen über die vorgekommenen Selbstmorde bey, und behalten uns vor, über die Resultate der Strafrechtspflege später zu berichten.

Die polizeylichen Mittheilungen in der vorliegenden Schrift sind in drey Tafeln zusammengefaßt:

- 1) Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit,
- 2) Leistungen der Sicherheitswachen und
- 3) aufgegriffene Bettler und Vaganten.

Die Auffassung der Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit ist allerdings je nach der Aufgabe, welche die Gesetze der polizeylichen Thätigkeit vorschreiben, in verschiedenen Ländern nothwendig sehr verschieden. Selbst die Volkssitte und das Herkommen haben hierauf Einfluß, indem es von ihnen theilweise abhängt, ob man von der Thätigkeit der Polizeybehörden mehr oder weniger erwartet und in welchem Maaße andererseits diese Thätigkeit durch die Mitwirkung der Bürger unterstützt wird. Große Differenzen zeigen sich in dieser Beziehung zwischen England und deutschen Staaten. Auch in Bayern selbst besteht durch die Verschiedenheit der Gesetzgebung in der Pfalz und dießseits des Rheins eine erhebliche Verschiedenheit, weil nach der in der Pfalz geltenden französischen Gesetzgebung manche Handlungen als Vergehen bestraft werden, welche in den 7 älteren Kreisen unter die Verbrechen gereicht sind, während dort zugleich eine Reihe von Handlungen den Vergehen angehören, welche dießseits des Rheins nur zur polizeylichen Cognition sich eignen. Sodann liegt auch ein bedeutender Unterschied in dem materiellen Anlasse zu mancher Art von Frevel, wie denn die Zahl der Forstfrevel in den verschiedenen Kreisen constant desto größer ist, je höher der Holzpreis steht, und demgemäß in der Pfalz die höchste Zahl zeigt. Abgesehen von diesem materiellen Grunde ist es aber namentlich jenem Unterschied in der Gesetzgebung zuzuschreiben, wenn während der vorliegenden 15

Jahre in der Pfalz durchschnittlich des Jahrs ein Meut auf 5 Personen, dießseits des Rheins erst auf 14 trifft. Ueberhaupt kommt während der 15 Jahre, wenn die Meute, bey denen die Thäter entdeckt wurden, in's Auge gefaßt werden auf die folgende Zahl von Einwohnern

	in der Pfalz	dießseits des Rheins
1 Staatsverbrechen od. Vergehen	2481	6079
1 Privatverbrechen od. Vergehen	572	383
1 Polizeyübertretung	5	14.

Dabey darf man indeß nicht außer Augen lassen, daß es sich hierbey lediglich vom polizeylichen Standpunkt handelt. Hält man dieß fest, so zeigen die Tafeln von Seite 2—37 in den einzelnen Kreisen eine criminell strafbare Handlung

in Oberbayern auf	12	Polizey-Ubertretungen
in Niederbayern auf	10	„
in der Oberpfalz auf	36	„
in Oberfranken auf	49	„
in Mittelfranken auf	34	„
in Unterfranken auf	50	„
in Schwaben u. Neub. auf	30	„
in der Pfalz auf	86	„

Die Fälle, bey denen die Thäter ermittelt wurden, verhalten sich zu der Zahl der Anzeigen bey Criminalvergehen wie 1 : 2, bey Polizey-Ubertretungen wie 1 : 1,19, was der Natur der Sache entspricht.

Faßt man die einzelnen polizeywidrigen Handlungen in's Auge, so ergibt sich folgendes:

1. Polizei-Übertretungen.

Kreis	Zahl der jährlich abzuwandelnden Contravenienten nach 15 jährigem Durchschnitte	Es erwies sich als das günstigste		Hingegen als der ungünstigste		Dermaliger Stand nach den Ergebnissen des letzten Jahres
		Jahr	mit	Jahrgang	mit	
Niederbayern	4,856	18 $\frac{38}{5}$	2,813	18 $\frac{47}{5}$	7,848	in Abnahme
Unterfranken	8,759	18 $\frac{48}{5}$	7,358	18 $\frac{45}{5}$	10,948	desgl.
Oberpfalz	8,867	18 $\frac{36}{7}$	5,470	18 $\frac{45}{6}$	12,645	desgl.
Oberfranken	10,526	18 $\frac{35}{6}$	5,875	18 $\frac{43}{3}$	12,856	desgl.
Schwaben	12,703	18 $\frac{49}{5}$	7,678	18 $\frac{44}{5}$	15,376	in Zunahme
Oberbayern	14,023	18 $\frac{37}{5}$	12,757	18 $\frac{35}{6}$	16,689	in Zunahme
Mittelfranken	17,342	18 $\frac{45}{5}$	11,523	18 $\frac{43}{3}$	20,678	in Abnahme
Pfalz	37,862	18 $\frac{47}{5}$	20,125	18 $\frac{40}{6}$	52,605	in Abnahme

2. Holz-Frevel.

Die Gesamtzahl der in Bayern jährlich vorkommenden Holzfrevel beläuft sich auf 268,975 und es treffen hievon auf 1000 Einwohner

in Niederbayern	1	Frevel
in Oberbayern	3	„
in Schwaben	14	„
in Mittelfranken	39	„
in der Oberpfalz	45	„
in Oberfranken	71	„
in Unterfranken	112	„
in der Pfalz	200	„

Dabei ist zu bemerken, daß in der Pfalz und Unterfranken die Zahl der Holzfrevel in Abnahme begriffen ist, während sie in den übrigen Kreisen zunahm.

3. Entziehung der Militärpflicht, dann Desertion.

Die Fälle der Entziehung der Militärpflicht, welche jährlich in Bayern vorkommen, belaufen sich durchschnittlich auf 378 in Summa.

In der Pfalz trifft eine derartige Contravention auf 2,277 Einwohner

in Unterfranken	„	19,352	„
in der Oberpfalz	„	25,706	„
in Mittelfranken	„	28,904	„
in Oberfranken	„	35,330	„
in Oberbayern	„	57,794	„
in Niederbayern	„	60,060	„
in Schwaben	„	78,427	„

Dagegen beträgt die Gesamtzahl der jährlichen Desertionen 285, wornach 1 Desertion trifft bei dem Militärstand

	von Mann	auf Soldaten
in der Pfalz	15,220	122
in Mittelfranken	7,144	223
in Oberfranken	4,292	252
in Unterfranken	6,826	296
in Niederbayern	4,718	314
in Oberpfalz	6,213	443
in Oberbayern	21,711	542
in Schwaben	12,191	608.

Das Verhältniß in den verschiedenen Kreisen ist folgendes.

Kreis	Entziehung der Militärpflicht.				Desertion.					
	Durchschnittszahl aus 15 Jahren	Günstigster	Ungünstigster	Dermaliger Stand nach dem Resultate des letzten Jahres	Durchschnittszahl aus 15 Jahren	Günstigster		Ungünstigster		Dermaliger Stand.
						Jahrgang	Jahrgang	mit	Jahrgang	
Oberbayern	12	18 $\frac{4}{7}$	18 $\frac{4}{11}$	in Zunahme	40	18 $\frac{4}{6}$	26	18 $\frac{4}{9}$	68	in Abnahme
Niederbayern	9	18 $\frac{3}{6}$	18 $\frac{3}{10}$	in Zunahme	15	18 $\frac{4}{7}$	9	18 $\frac{4}{4}$	23	in Zunahme
Oberpfalz	18	18 $\frac{3}{8}$	18 $\frac{4}{7}$	in Abnahme	14	18 $\frac{4}{12}$	9	18 $\frac{4}{7}$	26	in Zunahme
Oberfranken	14	18 $\frac{3}{9}$	18 $\frac{4}{10}$	in Zunahme	17	18 $\frac{4}{10}$	5	18 $\frac{4}{9}$	31	in Abnahme
Mittelfranken	18	18 $\frac{3}{7}$	18 $\frac{4}{10}$	in Zunahme	32	18 $\frac{3}{10}$	14	18 $\frac{4}{10}$	47	in Zunahme
Unterfranken	30	18 $\frac{3}{7}$	18 $\frac{4}{7}$	in Zunahme	23	18 $\frac{3}{7}$	13	18 $\frac{4}{7}$	44	in Zunahme
Schwaben	7	18 $\frac{4}{8}$	18 $\frac{3}{7}$	in Zunahme	20	18 $\frac{4}{11}$	8	18 $\frac{3}{6}$	39	in Zunahme
Pfalz	270 (aus 11 Jahren).	18 $\frac{3}{6}$	18 $\frac{4}{11}$	in Abnahme	124 (aus 11 Jahren).	18 $\frac{4}{4}$	66	18 $\frac{3}{10}$	233	in Zunahme

Hiebey wird nicht außer Acht zu lassen seyn, daß die Pfalz durch ihre Lage das Begehen derartiger Reate vorzugsweise erleichtert.

4. Schwärzen.

In sämtlichen Kreisen des Königreichs ergeben sich jährlich im Durchschnitt 233 Fälle des Schwärzens, die sich für die einzelnen Kreise in der Art vertheilen, daß auf Oberbayern 49
 „ Niederbayern 40
 „ die Oberpfalz 31
 „ Oberfranken 17
 „ Mittelfranken 2
 „ Unterfranken 10
 „ Schwaben 33
 „ Pfalz 51

Handels einen sehr bedeutenden Einfluß, weshalb sich auch eine Bestrafung wegen Schwärzens

in der Pfalz	auf 11,529 Einwohner
in Niederbayern	„ 13,513 „
in Oberbayern	„ 14,153 „
in der Oberpfalz	„ 14,926 „
in Schwaben	„ 16,636 „
hingegen in Oberfranken	„ 29,097 „
in Unterfranken	„ 58,057 „
in Mittelfranken	„ 260,143 „

berechnet.

(Fortsetzung folgt.)

treffen. Hier äußert nothwendigerweise die Lage des Kreises gegen die Gränze und der Umfang seines

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Oktober.

Nro. 49.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Beiträge zur Statistik des Königreichs
Bayern.

(Fortsetzung.)

5. Hausfren.

Obwohl hinsichtlich der Handhabung des Hausfren-Verbots in der Pfalz und in den 7 älteren

Kreisen dießseits des Rheins kein gleichmäßiges Verfahren stattfinden kann, indem die gewerblichen Verhältnisse der Pfalz auf ganz verschiedener Basis ruhen, so wurde doch die Vergleichung der einzelnen Kreise unter einander auch auf die Pfalz ausgedehnt, um dabey die Differenz desto anschaulicher zu machen. Das Hausfrenverbot wird durchschnittlich in einem Jahre von 3346 Personen übertreten; hievon treffen

940	Contraventionen auf Oberfranken,	mitbin 1 Fall auf	519	Einwohner.
441	„ „ die Oberpfalz,	„ „ „ „	1039	„
499	„ „ Schwaben,	„ „ „ „	1093	„
376	„ „ Mittelfranken,	„ „ „ „	1372	„
474	„ „ Oberbayern,	„ „ „ „	1459	„
312	„ „ Unterfranken,	„ „ „ „	1869	„
225	„ „ Niederbayern,	„ „ „ „	2348	„
79	„ „ die Pfalz,	„ „ „ „	7443	„

Wenn die Pfalz, welche hinter keinem der dießseitigen Kreise bezüglich des Kontingents der Bettler und Vaganten zurückbleibt, nur eine so geringe Zahl von Bestrafungen wegen Hausfrens zeigt, so mag der Grund wohl darin liegen, daß in den 7 älteren Kreisen auf die Einrede der Bettler, daß sie nicht gebettelt, sondern nur Kleinigkeiten, z. B. Schwefelhölzchen zc. zc. verkauft hätten, häufig eine Bestrafung wegen Hausfrens eintritt, während in der Pfalz auf eine derartige Ausrede kein besonderer Werth gelegt wird, sondern eine Verurtheilung wegen Bettelns erfolgt, mitbin nur in eclatanten Fäl-

len die Verordnung vom 10. Juny 1816 über den Hausfrenhandel zur Anwendung kömmt.

6. Bettler und Vaganten.

Die Zahlen der Bettler und Vaganten in den Tafeln über die Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit können nur in den 7 älteren Kreisen nahe genug mit den in den Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen und den Tafeln über die aufgegriffenen Bettler und Vaganten übereinstimmen, dagegen muß die kleine Zahl der Bettler und Vaganten in Tafel I in der Pfalz auf

diejenigen bezogen werden, die zuchtpolizeylicher Bestrafung unterlagen. Eine Vergleichung der Pfalz und der diesseits = rheinischen Kreise kann daher nur auf Grund der Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen und die aufgegriffenen Bettler und Vaganten vorgenommen werden. Die Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen, welche auch die Ausscheidung der Bettler und der Vaganten enthalten, zeigen zugleich, daß nur etwa $\frac{2}{5}$ von den in der Tafel über Bettler und Vaganten aufgeführten Individuen den Bettlern, über $\frac{3}{5}$ den Vaganten angehören, was beweist, daß das Motiv der

Armuth weit seltener zum Umherschweifen veranlaßt als Arbeitscheue und andere üble Beweggründe.

Hiernach wurden im 15jährigen Durchschnitte in Bayern jährlich 76,712 Vaganten und Bettler aufgegriffen; hiezu sind noch 1884 Individuen zu zählen, die jährlich von auswärts eingeschoben werden, während 8069 Personen in's Ausland über die Gränze geliefert werden; es berechnet sich daher im Inlande die Aufgreifung eines Bettlers oder Vaganten auf 62 Einwohner oder etwa 1,61 auf 100 Einwohner. Von dieser Zahl treffen auf

1) Oberpfalz u. Regsbg. in minimo	7216,	in maximo	16,962	Bettler u. Vaganten also	1 Fall auf je	48 Pers.
2) Oberfranken	6164,	„ „	12,891	„ „	„ „	50 „
3) Pfalz	6556,	„ „	21,065	„ „	„ „	51 „
4) Oberbayern	9397,	„ „	15,457	„ „	„ „	61 „
5) Schwaben	7020,	„ „	12,421	„ „	„ „	63 „
6) Niederbayern	5971,	„ „	9,792	„ „	„ „	70 „
7) Mittelfranken	5109,	„ „	8,593	„ „	„ „	97 „
8) Unterfranken	3083,	„ „	6,259	„ „	„ „	147 „

Ueber die Hälfte dieses Proletariats besteht aus Männern, $\frac{1}{3}$ aus Frauen, $\frac{1}{3}$ aus Kindern. Am Ungünstigsten zeigte sich der Jahrgang 18 $\frac{46}{47}$ mit 114,056 Bettlern und Vaganten, am besten der Jahrgang 18 $\frac{49}{47}$ mit 62,778. Bezüglich der von auswärts eingeschobenen Bayern erscheint das Jahr 18 $\frac{43}{44}$ mit 1310 Individuen als das günstigste; das Jahr 18 $\frac{37}{38}$ mit 2400 Köpfen als das übelste.

Oesterreich	circa	2599	Personen
Preußen	„	986	„
Frankreich	„	852	„
Hannover	„	41	„
Sachsen	„	537	„
Württemberg	„	1006	„
Baden	„	540	„
Hessen	„	955	„
die Schweiz	„	108	„
andere Staaten		445	„

Summa: 8069 „

Der hohe Stand der Getreidepreise im Jahre 1846 läßt ohne Zweifel die Theuerung als die Hauptursache der bedeutenden Anzahl der Bettler und Vaganten jenes Jahres annehmen. Auch die Zahl der ausländischen Vaganten, die aus Bayern über die Gränze geschafft wurden, hat in jenem Jahre ihren höchsten Stand erreicht, nämlich 12,705; als in gleichem Grade günstig zeigt sich das Jahr 18 $\frac{40}{41}$, mit nur 6129. Nach 15jährigem Durchschnitte treffen von den in Bayern angehaltenen ausländischen Vaganten jährlich auf

Vom Jahre 18 $\frac{35}{36}$ bis 18 $\frac{40}{50}$ ist die Gesamtzahl der in Bayern aufgegriffenen Bettler und Vaganten von 69,592 auf 75,501 gestiegen, ebenso hat während jenes Zeitraumes die Zahl der ausländischen, in Bayern aufgegriffenen Bettler und Vaganten um 1120 zugenommen, während die Zahl der aus dem Auslande zurückgelieferten Bettler im Hinblicke auf die Ergebnisse des letzten Jahres um

510 fiel. — Die Zahl der Bettler wird von jener der Vaganten im Allgemeinen übertroffen, indem durchschnittlich im ganzen Königreiche jährlich um 7075 mehr Vaganten als Bettler zur Abstrafung kommen. Nach den einzelnen Kreisen diesseits des Rheins trifft mit Rücksicht auf die Bevölkerung derselben die höchste Zahl.

- a) Der Bettelmänner auf Oberbayern,
- b) der Bettelweiber „ die Oberpfalz,
- c) der Bettelkinder „ Oberfranken.

- a) Der vagirenden Männer auf Oberbayern,
- β) „ „ Weiber „ die Oberpfalz,
- γ) „ „ Kinder „ Niederbayern,

hingegen die niederste Zahl

- a) der Bettelmänner } auf Unterfranken,
- b) der Bettelweiber } auf Unterfranken,
- c) der Bettelkinder auf Schwaben.

- a) Der vagirenden Männer } auf Unterfranken.
- β) „ „ Frauen } auf Unterfranken.
- γ) „ „ Kinder } auf Unterfranken.

Hiebei ist noch zu bemerken, daß die Zahl der wegen Vagirens bestrafte Kinder fast um die Hälfte geringer ist, als die Summe der wegen Bettels aufgegriffenen Kinder; und daß, während die Zahl der Bettelweiber mit jener der vagirenden Weiber fast gleich steht, die Zahl der männlichen Vaganten jene der Bettler jährlich um circa 7645 übersteigt, und ausschließlich der Pfalz um 9984 Köpfe. Im Ganzen ist eine Zunahme dieser gefährlichen Schicht der Bevölkerung in Bayern nicht ersichtlich, indem mit Ausnahme von Oberbayern und der Pfalz während der letzten Jahre in keinem Kreise die durchschnittliche Zahl der Bettler und Vaganten erreicht wurde. Rühmend ist bereits in der Vorrede zu dem vorliegenden Hefte der statistischen Tabellen anerkannt, daß die Thätigkeit der Sicherheitswachen während der Vorgänge des Jahres 18 $\frac{17}{47}$ nicht im Geringsten abnahm. Hält man die Ergebnisse der Aufgreifung von Bettlern und Vaganten mit der Volkszahl der einzelnen Kreise zusammen, so ergibt sich folgendes:

1) Die Pfalz zählt zwar den Ziffern nach weniger Aufgreifungen von Bettlern und Vaganten als Oberbayern, nämlich die Summe von 6397 aufgegriffenen Bettlern, 7731 Vaganten jährlich; allein mit Rücksicht auf die Bevölkerung steht sie dem letzteren Kreise nach, indem in der Pfalz

- 1 Bettler auf 91 Einwohner
- 1 Vagant auf 76 Einwohner

trifft. Hinsichtlich der darunter begriffenen Frauenpersonen ist zu bemerken, daß nicht auch sie unter den 8 Kreisen den ungünstigsten Platz behaupten, sondern bezüglich des Bettelns von den Kreisen Oberpfalz und Oberbayern; bezüglich des Vagirens von den Kreisen Oberpfalz, Oberbayern, Niederbayern und Oberfranken überwogen werden.

2) Oberpfalz und Regensburg. Dieser Kreis zählt durchschnittlich

- a) 4305 Aufgreifungen wegen Bettelns und
- b) 5654 „ „ Vagirens

und steht daher

ad a. Den Kreisen Oberbayern, der Pfalz und Oberfranken,

ad b. den Kreisen Oberbayern und der Pfalz nach; allein mit Rücksicht auf die Bevölkerung ist die Oberpfalz in einer ungünstigeren Stellung, indem sie schon auf den 106ten Einwohner einen Bettler und auf den 81ten Einwohner einen Vaganten rechnet. Auch finden sich in der Oberpfalz verhältnismäßig die meisten bettelnden und vagirenden Weiber.

3) Oberbayern. Auf Oberbayern trifft die höchste Summe der Straffälle, nämlich von 6405 Bettlern und 7949 Vaganten. Im Hinblick auf die Bevölkerung nimmt dieser Kreis in vorliegender Sache den 3. Platz ein, indem sich auf je 108 Einwohner 1 Bettler und auf je 87 Einwohner 1 Vagant ergibt. Bezüglich der Bettelkinder steht Oberbayern den Kreisen Oberfranken und Niederbayern, rücksichtlich der vagirenden Kinder auch noch der Oberpfalz nach. Die Zahl der bettelnden und

vagirenden Weibspersonen ist nur von jener der Oberpfalz übertroffen.

4) Oberfranken hat durchschnittlich während eines Jahres 4,400 Contraventionen wegen Bettelns und 4,790 Contraventionen wegen Vagirens abzuwandeln, so daß sich auf 111 Einwohner 1 Straffall wegen Bettelns und auf 102 Einwohner 1 Straffall wegen Vagirens ergibt. Dieser Kreis zählt die höchste Zahl der Bettelkinder und ist hinsichtlich der vagirenden Kinder nur von Niederbayern überwogen.

5) Niederbayern. - Bey 3,723 Straffällen wegen Bettelns und 5,446 Straffällen wegen Vagirens berechnet sich ein solcher der ersten Art auf 142 Einwohner und ein Straffall wegen Vagirens auf 97 Einwohner. An der gehörigen Ueberwachung der Kinder scheint es in diesem Kreise am meisten zu fehlen; denn Niederbayern nimmt, was die Zahl der vagirenden Kinder anbelangt, unter sämtlichen Kreisen die ungünstigste Stellung ein, indem sich deren Zahl zu der ganzen Einwohnerschaft wie 1 : 926 verhält. Bezüglich der Bettelkinder ist nur Oberfranken in einer schlimmeren Lage, indem in letzterem Kreise schon auf 474 Einwohner 1 Bettelkind trifft, während in Niederbayern sich erst auf 816 Einwohner ein solches berechnet.

6) Schwaben und Neuburg weist jährlich
4,021 Aufgreifungen wegen Bettelns,
4,932 „ „ Vagirens

nach, es zählt die mindeste Zahl von Bettelkindern, nämlich auf 2,051 Köpfe nur 1 Bettelkind und wird auch hinsichtlich der vagirenden Kinder nur von Unterfranken übertroffen, in welchem letzteren erst auf 6,945 Köpfe, in Schwaben 1 Bettelkind auf 4663 Köpfe kommt. Nicht daselbe günstige Verhältnis waltet in diesem Kreise bey den Männern, da im Ganzen auf 135 Einwohner die Bestrafung eines Bettlers, auf 110 Einwohner die Bestrafung eines Vaganten kommt.

7) Mittelfranken. Sowohl die Bestrafungen wegen Bettelns als wegen Vagirens, — erstere

mit 3,139, letztere mit 3,694 Contraventionen — liefern im Zusammenhalte mit der Zahl der Einwohner und den Verhältnissen der übrigen Kreise ein ganz günstiges Resultat. In Mittelfranken trifft eine Strafe wegen Bettelns auf 164 Personen, wegen Vagirens auf 139 Personen. Der Hang zum Vagiren zeigt sich vorzugsweise geringer bey den Frauenspersonen des Kreises; ein besonderes Mißverhältnis zwischen den Bettel-Männern, Frauen und Kindern ist nicht ersichtlich.

8) Unterfranken. Dieser Kreis zeichnet sich gleichwie durch eine geringe Zahl von anderen Polizeyübertretungen durch die mindeste Zahl der Bettler und Vaganten aus. Es kommen daselbst im Durchschnitte jährlich

a) 2,103 Bestrafungen wegen Bettelns und
b) 1,372 „ „ Vagirens
vor und trifft

ad a. eine solche auf 277 Einwohner und

ad b. „ „ „ 425 Einwohner.

Unterfranken behauptet diesen Vorzug auch in den einzelnen Unterabtheilungen mit Ausnahme der Rubrik der Bettelkinder, deren Zahl, wie bereits oben erwähnt wurde, sich in Schwaben durchschnittlich niedriger herausstellt, und zwar um 31 Köpfe pr. Jahr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Oktober.

Nro. 50.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Fortsetzung.)

In Zahlen ausgedrückt, gestaltet sich das Verhältniß der einzelnen Kreise folgendermaßen:
Auf 1000 Seelen treffen Aufgreifungen

in dem Kreise	von Bettlern			von Vaganten			Gesamt- Summe
	Männer	Weiber	Kinder	Männer	Weiber	Kinder	
Pfalz	4,71	3,46	4,16	8,69	2,75	1,72	25,49
Oberpfalz	3,16	5,10	1,26	6,84	4,69	0,74	21,79
Oberbayern	4,31	3,66	1,29	7,29	4,01	0,64	21,20
Oberfranken	3,49	3,41	2,10	5,65	3,22	0,93	17,80
Niederbayern	2,87	2,10	1,22	5,81	3,73	1,08	16,81
Schwaben	4,31	2,84	0,48	6,13	2,71	0,21	16,68
Mittelfranken	3,13	2,07	0,88	4,32	2,54	0,29	13,24
Unterfranken	2,10	0,98	0,52	1,60	0,62	0,14	10,65

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Zahl der Vaganten und der Bettler im Ganzen wohl nicht größer ist, als die Zahl der Bestrafungen, da wegen Vagirens und Bettelns dieselben Individuen oft genug mehr als einmal im Jahre zur Strafe gezogen werden.

Leistungen der Sicherheitswachen.

Das große Ziel, auf welches die Polizey hinarbeiten muß, ist die Verhütung von Verbrechen. Durch entsprechende Präventiv-Maßregeln werden Sicherheit der Person und des Eigenthums und öffentliche Ruhe zunächst besser gewahrt, auch alle anderen Aufgaben der polizeylichen Einrichtungen erfolgreicher gelöst, als es durch die Entdeckung und Bestrafung derjenigen Personen möglich ist, denen es gelang, ein Verbrechen zu vollführen. Das Polizeypersonal muß daher durch Wachsamkeit und Thätigkeit stets dahin trachten, daß die Verübung von Verbrechen, wenn sie nicht ganz gehindert werden kann, wenigstens so viel als möglich erschwert werde. Fallen in einem Distrikte häufig Uebelthaten vor, so darf man unter übrigens gleichen Umständen wohl annehmen, daß die Polizey in demselben größerer Energie bedürfe, während eine geringe Anzahl von Vergehen als ein Beweis ihrer entsprechenden Wirksamkeit betrachtet werden kann. In den letzten 15 Jahren belief sich im ganzen Königreiche im Durchschnitte die Zahl der verwendeten Sicherheitsmannschaft auf 3829 Mann. Dieselben brachten jährlich zu Verhaft

8,218 Personen wegen Verdachts der Begehung von Verbrechen oder Vergehen und
159,712 Personen wegen Polizey-Übertretungen.

Im Ganzen nahmen diese Sicherheitswachen 167,930 Arretirungen vor, so daß wegen Verbrechen oder Vergehen auf 535, wegen Polizeyübertretungen auf 27 Einwohner eine Arretirung vorgenommen wurde. Die sonstigen Dienstesverrichtungen der Sicherheitsmannschaft erreichten eine durchschnittliche Zahl von 1,083,732; folglich berechnen sich auf den einzelnen Bediensteten 44 Verhaftungen, nämlich

2 wegen Verdachts eines begangenen Vergehens oder Verbrechens,
42 wegen Polizeyübertretungen, dann
280 sonstige Dienstesverrichtungen. Dieser Dienst erweist sich als sehr anstrengend, besonders wenn man erwägt, wie viel dabey Nachtwachen gefordert

werden. Im Ganzen berechnet sich in Bayern auf je 1150 Einwohner ein Diener der Sicherheitswache. Diese Zahl dürfte sehr gering erscheinen; doch ist dabey nicht außer Berücksichtigung zu lassen, daß eines Theils durch das Militär und die Landwehr, andern Theils durch das für besondere Zwecke aufgestellte Aufsichtspersonale, wie z. B. Flurschützen, Gemeindediener, Waldaufseher, Stillwächter u. u. eine wesentliche Erleichterung dieses so beschwerlichen Dienstes eintritt. Die Stadt London hat über $\frac{1}{2}$ mehr Wachmannschaft als das ganze Königreich Bayern. In Irland unterhält die Regierung eine Polizeymannschaft (außer dem Militär) von etwa 12,000 Mann.

Es möchte zwar noch einer besondern Untersuchung bedürfen, ob und in welchem Grade die auf einem kleinen Flächenraume zuammengedrängte Menschenmasse eine vermehrte Zahl von Aufsichtsbeamten im Vergleiche mit einer gleich großen, aber in ausgedehnteren Distrikten wohnenden Einwohnerzahl in Anspruch nimmt; allein jedenfalls wird man zu dem Resultate gelangen, daß in unseren größeren Städten, wie z. B. München und Nürnberg, die Anzahl der verwendeten Sicherheitsmannschaft eine sehr geringe ist.

Zwar hat in England der Polizeymann außer der Aufgabe, die Uebelthäter zu verhaften, noch mancherley andere Obliegenheiten, wodurch er sich dem Publikum nützlich erweist und dessen Vertrauen und Wohlwollen gewinnt; da aber unsere Polizey bey weitem mehr nach dem Muster der französischen organisiert ist, die eine ungleich größere Zahl von Bediensteten kennt, als die Englische, so dürfte eine Vermehrung der Polizeymannschaft in Bayern besonders dann rätlich erscheinen, wenn an dieselbe die gleichen Anforderungen gestellt werden sollte, welche die Londoner Polizey zu erfüllen hat.

Die geringste Zahl von Arretirungen kam vor

- a) wegen Verbrechen und Vergehen im Jahr 18 $\frac{36}{27}$,
- b) wegen Polizeyübertretungen im Jahr 1840; die höchste Zahl hingegen bey beyden Zweigen im Jahr 18 $\frac{46}{27}$, welches eine Gesamtzahl von 213,617 Ar-

retirungen nachweist. Die sonstigen Dienstesverrichtungen sind während der letzten 15 Jahre von 989,677 auf 1,185,754 gestiegen, was für den einzelnen Mann eine Vermehrung von 38 ergibt. Im Vergleiche mit dem Jahrgange 184 $\frac{9}{10}$ haben zwar die Arretirungen wegen Polizenübertretungen um 25,700 sich vermehrt, allein daß im Jahre 184 $\frac{9}{10}$ die Sicherheitsmannschaft ihre Pflicht erfüllte, geht daraus hervor, daß das Gesamtergebnis ihrer Arretirungen nicht hinter dem Ergebnisse anderer Vorjahre zurückblieb, ja sogar bezüglich der Verhaftungen wegen Verbrechen und Vergehen die Resultate vom Jahre 184 $\frac{9}{10}$ überstieg.

Selbstmorde.

Die Tafel 37 enthält eine Uebersicht der Selbstmorde, welche in einem achtjährigen Zeitraume, nämlich während der Jahre 1844 — 51 in Bayern verübt wurden. Die Untersuchung, welche bey Selbstentleibungen stattfindet, hat nur den Zweck zu ermitteln, ob ein Verbrechen oder ein Selbstmord begangen worden ist, sie muß in dem Augenblicke geschlossen werden, wo mit Grund anzunehmen ist, daß ein Verbrechen nicht vorliege. Die Selbstentleibung ist nach der bayerischen Gesetzgebung weder Verbrechen noch Vergehen, sondern dem Gebiete der Polizen zugewiesen. Die Verordnung vom 19. May 1809 (Reggsbl. pag. 865) setzte außer Zweifel, daß der Selbstmord keine strafrechtlichen Folgen mehr habe, und die Anmerkungen zum Strafgesetzbuche Bd. II. pag. 3 sagen auf das Bestimmteste, daß „die Bestrafung des Selbstmordes vom Strafgesetzbuche ausgeschlossen sey, daß der Selbstmörder zwar Pflicht-

ten gegen sich, aber nicht Rechte anderer Personen verletze, also in das Strafgesetzbuch nicht aufgenommen werden konnte. Der Standpunkt, aus welchem daher zunächst diese Erhebungen betrachtet werden müssen, ist ein polizenlicher und medizinischer; denn offenbar hat eine polizenliche Vorsorge bey demjenigen einzutreten, von welchem die Begehung eines Selbstmordes zu besorgen ist, und Niemand wird zweifeln, daß die Geisteskraft desjenigen Menschen sehr gesunken seyn muß, der sich nicht mehr stark genug fühlt, die Lasten des Lebens zu tragen.

Vom höchsten Interesse sind aber diese Materialien für die Untersuchung der Fragen, welche gewichtige Motive vorgelegen haben müssen, um Jemanden so weit zu bringen, durch Selbstentleibung aus dem Leben zu scheiden, ob und welcher Antheil der Schuld hiebey den staatlichen Einrichtungen, der religiösen und moralischen Bildung, den climatischen Verhältnissen, der Lebensweise und dem Nationalcharakter beygemessen werden kann. Die Gesamtzahl der Selbstmorde während der 8jährigen Periode beträgt 2329, von denen 488 dem weiblichen, 1841 dem männlichen Geschlechte angehörten. — Im Durchschnitte entziffert sich ein Selbstmord auf 15,599 Individuen, und für das gesammte Königreich alljährlich eine Summe von 291 derartigen Unglücksfällen, ein Verhältniß, das den Resultaten des Jahrs 1846 am nächsten kommt, und im allgemeinen mit den Ergebnissen in anderen Ländern ziemlich übereinstimmt.

Betrachtet man die verschiedenen Kreise des Königreichs, so lassen sie folgendes Resultat ersehen.

Nach den durchschnittlichen Berechnungen trifft

in Oberfranken pr. Jahr ein Selbstmord auf	8,505 Personen, nämli. 48 Männer und 11 Frauen. Summa 59
„ Mittelfranken „ „ „ „	10,053 „ „ 42 „ „ 13 „ „ 55
„ Schwaben „ „ „ „	15,636 „ „ 29 „ „ 8 „ „ 37
„ Pfalz „ „ „ „	15,906 „ „ 32 „ „ 7 „ „ 39
„ Unterfranken „ „ „ „	17,288 „ „ 27 „ „ 8 „ „ 35
„ Oberbayern „ „ „ „	18,837 „ „ 30 „ „ 8 „ „ 38
„ Oberpfalz „ „ „ „	34,849 „ „ 12 „ „ 3 „ „ 15
„ Niederbayern „ „ „ „	41,444 „ „ 11 „ „ 3 „ „ 14

Hieraus ergibt sich, daß in den Provinzen mit überwiegender protestantischer Bevölkerung die meisten Selbstmorde vorkommen, und daß z. B. Oberfranken mehr als 4mal so viel Verirrungen dieser Art zählt als Niederbayern. Es ist schwer, sich über die Ursachen hievon schlüssig zu machen, da aus der Tabelle hierfür keine Anhaltspunkte hervorgehen; im Gegentheil zeigt dieselbe, daß nur ein Dritteltheil der sämtlichen Selbstmörder in anerkannt ungünstigen Familien- und Vermögensverhältnissen, in guten Umständen aber mehr als die Hälfte derselben lebte; — ferner, daß in den Kreisen mit protestantischer Bevölkerung der überwiegenden Mehrzahl jener Unglücklichen das Zeugniß eines religiös sittlichen Charakters und günstigen Vermögensstandes nicht versagt werden konnte.

Da nach der vorliegenden statistischen Tafel im Allgemeinen die Hälfte der Selbstmörder entweder seelengeflört oder körperlich krank war, dann die Zahl der Personen von religiös-sittlichem Charakter die Uebelbeleumundeten nahezu um die Hälfte überwog, so dürfte man zu der Schlussfolgerung kommen, daß die eigentlich nächsten Motive zur Begehung der That um so schwerer auf den Betheiligten gelastet haben müssen, mithin von einer Verschärfung der bestehenden Vorschriften über die Begräbnisart der Selbstmörder u. dgl. mehr, ein anderes Resultat nicht möchte zu erwarten seyn. Hinsichtlich der Geschlechtsverschiedenheit ist zu bemerken, daß die Kreise Mittel- und Unterfranken ausgenommen, die Zahl der Selbstmorde der Männer jene der Frauenpersonen um das Vierfache übersteigt, und daß durchschnittlich pr. Jahr 61 Frauen und 230 Männer sich selbst entleiben. Im mittel- und unterfränkischen Kreise hingegen ergibt sich zwischen den Manns- und Frauenpersonen eine Verhältniszahl von 3:1. Weiter ist beachtenswerth, daß sich das Verhältniß der Verheiratheten zu den Lebigen ganz gleich herausstellt, indem während jenes 8jährigen Zeitraums 1,149 Unverheirathete und 1,150 Verehelichte sich das Leben nahmen, was nach der Anzahl beyder Klassen im ganzen Königreiche so ziemlich dieselbe Zahl von Selbstmorden für beyde Klassen ergibt. Es scheinen daher die Sorgen des ehelichen Lebens nicht schwerer zu lasten als bey den Unverehelichten

die Schwierigkeiten, einen geregelten Erwerb zu finden, vielleicht auch die gesetzliche Beschränkung der Anfassigmachung und Verehelichung, so daß der Lebige, von dem man präsumiren sollte, er sey eher im Stande den Wechselfällen des Lebens zu widerstehen, als ein Familienvater, — gleichwohl es eben so oft vorzieht, Hand an sich selbst zu legen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Tabelle eine speciellere Ausscheidung des Alters enthielte, indem für die Erkennung der Motive zu einer solchen That der Zeitraum von 20 — 50 Jahren als zu weit gegriffen erscheint. Ein Alter von 30 — 50 Jahren läßt einen zu ausgedehnten Zwischenraum, um darauf ein sicheres Urtheil gründen zu können. Bey weitem die meisten Selbstmorde fallen in diesen Zeitraum, besonders in die Zeit von 30 auf 40 Jahren.

Erfahrungsgemäß wird der Selbstmord im hohen Alter wieder häufiger, besonders in Folge der Verwirrtheit, an welcher Greise oft leiden, daher würde eine strengere Ausscheidung der Altersverhältnisse zu genaueren weiteren Untersuchungen Anhaltspunkte geben können.

Von den 291 Selbstmördern, welche nach der Durchschnittsberechnung jährlich in Bayern vorkommen, gehörten

- 1) 105 dem Bauernstande,
- 2) 126 dem Bürgerstande und
- 3) 60 anderen Ständen an.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Oktober.

Nro. 51.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon von Hermann Schmidt, Director des Gymnasiums zu Wittenberg. Zweite Hälfte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1852.

wirklich eingeschlagen worden sind theils eingeschlagen werden können, selbst leichter den richtigen Weg des Verständnisses finden. In den meisten Fällen aber wird er an Hrn. Schmidt einen zuverlässigen Wegweiser haben, der ihn theils von verführerischen Irrwegen zurückhält, theils auf manches bedeutsame Moment, das er früher vielleicht unbeachtet gelassen, aufmerksam macht.

Als Nachtrag zu unserer Anzeige in Band XXXIII. Nr. 72 ff. dieser Blätter, worin wir die erste Hälfte des vorliegenden kritischen Commentars zum Phädon nebst mehreren anderen zur platonischen Literatur gehörigen Schriften besprochen haben, bringen wir die nunmehr erschienene zweyte Hälfte zur Kenntniß der Leser dieses Blattes. Was wir bey jener Gelegenheit über Zweck und Werth dieses Commentars bemerkt haben, gilt natürlich auch von dieser zweyten Hälfte, in welcher 41 Stellen behandelt werden, die, sey es von Seiten der Lesart oder Erklärung, der kritischen Erörterung Raum geben. Werden solche, die nur zum Nothbehelf eine handsam zugerichtete Auskunft suchen, ihre Rechnung nicht finden, so wird derjenige Leser des Dialogs, dem es um eine gründliche Einsicht in Sinn und Zusammenhang des Gelesenen zu thun ist, und der rücksichtlich des Zeitaufwandes nicht rigoros denkt als Sokrates im Theätetos, den kritischen Commentar nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen. Denn sollte er auch in dem einen oder andern Fall schließlich der Ansicht des Verfassers nicht beypflichten können, so wird er doch, besser orientirt über den eigentlichen Grund der Schwierigkeit und die verschiedenen Wege, die zur Lösung derselben theils

In den Kreis seiner kritischen Erörterung zieht der Verfasser auch, wie schon bey jener früheren Gelegenheit bemerkt worden, die Frage nach der Wahrheit des von Platon Gesagten, wo ein Zweifel gegen dieselbe entweder erhoben worden ist oder mit Grund erhoben werden kann. Dieses Bestreben verdient nach zwey Seiten hin Dank und Anerkennung. Denn begegnet es einerseits bisweilen den Sprachgelehrten, daß sie sich zu leicht bey einem bloß äußerlichen Verständniß des Gelesenen beruhigen und höchstens noch die Schönheit der Darstellung und den künstlerischen Werth der Composition in's Auge fassen, so verfallen anderseits diejenigen, denen es überall bloß um den philosophischen Gehalt zu thun ist, öfter als billig in den Fehler, daß sie, noch ehe sie sich Zeit und Mühe genommen, in den Gedankengang des Schriftstellers einzudringen und seine Meinung wahrhaft zu verstehen, theils voreilig nur ihre eigenen Ansichten überall wiedererkennen, theils abschätzig über den Inhalt urtheilen und dem Schriftsteller leichthin Sophistereien aufbürden, die lediglich in ihrer eigenen Einbildung und vorgefaßten Meynung bestehen. Natürlich ist es nicht möglich, alle solche Ansichten, die sich irgendwo verlautbar gemacht haben, zu berücksichtigen. Der Verfasser be-

schränkt sich auf eine Reihe solcher Schriften, die bey der Erklärung des Phädon zunächst in Betracht kommen, deren Verzeichniß man in der Vorrede zum ersten Theile findet. Daß aber Herr Sch. es sich auch nicht zur Aufgabe macht, in allem und jedem Falle die Richtigkeit der von Platon unternommenen Beweisführung zu vertreten, dieß zeigt z. B. die Erörterung, welche sich an die Stelle 106 E (S. 74—88 des Comm.) knüpft. Diese bildet den Abschluß des letzten Ganges, mit welchem Sokrates die Einwendungen des Kebes zu widerlegen und seine eigene Ueberzeugung von der unvergänglichen Fortdauer der Seele zu rechtfertigen sucht. Die Seele, sagt er, bringt Leben in jeden Körper, in den sie eingeht; das Leben ist also ein wesentliches Attribut der Seele, und sie kann das dem Leben entgegengesetzte, den Tod, eben so wenig in sich aufnehmen, wie das Feuer sich je mit dem Kalten und die Dreyheit mit dem Geraden verträgt. Tritt demnach der Tod an den von der Seele belebten Körper heran, so macht die Seele, als die den Tod nicht in sich aufzunehmen vermag, demselben Raum, sie bleibt *ἀθάνατος*, während der Leib, als der sterbliche Theil, dem Tode verfällt. Als *ἀθάνατος* aber muß die Seele auch *ἀνώλεθρος* seyn, d. h. sie ist der Zerstörung nicht unterworfen. Diese Folgerung nun ist in alter und neuer Zeit vielfach angefochten und als als ein bloßer Macht-spruch erklärt worden. Hr. Sch. führt eine Reihe solcher Bekämpfungen auf und widerlegt sie dadurch, daß er den Grund und Eig des Mißverständnisses in einer unrichtigen Auffassung platonischer Worte nachweist. Demgemäß legt der Verfasser den Gang der platonischen Beweisführung mit sorgfältiger Abgränzung der einzelnen Momente dar, wobey mit Recht bemerkt wird, daß diese strenge Auseinandersetzung der angegebenen Momente für die richtige Auffassung der platonischen Argumentation durchaus nothwendig sey und die Vernachlässigung derselben auch auf die Inhaltsangaben nachtheilig wirke, wie dieß an einigen Beyspielen dargethan wird. Gleichwohl glaubt der Verfasser selbst, daß die Beweisführung Platons an einem Fehler leide, nur nicht „an einem so plumpen und auf der Hand liegenden, als der ihm von jenen Beurtheilern vorgeworfene seyn würde, sondern an einem versteckteren, durch

die Sprache selbst herbeygeführten und deßhalb verzeihlicheren.“ Dieser Fehler wird nun darin gefunden, daß Platon dem durch den Gang der Untersuchung geforderten und durch die Sprachtheorie zugelassenen Begriff von *ἀθάνατος* „untodt oder nicht todt“ den in der Sprachpraxis allein gültigen „untödtbar, unsterblich“ substituirt habe. Müssen wir nun zugeben, daß ein Fehler, an dem die Sprache selbst ihren Antheil hat, in der That viel entschuldbarer ist als ein rein individueller, ganz und lediglich dem Einzelnen zufallender, da doch jeder Mensch nur in und mit seiner Sprache denkt und es überaus schwierig ist, sich über die in ihr liegende Schranke hinauszusehen: so ist andererseits auch anzuerkennen, daß solche Erscheinungen des Sprachgebrauches, wie diese gleich ursprüngliche Umwandlung des Begriffes von *ἀθάνατος*, besonders bey einer so philosophisch-schöpferischen Sprache, wie die griechische ist, immer große Aufmerksamkeit verdienen und zu der Frage berechtigen, ob der Grund nicht doch ein innerer, in dem Begriffe selbst liegender ist. Bleiben wir jedoch bey der in unserer Stelle gemachten Anwendung stehen, so ergibt sich die Frage, ob das, was ebenso wesentlich untodt oder lebendig ist, wie die Drey ungerade und das Feuer warm ist, nicht auch als untödtbar oder unsterblich gedacht werden muß. Auch die Drey ist nicht bloß ungerade, sondern kann auch nie und nimmer gerade werden, sie ist dem Geraden absolut unzugänglich und kann nie aufhören ungerade zu seyn, sie müßte denn selbst vernichtet werden. Vor dieser Möglichkeit kann sie nun freylich die Eigenschaft der Ungeradheit nicht bewahren und wir werden sie als unvernichbar oder unvergänglich nach platonischer Lehre nur dann denken dürfen, wenn wir sie als Idee und somit an der Ewigkeit der Ideen theilhaftig denken. Ist nun die Seele ebenso lebendig wie die Drey ungerade, also dem Tod ebenso unzugänglich wie die Drey dem Geraden, so kann sie eben so wenig je todt werden, wie die Drey je gerade werden kann. Was nicht todt werden kann, kann nicht sterben, und das nennen wir doch unsterblich, ein lebendiges, das nicht sterben kann. Demgemäß können wir Hrn. Sch. nicht bestimmen in der Annahme, Platon habe „an die Stelle des durch Analogie gewonnenen Begriffes

untodt oder nicht todt;.. den durch den Sprachgebrauch in ἀθάνατος hineingelegten Begriff untödtbar, unsterblich treten lassen und so der Seele . . . durch ein von ihm selbst unbemerktes Hinübergleiten aus dem durch Theorie gewonnenen Begriffe eines Wortes in den durch die Praxis festgestellten, die Unmöglichkeit, vernichtet zu werden und unterzugehen, vindicirt.“ Wie sorgfältig Platon zu Werke geht und wie behutsam er es vermeidet, irgend ein Moment in dem dialektischen Gang der Untersuchung zu überspringen oder einen voreiligen Schluß zuzulassen, dieß geht auch daraus hervor, daß er nach dem gewonnenen Resultate, daß die Seele ἀθάνατος sey, noch untersucht, ob auch ἀνώλεθρος. Daß dieses letztere aus dem ersteren folgt, gibt auch Hr. Sch. zu, wenn man ἀθάνατος in dem Sinne von unsterblich nimmt, wozu Platon nach unserer Meynung in dem angegebenen Zusammenhang berechtigt war. Wer den Beweis nun gleichwohl nicht gelten lassen wollte, der müßte — nicht die Beweisführung, sondern die Prämissen, aus denen sie hervorgeht, angreifen. Platon selbst ist weit entfernt, die Unzweifelhaftigkeit derselben zu überschätzen; vielmehr läßt er seinen Sokrates, als Simmias zwar nicht die Richtigkeit der Argumente bestreitet, aber seine Zustimmung doch nur unter dem Vorbehalt der Schwäche menschlicher Einsicht erklärt, nicht nur diesem Vorbehalt seinen Beyfall geben, sondern auch noch die Ermahnung daran knüpfen, die Voraussetzungen, selbst wenn sie ihnen, den Anwesenden, ganz zuverlässig schienen, doch noch sorgfältiger zu untersuchen, um ihre Ueberzeugung dadurch zu befestigen. Solche Aeußerungen, deren Wichtigkeit für die künstlerische Motivirung des Dialogs in die Augen fällt, sind nicht selten auch für den philosophischen Gehalt von größter Bedeutung. So auch in dem vorliegenden Falle. Platon gibt zu verstehen, daß kein Beweis, möchte er auch mit der größten mathematischen Strenge geführt seyn, eine feste Zuversicht gewährt, wenn ihm nicht jene innere Ueberzeugung, jener unerschütterliche Glaube zu Hülfe kommt, von welchem Sokrates ausgeht und auf den er immer wieder zurückkommt, der sich als der belebendeodem durch die ganze Beweisführung durchzieht. Diese selbst ist nur eine nach vielen Seiten sich entwi-

ckelnde Darlegung der wahrhaft philosophischen Denkweise über das irdische Leben hienieden und den Tod, als den Uebergang zu einem reineren, höhern Daseyn, jener Ansicht, die sich in den schönen Versen des Angelus Silesius ausdrückt:

„Ich sage, weil der Tod allein mich machet frey,
Daß er das beste Ding aus allen Dingen sey.“

Diese Ansicht versucht der platonische Sokrates seinen philosophischen Freunden in mannichfachen Wendungen durch dialektische Erörterung näher zu bringen und in ihrer eigenen Ueberzeugung zu befestigen, indem er theils an ihre sonstigen Ueberzeugungen anknüpft, theils widerstrebende Ansichten von dem Wesen der Seele als in sich unhaltbar nachweist. Solche Erörterungen treten nun freylich nicht mit der zwingenden Gewalt mathematischer Beweise auf, aber sie wirken fort mit stiller Macht in den Gemüthern derjenigen, die überhaupt einer gleichen Gesinnung und Denkweise fähig sind. Denn wer freylich in den Grundvoraussetzungen, in den ethischen und metaphysischen Principien dieser Denkweise widerstrebt, wer z. B. etwa die Ueberzeugung hegte, daß der Tod überhaupt mächtiger sey als das Leben, daß völlige Vernichtung das Ziel alles Lebens sey: da gälte, was Platon anderswo sagt: οἷς οὐτω δέδοκται καὶ οἷς μὴ, τοῖτοις οὐκ ἔστι κοινὴ βουλή, ἀλλ' ἀνάγκη τοῖτοις ἀλλήλων καταγορευεῖν, ὁρῶντας τὰ ἀλλήλων βουλευήματα.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Schluß.)

Da aber diese Stände sich der Zahl nach in Bayern wie 7 : 3 : 0,75 stellen, so sollten sich die Selbstmorde verhalten

- 1) nach dem Maasse der im Bauernstande vorkommenden Fälle wie 105 : 45 : 12,
- 2) nach dem Maasse der im Bürgerstande vorkommenden Fälle wie 294 : 126 : 31,
- 3) nach dem Maasse der in anderen Ständen vorkommenden Fälle wie 560 : 240 : 60.

Demnach kommen im Bürgerstande mehr als doppelt so viele Selbstmorde vor, als unter der Landbau treibenden Bevölkerung, unter den übrigen Ständen (mit Inbegriff des Militärs) aber fast doppelt so viel als unter den Gewerbe- und Handel treibenden und über 4mal so viel als unter dem Bauernstande.

Nach der Durchschnittsberechnung wählten jährlich 143 den Tod durch Strang,
 71 „ „ „ Wasser,
 53 „ „ „ Feuergewehr,
 18 „ „ „ Stich- u. Schneidwerkzeuge,
 6 „ „ „ durch andere Mittel.

Der Tod des Erhängens und Ertrinkens wird wohl schon der leichten Ausführbarkeit, geringen Vorbereitung und Wohlfeilheit wegen gewählt.

Aber außer diesen Rücksichten kommt gewöhnlich noch ein anderes Motiv dazu, aus welchem diesen beyden Todesarten der Vorzug gegeben wird, nämlich die Scheu vor Körperverletzung. Manche sorgen noch, ehe sie diesen Schritt unternehmen, für ihren Leichnam, ziehen z. B. die besten Kleider an u. dgl. mehr, und wollen sich daher selbst im Tode

nicht mit zerschmetterter Hirnschale denken. Bey einer Vergleichung der verschiedenen Kreise ergibt sich, daß die meisten Selbstertränkungen in Mittelfranken vorkommen, nämlich durchschnittlich des Jahrs 16. Dieser Kreis zählt übrigens auch die meisten Selbstmorde der Frauenpersonen (13 pr. Jahr), die vorzugsweise diese Todesart wählten. Ihm reiht sich der schwäbische Kreis an; am seltensten sind Selbstertränkungen in der Oberpfalz (durchschnittlich nur 2) und in Niederbayern (durchschnittlich 3).

Zu dem Strang griffen die Selbstmörder am häufigsten im Kreise Oberfranken (jährlich 33) im Kreise Mittelfranken (jährlich 28). Zu dem Feuergewehr nahmen sie am öftesten ihre Zuflucht im Kreise Oberfranken (jährlich 9); in der Pfalz (jährlich 9). Zu Stichwaffen hingegen im Kreise Unterfranken und Oberbayern (jährlich 3). Sonstige Selbstentleibungsarten kamen die meisten in Mittelfranken und Oberbayern vor.

Im ganzen Königreiche fielen die meisten Selbstmorde (in Summa 334) im Jahre 1851, die wenigsten (in Summa 259) im Jahre 1848 vor; in den einzelnen Kreisen hingegen:

in Oberbayern	die meisten (50)	im Jahre 1851,	die wenigsten (31)	im Jahr 1847,
in Niederbayern	„ „ (18)	„ „ 1848,	„ „ (9)	„ „ 1851,
in der Pfalz	„ „ (47)	„ „ 1847,	„ „ (28)	„ „ 1845,
in der Oberpfalz	„ „ (19)	„ „ 1846,	„ „ (9)	„ „ 1849,
in Oberfranken	„ „ (73)	„ „ 1851,	„ „ (52)	„ „ 1848,
in Mittelfranken	„ „ (82)	„ „ 1847,	„ „ (38)	„ „ 1849,
in Unterfranken	„ „ (42)	„ „ 1851,	„ „ (28)	„ „ 1848,
in Schwaben	„ „ (47)	„ „ 1845,	„ „ (28)	„ „ 1848.

Im Hinblick auf die in der Tabelle aufgeführten Resultate des Jahrs 1851 ist zwar in den Kreisen Schwaben und Neuburg, dann in Niederbayern eine Abnahme der Selbstmorde ersichtlich; allein im ganzen Königreiche hat deren Zahl zuge-

nommen, besonders in den Kreisen Mittelfranken, Oberfranken und Oberbayern, so daß es rathsam erscheint, die tiefer liegenden Ursachen hievon näheren besonderen Untersuchungen zu unterwerfen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Oktober.

Nro. 52.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.



Additamenta der Flora des Quadergebirges in der Gegend von Dippoldiswalde, enthaltend meist noch nicht oder wenig bekannte Pflanzen, von Ernst v. Otto. Dippoldiswalde. 27 S. gr. 4 mit 7 Tafeln (ohne Jahreszahl, die Vorrede ist vom Februar 1852 datirt).

Von vorliegender Schrift sind zwar schon mehrere Anzeigen, nämlich in Gersdorf's Repertorium und im Aprilhefte des Jahrgangs 1853 des Jahrbuch's der Mineralogie und auch wohl in andern Zeitschriften erschienen; aber, so viel uns bekannt, ohne nähere Vergleichung mit den von Andern, namentlich Geinitz, Göppert und Glocker bekannt gemachten Beobachtungen. Durch die Gefälligkeit des Verf. erhielten wir mehrere Originalien der in sehr saubern Abbildungen von ihm dargestellten Pflanzen, mit welchen wir eine Reihe von Originalien aus dem Schlesiſchen Quadersandstein vergleichen konnten, welche das Naturalienkabinet in Stuttgart Hrn. Professor v. Glocker in Breslau verdankt. — Wir haben nur, ehe wir diese Vergleichung unternehmen, über den Inhalt der Schrift zunächst zu bemerken, daß der Verf. nach einer kurzen Bezeichnung der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Wendischcarsdorf speciell die Schichtenfolge des dortigen Wolfſchen Quadersandsteinbruchs angibt, in welchem er die meisten der von ihm beschriebenen fossilen Pflanzen aufgefunden hat. Wir führen über diesen Fundort nur an, daß sich in demselben 4 Schichten unterscheiden lassen, aber in keiner dersel-

ben Meeresbewohner wahrzunehmen sind, die doch in einem nicht sehr entfernten Quaderbruche in großer Menge sich finden. Die davon versuchte Erklärung, daß hier einst die Küste des Meeres nicht ferne gewesen seyn, die Brandung aber die Anhäufung von Thierresten an der Küste verhindert haben dürfte, stimmt nicht gerade mit den sonst beobachteten Verhältnissen der Aufschwemmung durch die regelmäßigen Bewegungen der Ebbe und Fluth und durch andere Strömungen *) zusammen. Es steht dieser Erklärung aber insbesondere die uns von Hrn. v. Martens mitgetheilte Erfahrung entgegen, daß nämlich die Brandung die Mollusken nicht abschreckt, die gerade in der Nähe der Küsten am häufigsten sind, und daß das Ausmünden eines Flusses nur eine andere Fauna veranlaßt, daß ferner an Sandküsten keine einschaligen Muscheln vorkommen und auch von zweischaligen zwar viele Individuen, aber nur wenige Arten. Was nun die abgebildeten Pestrefacten selbst betrifft, so bemerken wir darüber Folgendes. Auf der Iten Tafel ist ein großes Exemplar der *Keokia annulata* Glocker abgebildet, welche wir schon aus der colorirten Abbildung Glocker's **) kennen und von der wir auch von Hrn. Dr. Glocker selbst Exemplare erhalten haben. Wir gestehen

*) Vergl. die Abhandlg. von Davis upon the geological action of the Tide and other Currents of the Ocean in den Memoirs of the American Acad. of Arts and Sciences, new Series. IV. Band. — und the Low of the Flood Tide. in III. Bande der Smithsonian contributions to knowledge.

**) Nova Acta Naturae Curios. Tom. XIX. Suppl. 2. Tab. IV.

jedoch, daß wir dessen ungeachtet dem Petrefact noch nicht mit Bestimmtheit eine lebende Pflanze an die Seite zu stellen wußten. Am ehesten scheint die Keckia mit Spongien durch die Form überhaupt und die Theilung der Nessel überein zu kommen, während der schiefe Blätterdurchgang der Substanz im Innern nach der Glockerschen Abbildung weniger zu lehrern paßt, übrigens in unsern Exemplaren nicht deutlich hervortritt.

Die auf Tab. II. dargestellte Keckia cylindrica des Verf. ist der Spongia oculata Linn. (Sp. lanuginosa Esper, Halichondria oculata Johnston) sehr ähnlich. Derselben Art gehören auch wohl die Tab. III. abgebildeten sogenannten Algen zu. Es nähert sich ihr auch Tab. IV. Fig. 2. — Die Fig. 1 Tab. IV. mit Keckia vesiculosa bezeichnet, hat zwar einige Aehnlichkeit mit Fucus vesiculosus, wir finden übrigens keinen entscheidenden Grund, sie nicht auch den Spongien anzureihen, was auch von dem Fig. 3, 6 und 7 abgebildeten, als Keckia nodulosa bezeichneten Petrefact gilt, da z. B. Spongia cervicornis Pallas demselben in der Form ziemlich ähnlich ist.

Immerhin scheint es uns sehr zweifelhaft, ob die ursprüngliche Ansicht des Verf.: sie zu den Spongien zu zählen oder die von Göppert, sie zu den Algen zu ordnen, die richtige ist; jedenfalls haben jene Exemplare nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Fucus vesiculosus.

Die Abbildungen der in Fig. 5 a. b. Tab. IV. dargestellten Petrefacte, welche als dem Palmacites varians Reuss *) verwandt angenommen werden, sind zu wenig charakteristisch für Palmholz, als daß ohne Vergleichung der Originalien darüber ein Urtheil gefällt werden könnte. In der Fig. 7 Tab. V wird ein Palmblatt vermuthet, wofür die Aehnlichkeit mit Fig. 4 Tab. 52 von Göppert l. c. einigermassen spräche. Wir haben ein ähnliches durch Scheidewände ausgezeichnetes Petrefact aus dem Süßwasserkalke von Mombach vor uns, das vielleicht dem Stengel einer Sagittaria oder eines Schilfs **)

oder eines Salamiten angehörte. Jedenfalls scheint die Palmenähnlichkeit von Fig. 6 und 7 sehr zweifelhaft.

Daß die Tab. V. Fig. 1 — 6 und vielleicht auch die Fig. 9 — 11 abgebildeten Bruchstücke von Zweigen, Früchten, Holz und Wurzel Coniferen zugehört haben, ist uns gleichfalls wahrscheinlich. Sie reihen sich zum Theil den auch in anderen Formationen, namentlich den im Vogesensandsteine vorkommenden Coniferen (Wolgien und Albertien) an, die auch im Keuper sandsteine einzelne Repräsentanten haben.

Das Blatt Tab. V. Fig. 8 mag immerhin einer dicotyledonen Pflanze angehören. Die Fig. 10 Tab. V dargestellten kugelförmigen Körper kommen mit den Fig. 1 Tab. XXIV. von Geinitz dargestellten *) überein, der die Kugeln von einem Pilze (Sclerotites) ableitet, eine Ansicht, welche anfangs auch Göppert theilte, später aber (l. c. p. 112) sie vorläufig als zufällige Bildungen ansehen zu müssen glaubte. Abgesehen davon, daß damit eigentlich keine Ansicht ausgesprochen ist, scheint denn doch das häufige Vorkommen dieser kugelförmigen Körperchen an Exemplaren verschiedener Fundorte nicht bloß als zufällig angenommen werden zu können, sondern als ein dem Quadersandsteine vielleicht eigenthümliches Vorkommen angenommen werden zu dürfen. Wir glauben daher die von Göppert l. c. p. 15 angeführte Vergleichung mit Lycogale wieder aufnehmen zu sollen, indem das Petrefact wenigstens der von Nees **) auf Holz abgebildeten Lycogale sehr ähnlich ist. Eine Reihe von Exemplaren aus dem Quadersandstein von Moletein unweit Mährisch-Tribau, welche das k. Naturalienkabinet gleichfalls Hrn. v. Glockner verdankt, scheint nämlich eher für diese Ansicht zu sprechen. An mehreren Exemplaren läßt sich deutlich erkennen, daß diese rundlichen Körper auch im Innern ganz aus Sandsteinmasse bestehen; sie sind auf der Oberflache lichtgelb, wie die anliegenden Holzüberreste und die Masse des Sandsteins größtentheils selbst.

*) Versteinerungen der böhmischen Kreideformation II. p. 47 Tab. 48 Fig. 2 und 3.

**) Giuseppe Menechini Ricerche sulla Struttura del Caule nelle Plante monocotyledoni. Padova 1836. Tab. VIII. Fig. 1.

*) Charakteristik der Schichten und Petrefacte des sächsischen Kreidegebirgs. 1842. 3. Heft.

**) Nees und Henen, System der Pilze, 1te Abthlg. Tab. 8.

Manche derselben sind etwas plattgedrückt, entsprechend der festweichen Substanz vieler Pilze. Zugleich ist ihre Oberfläche meist ziemlich glatt, an einigen aber auch etwas höckerig, wie die mancher Kugeln von Schwefelisen. Der Zersetzung dieser oder irgend einer andern Verbindung von Eisen ist auch ohne Zweifel die ockergelbe Farbe der meisten Exemplare zuzuschreiben. An einem Exemplare hatte sogar die Gesteinsmasse sowohl als die kugelförmigen Körperchen eine rostrothe oder beynahe zinnoberrothe Farbe angenommen. Für Ausfüllungen von Bohrlöchern von Pholaden kann ich diese kugligen Formen nicht halten, indem sie viel zu gedrängt und nicht selten über einander gehäuft sind. Die entschieden durch Ausfüllung von Bohrlöchern entstandenen rundlichen Formen, welche nicht selten in der Molasse Oberschwabens, sogar noch in dem angebohrten Holze steckend, gefunden werden, stellen sich ganz anders und namentlich mehr getrennt dar. Auf welche Beobachtungen Hr. v. Geinitz diese mir nur kurz von Hrn. v. Otto brieflich mitgetheilte Ansicht stützt, ist mir unbekannt, inzwischen scheint für den vegetabilischen Ursprung dieser Körper auch das Vorkommen solcher rundlicher Erhöhungen auf der Oberfläche eines von Hrn. v. Otto mir mitgetheilten Exemplars des Tab. VI. Fig. 2 von ihm abgebildeten Stammes der *Spongia saxonica* Gein. (*Cylindrites spongioides* Goep.) zu sprechen. Die eine der muthmaßlichen Pholaden bezeichnet Geinitz nach einer mir von Hrn. v. Otto mitgetheilten Notiz mit *Pholas sclerotites* Gein., die andere mit *Amphisbaena gastrochaena* Goldf., wober ich mir nur erlaube, auf die weniger geeignete Benennung hinzuweisen, indem der Name *Amphisbaena* einer bekannten Schlangenart zugehört.

Von den Tab. VII. dargestellten Fossilien mögen Fig. 1 und 2 holzartige Körper seyn. Fig. 3 ist ohne Zweifel eine, den im Keuper sandstein vorkommenden, entsprechende Bildung, welcher nichts Organisches zu Grunde liegt. *)

*) G. Jäger, über die regelmäßigen Formen der Geviertarten. 1846. Tab. II. Fig. 18. Tab. VII. Fig. 9.

Die Tab. VI. Fig. 1 und 4, 5, 6 abgebildeten Petrefacten *) haben bereits durch die von Göppert mitgetheilte genaue Untersuchung vollständiger Exemplare (l. c. Tab. 46 Fig. 1 — 6) ihre Bestimmung erhalten, indem sie Göppert unter seinem *Cylindrites spongioides* begreift. Die kleinen, undeutlich rhomboidalen Formen auf der vergrößerten Oberfläche Fig. 6 sind auch auf den von Glocker erhaltenen Exemplaren aus der Grafschaft Glatz zu erkennen. Der Verf. rechnet die Fig. 1, 2, 3 Tab. VI. zu *Spongia saxonica* Geinitz; ob jedoch Fig. 2 und 3 auch zu *Cylindrites spongioides* Goepert gezählt werden könne, scheint uns noch zweifelhaft. Göppert führt diese Formen unter den Petrefacten des Quadersandsteins nicht auf, indess die Fig. 1 Tab. XXIII. von Geinitz beynahe ganz mit Tab. VI. Fig. 3 von Otto übereinkommt. Die auf Fig. 2 der Geinitzischen Tafel bemerkten rundlichen Flecken entsprechen ganz den auf Fig. 1 ebendasselbst angedeuteten, und man ist daher auf die Annahme geleitet, daß Fig. 2 nur als Ast zu Fig. 1 gehöre. Die Fig. 2 von Geinitz hat aber durch die knotigen Anschwellungen die größte Aehnlichkeit mit Fig. 1 der Tab. VI. von Otto, und mit Fig. 1—6 der 46. Tafel von Göppert, nur ist die Zeichnung der Oberfläche der letzteren etwas verschieden, die von Glocker erhaltenen Originalien kommen aber sehr nahe mit letzterer überein, so weit sich dieß bey der Undeutlichkeit der Zeichnungen überhaupt beurtheilen läßt, welche daher nicht wohl eine sichere Diagnose gewähren können. Zu der Gattung *Münsteria* Sternb., welcher Göppert seinen *Cylindrites spongioides* vergleicht, gehört dieses Fossil offenbar nicht, wohl aber dient die *Münsteria flabellaris* und *M. Hoessii* Sternb. zur Erläuterung der *Münsteria Schneideriana* Goep. Tab. LI. Fig. 3 und zur Deutung der *Keckia annulata* Glockers, mit welcher jene Sternbergischen *Münsterien*

*) Nach einer von Hrn. v. Otto brieflich mitgetheilten Note soll Göppert die Tab. VI. Fig. 4, 5, 6 als Coniferensprossen ansehen. Wir müssen dieß dahin gestellt seyn lassen, glauben aber, daß die Fig. 6 dargestellte vergrößerte Schuppe sich wohl den auf Fig. 1 nur wenig deutlich ausgeprägten Umrissen der Oberfläche anschließen dürfte.

vielleicht identisch sind. — Von der *Spongia saxonica* Geinitz (*Cylindrites spongioides* Goeppl.) hatte das königl. Naturalienkabinet 1834 mehrere Exemplare von Hrn. Geh. Medicinrath v. Otto in Breslau aus dem Quadersandsteine der Herrschaft Glas erhalten, welche ganz die von Göppert l. c. Tab. 46 Fig. 1—5 dargelegte Beschaffenheit haben. Ein später durch Hrn. Hagebach aus der Molasse von St. Gallen erhaltenes Exemplar kommt mehr mit dem von Göppert Tab. 48 Fig. 1 dargestellten Exemplar, aber auch mit den im Liassandsteine vorkommenden wurzelähnlichen Ausbreitungen, noch mehr aber mit Stigmarien aus der Kohlenformation überein, wie sich dieß aus der Vergleichung mit der Abbildung der Stigmaria bey Buckland *) ergibt, indem namentlich auf Fig. 8 und 10 dieselbe dichotomische Theilung und die die Mitte des Stamms einnehmende, der Länge nach verlaufende Rinne sich findet, wie an den Stämmen der *Spongia saxonica* Gein., welche v. Otto Tab. VI Fig. 2 abgebildet hat. Die regelmäßigen Punkte auf der Oberfläche der Stigmaria dienen, wie dieß aus den Abbildungen Bucklands Tab. 56 Fig. 10 und 11 erhellt, zur Anheftung von Wurzelfasern, wovon aber die Exemplare aus dem Quadersandsteine keine deutliche Spur zeigen.

Durch die von Hrn. v. Otto und seinen Vorgänger mitgetheilten Beobachtungen scheint die interessante Thatsache bestätigt zu werden, daß in den verschiedenen Sandsteinen wenigstens einzelne analoge Pflanzenformen vorkommen, und dadurch der Einfluß des Bodens auf die Flora bestätigt wird, wenn dieser gleich verschiedenen Formationen angehört. Die Flora des Quadersandsteins scheint mehr der Flora am Strande des Meeres als einer eigentlichen Meeresflora vergleichbar, der nur in beschränkterem Maaße die Producte des Brackwassers oder der Lacustren-Flora in den Vorkommnissen des bunten Sandsteins, des Keupers und selbst des Liassandsteins einiger Gegenden zur Seite stehen würden.

(Schluß folgt.)

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon.

(Schluß.)

Von den Ergebnissen der kritischen Thätigkeit des Verfassers für die Herstellung des Textes erwähnen wir nur Beispiels halber, daß Hr. Sch. in der Stelle 111 B. die Lesart *ἡγορήσει* wieder zu Ehren bringt, statt welcher alle neueren Herausgeber, mit Ausnahme von Beck und Bekker, nach dem Vorgang Heindorf's die Lesart des einzigen Cod. August. *ὁσῆγορήσει* aufgenommen haben. Wir halten diese restitutio für durchaus recht und gerecht. Auch 109 D. vertheidigt der Verf. die Lesart der Handschriften: *τὸ δὲ εἶναι τὰυτόν* noch entschiedener als Ref. es gethan, indem er nicht nur die von dem neuesten Herausgeber in den Text aufgenommene Conjectur Baiter's — Hr. Sch. sagt Bögelins (?) — *τὸ δὲ δεινότατον*, sondern auch Heindorf's von Stallbaum gebilligtes *τοιοῦτον*, das Ref. als eher zulässig erklärte, als dem Zusammenhang unangemessen zurückweist. Können wir dieses in Bezug auf Heindorf's Conjectur auch jetzt noch nicht so unbedingt zugeben, so halten wir doch jedenfalls die Beybehaltung der handschriftlichen Lesart aus inneren und äußeren Gründen für geboten, ebenso wie wir 93 B. in den Worten *ἐτέραν ἐτέρας ψυχῆς ἐπὶ πλέον . . . αὐτὸ τοῦτο εἶναι ψυχῆν* die Einschaltung von *ψυχῆν* vor *ψυχῆς* mit Hermann und Hr. Sch. nicht gerade für nöthig erachten, obwohl wir dem von Hermann aufgestellten Grunde zur Rechtfertigung jener Lesart, dem Hr. Sch. auf's allerentschiedenste beystimmt, auch jetzt noch nicht beystimmen können. Denn daß an der andern Stelle (93 D.) *ψυχῆν* Prädicat sey, also nicht mit *ἐτέραν* verbunden werden dürfe, dem widerstreitet nach unserer Ansicht die dem *ἐτέραν ἐτέρας* parallele Stellung des *ψυχῆς* nach *ψυχῆν*.

©.

*) Bridgewater Bücher Tab. 56 Fig. 8—11.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. October.

Nro. 53.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Allgemeine Palaeontologie. Entwurf einer systematischen Darstellung der Fauna und Flora der Vorwelt, zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte, von E. G. Siebel. I. Abtheilung: Palaeozoologie. 2te Auflage. II. Abtheilung: Palaeophytologie. Leipzig 1852. 413 S. gr. 8.

Die im Jahre 1846 erschienene Palaeozoologie des Verfassers hatte einen so guten Absatz gefunden, daß die Bearbeitung einer neuen Auflage nöthig wurde. Der Verf. benützte diese Gelegenheit, um nicht bloß seine frühere Arbeit zu verbessern und die in Folge der fortschreitenden Entdeckungen nothwendig gewordenen Ergänzungen zuzusetzen, sondern er fügte der Charakteristik der urweltlichen Thiere in der neuen Auflage auch die der fossilen Pflanzen bey. Dadurch war auch eine Abänderung des Titels nöthig geworden und die neue Ausgabe ist demnach als „allgemeine Palaeontologie“ bezeichnet.

Dem Verfasser, der unter allen dormalen lebenden Naturforschern wohl die größte literarische Produktivität entwickelt, muß die Gabe einer klaren und geordneten Darstellung zugestanden werden, und somit wird sich diese neue, wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte noch vortheilhafter als die erste benützen lassen. Mit Recht hat der Verf. keine Abbildungen beygefügt, denn solche stehen einer allgemeineren Verbreitung eines Lehrbuches hinderlich im Wege und bey dem großen Eingange, den Bronn's *Lethaea geognostica* und Quenstedt's

Handbuch der Petrefaktenkunde mit ihren Abbildungen gefunden haben, wird es überdies den Lernbegierigen meistens nicht schwer fallen, das eine oder das andere dieser Werke in schwierigen Fällen zu Rathe ziehen zu können.

Der Verf. ist bey Anordnung seines Stoffes zunächst vom geognostischen Standpunkte ausgegangen, indem er 3 Perioden annimmt, wovon die erste das Uebergangs-, Steinkohlen- und Kupferschiefer-Gebirge, die zweyte die übrigen Flözformationen und die dritte die Tertiär- und Diluvialgebirge umfaßt. Da nun die organischen Typen häufig nicht bloß auf die eine dieser Perioden beschränkt sind, sondern in die andern übergreifen, so sind dadurch Wiederholungen nöthig geworden, die vermieden worden wären, wenn der Verf., wie es Quenstedt gethan, gleich von vorn herein die rein zoologische und botanische Systematik zu Grunde gelegt hätte. Andererseits ist es dagegen anzuerkennen, daß nach dieser Anordnung die successive Entwicklung der urweltlichen Organismen nach größeren geologischen Abschnitten zur klareren Ansicht gebracht werden kann.

Die Hauptgattungen der urweltlichen Thiere und Pflanzen sind kurz, doch für den ersten Bedarf ausreichend charakterisirt; in gleicher Weise ist eine oder auch mehrere Arten von jeder Gattung aufgeführt. Die Kürze der Beschreibungen hat es dem Verf. möglich gemacht, eine große Anzahl von typischen Formen aufzählen zu können, was für den Anfänger zur Orientirung, insbesondere in einer Sammlung, von großem Vortheil ist. Wir können daher diese „allgemeine Palaeontologie“ für den angekündigten Zweck aufs Beste empfehlen.

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Iowa and Minnesota, and incidentally of a portion of Nebraska Territory. Made under instructions from the United States Treasury Department. By David Dale Owen, United States Geologist. Philadelphia 1852. 638 S. gr. 4 nebst Atlas.

Während in früheren Zeiten die Anlegung wissenschaftlicher Anstalten und die Ausführung wissenschaftlicher Untersuchungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika fast ganz ein Werk der Privaten war, haben nunmehr auch die Regierungen der einzelnen Staaten, wie die Centralregierung der Union sich derselben kräftigst angenommen und mehrmals solche mit großen Geldmitteln ausgestattet. Einen neuen Beweis hievon gibt die geognostische Untersuchung der Staaten von Wisconsin, Iowa und Minnesota, die im Auftrage des Finanz-Departements der Union ausgeführt wurde und nicht geringe Kosten veranlaßt haben mußte, da dem Staatsgeognosten D. D. Owen nicht weniger als elf Assistenten, darunter namhafte Männer, beigegeben waren. Wenn nun gleich die Regierung bey diesem Unternehmen zunächst nur einen praktischen Zweck vor Augen hatte, so ist daneben doch auch zugleich eine wissenschaftliche Aufgabe gelöst worden, und sie hat nicht angestanden auch zu deren Veröffentlichung beträchtliche Geldmittel zu verwilligen.

Der in Untersuchung genommene Bezirk ist der größte, der bisher in Amerika überhaupt einer geognostischen Erforschung unterworfen wurde, indem er zwey und ein halb mal so groß als ganz Großbritannien ist. Er umfaßt die Staaten Wisconsin, mit Ausnahme des östlichen Theils am Michigan-See, ferner Minnesota und Iowa; zur Vervollständigung der geognostischen Nachweisungen mußte auch ein Stück von Nord-Illinois und Nord-Missouri in den Kreis der Untersuchungen gezogen werden. Da ein großer Theil des hier umschriebenen Bezirkes noch völlige Wildniß ist, so hatte die Expedi-

tion häufig mit großen Strapazen und Entbehrungen zu kämpfen, wozu überdies die Cholera kam, die ein Mitglied derselben hinwegraffte. Um so mehr Anerkennung verdient es, daß Owen und seine Mitarbeiter, trotz solcher ungünstigen Verhältnisse, ihre Aufgabe in der gelungensten Weise gelöst haben.

Es kann für einen größeren Kreis von Lesern kein Interesse haben, wenn wir in's ganze Detail dieser Untersuchungen speciell eingehen wollten; es genügt, hier die Hauptresultate, welche gewonnen wurden, darzulegen.

Die älteste unter den versteinungsführenden Gebirgsformationen, welche ermittelt wurde, ist der untere, der silurischen Gruppe angehörige Sandstein, der auf der Ostseite des obern Mississippi, nördlich des Wisconsin-Flusses, zu Tage kommt und ohne Zweifel auch das weitausgedehnte Fluthland und die rothen Mergel und Schiefer der Gegend am obern See unterteuft.

Auf diesen Sandstein folgt der untere dolomitische Kalkstein (Magnesian Limestone), der zu beyden Seiten des obern Mississippi, südwestlich von jenem, erscheint und theilweise in schmalen Gürteln innerhalb der tiefen Flußeinschnitte oder selbst an der Oberfläche zum Vorschein kommt. Zunächst über ihm liegt der obere dolomitische Kalkstein, der sich im Süden ausbreitet, sonst aber weder nach seinem chemischen noch physischen Verhalten von ihm verschieden ist. Hinsichtlich seiner chemischen Constitution wie seiner schroffen pittoresken Felsenbildungen kommt dieser Kalkstein mit dem Dolomite unsers Juragebirges überein.

Südwestlich tritt dann der Cedernkalkstein (Cedar Limestone) auf, der als gleichzeitig mit der Devonischen Gruppe der englischen Geognosten angenommen wird. Ueber ihn lagert sich der Kohlenkalkstein und die große Steinkohlen-Formation von Iowa und Missouri.

Der übrige Distrikt, der hauptsächlich gegen den obern Lauf des Mississippi mit seinen Zuflüssen und am rothen Flusse liegt, ist mit angeschwemmtem Lande überdeckt. Letzteres nimmt nicht nur ein größeres Areal als irgend eine der vorhin angege-

benen Formationen ein, sondern fast so viel als alle miteinander zusammengenommen.

Unter allen diesen Formationen liegen die Urgebirgs- und Trapp-Felsarten, die aber nur in beschränkter Weise zu Tage treten, entweder in den Stromschnitten oder als Klippen.

Die Reihe der Felsarten reicht demnach auf diesem großen Flächenraum vom Granite an nur bis zu den obern Gliedern der Steinkohlen-Ablagerung hinauf; alle andern, mit Ausnahme des aufgeschwemmten Landes, fehlen gänzlich. Der geognostische Bau dieses Terrains ist daher einfacher als dieß in Deutschland der Fall ist.

Was den in großer Mächtigkeit und weiter Verbreitung auftretenden rothen Sandstein des obern Sees anbelangt, dessen geognostische Stellung bey ganzlichem Mangel an Versteinerungen und bey nicht ganz evident ermittelten Lagerungsverhältnissen von den amerikanischen Geognosten sehr verschieden angegeben worden ist, so betrachtet ihn Owen als ein unteres Glied seiner ersten Formation, des untern Sandsteines.

Die geognostische Untersuchung der genannten Staaten hat übrigens Owen nicht allein publizirt, sondern Dr. Norwood, Col. Whittlesey und Dr. Schumard haben ihren Antheil daran selbstständig bearbeitet und hier zur Vortage gebracht.

Die in den sogenannten Mauvaises terres des Territoriums von Nebraska gesammelten fossilen Ueberreste von Säugethieren und Schildkröten sind von Dr. Joseph Leidy in einem besondern Abschnitte beschrieben (S. 539—572); sie sind für die Paläontologie von großem Interesse. Sie liegen in eigenthümlichen Ablagerungen, welche Leidy der Eocenperiode des Tertiärgebirges zutheilt. Unter den ihm übergebenen fossilen Resten hat er 8 Arten von 6 Gattungen der Säugethiere und 4 Arten Schildkröten von der Gattung *Testudo* erkannt. Den Raubthieren gehört unter jenen nur der *Machairodus* an; alle andern Säugethier-Ueberreste zählt Leidy zu den Pachydermen, wie *Palaeotherium* und *Rhinoceros*, oder zu dieser Ordnung in Verbindung mit Merkmalen von Wiederkäuern, wie die von ihm neu errichteten Gattungen *Oreodon* und *Eucrota-*

phus, oder zu der nämlichen Ordnung in Verbindung mit entschieden carnivoren Charakteren, wie seine Gattung *Archaeotherium*. Die 8 Arten urweltlicher Säugethiere heißen: *Oreodon Culbertsonii* und *gracilis*, *Palaeotherium* [?] *Proutii*, *Rhinoceros occidentalis* und *nebrascensis*, *Archaeotherium Mortoni*, *Eucrotaphus auritus* und *Machairodus primaevus*. Die 4 Arten Schildkröten bezeichnet Leidy als *Testudo nebrascensis*, *Oweni*, *Culbertsonii* und *hemisphaerica*.

In einem Nachtrage führt Leidy noch andere Formen von derselben Lokalität auf, nämlich 1) *Poebrotherium Wilsoni*, mit *Dorcatherium* nahe verwandt, 2) *Agriochoerus antiquus*, eine erlöschene Wiederkäufer-Form, die an *Anoplotherium* anknüpft, 3) *Archaeotherium robustum*, 4) *Anchitherium Bairdii* und 5) *Testudo lata*.

Zuletzt folgen noch 5 besondere Anhänge, von folgenden Verfassern bearbeitet.

1) Beschreibung neuer Gattungen und Arten fossiler wirbelloser Thiere von D. D. Owen. Sie gehören zu den Trilobiten mit den neuen Gattungen: *Dikelocephalus*, *Lonchocephalus*, *Crepicephalus* und *Menocephalus*, ferner zu den Mollusken und den Foraminiferen; letztere nur in einer Art repräsentirt, aus der er die neue Gattung *Selenoides* errichtet.

(Schluß folgt.)

Additamenta der Flora des Quadergebirges in der Gegend von Dippoldiswalde, 2c.

(Schluß.)

In dieser Beziehung führen wir an, daß in dem gelblichweißen Liasandsteine von Pfondorf in der Nähe von Tübingen abgefonderte, einfache, meist gebogene Cylinder sich finden, welche Spongien, namentlich der *Spongia tubulosa* Montagu (*Halicchondria* Montagni Flemming und Johnston) sehr ähnlich sind und welche wir daher längst unter dem Namen *Spongites cylindricus* in dem k. Naturalien-

cabinet aufgestellt haben; daß ferner auf manchen Platten des Liassandsteins der Fig. 3 Tab. VI von Otto ähnliche, bis in feinere Zweige zerkleinerte Formen sich finden, welche mit dickeren und verhältnißweise noch breiteren Ästen und Stämmen zusammenhängen. Diese sind auf ihrer unteren Fläche mehr oder weniger plattgedrückt, während die feinsten Ästchen mehr cylindrisch und nicht selten auf kurze Strecken gerade sind und sich dichotomisch theilen, so daß sie dem *Fucoides hollensis* Ziet. ähnlich sind, sich aber durch ihre von der Gesteinsmasse mehr abgehobene cylindrische Form unterscheiden. Bisweilen findet man auch wohl von der Oberfläche des eine abgeforderte Schichte bildenden festeren Liasskalles oder von der ihn bedeckenden weichereren, thonreicheren Sandsteinschichte einen in die Höhe gerichteten Stummel mit einigen horizontal sich wurzelartig ausbreitenden Ästen. Ich glaubte daher schon längst dieses Fossil mit der oben angeführten *Stigmurie* Buckland's in Parallele stellen zu sollen, nannte es aber vorläufig *Schoinophyton* (*Strickpflanze*), um damit einfach die äußere Form desselben zu bezeichnen, da diese zugleich mehr für die pflanzliche Natur desselben spricht, indem die maschenartige Verbindung der Äste zunächst an die Analogie mit *Conferva bullosa* Linn., die Vertheilung der Äste aber mehr an die Analogie der Verzweigung einer Wurzel oder eines Stammes, als an die einiger Radiaten erinnert.

Mit letzteren, namentlich *Ophiuren*, hat sogar ein anderes auf der Oberfläche des Liassandsteins vorkommendes Fossil auf den ersten Blick mehr Ähnlichkeit, das aus ziemlich gleich (1 bis 2") breiten flachen Fäden besteht, welche 2 durch eine schmale Rinne getrennte, gedrehte Schnüre darstellen, und dadurch allerdings einige Ähnlichkeit mit dem Bau der *Ophiuren* haben, aber in der Zusammensetzung des Ganzen sehr von diesen, namentlich auch durch den Mangel einer Scheibe abweichen, indem diese Fäden vielfach unter sich zu Maschen verbunden, mehr einem weiten Netze von Schnüren gleichen. Ich habe dieses Fossil vorläufig *Schoinophyton contortum* genannt. Diesen Formen glaube ich die maschenartigen Erhabenheiten, welche mit *Thierfährten* auf dem *Hessberger Sandsteine* vorkommen, an-

reihen zu sollen, indem ich sie mit Rüppell *) allerdings für petrificirte einfache Pflanzen halte, welche colossalen Conserven etwa zu parallelisiren seyn möchten **).

Im Ganzen scheint also aus den voranstehenden Beobachtungen sich zu ergeben, daß in verschiedenen Gebirgsarten, namentlich den Quadersandstein, dem Liassandsteine, dem Keupersandsteine (und vielleicht nach einigen Exemplaren auch im Muschelkalle) einfache vegetabilische Bildungen vorkommen, welche durch ihre vorzugsweise Erstreckung in die Länge, ihre ästige Vertheilung oder maschenartige Verbindung, und ihre gleichartige oder durch Anschwellungen hin und wieder vermehrte Dicke sich auszeichnen, und somit im Ganzen eine strickartige Form haben, weshalb ich sie vorläufig mit dem Namen *Schoinophyton* (*liasicum, contortum, Hessbergianum*) bezeichne, dem übrigens füglich auch ein *Schoinozoon* zur Seite stehen könnte, da bey der Einfachheit dieser Organismen sogar der Uebergang von der einen Form des Lebens zur andern nach den jetzt gemachten Beobachtungen nicht unerwartet wäre.

Dr. G. Säger.

*) *Museum Senkenbergianum*. 3ter Bd. p. 218.

**) Daß sie nicht durch Ausfüllung von Rissen entstanden seyen, ergibt sich unzweifelhaft aus ihrer mehr 4kantigen Form, während die Ausfüllungsmasse von Rissen nothwendig eine 3seitige Form annehmen müßte.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Oktober.

Nro. 54.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, nebst einer neuen Lehre über die Leitungsgesetze der Reflexionen, von Eduard Pflüger. Berlin 1853. 145 S. gr. 8.

Die Wichtigkeit der in dem Titel angekündigten Gegenstände überhebt uns jeder Darlegung der Gründe, welche uns bestimmen, diese Arbeit einer näheren Betrachtung vom theoretischen und einer Revision vom experimentellen Standpunkte aus zu unterwerfen, in welcher letzter Beziehung wir dem Verfasser einen Gefallen zu erweisen scheinen; denn er wünscht selbst (S. XIII der Vorrede), „daß die Bestätigung der Resultate seiner Experimente nicht lange auf sich warten lasse“. Beobachtung und Schlussfolgerung sind aber zwey verschiedene Dinge. Das Resultat der Beobachtung ist eine sinnenfällige Thatsache, die Schlussfolgerung eine Unterordnung des sinnlichen Befundes unter die Summe des Bekannten nach einem Prinzip, welches man den subjectiven Standpunkt nennt.

Daß auf diesen in unserem Falle Alles ankommt, sieht man aus dem schon so lange geführten und in jüngster Zeit wieder heftig erneuten Kampf ob der Frage: ist die Seele eine Function des Körpers, oder sind Seelenthätigkeit und materielle Vorgänge in dem Leib zwey differente Functionenreihen?

Aus dieser Rücksicht müssen wir den Grundgedanken des Verfassers, seinen Standpunkt, zuerst fixiren, und thun dieß mit seinen eigenen Worten,

da Worte bey dieser Frage leider oft das Meiste ausmachen.

Er sagt (S. X der Vorrede): „Das Bewußtseyn ist Leben und Werden. Ihm kommt kein Seyn zu. Leben ist Bewegung. Die Ursachen, welche diesem Leben zu Grunde liegen, sind bestimmte, welche nicht Grund seyn können, daß in einem und demselben Zeitdifferenzial Etwas geschehe und zugleich auch nicht geschehe. Diese Bewegung, die Bewußtseyn genannt wird, ist ein Theil des Ganzen; dieses Leben ein Theil des großen Lebens der Welt. Wie im Ocean eine Woge die andere treibt, so geht die große Kette des Bedingenden und Bedingten, das wiederum Bedingendes zu anderem Bedingten wird, durch das ganze All und mit Millionen Armen reichen sich die Massentheilden die Hände, und stoßen sich wiederum ab. Und während die Unendlichkeit im Kleinsten wie im Großen schweigend und demuthsvoll sich dem Gesetz beugt, sollte die verschwindend kleine Function eines Theilchens vom Ganzen, weil es Bewußtseyn heißt, und die Basis unseres Eigendünkels bildet, sich allein auflehnen wollen gegen die große Herrschaft, eine zweyte Welt bildend zum Hohne der ersten“.

„Das im Raume ausgebrehte Bewußtseyn findet sich nur da, wo centrale Nervensubstanz in ihrer Integrität besteht, und hört auf zu seyn, wenn diese Integrität bis zu einer gewissen Gränze aufgehoben ist“.

„Will man immer noch das immaterielle Wesen (die Seele) halten, so muß zugegeben werden, daß erst aus dessen Wechselwirkung mit der bestimmt organisirten Materie des Cerebrospinalmarkes Bewußtseyn möglich werde. Was bleibt aber noch an

dieser „Seele“, wenn sie nach Zerstörung der Nervensubstanz nicht mehr empfinden, nicht denken, nicht wollen kann? Es müßte ein Etwas bleiben, das Alles eingebüßt hat, wodurch es das ist, was es eigentlich vorstellen soll. Könnt Ihr aber wohl und wollt Ihr ein Etwas Seele nennen, was nicht empfindet, nicht weiß, nicht urtheilt, nicht mehr will? Und thätet Ihr es, was wäre Euch damit gebient?“

„Erst nachdem man klar ist über den Standpunkt, welchen man zur Lösung unserer Fragen fixiren muß, d. h. über jenen Standpunkt, der kein anderer ist als die Erkenntniß, daß nimmermehr problematische Prämissen, sondern absolut nur Thatsachen zu sicheren und wahren Schlüssen benutzt werden dürfen, wird es möglich, den von Rüksner und Anderen für unentwirrbar gehaltenen Knoten zu lösen und Licht zu bringen in ein Gebiet, das bisher Dunkel und Ungewißheit umschleiert hat.“

Wir brauchen die Schule nicht zu nennen, zu welcher sich der Verfasser mit diesen seinen Worten bekennt, und anzudeuten, daß wir noch einen anderen Standpunkt gegenüber den Thatsachen, welche für sich gar nichts sagen, für möglich halten, ohne mehr „problematische Prämissen“ zu beanspruchen als er.

Um aber unseren Standpunkt mit dem feini- gen confrontiren zu können, bedürfen wir der Thatsachen, welche auch wir entgegen jeder in der Luft schwebenden sogenannt philosophischen Grundlage in vollstem Maaß respectiren.

Wir übergehen das I. Capitel „der geschichtlichen Notizen“ und wenden uns zum II., „dem allgemeinen Ueberblick über die „scheinbar“ willkürlichen Bewegungen enthaupteter Wirbelthiere oder bloßer Wirbelthierstücke.“

Ohne eine Aufzählung aller einzelnen Beobachtungen, welche ohnedieß von allen Experimentatoren bey Gelegenheit dieser Untersuchungen gemacht seyn dürften, und welche ich selbst wenigstens bey nackten Amphibien, Fischen und Vögeln sehr vielfach bestätigt gefunden habe, will ich sie sämmtlich späterer Betrachtungen wegen hier nur classificiren.

Es sind erstens Bewegungen, welche nach der Decapitation und gewöhnlich nach Verfluß einer

Pause von selbst, d. h. ohne nachweisbaren äußeren Reiz entstehen. Zweitens Bewegungen, welche auf äußeren Reiz entstehen, und in ihrer Form den Bewegungen mehr oder weniger genau entsprechen, welche das nicht geköpft Thier gezeigt hat. Drittens Bewegungen, welche vor der Decapitation begonnen haben, und sich nach der Decapitation ohne Unterbrechung fortsetzen. Sämmtliche Bewegungen haben das gemein, daß sie erstens häufig auch ausbleiben, und daß viele nur unter dem Zusammenfluß gewisser Summen entfernterer, außer dem Organismus gelegener Bedingungen eintreten, z. B. Klima &c.

Das III. Capitel gibt eine Kritik der vorhandenen Beweise für die Ausschließlichkeit des Gehirns als Organ des Bewußtseyns, wobey jene Beweise in fünf Gruppen gebracht und der Kritik des Verfassers unterworfen sind. Die erste Gruppe umfaßt die Beweise für die Untheilbarkeit der Seele, für deren Einheitlichkeit, die zweite die für die Unfreywilligkeit der Bewegung decapitirter Thiere, die dritte für die Zwangsmäßigkeit der bey decapitirten Thieren austretenden Bewegungen, die vierte für die Empfindungslosigkeit des kopflosen Kumpfes, die fünfte für den ausschließlichen Antheil des Gehirns am Bewußtseyn, so weit dieseiben aus pathologischen Thatsachen gewonnen werden können.

Zu 1.) Die experimentelle Beweisführung gründet sich auf die Wahrnehmung, daß nach querer mechanischer Trennung des Rückenmarks mit dem Messer, oder Unterbrechung der Leitung durch Paraplegie, nur das mit dem Kopf versehene Stück des Organismus bewußter Empfindung und willkürlicher Bewegung fähig ist, das andere dagegen nicht, obgleich in diesem noch Reize Reaktionen herbeiführen.

Der Kritik des Verfassers müssen wir insofern beypflichten, als diese Beobachtungen mehr nicht direkt beweisen, als die Unterbrechung der Leitung eben durch die Continuitätstrennung des Markes, und erwähnen nur vorläufig, daß sie auch nicht die Schlussfolgerung unseres Verf. rechtfertigen, daß das eine Centralbewußtseyn eines Thieres durch Theilung des Rückenmarkes in so viele Bewußtseyncentra zerlegt werden könne, als das Centralmark in Stücke zerlegt ist.

Zu 2.) Die hieher gehörigen Experimente zeigen direkt erstens, daß unter gewissen Bedingungen ohne mechanische Reizung der peripherischen Nerven in dem kopflosen Rumpf Bewegungen beginnen können, sehr häufig aber auch nicht beginnen. Daß aber auch, was der Verfasser verschweigt, niemals ohne vorausgegangene Reizung eine Bewegung beginnt, wenn bey Fröschen jenseits einer gewissen Gränze (III — IV Wirbel) die Trennung des Rückenmarkes vorgenommen wurde, daß die Bewegungen, welche auftreten, nicht unbestimmte Zuckungen in gleichgiltig welchen Muskelmassen sind, sondern combinirte zum Entstehen einer Locomotion der Gliedmassen in dieser oder jener Richtung. Ob die Bewegungen spontan oder nicht spontan sind, ist weder durch die Versuche noch durch die Kritik des Verfassers bewiesen.

Zu 3.) Ueber diesen für die Schlussfolgerungen wichtigsten Punkt kommen wir von experimenteller Seite aus am leichtesten hinweg, denn die Bestimmung einer Gesetzmäßigkeit ist bloß Sache der Abstraction, die Resultate von Experimenten und die einfache Beobachtung lehrt gar nichts. Der allgemeine Standpunkt der Naturwissenschaften verbietet uns, wie wir in Uebereinstimmung mit dem Verfasser behaupten, die Gesetzmäßigkeit eines beobachteten Vorganges irgendwo in der Natur zu leugnen.

Zu 4.) In Uebereinstimmung mit dem Verfasser müssen wir behaupten, daß wenn man häufig nach der Decapitation gegen äußere Reize keine Reaction sonst empfindlicher Theile wahrnehmen kann, man daraus keinen Beweis gegen die Empfindungslosigkeit decapitirter Thiere ableiten darf, sondern nur schließen, es bringe die Decapitation häufig mit sich, daß das Nervensystem eine derartige Erschütterung erfahre, bey welcher jeder Reiz der sonst allgemein ausgedrückt, eine Reaction hervorzurufen im Stande ist, erfolglos bleiben könne.

Zu 5.) Das Argument für den ausschließlichen Sitz des Sensoriums in dem Gehirn wird in der Beobachtung gesucht, daß bey apoplectischen Ergüssen in der einen Hemisphäre Lähmung und Empfindungslosigkeit auf der entgegengesetzten Körperhälfte aufträte; dem setzt der Verfasser entgegen, daß es nicht erwiesen ist, ob nicht auch sympathisch die

entsprechende Rückenmarkshälfte dabey afficirt sey, wie umgekehrt bey Rückenmarksläden das Gehirn so häufig in Mitleidenschaft gezogen werde, zumal keine sicheren Beobachtungen vorlägen, daß bey hemiplectischen von anästhesirten Stellen aus Reflexbewegung veranlaßt werden kann.

Die Mehrzahl der Fälle, welche der Verfasser für die sympathische Betheiligung des Gehirns an Rückenmarksläden und an Störungen im Bereich des Sympathicus, an dauernder Compression eines peripherischen Nervenstammes anführt, können kaum mit jener hypothetischen Sympathie des Rückenmarks bey Gehirnoplexie parallelisirt werden; denn bey Wurmreiz und Quarcie sind die Ursachen pathologischer Erscheinungen dauernd, und die Gehirnerscheinungen treten erst allmählich und spät, im letzteren Fall von unten nach oben fast meßbar fortschreitend (wie z. B. bey der Tabes dorsalis) ein, während bey apoplectischen Ergüssen im Moment der Ruptur und des Gehirndruckes auch die Paralyse auftritt. Nur zwey von dem Verfasser angeführte Fälle können damit verglichen werden: Verlust des Bewußtseyns bey Rückenmarksrupturen, wo übrigens an eine mechanische Fortpflanzung des mechanischen Impulses durch Zerrung bis zum Gehirn hin auch gedacht werden könnte, und Verlust des Bewußtseyns durch einen Schuß in das Rückenmark, wobey aber nicht gesagt ist, ob das Bewußtseyn verloren blieb oder wiederkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Iowa and Minnesota, etc.

(Schluß.)

2) Beschreibung einer neuen Gattung und 22 neuer Arten Crinoideen von Owen und Shumard. Die neue Gattung heißt *Megistocrinus*.

3) Summarische Angaben der fossilen Gattungen und Arten von Owen. Im Ganzen finden sich in den Gebirgsformationen vom untern Sandsteine an bis hinauf zur Steinkohlen-Bildung in gedachter Beziehung folgende Verhältnisse:

Trilobiten	mit	33	Arten	in	14	Gattungen
Crinoideen	„	29	„	„	14	„
Cephalopoden	„	21	„	„	10	„
Gastropoden	„	22	„	„	10	„
Heteropoden	„	5	„	„	4	„
Pteropoden	„	3	„	„	1	„
Acephalen	„	15	„	„	9	„
Brachiopoden	„	124	„	„	25	„
Foraminiferen	„	3	„	„	2	„
Polyparien	„	46	„	„	21	„

Von den silurischen Versteinerungen, die von der Höhe des obern dolomitischen Kalksteins bis zum untern Sandstein sich erstrecken, fand Owen unter 144 Arten 23 identisch mit solchen in den untern silurischen Schichten von Europa. Unter 63 devonischen Arten erkannte er 13 als übereinstimmend mit europäischen. Von 120 Arten aus der Steinkohlen-Formation zeigten sich 24 identisch mit solchen aus Europa. Auffallender Weise ist nirgends vom Vorkommen fossiler Pflanzen die Rede.

4) Chemische Untersuchungen von Owen. Sie betreffen einige neue Mineralien, worunter sich eines befindet, in welchem er eine neue Erde vermuthet. Der Basis dieser Erde gibt er den Namen Thalizum, die Erde selbst bezeichnet er als Thalia, und das Mineral, aus welchem sie gezogen ist, als Thalit. Die Analyse einiger fossilen Knochen von Nebraska ergaben als bemerkenswerthes Resultat, daß sie 2 — 3 Procent Fluorine, 2 — 4 Procent organische Substanz und 31 — 37 Procent phosphorfauren Kalk enthielten.

5) Verzeichniß der lebenden Pflanzen in Wisconsin und Minnesota von Parry. Es werden hier 727 Arten in systematischer Ordnung aufgezählt.

6) Systematisches Verzeichniß von Vögeln, die im nördlichen Wisconsin und Minnesota beobachtet wurden, von H. Pratten. Der Verf. führt 95 Arten auf, die am St. Peter's-Flusse und seinen Zuflüssen brütend gefunden wurden. Der größere Theil derselben hat eine weite geographische Verbreitung, nur 2 Arten, *Emberiza pallida* und *Icterus xanthocephalus*, scheinen dem Westen eigenthümlich.

7) Tafel der stratigraphischen und geographischen Verbreitung der in den vorhin genannten silurischen, devonischen und Kohlenkalkstein-Formationen aufgefundenen Versteinerungen, von Owen. Mit Einrechnung von noch nicht beschriebenen 3 neuen Gattungen und 29 Arten, sind hier 330 Arten nach ihrer stratigraphischen und geographischen Verbreitung aufgezählt, zugleich mit Bezug auf Synonymik und Literatur. — Eine andere Tafel zählt schließlich noch die in andern Unionsstaaten und in Großbritannien vorkommenden Aequivalente der geognostischen Formationen von Wisconsin, Iowa und Minnesota auf.

Eine besondere Beachtung verdient noch der dem Textbände beigegebene Atlas. 27 in Stahl gestochene Tafeln desselben sind der Darstellung der fossilen Ueberreste gewidmet, worunter 9 auf die der Säugthiere und Schildkröten kommen. Sie sind mit großer Sorgfalt und Nettigkeit ausgearbeitet, einige nach Daguerrotypen, 8 andere nach einem neuen Verfahren in der Medaillons-Einrichtung, welche letztere als sehr gelungen zu erklären sind. Dann folgen zahlreiche geognostische Durchschnitte und Profile, eine kleine Karte der mauvaises terres in Nebraska und zuletzt die große colorirte geognostische Karte des ganzen untersuchten Gebietes. Außerdem sind in dem Texte zahlreiche und sehr sauber behandelte Holzschnitte eingedruckt.

Diese kurze Anzeige wird hinreichen, um darzuthun, daß dieses Werk für die Geognostie wie für die Palaeontologie von gleich wichtiger Bedeutung ist, und daß es daher die besondere Beachtung der Männer vom Fache verdient. Zugleich werden diese der Centralregierung der Union Dank wissen, daß dieselbe nicht bloß die praktisch wichtigen, sondern auch die rein wissenschaftlichen Resultate, welche durch diese Untersuchungen gewonnen wurden, hat veröffentlichten lassen und überdies in der splendidesten Ausstattung.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Oktober.

Nro. 55.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, 2c.

(Fortsetzung.)

Fassen wir in den letzten Fällen jene Alteration der Gehirnthatigkeit auch als rein sympathisch die des Rückenmarkes begleitend auf, so ist diese Sympathie keine so unvermeidliche und scheint deswegen auch meist noch durch andere Ursachen vertreten werden zu können. Weder bey Säugethieren noch Fröschen kann man in Folge plöthlicher Durchschneidung des Rückenmarkes, mit möglichster Vermeidung der Blutverluste, etwas anderes als heftige Schmerzáußerungen herbeiführen, nie aber Verlust des Bewußtseyns, Sopor, Coma, Convulsionen in den höheren Rumpftheilen oder dem Kopf, nichts mit einem Wort, was die vorausgesetzte Sympathie des Gehirnes bezeugte, während Druck auf eine bloßgelegte Hemisphäre unvermeidlich und ohne Ausnahmefälle sofort die Lähmung der entgegengesetzten Körperhälfte erzeugt. Endlich erinnere ich an Weber's schöne Untersuchungen Hemiplegischer in R. Wagner's Handwörterbuch Band III S. 517 — 520, wo er zeigt, daß nur die Tastorgane der einen Seite und die sie bewegenden Muskeln gelähmt werden, wofür Weber die Erklärung gibt, daß die Nerven der Arme, Beine, Zunge, Lippen, Kiefer sich hoch hinauf in das große Gehirn zu begeben scheinen, während die Nerven der den Rumpf bewegenden Muskeln tiefer unten in der medulla oblongata ihren Mittelpunkt zu haben scheinen, welcher Schluß aus den Beobachtungen eben nicht gezogen werden könnte, wenn diese nicht selbst auf die rein lokale

Wirkung des Blutdruckes ohne Erzeugung einer Mitleidenschaft des halben Rückenmarkes hindeuteten. Was heißt überhaupt Sympathie zwischen Rückenmark und Gehirn? Wenn ein centrales Ende einer motorischen Faser angeregt wird, und es pflanzt sich dieser am centralen Ende angeregte Zustand in der Continuität der Faser bis an das peripherische fort, in Folge dessen eine Zuckung entsteht, so spricht Niemand von einer Sympathie zwischen den beyden Endpunkten der Fasern. Ausdehnung eines an einem Punkt einer Faser angeregten Zustandes (ganz gleichgiltig welches, ob Erregung oder Paralyse) über diesen Punkt hinaus in der Continuität einer Faser ist nicht Sympathie. So bleiben also nur zwey Fälle der Sympathie übrig: die eine besteht zwischen nicht anatomisch unter einander zusammenhängenden Fasern, welche durch graue Substanz in einen gegenseitigen Rapport gesetzt sind, und die andere zwischen Gruppen nervöser Elemente, welche durch Kreislaufverhältnisse unter von einander abhängige Ernährungsbedingungen gestellt sind. An erstere wird man bey einer Sympathie zwischen Hirn und Rückenmark lieber denken, als an letztere, weil die formelle Erfüllung der Ernährungsbedürfnisse im Allgemeinen weniger bekannt ist. Nun gibt es keine Gründe, welche uns bestimmen könnten, eine Sympathie zwischen rechter Rückenmarkshälfte und linker Hirnhälfte durch die graue Substanz vermittelt vorzuzusehen, wie sie faktisch so exclusiv vorkommt, sondern diese Erscheinung allein abhängig zu denken von dem anatomisch nachgewiesenen Faserverlauf in gekreuzter Richtung. Vorliegende hervorgehobene Fälle könnten also nicht auf Rechnung einer Sympathie gebracht werden, welche viel häufiger Läh-

mungsercheinungen in ganzen Querschnitten als in Längshälften des Rückenmarkes voraussetzen ließe, sondern nur auf Rechnung einer Fortpflanzung des am centralen Ende erzeugten Zustandes über die continuirliche Bahn der alterirten Nervenfasern.

Nun aber lehren die experimentellen Befunde, daß sich die durch den mechanischen Reiz (Druck u.) erzeugten Veränderungen nie über den Ort der Reizung hinaus fortpflanzen, sondern nur ihre Zuckung oder Empfindung vermittelnde Wirkung. Denn eine durch Druck paralytische Nervenfasern verliert nur an dem Ort, wo sie gedrückt worden, die Erregbarkeit, nicht aber an anderen davon entfernten Punkten. Man weiß, wie lange durchschnitene Nerven an ihrem mehr peripherischen Ende ihre volle Reizbarkeit behaupten! Wo sind bey der Apoplexie die Gründe dafür, daß die sensorischen Rückenmarksfasern darum ihre sensorielle (?) Fähigkeit einbüßen müßten, weil sie dieselben an ihrem centralen Ende im Gehirn verloren haben? Zu diesem Schluß hätte der Verfasser um so weniger kommen dürfen, als er sensorielle Function mit Nerventhätigkeit als molekulären Vorgang in der Nervensubstanz vollkommen identificirt, und also voraussetzen muß, daß beyde in gleichem gesetlichen Verhältniß zu den materiellen Bedingungen stehen.

Gehen wir nun auf eine summarische Würdigung der im III. Capitel ausgeübten Kritik ein, so folgen auch wir dem Wahlspruch des Verfassers: mit Theorien kann nichts bewiesen werden, eben deshalb, weil in den Naturwissenschaften Theorie der den Vorgang vollkommen deckende Ausdruck für die Beobachtung ist, also nicht Basis, sondern Schlußstein einer Untersuchung seyn kann.

Ich will den Gang der Betrachtungen sogleich andeuten, welchen wir zu verfolgen haben. Zuerst muß uns eine Würdigung des Standpunktes des Verfassers von empirischer Seite aus beschäftigen, dann eine Würdigung der Nothwendigkeit seiner Schlußfolgerung als Bestätigung seiner prinzipiellen Voraussetzung, endlich eine Vergleichung zweyer diametral entgegengesetzter Gesichtspunkte gegenüber der Perspective des Thatsächlichen.

Der Standpunkt für die Beurtheilung irgend einer Erscheinung kann in den Naturwissenschaften nur durch Respektirung aller sich unmittelbar ausdrückenden Wahrnehmungen von Thatsachen gewonnen werden. Ebenso kann die Richtigkeit eines Standpunktes nur von dieser Seite her geprüft werden. Damit ist der Verfasser auch ganz einverstanden. Eine nicht zu leugnende Thatsache ist das Bewußtseyn. Thatsache ist, daß vor diesem Bewußtseyn sich eine bestimmte Menge von Vorgängen ereignen, welche unter dem Namen „psychischer“ das Gemeinschaftliche haben, daß sie der unmittelbaren Wahrnehmung als Ereignisse entgegentreten, deren Vorläufer oder deren nachfolgende Prozesse auf dem materiellen Gebiet des Leibes demselben Bewußtseyn absolut verborgen bleiben. Thatsache ist, daß alles, was uns bewußt, in uns vorgeht in einem continuirlichen, von eben unserem Bewußtseyn verolgbar ablauf sich fortspinnnt. Dieser Ablauf hat etwas Gesetliches, d. h. die Kette von Ursache und Wirkung läßt sich in ihm von seinem Anfang an verfolgen. Wo aber liegt der Anfang? Nach der Annahme des Verfassers in der Molekularbewegung der organischen Substanz, und zwar deswegen, weil Thatsachen vorliegen, denen zufolge Alteration oder Zerstörung gewisser organischer Massen und Verschwinden des Bewußtseyns gleichzeitig auftritt. Denn mehr lehren die Thatsachen nicht. Nun aber wissen wir von den Vorgängen in unserm Leib, welche das Bewußtseyn erzeugen sollten, absolut gar nichts. Betrachten wir, im Sinne des Verfassers, das Bewußtseyn als den physikalischen Effect einer gewissen Summe und Constellation materieller Ursachen, so wird die Bedingungs-gleichung für diesen Vorgang aus commensurablen Größen bestehen müssen. Dem glaubt der Verf. Genüge gethan zu haben mit den Worten: „Leben ist Bewegung; Bewußtseyn ist Leben — also ist Bewußtseyn Bewegung“ und hiernach sind beyde: Stoffbewegung und Bewußtseyn gegen einander meßbar und sonach wäre eine Gleichung zwischen ihnen zulässig. Allein man sieht, daß jener Ausspruch eben nichts als ein Vergleich und noch dazu ein vager Vergleich seyn kann. Jede Bewegung ist allein meßbar durch die Richtung und die Geschwindigkeit;

Richtung und Geschwindigkeit sind aber allein bestimmbar durch die Raumverhältnisse. Das Bewußtseyn bewegt sich aber allein in „Zeitdifferenzialen“, nicht in Raumdifferenzialen, und aus diesem Grund ist eine derartige Gleichung nicht zulässig. Indessen wollen wir auf den Vergleich des Verfassers weiter eingehen. Er stellt sich das Bewußtseyn vor als eine Bewegung, die natürlich nicht als Abstractum sich bewegen kann, sondern an einer Masse und eben an der Masse einer gewissen organischen Substanz auftritt. An einer Bewegung ist weiter nichts zu unterscheiden als Richtung und Geschwindigkeit. Nun wünschte ich nur erklärt zu haben, wie es kommt, daß bey einer bestimmten Richtung und Geschwindigkeit eine Massenbewegung mit einem Schlag erst eine bewußte werden kann, während alle diejenigen Bewegungsgeschwindigkeiten und Richtungen, aus denen die des Bewußtseyns resultirte, so ganz und gar des Bewußtseyns entbehren können, oder bestimmter: wie es komme, daß man, wenn die Bewegung eines Stoffes Bewußtseyn wird, von dem Stoff, dessen Bewegung dieß eben wird, eben so wenig irgend etwas wahrnimmt als von der ganzen Menge von vorausgehenden Stoffbewegungen, als deren Resultante zuletzt das Bewußtseyn als Stoffbewegung auftritt.

Eine den Thatbestand deckende Theorie, welche der Verfasser immer mit Hypothese verwechselt, ist die, daß bey gewissen Vorgängen auf leiblichem Gebiet bestimmte Phänomene, die wir bewußte nennen, auftreten, deren Zusammenhang nicht nach dem gewöhnlichen und häufigsten Verhältniß der Ursache und Wirkung aufgefaßt werden kann, sondern seine Berechtigung in einem höheren Gesetz haben muß, das uns bey vielen anderen Naturerscheinungen ebenfalls in den Grundphänomenen des Geschehens entgegentritt, und Lohe zur Aufstellung seiner occasionalistischen Theorie berechtigt, ohne daß damit, irgend einer Thatsache entgegen, aus der Lust gegriffene andere als aus der Summe der Thatsachen hervorgehende Behauptungen aufgestellt wurden, welche der Verfasser so oft als „theoretische“ Trugbilder zu beschwören bemüht ist.

Wenn wir uns also bemühen „das immaterielle Wesen der Seele zu halten“, so thun wir das

nicht auf bloß vorgefaßter Meynung, sondern auf Grund der an dem Bewußtseyn selbst unmittelbar wahrgenommenen Erscheinungen, gegenüber allen in der materiellen Welt beobachteten Vorgängen. Wer diesen Standpunkt aufgibt, hat vor Allem den Beweis zu liefern, daß das Entstehen des Bewußtseyns aus der Stoffbewegung als eine bloße Modification derselben hervorgehe, will er nicht sowohl auf theoretischem als vielmehr bloß auf hypothetischem Standpunkt stehen. Wir wollen aber vorläufig unserer Anschauungsweise nicht das Vorrecht einräumen, sondern nur verlangen, daß diese als Hypothese der des Verfassers gleich gestellt werde. An den in der Schrift besprochenen Thatsachen wollen wir beyde prüfen, und das als Entscheid gelten lassen, was überall gilt, daß von zwey Hypothesen diejenige zu adoptiren ist, gegen welche die wenigsten Thatsachen sprechen, daß aber, wenn durch beyde alle Thatsachen gleich gut erklärt werden können, die den Vorzug verdient, welche außer für den einen Kreis der Beobachtungen auch noch für weitere und davon entferntere Befriedigung gewährt.

Wir gehen deshalb zu dem zweyten Punkt über, nämlich zur Untersuchung der Nothwendigkeit in der Schlussfolgerung, welche der Verfasser auf Grund der einzelnen Beobachtungen hin gezogen hat.

Was also erstlich die Frage nach den Bewegungen Enthaupteter in Beziehung auf deren Charakter anbetrifft, so fällt diese mit der Frage nach der charakteristischen Eigenschaft der willkürlichen Bewegungen zusammen. Ausgangspunkt einer willkürlichen Bewegung ist eine bewußte Vorstellung des Bewegungseffectes; Vermittlung ein uns gänzlich unbekannter Mechanismus, welcher in Folge dieser Vorstellung unbewußt sich in Thätigkeit setzt und den vorgestellten Effect verwirklicht. Anregung zu jener bewußten Vorstellung geben offenbar andere Vorstellungen, welche in bestimmten Beziehungen unter Anderem zu einem Empfindung vermittelnden Vorgang in dem Bereich der sensiblen Nervenmassen stehen. Wir nennen die davon ausgehenden Vorstellungen Vorsätze zu Handlungen, und diese willkürlich, wenn ein vernünftiger Zweck vor dem menschlichen Bewußtseyn, durch irgend welche geistige Motive gerechtfertigt, in ihnen erkannt werden kann.

Nun wird behauptet, ein decapitirtes Thier zeigt 1) Bewegungen, welche ohne alle nachweisbare Veranlassung mit selbstständigem Anfang spontan auftreten; 2) eben so oft fehlen derartige Bewegungen; 3) ein bestimmter lokalisirter Reiz erzeugt Bewegungen, welche durch bestimmte Combinationen den applicirten Reiz zu entfernen versuchen, also gegen den Ort des Reizes und die Natur des Reizes gekehrt sind; 4) werden bey diesen Bewegungen zur Abwehr des Reizes die Mittel gewählt, welche überhaupt noch disponibel sind, und nicht Versuche gemacht, Muskelkräfte aufzubieten, deren Wirkung sich nicht gegen jene Reize kehren könne. Bey dieser großen Aehnlichkeit in der Form derartiger Bewegung mit der willkührlichen, müsse auch die Veranlassung dazu die gleiche seyn, nämlich ein gegen eine bewusste Empfindung anstrebende, unter den Mitteln vernünftig wählende Willenskraft. So ist die Schlussfolgerung, als deren letzte Consequenz folgt, daß im Rückenmark und zwar in jedem Stückchen desselben die Summe der Kräfte vorhanden sey, welche im gewöhnlichen Leben Seele genannt wird.

Nun kann jeder Andere leichter als der strenge Materialist spontane Bewegungen annehmen; denn der letztere betrachtet in der Seelenthätigkeit, die zur Bewegung führt, ja nichts anderes als die Resultante einer Summe von materiellen physikalischen Vorgängen, ebenso wie das Ausbleiben einer Bewegung die Folge von einander sich das Gleichgewicht haltenden physikalischen Kräften und Bewegungen ist. Muß er consequenter Weise die sogenannte spontane Bewegung immer auf schon vorhandene, und sich unaufhörlich ablösende Bewegungen der organischen Materie beziehen, so kann er in der scheinbaren Spontaneität am wenigsten einen Beweis dagegen finden, daß diese Bewegungen etwas anderes wären, als Folgen materieller Veränderungen, welche auch nach der Decapitation vor sich gehen, und von denen jetzt erst weiter entschieden werden muß, ob sie von Empfindung und Vorsatz begleitet sind oder nicht. Der Verf. weicht aber von dieser Consequenz ab, indem er aus der scheinbaren Spontaneität der Bewegung auf die Abwesenheit materieller Ursachen der Bewegung schließt,

und damit beweisen will, daß diese Bewegungen Folge sensorischer Thätigkeiten des Rückenmarkes sind.

Zu 3.) Es ist nicht zu leugnen, daß die Bewegungen decapitirter Thiere häufig in einer bestimmten Beziehung zu dem Ort stehen, an welchem der Reiz applicirt wurde; nicht allein in sofern bey Reizung einer bestimmten Hautstelle damit in nächster Beziehung stehende Muskelgruppen contrahirt werden, sondern auch in sofern, als gegen den bestimmten Ort eines Reizes durch entferntere Muskeln etwa die Extremitäten bewegt werden. Ich habe mich an decapitirten Fröschen häufig überzeugt, daß, wenn man sie an der Wirbelsäule festhält, der eine oder andere Fuß bald gegen die Bauch-, bald gegen die Rückenfläche reibend bewegt wurde, je nachdem man den heißen Luftstrom mit einem Löthrohr gegen die Bauch- oder Rückenfläche des Rumpfes richtete. Betrachtet man diese Bewegungen als Folge bewusster Empfindung, so setzt dieß voraus, daß jedes Stück Rückenmark innerhalb des Bereiches der Nerven, welche mit ihm in Zusammenhang gelassen wurden, das Vermögen besitze, eine Empfindung zu lokalisiren. Die Raumvorstellung kann allein dann die Reaction gegen einen lokalen Reiz dirigiren. Materialistisch kann die Raumvorstellung von der räumlichen Anordnung der Nervenlemente im Rückenmark nicht getrennt werden. Ist also ein Querschnitt des Rückenmarks befähigt die Raumvorstellung ebenso zu vermitteln wie die Explication der Nervenlemente im Gehirn, so muß wegen der ganz differenten Anordnung derselben in einem beliebigen Rückenmarksabschnitt und dem Gehirn die Raumvorstellung des ersteren eine ganz andere seyn als die des letzteren, und es können die Resultate dieser Raumvorstellungen in Beziehung auf die Lokalisirung eines Punktes, von welchem der Reiz entfernt werden soll, nicht die gleichen seyn, wenn einmal die vom Gehirn vermittelte und ein andermal die von einem Rückenmarkstück vermittelte Raumvorstellung Reiz und Reaction lokalisiren soll.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. Oktober.

Nro. 56.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, 2c.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl sind diese Resultate so sehr ähnlich, daß die Bewegungen des kopflosen Thieres mit denen des nicht geköpften als Ausflüsse derselben geistigen Thätigkeit betrachtet werden, während, wenn sie dieses wären, gerade das Umgekehrte stattfinden müßte, da ja überall, also auch für die „Geistmoleküle“ daselbe Gesetz gelten muß.

In's Abentheuerliche schweift aber die Phantasie, wenn erzählt wird (S. 22), eine Salamandra maculata habe, nachdem sie geköpft war, „sich auf die Vorderfüße hoch erhoben, den Hals in die Luft gereckt, als ob dieser seinen Kopf suche (sic!), sich nach rechts und links, wahrscheinlich suchend, gewendet, dann sich ruhig (resignirt über den unersehlichen Verlust) hingesezt, hierauf aber sey sie (nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt) mit kräftigen (stolzen) Schreitbewegungen zwey Zoll weit marschirt (als wollte sie sagen „es geht auch ohne Kopf!“). Welche Rückerinnerung kann das Rückenmarkbewußtseyn von dem Kopfbewußtseyn haben, wenn beyde im ganzen Thier vorhanden, sich doch so corrigiren mußten, daß das Rückenmarksbewußtseyn immer von dem des Gehirnes beherrscht, für das vollständige Thier gar nicht vorhanden war. Woher sollte das Kumpfbewußtseyn auf einmal die Stelle kennen, wo der Kopf gestanden hat, da ihm alle Mittel fehlen vorn, hinten, oben und unten zu unterscheiden, weil dieses nur willkürlich ange-

nommene Beziehungen zwischen Gesichtsvorstellungen oder Erinnerungen an Bewegungen oder Bewegungstendenzen sind; welche als bestimmte termini den Thieren überhaupt nicht bewußt sind.

Da nun auf den Kopf bezügliche Tastvorstellungen und Gesichtsvorstellungen am Kumpfe nicht mehr vorkommen können, aus den Versuchen selbst aber und der Parallele mit den Bewegungen Schlafender von dem Verfasser geschlossen wird, daß der sensorischen Thätigkeit des Rückenmarkes die Erinnerung gänzlich fehle, so ist die Deutung jener Bewegung des Nackenstreckens, nicht aber diese selbst, eine willkürliche, und zwingt uns so wenig eine sensorielle Thätigkeit im Rückenmark anzunehmen, als die fliehenden, drängenden, ausweichenden Bewegungen der Staubtheilchen bey der Braun'schen Molekularbewegung. Ist nun die Annahme einer Willkühr bey Bewegungen tiefer gelegener Kumpfteile oder Extremitäten gegen abgetrennte, höher oben gelegne, oder den Kopf absolut nicht möglich, so fragt es sich, ob sie gerechtfertigt ist bey Bewegungen innerhalb des Bezirkes noch zusammenhängender Theile und in Rücksicht auf die Beziehungen dieser Theile unter einander.

Zu jedem vollständigen Willensakt, welcher durch einen beliebigen Angriff gegen Empfindung vermittelnde Organe angeregt ist, gehört die Fähigkeit, Ort und Art des Angriffes und den Plan der Vertheidigung durch eine gesetzmäßige Kette von Vorstellungen vor dem Bewußtseyn zu verknüpfen. Es sind dazu folgende Vorstellungszweigen absolut nothwendig: erstens eine solche, aus welcher die Lokalisation der gereizten Stelle entspringt; eine zweyte, welche aus der Summe der Erfahrungen, also allein

mit Hilfe des Gedächtnisses an Erlebnisse, die Natur irgend eines Reizes als gleich oder ähnlich einem anderen schon in seiner Wirkung auf den Körper erprobten, oder durch irgend welche Bewegungsmittel entfernten bestimmt; eine dritte, welche die Art und Weise der Entfernung dieses Reizes durch zu Gebote stehende physiologische Mittel überschlägt, und eine vierte, welche als Vorstellung eines physiologischen Effectes sich unmittelbar mit der wirklichen Bewegung verknüpft.

Materialistisch ist das Bewußtseyn eine Resultante, und da ihre Componenten materiell sind, kann sie selbst auch nur materiell seyn. Das Bewußtseyn des Ganzen muß, wenn, wie der Verfasser will, diese Resultante aus jedem Stück der Centralorgane hervorgehen kann, Summe oder Produkt dieser einzelnen Resultanten seyn. Jedes Stück des Rückenmarkes kann also nur ein Stück Bewußtseyn erzeugen, und es ist an sich weder zu entscheiden noch von Belang zu wissen, ob ein solches Stück ein Bruchtheil der Intensität oder des Inhaltes des Ganzen ist, da vernünftiger Weise das Bewußtseyn keiner Gradation fähig gedacht werden kann und in Beziehung auf dasselbe kein Inhalt zu klein seyn kann. Es führt also die materialistisch aufgefaßt nothwendige Construction des Bewußtseyns aus der Verknüpfung einer gewissen Anzahl von materiellen Processen zu einem Absurdum.

Das Bewußtseyn kann demnach nur eine einzige Bedingungsgleichung haben, welcher entweder Genüge gethan wird, oder nicht. Vorausgesetzt es würde dieser Gleichung auf jedem Querschnitt des Rückenmarkes eben so Genüge gethan wie in dem unverkehrten Ganzen, so müßte natürlich in jedem Querschnitt unverkümmert das Charakteristische des Bewußtseyns erhalten bleiben. Das Bewußtseyn ist von seinem Inhalt, d. h. von den Vorstellungen gar nicht zu trennen. Ob deren viele oder wenige sind, ist ganz gleich, und Niemand kann bestreiten, daß Vorstellungen zu vermitteln, ebenso Sache eines Rückenmarkabschnittes wie des Gehirnes seyn könnte, weil eben überhaupt beyde Prozesse nicht nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung mit einander verflochten sind. Vorstellungen, weder für das Subject noch für Andere durch etwas sonst erkennbar, existi-

ren nur als bewußte. Alles, was in Folge von Ursachen geschieht, deren Wirkung in der Form einer Vorstellung sich nicht bis zu dem Bewußtseyn emporringen kann, ist nicht durch Vorstellungen vermittelt, somit also auch nicht durch einen Willensakt, weil dieser als Ausgangspunkt eine Vorstellung haben muß. Damit aber ist keineswegs geleugnet, daß dem, was geschieht, mehr als ein bloß physischer Prozeß und Mechanismus zu Grunde liegen könne. Wäre es doch eine Thorheit annehmen zu wollen, daß, wie ich das z. B. selbst erlebt habe, ein vollständig Narkotisirter Seiten lange Gebete recitire, bloß in Folge eines mechanischen Spieles von Kräften, welche die Nerven der Sprachorgane wie eine mit Spitzen besetzte Walze der Drehorgel irritirte. Oder man denke an die gar nie materiell, d. h. durch die Verhältnisse der physikalischen Apparate bedingte Abschätzung von Größe, Richtung, Entfernung der im Raum befindlichen gesehenen Gegenstände. Diese geschieht unbewußt, unläugbar durch einen zwischen dem physischen Akt und der bewußten Abschätzung gelegenen vollkommen und unbewußt ablaufenden geistigen Prozeß. Kann somit nie als Kriterium für eine geistige Thätigkeit ohne Ausnahme ihr Ablauf vor dem Bewußtseyn verlangt werden, so muß dieses doch unzweifelhaft bey einem jeden wirklichen Willensakt geschehen. Alle Bewegungen Schlafender, Delirirender, Narkotisirter und Enthaupteter können aus diesem Grund nicht zu den willkürlichen gerechnet werden, wenn sie unter der Form auftreten, wie sie der Verfasser besonders hervorhebt, indem er bey ihnen eine Unneblung, eine Verminderung des Bewußtseyns als charakteristisch angibt, während doch eine Gradation an dem Bewußtseyn gegenüber je einer Vorstellung undenkbar ist. Leugnen wir also jetzt noch nicht die Möglichkeit einer psychischen Thätigkeit, welche an einem beliebigen Rückenmarksquerschnitt und dessen physiologischer Thätigkeit Anknüpfungspunkte finden könne, so sehen wir doch keinen aus den Thatsachen hervorgehenden Zwang, den physiologischen, allein wahrnehmbaren Effect, einem dem Rückenmarksabschnitte inwohnenden bewußten Willensimpuls zuzuschreiben; im Gegentheil!

Zweytens: Es verlangt das einfachste Raisonnement die Fähigkeit, den Ort des Angriffes zu loca-

lifiziren. Auch diese Fähigkeit ist streng materialistisch gebunden an die localen Verhältnisse der materiellen Punkte der Centralorgane, aus deren Wechselwirkung eben als Resultante jene Fähigkeit und die Lokalisation im speziellen Falle entspringt. Die Unmöglichkeit einer derartigen Entwicklungsweise der Raumanschauung hat Locke in seiner medizinischen Psychologie schon zu schlagend dargethan, als daß ich darüber hier noch Worte verlieren sollte; nur genüge nochmal anzudeuten, daß die bey dem Entzaupteten zu beobachtenden Bewegungen, so ferne sie sich eben so verhalten wie die nicht Entzaupteter, unmöglich auf vorausgegangener Lokalisation durch physische Mittel, wie es der Verf. allein wollen kann, beruhen können, weil sie dann eben ganz andere seyn müßten, da das Material für die Lokalisation, die Elemente der Centralorgane, auf jedem Querschnitt des Rückenmarkes anders gruppiert sind als im Gehirn. Somit fällt also auch das zweite Requisit einer willkürlichen Bewegung gegenüber einem irritirenden Impuls weg.

Drittens: Die Erkenntniß der Qualität eines bestimmten Impulses ist unter allen Umständen abhängig von der Fortdauer des Gedächtnisses, wenigstens bey dem Menschen, wie man das stufenweise bey der allmählichen Entwicklung der Kinder so deutlich verfolgen kann. Die Instinkthandlungen neugeborner Thiere setzen eine andere Anordnung in der Verknüpfung geistiger und leiblicher Prozesse voraus. Wir brauchen nicht auf die Construction des Gedächtnisses aus physischen Vorgängen, wie sie der Materialist allein sich denken kann, einzugehen; der Verfasser hebt auch in dieser Beziehung hervor, daß diese Kraft in den einzelnen Rückenmarksabschnitten auf ein Minimum reducirt sey, und doch kennt Jeder die blitzschnellen Bewegungen, welche das geköpftste Thier zur Abwehr oder zum Entfliehen macht, und wer sich einmal in dem Moment beobachtet hat, wo er plötzlich und unversehens zu fallen Gefahr lief, wird schwerlich zu dem Glauben veranlaßt, daß er calculirt habe, wie er früher einmal bey ähnlicher Gelegenheit balancirt habe, um das Gleichgewicht zu erhalten, oder wieder zu gewinnen. Der Kranke, der auf Befehl des Arztes die Zunge herausstreckt, (was NB. gewöhnlich durch Berühren

der Lippen oder der Zunge des Kranken erst verständlich gemacht wird), soll sich in diesem Augenblick erinnern, was er in frühern Stadien der Krankheit auf diesen Befehl hin gethan hat und im nächsten „vergessen“, daß er die Zunge herausgestreckt hat, und sie deswegen nicht zurückziehen (!)

Der abgeschnittene Schwanz der Eidechse kehrt sich von der brennenden Flamme ab, nie ihr zu, dieß kann ich bekätigen. Das Gedächtniß ist auf das Minimum in diesem Schwanz reducirt, wie der Verfasser behauptet. Nehme ich die Flamme eine kurze Zeit weg, und nähere sie wieder, so weiß natürlich der Schwanz mit seinem schwachen Gedächtniß nicht mehr, daß der neue Reiz derselbe ist wie kurz vorher; warum sucht er sich nicht gegen ihn zu wehren, wie der geköpftste Frosch, welcher sich gegen die Instrumente und Hände seines Peinigers abwehrend stemmt, bis er mit seinem unklaren Bewußtseyn merkt, daß er besser thut zu entfliehen als nutzlos sich zu wehren?

Auch hieraus sieht man wieder, wie wenig Recht man hat, derartige Bewegungen als Ausfluß eines Willensaktes zu bezeichnen.

Viertens: Die Wahl der Mittel richtet sich allerdings nach der Summe der disponiblen Werkzeuge zur Abwehr oder der Flucht. Für nichts ist Klarheit des Bewußtseyns und Gedächtnisses als Grundlage einer willkürlichen Handlung so nothwendig als hiefür. Beydes ist aber nach des Verfassers Aussage in dem kopflosen Rumpf im höchsten Grad verdunkelt. Wir wollen dieß nicht einmal voraussetzen; wir wollen annehmen, Bewußtseyn und Gedächtniß wirke ohne Beeinträchtigung seiner Schärfe im Rückenmark wie im Gehirn fort, so wird doch offenbar die Wahl der Mittel, abhängig von der Kenntniß eben der Summe noch disponibler Mittel, als ein nothwendiger Akt bey der willkürlichen Handlung gefordert seyn. Gibt man zu, daß das Rückenmarksbewußtseyn und die sensorielle Thätigkeit desselben überhaupt so ausgiebig sey als die der unversehrten Centralorgane zusammen, was thatsächlich doch nicht der Fall ist, so wird man noch weniger behaupten können, diese psychischen Kräfte seyen potenziert im Rückenmark

allein enthalten. Dieß müßte man aber thun, wenn man z. B. annähme, ein Stück Rückenmarksbewußtseyn kenne die physischen Mittel zur Ausführung eines Willensaktes; denn dieß vermag weder das Hirnbewußtseyn noch dieses mit dem Rückenmarksbewußtseyn, so lange beyde zu Einem im unverkehrten Ganzen verknüpft sind. Wer ist trotz aller sublimen Forschungen der Neuzeit im Stande anzugeben, welche centralen Punkte und Nervengruppen er mit seinem Willen primär erregen muß, um dieses oder jenes auszuführen? Welcher Gelehrte ist so weit Anatom, daß er bey jeder Bewegung vorher überschlägt, welche Muskeln er, und in welchem Maas er sie contrahiren muß, um eben die gewollte Bewegung auszuführen? Gewiß können wir von einem Frosch oder anderem Thier oder gar jedem beliebigen Rückenmarkstück eines solchen nicht tiefere Einsicht in diese Verhältnisse voraussetzen. Und doch wäre dieß zu thun absolut nothwendig, wenn wir den Rückenmarksabschnitten die Fähigkeit bewußte willkürliche Werthigungsplane u. zu entwerfen vindiciren wollten. Freylich nicht deswegen, weil wir bey einem Willensakt jene Kenntniß der Verknüpfung willkürlicher Vorstellung und Erregung bestimmter von dem Bewußtseyn erkannter materieller Punkte voraussetzen, denn diese existirt eben überhaupt nicht, sondern aus anderen Gründen.

Zergliedern wir die Vorgänge bey den wirklich willkürlichen Bewegungen im Vergleich mit den präsumtiv = willkürlichen Bewegungen, deren das Rückenmark fähig seyn soll! Bey dem Menschen ist anfänglich bekannter Maas durchaus noch nicht die Fähigkeit da, den zu Gebot stehenden Mechanismus entsprechend der Intension des Willens zu handhaben; man braucht gar nicht an das mühsame Erlernen einfacher Tast- oder Greifbewegungen der Kinder zu erinnern. Wer sich in späterer Zeit irgend eine Handfertigkeit zu erwerben gesucht hat, wird dieses zugeben müssen. Nur der Effect der Willensintension steht als Vorstellung vor dem Bewußtseyn. Durchprobiren der Mittel, welche dahin führen können, diese Vorstellung zu realisiren, läßt nach und nach das Beste oder Einzige finden. An dem physischen Inhalt der Vorstellung und dem Vorstellungswechsel bis zur Ausführung des Gewollten

ändert sich gar nichts, das Gewollte mag zur Ausführung gebracht werden können oder nicht. Im einen Fall gelingt dieß eben, im andern nicht, und das Bewußtseyn hievon ist je mit dieser oder jener Vorstellung bereichert. Man sieht also: das Spiel eines uns ganz verborgen bleibenden Mechanismus liegt zwischen der ersten und letzten Vorstellung; der Ablauf dieses Spieles an materiellen Massentheilen wird ein gefehliger, durch die Wechselwirkung der ganzen Summe einzelner zusammengehöriger Theile vermittelter seyn. Wir bringen mit dem Verfasser auf ein Festhalten an der Gefellichkeit aller Verhältnisse in der Natur, also auch hier. Wie immer der Wille aufgefaßt werden mag, in seiner Wirkung auf die Maschinerie des Materiellen ist er zuletzt gleichzusetzen einem palpablen Impuls auf den Nervenmechanismus.

Zur Ausführung einer in ihrem Effect allein vorstellbaren Handlung benützt der Wille den Angriff auf diesen oder jenen Punkt des ganzen Mechanismus. Da er diesen selbst nicht kennt, bleibt ihm nichts übrig als sich in allen Fällen, auch in denen, wo sich am Mechanismus etwas geändert hat, immer wieder so gegen diesen zu verhalten wie vorher; denn von der Aenderung im Mechanismus kann er nichts erfahren haben, weil er von seinem Zustand vor der Aenderung nichts gewußt hat. Nun kann aber doch gewiß ein Mechanismus nicht dasselbe leisten, wenn er so, oder wenn er so construirt ist; das hieße verlangen, daß ein Uhrwerk noch richtig ginge, wenn man beliebig dieses oder jenes Rad entfernt hat. Es wäre denkbar, daß sich die Seele nach und nach wieder in dem veränderten wirkenden Mechanismus orientirt; es ist aber nicht möglich, daß die willkürliche Handhabung des Mechanismus ganz unabhängig ist von dessen jeweiliger Complication.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. November.

Nro. 57.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, 2c.

(Fortsetzung.)

Nirgend wird man ein präciseres Zusammengreifen mechanischer Vorgänge voraussehen müssen als in dem centralen Nervensystem, nirgends wird eine Störung dieser normalen Verhältnisse so weittragende Wirkungen auf die resultirenden Prozesse ausüben müssen als da, nirgend wird eine innigere Wechselwirkung aller Theile auf einander stattfinden als in dem zu einem materiell und functionell verknüpften Ganzen der Rückenmarks- und der Hirnelemente!

Unfehlbar müßte ein im kopflosen Thier vorhandener Wille gegenüber einem bestimmten Impuls gerade so wirken, wie im unversehrten; es müßte aber der Effect dieses Impulses auf den Mechanismus, weit dieser sich geändert hat, verändert seyn, und es würden also diese Bewegungen, wenn sie willkürliche wären, nothwendig eine ganz andere Form haben als die an dem unversehrten Thier auftretenden, so daß in der Gleichartigkeit der Bewegungen Enthaupteter und nicht Enthaupteter gerade der Beweis dafür liegt, daß diese nicht willkürliche sind.

Alle diese einzelnen Punkte, welche vernünftiger Weise und ohne prinzipiell vielleicht noch strittige metaphysische Reflexion für Kriterien einer willkürlichen Handlung verlangt werden müssen, sehen wir entweder an einem Rückenmarksabschnitt nicht realisirbar, oder die beobachteten Thatsachen beweisen

geradezu von diesen nothwendigen Gesichtspunkten aus aufgefaßt das Gegentheil von dem, was der Verfasser daraus folgert.

Niel schwieriger ist der Entscheid der Frage, ob diesen Bewegungen, die ebenso wie die wirklich willkürlichen des unversehrten lebendigen Organismus durch einen materiellen Mechanismus effectuirt werden, von dessen Gegenwart, Zustand und Zustandswechsel der Seele gar nichts bewußt wird als die hinter hergehenden Folgen seines Ablaufes, irgend etwas Psychisches überhaupt anhafte oder anhaften könne, und ob die Beobachtung dieser Bewegungen Beweismittel für sensorische Functionen des Rückenmarkes zu liefern im Stande sind.

Wer sich die Seele als eine Cumulation von Eigenschaften denkt, aus denen leider noch immer dieselbe in vielen Psychologien zusammengestickt wird, und wer weiter diese einzelnen Dinge, als welche die Eigenschaften gewöhnlich betrachtet werden, als materielle Resultate d. h. Stoffprodukte der Stoffbewegung in den Centralorganen betrachtet, könnte wohl zu der Annahme kommen, daß je ein solches Ding, in je einem Abschnitt des ganzen Centralorganes fabricirt, diesem anklebend bleibe, wenn es von der Summe aller übrigen getrennt wäre. Eigenschaft ist aber weder etwas materiell noch ideell Reales, sondern eine Abstraction oder vielmehr ein abkürzter Ausdruck für irgend ein Phänomen, welches in die Beobachtung fällt, sobald zwey reale Objecte in eine Beziehung zu einander treten. Natur der Objecte und Art der Beziehung bestimmt das Resultat, somit für die Abstraction die Eigenschaften der Objecte, und zwar eigentlich und

streng genommen die beyder Objecte, während die Abstraction die Eigenschaft gewöhnlich nur dem einen oder anderen Object vindicirt, und zwar dem, welches für diesen oder jenen dem Phänomen zugewendeten Sinn als das weniger passive erscheint. Den Stein, welchen wir prüfen, nennen wir weich, wenn er an einem dagegenschlagenden Stahl zerschellt, oder ohne Funkenbildung zertrümmert wird; wir nennen ihn hart, wenn er unverfehrt bleibt, Funken gibt und von dem Sahl glühend werdende Stückchen absprengt. Alle Wirkungen auf unsere Sinnesnerven nennen wir Eigenschaften der Körper außer uns, weil wir von der Zustandsveränderung unseres Nervs gar nichts wissen, und hier sogar die Vergleichung zwischen dem, was den Nerv als palpabler Reiz trifft, und was in Folge dessen in der Nervensubstanz vor sich geht, ganz wegfällt, die Wirkung des Reizes also wie ein ihm ganz passiv folgender Zustand unserer Wahrnehmung des außer uns Befindlichen auftritt.

Die Eigenschaften einer Seele also, sofern wir sie als etwas Substantielles anerkennen, sind nichts als Folgen der Beziehungen zwischen ihr und körperlichen Vorgängen, und nicht Componenten ihres Wesens, sondern abstrahirte Begriffe aus Phänomenen, welche mit bewußten Vorstellungen und wahrgenommenen äußeren Zustandsveränderungen unseres Körpers zusammen treffen, in so weit diese sinnlich erfassbar sind. Daß derartige Beziehungen zwischen ihr und Stücken des Rückenmarkes eben so vorkommen können als zwischen ihr und Hirnsubstanz, kann von vorneherein gar nicht geleugnet werden, und wer nicht Materialist ist, kann sich den Fortbestand dieser Beziehung nach Trennung des Hirns vom Rückenmark prinzipiell viel eher denken als der strenge Materialist, weil das Gesetz der Verknüpfung von Körper und Geist für den letzteren mit der Continuität der Materie stehend und fallend ist, für den Andern dagegen, unabhängig von dem gewöhnlichen causaln Zusammenhang materieller Erscheinungen, Gränzen haben könnte, welche jenen Fall der Trennung noch mit einschließen.

Prinzipielle Voraussetzungen und Möglichkeiten sind aber auch da nur gestattet, sofern die Erscheinungen des Lebens, also „Thatsachen“, damit in Einklang zu bringen sind. Alle Beweismittel, wel-

che hier herbegezogen werden können, sind von dem Verfasser in der entgegengesetzten Absicht mit großem Fleiß gesammelt. Sie alle gehen darauf hinaus, die Bewegungen Enthaupteter in ihrer Uebereinstimmung mit den voraussehbaren willkürlichen nicht Enthaupteter darzustellen; alle Beweise für die sensorische Thätigkeit des Rückenmarkes fußen auf der identischen Grundlage beyder Bewegungen, und der Beweis der sensorischen Eigenschaft des Rückenmarkes auf der aus den Thatsachen scheinbar bewiesenen Willkühr in den Bewegungen Enthaupteter. Der Ausgangspunkt des Beweises ist der richtige; denn es ist der einzige. Nur aus den Bewegungen können wir, als den bey Experimenten überhaupt möglicher Weise hervorrufbaren Phänomenen, auf das ihnen zu Grunde liegende Prinzip, und ihren Ausgangspunkt schließen. Die Deutung der Bewegungen als willkürliche oder unwillkürliche schien uns anfänglich allein abhängig von dem subjectiven Standpunkt der Beurtheilung, im Verlauf unserer Untersuchung aber fand sich, daß ganz abgesehen von dem subjectiven Standpunkt, am meisten aber von dem Standpunkt des Verfassers aus, die Annahme einer Willkühr in jenen Bewegungen durchaus unstatthaft erscheint; denn die factische Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit dieser mit denen des nicht Enthaupteten liefert eben den Beweis, daß bey der Verschiedenheit des Mechanismus in beyden Fällen nicht eine Identität der Impulse für die gleichen Effecte des Mechanismus vorausgesetzt werden kann. Damit stimmt auch sehr gut das vom Verfasser erwähnte merkwürdige Verhalten gewisser niederer Thiere, welche sich durch Theilung fortpflanzen. Keinem Beobachter wäre es eingefallen, hiebey die Theilung eines Willens, nämlich des Mutterthieres in zwey vorzusetzen, wären die an dem neuen Individuum wahrgenommenen Bewegungen mit denen des Mutterthieres so übereinstimmend angetroffen worden, daß für sie das gleiche Bewegungsprincip wie für die des letzteren hätte vorausgesetzt werden können. Gerade die Incongruenz der Bewegungen beyder noch zusammenhängender Gebilde ließ dieerspaltung des ursprünglich Einen Willens vermuthen, und man konnte sich leicht denken, daß die in dem neuen Gebilde auftretenden materiellen Bedingungen einem bestimmten Willensimpuls gegenüber das ganze

Phänomen der Bewegung verändern mußten. Die Identität zweyer Bewegungsformen an zwey verschiedenen Mechanismen kann unter allen Bedingungen nur eine Differenz ihrer Impulse voraussetzen lassen.

Demgemäß liegen in den Thatsachen gar keine Beweise für die sensorischen Thätigkeiten des Rückenmarkes, denn sie können die Schlussfolgerung auf sie, als von dem Willen ausgehenden, welcher das Ganze beherrscht hatte, nicht stützen, und da diese Bewegungen zu weiter keinen anderen Schlussfolgerungen führen können, haben sie auch keine Beweiskraft für den Fortbestand anderer als bewusster Geistesthätigkeiten, die dem Rückenmark anhaftend geblieben wären, welcher von occasionalistischem Standpunkt aus a priori nicht zu läugnen, durch die Thatsachen aber auch nicht zu beweisen ist.

Ich gebe gerne zu, daß auch mich die Annahme schlagfertiger Mechanismen in den Centralorganen, gegenüber äußeren oder inneren Impulsen, nicht befriedigen kann, so lange damit nur eine vage Bezeichnungswaise der Ursachen geregelter Bewegungen gegeben ist, und wir keine weitere Einsicht in die Anordnung und die Verknüpfung dieser Mechanismen unter einander und in ihre Beziehungen zu der Seele haben. Aus diesem Grund kann ich auch keine Theorie jener bey Enthaupteten wahrnehmbaren Bewegungen geben, und hier, wo ich nur als Referent aufträte, versuchen, die mir richtig scheinenden Wege zu ihrer Beurtheilung anzudeuten, sondern muß mich begnügen nachgewiesen zu haben, wie wenig Beweismittel durch die Zusammenstellungen des Verfassers für die sensorischen Thätigkeiten des Rückenmarkes beygebracht werden konnten, und wie vielfach ein consequenter Materialismus gegen die einfachsten Gesetze des Denkens und gegen die natürliche Auffassung des Thatsächlichen verstoßt, trotz dem, daß er auf seinen rationell empirischen Standpunkt pocht, und von „Theorien“ nichts wissen will, in deren Fallstrick er, den handgreiflichsten Phänomenen zum Troß, unvermerkt verwickelt wird.

Das IV. Capitel mit der Ueberschrift „die Lehre von den Leitungsgesetzen der Reflexionen“ enthält erstens allgemeine Untersuchungen, in welchen die verschiedenen Theorien der Lehre von der Irradia-

tion durchgemuffert und kritisiert werden, ohne daß der Verfasser eine mehr als hypothetische, wie er selbst sagt, und wie uns in der That auch scheint, wenig motivirte an ihre Stelle setzt. Zweitens werden aus einer Anzahl von Krankengeschichten folgende Gesetze der Reflexe als statistische Mittelwerthe gewonnen, welche deshalb beachtenswerth sind. Diese Gesetze sind folgende:

1) Wenn dem Reiz, welcher einen peripherischen Empfindungsneven trifft, Muskelbewegung auf nur einer Körperhälfte als Reflexe folgen, so befinden sich dieselben ohne Ausnahme auf derjenigen Körperhälfte, welcher auch der gereizte Empfindungsneve angehört. „Gesetz der gleichseitigen Leitung für einseitige Reflexe“.

2) Wenn die durch eine gereizte Empfindungsfaser bedingte Veränderung im Centralorgan einseitige Reflexe bereits ausgelöst hat, und indem sie sich weiter verbreitet, auch Motoren der entgegengesetzten Rückenmarkshälfte erregt, also doppelseitige Reflexe erzeugt, so werden stets nur solche Motoren innervirt, die auch bereits auf der primär afficirten Seite erregt sind, so daß also doppelseitige Reflexe nie in gekreuzter Richtung erzeugt werden. „Gesetz der Reflexions-Symmetrie“.

3) Sobald die Erregung einer Empfindungsfaser Reflexionen in beyden Körperhälften auslöst, und zwar in der Weise, daß diese Krämpfe auf einer Seite intensiver als auf der anderen auftreten, so befinden sich die stärker am Reflex beteiligten Muskeln auf derjenigen Seite, welcher auch die gereizte centripetale Faser angehört. „Gesetz des ungleich intensiven Auftretens des Reflexes auf beyden Körperseiten bey doppelseitigen Reflexen“.

4) Den Vorgang, durch welchen Reflexe, die sich im Bereich bestimmter Nerven lokalisiert hatten, auf benachbarte Geflechte übergeben, nennt der Verf. „intersensitiv-motorische Bewegung“ und gibt hierfür als Gesetz an, daß im Gehirn diese Bewegung gegen die medulla oblongata gefehrt ist, und im Rückenmark eben so, so daß sich die Bewegungen vom Gehirn und vom Rückenmark ausgehend in der medulla berühren. Er spezifizirt diese allgemeinen Gesetze weiter und sagt:

- a) Wenn ein cerebraler Empfindungsnerve, also auch ein Sinnesnerve, in einer Weise erregt wird, so daß er Reflexe auslöst, und man vergleicht den direct erregten Empfindungsnerve mit dem reflektorisch erregten motorischen, so findet man, daß die Wurzeln beyder Nerven entweder mehr weniger in gleichem Niveau am Centralorgan liegen oder der motorische Nerve immer weiter nach hinten gelegen ist als die sensitive Wurzel. Geht der Reflex von hier aus weiter auf benachbarte Nerven, so geht der Weg dieser „Reflex-Irradiation“ vom primären Reflerniveau nach hinten in der Richtung zur medulla oblongata.
- b) Hat ein primär gereizter Rückenmarksnerv Reflexe in Motoren ausgelöst, welche mit ihm in nahezu gleichem Niveau liegen, und verbreitet sich von da der Reflex weiter, so geschieht dies nach aufwärts, also ebenfalls in der Richtung gegen die medulla oblongata.

5) Löst eine primär gereizte Empfindungsfaser Reflexe aus, so können diese absolut nur an drey Stellen des Körpers auftreten, mögen sie einseitig oder doppelseitig seyn. Nämlich:

- a) Der Reflex erscheint in denjenigen motorischen Nerven, welche mit den gereizten Empfindungsfasern nahezu auf dem gleichen Querschnitt in der Höhe des Wurzelaustrittes jener aus dem Rückenmark liegen.
- b) Entsteht der Reflex in Motoren, welche entfernt oder sehr entfernt von jenem Querschnitt liegen, so sind die reflektorisch erregten Motoren stets solche, welche aus der medulla oblongata entspringen.
- c) Der Reflex erscheint, ohne daß bestimmte Muskelparthien der vorzugsweise Sitz reflektorischer Convulsionen oder Krämpfe sind, in sämtlichen Muskeln des Körpers.

Das V. Capitel liefert eine Reihe pathologischer Fälle zur Erhärtung der aufgestellten Gesetze mit physiologischen Epikrisen.

Das VI., VII. und VIII. Capitel enthält eigene Experimente des Verfassers zur Bestätigung seiner im III. Capitel aufgestellten und prinzipiell

vertheidigten Lehre von den sensorischen Thätigkeiten des Rückenmarkes, und zwar beziehen sich die im Capitel VI mitgetheilten auf die Feststellung des Unterschiedes zwischen wirklich reflektorischen und willkürlichen nicht reflektorischen Bewegungen kopfloser Thiere oder Thierstücke.

Der Entscheid wird der Beurtheilung überlassen, ob die beobachtete Bewegung und Beziehung auf den als fortbestehend gedachten Erhaltungstrieb zweckmäßig sey oder nicht. Die hier benützten Thierstücke sind der Schwanz der Salamandra maculata, des Aales, des Käggchens. Die beobachteten Bewegungen in Folge der Einwirkung von Hitze auf die eine Fläche des Schwanzes sind Abkehrung des Schwanzes von der Flamme: zweckmäßig, und darum willkürlich; Hereinschlagen des Schwanzes gegen die Flamme; so daß sie „oft auslöschte“; wenn die Thiere mit Estrychnin oder Opium vergiftet waren: reflektorische Bewegung. Die Experimente habe ich, so viel ich ihrer nachmache, bestätigen können.

Die Zweckmäßigkeit des Abwendens des Schwanzes wird man nicht leugnen können, die Zweckmäßigkeit des Auslöschens auch nicht. Der Schwanz am unversehrten Thier peitscht hin und her, wenn man ihm ein Licht nähert, der abgetrennte Schwanz biegt sich, wie ein von einer schiebenden Gewalt gedrängter Körper, langsam und ohne irgend einen Versuch zu machen, sonst wie der Gefahr zu trotzen, von der Flamme ab, und diese Bewegung hat etwas so rein Mechanisches, daß man ohne vorgefaßte Meinung hier viel weniger eine willkürliche Bewegung vermuthet als in den hin- und herschleudernden Bewegungen, wie sie bey dem unversehrten und in den kräftig gegen die Flamme schlagenden Bewegungen, wie sie bey dem narkotisirten Thier vorkommen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. November.

Nro. 58.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Considerazioni ed esperienze intorno al magnetismo delle rocce del socio ordinario Macedonio Melloni. Memoria I. Sulla polarità magnetica delle lave e rocce affini letta nella tornata del 21. gennajo 1853, ed approvata per gli atti nel giorno medesimo.

Im Eingange zu dieser Abhandlung werden die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Breislak, Guyton und Humboldt gemachten Beobachtungen angeführt, welche Anzeigen von bipolarem Magnetismus im Tuff von Rocello, im Basalt von Drevin und in Schieferfelsen bey Heidelberg auffanden. Melloni wundert sich darüber, daß solche Thatsachen im ersten Drittel des laufenden Jahrhunderts fast gänzlich in Vergessenheit gerathen konnten, obschon der letzte und berühmteste von den eben genannten drey Naturforschern noch in dem 1826 zu Paris herausgekommenen Essai géognostique sur le gisement des roches auf die Anwesenheit von bipolarem Magnetismus im Trachyporphyr des Chimborasso und des Dorfes Voisaco bey Quito hinwies. Die Physiker und Geologen beobachteten nach dem Ausspruche unsers Autors ein absolutes Stillschweigen über diese interessanten Erscheinungen, und Einzelne leugneten sogar geradezu das Daseyn der magnetischen Bipolarität in Substanzen, welche Eisen in sich aufgenommen haben, wie namentlich Becquerel bis zum Jahre 1847 hin. Eine solche Behauptung wird jedoch nicht bloß durch die eben angeführten Thatsachen, sondern schon durch

eine frühere von Romé de l'Isle gemachte Beobachtung widerlegt, wornach in Krystallen des Eisenglanzes bipolarer Magnetismus aufgefunden wird. Erst vor wenig Jahren sey das Vermögen eisenhaltiger Substanzen, bipolaren Magnetismus anzunehmen, durch die zahlreichen Versuche von Delesse, welche sich auf die schon früher von Tralles, Hausmann und Henrici erhaltenen Resultate stützen, ausführlich bestätigt worden.

Melloni bediente sich zu feinen in dieser ersten Abhandlung vorgenommenen Untersuchungen theils einer gewöhnlichen Boussole, theils eines besondern, Magnetoscop genannten, Instrumentes, das sich von einer astatischen Doppelnadel, wie man sie in den galvanischen Multiplicatoren zu gebrauchen pflegt, in nichts als in seinen Dimensionen unterschied. Dessen einander entgegengesetzte Nadeln hatten eine Länge von 9 Centimetern und waren eben so weit von einander entfernt; die eine befand sich am Boden eines cylindrischen Gefäßes, die andere an dessen oberem Rande über einem getheilten Kreise, und eine in ihrer Mitte durchbohrte Glascheibe deckte das cylindrische Gefäß in einer Entfernung von 5 oder 6^{mm} oberhalb der obern Nadel zu. Ueber dem centralen Loche dieser Scheibe ist eine 20 Centimeter hohe Glasröhre befestigt, durch welche der Seidenfaden, an dem das System der astatischen Nadeln aufgehängt ist, hindurch geht. Auf dem obern Ende dieser Röhre ist eine Vorrichtung angebracht, mittelst welcher man dem Seidenfaden die rechte Länge und eine solche Stellung geben kann, daß derselbe durch den Mittelpunct des getheilten Kreises hindurch läuft. Um die untere Nadel in den Glascylinder hinablassen zu können, ist in den

getheilten Kreis längs einer seiner Durchmesser eine dazu hinreichend breite Spalte eingearbeitet, und zugleich ist dieser getheilte Kreis um seinen Mittelpunkt drehbar eingerichtet mittelst eines zweyten, vom Boden des ersten aufsteigenden cylindrischen Gefäßes.

(Schluß folgt.)



Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, 2c.

(Schluß.)

An sich kann uns also die zappelnde hin- und hergehende Bewegung des Schwanzes, sein Abbiegen von der Flamme, also sein Ausweichen, oder sein Hereinschlagen gegen die Flamme, zumal wenn es gelingt, sie wirklich auszulöschen, in gleichem Maaß willkürlich erscheinen, weil alle diese drey Akte im günstigen Fall wenigstens zu einer für das Thier glücklichen Befreyung von der Gefahr führen können, also den Zwecken des Erhaltungstriebes entsprechend sind. Ein Thier, das noch nie den Strahlen eines glühenden Körpers ausgesetzt war, hat nicht die Vorstellung wie der Experimentator von der Ursache, die den Schmerz oder ein unbehagliches Gefühl der steigenden lokalen Erwärmung der Haut verursacht. Das ganze Thier bezeugt durch die unruhigen, hin- und herschleudern- den Bewegungen des Schwanzes, daß es überhaupt nur Schmerz fühlt, dessen es sich auf irgend eine Weise durch Bewegungen zu entledigen sucht. Der Schwanz aber soll für sich eine größere Einsicht in die Natur der Flamme haben als das ganze Thier, und vorsichtig die Flamme vermeiden, von deren Richtung und Anwesenheit er gar nichts wissen kann, sich also zweckmäßig und kluger Weise von dem heißen Körper abbiegen, ohne auch nur einmal zu versuchen, ob er, da der Reiz von der nachgeschobenen Flamme nicht durch die Abbiegung entfernt werden kann, sich durch eine entgegengesetzte Bewegung beseitigen läßt? oder hat der Schwanz auch noch eine Ahnung davon, daß der Experimentator ihm bey

seinem Ausweichen die Lampe immer wieder nahe rückt?

Bev der völligen Unkenntniß der räumlichen Anordnung derjenigen centralen Nerven-elemente, durch welche eine Uebertragung der Erregungszustände von einem Punkt auf den anderen erfolgt, und von der Nothwendigkeit, mit welcher auch einem wirklichen Willensimpuls gegenüber innerhalb gewisser Gränzen eine Uebertragung durch unvermeidlich mechanische Zwischenactionen stattfinden muß, läßt sich durchaus nicht entscheiden, welche von jenen drey Arten der für sich betrachtet zweckmäßigen Bewegungen in höherem Grad oder ausschließlich als willkürliche angesehen werden soll.

Das VII. Capitel gibt eine Reihe von Experimenten an Fröschen, bey welchen in bekannter Weise die Essigsäure als Reiz angewendet wird, und wobey die ebenfalls bekannte Manipulation des Thieres, die Säure abzumischen, näher zergliedert, und zu dem Behuf der schon so oft angestellte Versuch variiert wird. Die in Folge derartigen Reizes auftretende Bewegung ist eine äußerst complicirte, wobey sich eine Reihe in Beziehung auf Lokomotion des Fußes entgegengesetzter Bewegungen ablösen, um wie es scheint, einem bestimmten Zweck zu genügen, den der Erhaltungstrieb verlangt, und dessen Inhalt Entfernen der ägenden, schmerzenden Säure ist.

Eingangß dieses Capitels polemisiert der Verf. gegen die besonders von Loge, aber auch von vielen Anderen mit der Natur vertrauten Experimentatoren vorausgesetzten Nerven-Mechanismen, durch welche die Ausführung gewisser Vorsätze sowohl als die Form unwillkürlicher Bewegungen zum Heil des Organismus bestimmt wird. Können diese Vorstellungen auch uns noch nicht ganz befriedigen, wie oben hervorgehoben wurde, so lassen die Thatsachen nicht zweifeln, daß sie bestehen, und mit welchem Recht der Verf. sich zum Richter über die „feichten Argumentationen“ eines Loge aufwirft, mag die Logik dieses Autors entscheiden, welche wir mehrmal schon zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, und welche sich auch hier wieder zeigt. Er sagt S. 121: „Es ist höchst sonderbar, warum man den Mechanismus in den motorischen Apparaten sucht, und

nicht eben so in dem Bewußtseyn. (Man sucht ihn aber nicht in den motorischen Apparaten, sondern in der Verknüpfung dieser mit den Empfindungsapparaten. Ref.). Wie aber alles Leben in der Natur als Ausfluß bestimmter Ursachen bestimmte Gestalt fordert, diese Pflanze solche Blätter und Blüthen, jene andere treibt, so liegt es in dem Leben des Bewußtseyns begründet, daß auch es in bestimmter Weise sich offenbart und Gestalt und Form annimmt, weil das Gesetz es so bedingt.“ Nun halte man aber den Standpunkt des Verfassers fest! Das Bewußtseyn ist ihm eine Resultante der Nervenproceße; das Gesetz seines Bewußtseyns ist das Gesetz der Aufeinanderwirkung der Nerven-Moleküle. Das Gesetz dieser Aufeinanderwirkung bedingt die Form der Bewegungen, gleichgültig, ob wir sie reflectorische oder willkührliche nennen, so daß also beyde von Nervenmechanismen abhängen, gegen welche unmittelbar vorher so heftig polemisiert wird. Entweder es sind zwey Mechanismen da: einer für bewußte (willkührliche) und ein zweyter für unbewußte, reflectorische Bewegungen, oder es ist ein Mechanismus da, der je nach Aenderung seines Zustandes oder der Natur des Angriffes mechanisch und nothwendig entsprechende Variation der Bewegungsform erzeugt. Niemals hat das Bewußtseyn Noth von diesem Mechanismus, und durch das Bewußtseyn kann hierüber nie entschieden werden. Sind zwey Mechanismen da — nun gut! Dann bedient sich der Wille eben des einen von ihnen, was Lohé auch behauptet; ist bloß einer da, welcher var'irt werden kann, dann ist der Mechanismus nie das Bewußtseyn im einen Falle oder das Nichtbewußtseyn im anderen Falle selbst, sondern in beyden Fällen sind diese mechanischen Proceße eben wiederum die Mittelglieder, durch welche die endliche Form der Bewegung bestimmt wird, und wir sind abermals auf dem alten Standpunkt, und die emphatische „Argumentation“ des Verfassers bringt uns der Einsicht um keinen Schritt näher.

Das Prinzip der ersten Versuchreihe ist: erstens zu sehen, mit welchen Mitteln der decapitirte Frosch die ätzende Säure zu entfernen sucht, und zweitens, welche Mittel erarriffen werden, wenn die zuerst gewählten entfernt sind.

Was die Methode des Thieres selbst betrifft, den Reiz zu entfernen, so läßt sich hierin, wie schon Volkmann hervorgehoben hat, sehr wenig vernünftige Zweckmäßigkeit erkennen, wenn man sieht, wie das Thier die ätzende Substanz mit immer mehr Hautstellen in Berührung bringt. Es wäre freylich zu viel von einem geköpften Frosch verlangt, wenn er die Natur der Essigsäure und diese selbst gleich an dem ersten Jucken erkennen sollte, das sie ihm verursacht; es wird also nichts einzuwenden seyn, wenn das Thier den Tarsus gegen die gereizte Hautstelle bewegt. Ist dieß aber einmal geschehen, so sieht man nicht ein, warum immer wieder dieselbe Bewegung gemacht wird, da doch das verstümmelte Thier nach des Verfassers Annahme noch gelehrt ist, indem es, wenn die eine Reihe von Bewegungsmitteln (das Bein, mit dem es gewischt hatte), weggeschnitten ist, nach und nach lernt andere eben so zweckmäßige auszusuchen, ja selbst darauf dressirt werden kann. Was das Letztere anbetrifft, so habe ich anderwärts nachgewiesen, daß durch die Auflösung von Reflexerbewegungen gewisse organische Zwecke erfüllt werden, so daß es nichts Auffallendes hat, wenn andere und neue Bewegungen, um dem zu genügen, auftreten, sobald die gewöhnlichen nicht ausführbar sind. Zum mindesten also lassen diese Beobachtungen noch mehrfache Deutung zu, wenn man das in Capitel III Erörterte gar nicht berücksichtigen will.

Endlich kann der Versuch nichts gegen die Wirkung einer Reflexfunction beweisen, wenn man einmal die Haut mit der Pincette knüpft, und dann an derselben Stelle Essigsäure applicirt, in Folge dessen im letzten Fall andere Bewegungen entstehen als im ersten. Die Differenz der Reize ist zu augenfällig als daß man das Gegenteil, nämlich eine Gleichartigkeit der Bewegung in beyden Fällen erwarten sollte, wie es der Verfasser thut.

Das VIII. Capitel enthält die dritte Reihe der speziellen Untersuchungen über die sensorische Function des Rückenmarkes.

A. Weil bey gleichzeitiger Reizung aller motorischen Nerven auf dem Querschnitt des Rückenmarkes nicht alle Muskeln in Contraction gerathen, wird geschlossen, daß nicht alle motorischen Nerven

zum Hirn aufsteigen, woraus (mit welchem Recht vom materialistischen Standpunkt aus, bleibt unbekannt) gelassen wird, daß das Rückenmark vermöge der vorausgesetzten Nervenenden im Mark sensorische Eigenschaften haben müsse. Ich habe früher und in meinem diesjährigen, in diesen Blättern veröffentlichten Bericht die hiehergehörigen Experimente besprochen, und gezeigt, daß die Nerven in ihrem Verlauf durch das Rückenmark mit verschiedenen Graden der Erregbarkeit ausgestattet sind, was das angeführte Phänomen erklärt. Auch bey der Annahme des Verfassers müßten wenigstens die in gleichem Niveau liegenden Nerven der Beuge- und Streckmuskeln gleichzeitig irritirt werden, während Thatsache ist, daß von den meisten Stellen, mit Ausnahme einer kleinen in der Mitte des Markes gelegenen, aus, in Folge gleichzeitiger Reizung des ganzen Rückenmarkes entweder Streckung oder Beugung ausschließlich eintritt.

B. Gesammelte Krankengeschichten zeigen, daß bey Druck oder Zerreißung des Rückenmarkes an höher oben gelegnen Stellen, nie Schmerzen in den Beinen entstehen, was nach des Verfassers Annahme und der Lehre von der Excentricität in der Empfindung (deren Mißliches übrigens von Volkmann bereits hinreichend hervorgehoben worden ist) entstehen müßten, wenn die Nerven im Mark bis zum Hirn aufstiegen. Es entstehen also keine Schmerzen; die bewußte Empfindung resultirt aus der Correspondenz des Hirn- und Rückenmark-Sensoriums. Müßten aber die Componenten dieselben Eigenthümlichkeiten zeigen wie die Resultante? Wo liegt hier ein Beweis dafür, daß unterhalb des Kopfes etwas geschieht, worüber allein das Bewußtseyn, das eben unterhalb des Kopfes sich nicht subjectiv bemerklich macht, entscheiden könnte? Kopf und Rumpf hin doch Ich; warum sollte dieses Ich nicht zwey Bewußtseyn haben können, wenn die materielle Einheit, die die Bewußtseyns-Einheit vermittelt, auseinander fällt und sich in zwey materielle Einheiten mit zwey sonst nur gekuppelten Bewußtseyns-Einheiten spaltet?

Ueber das IX. Capitel, das von der Bewegung Schlafender handelt, gehen wir hinweg, da nur ganz gezwungen und für Einzelfälle eine Nehn-

lichkeit zwischen den Bewegungen Schlafender und Enthaupteter aufgefunden werden kann, und die Vergeßlichkeit des Bewußtseyns Schlafender über Gegenwart oder Abwesenheit des Bewußtseyns überhaupt in dem einen oder anderen Fall gar nicht entscheiden kann.

Am Schluß gibt der Verfasser eine dankenswerthe tabellarische Zusammenstellung der Fälle von Reflexerscheinungen (57 an der Zahl) als Belege für seine Lehre von der Reflexleitung, welche im IV. und V. Capitel entwickelt wurde.

Ich glaube nicht, daß diese Schrift die naturgemäße und auf den Thatsachen des Bewußtseyns selbst beruhende Annahme von der Einheit und Untheilbarkeit des Bewußtseyns erschüttern könne, indem selbst eine Consequenz der von uns nicht zu billigenden Grundgedanken, statt den Beweis von dieser Theilbarkeit näher zu rücken, ihn immer ferner schiebt, während die allen Thatsachen entsprechende Auffassung des occasionalistischen Verhältnisses zwischen dem einheitlichen Leib und der einheitlichen Seele, wie es von Løse benannt worden ist, und wie es Kant unter dem Namen der prästabilirten Harmonie, wie es endlich unser gewiß nicht einer mystischen Richtung anzuklagender Haller mit wenigen einfachen Worten höchst charakterisirend angedeutet hat, nicht allein Befriedigung für die Betrachtung der individuellen Erscheinungen unseres gegenwärtigen Lebens gewährt, sondern auch in die jenseits der individuellen Gränzen gelegnen allgemeineren und höheren Beziehungen einen nicht unserm „Hochmuth“, sondern unserem geistigen Rechtsanspruch genügenden Gesichtspunkt verschafft.

Dr. C. Harless.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. November.

Nro. 59.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae libro XXXV, partulae I. II. III. Germanico sermone interpretatus est et commentario critico et exegetico instruxit J. Chr. Elster, Phil. Dr. et Gymnasii Conrector. Helmstedt 1851 — 53. 4. 31, 24 u. 19 S.

Die Bekanntschaft des Verfassers dieser Programme mit dem genannten Buche der Naturgeschichte des Plinius schreibt sich von dem Jahre 1811 her, wo er Vorlesungen von Heyne über dasselbe hörte, der es den Mitgliedern des philologischen Seminars erklärte, und den Verfasser, der schon damals ein besonderes Interesse an der Zeichenkunst bewies, — das er heute noch dadurch bezeugt, daß er den Zeichenunterricht an dem Helmstedter Gymnasium ertheilt, — aufforderte, sich der vielfach verdorbenen und unrichtig erklärten Stellen dieses Buches anzunehmen, welche von der Malerey der Alten handeln. Früher mit seinen in dieser Beziehung gemachten Studien hervorzutreten*), wurde er dadurch verhindert, daß ihm der Text an vielen Stellen verdorben schien, wo ihm die damals zu Gebote stehenden Hilfsmittel nichts Besseres an

die Hand gaben. Nachdem aber der Unterzeichnete die treffliche Bamberger Handschrift verglichen und das Resultat seiner Vergleichung bekannt gemacht, und Sillig dasselbe in der Separatausgabe dieses Buches in seiner Bedeutung für die einzelnen Stellen noch näher erwogen hatte, nahm er keinen Anstand, mit seinen Studien in der Weise vor die Oeffentlichkeit zu treten, daß er einzelne Abschnitte (im ersten Programme die Paragraphe 1 — 30, in welchen Plinius von der Art und der Geltung und Bedeutung der Malerey bey den Griechen und Römern, und von den Farben handelt, im zweyten und dritten die Paragraphe 79 — 87 und 88 — 97, wo von Apelles die Rede ist), in der nach seiner Ansicht möglichst richtigen Gestalt abdrucken ließ, eine deutsche Uebersetzung beygab, und das in kritischer und exegetischer Hinsicht Bemerkenswerthe in lateinischen Anmerkungen hinzufügte.

Den Text hatte Herr Elster nach der Sillig'schen Ausgabe vom Jahre 1836 und der als Anhang derselben beygegebenen Collation der Bamberger Handschrift und den Bemerkungen des Unterzeichneten bereits gestaltet, als ihm die Sillig'sche Separatausgabe des 35. Buches vom Jahre 1849 in die Hände kam, weshalb er in Orthographie und Interpunction sehr oft, in andern Dingen nicht selten so davon abgewichen ist, daß auch der Sinn dadurch ein anderer wird. Diese Stellen sollen hier in möglichster Kürze besprochen werden.

Wenn §. 2 in den Worten cum expeteretur a regibus populisque der Vulgata der Vorzug vor der Lesart der Bamberger Handschrift eingeräumt

*) Im Jahre 1838 gab er ebenfalls als Programm des Helmstedter Gymnasiums Prolegomena ad Excerpta Pliniana ex lib. XXXV. histor. nat. heraus, die dem Ref. nur dem Titel nach bekannt sind.

wird, welche hier und an andern ähnlichen Stellen die Präposition *a* nicht hat, so mag es daher kommen, daß der Begriff des Wortes *expeti*, der hier dem *probari* verwandt ist, nicht richtig erfaßt worden ist, was sich aus der Uebersetzung: „Damals, als sie von Königen und Völkern in Anspruch genommen wurde,“ abnehmen läßt. Eben daselbst schließt er sich in der Aufnahme der Lesarten *dilatata* und *lapide pingere*, statt *dilatantia* und *lapidem pingere* an den Ref. an, der übrigens nach den von Sillig gegebenen Beispielen den intransitiven oder eigentlich passiven Gebrauch des Wortes *dilatantia*, welches fast alle Handschriften bieten, nicht mehr für so unmöglich hält als früher. Dagegen sind die Worte *lapide pingere* gewiß mit Recht aufgenommen; in der Anmerkung ist aber unpassend auf eine Stelle des Seneca (ep. 86, 5) hingewiesen, wo von der *circumlitio* die Rede ist, die eben auf *lapidem pingere* hinführen würde, während diese Worte auf das Vorhergehende: *verum et interraso marmore vermiculatisque ad effigies rerum et animalium crustis* zu beziehen sind, in welchen Hr. E. nicht richtig übersetzt hat: „mit zerfägtem Marmor“, da dieses sich nur von dünnen Marmorplatten denken läßt; wogegen Plinius ohne Zweifel eingelegte Arbeiten im Sinne hatte.

§. 2. §. 4 sind die Worte *surdo figurarum discrimine* mit Berufung auf die Bamberger Handschrift und den Ref. auf das Folgende *statuarum capita permutantur* bezogen, während Sillig (dem Ref. in diesen Blättern Nr. 53. S. 429 beigestimmt hat) *Aerei ponuntur clypei, argenteae facies, surdo figurarum discrimine* zusammenfaßt, als Gegensatz zum Vorhergehenden *Imaginum quidem picturae qua maxime similes in aevom propagabantur figurae*, wo, wie hier unter *figura*, ähnlich dem Französischen *la figure*, die Gesichtsbildung zu verstehen ist, wogegen es Hr. E. in der Anmerkung auf die ganze Gestalt bezieht. — Daß Ref. ebendasselbst in den Worten *furisque detrahat laqueus*, wie sie bey Hr. E. lauten, die Lesart der Bamberger Handschrift, *laqueum* für richtig hält, jedoch anders erklärt als Sillig, hat er a. a. D. bereits ausgesprochen; auch möchte im folgenden Paragraphen *Epieurius voltus* statt *Epieuri* nach

Sillig's Nachweisen als Plinianisch fest zu halten seyn.

§. 9 hat Hr. E. die Conjectur des Ref. *siquidem nunc . . dicantur* aufgenommen, die auch Sillig nicht geradezu verwirft, obschon er *non* geschrieben hat; unrichtig steht aber hier und §. 19 vor *siquidem* ein Punkt.

§. 11 verdient das auch auf die Empfehlung des Ref. aufgenommene *ut praesentes esse ubi credi possent* wohl den Vorzug vor dem Sillig'schen *et eludi*, wo die Conjunction aller Gewähr entbehrt; doch hat die Hergische Conjectur *ceu di* offenbar noch mehr für sich.

§. 12 paßt *Suorum vero clypeos* ganz gut in den Sinn; mißlich ist nur, daß die Handschriften durchaus bloß *Verum* haben. Eben daselbst möchte die Construction *si liberum turba parvulis imaginibus ceu nidum aliquem subolis pariter ostendat* der Weise des Plinius angemessener seyn als die hier aufgenommene *turbam . . ostendant* (*clypei*).

§. 14 entbehrt, nach der Sillig'schen Ausgabe zu schließen, der Consulname *Q. Fabio* statt *Fulvio* aller Autorität, im Folgenden war *tutelae Capitolio redemptor* nicht gegen *Capitolii* aufzugeben.

§. 15 ist *Aegyptiis* statt *Aegyptii* nur Druckfehler.

§. 16 ist das Sillig'sche: *Primus invenit eas colore testae . . tritae Ecphantus* ohne Zweifel der hier festgehaltenen *Vulgata*: *Primus invenit eas colorare testa . . trita Cleophantus* vorzuziehen.

§. 17 ist kein Grund vorhanden *demiror* statt des Handschriftlichen *miror* zu schreiben.

Wenn §. 21 Sillig meist nach der Bamberger Handschrift *sed ea re inrisu et iam contumeliae erat* geschrieben hat, während hier die *Vulgata* *sed ea res in risu et contumelia erat*, so muß Ref. gestehen, daß, wenn man *ea re* schreibt, und also die Person zum Subjecte macht, die Präposition in ihm geeigneter scheint, als der Dativ; er möchte daher jener den Vorzug geben. — Die etwas verwickelte Construction im Folgenden hat

Ref. in den *N. Jahrbüchern für Philol. und Pädagog.* Bd. LXVII. Hft. 4. S. 453 f. zu erklären versucht.

§. 24 sind auf die Empfehlung des Ref. die Worte *res distraxisset* eingesetzt, die vorzüglich wegen des *Plusquamperfect* uns verdächtig sind. In keinem Falle möchte aber *distrahere* hier mit „verschleudern“ zu übersetzen seyn.

Warum §. 25 die *Vulgata* *qualem me reris* beybehalten ist, ist nicht klar, da die Lesart der *Bamberger Handschrift*, *noris*, auf welche auch die *Corruptelen* der andern *Handschriften* hinführen, einen guten Sinn gibt.

§. 29 ist die *Hardinische* Lesart: *qui monochromatea genera picturae vocaverint* beybehalten, während alle *Handschriften* *mox neogrammatea* haben und die *Bamberger* unten *vocantur*, weshalb *Sillig* geschrieben hat: *quae mox neogrammatea genera picturae vocantur*. Das Wort *neogrammatea* ist allerdings ein ganz neues; doch könnte *Plinius* geschrieben haben: *Qui mox neogrammatea genera pieturae quae vocantur (invenerint)*. Was *Ref.* früher vermuthet hat, *Qui quae more u. s. w.*, leidet mit der *Sillig'schen* Schreibweise an einem gleichen Fehler, nämlich daß *mox* zu dem *Präsens* *vocantur* gezogen wird, während es, wenn man *quae* nach *picturae*, wo es leicht ausfallen konnte, einsetzt, zu *invenerint* gehört und dem folgenden *deinde* entspricht.

Eben daselbst ist die *handschriftlich* nicht begründete *Vulgata* *quem quia inter hoc (lumen) et umbram esset* beybehalten, wodurch *tonos* gleichbedeutend mit *splendor* gemacht wird. *Sillig* hat sich dagegen an die *Bamberger Handschrift* gehalten, welche hat: *quod inter haec (splendorem et lumen) et umbras esset, appellarunt tonon*, und dieß ist wohl das Richtige. Der *Ton* eines Gemäldes beruht doch nicht auf dem Glanze der Farben, sondern auf der Mischung des *Hellen* und *Dunklen*, so daß man wohl sagen kann, der Fehler im Ausdruck des *Plinius* läge nur darin, daß er das, was eigentlich der *Gesamteindruck* ist, das *Dazwischenliegende* nennt. Man vergleiche wie *Ref.*

im *Kunstblatte* 1833. Nr. 51. die Sache zu erklären versucht hat.

In der *Erzählung* von der *Tafel*, auf welcher sich *Apelles* und *Protagoras* durch *Feinheit* der gezogenen *Linien* zu überbieten suchten — nur dieß kann *Ref.* in der Sache finden, und möchte daher mit *Hrn. Eifter* weder *subtilitas* mit „*Verständniß*“ noch *lineae* mit „*Contouren*“ übersetzen — hat *Hr. E.* geschrieben: *speetatum olim* statt *nobis ante* (worin allerdings *nobis* auffallend ist, daß der Zeit nach nicht auf *Plinius* bezogen werden kann, und also für *a nostris* stehen mußte), in den *Anmerkungen* aber vermuthet: *speetatum novitate*, was dem *Ref.* in dem Sinne: „wegen der ganz eigenthümlichen Erscheinung“ sehr annehmbar erscheint.

§. 86 ist wohl nicht mit Recht die *Vulgata* *Campaspen* beybehalten. *Sillig* schreibt den Namen dieser *Geliebten Alexanders des Großen* nach *Helian Paneasten*, *Ref.* ist aber der Ansicht, daß im *Pancaspen*, was die *Bamberger Handschrift* hat, ein Versehen des *Plinius* selbst, der π statt τ laß, zu suchen ist, das zu verbessern dem *Kritiker* nicht zusieht.

(Fortsetzung folgt.)

Considerationi ed esperienze intorno al magnetismo delle rocce del socio ordinario
Macedonio Melloni. Memoria I. etc.

(Schluß.)

Theils mit diesem Instrumente, theils an einer *Boussole* untersuchte nun *Melloni* 108 *Mineralien*, theils *Laven*, theils damit verwandte *Steinarten* aus verschiedenen Ländern und Fundorten in solcher Weise, daß er nicht deren *Anziehung* zur *Magnetnadel*, sondern die *Weite* ihrer *Abstoßung* des einen *Poles* der *Magnetnadel* bestimmte, weil er so mit einem *Schlage* sich von der *magnetischen Bipolarität* der untersuchten *Substanz* Ueberzeugung verschaffen konnte. Von 35 der *geprüften Substanzen* wurde das *Magnetoscop* bis auf 180 Grad abgetrieben: bey diesen bediente er sich daher der *Bouf-*

sole zur Untersuchung ihrer relativen Stärke und diese gab Ablenkungen von 45° an bis zu $0^\circ,8$ herab. Die übrigen 73 Substanzen hatten auf die Bouffole gar keine Einwirkung; am Magnetoscop aber zeigten dieselben noch repulsive Ablenkungen von 120° an bis zu 4° herab. Hieraus zog unser Experimentator den Schluß, daß Eaven und verwandte Gesteine bipolarisch magnetisch sind und zwar nicht, wie man bisher glaubte, bloß in seltenen Fällen, sondern in der Regel.

Indessen blieb Melloni hiebey nicht stehen, weil er den Einwurf fürchtete, daß so geringe Kräfte, wie sie im Magnetoscop zum Vorschein kommen, auch wohl andere als magnetische seyn könnten. Um einem solchen Einwurf zuvor zu kommen, überzeugte sich derselbe noch zum Ueberflusse:

- 1) daß die obigen vulkanischen Steine sich einander gegenseitig anziehen und abstossen,
- 2) daß sie vom Magnet angezogen und abgestossen werden, und
- 3) daß sich dieselben dem Erdmagnetismus gemäß einstellen.

Hiebey ergab sich zugleich, daß diese Kräfte, wenn sie dazu stark genug waren, durch eine Scheidwand von Holz, Pappe, Porcellan, Marmor und Metall, Eisen ausgenommen, hindurch zu wirken im Stande waren, wie die magnetischen.

Am Schlusse dieser Abhandlung bespricht unser Autor die schon von Humboldt aufgefundene und von Breislak und Scacchi bestätigte, ziemlich unerwartete Thatsache, daß Steinmassen von der hier besprochenen Art nicht im Geringsten Eisenseile an sich ziehen, während sie doch zuweilen mit nicht geringer Stärke auf die Magnetnadel einwirken. Nach Melloni's Dafürhalten hat diese Sonderbarkeit ihren Grund in der geringen Intensität der in solchen Steinen wirksamen Kräfte. So beträchtlich aus einander gezogene (diluirte) Kräfte nämlich können, wenn sie über einen großen Raum verbreitet sind, verglichen mit solchen, die in einen kleinern Raum eingengt worden sind, auf größere Entfernungen eine verhältnißmäßig stärkere, auf kleine Entfernungen dagegen eine verhältnißmäßig schwächere Wir-

kung zeigen. Um dafür ein Analogon auch unter den anerkannt magnetischen Körpern aufzufinden, nahm Melloni eine Stange reinen Eisens von 1 oder 2 Centimeter Dicke und 80 bis 100 Centimeter Länge und gab dieser eine verticale Stellung, damit sie den Magnetismus der Lage annehme. Brachte er deren unteres Ende in die Nähe der Bouffole, so zog dieses den einen Pol der Magnetnadel nach sich hin, während es den anderen Pol derselben Nadel von sich abstieß; senkte er aber diese Stange, ohne ihre vertikale Stellung zu ändern, in die Tiefe, bis ihr oberes Ende zunächst der Bouffole stand, so stieß dieses Ende den Pol der Magnetnadel ab, den das vorige angezogen hatte und umgekehrt. Diese Stange hatte also einen recht merklichen Magnetismus angenommen; gleichwohl war sie nicht im Stande die kleinsten Eisenstäubchen nach sich hin zu ziehen, oder auch nur an sich festzuhalten.

Zuletzt kündigt Melloni noch die völlige Uebereinstimmung der magnetischen Vertheilung in Anhäufungen von eisenhaltigen Substanzen, welche aus einem zuvor glühenden Zustande an der Oberfläche unserer Erde zum Erstarren gekommen sind, mit jener Vertheilungsweise an, die in Eisenmassen durch den Magnetismus der Lage hervorgebracht wird, und zieht daraus den Schluß, daß Gesteine solcher Art gleich bey ihrem Uebergange aus dem flüssigen in den festen Zustand den bipolaren Magnetismus angenommen haben; denn die Annahme einer langsamen Entwicklung der Coërcitivkraft in diesen Gesteinen durch die allmälige Einwirkung der atmosphärischen Luft auf dieselben, hat nicht viel Wahrscheinliches.

G. Mohs.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. November.

Nro. 60.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae liber XXXV.

(Fortsetzung.)

§. 88 ist wohl mit Recht die Sillig'sche Conjectur *quanti licerent opera effecta* statt *liceret* aufgenommen. — Eben daselbst paßte zur Uebersetzung: „der aus dem Gesichte der Menschen die Zukunft prophezeit“ offenbar die von Sillig angenommene Lesart der Bamberger Handschrift *ex facie hominum divinans* besser als die hier stehende *Bulgata ex facie hominum addivins*. Uebrigens sind die Worte: *ex iis dixisse aut futurae mortis annos aut praeteritae* jedenfalls unbedeutlich so übersezt: „wann jemand sterben werde oder gestorben sey“, statt „wie alt“; denn *annos* kann hier doch nur auf das Lebensjahr gehen.

In den Worten *viginti talentis auri* (§. 92) ist, nach der Anmerkung zu schließen, *auri* wohl nur aus Versehen weggelassen. Eben so scheint §. 94 nicht absichtlich *imaginem* statt *imagines* geschrieben zu seyn. — Eben daselbst ist die *Bulgata* in *Antoninae templo* der sachlich nicht wohl haltbaren Lesart der Bamberger Handschrift, in *Annae templo*, gegenüber so vertheidigt, daß sich gegen die Beybehaltung nichts einwenden läßt.

Gehen wir zu der Uebersetzung über, so ist für's Erste zu erwähnen, daß als Grund, warum dieselbe beygegeben ist, im ersten Programme S. 2 angegeben ist, daß sich bey Plinius so Manches, namentlich wo er von der Kunst spräche, nur in

der Muttersprache deutlich machen ließe. Daselbst werden auch die verschiedenen Arten zu übersezen besprochen und die Aufgabe des Uebersetzers dahin gestellt, daß er die richtige Mittelstraße zwischen dem slavischen Hängen an den eingebornen Wörtern und jenem freyen Uebersetzen einhalte, das sich damit begnügt, den Gedanken im Allgemeinen richtig wieder zu geben. Abgesehen davon aber, sagt er weiter, gebe es für den Uebersetzer noch zwey verschiedene Gesichtspunkte, je nachdem er es bezwecke, die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers in der andern Sprache möglichst fest zu halten, oder die Gedanken desselben ganz dem Geiste der andern Sprache anzupassen. Auch in dieser Beziehung habe der Uebersetzer des Plinius die Mittelstraße einzuschlagen. Seine Kürze und andrerseits seine rhetorische Ausschmückung der Rede müsse er noch zu ehren suchen; doch könne dieses nicht überall geschehen, ohne daß man mitunter wie in Räthseln spräche; dann sey eine Umschreibung erlaubt. Wo aber Plinius selbst eine Zweydeutigkeit hervorgerufen oder einen bey dem weiten Felde seines Werkes verzeihlichen Irrthum habe einfließen lassen, da sey in der Uebersetzung möglichst genau wieder zu geben, was man bey ihm finde.

Ref. kennt die Schwierigkeiten der Uebersetzung des Plinius aus eigener Erfahrung; er nimmt aber keinen Anstand, was hier darüber gesagt ist, als richtig zu bezeichnen, so fern bey dem zum Behufe einer Umschreibung Hinzugefügten die größte Vorsicht angewendet wird, ohne welche sich leicht Unrichtigkeiten aller Art einschleichen. Im Einzelnen mag aber hier wie andermwärts das Urtheil der ver-

schiedenen Uebersetzer oder auch der Leser oft auseinander gehen. Gerade solche Stellen, in welchen der Eine sein Original vorzüglich gut wieder gegeben zu haben glaubt, werden dem Anderen theils hart und steif, theils überhaupt verfehlt erscheinen; ein Ausdruck, der dem Einen ganz passend vorkommt, ist oft dem Andern unerträglich. Der Herr Verfasser wird es daher dem Ref. nicht verargen, wenn er Einiges der Art in Folgendem berührt.

Wenn §. 2, wo von dem Bestreben die Rede ist, die Aern und Flecken der verschiedenen Mar-morarten durch Kunst zu verschönern, die Worte qualiter illos nasci optarent deliciae übersetzt werden „so wie der verfeinerte Geschmack wünscht, daß die Natur sie hervorbrächte“, so ist der Begriff des Wortes deliciae wohl nicht richtig wiedergegeben, der hier vielmehr „Augenlust“ ist. Im Folgenden ist durch die Uebersetzung der Worte: nec cessat luxuria id agere, ut quam plurimum incendiis perdat, durch: „und die Ueppigkeit läßt nicht ab, so viel als möglich durch Feuersbrünste zu vernichten“ offenbar die Bitterkeit des Ausdrucks zum Theil verwischt; der Sinn ist: „und die Prunksucht sorgt unaufhörlich dafür, daß sie den Feuersbrünsten recht viel zu verzehren gibt.“

In ceromata sua (§. 5) war das Pronomen nicht auf das vorausgehende palaestras zu beziehen und zu übersetzen: „und die Salbstuben bey denselben“, sondern auf das Subject von exornant; die desidia, welche eben daselbst als die Ursache des Sinkens der Kunst bezeichnet wird, ist nicht so wohl Lässigkeit als Thatenlosigkeit.

Nach Erwähnung der wächsernen Ahnenbilder folgen §. 6 die Worte: Stemmata vero lineis discurrant ad imagines pictas, welche übersetzt sind: „An Schnüren liefen die Verzweigungen zu den colorirten Büsten“. Sollten aber hier nicht vielmehr von den Wachsbüsten verschiedene, an die Wand gemahlte Bilder anzunehmen seyn, die durch einen daselbst gezeichneten Stammbaum mit einander in Verbindung gebracht waren?

§. 9 entspricht dem Ausdrucke: „eine Bibliothek öffentlich weihen“ dem Lateinischen bibliothecam dicare nicht recht, was eigentlich heißt:

„sie dem öffentlichen Gebrauche übergeben; vgl. §. 12 in sacro vel publico dicare. Aehnlich ist §. 24 positas vulgo, was auch nicht gut: „dem Volke aufgestellt“ übersetzt ist.

Bey den Worten: monochromaton dictam, postquam operosior inventa erat §. 15 ist in der Uebersetzung: „nachdem die künstlichere Monochromenmalerey erfunden war“, ein unrichtiger Zusatz gemacht, denn operosior geht ohne Zweifel auf die Malerey mit mehreren Farben. — Ob §. 16 die Worte: iam tamen spargentes lineas intus bedeuten: „einige andeutende Striche innerhalb der Umrisse hie und da sind einschraffirend“, möchte auch zu bezweifeln seyn.

§. 17 muß es in den Worten: „und ich wenigstens betrachte keine andere, die in so langer Zeit bey dem Mangel des Daches gleichsam wie frisch gemalt, noch dauern, mit gleicher Bewundrung als diese“, der Zwischensatz: „die ... dauern“ auffallen; er gehört aber auch nicht hier herein; es ist vielmehr durantes, was hier als Opposition zu nullas gefaßt ist, auf das vorbergehende Exstant zu beziehen und bildet also einen Theil des Hauptsatzes.

Das Ehrenprädikat verstorbener Kaiser ist §. 21 u. f. ö. mit „vergöttert“ übersetzt, worunter der Deutsche etwas ganz anderes versteht. Richtiger wäre: „unter die Götter erhoben“.

§. 27 ist dependet eigen mit „herabragt“ übersetzt.

Die Unterscheidung der Farben austeri et floridi §. 30 ist nicht gut wiedergegeben: „ernste oder blühende“; das Erstere möchte eher unserem „trocken“ entsprechen (vgl. *αστηρός*), während die blühende Farbe den Begriff des Frischen, Saftigen gibt. Vgl. §. 97, wo die Worte ut eadem res nimis floridis coloribus austeritatem occulto daret übersetzt sind: „daß dasselbe Mittel die gar zu blühenden Farben verflachter Weise abdämpfe“.

Die Worte: cedebat Aesclepiodoro de mensuris (§. 80) sind übersetzt: „er stellte sich dem Aesclepiodorus in der Haltung nach“. Nach der Anmerkung stammt dieser Ausdruck aus H. Mayer's Geschichte der griech. Kunst Th. I. S. 163, und

er wird mit Beziehung der folgenden Worte: hoc est, quanto quid a quoque distare debeat so erklärt, daß die Entfernungen einzelner Figuren von einander darunter zu verstehen seyen, nach Maßgabe deren sie entweder größer oder kleiner erschienen. Uebrigens wird dabey noch bemerkt, daß die Maler wie die Bildhauer doch auch auf die Gliederverhältnisse, die Proportionen, Rücksicht nehmen mußten. Ref. ist der Ansicht, daß auch hier nichts anderes darunter zu verstehen sey, und also quid a quoque nicht auf die ganzen Figuren sondern auf die einzelnen Theile zu beziehen ist. Damit vereinigt sich auch am besten der von demselben Maler §. 107 gebrauchte Ausdruck *symmetria*.

§. 84 ist das Wort *pergula* mit „Söller“ wiedergegeben. Wie kann man aber annehmen, daß jemand ein Gemälde, das er zur Schau ausstellen will, in dem obern Stocke, *ερεγγών*, wie *pergula* in der Anmerkung übersetzt ist, oder gar auf dem glatten Dache, *solarium*, ausstellen würde? Man vergl. nur den Scherz des Augustus bey Macrobius Sat. II, 4, 14. Das Wort *pergula* läßt uns einen vorspringenden, nach der Straße zu geöffneten Theil des Hauses vermuthen, so daß wir es wohl mit „Schaufenster“, oder „Ausstellfenster“, wiedergeben können, oder wie Becker im Gallus das Wort *solarium* in zweyter Linie erklärt, mit „Balcón, was freilich schon wieder auf ein oberes Stockwerk hindeutet.

§. 86, wo erzählt wird, daß Alexander dem Apelles die von ihm geliebte Pankaste geschenkt habe, sind die Worte *magnus animo, maior imperio sui* übersetzt: „ein Zug von Geistesgröße, aber von noch größerer Selbstüberwindung“. Allein es fragt sich, ob die Geistesgröße oder Selbstüberwindung so gegenüber gestellt werden, und ob diese Bedeutung hier überhaupt in *animo* liegen kann? Ref. findet darin vielmehr eine Hinweisung auf Alexanders Gemüthsstimmung dem Apelles gegenüber, so daß es die Herzlichkeit, freundliche Gesinnung, bedeutet, die einen guten Gegensatz zur Selbstüberwindung bildet.

§. 88 sind die Worte: *parvum nescio quid dixerat* eigen übersetzt: „er hatte ein unbedeu-

tendes Etwas angegeben“. Im Folgenden paßt die Uebersetzung: „Aber Apelles verlangte jene für je fünfzig Talente“, abgesehen davon, daß der Ausdruck „verlangen“ nicht hieher gehört, nicht zu der Anmerkung, in welcher die Ansicht aufgestellt ist, die Distributivzahl stände nach Dichterart statt der Cardinalzahl. Ref. möchte hier übrigens lieber einen Irrthum des Plinius bey dem Uebersetzen aus dem Griechischen vermuthen.

§. 89 heißt: *Non fuerat ei gratia cum Ptolemaeo* nicht: „er stand nicht in Gunst bey Ptolemaeus“, sondern vielmehr: „er stand nicht auf freundschaftlichem Fuße mit ihm“. Wenn ebendasselbst die Worte: *planus regius* mit „Hofnarr“ übersetzt sind, möchte dieß allzusehr an die Weise der deutschen Höfe im vorigen Jahrhundert erinnern.

Daß Augustus zwey Bilder, welche den Sieg vorstellten, mit dem Bildnisse des Alexander öffentlich aufstellte, ohne, wie es später Claudius that, sein Bildniß an dessen Stelle zu setzen, wird §. 94 als Ausfluß einer *simplicitas moderata* bezeichnet, was nicht gut übersetzt ist; „mit Aufrichtigkeit und Mäßigung“; der Sinn ist vielmehr: „mit bescheidener Unbefangenheit“, oder „ohne alle Selbstüberhebung“.

Von einem sich abwendenden Hercules (*Herculeum aversum*) heißt es ebendasselbst, Apelles habe ihn so gemalt, *ut faciem eius ostendat verius pictura quam promittat*. Die Uebersetzung lautet: „so daß das Gemälde die Gestalt des Helden leibhaftiger zeigt, als bloß ahnen läßt“. Hier ist der Comparativ sicherlich nicht gut deutsch; er entspricht aber auch gar nicht dem lateinischen *verius . . . quam*, das namentlich bey Plinius oft so viel ist als *potius* oder *magis quam*, doch stets mit einer subjectiven Beziehung: „man könnte wohl mit größerem Rechte sagen“. Das Wort *facies* soll nach der Anmerkung hier nicht das Gesicht, sondern die ganze Gestalt, *ἡ μορφή*, seyn. Warum, ist nicht recht klar. Die Worte deuten offenbar auf einen nicht sichtbaren Theil des Körpers, es müßte also *facies*, wie das französische *en face*, die Gestalt von vorn bezeichnen. Verstehet man unter *facies* das

Gesicht, in welchem Sinne das Wort unmittelbar vorhergeht (*excisa Alexandri facie*), so ist die angefochtene Sillig'sche Erklärung: *ut, eum facies Herculis aversi ab intuentibus videri non posset, videri tamen videretur et praesens magis esset quam absens* ganz richtig und keineswegs unverständlich. Ebenso lassen sich auch die von Harduin bereits angezogenen Worte: §. 68 *ambire enim se ipse debet extremitas et sic desinere ut promittat alia post se ostendatque etiam quae occultat*, damit ganz gut vereinigen.

Endlich entspricht §. 95 den Worten: *Namque ambitu praevalere aemulos sentiens* die Uebersetzung: „Denn da er merkte, daß seine Nebenbuhler ihm den Rang ablaufen würden“ schon in so fern nicht, als, örtlich gefaßt, *ambitus* und „den Rang ablaufen“ gerade entgegengesetzte Begriffe sind. Es handelt sich aber im Grundtexte um nichts anders, als um eine unrechtmäßige *captatio benevolentiae*, die in jenem Ausdrucke nicht liegt.

Im Uebrigen erkennt Ref. aus voller Ueberszeugung an, daß die Uebersetzung ein genaues, selbst Kleinigkeiten nicht übersehendes Studium des Plinius bekrundet, was ebenso mit den Anmerkungen der Fall ist, auf welche näher einzugehen, um so weniger nöthig seyn möchte, als, was etwa einer Erörterung bedürfte, im Obigen größtentheils seine Erledigung gefunden hat; es bleibt daher nur noch übrig, die Einleitung zu dem zweyten Programm mit einigen Worten zu besprechen.

Zuerst wird die Entstehung und die Blüthezeit der Malerey in's Auge gefaßt, und der von Quintilian X, 10, 6 ausgesprochenen Ansicht beugepflichtet, daß sie zur Zeit des Philippus vorzüglich geblüht und sich erhalten habe bis zu den Nachfolgern Alexanders. Dann wird der Charakter der Malerey in verschiedenen Zeiten betrachtet, und der ersten Zeit der feyerliche Ernst, *cothurnus et gravitas*, dem Apelles aber die Anmuth, *venustas*, *χαρις*, zuerkannt und die Kunst, bey vollkommener Aehnlichkeit ein Bild ideal zu gestalten, welche in seinen spätern Jahren der bloßen Nachahmung der Natur Platz gemacht habe, die sich auch bey den spätern Malern fände.

Weiterhin geht Hr. E. auf die Frage ein, ob Plinius 35, 50 den Apelles mit Recht unter denjenigen Malern meine, die nur 4 Farben im Gebrauche hatten, und verneint dieselbe nach dem, was sonst über seine Werke berichtet wird. Endlich bespricht er noch ausführlich die schwierige Stelle 35, 111, welche in der Sillig'schen Ausgabe so lautet: *Adnumeratus his et Nicophanes elegans ac concinnus, ita ut venustate ei pauci comparentur; cothurnus ei et gravitas artis multum a Zeuxide et Apelle abest. Apellis discipulus Perseus, ad quem de hac arte scripsit, huius fuerat aetatis; Aristidis Thebani discipuli fuerunt et filii Niceros et Ariston.* Er weist den Ursprung der früheren Interpolation der Stelle nach, spricht sich aber dagegen aus, daß Sillig schon im *Catalogus artificum* die früher vor *multum* stehende Interpunction billigte, was später durch die Bamberger Handschrift bestätigt wurde. Er nimmt nämlich daran Anstand, daß dem Apelles, dessen vorzüglichste Eigenschaft die *venustas* war, so mit Zeuxis zugleich *cothurnus et gravitas artis* beygelegt wird, und sucht so zu helfen, daß er schreibt: *cothurnus abest et gravitas artis. Multum a Zeuxide et Apelle abest Apellis discipulus (discipulis ist ohne Zweifel ein Druckfehler) Persens . . . Huius fuerat aetatis Aristides Thebanus; discipuli fuerunt et filii u. s. w.* Allein das Verbum *abest* entbehrt aller handschriftlichen Autorität, und die zweymalige Nennung des Apelles in einem Satz ist der Weise des Plinius nicht angemessen; auch bleibt von dem Standpunkte des Verfassers aus die Zusammenstellung des Zeuxis und Apelles immerhin mißlich.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. November.

Nro. 61.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus
Hermannus. Lipsiae apud Weidmannos. A.
MDCCLII. Tom. 1, 2. 8vo. (Tom. 1.
XVII, 452. Tom. 2, 674.)

Nachdem G. Hermann in dem Eingange zu den Septem aperta operta apud Aeschylum (Opusc. IV, 333 sqq.) eine baldige Herausgabe seines Aeschylus in Aussicht gestellt hatte *), verfloßen doch noch mehr als zwanzig Jahre bis zur Ausführung dieses Versprechens; er selbst sollte das Werk, welches von jeher den Mittelpunkt seiner Studien bildete, nicht vollendet sehen, und ebenso war es vielen Zeitgenossen nicht beschieden, die Erscheinung desselben, auf welches sie mit sehntlichem Verlangen

gehofft hatten, zu begrüßen. Wir nennen unter diesen nur Fr. Jacobs, der 1840 auf der Philologenversammlung die erhebenden Worte an Hermann richtete: „es ist der heiße Wunsch von uns Allen und die frohe Hoffnung, daß Gott das Leben des verehrten Mannes noch lange fristen wird, damit er als Greis das Versprechen seiner Jugend lösen könne. Er wird es lösen und ich sehe im Geiste die hohe und hehre Gestalt des Sohnes von Euphorion sein umtorbeertes Haupt von Freude umstrahlt aus dem Grabe erheben und auf seine edlen, jetzt gereinigten Werke deutend, mit gewohnter, stolzer Weise die Worte des ihm im Elysium befreundeten Sängers von Nubia darauf anwenden unus vir nobis cunctando restituit rem etc.“ Wir Jüngere dürfen uns darum glücklich schätzen, daß uns zu Theil geworden, was ein halbes Jahrhundert hindurch unerfüllte Erwartung blieb.

Was ein solcher Kenner des Aeschylus im Verlauf einer so langen Zeit geschaffen hat, bedarf unserer Anpreisung nicht. Jeder mit dem Dichter bekannte Leser muß finden, daß eine Masse von Schwierigkeiten, welche den Genuß dieser großartigen Poesie sonst störten und verkümmerten, mit überraschender Evidenz gehoben sind, daß lange Strecken, über die vorher dicke Finsterniß gelagert war, jetzt in hellem Lichte glänzen, daß man diese Restauration daher an vielen Stellen als eine neue Schöpfung betrachten darf, und wenn je auf einen Herausgeber der Ehrenname sospitator anwendbar war, er es hier ist.

Der Meister kann sich aber nie genug thun; was Andern schon genügen würde, vermag ihn nicht

*) Er sagt dort: diu est quum primum promisi me Aeschylum esse editurum. Quod nomen ut nondum exsolverim, caussae fuerunt quum labores alii, quos modo ultra suscepi modo imponi mihi passus sum, tum operis ipsius magnitudo et difficultas. Sed tamen standum promissis est, quum praesertim multi flagitent, nec quisquam me visat, quin Aeschylus quando sit proditurus quaerat. Mihi quidem haec cunctatio plus nocuit, quam Aeschylo. Vereor enim ne, quo diutius morer, eo prolixiores exspectentur commentarii, sperentque nonnulli me vel de rebus grammaticis multa dicturum, vel quaesiturum de rebus reconditis atque abstrusis, qualia quibus in mentem veniunt, habentur doctissimi. Verum haec ego alii relinquam: mihi ab initio hoc fuit propositum, ut ea afferrem, quibus efficeretur, ut sui similior quam adhuc est, esse videretur summus poeta.

zu befriedigen: so kam auch Hm. nie zum Abschluß und der Tod überraschte ihn, ehe er die gleichmäßige Vollendung seines Werkes erreicht hatte. Wir wollen hierüber M. Haupt hören, welchem Hm. im Vorgefühl seines nahen Endes die Besorgung dieser Ausgabe bekanntlich übertragen hat: — si lenisset ei eodem quo Supplices modo (welche er in den letzten Monaten vor seinem Erkranken durchgearbeitet hatte) ceteras etiam fabulas retractare, dubitari non potest quin non solum commentarios suos in aequabilem formam redacturus sed ipsa etiam poetae carmina novis et praeclaris inventis ad emendationis perfectionem multo propius adducturus fuisset. Neque enim senectute imminutum erat illud ingenii acumen, quo obscura perspiciebat, non debilitatus erat ille contemptor humilium animus quo Aeschyleae poesis magnificentiam cogitando felicissime assequabatur. Itaque et ultimo illo vitae anno, quum Supplices, ut dixi, perpoliret, nonnulla in quibus antea voluntati ipse suae minus satisfecerat egregie emendavit et quotiens accuratam fabularum Aeschylearum lectionem repeteret, correctioni earum aliquid incrementi accedere gaudebat. Atque haec ipsa inventorum accessio praecipue fecerat, ut edendi libri a plurimis expetiti tempus ex die in diem differret: nam quo saepius aliquid quod antea minus bene successisset feliciter perfecisse sibi videbatur, eo magis sperabat fore ut magnam partem eorum quae non essent certa emendatione restituta paullatim ad pristinum nitorem reduceret. Hietauf spricht er von seinem eigenen Verfahren: et pietatis officio et utilitati lectorum ita satisfaciendum esse putavi, ut diligenter componerem quae Hermannus per longam annorum seriem adnotavisset, omitterem tantum ea quae ipse aut delenda esse indicavisset aut inventis postea quae meliora essent reiecisset, mearum opinionum nihil admiscerem, denique rem ita instituerem ut hic liber, quoniam talem edere non possem qualem Hermannus edidisset, tamen non meus fieret, sed totus esset Hermannus. Quam rationem ibi quoque tenui, sicubi quid deprehendi quod mutaturum fuisse Hermannum non dubitarem. Als Beispiel dient Pers. 1008, 1016 welche Verse nach Butler's offenbar richtiger Bemerkung ihre Plätze

wechseln müssen, die sie aber in Hm.'s Text noch behalten haben. Haupt's Maximen werden übrigens einer allgemeinen Anerkennung sich eben so gewiß erfreuen als seine Bemühung überhaupt des wärmsten Dankes aller derer sicher ist, die eine solche Gabe zu würdigen im Stande sind.

Indem wir nun von den eminenten Fortschritten, welche die Kritik des Aeschylus in vorliegendem Werke gemacht hat, berichten wollen, betrachten wir vor Allem die Seite, an welcher sich das Eindringen in den Geist des Dichters am glänzendsten bewährt: das ist der Nachweis und die Ausfüllung defekter Stellen.

Es war bekannt, daß starke Risse den Text des Aeschylus entstellen, wie in dem letzten Kommos des Agamemnon, in der Endstrophe der Choe-phoren, in der Schlussrede der Cumeniden, im Prometheus da, wo er die Wanderungen der Io beschreibt, und statt sie gegen Osten ziehen zu lassen, (*πρὸς ἀντολάς γλωῶπας ἠλωστειβείς*) ihr vielmehr den Weg nach dem äußersten Westen, zu den Gorgonischen Gefilden angibt; und so sind auch einige andere Lücken frühern Herausgebern nicht entgangen. Aber die bey weitem größte Anzahl der Ausfälle hat erst Hermann's scharfer Blick entdeckt, nachdem seine Vorgänger sich mit unglücklichen Conjekturen oder nutzlosen Erklärungen abgeplagt hatten. Der Art ist Prometheus 862 (860 Dds.). Hier ist weder mit Prow's *δαίμονας* geholfen, das zu *δέξεται* nicht paßt, noch mit der Cregefe von Siebelis *ipsorum vero Aegypti filiorum a feminis caesorum corpora terra teget Pelasgica*, denn offenbar muß die Aufnahme der Danaiden in Argos, wie sie in des Dichters Hiketiden dargestellt ist, als ein wichtiger Moment in der Erzählung berührt worden seyn; das Begräbniß der erschlagenen Aegyptiaden dagegen war für den Verlauf der Geschichte bedeutungslos. Den zur Vollständigkeit der Prophezeiung und auch der grammatischen Konstruktion notwendigen Gedanken supplirt Hermann mit den Worten: *τὸν ἐγγεῆ στόλον γυναικῶν νυμφῶν* zwischen *δέξεται* und *ἠελιχτόρω*. Kurz vorher, 850 (848 Dds.), ist die Auffassung, daß Zeus durch seine bloße Berührung der Io ihre Besinnung wieder gebe, befremdlich und abweichend von der in den

Hiketiden öfters ausgesprochenen, daß der Gott durch einfaches Handauslegen und Anhauchen die Io befruchte, vgl. Suppl. 298 (312 Ddf.). Elmsley wollte deshalb den an sich untadelhaften Vers 851 *ἐπαγῶν κτέ* streichen; dann wäre die Erwähnung der *Διὸς γεννήματα* im nächsten Vers nicht vorbereitet. Also ist nichts zu tilgen, vielmehr eine Zeile einzureihen, deren Inhalt Hermann wörtlich so angibt: *παύσας τε μόχθων τῶρδε γινύει γόρον*. Zu 897 erzeugt die Note das fehlende antispastische Wort mit dem auch bey Soph. Ant. 987 gebrauchten Epitheton der Mären *μακραιώρες*, wie in den Hiketiden 121 der Gleichklang der Antistrophe *ἀδμήτας ἀδμήτα* durch Hermann's *πρωτόχατος πρωτόχτας* die unerläßliche Responzion gegeben wird. Diese Tragödie ist mit Lücken sehr stark behaftet. Eine darunter fällt zur Hälfte Plutarch de non suaviter vivendo secundum Epicurum p. 1090, a. *ἀλλ' ὥσπερ ἐν θαλάσῃ κατ' ἀισχύλον ὠδῖνα τίεται πρὸς κρηστήριον σοφῶ καὶ γαλήνῃ* aus, in den letzten Worten liegt nämlich, wie der Englische Herausgeber des Aeschylus, Valen, erkannte: *καὶ ἢ γαλήνῃ*, wozu, um den Vers voll zu machen, Hermann das Hemistich *νήμεος δ' εἶδη κλυδῶν* fügt. Sonst drängten sich die Defekte 300, 348, 558 auch früher auf, indem an der ersten Stelle die der Frage nach Epaphus Geschlecht fehlt; 348 und 558 zeigt den Ausfall schon die Vergleichung der Strophen, nur wußte man an beyden letzteren entweder den wahren Sitz der Lücke nicht zu bestimmen oder ließ sich durch Interpolationen die Möglichkeit der Herstellung entziehen. Aber in 197, 218, 297, 464, 914, 917, 941, 969 scheint man die Unterbrechung des Zusammenhanges nicht einmal empfunden zu haben. Und doch muß 197 der Aufforderung, den Hahn des Zeus, d. h. den Helios anzurufen, die Frage des Chors vorhergegangen seyn, zu welchem Gott er ferner beten solle; 218 ist der Uebergang von dem Gericht, welches des Frevelers in der Unterwelt warte, zu der Ermahnung, dem herannahenden König Pelasgus gehörig Rede zu stehen, ganz unmotivirt, daher mehr als ein Vers daselbst weggefallen seyn mag. In dem Gespräch des Königs mit dem Chor besteht dieser eine Art Examen über das Schicksal der Io und ihres Geschlechtes; hier sind in den frühern Ausgaben die Personen einigemal verwechs-

selt, so daß z. B. Pelasgus 296 (311 ed Ddf.) selbst erzählt, statt zu fragen, oder die Aussage des Chors zu bestätigen; daher es unbemerkt blieb, daß die Worte des Chors *καὶ Ζεὺς γ' ἐγάπτοσ κτέ.* die jetzt fehlende Frage voraussetzen: „und hier fand sie also Ruhe nach langer Mühsal?“ Will man 463 das allem Anschein nach ganz unverdorbene *σὺ μὲν* nicht, wie Schütz gethan, corrigiren und *ἴθ' οὖν* daraus machen, was eine sehr starke und darum unwahrscheinliche Aenderung ist, so kann freylich der unmittelbare Uebergang zu *κλύδους τε* nicht geduldet werden, aber hier bleibt noch der Ausweg übrig, der sonst hinkenden Construction durch Einschlebung eines ganzen Verses aufzuhelfen; dieser lautet bey Hm.: *ἴθ' ὡς τάχιστα τήρδ' ἐρημώσας ἔδρα*. Jenes *σὺ μὲν* setzt allerdings eine Responzion voraus, welche Pelasgus aber im Sinne behält, bis ihn die Danaiden erinnern, was er denn für sie anzuordnen für gut finde (488). In 917 ist die Corruption sehr complicirter Art: die Beisehung der Worte *οὔτοι δικάζει* — *ἀπολακτισμοὶ βίωσ* (hier 914 sqq. bey Dindorf 934 sqq.) und die arge Entstellung des Verses 912 = 950 Ddf. sind Ursache, daß man auf einen hier bestehenden Defekt gar nicht aufmerksam wurde. Nämlich jene Drohung: *οὔτοι κτέ.* darf der Herald erst da fallen lassen, wo Pelasgus seine unverholene Erklärung ausgesprochen und ihn, den mit grober Verletzung des Völkerrechtes Auftretenden weggewiesen hat, also erst nach dem Vers 911 = 949 Ddf., worauf sie aber nicht ohne Weiteres folgen kann; sondern die Erwiederung des Herolds mußte mit den Worten *εἴ σοι τόδ' ἦδ' ἔδρα* (nach Hm's. Emendation) beginnen. Aber sowohl diese, als der Schlußsatz 918 = 951 stehen isolirt da; nach den erstern und an den letztern ist jetzt die Lücke unverkennbar. Ferner enthält die anapästisch gefaßte Antwort des Königs auf das, was der Chor vorher in demselben Metrum dankerfüllt vortragen hat, keine vollständige, alle Punkte der vorhergehenden Ansprache erledigende Erwiederung: gewiß hat Pelasgus in eben so vielen Dimetern dieselbe ertheilt, als das von der Chorführerin der Danaiden recitirte Systema zählte: demnach fehlen drey Dimeter vor *ἔν τ' ἐν κλίε κτέ.* Endlich ist nach 969 der argen Corruption dieser Stelle nicht abzuhelfen, wenn nicht ein Vers eingeschoben wird;

die Unentbehrlichkeit desselben ergibt sich schon aus der Mangelhaftigkeit der Aufzählung, denn zu den *πεδοσιβή* und *περοδόντα* müssen die *νηκιά* hinzu kommen, um das Thierreich vollständig zu classificiren. Von den Thieren gilt nun ebenfalls, wie von den Menschen, daß sie der weiblichen Reife nachjagen: vor *καρπώμαθ' ἂν στάζοντα κηρύσσει Κύπρις* muß also der entsprechende Begriff angebracht gewesen seyn, Hm. stellt ihn her, indem er das Fehlende in dem Vers *καὶ νηκιά πάντως ἐστὶν ἀπάζοντ' ἰδεῖν* ersetzt. Wie aber die Liebezgöttin die vorhandene Reife verkündet, wehrt sie auch den Angriff auf des noch nicht so weit Gediehenen ab: das unerklärliche *κάλωρα κωλύουσαν ὡς μένειν ἐρῶ* muß den Gegensatz enthalten: *κάλωρα κωλύουσα θ' ὡς μ. ὄρω*, wie wir jetzt lesen; deutlicher wäre, wenn man schriebe *κάλωρα κωλύουθ' ἄμ' ὦ. μ. δ.*

(Fortsetzung folgt).



Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae libro XXXV.

(Schluß.)

Leichter würde er zum Ziele gekommen seyn, wenn er, da die Bamberger Handschrift das Pronomen *ei* nach *cothurnus* nicht hat, geschrieben hätte: *Cothurnus et gravitas artis multum a Zeuxide et Apelli abest*, wozu der Zwischengedanke im Gegensatz zu dem vorausgehenden *venustas* zu ergänzen ist: „Daß ihm die ernstere Würde dabey abgeht, ist nicht zu verwundern, denn“ *u. u.* Im Folgenden kann sich Ref. mit den Worten *huius fuerat aetatis* immer noch nicht recht befreunden. Er hat früher fuit zu lesen vorgeschlagen, was Hr. E. mit Stillsig mißbilligt. Dieser sucht in diesen Worten den Sinn: „er hätte oben bey Apelles, vor §. 98 erwähnt werden sollen;“ allein dieß würde Plinius, wenn auch das *Plusquamperfectum* so gerechtfertigt erscheint, wohl nicht mit *huius aetatis* ausgedrückt haben. Weniger klar ist das *Plusquamperfectum* in der von Hr. E. vorgeschlagenen Verbindung, in welcher noch dazu Aristides Thebanus in einem an-

dern Casus erscheint, als in den Handschriften, und schreibt man, was er auch nicht für ungeeignet hält, mit den älteren Ausgaben: *Qui fuerat huius aetatis, Aristidis Thebani discipuli*, so erscheint das Relativum offenbar als Interpolation. Ref. hält daher diese Worte für verdorben, und vermuthet, das Ursprüngliche habe eine Beziehung auf die Kunst enthalten. Sollte vielleicht in der Urhandschrift geschrieben gewesen seyn: *FVIERES ARTIS*, d. i. *fuit heres artis?**) In diesem Falle müßte *huius* auf Apelles bezogen werden. Uebrigens würde Ref. gerne einer andern Vermuthung seine Zustimmung geben, in welcher *huius* auf Nicophanes bezogen werden könnte, der doch hier die Hauptperson ist, während Zeuxis und Apelles nur gelegentlich, wie in einer Parenthese, angeführt sind; am passendsten wäre zur Begründung der Aehnlichkeit mit Apelles ein Wort, das einen Lehrer bedeutete.

Wenn sich Ref. auch nicht im Stande sieht, sofort diese vielfach besprochene Stelle in's Reine zu bringen, so süht er sich dem Hrn. E. doch zu Dank verpflichtet, daß er ihn auf's Neue auf die Mißstände in denselben aufmerksam gemacht hat, und er bekennt überhaupt, daß er durch diese Programme nicht nur manche Anregung zur näheren Erforschung sowohl einzelner Stellen des Plinius, als verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte erhalten hat, sondern auch dem in den Anmerkungen niedergelegten Schatz einer aus gründlicher Forschung hervorgegangenen Gelehrsamkeit manchfache Belehrung verdankt, so daß er in seinem, wie im allgemeinen Interesse den Herrn Verfasser ermuntern möchte, seine Plinianischen Studien in weiterer Ausdehnung der Deffentlichkeit zu übergeben.

L. v. Jan.

*) Erst nachdem Ref. diese Vermuthung niedergeschrieben hatte, traf er auf die Stelle: 36, 24. *Praxitelis filius Cephisodotus et artis heres fuit.*

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. November.

Nro. 62.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Aeschyli tragodiae, etc.

(Fortsetzung.)

Mitteltst dieser Ergänzungen gewinnen, wie jedem kundigen Leser einleuchten muß, mehrere Stellen erst den rechten Sinn, da alle Versuche, ohne dieselben auszukommen, nothwendig mißlingen müssen. Nur an einer Stelle vermag Ref. nicht, sich von dem Bestehen eines Defekts zu überzeugen, diese ist 882, wo Hm. nach den Worten des Königs: ξένος μὲν εἶναι πρῶτον οὐκ ἐπίστασαν den Ausfall von zwey Versen vor der Entgegnung des Herolds: πῶς δ' οὐχὶ τὰπολωλόθ' ἐνρίσκων ἐγὼ statuiert; in der Anmerkung dazu bemerkt er unter Anderm: respondere debebat praeco „quomodo non nemini enim iniuriam facis.“ Tum regem dicere oportebat „at has virgines vi abducere conaris“. Sine dubio initium idem duorum versuum πῶς δ' οὐχὶ caussa fuit omissionis. Diese allerdings sehr logische Folge brauchte nicht eingehalten zu werden, wenn der Herold in seiner Antwort zugleich den Vorwurf des Unrechts, welcher in dem Ausspruch des Pelasgus schon enthalten war, abzulehnen suchte; etwa in dieser Form: πῶς δ' οὐχί; τὰπολωλόθ' ἐνρίσκων ἄγω. Das noch von Hm. beibehaltene ἐγὼ leidet überdieß daran, daß so ein bedeutungsloses Wort stark accentuirt ist. Eher mögen 271 und 961 einer solchen Cur zu unterwerfen seyn, wo zwar das Lückezeichen ausgeblieben ist; der Gedanke aber offenbar einer Vollständigung bedarf: dort mußte Pelasgus sagen, er glaube, daß den Danaiden die auf Kamelen rei-

tenden Indischen Weiber ähnlich seyen; hier Danaus seine Töchter vor übereilter Hingebung warnen und Vorsicht anrathen, deren Erfolg erst seyn konnte: ἀγνώθ' ὄμιλον ὡς ἐλέγχεσθαι χρόνῳ.

In den Sieben gegen Theben zeigt der Dialog nur eine Lücke, nämlich vor 1036 ἔρις περαίνει, welchen man gewöhnlich mit dem folgenden der Antigone zutheilt. Da aber so die Sticho-mythie aufgehoben würde, hat Blomfield den bezeichneten Vers als unächt eingeklammert; mit Unrecht, denn das μὴ μακρογόρει der Antigone 1037 bezieht sich auf jenen Ausspruch, der also dem Herold angehört; sie will damit sagen: du brauchst auch nicht weiter mit mir zu hadern, denn ich bleibe bey meinem Vorsatz. Mithin war das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen, was schon daraus sattsam erhellt, daß die Behauptung des Herolds, Polynices habe an allen Thebanern sich gerächt, statt an dem einzigen Creokles, von Antigone nicht widerlegt wird. Diese wird erwiedert haben, was jetzt Hm. sie sagen läßt: οἳ γε ἔννηδίκησαν ἑβρίσαντι νῦν. Dester haben die lyrischen Partien gelitten, wie der Klaggesang der Schwestern, wo der Parallelismus mehrere Ausfälle über jeden Zweifel erhebt; so kann nicht, wie Lachmann angab, 939 Antigone πρόκεισαι ausrufen und Ismene κατακτάς, sondern dem πρ. κ. der Antigone müßte in gleicher Vollständigkeit entsprechen πρ. γορευθεῖς. Aehnlicher Art sind die Lücken 982 und 984. Im ersten Chor ergänzt Hm. 147 nach Αἰόθεν ein μόλοι oder ἐπαυῶ und übersetzt das folgende π. ἀ. τέλος mit purum et vaenum seelere exitum belli. Sollte nicht eher Apollo, der eben angerufene, als die von

Zeus gesandte, die Schlacht leitende heilige Macht zu betrachten, also *μόλοις* zu suppliren seyn? Ohne nähere Bestimmung des Fehlenden ist 300 nur die Lücke bemerkt; Dindorf's *ῥύτιδες ἔλθειν* *εἴεδοι* verdiente jedenfalls eine Erwähnung; indirekt scheint sich *Ἡμ.* dagegen zu erklären, wenn er den Ausfall nach *εἴεδοι* setzt. Bey *καὶ πολυεικεῖς* 810 verfielen Bothe und Dindorf in einen ähnlichen Mißgriff wie 1036 Blomfield, indem sie auch das Rechte aber eines entsprechenden Zusatzes bedürftige verwarfen, statt ihm sein Correlat zuzugesellen: wenn der Chor von den bedeutungsvollen Namen beyder Brüder spricht, kann er nicht bloß den des Polyneices anspielend berühren, und den des Creocles übergehen, was im bisherigen Text geschah, von *Ἡμ.* aber vermieden wird durch die Ergänzung *καί τ' ἑτερόν*. Auf die 118 angenommene Lücke müssen wir unten zurückkommen.

Die erste Hälfte der Perser ist ganz unverfehrt erhalten, ein ansehnlicher Defekt aber in der zweiten an einer noch dazu historisch sehr wichtigen Stelle zu beklagen, der nämlich, wo Darius von seiner Verschwörung gegen Smerdis, oder Mardos wie er hier genannt wird, spricht; so daß wir von den Mitverschwornen nur die Namen Maraphis und Artaphrenes erfuhren. Letzterer heißt bey Herodot III, 10. Intaphernes, bey Ctesias (p. 132 ed. Bähr) Artaphernes, dem Maraphis entspricht dort kein Name. In dem verlorenen Theil der Rede des Darius war sicher auch die Rede davon, daß das Loos den Nachfolger des Herrschers bestimmen sollte; dieser selbst, der den längern Besitz des Persischen Thrones nur einer Täuschung verdankte, hieß deshalb hier *ἡτόξυλος*, wenigstens kann der Scholiast des Hermogenes Rhet. Gr. V, 486 ed. Walz dieß Wort kaum sonst wo in der Tragödie gelesen haben. Ferner ist noch 804 ein Vers, wo nicht mehrere weggefallen, in welchem Ferres genannt war, denn nur auf diesen kann sich 806 *λέπει* beziehen. Schütz, vielleicht durch den Scholiasten verleitet, ist über diese beyden Klüfte leichten Fußes hinweggegangen. Um so weniger darf man ihm verargen, wenn er 892 nichts vermiste, wo *Ἡμ.* mit Hülfe des von Athenaeus III, 68, 6. aus den Persern citirten *νηπιτοτρόγους* zwey anapästische Dimeter

einschiebt (d. h. in den Anmerkungen): *τὰς ἀμφοτέρους ἢ περὶ νήσους νηπιτοτρόγους ἀπόλωλεν*. In 955 ist mit dem fehlenden monometer anap. wahrscheinlich nur ein jetzt unerfähllicher Persischer Name verschwunden. Stark verstimmt ist der threnetische Schluß des Dramas, wo aber die Responsion der ganz kurzen Strophen, und die genaue Symmetrie im Gebrauch derselben oder gleichklingender Wörter, namentlich der Interjectionen, bey der Herstellung gute Dienste geleistet hat.

Auch von Agamemnon ist der erste Theil nirgends unterbrochen, wenn wir Ausfälle eines Wortes wie 110 und 141 abrechnen; der zweyte aber hat an vielen Stellen starke Lücken. Sprechen wir zuerst von der Schlussscene, wo schon die bereits von Wellauer bemerkte Entsprechung der Verse 1586 — 93 mit 1605 — 12, 1594 — 6 mit 1602 — 4, auch 1580 — 5 mit 1613 — 18, wie Wellauer ebenfalls erkannte, in Bezug zu setzen gebietet, was die aus Inhalt und Construction hervorgehende Annahme vom Ausfall zweyer Jamben nach 1582 und 1606 vollends bestätigt. Nur hat W. darin gefehlt, daß er die erste Lücke nach 1580 notirte; hier ist der Zusammenhang nicht unterbrochen, wohl aber das Anhydeton, welches 1583 mit *οὐ γρη'* eintritt, zu grell; man vermist die Motivirung, welche *Ἡμ.* in den Worten *τοίγαρ στυγηθεῖς δροσθεῖς τολμήμασιν* gibt „ut pro ἀλλήεις mutata constructione illatum sit *οὐ γρη' ἀλλήεις*.“ Diese Anacoluthie war durch Anwendung von *στυγητόν* zu vermeiden, sonst wird man an der Richtigkeit der Ausfüllung nicht zweifeln können. Bey weitem fühlbarer ist die Unterbrechung nach 1606, indem sowohl der Gedanke dieses Verses nicht vollendet, als auch der des folgenden nicht eingeleitet ist; beyden Uebelständen hilft trefflich *Ἡμ*'s *ὄσ' ἠπλαβεῖν ἄν' νῦν δ' ἐγὼ κρατῶν δόμου* ab. Im trochäischen Finale der Scene hat man früher denselben Fehler begangen, wie 1580, nämlich den wahren Sitz der Lücke nicht erkannt; man ließ den Chor den Ausruf zum Kampfe zweymal mit *εἶα δὴ* beginnen, uneingedenk der Gewohnheit des Abschluß, im heftigen Wortwechsel dieselben Ausdrücke beyden schroff einander gegenüberstehenden Personen in den Mund zu legen, so muß hier erst Agamemnon seine Traban-

ten auffordern: εἶα δὴ, γέλοι λοχῖται, τοῦργον οὐχ ἕκασ τὸδε, dann der Chor, gleichsam parodirend, ausrufen: εἶα δὴ ζίγος κτλ. Zwischen diesen Versen kann also nichts fehlen, vielmehr zerstört die Annahme eines Ausfalls hier völlig den Effect der Stelle; dagegen ist offenbar die Erwiederung des Chors auf die Drohung des Aegisthus ἀλλ' ἐπεὶ δοκεῖς κτλ. verloren gegangen, merkwürdigerweise aber von Niemanden früher vermist worden. *)

Andere sichere Nachweisungen der Art entdecken wir in den Anapästien, welche 749 — 775 der Chor an Agamemnon richtet. Hier leitet die nicht zu bezweifelnde Responion auf den Defekt eines Paroemiakus nach βιαζόμενοι, welchen Hm. durch δυσαρσκόμοιοι γελάσαντι ausfüllt; vor 776 fehlt der im Zusammenhang der Rede unentbehrliche Befehl σοὶ ἀγεσιῶτος, womit zugleich der dem vs. 769 entsprechende Monometer gegeben ist. In ähnlicher Art wird die Unvollständigkeit von 1296 erwiesen, welcher vs. wie der entsprechende 1300, ein din. eat. seyn muß, und eine annehmliche Ergänzung διὰ παντός in der Note vorgeschlagen. Nicht das Metrum, aber die Situation drängt zu der Annahme eines Ausfalls nach 1400, wo man die Forderungen der Grammatik ohne eine solche Voraussetzung mittelst der leichten Correctur τῆσδ' ὁ λυμαντήριος befriedigen könnte; aber es ist nicht glaublich, daß Klytemnestri hier unterlassen haben soll, von dem Opfer Iphigeniens zu reden; sie that das etwa mit den Worten, die Hm. angibt: ἀνὴρ Ὀργατρός τῆς ἐμῆς γορέας ὅδε. Zur Behandlung der großen Schwierigkeiten, welche die letzte Rede der Kassandra besonders in den Versen 1283 — 5 durch ihren lückenhaften Zustand heroorbringt, hat Hm. sehr zweckmäßig eine Glosse des Hesychius benützt: ἀσκέοις ψιλῶς ἀπαρσκέοις· Αἰσχέλος Ἀγαμέμνονι. Demnach ist von der Scherin hier, wenn wir uns nicht sehr täuschen, der Gedanke ausgesprochen worden, daß für Agamemnon und sie, die beyde wehrlos hingemordet worden, die Rächer einst ihre Pflicht in ganz gleicher Weise erfüllen möchten, indem sie das ehebrecherische Paar ebenfalls unbewaffnet überfielen. Kassandra stellt ihr Schicksal mit dem Agamemnons hier zusammen, wie 1274

und betrachtet den Drestes auch als ihren Rächer schon oben 1238. Aus diesem Grund vermögen wir nicht durchaus Hm's Ansicht bezutreten, wenn er schreibt: „Neque vero suos ultores recte diceret Cassandra: non enim ipsam, sed Agamemnonem vindicaturi venient. Quare illud τοῖς ἐμοῖς τιμαόροις ortum esse videtur ex eo quod mox in eodem versus loco sequitur τοῖς ἐμοῖς, ab Aeschilo autem haec tali fere modo scripta esse puto: ἤλιψ δ' ἔ. π. ἔ. γ. βασιλέως τιμαόρους ἴσας δίκας γαρέντας ἀσκέοις ὁμοῦ ἐχθροῖς γορεῖσι τοῖς ἐμοῖς τίρειν ἐμοῦ δ. Ὡ. ε. ζ. und erlauben uns mit dankbarer Anwendung des gewonnenen Materials einen eigenen Vorschlag anzuschließen, dem zu Folge der Text so lauten würde: ἤλιψ δ' ἔ. π. ἔ. γ. τοῖς ἐμοῖς τιμαόρους καὶ βασιλέως γαρέντας ἀσκέοις ὁμοῦ ἔ. γ. τ. ἔ. θεῖναι μῶρον δ. Ὡ. ἔ. ζ.

Von den Choephoren ist bekanntlich der Eingang in den Handschriften nicht erhalten, sondern nur Bruchstücke durch Citationen des Aristophanes in den Tröschchen und der Scholiasten zu Pindar und Euripides. Was dazwischen und bis zu der Stelle fehlt, wo der handschriftliche Text beginnt, hat in sehr ansprechender Weise Thiersch ergänzt in der Abhandlung: „de locis quibusdam Aeschyli laenosis aut versuum transpositione sanandis scripsit et in consessu classis I die IV Julii anni MDCCCLXVI exhibuit Fridericus Thiersch. Hm. füllt nur was zwischen dem dritten und vierten Vers verloren gegangen ist, mit drey eigenen Versen aus, wo Thiersch deren fünf hat, welche am Schluß fast wörtlich mit denen Hm's übereinstimmen, diese lauten: οὐ δὴ βιαίως ἐκ γυναικείας χειρὸς δόλοισ λαθραίοις ὄνμος ὄλλεται παντῆρ; jene: καὶ τὸς βιαίως ἔ. γ. ζ. δ. λ. δυσκλεις τ' ἀπώλετο. (l. c. 26). Das Uebrige, wovon Ref. schon früher in den Heidelberger Jahrbüchern (1850, p. 716. sqq.) Bericht erstattet hat, wird man lieber in der Abhandlung selbst nachlesen. Die Scene in welcher Elektra zuerst mit dem Chor, dann mit Drestes sich unterredet, ist an nicht weniger als fünf Stellen lückenhaft, 99, 122, 184, 204, 229, was allerdings den frühern Herausgebern durchaus entgangen war. Die erste ist überdieß wesentlich umgearbeitet, indem der bisherige Schlußvers in Elektra's Rede λέγοις

*) Vergleiche die Anmerkung am Schluß der Anzeige.

ἄν — ὑπέρτερον, mit der Aenderung στέγους nach τάγον πατρὸς seinen Platz erhalten hat, und dieser vorhergehende ebenfalls verändert ist in λόγοις ἄν οἷσπερ ἤ. τ. π. Den Inhalt des nach ὑπέρτερον weggefallenen bezeichnet Hm. dießmal nicht näher, sondern bemerkt nur, daß darin χαῖς oder ein anderes Wort von ähnlicher Bedeutung gestanden haben müsse. Daß 122 einige Verse ausgefallen seyen, weil der Abschreiber von einem γίλον τ' Ὀρέστην auf das andere gerathen war, zeigte Hm. schon in den Wiener Jahrbüchern, C. 170. In 185 weist ἐμῇ δὲ μίτηρ, wofür man ohne Erfolg ἐμῇ γε in Vorschlag gebracht hat, auf eine andere Beziehung, in welcher Klytämnestra stand (zu Aegisthus) hin, deren nähere Bestimmung mit den Worten ἢ τοῦ μὲν ἀσχυρτήρος Αἰγίσθου δάμαρ ausgedrückt seyn konnte. Auf ἢ κρανοῦσα das ἐμῇ δ. μ. zu beziehen, geht nicht an, man müßte denn eine ganz schiefe Art, sich auszudrücken, dem Dichter aufnöthigen wollen. Weiterhin, 204, wo Elektra von verschiedenen Spuren spricht, kann sie nur die einen mit ihren eigenen Fußtapfen vergleichen, und mußte ausdrücklich hinzufügen, daß die des Begleiters nicht auf die übrigen passen, sonst wäre die Erwähnung desselben zwecklos. Hier war also statt des von Schück gebrauchten Zeichens unnützen Ueberflusses, des den vs. 202, 203, 205 beygefügtens unicus, das entgegengesetzte des Mangels anzubringen. Daß 228 ein zu θήρειον γραγῆν suppletives βλέπων oder βλέψασα genüge, um den Satz als vollständig zu betrachten, wie Wellauer meinte, wird kein unbefangener Leser des Aeschylus zugeben; überdieß muß die Verszahl in der Rede des Orestes 11 seyn, wie in der Rede der Elektra; eine gleiche Symmetrie besteht zwischen 243—251 und 252—260. Bey der Erscheinung der alten Amme (716) äussert der Chor εἴκεν ἀνὴρ ὁ ξένος τεύχειν κακόν. Doch bewirkt der Fremdling selbst kein Unglück, sondern bringt nur Trauer in das Haus, wie das verweinte Gesicht der Amme zeigt. Hieraus folgt, daß τεύχειν nicht der richtige Ausdruck seyn könne; Hm. läßt dafür τυχεῖν eintreten; das dazu gehörige Participium stand in dem folgenden ausgefallenen Vers, dessen Inhalt er in die Worte faßt: δόμοισι πένθος θεῖς νέοις ἀγγέλασιν. In dem folgenden Chor,

der an Verderbtheit unter den Aeschylischen keinen seines gleichen hat (770—823), war es selbst schwer, Lücken nachzuweisen, wie es an zwey Stellen 793 und 823 geschehen ist, ohne Angabe jedoch des Gedankens in den verlorenen Versen. Dieß ist 850 nicht unterblieben; die Note ergänzt hier πλοῦτόν τε δόμων, weil schon ἀρχαῖς τε einen solchen Zusatz erwarten läßt. Mit ἀρχαῖς τε würde zwar der Construction nachgeholfen, aber für den Gedanken des Chors keine vortheilhafte Veränderung getroffen werden. Am Schluß von der letzten ἑήσις des Orestes läßt Hm. die Auskunft, daß zu ἀπόξερος (1038) ein ἐλεῖ oder ἔσομαι suppletirte werde, nicht gelten, sondern hält dafür, daß der Schlußvers fehle; man wird auch nicht in Abrede stellen können, daß die letzten Worte, wie sie jetzt dastehen, kein befriedigendes Ende bilden.

In den Eumeniden hat die Rede der Pythia zwey Lücken; die erste vor 25, wo Βρόμος ohne folgendes δὲ (und es fehlt in den codd.) ein störendes Ἄσυνδeton, mit demselben versehen einen Anapäst in einer dem Aeschylus ungewohnten Weise hervorbringt; sodann nach 50, wo die Priesterin sowohl angeben mußte, worin die im Tempel schlafenden Frauen von den Gorgonen, mit denen sie dieselben verglichen hat, auch wieder verschieden seyen, als auch die Harpyien genannt haben wird. Die Lückenhaftigkeit der Stelle, welche bereits Wakefield empfand, ist zu unserer großen Verwunderung noch ganz kürzlich bestritten worden. Daß το πεσοῦσαι das verbum finitum vertreten könne, glaubten bisher viele Cregeten des Dichters, Hm. spricht dem Particip des Korists diese Fähigkeit ab, und bezieht es hier auf einen nothwendig zu ergänzenden Satz ἐν τοῖσδε τοῖς θρόνοισιν ἀσθενεῖς πάρα.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. November.

Nro. 63.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Mit Recht würde vs. 476 *Ἰεσμὸν* — *χρόνον* nach Wellauers Ansicht für verdoiben gelten, wenn er mit dem vorhergehenden ohne Unterbrechung zusammenhinge. Das ist aber gerade nicht der Fall; reißt man zwischen beyde mit Hm. ein *σέβειν κελεύσω τῶν ἐμῶν ἀστῶν πόλιν*, so hört τὸν 476 auf, das ganz sprachwidrig hinter sein Substantivum gestellte Demonstrativum zu seyn, es wird relativ in der Form, welche die Tragödie öfters wählt, wenn die gewöhnliche dem Metrum widerstrebt. Eine ansprechende Ausfüllung, auf welche Hm. nach mehreren früher angestellten minder glücklichen Versuchen gekommen ist, erhalten wir 560, wo die Subjecte zu *μαθεῖν Ἰεσμὸς ἐμὸς*, wie der allgemeine Ausdruck *πόλιν τε πᾶσαν* verräth, diesem letzten in speciellerer Angabe vorhergegangen seyn müssen; das waren aber die Parteien, also: *καὶ τὸν διώκοντ' ἠδὲ τὸν γένοντ' ὁμῶς*. Das folgende τῶν deutet auf die Aropagiten; damit die Prozesse von diesen in aller Zeit richtig und gerecht abgeurtheilt werden, sollen die Parteien jetzt, und die ganze in den Anwesenden vertretene Stadt auf die von der Göttin verkündeten Satzungen achten. In 632 wird die Richtigkeit der Worte *τὰ πλεῖστ' ἀμείντορ'* behauptet und die Uebersetzung *rebus plerisque bene gestis*, übrigens ohne Belag hinzugefügt. Ehe dieser geliefert ist, wird es erlaubt seyn, daran zu zweifeln und an die Stelle von *ἀμείντορ'*

ein provisorisches *ἀμειπτως* oder *ἀμώμως* zu bringen. Eher wird man die Erklärung von *εἴγροσιν δεδεγμένῃ*, daß es sich auf die gebauchelte Freundschaft der Ahtämnestra beziehe, billigen, ferner zugeben, daß die Erzählung nicht von diesem Moment des Empfangs ohne weiteres auf den überspringen kann, wo sich Agamemnon aus dem Bad erhebt; also auch hier der Ausfall eines, wo nicht mehrerer Verse keinem Bedenken unterliegt. Bald nachher, vor 656 *οὐδ' ἐν σκόιοισι v. r.* hat Aeschylus dem Gegensatz, welcher Athene als die Tochter auszeichnete, die sich aus Zeus' Haupt gewaffnet aufschwang, gewiß nicht im Sinne behalten. Ferner muß 844 *ὄσσην* entweder in *ὄσ' ἄν* abgeändert werden, oder es bezog sich, wie schon Dindorf urtheilte, auf ein Substantiv, das mit dem ganzen Vers 843 verloren ging. Ueber die sehr große Lücke nach 1009 ist schon oft die Rede gewesen.

So häufig der Text an diesem Gebrechen leidet, so selten ist der entgegengesetzte, daß ihm fremde Zusätze anleben. Nur in zwey Stellen ist eine längere Interpolation erwiesen: Sieben 495 sqq. Eum. 759 — 766, und zwar in letzterer nur von W. Dindorf, dessen Bemerkung: *versus non Aeschyli, sed ab homine scripti, qui quae breviter graviterque versibus praecedentibus dixerat Aeschylus, loquacitate sua ineptissime dilatavit, oratione usus quam emendare frustra conati sunt critici* wir nicht umhin können bezusplichten; 759 — 762 sieht wie eine Imitation von Oed. Col. 621, 2 aus; und die Drohungen, welche Drestes gegen die zukünftigen Uebertreter seines Vertrags äußert, reimten sich schlecht mit der Versicherung,

daß nie ein Argiverheer in Attika einfallen werde. An dem übel gerathenen Vers 766 ist wohl jeder Verbesserungsversuch verschwendet. Um so mehr ist es zu verwundern, daß Hm. diese Stelle als ächt behandelt, und der abweichenden Ansicht in keinem Worte gedenkt. In der Verwerfung von Sieb. 495 — 501 stimmen beyde Kritiker so weit überein, daß Hm. 496, 7 dem Dichter läßt, wodurch die Entstehung der vier letzten Verse erklärlich wird; dadurch erhält auch die Rede des Eteokles einen befriedigenden Schluß. Einzelne Verse, die Hm. einschließt, sind Eum. 790: μή θ. μ. α. τ. offenbar ein versificirtes Glossen und 835 καίτοι γε μὴν σὺ κάρ' ἐμοῦ σογώερα, doch diesen möchte Ref. nach Thiersch's und Wieseler's Vorgang, der καὶ τῷ μὲν εἰ σὺ emendirt, nicht aufgeben, da das θ. μ. α. τ. in den nächsten Versen sonst keinen Sinn hat. Als unnützes Citat wird Eum. 283 hier wie früher bezeichnet, auch Sieb. 582.

Etwas zahlreicher sind die Fälle, wo sonst durch Versetzung von Versen das Verständniß dieser Tragödie erschwert wurde. Im Einzelnen war hierin von früheren Herausgebern hie und da eine richtige Bemerkung gemacht, z. B. von Bothe Suppl. 874, die Beziehung der Rede des Herolds πολλοὺς ἀναξ κτλ. auf den Hülfseruf des Chors ἀναξ erkannt, welcher noch bey Dindorf zwey Verse weiterhin zu stehen kömmt, statt ihm voranzugehen; dergleichen erinnerte schon Williams, Suppl. 193 müsse das vulgo von Ζεὺς — ἴδοι durch drey dazwischen fallende Verse getrennte ἴδοιτο δῆτα unmittelbar darauf folgen, weniger leuchtete ihm ein, daß 195 eine Zurechtweisung des Chors wegen des unzeitigen Wunsches θέλω' ἄρ κτλ. enthalte, und ebenso 197 sich auf das Gebet ὦ Ζεῦ beziehe. Diese beyden Verspaare hatten vordem (einschließlich der letzten Ausgabe Dindorf's) statt der Folge 1, 2, 3, 4 und statt daß vor 1 der Vers ἴδοιτο δῆτα κτλ. zu stehen kömmt, diese: 2, 1, 3, ἴδοιτο δῆτα, 4. Die Nothwendigkeit einer andern Transposition, nämlich der Verse ib. 912, welche bereits oben berührt werden mußte, hatten allerdings Schütz, Burgeß und Wellauer empfunden, aber sie vermochten den Versen 913, 914 — 17, 918 ihren gehörigen Platz doch nicht anzuweisen: er konnte

auch so lange nicht ausfindig gemacht werden, als die Lückenhaftigkeit der ganzen Stelle nicht wahrgenommen worden war. In den Versen hat in den codd. gleich zu Anfang, vs. 11, eine sinnlose Versetzung das βαῖζει von seinem Subject θυμὸς weggerissen und zu ἰσχύς Ἀσιατογενῆς gefügt, so daß das asiatische Heer sich selbst vermessen und nach sich schreien würde, denn das λέον ἄρδα bedeutet natürlich nichts Anderes, als die streitbare Mannschaft Asiens. Bergemens schlug Waldenaer zu Eur. Phoen. 1489 die Aenderung ἤχωνε λέον· Ηερός δ' ἔδον ἄρδα βαῖζει vor, die schon darum mißglücken mußte, weil ἄρδα offenbar nur eine durch jene Versetzung erst veranlaßte Interpolation ist. Allem wird jetzt abgeholfen durch Hm's. Verbesserung θυμὸς, ἔσωθεν δὲ βαῖζει. πᾶσα γὰρ ἰ. Α. φ. λέον. Für die richtige Anordnung der Verse im Agamemnon 1161 — 4, und 1243, welcher letztere sonst auf 1249 folgte, hat Hm. längst Sorge getragen, eine ganz neue Behandlung haben aber die in der Schlussscene 1625 sqq. erfahren, und so ist denn die mit vielen trostlosen Versuchen geplagte Rede der Klytämnestra endlich lesbar geworden. Wesentlich ist dabei die Verpflanzung des Verses σώγρονος γρόμης κτλ., welcher sonst in der Antwort des Aegisthus am Schlusse stand (1635) in die ῥήσις der Königin nach 1627; zugleich mußte der Ausgang des Tetrameter durch den Zusatz αἰσχος μέγα ergänzt werden. Dazu kommen noch mehrere Emendationen, z. B. στειχε καὶ σὺ χοί γέγοντες — παθεῖν ἔρξαντες· ἀρκεῖν χοῖν — εἰ δ' ἔτ' οὐ — δεχοίμεθ' ἄν. Nur dagegen erlauben wir uns, beyläufig bemerkt, zu widersprechen, daß Kl. unter δίστηνον θέρος die ihr drohende Rache verstehe; sie erklärt damit nur die geschehene Ermordung Agamemnon's als eine traurige Nothwendigkeit, als eine Bedingung ihres ferneren Glückes, welche nicht zu umgehen war.

In den Choephoren wird die schon Opusc. II. 79 angegebene Transposition von 159 nach 115 jetzt durch das Supplement ἀρχῶν (vgl. Opusc. VII, 50) vervollständigt, und was Meineke (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843, p. 183) und Thiersch l. c. p. 57 sqq. empfohlen hat, die Versetzung der Verse 977 — 84, welche sonst hin-

ter 998 standen, mit Recht adoptirt; denn daß den Drestes sein Wahnsinn verleite, der Mutter Prädikate beizulegen, welche nur auf das Gewand passen, worin Agamemnon erschlagen worden war, ist eine ungegründete Vorstellung Klausens und Bambergers. Ferner ist in der Verbindung des Verses 284 mit 281, so daß dieser auf jenen folgt, Hm. mit Blomfield zusammengetroffen. Eigenthümlich und neu ist hingegen die Herstellung von 95 — 100. Zwar hatte schon Schüz Anstoß an den Worten, die vulgo der Elektra beigelegt werden: λέγεις ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχεις ὑπέρτερον genommen, und sie in der zweyten Ausgabe eingeklammert, weniger aus dem Grund, der eigentlich der maßgebende hier seyn mußte, daß nach dem allgemeinen Ausspruch: τὸ μῦθος — χερὸς eine solche Aufzorderung als Schlussatz der Rede sich sehr frohig und kahl ausnimmt, als quod Electra nondum quidquam attulerat, quibus chorus aliquid melius posset dicere, sed tantum quaestionem proposuerat. Indes ist auch damit sehr wenig geholfen, da die angeführten Worte jedenfalls zu der Scene in Beziehung, wenn auch nicht an ihrem rechten Platz stehen. Dieser war nur dann auszumitteln, wenn man den Zustand der vier folgenden Verse sich ebenfalls klar gemacht hatte, welche, wie bereits bemerkt worden ist, weder vollständig noch unverdorben sind. Der Gedanke aber, welchen der Chor aussprechen mußte, ist, wie aus der spätern Rede Elektras hervorgeht, dieser: sie wöge das alles, was sie eben für unverträglich mit der Verehrung des väterlichen Grabes erklärt hat, unterdrücken, dagegen den Vater anrufen, daß er ihr und Drestes beystehe, wenn sie Rache nehmen an seinen Mördern. Dieß muß der Chor in einem oder mehreren Versen, die vor γέγγον ausgefallen sind, der Elektra als den gehörigen Inhalt ihres Gebetes angegeben haben; der negative Theil ihrer Bezeichnung lautet jetzt nach Hm's. Emendation und Transposition folgendermassen: λόγους ἄν, οἷσπερ ἠδέσω τάγον πατρὸς, στέγους ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχεις ὑπέρτερον.

Unter die in den Cumeniden getroffenen Verbesserungen, welche selbst in der berühmten Recension der Ausgabe D. Müllers noch nicht vor-

kommen, gehört die Anordnung der Verse 140 — 2, in der Weise, daß statt τῶ nun τῶδ geschrieben und ἔπον κτλ. vor ἀτμῶ gestellt ist; sonst konnte jenes τῶ, wenn es dem ἀτμῶ unmittelbar vorherging, nur sehr gezwungen auf Drestes, der doch damit gemeint seyn muß, bezogen werden. Ältere Berichtigungen sind die von 238 — 240; ἄλλοισιν — ἐκπερῶν, indem die viel besprochene durch Hm's. Emendation wesentlich verbesserte ἀλλ' ἀμβλὲς ἤδη προσετρομιμένον μῖσος in der Mitte seinen Platz erhält; und die, daß 674 — 6 von der Stelle, welche sie sonst einnahmen, (nach 698) heraufgerückt sind, was man, obgleich sich bedeutende Stimmen dagegen erklärt haben, nur billigen kann.

In den Sieben 552 sqq. ist von Hm. treffend bemerkt, daß auf Thydeus die schlimmen Beynamen, welche ihm Amphiareus, dem gewöhnlichen Text zufolge, gibt, nicht passen wollen, dem Polynices aber ganz angemessen sind. Jenes Erwähnung mit einem Vers κακοῖσι — βίαν genügt, alles übrige geht auf die bedeutendere Person des Oedipiden. Es versteht sich, daß dann, wie Hm. erst in der Note erinnert, der Uebergang zu Polynices mit den Worten καὶ τὸν σὸν κτλ. (557) unmittelbar an das über Thydeus Gesagte anknüpfen muß, also 557 — 59 vor 553 — 56 tritt. Auf diese Weise erhält auch καλεῖ seine rechte Beziehung, welches sonst in höchst gezwungener Weise mit τοῦτομα verbunden wurde. Uebrigens muß 554 μέγιστον Α. τ. κ. διδάσκαλον als verlässigte Glosse von 556, wie Hm. gethan hat, eingeklammert werden. Das interessanteste Beispiel von Textesverwirrung dieser Art liefert dieselbe Tragödie in der Stelle, wo der Bote dem Chor von dem Tod der feindlichen Brüder Meldung thut, 784 — 801, wo beynahe die Hälfte der Verse ihren Platz nach Hm's. evidenten Anordnung vertauscht hat. Um eine Vorstellung davon zu geben, wollen wir die Folge bey Hm. aufführen und darunter die bisher gültige:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18.
1 17 3 4 5 18 7 2 8 6 9 10 11 12 13 14 15 16.

In der überlieferten Folge mit der Lesart Οἰδίπου γένος kann der Chor verständiger Weise nicht ausrufen πάντες εἰμὶ τῶν κακῶν, wenn ihm die voll-

ständige und klare Kunde vom geschehenen Unglück so eben mitgetheilt worden ist; und da er nach dem, was die Stadt betroffen habe, zunächst fragt, muß auch eine Antwort ihm werden, welche seiner Frage entspricht, also mit Uebersprungung von 15 Versen der Vulgata die mit dem Uebergang auf die Herrscher verbundene: πόλις σέσωσται, βασιλείων δ' ἑμοσπόροιν — darauf der Chor bestürzt weiter forschen τίτων; (nicht τίτες, wie vulgo) und, was die bängliche Stimmung desselben vortrefflich charakterisirt, den Boten wieder unterbrechen nach den Worten O. γένους (so Hm.), so daß der Bericht erst mit dem 6. Vers abgeschlossen ist, welcher sonst überhaupt der letzte des Boten war, und eine Stelle einnahm, wo der schreckliche Eindruck, den diese Worte πέπακεν αἶμα γὰρ ὑπ' ἀλλήλων γόνῳ jetzt machen, durch alles Vorhergehende möglichst gemildert und geschwächt erschien. Die Antwort aber ἄνδρες τετράσι, welche vulgo der Bote, ohne darnach befragt zu seyn, voreilig erteilt, ist trefflich da am Platz, wo der Chor das Entsetzliche nicht glauben kann, und nochmals fragt: ἐκεῖθι κήλθον; endlich sind die mit οὕτως beginnenden Ausrufungen nicht unter Bote und Chor zu vertheilen, sondern gehören nur dem letzteren an, welchem das erstemal der Bote erwidert οὐδ' ἀμφιλέκτως κτλ., dann mit Bezug auf den feindlichen Dämon des Hauses αὐτὸς δ' ἀναλοῖ κτλ.

Auf zwey von Thiersch vorgeschlagene Transpositionen ist Hm. nicht eingegangen, an deren Nothwendigkeit doch kaum gezweifelt werden kann: die eine Ag. 270, wo sogleich 285 sq. folgen sollte, und Kum. 835 — 844, welche Verse ihre richtige Stelle vor 854 haben, indem sonst die Versicherung τοιαῦθ' — Ἱεογ. in keiner Relation zum Vorhergehenden steht: mittelst der Versetzung sondert sich die Bitte um Verschonung von dem Versprechen hoher Ehren, die den Erinnyen zu Theil werden sollen, auf die ungezwungenste Weise. Jene andere Umstellung gründet sich auf das Verhältniß der Distanzen, in welchen die Signalfener aufgestellt sind, um in kürzester Zeit den Untergang Troias in Argos bekannt zu machen. Die größte Entfernung ist gewiß die vom Aithos zum Makistos, während die vom Kithäron zum See Gorgopis nicht weiter

seyn kann, als die der übrigen Punkte. Also wird nur dort eine stärkere Masse von Feuer aufgeboten werden, mithin ἐξεδέξατο (270) mit γάος — εἰρημένων unmittelbar verbunden werden müssen, weiterhin, 274, ist mit Bamberger (Philol. 1847, 305, 1852, 150) σέλας παρηγγάρευσε zu schreiben.

Eine mit der Versetzung von Versen verwandte Art von Textescorruption ist die Vertauschung der Personen, sie fällt mit jener sogar an einigen bereits behandelten Stellen zusammen, vgl. Suppl. 196 sq. Sept. 792, Ch. 98. Im Prometheus bedurfte es einer solchen Berichtigung nur einmal, 349 — 374, wo bereits Elmsley erinnert hat, daß nicht Deceanus, sondern nur Prometheus spreche, welchem dann auch die vier folgenden Verse noch zufallen, die er vulgo hat. In den Persern vermiste Jacobs, indem er richtig erkannte, daß 342 Ἱεοὶ πόλις κτλ. dem Boten, der folgende der Atossa, der dritte wieder dem Boten angehöre, eine jenem ersten unmittelbar vorausgehende Aeußerung der Königin, indem er mit ἰσορρόπῳ τύχῃ (341) den Bericht geschlossen glaubte, doch ist, was er hinzugefügt wünschte, schon vorhanden: die zwey letzten sonst dem Boten zugetheilten Verse muß Atossa erhalten. Die Vertheilung der Stelle in den Hiketiden 697 — 703 (= 727 — 733 ed. Dindf.) unter Chor und Danaus, wo doch bloß dieser spricht, um seine Töchter zu beruhigen und die von ihnen gefürchteten Gefahren als unbedenkliche zu schildern, haben nur Poisson und Dindorf eingeführt; mit Recht wurde sie bereits von Schütz mißbilligt. Im Agamemnon gab man bisher 591 sq. (τοιοῦθ' ὁ κόμπτος) dem Herold, dadurch wird in mehrfacher Hinsicht gegen das scenische Decorum gefehlt; Klytämnestra muß diese Worte sprechen, ohne welche ihre Rede keinen befriedigenden Schluß hat.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. November.

Nro. 64.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.



Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

In den Choephoron gewinnt die Stelle, wo Agamemnon's Beystand angerufen wird, 494 — 504, ein ganz anderes Leben, wenn sich Drest und Elektra ablösen, als wenn Elektra allein eine lange Rede vortragen soll, nach deren Verlauf der Chor keinen rechten Anlaß hat, zu sagen: *καὶ μὴν ἀμεργῆ τὸνδ' ἐπειράτην λόγον*. Dagegen stellt sich wie von selbst eine schöne Symmetrie, dergleichen Aeschylus gern anbringt, her, wenn 491 — 3, 494 — 6; 499 — 501, 502 — 4 die einzelnen Verse 497, 8 einschließen und dadurch eine ganz antistrophische Folge entsteht.

Wollten wir nun die Emendationen in Betracht ziehen, wo durch einfache Wortkritik der Sinn hergestellt ist, so würde schon in den dialogischen Partien der Stoff überreich zufließen; daher hier zweckmäßiger bloß von den Stellen die Rede seyn mag, in welchen Hm. gegen unser Erwarten conservativ verfuhr oder ein Bedenken gegen die von ihm beliebte Aenderung sich erheben läßt. So scheint es unnötig, Suppl. 324. *καὶ δυσινχοίντων γ'* zu corrigiren, da der Chor scheinbar dem König beypflichtet, aber eine ironische Erwiederung gibt, deren Pointe Hm's *καὶ δ. γ.* aushebt; bald nachher 440 billigt er Bambergers *τεῖονθ' ὄμιλον*, wo die Handschriften *τέον θ' ὄ* haben, mit dem Zusatz *non sunt autem rami nutantes intelligendi* (Bambergers Erklärung), *sed dii, qui ramis ornati ne-*

fas esse ostendunt repudiare supplices. Doch auch so vermißt man den Ausdruck der Besorgniß, welche den Pelasgos beim Anblick der *κλάδοι* ergriff, und der leicht einzuführen ist, wenn man schreibt *τρέων ὄμιλον*. In den Persern 164 ist jetzt wohl die Vertetzung der Diärese entfernt, da wir lesen *τ. μ. διπλῆ μερίμνα γραστός ἐστὶν ἐν γρ.*, was übersetzt wird mit *unde gemina mihi certa est sententia*: aber diese Bedeutung hat Hm. zu belegen versäumt, Rf. schlägt bis auf Weiteres vor *διπλῆς μερίμνης γροντίς*: *meditatio duplicis sententiae*. Ueber die vorzügliche Behandlung von Sieben 553 — 560 haben wir schon oben sprechen müssen, wo die treffende Emendation *δυσεκτέλειον* für *δὺς ἐν τελευτῇ* (559) noch keine Erwähnung fand. Nur die Correktur *ἐς παρὸς μοῖραν κάσιν* statt der Vulgata *πρόδρομον ἀδελγέον* (557) scheint zu stark und zu wenig natürlich zu seyn. Hm. will die doch von Pindar gebrauchte epische Form *ἀδελγέος* in der Tragödie nicht zulassen, das ist eine, wie uns dünkt, zu weit getriebene Strenge. Lassen wir *ἀδελγέον* stehen, so bedarf es nur der geringen Aenderung *προδρομῶν* (vgl. Soph. Ai. 72, 721), um der Erzählung einen ungezwungenen Verlauf zu geben. Sehr auffallend ist ebenda 594 *τεῖνονσι — μολεῖν*, man hat *μακρὰν πόλιν* von der Unterwelt erklären wollen, aber das ist an und für sich bedenklich, insbesondere aber hier die Phrase in solchem Sinn nicht recht zu verstehen, wo sie erst durch das folgende *ἐνγκαθελκυσθήσεται* die verlangte Beziehung erhält. Vergebens sieht man sich nach einer Parallele für den wunderlichen Ausdruck um. Nur mittelst einiger Abänderungen glauben wir den von

Dindorf verworfenen, von Hm. stillschweigend behaltene Vers retten zu können, etwa in folgender Fassung: *αἰτοῦσι πομπὴν τῆρδ' ἀκρόπολιν μολεῖν*. Die übrigen Fürsten wollten ihn als Wahrsager zum Begleiter auf dem Heereszug haben, und er folgte ihnen wider Willen (*γενῶν βίῃ*) durch Eriphyleus Verrath verdrängt. Davon konnte Eteokles Kunde haben; wenigstens ist ein Zweifel darüber unnütz. Im Agamemnon liegt 575 *κοιῶντες* allerdings der Vulgata *κοιμῶντες*, welche das Gegentheil von dem ausdrückt, was Klytämnestra meint, am nächsten, wäre nur das Verbum gehörig gesichert. Bey Hesychius findet man *κοιῶται· ιερῶται* und *κοιῶσατο· ἀγιερώσατο καδιερώσατο*. Ob diese Citate schon berechtigen, ein Activum in dem verlangten Sinn hier als ursprüngliche Lesart zu statuiren? Wir zweifeln und schließen uns lieber Emperius an, welcher *κισῶντες* (die gewöhnliche Bezeichnung solcher Dpfer) coniectirt hat; Hm. scheint den Vorschlag, als er die Note verfaßte, übersehen zu haben, da er ihn, welcher jedenfalls den Vorzug vor Casaubon's *καίοντες* verdient, gar nicht erwähnt. In ähnlicher Weise scheint 916 Dindorf's *παιδοῦντα πλοῦτον* dem von Hm. gewählten *στειβόντα* vorzuziehen, wenn dieß auch der handschriftlichen Lesart *γθειρόντα* näher liegt, da Kl. unten, wo sie sich auf Agamemnon's Rede zurückbezieht, sagt *πολλῶν πατησµὸν εἰμάτων ἂν ἠξιάμην*. Unbeachtet ist 1016 *πρὸς σγαγᾶς πνρὸς* geblieben, wo man versucht wäre, anzunehmen, daß die Dpferthiere, wie es mitunter geschah, lebendig verbrannt werden sollen; dieß ist aber hier nicht denkbar, und selbst dafür wäre *σγαγῆ πνρὸς* eine ungehörige und seltsame Verbindung. Aeschylus schrieb wahrscheinlich *πρὸς σέλας πνρὸς*, man vergleiche das Fragment bey Schol. II. § 200: *ἡμεῖς δὲ βωμῶν τόνδε καὶ πνρὸς σέλας κέκλω περιστῆτε*. Bambergers *πρὸ μὲν γὰρ* hilft zwar der Construction, nicht aber jenem Uebelstand ab, und zerstört zugleich die Intention des Aeschylus, welcher der Königin andeuten läßt, daß sie auch Cassandra als Dpferlamm betrachte. Wieseler's *πρὸς γανᾶς* vertauscht eine Schwierigkeit mit einer andern. In den Choe-phoren macht 195 *εἶτα* für *εἶχε* gesetzt die Construction schwerfällig. Der Gedanke, welchen Elektra ausdrückt, ist der: wäre die Locke mit Sprache

begabt, könnte sie sich als Freundes- oder als Feindesgabe ankündigen. In jenem Falle hätte sie Stoff mit uns zu trauern (*ἔχειν* ist demnach nicht = *δύνασθαι*); in diesem müßte sie bestimmt dazu rathen, daß ich sie wegwürfe. Wir lesen nämlich *ἀλλ' ἢ σαρ' ἦρει κτλ.* vgl. unten 549: *αἰνῶ δὲ κρύπτειν τάσδε συνδήκας ἐμᾶς*, auch Suppl. 165. Mit *ἦν σαγηνῆ* verbindet sich das *ἀποπτύσαι* doch nur durch den nicht sehr nahe liegenden Begriff des Gebietens. Wenn weiterhin 278 Hm. *τὰς δ' αἰνῶν νόσους* corrigirt, wird der gedrohten Landplage die Krankheit, welche Drest allein zu fürchten hat, nicht deutlich entgegengestellt; die nöthige Antithese würde mit *τὰς δ' ἡμῶν* v. gewonnen, vgl. Suppl. 413 *ὅπως ἀνὰ ταῦτα πρῶτα μὲν πόλει, αὐτοῖσι δ' ἡμῖν ἐκτελεντήσει καλῶς*. Eine andere Stelle, wo uns Hm's Text nicht befriedigt, ist 476: *τυχεῖν μέγαν προσθεῖσθαι Αἰγίσθῳ γθόρον*, indem *μέγας γθόρος* auffällt, und der Gebrauch von *προστίθηναι*, welches Suppl. 596 in anderer Weise angewandt ist als hier. Eher konnte Elektra sagen *τυχεῖν με θεῖσθαι λυτρὸν Αἰγίσθῳ μύρον*. Im vs. 538 war wohl das handschriftliche *ὠπλιζέτο* mit dem von Bamberger proponirten *ἠπλιζέτο* zu vertauschen, und für Porson's *ἐμοῖσι* noch *ἐμοῖς ἐν* zu lesen. Dagegen begnügt sich Hm. 568 mit der leichten, auch von Bamberger angegebenen Aenderung *ἀρεῖ* statt *ἐρεῖ* „wenn er die Augen aufschlägt und niederschlägt, werde ich ihn, ehe er noch fragen kann, woher ich komme, zu einem todten Mann machen.“ Daß Aegisthus vor Drest aus Angst des bösen Gewissens die Augen niederschlagen soll, vereinigt sich nicht mit der Frage *ποδαπὸς ὁ ξείνος*. Ref. scheint das *σάγ' ἴσθε* vorgehend auf den folgenden Satz *πρὶν — χαλκῆματι* zu gehen, dann aber *ἐρεῖ* aus *ἔσται*, *βαλεῖν* (so die codd. nicht *βαλεῖ*) aus *λαβεῖν*, endlich *μολῶν ἔπειτα* aus *μολόντ' ἐναντα* verschrieben zu seyn. Jenes *κατὰ στόμα* und *κατ' ὀφθαλμῶς* soll, eines wie das andere, die Annäherung des Drest zu Aegisthus veranschaulichen. In 828 ist nicht einzusehen, warum *δεδηγμένῳ* in der Bedeutung des Activs und *ἐλκαίνοντα* als Transitive gefaßt werden soll, da *δεδηγμένοις* und *ἐλκαίνουσι* nicht schwer zu finden war. Zu 871 *ἐπι θυροῦ πέλας* stimmt Hm. dem Vorschlag Abrosch's *ἐπιξήνου πέλας* wenigstens in

der Note bey. Aber warum: nahe dem Block, und nicht „auf ihm“? Der Fehler mag eher in πέλας liegen, wofür wir σταδεις vermuthen. Offenbar bezieht sich Aeschylus auf die schon in der Doloneia II. x. 173 vorkommende sprüchwörtliche Redensart ἐπὶ ξυροῦ ἴσταναι ἀκυῆς, für σταδεις vergleiche man Ag. 1441. Mehr dem Styl der Alexandriner als dem des einfachen Aeschylus entspricht das 657 in den Text gebrachte δικαίων ἢ ὀυπνίων παρονσία. Allerdings wäre die δικαίων ὀυπνίων παρονσία eine wunderliche Zugabe zu Bad und Bett; doch möchten wir weder mit Martin δικαίων ἢ ὀυπνίων, noch mit Bamberger δικαίως ὀυπνίων παρονσία (das soll heißen: iure, ob aedium abundantiam) für angemessen halten, sondern beschränken uns auf die einfachste Conjectur: δικαίων ὀυπνίων παρονσία, womit die das Gastrecht wahrende Aufsicht bezeichnet ist. In ähnlichem Sinne sagt Atoffa Pers. 168: ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δομῶν παρονσίαν. Gezwungen ist ferner 492 ἐκαίρισαν, welchem Hm. die Bedeutung initiaverunt unterlegt, die καίρισον auch Ag. 1030 haben soll. Aber dort gibt nur der Vorschlag von Emperius καίρισον einen natürlichen Sinn; hier erwartete man etwa ᾗ σ' ἐκοίμισαν. In den Eumeniden ist schwer zu erkennen, was 194 Aeschylus mit πληστοῖσι ausdrücken wollte, insofern sich von selbst versteht, daß die Erinyen sich in der Nähe des Drakels befinden. Mit Uncialen geschrieben konnte παντίμοισι leicht in jenes Wort übergehen. Indes besteht Hm. auf Beybehaltung desselben in einer ausführlichen Note, welche aber bloß die Richtigkeit in der Angabe der Localität, nicht auch die Angemessenheit des Epithets an seiner Stelle erweist.

Die bisher betrachtete Kritik betraf vorzugsweise den Dialog, nur selten die Anapäste und lyrischen Theile in den Aeschylischen Tragödien. Bey letztern, von denen wir in der Folge ausschließlich reden wollen, sind die Gesetze des Strophenaues und die eigenthümliche Gestaltung der dem Melos in der Tragödie angehörenden Rhythmen zu beachten. Wie bekannt, verfuhr Aeschylus bey der Responsion der antistrophischen Partien mit großer Sorgfalt: die Vertauschung des reinen Jamben, Trochäen, Kretikers, Anapästes u. s. w. mit dem aufgelösten, die des Jamben und Trochäen mit

dem Spondeus erscheint so gleichmäßig bey ihm in den entsprechenden Versen, daß, wo es unterblieben ist, man einen Fehler vermuthen darf. Eine Menge schöner Verbesserungen Hm's sind zunächst durch Beobachtung dieser Regel veranlaßt worden: Verbesserungen, an deren Nothwendigkeit die Vorgänger schon darum nicht von fern dachten, weil ihnen das Gesetz, obgleich es allenthalben dem aufmerksamen Beobachter sich aufdrängt, unbekannt geblieben war; und doch ist der aus seiner Befolgung hervorgehende Gewinn meistens nicht einfache Herstellung rhythmischer Symmetrie, sondern die Emendation kommt auch dem Inhalt und der poetischen Form zu gut. Wir wollen einige Beispiele anführen: Im Prometheus 182 verstößt die augmentlose Form ἐπέδισε gegen den tragischen Sprachgebrauch, corrig'rt man also ἠπέδισε, so kann auch 162 δίχα γε Αἰὼς nicht die ursprüngliche Lesart seyn; Hm's. δίχα γοῶν ἐρός gibt den durch die Responsion geforderten Daktylus; jetzt wird es auch klar, daß Αἰὼς zunächst nur als Glossa zu dem schüchtern andeutenden ἐρός diene. Zugleich mit der metrischen Licenz wird eine geographische Schwierigkeit hinweggeräumt 420, wo man mit Ἀραβίας von jeher in Verlegenheit war: Hm. schreibt Σαγματῶν und erkennt in dem folgenden Relativsatz eine nähere Bestimmung über das Volk; sonst las man ἐψικρονημόν ὃ' οὐ, aber so wurde abermals ein doppelter Uebelstand hervorgebracht: die Entsprechung ist wieder ungleich und der so beschriebenen Nation, die als eine verschiedene durch τε abgefordert wird, geht kein Name vorher. Wenn aber in der Strophe die Amazonen eine bestimmte Bezeichnung und Schilderung erhalten, so verlangt die Symmetrie, daß in der Antistrophe die Sarmaten auch nicht leer ausgehen. Deshalb muß die Partikel wegfallen; die Lage des ἐψικρονημόν πόλισμα bestimmt die von Hm. ebenfalls eingeführte Benennung Κανκάσων πύλας (statt πέλας) mit Benutzung von Plinius II. N. VI, 12 und Strabo XI, 508. Im folgenden Chor 534 muß man mit Hm. μάλα μοι schreiben, oder soll das handschriftliche ἀλλά μοι hier bleiben, die Gegenstrophe, etwa nach Dindorf abändern; dieser hielt ἰδίᾳ für Glossen von ἀντόρω, wogegen Hm. mit ängstlicher Ironie bemerkt: sciens ignaris verae scripturae α. γ. adnumeror.

Indeß hat die Abänderung der Antistrophe das für sich, daß so mehr nach der Gewohnheit der Tragiker verfahren wird; diese lieben nämlich erst im letzten Glied des Systems ein verschiedenes Metrum eintreten zu lassen, wodurch eben der Schluß desselben als solcher deutlicher markirt wird. In den Sieben beweist das *δαίω* 206 der Strophe zur Genüge die Unrichtigkeit von *ὄρδοι* (213), hier hilft das von Theognis (868) und Kallimachus (h. in Del. 21) gebrauchte *σαοῖ* aus, wenn nicht gar ein bloß bey Hesychius erhaltenes Verbum *ὄρδει* = *ἀγει* auf diese Stelle bezogen werden muß. Ebenda 221 hat man vordem zu einer unerhörten Form *ποιάνιον* seine Zuflucht genommen, um dem dochm. *διὰ θεῶν πόλιν* eine Responzion zu verschaffen; sicherer ist jetzt die Strophe nach der Antistrophe corrigirt und mit *διὰ* eine jambische Tripedie gegeben. Auf ähnliche Weise ist 211 geholfen, wo Dindorf dem Aeschylus den Neotismus *κάρζας* ausdringen wollte, den er auch Suppl. 768 hereingebracht hat; hier wie dort konnte mittelst anderer weniger unwahrscheinlicher Aenderungen die attische Form beybehalten werden, nämlich in jener Tragödie fällt mit der glänzenden Emendation der antistrophischen Verse 775 sq. *ἢ τιν' ἀμυγγάν ἐν' ἢ πόρον τέτρω γάμον λυτῆρα* jeder Gedanke von einem solchen Nothbehelf weg; hier, in der Stelle der Sieben genügt es in der Antistrophe *ἐξαγέντες* für *ἀγέντες* zu setzen. Glückliche Herstellung der genauen Responzion ist ferner 462 *τῶδε μὲν εὖ τελέσαι*, 432 *κασχέθοι* für *ἐπισχέθοι*, 686 *κλυδῶν* für *δαίμων*, 749 *μὰν ἔρχεται* für *παρέρχεται*, was mit *αἰὼν βοιωτῶν* nicht stimmt. In 909 ist mit Hinweisung auf Prom. 1027, wo das Verbum *διαρταμεῖν* vorkömmt, ein noch nicht in den Wörterbüchern verzeichnetes Wort *διαρταμαῖς* angebracht, welches den Vortheil gewährt, daß an dem unverdorbenen *διοσδοτών* in der Gegenstrophe 921 keine weiteren Versuche gemacht zu werden brauchen, nur *ἀχθέων* ist an die Stelle von *ἀχέων* getreten.

In den Versen ergab sich die erforderliche Symmetrie mehrmalen durch Beseitigung von Glossen. So 256, wo *κακὰ* nur *ἄνια* oder *δαῖα* erklären sollte; weil man den Vers für einen jambischen Dimeter hielt, mußte in der Antistrophe ein nach *ὄδε* gesetztes *γς* aushelfen, beyde unnütze Zu-

sätze sind jetzt entfernt. In der dritten Strophe 275 sqq. ist *Πέρσαις* ebenfalls bloße Interpretation zu *δαί-οις*, welche aber sowohl die *δαίους* als *βοῶν* von seiner rechten Stelle weggeschoben hat; jenes gehört, wie die Antistrophe zeigt, an den Schluß des ersten, *βοῶν* an den Schluß des zweyten Verses. Uebrigens erhellt aus der merkwürdigen Variante des cod. N, welcher *δυσ-αιανῆ Περσαιῶν δαίους* hat, d. h. entweder müsse man *Πέρσαις* d. oder *Περσῶν* d. lesen, jenes in der Bedeutung von *miseris Persis*, dieses von *hostibus Persarum*, daß man unschlüssig war, ob das Adjektiv auf die Griechen oder auf die Perser zu beziehen sey; für jenes entscheidet sich Hm., Ref. hält es für einfacher, *δαίους* als Neutrum anzusehen, wie die mehrdeutigen Kasus von *κακός* und *ἀγαθός* bisweilen vorkommen. Die in der gr. Paläographie öfters wiederkehrende Vertauschung des langen *ι* mit *ει* hat 575 eine falsche Accentuation *δεινὰ* oder *δεινᾶ* für *δίνα* und diese ferner den Zusatz *ἄλλ* veranlaßt, daraus schien sich endlich die Nothwendigkeit der Aenderung *πρωτόμοροι δῆ* zu ergeben statt *πρωτόμοιοι*, so matt sich auch das *δῆ* ausnimmt. Die evidenteste Verbesserung zeigen die Verse 917 — 924, in deren Behandlung Porson nichts weniger als glücklich war, er streicht nämlich 917 das zweyte *πέμψω*, um es mit der überlieferten Lesart der Gegenstrophe *κλάγξω δ' αὖ γόον ἀρίδακρον* in Uebereinstimmung zu bringen und machte darum *ιαχᾶν* aus *ιαχάν*. Aber der Gleichklang *ἀρίδακρον* — *πολύδακρον* mußte ein Wink seyn, daß *κλάγξω* ebenfalls zu wiederholen, *αὖ γόον* in *ιαχάν* zu verändern, und an das Ende des Verses zu setzen, so daß beyde Adjektiva an dieselbe Stelle kamen. Damit ist auch die schwungvolle Form des Proceleusmaticus eingeführt, dessen Spuren 935 — 946 ebenfalls bisher vermischt waren; Bellauer hat zwar *τάδε σ' ἐπανερόμα* bereits richtig emendirt, aber in der Strophe *Ἀγβάταν' ἐκλιπῶν* stehen lassen, indem er den Vers für einen dochmischen hielt und für diesen größere Licenz in Anspruch nahm, das Wahre ist Hm's. *τὰ Βάταρα προλιπῶν*, worauf auch einige Pariser Handschriften leiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. November.

Nro. 65.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Im Agamemnon ist 177 die sonst verlangte Veränderung von *παλιρρόδοις* nicht vorgenommen worden, da *βίαια* als Adverb. aus Suppl. 789 nachgewiesen ist, *βιαίως* aber wegen der seltenen Anwendung der adjectivischen Form in dieser Bedeutung sich leicht einschlich; für *παλιρρόδοις* müßte aber *παλιρρείταις* oder *παλιρροίβοις*, welche Correkturen weniger Probabilität hätten, geschrieben werden. Die Verbesserung von 237 *τὸ προκλίειν δ' ἤλυσιν προχαίρειω* war schon früher bekannt; nicht so die von 394; die Behandlung dieser verzweifelten Stelle war bisher noch dadurch erschwert, daß die Gegenstrophe im entsprechenden Vers ebenfalls nicht ohne Corruption überliefert ist und durch ein fremdartiges Metrum absteht. Hm's Emendation gibt jedenfalls eine der Situation, welche der Chor darstellen soll, ganz entsprechende Schilderung: Menelaus erscheint als gekränkter aber immer noch liebender Gemahl, der die Entflohene nicht ehren kann und nicht schmähen mag: *πάρεστι σιγᾶς αἰτίους ἀλοιδόρους ἀσχιστ' ἀφειμένων ἰδεῖν*: dem gemäß lautet der antistrophische Vers *τὸ πᾶν δ' ἀρ' Ἐλλανίδος γᾶς κτλ.* Nur um eine bey Aeschylus sonst nicht vorkommende rhythmische Composition mit einer bey ihm nachweisbaren zu vertauschen, möchte Ref. vorziehen, beyde Verse zu einem zu verbinden, so daß nach Analogie von Eam. 907, sq. auf den Ithyphallikus der trochäische Dim. lat. folgte. In

965 ist die Lücke in der Responion des antistrophischen Verses 965 mit *τὸ πᾶν* für *τοί*, des strophischen 969 durch *ἀεὶ* ausgefüllt; dagegen hat Hm. das Lückezeichen, welches sonst hinter *ἔπαισεν* (972) stand, getilgt, da hier nichts fehlt, vielmehr die Antistrophe an gleicher Stelle früher durch das profaische und offenbar nur von spätem Erklärern beygeschriebene *ἐπ' ἐπιλαβείη γε* verunstaltet war; ferner, weil 981 nur mit Auslassung eines Buchstabens in den Handschriften als *cret. trim.* erscheint (in der Form des vierten Paeon), ist der strophische Vers darnach so umgeändert: *μᾶλα γέ τοι τὸ πολέος γ' ἕλυσας*. Im Kommos der Kassandra flossen wir ebenfalls auf einige sehr entsprechende und zur Herstellung des dichterischen Ausdrucks bedeutende Emendationen, wie 1096, wo die zweyte Person *ἴροεῖς ἐπερχέας* statt der ersten *ἴροω ἐπερχέασα* eingeführt ist; ohne das konnte der Ausspruch der Seherin keinen rechten Sinn darbieten, jenes *ἐπερχέασα* nöthigte überdieß zu dem in der Antistrophe eben so matten als sprachwidrigen Einschleßel *γάρ*. Dann ist 1112 *στένονσ'* eine, damit *ὁμοῦ* nicht so kahl dasthe, nothwendige Ergänzung, deren metrische Unentbehrlichkeit aus der in mehreren *codd.* erhaltenen Lesart *γίλοκτοῖς* erhellt, die Vulgata gab dafür bloß ein bedeutungsloses *γεῦ*; ferner empfehlen sich durch Angemessenheit in Gedanken und rhythmischer Form die Emendationen 1123 — 25 *καὶ παῖς νεόγονος ἂν μάδοι — ὅπως δάκει γονίῳ — μινρὰ φοβερόδροα*. Im Wechselgesang des Chors mit Klytämnestra wird das unverständliche *ἀράς ἀπέδικες ἀπέταμες* vortrefflich verbessert durch *ἀ. ἀ. ἀποτόμως* = *prae fracta contempsisti*, was in der

Gegenstrophe durch das nur leicht verdorbene aber doch früher nicht erkannte ἀτίετον ἔτι σε χοῦν seine Bestätigung erhält. Sehr sinnreich ist auch die Behandlung der arg zugerichteten Verse 1427 — 9, ἢ πολὺ μαστιον — οἰζὺς, wobey die gut erhaltenen antistrophischen 1514 sqq. wenigstens als metrische Norm dienen konnten. Hier wird Helena vom Chor als ein unbezwingliches Verderben für Agamemnon, um welche vielbeklagtes nie gesühntes Blut floß, als sie in Troia weilte, bezeichnet: ἢ π. ε. α. α. στασα τοί' ἐν δόμοισιν ἐρίδματος τις ἀνδρός οἰζύς. Leider sind einige Verse vorher ausgefallen, weshalb die Sicherheit dieser schönen Herstelling immer noch angezweifelt werden kann. In den Choephoren kann der erste Chor 22 — 73 als Beleg einer nach strengster Beobachtung metrischer Responzion verfahrenen Kritik dienen; da Hm. seine zahlreichen Emendationen selbst in den Wiener Jahrbüchern C. 150 sqq. gerechtfertigt hat, genügt es darauf zu verweisen. Um auch den großen Kommos zunächst zu übergehen (303 — 472), so haben die folgenden Chöre manche bedeutende Berichtigung erfahren, wie 582 ἀνταίων βρόνοι, welche Stelle sonst theils mit dem Glossen βροτοῖσι behaftet war, theils mit dem antistrophischen Vers nicht übereinstimmte. Statt bey diesem eine Lücke anzunehmen, welche Bamberger mit βαρῆαις auszufüllen vorschlug, schließt sich jetzt der Molossus ἀνταίων = παντόλοις so an den vorhergehenden Kritiker an, daß er mit ihm einen Vers ausmacht; lieber möchten wir jenen isoliren, in der Weise, daß er zu dem folgenden jambischen Rhythmus überleitete. Aus der zweyten Strophe desselben Liedes ist die Umstellung τὰν δαεῖσ' ἄ statt δαεῖς τὰν ἄ anzuführen, welche die Schwierigkeiten in der Prosodie wie in der Auffassung des Gedankens, die sonst hier bestanden, entfernt. Im folgenden Chor wollen wir nur auf die durchgreifende Aenderung von 802 τὰ δ' ἄλ' ἀμγαεῖ χοῦζων, eines bisher total corrupten Verses hinweisen. Sehr interessant ist, wie 942,3 in der großen Lücke Hm. einen Theil des Verlorenen ausfindig gemacht hat; nämlich bey Marius Plotius p. 2645 stehen die dem vorletzten Vers der Strophe ganz entsprechenden Worte nebst dem Schluß des drittletzten: ὁ Πύθιος | μεσομῆλοις θεὸς παρ' ἐσχάρας, wel-

chem er, um zugleich den Satz und die Strophe abzuschließen, hinzufügt πικρῶστων ἔγα. Aus den Eumeniden, wo die Zahl der antistrophica obnehin geringer ist, dürfen wir auch darum mit Ausführungen sparsamer seyn, weil mehrere von den hieher gehörenden Fällen schon in dem bekannten Streit mit D. Müller besprochen worden sind. Nun ist 527 αὐ γρεῶν ὁ πάμμιλος, was die Umstellung in der Antistrophe δαμάτων ἐπιστροφῆς nöthig machte. Der Schlußchor 1014 sqq. ist, abgerechnet die Emendationen εὐφρονι πομπῆ und περίσπετα τυχοῦσαι (dieses ein bereits von Musgrave gemachter Vorschlag) derselbe geblieben, wie in Opusc. VI, 2, 125. Desto größer ist die Fülle des Neuen in den Hiketiden. Namentlich vergleiche man die Scene vor und bey dem Auftreten des Herolds in Hm's Text mit dem bisherigen, unter andern die Verse 782 — 5, 806, 7; 827, 846 — 8, 863, 875 bey Dindorf, wo noch Alles bis zur Unverständlichkeit entstellt und kaum eine Spur der metrischen Form zu erkennen ist. Wenn dort der halbverstümmelte Vers 782 lautet: τὸ πᾶν δ' ἀγατος ἀμπτᾶσα δ' ὄσει κόρις, lesen wir hier τὸ πᾶν δ' ἀγάντως ἀμπετῆς εἰς ἄος, ὡς κόρις; die beyden folgenden enthalten dort nur Unsinn: ἀγυκτιον δ' οὐκέτ' ἂν πέλοι κέαρ, κελαινόχρως δὲ πάλλεται μου καρδία, und zugleich eine geschmacklose Häufung der synonymen Substantive; Hm. entdeckte, daß den Jungfrauen das gespensterhafte Bild ihrer Verfolger vorschwebt, und emendirte einzig schön: ἀλκτιὸν δ' οὐκέτ' ἂν πέλοι νόος, κελαινόχρων δὲ πάλλεται πρὸ καρδίας. Von 806, 7 urtheilt Dindorf: versus interpolatus, in quo unum tantum videtur esse vocabulum Aeschyleum πόρον; daß aber an keine Interpolation hier zu denken sey und die Verse nur eine sehr starke Corruption erlitten haben, wird jeder zugeben, der Hm's, von uns schon oben angeführte Verbesserung derselben ἢ τιν' ἀμγυγᾶν ἔτ' ἢ πόρον τέμω γάμου λυτῆρα kennen lernt. Kaum eine Spur von griechischen Worten zeigen die monströsen Ueberbleibsel 827 ὡφ ὄμι αἰθι κακκας ροδνιαν, und man konnte sich wohl berechtigt glauben, darauf Dindorf's Erklärung: haec fabulae pars tam male habita est, ut de vitiiis plebisque ne coniecturae quidem probabili locus sit

anzuwenden; aber Hm's Scharfsinn hat diesen Ausspruch glänzend widerlegt. Ihm kam die mit geringer Ausnahme wohl erhaltene Gegenstrophe *βλοσυρόφρονι χλιδᾷ δύσγορα ναὶ τάργαι' ἀναξ, προτάσσου* zu Hilfe, zugleich erkannte er, daß Aeschylus hier, wie unzählige Male sonst gleichlautende Wortformen sich entsprechen läßt; und so konnte es ihm gelingen, jener *βλοσυρόφρονι χλιδᾷ* eine *οσιόφρονα λύσιν* gegenüber zu stellen; in *κακκας* entdeckte er *καββασίας* (das Fortführen der Jungfrauen zum Schiff der Aegyptiaden); jetzt war es nicht mehr zu schwierig, dem corrupten *νοδυαν* das richtigere und angemessene *ὀλωλία* zu entlocken. Nicht viel weniger verdorben ist 847 *αἶμον' ἴζω σ' ἐπ' αἶμιδα ἰσυδονπία τάπιτα*, soll heißen: *αἶμον' ἴσως σ' ἐπ' ἀμαλα ἴσει δονπίαν τάπι γᾶ* und die Stelle 863 *βία βία τε πολλᾷ γροῦδα βατέαι βαθυμὶ προκακοπαθῶν ὀλόμεναι παλάμαις*, welche vulgo dem Herold zugetheilt wird, statt daß diesem der Chor zurufen muß: Du thust mir Gewalt an: gehe weit weg von mir: mögest du das Schlimmste erleiden zur Buße für deinen frevelhaften Angriff; also: *βία βία, πολέα γροῦδα βάθι μοι πρόκακα πάθ', ὀλόμενε, παλάμαις*. Mit unnützen Zusätzen überladen ist der Vers 875, daher auch ganz unmetrisch überliefert: *ἦξε καὶ βόα μικρότερ' ἀχέων ολιζύος ὄνομ' ἔχων.*, wofür bey Hm. steht *χέουσα καὶ μικρότερον ολιζύος νόμον*. Durch Glosseme haben noch andere Stellen in dieser Tragödie gelitten, wie 553 und 642. An der ersten verräth sich das vulgäre *βοτὸν ἔσορῶντες*, womit zugleich der Ausfall einer katalektischen iambischen Dipodie nothdürftig gedeckt worden ist, als Erklärung einer kühneren Construction (indem von *πάλλοντ' ὄψιν* die Accusative *βοτὸν κτλ.* abhängen), durch die ungleiche Entsprechung: der zweyte Fuß, nicht der erste muß hier Tribrach seyn; Hm. tilgt daher *ἔσορῶντες* und bringt dafür das sehr entsprechende *κακόχαρι* an den Platz. In 642 ist *γεμόντων* eine Interpretation von *γλεόντων* (vulgo *γλεγόντων*) in den Text gekommen, was die gewöhnliche Folge gehabt hat, daß ein ächtes Wort, hier das zum Epitheton erforderliche Substantiv, weichen mußte; wahrscheinlich ist dieß mit Hm's Emendation *προβούλοισ* wieder hergestellt. Mehrere Male sonst hat Hm. durch treffende Ergänz-

zungen geholfen, wo bis jetzt die Responſion man- gelhaft war, z. B. 122 *πάνταρχας* (vgl. 131 *ἀδμήτας*), 576 *εὐτέγε* (vgl. 581 *οὔτινος*), 817 *φρεῖος* (vgl. 829 *θέλεος*); der bedeutendste Fall dieser Art ist aber 348, wo von einem aus zwey Dochmien bestehenden Verse nur *ἱεροδόκα* geblieben und auch in dem vorhergehenden Verse ein Defekt zu bemerken ist. Jetzt liegt alles vollständig und befriedigend vor in folgender Fassung: *οὐ πενεῖ καλλιπότημον τύχας· ἱεροδόκα πέλει θεῶν λήματα' ἀπ' ἀνδρός ἀγνοῦ*. Beynahe ein ganzer Vers ist auch 559 eingefügt: *πρακτωρ τῶνδ' ἐγάγη Ζεὺς*. Ueberhaupt folgen sich hier die trefflichsten Emendationen Schlag auf Schlag, der Raum reicht nicht zu, sie alle zu besprechen; wir wollen aber auf die eklatantesten darunter, wenigstens mittelst einfacher Citation die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken: siehe 50 *γονέων ἐπιδείξω*, sonst *τάτε τῶν ἐ*, 51 *γαίανόμοισι δ'* sonst *τά τ' ἀνόμοια οἶδ'*, 59 *ἀπὸ χλωρῶν πετάλων* für *ἀπὸ χώρων ποταμῶν τ'*, 89 *ἐξαλίξει τὰν ἄπονον δαιμονίων. μηῆμον ἄνω* für *ἐξοπλίξει τὰν ἄποινον δ. ἡμερον ἄνω*, 128 *Ἄρτεμις παντὶ δὲ σθένει διωγμοῖς ἐμοῖσιν ἀσχαλῶσ'* sonst *ἀσγαλές. παντὶ δὲ σθένουσι διωγμοῖσι δ' ἀσγαλίας*, 515 *τὸ πρὸς γενεαρχᾶν* statt *τὸ πρὸς γυναικῶν*, 562 *δία* für *βία*, 563 *ἀποσχάζει* für *ἀποστάζει*, 625 *ὅστις ἂν δόμος ἔχη σφ'* ἐπ' *ὄρογων λαίοντα*, bisher *ὄν οὔτις ἂν δόμος ἔχοι ἐπ' ὀ. μαίνοντα*, 664 *θάλοισιν* für *λάβοισιν*, 668 *γυλάσσοι τ' ἀριτέμεια* für *γ. τ' ἀμιμίας τιμίας*, 777 *οὐράνια μέλη θεοῖσι λίτανα καὶ τέλεα* *δύας πελόμενά μοι λύσιμα μάχαν ἔπιθε*, sonst *οὐρανίαν μέλη λίτανα θεοῖσι καὶ τέλεα δὲ μοι πῶς π. μοι λύσιμα μάχμα δ' ἔπιθε*, 785 *Αἰγύπτειον ἕβρι δύσοιστον* für *Αἰγύπτειον ἕβριν δύσγορον*, 842 *λυμανθεῖς σὺ πρὸ γᾶς ἐλάσχοις* statt *λύμασις ἢ π. γ. ἰλάσχοι* 844 *ὁ δὲ βώτας* für *ὅς ἐρωτᾶς*, 863 *ἔχιδνα δ' ὡς με τίς πόδ' ἐνδακοῦσ'* *ἔχει* statt *ἔχιδνα δ' ὡς με τί ποι' ἐνδακοῦσα*, 946 *δμοῖδας*, nicht *δμοῖδες*, 1003 *στιγερῶν πέλοι τόδ' ἄθλον* nicht *στιγερὸν πέλει τ. ἀ.* 1012 *ἀρμονία μοῖρ'* *Ἄφρ.* sonst *Ἀρμονία μ. Ἄ.* 1017 *ἐκπλοισιν* statt *εὐπλοισιν*. Man darf kühn behaupten, daß erst durch Hm's Restauration diese Tragödie lesbar und genußreich geworden ist.

Trotzdem, daß die Entsprechung der antistrophischen Glieder als unverbrüchliches Gesetz der Aeschylischen Metrik allenthalben in dieser Ausgabe betrachtet wird, fehlt es doch nicht an Versen, worin davon und zwar stillschweigend Umgang genommen ist. Selbst in den Hiketiden, dem am meisten durchgearbeiteten Stücke stimmt 335 nicht mit 345, wo für *γεραιόφων* der Dichter vielleicht *πολιὰ φρονῶν* schrieb, vgl. 647 *ὃς πολιῶ νόμῳ αἶσαν ὀρθοῖ*, ferner nicht 720 *καὶ δολομήνυδες* mit *ἀνέρω μένει*, wo *κἀνέρω μ.* sehr nahe liegt. Wahrscheinlich ist nur ein Versehen daran Schuld, daß in den Persern 667 Engers Berichtigung *ὅπως κἀν' ἄλλη κλύης νεα τ' ἄχη* nicht aufgenommen wurde, und die Vulgata *ὁ. κἀνά τε κ. ν. τ. ἀ.* noch stehen geblieben ist. Dasselbst ist 264 *τὰ πολλὰ βέλεα παρμύῃ* nicht in Harmonie mit 269: *ἀλίδονα σώματα πολυβαγῆ*. Was stand im Weg, um aus *πολλὰ* die längere Form *πολέα*, aus *σώματα* das 458 wiederkehrende *μέλεα*, und aus *πολυβαγῆ* das nicht minder kräftige *παρμυβαγῆ* zu machen? Mußte ferner 558 *διὰ γ' ἰαόνων χέρας* nicht Verdacht erregen, da Aeschylus recht wohl *ἐκ γ' Ἴ. χερῶς* (oder *χερῶν*) sagen konnte? In den Sieben entspricht 821 der Molossus *ἐνκαΐα* dem Kretiker *Οιδίππου* (813) nicht gehörig; hiezu kommt, daß Aeschylus von dem Fluch des Pelops, womit er den Laius als den Verführer seines Sohnes Chrysisippos getrossen haben sollte, noch nichts zu wissen scheint; obwohl Hm. nach Brunck's Vorgang dem Dichter die Bezugnahme darauf beylegt; er sagt: Brunckius vulgatum scripturam ita tuetur, ut duas imprecationes intelligendas censeat, unam, qua olim universum Labdacidarum gens devotum fuisset, alteram Oedipi, quam is filii dixerit. Recte, puto: sed quae huic explicationi firmandae attulit, Eur. Phoen. 1075. Soph. Ant. 593, 860 minus apta sunt quam, quem omisit, Phoenissarum versus 1605, ubi Oedipus sic dicit, *ἀράς παραλαβῶν Λαῖον καὶ παῖσι δούς*, dazu fügt er die bestimmte Erklärung der Scholien. Wir ziehen vor, die Bekanntschaft mit dieser Wendung der Sage, welche vielleicht erst später sich so gestaltete, dem Aeschylus so lange abzusprechen, als keine direkte Erwähnung derselben bey ihm nachweislich ist und glauben da-

her daß an unserer Stelle statt des unmotivierten *Οιδίππου τ'* ein Wort molossischer Messung ursprünglich gelesen wurde, welches die verderbliche Macht des Fluches ausdrückte, etwa *αἰστώτειρα* (mit Elision der letzten Sylbe) gebildet nach der Analogie des *αἶστος* Eum. 554. In Agamemnon 1092 ist eine ungenaue Responion *τίς ἀγαθὰ γάτις* zu *ἔδραμε προκοβαγῆς* vielleicht dadurch zu berichtigen, daß man *τίς ἐπ' ἀγαθὰ γ.* liest, wodurch zugleich der Gegensatz zu dem folgenden *κακῶν διαί* deutlicher würde.

Wir gehen über zur Besprechung der Textveränderungen, an deren Richtigkeit aus andern Gründen als denen der rhythmischen Symmetrie einen Zweifel auszusprechen gestattet seyn möge. Hiezu rechnen wir Prometheus 408, wo nach *ἀρχαιοπρεπῆ* ein *τε* vermist wird, also statt des von Hm. eingeführten *δακρυχέει* ein anderes choriambisch anlautendes oder anapästisches mit Doppelconsonant beginnendes Wort noch zu suchen ist. Dasselbst 689 leuchtet nicht ein, weshalb das *οἴποι' οἴποι' ἤχουον* der Handschriften zu *οἴπωποι' οἴπώποι' ἤ.* erweitert wurde; und 692 erscheint die Häufung *πήματα λύματα δέματα* dem Affekt des Chors ganz angemessen, daher *δέματα*, welches Hm. für ein Glossem zu *λύματα* erklärt, eben so ächt wie dieses. In den Sieben 312 liest er *βοῆ δὲ καὶ κενομένη πόλις* für *βοῆ δ' ἐκκενομένη πόλις*, weil in der Antistrophe ein *δὲ* nach *καπνῶ* unentbehrlich sey; Ref. konnte sich von der Unzulässigkeit des Ansyndeton noch nicht überzeugen. Sogleich darauf: 314 soll *βαρείας τίς νύχας προταρβῶν* eine nothwendige Aenderung seyn, weil die Vulgata *β. τοι τ. προταρβῶ* die von der Verheerung der Stadt gemachte Schilderung in sehr frostiger Weise unterbreche. Aber der jungfräuliche Chor, der so eben schon von der Mißhandlung, die dem weiblichen Geschlecht drohe, gesprochen hat, darf wohl bey jedem Anlaß auf sein eigenes Schicksal, welches ihn zunächst angeht, zurückkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. November.

Nro. 66.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.



Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Auf ähnliche Weise fällt das Urtheil über 337 aus, wo Hm's τῶν für τιν' die Stelle undeutlich macht; allerdings ist die Vulgata, weil metrisch abweichend von dem unbezweifelt richtigen antistrophischen Verse fehlerhaft; vielleicht gelingt es, Sinn und Responſion herzustellen, wenn wir ποι' ἐκ τῶνδ' lesen. Vorher 329 ist statt πρὸς ἀνδρὸς δ' ἀνὴρ δορὶ καίνεται, was dem Sinne nach vollständig aber metrisch defekt ist, jetzt πρὸς ἀ. δ' ἀ. ἀμφὶ δορὶ καίνεται und in der Gegenstrophe κρηῖσας πικρὸν γ' ὄμμα θαλαμηπόλων geschrieben; indeß ist das von Dindorf bereits verworfene κρηῖσας müßig und γε desgleichen. Zur Prüfung empfiehlt Ref. πρὸς ἀ. δὲ κατ' ἀνὴρ δορὶ καίνεται = πικρὸν δ' ὄμμα ταμῶν θαλαμηπόλων. Dunkel erscheint nach Hm's Text der Schluß des Chors, wo 345 τλήμον αἰσὼν αἰχμάλωτον an die Stelle von τλήμον εὐνὰν αἰχμάλωτον gesetzt ist; in letztem Worte vermögen wir nur eine Erklärung des τλήμονα zu sehen und halten den Eintritt eines Verbuns, wie das Choeph. 68 in derselben Situation angewandte εἰσάγονται für unerläßlich. Sehr auffallend ist die Uebersetzung der Verse 344 — 49: expectandum est venturum esse miserum captivum nocturnum officium viri victoris ut gravioris hostis adiuvens atque augens lacrimas. Bisher verstanden wir unter der Periphrase νύκτερον τέλος den Tod (νύξ = θάνατος siehe Choeph. 65, Sept. 384) und ἐπιγόρον ἀλγέων als = λυτήριον ἀλγέων. In den

Persern 671 wird zu beachten seyn, was Prieſt (Rh. Mus. VIII 208, sqq.) für die Bybehaltung von κατὰ πᾶσ' vorbringt; Hm. will nur κατὰ γὰς gelten lassen. Hier ist 658 das schon von Faber mit Benützung des Pollur I, 98 vorgeschlagene εὐ' ποδόχει, wozu nun Bekk. Anecd. I, 297, 5 kömmt, wahrscheinlich die ächte Lesart; die von Hm. beybehaltene εὐ' τόθ' ὠδῶχει leidet daran, daß τότε nichts sagend und das Pluquamperfect unpassend ist. Die Aufnahme jenes Ausdrucks macht zugleich eine Aenderung des strophischen Verses nöthig, in welchem für ἀνακτα λαρεῖον etwa ἀνακί' ἀπαθῆ gelesen werden könnte; vgl. unten vs. 860. In 882 wird noch sehr die Frage seyn, ob ἀμφέρομεν stehen müsse statt αὐ' γέρομεν, was mit 919 αὐ' μεταίροπος zu belegen ist. Im Agamemnon hat Hm. 137 γάσματι τῷ στρονθῶν geschrieben, wobey er keinen Zweifel an die Beziehung auf die Erzählung in der Ilias β 311 sqq. hegte. Uns scheint es, als wenn Aeschylus weder Adler noch Sperlinge genannt, sondern die Sache allgemeiner gefaßt hätte, so daß der Vers allenfalls mit γάσματ' ἐπέροθῃ schloß, vgl. Choeph. 255 οὐτ' αἰετοῦ γένεθλ' ἀπογθειρας πάλιν πέμπειν ἔχοις ἀνσῆματ' ἐπιθῆ βροτοῖς. Derselbe Kalchas, der jene bedenklichen Zeichen verkündete, soll 203 auch zufolge des jetzt vorliegenden Textes erklärt haben, es sey recht, nach dem windstillenden Opfer, welches nur Iphigenia seyn konnte, zu verlangen: aber das ist wohl nicht im Sinne des Dichters, der dem Seher nur den Ausspruch in den Mund legen durfte, es gäbe kein anderes Mittel gegen jenes Hinderniß als die Aufopferung der Tochter. Mit αὐθῆ, wie Hm. statt οργῆ liest, kann nie-

mand gemeint seyn als Kalchas, so wenig auch der Gedanke an seine Person durch das zunächst Vorgehende vermittelt ist. Diese Bedenken fallen weg, wenn die hier ausgesprochene Ansicht von Agamemnon, der mit sich zu Rath geht, selbst herrührt, d. h. wenn man ἀρχάς schreibt (wie 120). Das Resultat seines Nachdenkens war: die Heerführer dürfen das durch die Umstände gebotene Opfer verlangen, denn gäben sie den Zug auf, so würden sie sich vor ganz Hellas beschimpfen und lächerlich machen. Kurz vorher, 184, hat die Aenderung Ἄγρον für Ἄγρετων in der Strophe die völlige Umgestaltung von 197 nach sich gezogen; dieser Vers lautet jetzt πέλας πατρώους χέρας ἑεΐθροισ, also mit Auslassung von βωμοῦ, welches credible est ab interprete profectum esse. Was soll aber dann noch πέλας? mußte dieß Adverb, wenn einmal das so bedeutungsvolle βωμοῦ verbannt würde, ihm nicht ohne Weiteres nachgeschickt werden? Doch wird es räthlicher seyn, zu dem überlieferten Ἄγρετων und der entsprechenden Fassung des antistrophischen Verses zurückzukehren, höchstens mit der kleinen Modification, daß βωμοῦ auf πέλας folgt, nicht wie bisher, vorangeht. Im zweyten Stasimon liegt 680 eine Prolepsis in πολύθρηνον, die nach unserem Gefühl darum nicht passend ist, weil die Benennungen womit Paris später bezeichnet wurde, der Gegensatz von dem Hymenaeus seyn sollen, der natürlich von seinem Lobe voll war; doch hat das πολύθρηνον gleich nachher seine rechte Stelle. Wir möchten daher πολύαινον lesen. Bald nachher, 702, schließt die Vulgata ἔθος τὸ πρόσθε τοκήων die Vorstellung ein, daß auch die Erzeuger des jungen Löwen einmal ihre Art umgewandelt hätten, wie scheinbar dieser junge. Diesen widersinnigen Gedanken beseitigt Hm's ἔθος τὸ πρὸς τοκέων, es unterbricht aber die sanfte Bewegung dieser Strophe; mit ἔθος πάλιν τὸ τοκήων würde sowohl diese als ein angemessener Sinn gewonnen. Oben 693 dürfte οὕτως bleiben und vs. 692 mit ἀγάλακτον schließen. Eine Glossa ist, wenn wir nicht sehr irren, das βροτῶν 735, welcher man in βίον 742 eine Responstion gegeben hat. Jenes sollte verhindern, daß man den Dativ κακοῖς nicht für ein Neutrum hielte, was es gewöhnlich ist, vgl. aber

Suppl. 389; zu βίον bildet ἐναίσμιον kein passendes Epitheton, während ὁ ἐναίσμιος = iustus vir schon durch Homer's Sprachgebrauch (Il. ζ 521, mehr noch Od. ρ 363) belegt wird. Auch hier konnte die metrische Form, welche durch jene Zufüge ihren leichten Fluß verliert, zunächst auf das Fehlerhafte des Inhalts zu achten veranlassen. Im Kommos der Kassandra spricht diese (1050) von den αὐτογόνα τε κακὰ κάρτινα im Hause der Atriden, letztere gehören aber nicht dahin, wo sich Niemand, wie mehrere Glieder des Labdakidengeschlechtes, erhängt hat; alle: die Kinder des Thyestes, Iphigenie, Agamemnon, Klytämnestra, Aegisthus, sind eines blutigen Todes gestorben, und die Prophetin konnte daher richtiger sagen αὐτογόνα κακὰ καρατόμα. Den interpolirten Vers 1449 ἦ μέγαν οἰκοῖς τοῖσδε corrigirt Hm. so, daß auch der folgende nicht unverändert bleibt: ἦ μέγα δῶμασι τοῖσδ' αἰμόνα κτλ. Einfacher und ungezwungener wäre ἦ μέλαν' Αἰρεΐδας δαίμονα κτλ. Schwarz wird der Dämon eben so gut heißen dürfen als Tyche und Erinys. In den Choephoren bietet der Kommos viele anerkannte Probleme dar, wozu bisher 326 der γόος ἔνδικος nicht gezählt wurde, obwohl schwer zu fassen ist, wie die Klage um die Väter nach gerechter Vergeltung strebt; das konnte nur von dem Groll des ermordeten Agamemnon und der in ihm beleidigten Ahnen gesagt werden, man schreibe also κότος; das τεκόντων geht bloß auf den Vater und πατέρες, wie 852 (πατέρων μέγαν ὄλβον) auf die Vorfahren. In 340 deutet Hm. den νεοκράς γίλος auf Drestes selbst; allerdings wird ihm zu Lieb die Feyer angestellt, der neue Festwein gemischt, aber warum dürfen wir nicht bey dem Bild bleiben? Uebrigens scheint das Adjectiv γίλος minder sicher zu passen als das Adverb, vgl. Ag. 1549; ἰδὼν τὸν ἄνδρα τόνδε κείμενον γίλωσ ἔμολ. Daß 362 πέπρωσο = ὄψεσθε gelten könne (jenes ist Zusatz Hm's) wird wenigstens durch die aus Prom. 513 οὐ τὰντα — πέπρωται beygebrachte Stelle nicht erwiesen und ist auch an sich nicht glaublich. Ohne Zweifel ist der Sinn von Elektra's Rede der, daß ihr Drestes Wunsch nicht genüge und es besser wäre, wenn der Vater noch bey Leben von dem Tod seiner Feinde Kunde erhielte, aber wie das Aeschylus

ausgedrückt hat, muß noch entdeckt werden. Ähnliches ist bey 410 der Fall, wo der Gedanke feststeht, die Form aber durch die ärgsten Verderbnisse so sehr gelitten hat, daß man an einer sichern Restauration verzweifeln möchte. Hm. wenigstens hält, was er versuchte *ὅταν δ' αὐτ' ἐπαλκῆς ἦτορ θάρση* (sic) *ᾠέστασεν ἄχος πρὸς τὸ γανεῖν τί μοι καλῶς* nicht für gelungen, da er die Verse für desperati erklärt. Vorher 392 sqq. ist die Frage des Chors nicht wie in frühern Editionen auch hier mit *βάλου*, sondern erst mit *δαΐξας* geschlossen. Dadurch wird aber der kurze Satz *πιστὰ γένοιτο χώρη* zu sehr isolirt. Wir kehren lieber zur frühern Interpunction zurück mit Benutzung von Bamberger's Conjectur *τέμοιτο* und bringen für *δαΐξας*, dessen molossische Quantität nicht nachgewiesen werden kann, *δηώσας* in Vorschlag. In 380 deutet Hm. *τοκεῦσι* vom Vater nach dem Vorgang des Scholiasten und vieler Interpreten. Sollte aber nicht, wie 419 *τεχομένων*, darunter die Mutter zu verstehen seyn? Uebrigens ist die Construction von *τοκεῦσι δ' ὁμῶς τελοῖτο* etwas gezwungen und ὁμῶς ermangelt einer deutlichen Beziehung. Vielleicht kommt man mit einer Veränderung wie *τοκεῦσι δὸς ἐκτελεσθαι*, d. h. „gib, daß der Mutter die strafende Vergeltung zu Theil werde,“ der Idee des Dichters näher. Die Lücke in 444 versuchen wir in folgender Weise auszufüllen, (indem 423 das *καὶ* getilgt würde): *τοιαῦτ' ἀκούων γρεσὶν μὲν ἔγγράγον*, vgl. Prom. 790 *ἦν* (sc. *πλάνην*) *ἔγγράγον σὺ μῆμοσιν δέλοισ γρεσῶν*. Für das *αὐτὸς ὄργα* in 448, was Scaliger und Pauw heringebracht haben, dürfte *αὐτὸν ἔργον* der Redweise des Aeschylus mehr entsprechen, wenn auch jenes auf der handschriftlichen Tradition beruht, man sehe Prom. 336, *σὸν ἔργον*, *Ἰοῖ, ταῖσδ' ἐπιουργῆσαι χάριν*; Eum. 726, *ἔμὸν τὸδ' ἔργον λοιπὴν κρίναι δίκην*. Im folgenden Stasimon besteht die dritte Strophe bey Hm. fast ganz aus einer Parenthese, nämlich von *ἄκαιρος* bis *ἀτολμον αἰχμῶν*, und zwar wird so in auffallender Weise als beyläufige Bemerkung behandelt, was doch Hauptsache ist: offenbar will Aeschylus die Verbrechen von Weibern an Blutsverwandten begangen, mit denen zusammenstellen, welche gegen Ehemänner verübt wurden, indem alle

dazu der *Θηλυκρατῆς ἀπέρωτος ἔρωσ* trieb. Der Uebergang könnte etwa in dieser Art gemacht worden seyn: *ἐπεὶ δ' ἐπεμνησάμεν ἀμειλίχων γένοι, ἀγείρω τὸ δυσμίλες γαμήλευμ' ἀπεύχεται δόμοις*, — die Construction von *ἀγείρω* erhält ihre Bestätigung in dem sogleich folgenden *τί τῶνδ' οὐκ ἐνδίκως ἀγείρω*, das *γένοι* erscheint in ähnlicher Relation Ag. 1565 *ἔσθαι βορᾶν ἄσωτον, ὡς ὄρεσ, γένοι*. Die That der Klytaemnestra verglich der Chorus mit dem Gattenmord der Lemnierinnen, vorausgesetzt, daß der Text ursprünglich so lautete: *βοᾶται δὲ πάντοθεν κατὰ πτωστον· εἰκάσας δὲ τις τὸδ' ἄν τύχοι Ἀημιώιοισι πῆμασιν*. Freylich wird der Sinn hiermit ein wesentlich verschiedener von dem bisherigen *γοᾶται δὲ δῆποθεν κ. ἤκασεν δὲ τις τὸ δειρὸν αὐτῶν Α. π.* und von Hm's: *γ δ. γὰ πάθος κ. ἤκασεν δὲ τις τὸ δειρὸν ἄν Α. π.* Was über Agamemnon hinzugesagt wird, hieß sonst *ἐπ' ἀνδρὶ τευχιστοῦ ἐπ' ἀνδρὶ δόμοισιν ἐπικλύω σέβας*, jetzt bey Hm. *ἐ. α. τ. ἐ. α. δόμοις ἐπικλύω σέβας*, deutlicher wäre *ἐ. α. δόμοις ἐπαξίω σέβειν*; für das folgende *τίω δ' ἀθέρματον ἐ.* scheint der Zusammenhang vielmehr zu verlangen *σινῶ δ' ἀ. ἐ.*, wie Hm. selbst früher las. Der dritte Chorus gehört zu den verdorbenen Partien im ganzen Aeschylus. Wir glauben, daß 775 *διὰ δίκας*, wofür Hm. *καθ' δίκαν* corrigirt, bleiben könne, indem in der Gegenstrophe auch *διὰ πέδον* ohne Noth in *γάπεδον* verändert worden ist; die codd. haben *δάπεδον* und oben *διαδικᾶσαι*. Allerdings beruht die richtige Wahl dieser Lesarten auf der Interpretation der ganzen Strophe, die sehr verschieden von den Erklärern derselben behandelt worden ist. Unsere Auffassung ist diese: Drestes wird einem Füllen verglichen, das aber an den Wagen gespannt ist, also wie ein ausgewachsenes Ross die Rennbahn durchlaufen soll: Zeus hat ihm eine zu schwere Aufgabe gestellt, darum fleht der Chorus den Gott an, daß sein Lauf gelingen möge. Dieser Gedanke, wenn er anders dem Dichter beygelegt werden darf, ist in der Vulgata wie in Hm's *ἴσχε* — *μέτρον τίν' αὐτὸ σωζόμενον ἐνδμόν τοῦτ' ἰδεῖν γάπεδον ἀ. β. δ.* verdunkelt. Hm. übersetzt *sustine cari viri pullum iunctum curru malorum modum adhibens in cursu, ut hoc solum rursus videat desinentium gres-*

suum nisum aliquam servare mensuram und fñgt hinzu: γάτερον dicitur videre ὄρεγμα βημάτων, hoc autem σώζεσθαι ἑνθρόν τινα. Daß aber Aeschylus einer so schwerfälligen Struktur sich bedient und den Wunsch des glücklichen Ausgangs in so seltsamer Weise ausgedrñkt habe, ist nicht wahrscheinlich, daher ein neuer Versuch wenigstens eine gewisse Berechtigung ansprechen darf. Wir schlagen also vor zu lesen: ἴσθι (so die codd.) — πημάτων τ' ἐν δρόμῳ προσιθεὶς μέτρον τόσον σώξεν ὡς ἑνθρόν διὰ πέδον τοῦτο θεῖν ἄ. β. δ. In der Mesodus 795 — 99 hat die Kritik einen unbeschränkteren, freylich auch einen weniger sicheren Spielraum. Daß zu ἀνέδην aus dem folgenden καὶ νῦν ἰδεῖν der Infinitiv supplirt werde, wie Hm. verlangt, ist eine Härte, der mittelst einer Aenderung wie καιρὸν ἐλευθερίας γάος λαμπροῖς ὄμμασιν begegnet werden kann. Im letzten Chor 959 soll, was kaum denkbar, nachdem vom Haus der Atriden gesagt worden πολὺν ἄγαν χρόνον — ἔκεισθ' αἰεὶ dasselbe sogleich der χρόνος παντελής betreten, auch kann nachher vom χρόνος nicht gelten, er werde mit Reinigungen alle Befleckung aus dem Hause tilgen. Es scheint daher nöthig ὄλβος für χρόνος und ἐλαθῆ für ἐτάση zu schreiben; weiterhin 963 könnte eine Aenderung, wie Τύχα δ' εὐπροσωποκοίτα τὸ πᾶν ἰδεῖν προεμμένης μηκέτι δώμασιν πέσοι τᾶμπαλον den vom Zusammenhang gebotenen Gedanken herstellen.

Nachdem wir uns so lange bey den Choephoren aufgehalten haben, müssen wir über die Cumeniden um so kürzer seyn, wo freylich die Schwierigkeiten auch bey weitem nicht so groß und zahlreich sind. Es genüge, 177 auf die Conjectur Stanley's ἀλάστορ' hinzuweisen, welcher aber selbst in Hm's Text μίαστωρ noch nicht gewichen ist (statt ἐκείνον schreibt Hm. eben da ἔστιν ὄν, wir vermuthen ἀντ' ἐμοῦ vgl. Ag. 1227); 328 Prien's φρενοδακῆς zu empfehlen, da φρενοδακῆς den sonst ganz paeonischen Rhythmus unterbricht, 515 φρέν' ἀνατρέγων vorzuschlagen mit Berufung auf Aristoph. Ran. 886 Αἰμῆντες ἢ θρέψασα τὴν ἐμὴν φρένα, da Hm's ἔτ' ἀνατρέγων wegen des so wiederholten ἔτι weniger ansprechend ist, endlich ein Bedenken gegen die Fassung von 542 sq. auszu-

sprechen, wo Dindorf's Text, mit Aufnahme des von Pauw ergänzten ἄγονι' den Vorzug zu haben scheint, Hm. liest τὸν ἀντίτολμον δέ γαμὶ καὶ παραβάταν τὰ πολλὰ παντόφρονι' ἄνευ δίκας, und zieht δίκας in der Antistrophe zum folgenden Vers; Dindorf τὸν ἄ. δ. γαμὶ παραβάταν τὰ π. παντόφρονι' ἄγονι' ἄ. δ.

Die antistrophische Anordnung ist erst von Hm. an einigen Stellen erkannt worden, wo man sonst nur monostrophica oder. epodica zu sehen wähte. Darunter gehört Prom. 425 sqq. Daß aber 903 von ἐμοὶ δὲ an bis γίγουμε' ἄν nicht Epode sey, halten wir noch für ungewiß; vollkommene Uebereinstimmung ist im ersten Vers nicht erreicht worden, und auch das Ubrige auszugleichen hat es mehrerer starker Aenderungen bedurft. Derselbe muß zugestanden werden, daß, wenn Sieben 828 sqq. antistrophisch seyn soll, die Responzion mit einer gewissen Bequemlichkeit behandelt ist: kaum eine einzige Auflösung kehrt an gleicher Stelle wieder; übrigens wäre ohne Rücksicht auf die Herstellung einer solchen Symmetrie weder πόρων 831 auszustoßen, noch 832 ψιλῆν statt ὦ γίλῆν zu ändern nöthig gewesen. Seine Correctur 829 δίδιμι' ἀγανόρεια κακὰ (gemina fortiter patrata mala) nennt Hm. eine mutatio lenissima: gelinder noch wäre es δίδιμι' ἄχορα zu schreiben, vgl. Suppl. 654 ἄχορος ἀκιδαρὶς δακρυογόμος Ἄρης, wogegen der Gebrauch von ἀγανόρεις in Pers. 996 verschieden ist. Ungläubig ist Ref. auch in Bezug auf die von Hm. durchgeführte antistrophische Form des Klagegesangs in den Choephoren 145, wo wiederum sehr gewaltsam verfahren werden müßte, ohne jedoch zu einem ganz befriedigenden Ergebniß zu gelangen, denn auch hier fehlt es nicht an metrischen Differenzen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. November.

Nro. 67.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Anatomische Untersuchungen über das Auge der Cetaceen, nebst Bemerkungen über das Auge des Menschen und der Thiere, von Dr. Mayer, Prof. der Anatomie u. zc. zu Bonn. Mit 6 Steintafeln. Bonn 1852. 55 S. 8.

Der Verfasser hat in dieser kleinen Schrift sehr schätzbare und zahlreiche anatomische Untersuchungen über das Auge der Cetaceen und anderer Thiere, so wie des Menschen niedergelegt, denen ein um so höherer Werth bezumessen ist, da ein großer Theil der hier in Betrachtung gezogenen Thiere äußerst schwierig zu acquiriren ist. Die Reichhaltigkeit dieser Mittheilungen wird sich von selbst ergeben, wenn wir das Verzeichniß der in Untersuchung genommenen Arten im Nachstehenden vorführen.

Von Meeres-Säugethieren hat der Verf. das Auge zu untersuchen Gelegenheit gehabt bey *Balaena Mysticetus*, *Trichecus Rosmarus*, *Monodon monoceros*, *Delphinus Phocaena*, *Halicore Dugong* und *Phoca vitulina*; am ausführlichsten wird das Auge des eigentlichen *Walfisches* behandelt. Nach einigen Bemerkungen über die Iris des Menschen folgen Mittheilungen über das Auge anderer Säugethiere, nämlich von *Simia Troglodytes*, *Sarcophilus ursinus*, *Felis Catus*, *Canis familiaris et negyptiacus*, *Ursus fuscus*, *Ursus maritimus*, *Ursus ferox*, *Meles vulgaris*, *Lutra vulgaris*, *Pteropus amplexicaudatus*, *Ornithorhynchus paradoxus*, *Halimaturus giganteus*, *Lepus Cuniculus*, *Auchenia Glama*, *Bos Taurus*, *Cervus Elaphus*,

Cervus Dama, *Cervus Tarandus*, *Equus Caballus*, *Sus Scrofa*, *Dicotyles torquatus*, *Dicotyles labiatus*, *Elephas indicus*, *Rhinoceros indicus* und *Tapirus americanus*. Den Beschluß machen die Beobachtungen über die Iris der Vögel, Amphibien, Fische und Sepien und zwar von *Struthio Camelus*, *Rhea americana*, *Dromains novae Hollandiae*, *Casuarus indicus*, *Gypaetos barbatus*, *Psittacus erythaeus*, *Phasianus colchicus*, *Chelonia Caretta*, *Gadus Morrhua*, *Gadus Aeglefinus* und *Sepia officinalis*.

Im Anhang ist eine Untersuchung über das Thränenbein des *Narwalls*, *Walfisches*, *Dugongs*, *Lamantins*, *Seehundes*, *Fischotters*, *Elephanten*, *Schweines*, der beyden Arten von *Bisamschweinen*, des *Babyrussa*, des indischen und amerikanischen *Tapirs*, *Nashorns* und *Flußpferdes* mitgetheilt.

Die wichtigsten Punkte seiner zahlreichen Beobachtungen hat der Verfasser in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

1) Der *Orbicularis ciliaris* besitzt parallele Längensfaserbündel bey dem Menschen, den Affen, den reißenden Thieren, den Vögeln und Amphibien. Er hat Cirkelfaserbündel bey den Cetaceen, den meisten Wiederkäuern, dem Pferd und den übrigen Säugethieren.

2) Die Fasern des *Orbicularis* sind bey den Vögeln und Amphibien gestreifte Muskelfasern, die bey dem Pferd und den Wiederkäuern u. glatte, fehnige Fasern; die bey dem Menschen, den Affen und reißenden Thieren, so wie die des *Walfischauges*

stehen zwischen beyden in der Mitte und sind feinkörnige Fasern.

3) Es befindet sich ein abgegränzter gegitterter Saum (*Ora cancellata seu reticulata*) zwischen der *Choroidea* und der *Iris* bey dem Menschen und bey vielen Säugethieren, in welchem die Arterien, Venen und Nerven getrennt und frey zu Tage liegen.

4) An der hinteren Fläche der *Iris* bildet eine besondere Schichte als Faltenkranz mit seinen Flocken den äußeren Ring der *Uvea*, bey dem Menschen und den höheren Thieren.

5) Folgende Kreisanaastomosen, arterielle und venöse will der Verf. im Auge des Menschen und der Thiere angenommen wissen:

a) arterieller und venöser Kreis im *corpus ciliare*, b) im *orbiculus ciliaris*, c) am äußern Ring der *Iris*, der venöse als *Sinus Hovii* bekannt, d) am innern Ring derselben, e) am Rande der Pupille, besonders groß und stark ist der venöse bey *Balaena* und *Delphinus*, f) am freyen Rand der Pupillarmembran (selten vorkommend), g) in der *Corona ciliaris*. Alle diese gehen von den *Vasis ciliaribus choroideae* aus. Ferner von der *Arteria* und *Vena centralis retinae* aus: h) an der hinteren Wand der Linsenkapsel, i) im Glaskörper, k) in der *Retina* selbst, l) rings um die Eintrittsstelle des Sehnerven ausserhalb der *Sklerotika*, aus den *Arteriis ciliaribus exterioribus* (Zinn).

6) An der *Iris* ist, so wie am *corpus ciliare* und der *corona ciliaris*, ein innerer und äußerer Ring bemerkbar.

7) Auf der Gefäßschlingenschichte der *Iris* liegt ein Faserbündelgewebe bey vielen Säugethieren und meist auch bey dem Menschen, welches als eine Art von erektilen Fasergewebe anzusehen ist und als eine Fortsetzung der Faserbündel des *orbiculus ciliaris* in die *Iris* erscheint.

8) Beym Pferd zeigt die *Iris* ein wahres *rete mirabile*; eben so bey dem Fischotter und Dachs.

9) Schön gestreifte Muskelfasern an der *Uvea* der Vögel, namentlich sämmtlicher *Struthionen*, aber

nicht an der *Iris* derselben, wo sich glatte Fasern zeigen, bis gegen den Pupillenrand hin.

10) Gestreifte Muskelfasern in der *Iris* der Amphibien (*Chelonia*).

11) Auch an der *Iris* der Fische haben die Fasern ein etwas quergestreiftes Ansehen. (Bey dem Hecht findet Meserent nur glatte Muskelfasern, deren lang gestreckte Kerne auf Zusatz von Essigsäure vollkommen deutlich werden).

12) Thränenbein kommt vor: bey dem Delphin, Narwall, Wallroß und den übrigen Cetaceen.

13) Beym Elephanten findet sich ein Thränenbein und Oeffnungen für die zwey *canaliculi lacrymales*.

14) Doppelte Endigung der Nerven in fremden Organen:

a) als freye Schlingen, b) spitze, in das Fasern- und Markgewebe der Organe sich mit Scheide und Mark auflösende Enden, c) als kolbige Papillen in den Sinnesorganen.

Von den 6 beygefügten Tafeln sind 5 in ganz vortrefflicher Weise in Farbendruck ausgeführt und tragen nicht wenig zur Erhöhung des Werthes dieser Arbeit bey. Auf diesen 6 Tafeln sind 8 Figuren enthalten.

Die erste Figur gibt einen vertikalen Durchschnitt des Augapfels von *Balaena mysticetus* in natürlicher Größe.

Die zweyte stellt die *Choroidea* und *Iris* desselben Thieres dar.

Die dritte: die Nerven, Ganglien und Geflechte im *annulus externus s. major Iridis* bey 60 facher Vergrößerung.

Die vierte: das Nervenetz des *annulus internus Iridis* sammt zwey Gefäßschlingen bey 140 facher Vergrößerung.

Die fünfte: die Hinterfläche der *Iris* oder die Traubenhaut sammt dem *corpus ciliare* und der anhängenden *Choroidea*.

Die sechste: einen Ciliarnerven, der durch das Fasergewebe der *Sklerotika* verlaufend, sich in zwey

Aeste spaltet, den einen zur Iris, den anderen durch die Cornea zur Conjunctiva schickend; in natürlicher Größe.

Die siebente: den hinteren Abschnitt der Eklerotika.

Die achte: mikroskopische Gewebe der Cornea, der Eklerotika, der Krystallinse, der Membrana Ruysehiana, der Fasern dieser Haut, der Pigmentzellen der Choroidea, der gestreiften Muskelfasern des Orbiculus ciliaris von Meleagris Gallopavo, der Fasern des Orbiculus ciliaris vom Wallfisch.



Aeschyli tragoediae, etc.

(Schluß.)

Gegen die Ergeße dieses Stückes können wir ebenfalls nicht umh'n, einige Bedenken auszusprechen, wie wenn *δάκρυν ὀλόμερον* mit *lacrima misera* übersetzt wird, *ἔγμα γὰς κεδρῶν* mit *sacer tumulus*, *ἀπότροπον ἄγος ἀπειχέειον χειρμένων χοῶν* mit *malorum averruncam consecrationem ellusarum inferiarum abominor*. Die Libation wird wirklich dargebracht, kann also nicht wohl verwünscht werden. Eher möchte hier der Grabhügel als Burg der Bösen, als abzuwendende und zu verwünschende Befleckung des Guten betrachtet seyn, da der Mord und die entehrende Bestattung Agamemnon's die Macht der feindseligen Klytämnestra bewies und den Drestes beschimpfte (vgl. 435). Die Worte *χειρμένων χοῶν* scheinen im Sinne der eben genannten Rede Elektra's zu *ἴετε δάκρυν* zu gehören. Am Schluß des Liedes hielten wir bisher *ἀνῆρ* und *ἐν ἔργῳ* für Glosseme zu *Ἄρης* und *ἐν χειροῖν* und lasen *ἴτω δοροσθενῆς ἀραυτιῆρ δόμων Σκνδικά τ' ἐν χειροῖν παλίντονα βέλη' πιπάλλων Ἄρης*. Zu letzterer Bezeichnung vgl. 926.

Im Gegensatz zu dem Streben, wo möglich die epodica in antistrophica zu verwandeln, hat Hm. Choeph. 367 *ταῦτα μὲν, ὦ παῖ κλ.* für einen Mesodos erklärt, wo die Spuren der Respon- sion zu dem in drei anapästische Systeme zerfal-

lenden Eingang des Kommos 303 sqq. nicht un- deutlich vorliegen. Freylich ist bey dieser Voraus- setzung die Annahme zweyer Lücken eine nothwen- dige Consequenz: im katalektischen Monometer fehlte dann nach *κατὰ γὰς ἦδη*, ein akatalektischer nach *στρυγεῶν τούτων*, außerdem scheint im letzten Gliede *μόχοι γεγένηται* statt *μᾶλλον γ.* gelesen werden zu müssen. Hinsichtlich der achten Strophe 418 sqq. ist Hm. von der in der Electr. p. 737 ge- troffenen Aenderung, daß Drestes nur die Worte *λέγεις παροῦρον μόρον* spricht, alles Uebrige der Elektra zufällt, abgegangen, und theilt jetzt alles dem Chor zu*), wodurch freylich eine vollkommene Regelmäßigkeit gewonnen wird; ob aber der Chor die Klytämnestra Mutter nennen kann (425), ist noch die Frage, und alles, was die Strophe ent- hält, sicherer der Elektra angemessener als den Tro- janischen Frauen, daher wir vorziehen, jene wir- kungsvolle Abnormität beizubehalten und die Schwe- ster reden zu lassen, welche sonst den Bericht des Chores nur durch die Erzählung eines einzelnen Fak- tums ergänzen würde (434 sqq.). Hier mag auch noch der Choeph. 677 obwaltenden Schwierigkeiten gedacht werden, wo die Wahl der Person, welcher die Worte *ὄ γῶ κατ' ἄκρας κτλ.* zu geben sind, zwi- schen Chor, Elektra und Klytämnestra bisher schwankte. Hm. entschied für Klytämnestra; aber wenn diese auch mit Ironie von ihrem Schmerz spricht, soll ihre Rede doch für die Zuhörenden als wahrer Ausdruck ihrer Gefühle gelten, und dann ist es ein höchst bestreblicher Uebergang von der Verstellung zur Wahrheit, daß sie erst beklagt, durch Drestes Tod von allen *γίλοι* entblößt zu seyn, gleich darauf aber versichert, es fehle ihr an *γίλοι* nicht, mit welchen sie über jenes Unglück sich berathen könne. Ihrem Charakter entspricht es eher, daß sie betref- fen von der glücklichen Wendung ihres bisher un- sichern Schicksals schweigt und so dem Chor Zeit läßt, seine Wehklagen auszustossen. Die *βακχεία καλή*, von welcher er redet, scheint auf den *νεοκράς* (344) Bezug zu haben, daß *παροῦσαν ἐγγράγει*

*) Mit der dadurch bedingten Aenderung *ἔχεις* (438) für *λέγεις*.

aber nach Ag. 483 in *ῥαγεῖσαν ἔγγο.* abgeändert werden zu müssen.

Eine wichtige metrische Frage knüpft sich an Sieben 133, wo *Ἡμ. σὺ τ' ὦ Λατογένεια κόρυα* für Responsion des vs. 118 *προβίστανται πάλω λαχόντες* hält, womit die jambisch-trochäische Form des Antispastes gerechtfertigt wäre; aber an der Entsprechung selbst erlauben wir uns einen Zweifel zu äußern, da der Zusammenhang keine Lücke nach 118 erweist, also 134 der Responsion entbehrt. Eben so unwahrscheinlich ist, daß Aeschylus 112 *Ἀργεῖοι δὲ* und 127 *καὶ Κύρις ἄτε* schrieb, nicht wie bisher gelesen wurde *Ἀργεῖοι γὰρ — καὶ Κ. ἄτ' εἶ*, nur die Diärese ist hier als Verbesserung zu betrachten. Auch die Verse 188, 547 in dieser Tragödie, Pers. 103, Prom. 549 ziehen wir vor nach Dindorfs Abtheilung (Suppl. 207, 566, Pers. 102, Prom. 551) zu lesen. Hinsichtlich der Interpunction möge noch die Bemerkung gestattet seyn, daß Sieben 730 nach *πόλις* ein Komma, Choeph. 415 nach *σαίνειν* das Fragezeichen gehöre.

Die Besprechung der Fragmente müßte sich auch auf die Wagnerische Sammlung einlassen, wozu es uns jetzt an der nöthigen Muße gebricht.

Die typographische Ausstattung des Werkes ist vorzüglich; das Porträt *Ἡμ.'s.* eine sehr schöne, sehr dankenswerthe Zugabe.

Kayser.

Anmerkung zu Seite 501 Z. 9. Die Schlussscene des Agamemnon ist allerdings lückenhaft und verdorben. In meinem noch ungedruckten Commentar über die Orestie habe ich gesucht, sie in folgender Weise zu ergänzen:

Αἰγισθος

V. 1619. *Ἀλλ' ἐπεὶ δοκεῖς τὰδ' ἔρδειν καὶ λέγειν
γνώσῃ τάχα —*

Χόρος

*Γνώσομαι γὰρ ἄνδρα δειλὸν μηδὲν
ἐν μάχῃ σθένειν*

Αἰγισθος

*Εἶα δὴ φίλοι λοχίται, τοῦργον οὐχ ἑκὰς
τόδε.*

Χόρος

*Εἶα δὴ ξίφος πρόκωπον πῶς τις εὐτρεπι-
ζέτω*

Αἰγισθος

*Ἀλλὰ μὴν καὶ γὰρ πρόκωπος οὐκ ἀναινομαι
θανεῖν —*

Χόρος

*Δεχομένοις λέγεις θανεῖν σε· τὴν τύχην δ'
ἐρώμεθα*

Αἰγισθος

1625. *Τὴν τύχην σέβου· μόρον δὲ χειρὸς
ἔξ ἐμῆς δέχου.*

Hierauf in dem Gespräch zwischen Agamemnon und Chor:

Αἰγισθος

V. 1634. *Ἀλλὰ τοὺς δ' ἐμοὶ ματαιίαν γλῶσσαν ὧδ'
ἀπανθίσαι
κἀμβαλεῖν ἔπη τοιαῦτα δαίμονος περιωμέ-
ρους,
Σώφρονος γνώμης δ' ἁμωτεῖν, τὸν κρα-
τοῦντα δ' ὑβρίσαι
ταῦτα πῶς ἄνεκτ' ἂν εἶη καὶ πρὸς
ἀνδρῶν δημοτιῶν;*

Χόρος

*Οὐκ ἂν Ἀργείων τόδ' εἶη, γόττι προσσαίνειν
κακόν.*

Endlich die Schlussrede der Antänneſtea:

V. 1641. *Μὴ προτιμήσης ματαιῶν τῶνδ' ὑλαγμάτων·
ἐγὼ
καὶ σὺ θήσομεν κρατοῦντες τῶνδε δωμά-
των καλῶς
πάνθ' ὕσοισι δεῖ κατ' αὐτὰ σωφρο-
νων βουλευμάτων.*

Fr. Th.

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. November.

Nro. 68.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die K. Akademie der Wissenschaften hielt am 26. d. Mts. zur Vorfeier des auf den 28. Novbr. fallenden Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Sitzung, in welcher der Vorstand derselben, Hr. Geh. Rath v. Thiersch, eine auf die Feier bezügliche Rede vortrug, an deren Schlusse die von der K. Akademie für dieses Jahr vollzogenen und von Sr. Majestät dem Könige bestätigte Wahl neuer Mitglieder verkündigt wurde.

Hierauf hielt Hr. Bibliothekar Krabinger, ordentl. Mitglied der philosoph. philolog. Classe, über

„die classischen Studien und ihre Gegner“, und nach ihm Hr. Ministerialrath v. Hermann, ordentl. Mitglied der mathem. physicalischen Classe, über

„die Bewegung der Bevölkerung in Bayern“ einen Vortrag.

Folgendes ist die Rede des Vorstandes, welche in der Sitzung, der Kürze der Zeit wegen, nur theilweise zum Vortrag kommen konnte.

Wenn schon im häuslichen Kreise der Geburtstag des Familienhauptes als ein Fest der Freude und des Dankes für seine Erhaltung von den Sei-

nigen feyerlich begangen wird, weil sie in ihm den Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung, zugleich aber auch Hort und Gewähr ihrer Sicherheit und Wohlfahrt erblicken, um wie viel mehr ist eine solche Feier durch die heiligsten Pflichten da geboten, wo für das zu Staat und Reich vereinigte Gemeinwesen aller Familien der Tag wiederkehrt, der ihnen das Haupt gegeben hat, durch dessen Wohl und Fürsorge das Wohl des Ganzen wie jedes einzelnen Hauses und Heerdes wesentlich bedingt wird.

Es ist von hoher Bedeutung für die Akademie, daß bey solcher Feier unseres Reiches gerade sie berufen ist, nicht nur in ihrem geschlossenen Kreise, sondern öffentlich vor dem ganzen Vaterlande der Freude und dem Danke desselben für die Erhaltung des Königs Wort und Ausdruck zu geben, es laut zu verkünden, daß wir das Glück tief empfinden, unter einem Monarchen zu stehen, der sein höchstes Thun und Trachten auf das volle Gedeihen des Ihm von Gott vertrauten Volkes gerichtet hat, und den Allmächtigen zu bitten, daß er Ihm bis zum spätesten Ziele des menschlichen Lebens und Wirkens in Erfüllung seines königlichen Berufes mit Rath und Hilfe zur Seite stehe.

Dieser Pflicht zu genügen, fühlen wir uns um so lebhafter durchdrungen, wenn wir in dem großen Ganzen, was die Regierung unseres Monarchen umfaßt, ordnet, und auf der Bahn des gesicherten Rechtes dem hohen Ziele der öffentlichen Wohlfahrt entgegenführt, uns zu dem wenden, was den Kreis der Bildung und Wissenschaft, dem wir angehören, unmittelbar berührt; denn da wird jedem offenbar, daß auch in Allem, was Erziehung und Bildung, was Unterricht, was Werth und

Geltung der Wissenschaft betrifft, sein Geist über Zweifel und kleinmüthige Besorgnisse erhaben, die Aufgabe, welche hier einem weisen Monarchen gestellt ist, in ihrer ganzen Bedeutung und Tiefe gefaßt, und eben so die Rechte wie die Bedürfnisse höherer Forschung erkannt hat, die als geistige Sonne ihr Licht über das ganze Gebiet menschlicher Thätigkeit ausbreitet.

Ein althellenischer Sänger hat das jener Forschung gestellte Ziel in dem Spruche zusammengefaßt:

Was ist Gott? Was das All?

Gott ist, der uns Alles schafft.

Das All, der Inbegriff aller in ihm wirkenden Kräfte und der durch sie entfalteten Scala der Gestaltungen, die in dem menschlichen Organismus ihr höchstes Ziel erreicht haben, der Geist, dem die Natur als Grund seiner Erscheinung unterliegt und als Bedingung seiner Thätigkeit dient, in und über beyden aber **der Gott**, welcher Natur und Geist umfaßt, und einem nur ihm erkennbaren Ziele entgegenführt, das ist Aufgabe, das Inhalt aller höheren wissenschaftlichen Bestrebung, und aus ihren Ergebnissen wird genommen, was, außer der Religion, dem Unterricht und der Erziehung, den Bedürfnissen des Staates und für alle höheren Interessen der Menschheit heilsam erachtet wird.

Dieser Aufgabe gegenüber dürfen wir, ohne der Schmeicheley zu verfallen, die den erniedriget, von welchem sie ausgehet und den nicht erhebet, welchem sie gelten soll, es aussprechen, daß jeder Zweig jenes Baumes der Erkenntniß und des Wissens und jede Art von Anstalten für Wissenschaft und Unterricht durch unsern Monarchen der ihm gebührenden Furseege theilhaftig wird, und nicht ohne Bluth und Früchte geblieben ist. Bleibt auch hier das Erreichte hinter dem Erreichbaren noch zurück, so liegt davon der Grund in den Schranken, die auch dem regsten und höchsten Bestreben in dem Maaße und der Beschaffenheit der verfügbaren Mittel und Kräfte gestellt sind.

Die königliche Sorge für das Gebiet der Naturwissenschaften, wie die von ihnen bedingte Pflege des Ackerbaues und der Gewerbe liegt vor aller Au-

gen offen. Die Art und Weise dieser Bethätigung zeigen am deutlichsten in unserer unmittelbaren Nähe die mit der Akademie und der Universität eng verbundenen wissenschaftlichen Anstalten des Staates.

Die neu gegründeten Gebäude für Chemie, Physiologie und vergleichende Anatomie sind theils vollendet, theils der Vollendung nahe und unter hervorragende Vertreter der in ihnen zu pflegenden Wissenschaften gestellt. Mit der zweyten Classe der Akademie ist durch ihn eine naturwissenschaftlich-technische Commission verbunden und zum Vollzug der ihr gestellten Aufgabe, die Resultate wissenschaftlicher Forschung für Ackerbau, Industrie und Gewerbe möglichst nutzbar zu machen, aus eigenen Mitteln Seiner Majestät reichlich ausgestattet.

Aus derselben Rücksichtnahme ging die der Akademie gestellte Aufgabe der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches hervor, und während ein Theil des botanischen Gartens für den Bau einer großartigen Industriehalle und die Ausstellung der vorzüglichsten Erzeugnisse der gesammten deutschen Gewerbsthatigkeit in vorübergehenden Anspruch genommen wird, sind durch die Weisung Seiner Majestät in dem Neubau jener Hallen, sobald sie ihrem nächsten Zwecke gedient haben, dem botanischen Garten groÙe, den hier vertretenen Wissenschaften würdige Glas- und Gewächshäuser in Aussicht gestellt, statt der alten, welche durch ihre UnzweckmaÙigkeit und Baufälligkeit für den Abbruch reif und zu ihm schon früher verurtheilt waren. Daneben aber ist für den Betrieb der Botanik, insofern er in seiner Hauptfläche durch jenen Bau beschränkt wird, in den angränzenden Gärten schon jezo Ersatz geboten worden.

Dort ist das für die provisorische Aufnahme der Gewächse, eines botanischen Schazes von groÙem Belang, bestimmte Glashaus nach den Vorkehrungen der neuesten und besten Bauten dieser Art eingerichtet und vollendet worden, und werden für das nächste Frühjahr die Culturen vorbereitet, welche dem wissenschaftlichen Unterricht besonders in der medizinischen und pharmazentischen Botanik zu dienen bestimmt sind.

Gleiche belebende Theilnahme durchdringt die Schulen, welche den elementaren Unterricht für das Volk besorgen und die Mittelschulen, die auf den höheren wissenschaftlichen Beruf vorbereiten.

Wer erinnert sich nicht mit Freude der königlichen Sorgfalt, welche die Lage der Volksschullehrer erfahren und der tröstenden und erhebenden Worte, durch welche der Monarch die Lehrer getröstet und aufgerichtet hat, als ihre Abgeordnete mit dem Danke des ganzen Standes für seine Hilfe vor Ihm erschienen waren? Dazu wird im Verlaufe dieses Winters hier eine Auswahl von Lehrern der Schullehrer-Seminarien, in Folge unmittelbarer Vorkerbung des Monarchen, unter bewährter Leitung in jenen Kenntnissen der Chemie unterrichtet, welche bestimmt sind, durch ihre Zöglinge zur Förderung des Ackerbaues aus den Schulen, unter das Volk verbreitet zu werden.

Nicht geringere Sorgfalt erfahren die Anstalten, welche über den Elementarunterricht hinaus gehen und unter dem Namen von Gewerbeschulen und polytechnischen Schulen berechnet sind, die höhere Befähigung für technische Thätigkeit durch mathematische und naturwissenschaftliche Studien zu gewähren, so wie ihnen gegenüber diejenigen, denen obliegt, durch vorherrschendes Studium der Sprachen und der edelsten Werke des menschlichen Geistes den Geist der Jugend zu schärfen und zu erheben, dadurch aber sie für den höhern wissenschaftlichen Unterricht und durch diesen für den Dienst des Staates würdig vorzubereiten. Auch in ihnen, in den lateinischen Schulen und in den Gymnasien sehen Lehrer und Schüler sich gefördert, ihre häuslichen Lage verbessert, und durch zweckmäßige Vorkerbungen den Erfolg ihrer Thätigkeit erleichtert und gesichert.

Erst dieser Tage ist eine solche auf sämtliche gelehrte Mittelschulen des Reiches berechnete Maßregel zur Ausführung gekommen, welche das Uebel, von dem sie am meisten gedrückt wurden, den Eintritt unfähiger Lehrer von ihren Schwellen abzuwenden, diejenigen aber, welche sich durch Gründlichkeit der Kenntnisse und durch Lehrgaben auszeichnen, ermitteln und der königlichen Beachtung und Förderung empfehlen wird. Zugleich hat die

Begründung jener aus dem Geiste des Königs hervorgehenden Anstalt des Athenäums begonnen, in welcher denjenigen Jünglingen, welche in den Gymnasien vorzügliche Befähigung und fruchtbringenden Fleiß bewährt haben, während ihrer akademischen Studien freie Pflege geboten und der Weg zu einer ihrer Befähigung entsprechenden Ausbildung für den höhern Staatsdienst geöffnet wird.

In dem Maaße aber, in welchem durch so umfassende Pflege die Talente unserer reichbegabten Jugend für den höhern wissenschaftlichen Beruf sich besser und rascher entfalten, werden auch die Universitäten mehr und mehr gedeihen. Denn allgemein und wohlbegründet ist die Ueberzeugung, daß ohne gute Gymnasien eine gute Universität unmöglich ist.

Zwar ist auch unter der Zusammenwirkung so preiswürdiger Vorkerbungen ein so hartnäckiges Verkommeniß, wie ein nicht unbeträchtlicher Theil unserer Mittelschulen zeigte, nicht auf einmal zu heben. Uebel dieser Art bedürfen langer und mit Hingebung ununterbrochen fortgesetzter Pflege, aber auch hier gilt: „Nil desperandum Teuero duce et auspice Phoebus,“ und so wird nicht erst nach Verlauf vieler Jahre dem Könige und dem Lande die Erfahrung erspart werden, daß die für den wissenschaftlichen Dienst des Staates in der Universität vorzubereitenden jungen Männer vor den Schranken des Eintritts in dieselbe in einer so beunruhigenden Zahl als unfähig abzuweisen sind.

Allerdings haben wir damit nur eine der Bedingungen des Gedeihens der Universität bezeichnet, aber es ist die wesentlichste aller, von denen Heil zu erwarten steht, und daß auch die andern, die Vermehrung der Lehrmittel und die Gewinnung und Bethätigung höherer Lehrkräfte dem Geiste des Monarchen nicht verborgen blieb, davon zeigt die Sorge mit welcher er zur Erzielung dieses Gewinnes unablässig bemüht ist. Endlich ist die Selbstbestimmung der studierenden Jugend für wissenschaftliche Thätigkeit durch die Fassung unserer Universitätsordnung gesichert und durch die Einsicht des Monarchen in das Wesen und die Bedeutung der Freiheit derselben gewährleistet. Sie wird in dem Maaße ihre wohlthätige Natur entfalten, in welchem die

akademischen Bürger zum weisen Gebrauche derselben durch gründliche Vorbildung und wissenschaftlichen Sinn vorbereitet und gestärkt seyn werden.

Es gibt auf der Universität für ein wahres Gedeihen durch wissenschaftliche Studien außer der Wirkung der ebenbezeichneten heilsamen Vorkehrungen keine Gewähr, als die Gesinnung und den freyen Entschluß der Jünger der Wissenschaft, und keine unübersteiglichere Schranke gegen Mißbrauch und Entartung, als diejenige, welche jener in ihr rege gewordener selbstständige Geist und die von ihnen gepflegte Neigung aufzurichten und zu schirmen weiß.

Die Akademie der Wissenschaften hat seit ihrer letzten öffentlichen Sitzung ihre Thätigkeit in der ihr angewiesenen Bahn mit sorgfältigster Benützung der ihr zugewiesenen Mittel regelmäßig fortgesetzt. Ueber die Arbeiten der Classen geben theils die in unsern Gelehrten Anzeigen zur Veröffentlichung gekommenen Berichte, theils die selbstständigen Abhandlungen in unsern Denkschriften, von welchen dieses Jahr jede Classe ihren siebenten Band begonnen hat, den vollgiltigen Beweis.

Eben so ist auch die Theilnahme gleich geblieben, welcher sie sich von Seite aller bedeutenden europäischen und außereuropäischen Akademien und Societäten der Wissenschaften zu erfreuen hat, so wie der Verkehr mit ihnen, der uns gegen das, was wir ihnen zu bieten vermögen, ihre literarischen und zum Theil kostbar ausgestatteten Erzeugnisse zusichert. Dieser, alle wissenschaftlichen Länder umfassende literarische Austauschverkehr, der uns mit dem, was auf diesem Gebiete zu Tage gefördert wird, in lebendigen Zusammenhang bringt, hat sich in den letzten Zeiten von St. Petersburg und Moskau bis nach Bombay und Calcutta, von Hermannstadt und Pesth bis New York und Philadelphia ausgebreitet.

Neben den regelmäßigen Arbeiten aber, welche der Akademie obliegen, stehen die außerordentlichen, die ihr in der Organisations-Urkunde von 1827 zur Pflicht gemachte Herausgabe einer Literaturzeitung, die Herstellung eines historisch-topographischen Wörterbuchs von Bayern und die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches.

Wenn diese nicht in gleichem Gange mit den übrigen können geführt werden, so liegt der Grund nicht im Mangel an verfügbaren Kräften oder geringerer Bereitwilligkeit, sondern darin, daß sie mit unserm nur aus 11000 fl. bestehenden Jahres-Etat nicht zu bestreiten und deshalb an andere zum Theil zufällige Unterstützungen gewiesen sind.

Die Literaturzeitung oder die Gelehrten Anzeigen, — das einzige allgemeine Organ, welches das südl. Deutschland dem Norden entgegen zu stellen hat, außerdem der Akademie unentbehrlich zum Drucke ihrer Bulletins und als Tauschmittel gegenüber reich ausgestatteten Gesellschaften, dazu in den fernsten Gegenden gern aufgenommen, weil sie die Kunde und Beurtheilung neuester Leistungen auf unseren Gebieten bis zu ihnen trägt, — wurde bey ihrer endlichen Gründung in einer Epoche der Fülle des öffentlichen Schazes auf die falsche Basis des Zwangs-Abonnements und der unfreywilligen Beyträge aus andern Kassen gestellt und kämpft, nachdem diese Basis ihren Halt verlor, einen vielfachen Kampf um ihre Existenz, welchen bis jetzt zu bestehen ihr nur durch theilweise bereitwillige Hilfe der höchsten Behörden ermöglicht wurde.

Die Herstellung des topographisch-statistischen Lexikons, eines Werkes von der größten Wichtigkeit und Schwierigkeit, wenn es der Akademie und des Vaterlandes würdig zur Ausführung kommen soll, ist, weil eine Dotirung desselben gar nicht statt fand, über Vorbereitungen und Sammlungen nicht hinausgelangt, und auch zu diesen fehlen die Mittel, welche die Beyziehung anderer Thätigkeiten, Beobachtungen und Forschungen auf allen wichtigen Punkten des Königreiches nöthig macht.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. November.

Nro. 69.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede des Vorstandes der K. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches aber, von der Akademie, wenn auch mit geringen Mitteln von jährlich nur 1200 fl. bereitwillig unternommen, muß das gegenwärtige und künftige Jahr unterbrochen werden, weil die in diesem Zeitraum verfügbar werdenden Mittel für den Druck und für die Ausstattung der bisher gewonnenen Resultate nöthig sind.

Es bestand bey Anfang der gegenwärtigen Finanzperiode die Hoffnung, daß diesen und ähnlichen Bedürfnissen unserer Corporation Rechnung würde getragen werden; aber der Bereitwilligkeit der Regierung, da zu helfen, wo Hilfe nöthig und gerechtfertiget war, blieb für die Akademie die Vermehrung der Mittel fast ganz versagt, welche den Universitäten sehr zu ihrem Wohle gewährt wurde, unter Voraussetzungen, welche zu beurtheilen wir nicht berufen, aber zu beklagen berechtiget sind, weil durch sie nicht nur die Interessen der Akademie, sondern auch mehrere wissenschaftliche Sammlungen und Anstalten des Staates geschädiget wurden.

Doch diese vorübergehenden Mißstände dürfen den Blick über unsere Verhältnisse und Zukunft nicht trüben.

Sie werden verschwinden gegenüber der indes in weiteren Kreisen verbreiteten Kunde der wahren Sachlage, gegenüber der Wiederkehr des Wohlwollens, das die in der Akademie und dem Generalconservatorium bezeichneten Anstalten früher auch an der eben bezeichneten Stelle zu allen Zeiten gesunden hatten, gegenüber der erleuchteten Fürsorge der höhern Behörden, vor allem aber vor dem kgl. Entschlusse, daß auch auf diesem Punkte geholfen werde, wo nicht nur die regen wissenschaftlichen Bewegungen und die Ehre der Akademie, sondern auch der Ruhm von Bayern theilhaftig ist, der seit dem Bestand der Akademie nicht zu geringem Theile sich an ihre Förderung und an ihre Leistungen geknüpft hat.

Die k. Akademie hat seit ihrer letzten öffentlichen Versammlung von ihren auswärtigen Mitgliedern der zweyten Classe Arago, St. Hilaire und Tuffieu und unter den auswärtigen Mitgliedern der III. Classe den Hrn. Director v. Kaiser in Augsburg, verloren.

Dominique François Jean Arago, geboren in der Nähe von Perpignan am 26. Febr. 1786, gehört zu der merkwürdigen Anzahl berühmter Mathematiker, die aus der polytechnischen Schule in Paris hervorgegangen sind. Fast unmittelbar nach seinem Austritt aus dieser Anstalt treffen wir ihn als thätigen Theilnehmer an jenen großen Vermessungs-Operationen, welche die französische Regierung zur Bestimmung der Figur der Erde und der Einheiten des metrischen Maßsystems ausführen ließ.

Die Durchführung und glückliche Vollendung dieser Arbeiten, theilweise wohl auch die besondern Schicksale die ihn während der Vermessung betroffen und zweymal in Kriegsgefangenschaft geführt hatten, wandten ihm zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit zu, und eine fortgesetzte Reihe von Arbeiten und Untersuchungen erhielten ihn von diesem Zeitpunkte an auf einer Stufe des öffentlichen Ansehens, zu welcher wenige Gelehrte gelangt sind.

Raum ist irgend ein Theil der mathematischen Naturforschung seit Anfang dieses Jahrhunderts, — in jener geschichtlich merkwürdigen Epoche, wo die exacten Wissenschaften einen wahren Triumphzug durch Europa gefeyert haben —, in den Vordergrund getreten, an welchem der regsame Geist Arago's sich nicht betheiligt hatte. Er entdeckte die Grundphänomene des Rotationsmagnetismus; er befaßte sich mit Untersuchungen über die damals erst in ihren Grundzügen hervorgetretene Polarisation des Lichtes sowohl als über die Interferenz-Erscheinungen, und stellte mehrere für die Förderung der Lichttheorie überhaupt wichtige Thatsachen her. Im Gebiete des Electromagnetismus lieferte er eine große Anzahl neuer Resultate. Meteorologie und Erdmagnetismus zogen seine besondere Aufmerksamkeit an, und wurden von ihm zu einer Zeit untersucht, wo diese Wissenschaften in der ersten Ausbildung begriffen waren, und wo es eines Mannes bedurfte, der nicht bloß selbst vermöge seines durchdringenden Geistes zur Anbahnung einer Theorie beytragen, sondern auch durch sein Beyspiel Andere zu zweckmäßiger Sammlung von Thatsachen veranlassen konnte. Selbst in Fragen der Geologie und der Technik finden wir ihn zeitweise eifrigt beschäftigt. Im Gebiete der Astronomie umfaßten die eigenthümlichen Arbeiten Arago's, abgesehen von der allgemeinen Leitung der Sternwarte, nur einen kleinen Kreis specieller Untersuchungen. Als eines seiner Hauptverdienste auf der Sternwarte haben wir die Vorlesungen zu betrachten, die er über Astronomie gehalten hat. Arago verstand es wie kaum ein anderer Gelehrter unserer Zeit, die schwierigsten Probleme des Calculs in allgemein verständliche Sprache zu übersetzen; er entwickelte die Verkettung und den weitläufigen Zusammenhang der Bewegungen des

Himmels mit einer Klarheit und Uebersichtlichkeit, die bey dem Sachkundigen Wohlgefallen erweckte, dem Laien die vollständigste Befriedigung gewährte.

Wenden wir von dieser allgemeinen Erwähnung seiner gelehrten Verdienste den Blick auf die Ereignisse seines Lebens, so finden wir ihn auf seiner langen Laufbahn stets in zunehmendem Maaße mit Ehren und äußerlicher Würde umgeben. Er wurde schon im Jahre 1809 als Mitglied des Instituts aufgenommen, bald darauf mit der Professur der höheren Mathematik an der polytechnischen Schule bekleidet; dann zum Mitglied des Längenbureaus und zum Director der Sternwarte ernannt. Endlich im Jahre 1830 erlangte er die höchst bedeutende Stellung eines beständigen Secretärs der Academie. In Führung dieser Aemter kam ihm nicht bloß vielseitiges und gründliches Wissen sondern auch seine äußere Haltung, eine imposante Körpergestalt und ungewöhnliche Vorzüge des mündlichen Vortrages zu Gute. Er gehörte fast allen europäischen Akademien an, und die Regierungen des In- und Auslandes schmückten ihn, als Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste, mit Ordensauszeichnungen, wogegen er übrigens eine seltene Gleichgültigkeit stets bewiesen hat.

Arago's Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Sphäre der Wissenschaft allein, auch der Staats- und Communalverwaltung widmete er einen beträchtlichen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte. So hoch war in diesem Gebiete sein öffentliches Ansehen gestiegen, daß er im Jahre 1832 zum Deputirten der Ost-Pyrenäen erwählt, und seither bis zu der neuesten Umwälzung zu jeder Volksrepräsentation in gleicher Eigenschaft abgeordnet wurde. Die höchste Stufe politischer Bedeutung erlangte er im Frühjahr 1848, wo ihn die Strömung der Zeit an das Staatsruder gebracht, aber eben so plötzlich wieder nach wenigen Monaten entfernt hat.

Von der Stellung, die Arago in Frankreich einnahm, würde es übrigens eine höchst unvollkommene Vorstellung gewähren, wenn wir bloß sagen wollten, daß er Ehren und Würden inne gehabt; er war ein Mann des Volkes und ein Mann der Wissenschaft, und genoß in der einen wie in der

andern Sphäre einen Grad von Vertrauen und Auctorität, wie nur wenige Beyspiele in der Geschichte vorkommen.

Auguste de Sainte Hilaire, Sprößling einer altadeligen Familie zu Orleans, wurde mit dieser durch die Stürme der französischen Revolution nach Hamburg verschlagen und fand dort Gelegenheit mit deutscher Sprache und Literatur vertraut zu werden, wodurch er vor den andern Gelehrten seiner Nation befähigt wurde, die Kunde deutscher Beobachtungen und wissenschaftlicher Leistungen in seiner Heimath zu verbreiten. Nach dieser zurückgekehrt, ergab er sich dem Studium der Botanik mit solchem Eifer, daß seine Lehrer den jungen Mann, als die Reise des Duc de Luxembourg nach Brasilien vorbereitet wurde, für die botanische Untersuchung jenes Landes als vorzüglich befähigt erklärten. Er blieb 6 Jahre in Brasilien, während welcher er besonders die Provinzen jenes Reiches Rio, de Espirito Santo, Minas Geraes, Goyaz und im Süden S. Paulo, Sta. Catharina und die ältern Missionen in Paraguay am linken Ufer des Uruguay botanisch untersuchte. Die zahlreichen Resultate seiner systematischen Forschungen wurden in mehreren bedeutenden Werken niedergelegt, wie in der Flora Brasiliae meridionalis, die nach dem Sturze der Bourbonen der Unterstützung beraubt und mit dem dritten Bande unterbrochen wurde. Sie nimmt unter den descriptiven Werken der Gegenwart einen der höchsten Plätze ein. Eine andere Folge seiner Schriften sind die Reisewerke, welche nach den Provinzen und Hauptrichtungen abgetheilt sind, und neben ihrem botanischen Gehalt viele andere naturhistorische Nachrichten, auch seine Bemerkungen zur Sitten- und Statistick des Landes enthalten.

Seine botanischen Arbeiten zeigen die Neigung, den Gegenstand abgesondert zu betrachten und analytisch zu verfolgen, welche in einer Reihe von Monographien besonders deutlich hervortritt.

Daß er aber auch das Talent besaß, sich auf einen höheren Standpunct zu erheben, zeigt er besonders in seinen Leçons de Botanique, nach wel-

chen er zu Paris in der Faculté des sciences vortrug.

Mit Adrien de Jussieu erlischt die männliche Linie einer Familie von Botanikern, deren Ruhm bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurückgeht und bis in die neueste Zeit mit der Entfaltung der Pflanzenkunde und ihrer Systeme unauflöslich verknüpft ist. Der älteste dieses Geschlechtes ist jener Antoine de Jussieu, geboren zu Lyon am 6. Febr. 1686, der Schüler und Nachfolger von Tournefort am botanischen Garten zu Paris und Herausgeber der Institutiones botanicae seines berühmten Lehrers, bey welchem schon das Bestreben einer vollständigen und zugleich wissenschaftlichen Ordnung und Beschreibung der Pflanzen hervortritt. Sein jüngerer Bruder, Bernard de Jussieu, Zeitgenosse Linné's, wurde gewissermassen der Urheber jenes botanischen Systemes, das die Verwandtschaft der Pflanzen zu Grunde legt, und diese zunächst in großen Massen nach der Entstehung und Zahl ihrer Keimblätter oder Cotyledonen bestimmt, glücklicher als der jüngste Bruder Joseph de Jussieu, der als Botaniker sich einer Expedition zum Behufe der Erdmessung unterm Aequator angeschlossen. Durch seine Functionen als Arzt in Potosi zurückgehalten, verfiel er in Folge heftiger Anstrengungen und Leiden in eine Geisteskrankheit, deren Spuren ihn auch nicht verließen, als er nach einer Abwesenheit von 36 Jahren in die Heimath zurückkehrte.

Auf dieses erste Geschlecht der 3 reichbegabten Brüder folgt das zweyte mit dem Sohne des ältesten Antoine, mit Antoine Laurent de Jussieu, der das System seines Oheims Bernard vorzüglich durch sein klassisches Werk: Genera plantarum secundum ordinem naturalem disposita, weiter ausgebildet und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat, und bey seinem 1836 erfolgten Tode seinen Sohn Adrien de Jussieu, geboren 1794, als Erben des Ruhmes der Familie hinterließ. Adrien war im Besitze einer unter den Franzosen seltenen klassischen Bildung und Kunde der neueren Sprachen. Daneben war er in der Botanik von seinem Vater sehr gründlich unterrichtet und wurde der Träger der Ansichten und Grundsätze der

Methode naturelle, nach welcher die systematische Botanik behandelt und gefördert wird. Die Gründlichkeit und der Scharfsinn der hier einschlagenden Untersuchungen hat er vorzüglich in vortrefflichen Monographien über einzelne Pflanzenfamilien bewährt.

Johann Nepomuk Franz Anton v. Kaiser, den 25. September 1768 zu Freyburg im Breisgau geboren, war durch seine Studien der Rechte und seine Familienverbindung an den Civildienst von Vorderösterreich in Schwaben gewiesen. Bey den verwickelten Rechtsverhältnissen jener Länder und ihrer Interessen und seiner vorherrschenden Neigung für historische und antiquarische Arbeiten fand er sich früh bestimmt, auf Sammlung und Benützung von Urkunden, Urbarien, Codices Traditionum auszugehen, die er in streitigen Fällen der Verwaltung und des Rechtes geltend zu machen Bedacht nahm. Daher stammte seine große Kunde mittelalterlicher Einrichtungen und Verhältnisse und eine ausnehmend reiche Sammlung von Urkunden, die ihm bey den Katastrophen der Klöster, Abteyen, Reichsstifte und Herrschaften in den verhängnißvollen Jahren seit 1800 von allen Seiten zu Theil wurden.

Sie kamen besonders seinem neuen Vaterlande Bayern zu Gut, dem er nach dem Preßburger Frieden und der Ausdehnung der bayerischen Grenzen über Augsburg nach der Donau und dem Bodensee seine amtliche Thätigkeit zuwendete, und dem er durch seine umfassende Kunde der neuen Erwerbungen und seine Geschäftsthätigkeit sich sehr nützlich erwies. Ueberall, wo es galt, alte Rechtstitel und Ansprüche in so vielen neu erworbenen Herrschaften und Besitzthümern geltend zu machen, finden wir ihn seitdem mit Glück bethätiget, besonders in der Untersuchung der Verhältnisse und Besitzungen der mediatisirten Geschlechter und Abteyen in Schwaben, die ihm speziell war übertragen worden. In jeder Richtung seiner administrativen Thätigkeit, zuletzt als Direktor der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, nahm er Bedacht, seine historischen und antiquarischen Forschungen besonders auszubreiten und damit bis

auf die ältesten Zeiten der Alemanen und Römer zurückzugehen. Im Jahre 1817, dem fünfzigsten seines Lebens beginnt seine schriftstellerische Thätigkeit in doppelter Richtung mit unkundlicher Geschichte einzelner Landschaften und Städte, wie Eichingen und Lauingen, und mit Werken über römische Alterthümer von Augsburg und der Umgegend, von Günzburg, Druisheim (Drusomagus) und andern Orten, die am Ende zu einem, den ganzen Oberdonaukreis umfassenden Werke erwachsen.

Außerdem verdankt ihm Bayern die Stiftung des ersten historischen Vereins für die Provinz Schwaben und Neuburg und die Bildung des Antiquariums in Augsburg.

Im Jahre 1838, während seines 70ten Lebensjahres ward er, mit Würden und Anerkennungen seiner Verdienste bedacht, in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Er lebte seitdem allein seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, welche, nach dem er die Gränzen der 80er Jahre überschritten hatte, zwar in ihrer Energie nachließ, aber nicht aufhörte der Trost und die Freude seines Alters zu seyn. Er starb am 17. May d. J. im 85ten Jahre seines Lebens, geehrt und geliebt von Allen, die ihm nahe kamen, nicht nur wegen seiner reichen Kenntnisse und mannichfachen Verdienste, sondern auch wegen seiner großen und vielbewährten Herzensgüte und wegen seines Bestrebens, besonders auf dem Gebiete seiner Studien sich Andern theilnehmend und förderlich zu beweisen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Dezember.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede des Vorstandes der K. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Diesen Verlust zu ersetzen und das Personal ihrer auswärtigen ordentlichen und correspondirenden Mitglieder zu ergänzen, hat die Akademie auch diesen Sommer Wahlen vollzogen, welche durch Allerhöchste Decrete sämmtlich die königl. Bestätigung erhielten und nun öffentlich verkündigt werden:

I. als ordentliche Mitglieder:

- 1) den k. Universitäts-Professor Herrn Dr. Hubert Beckers in München, bey der philosophisch-philologischen Classe;
- 2) den k. Major im General-Quartiermeisterstab Herrn v. Spruner dahier, bey der historischen Classe.

II. als außerordentliche Mitglieder:

- 1) den außerordentlichen Universitäts-Professor Hrn. Dr. Conrad Hofmann in München bey der philosophisch-philologischen Classe;
- 2) den Conservator der vereinigten k. Sammlungen in München, Hrn. Dr. und Professor Heinrich Jakob v. Hefner, bey der historischen Classe.

III. als auswärtige Mitglieder

a) der philosophisch-philologischen Classe:

- 1) Hr. Emanuel Roulez in Gent;
- 2) „ Gottfried Bernhardi in Halle;
- 3) „ H. D. Rawlinson in Bagdad;
- 4) „ Etienne Quatremère in Paris;
- 5) „ Otto Jahn in Leipzig.

b) der mathematisch-physikalischen Classe:

- 1) Hr. M. Cordier in Paris;
- 2) „ Victor Regnault in Paris;
- 3) „ Hansen in Seeberg;
- 4) „ Dr. C. Agassiz in Boston;
- 5) „ Hugo v. Mohl in Tübingen;
- 6) „ Dr. Thomas Graham in London.

c) der historischen Classe:

- 1) Hr. George Grote Esq. in London;
- 2) „ Gustav Adolph Herakl Stenzel in Breslau;
- 3) „ S. M. Lappenberg in Hamburg.

IV. Correspondirende Mitglieder:

a) der philosophisch-philologischen Classe:
Herr Dr. Christian Cron in Erlangen.

b) der mathematisch-physikalischen Classe:

- 1) Hr. H. J. Brocke in London;
- 2) „ Karl August Friedrich Peters in Königsberg;
- 3) „ A. Bravais in Paris;
- 4) „ Schrötter in Wien;
- 5) „ Hermann v. Meyer in Frankfurt;

- 6) Hr. Wilhelm Hofmann in London;
7) „ R. Bunsen in Heidelberg.

c) der historischen Classe:

- 1) Hr. Johann Voigt in Königsberg;
2) „ Alfred v. Reumont in Florenz;
3) „ M. Th. Contzen in Würzburg;
4) „ Franz X. Remling in Speyer.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. November 1853 erstattete Hr. Akademiker Dr. v. Martius:

Vorläufige Nachricht über einige Versuche, den Einfluß der verschiedenen farbigen Lichtstrahlen auf Pflanzen betreffend.

Die Zusammenstellung der wesentlichsten Thatsachen, die dem Einflusse des Lichtes auf die Vegetabilien in seinem gemischten wie im Zustande einfacher Strahlen zuzuschreiben sind, und welche ich in meinen Bemerkungen „über die wissenschaftliche Bestimmung und die Leistungen unserer Gewächshäuser“ bekannt gemacht habe, veranlaßte mich selbst noch einige Versuche über diese Einwirkung im K. botanischen Garten vom Ende Juni bis Ende August anzustellen. Ich beehre mich, hierüber vorläufig — denn diese Untersuchungen sollen weiter ausgeführt fortgesetzt werden — Folgendes zu berichten.

Die Gewächse wurden unter Tafeln gezogen von dunkel (ponceau-) rothem, gelbem, grünem, blauem, violetterm und weißem Glase. Die Gläser wurden unter einem Winkel von circa 23° , gegen Mittag gerichtet, auf den viereckigen Kästen befestigt, worin die Pflanzen angefaßt und groß gezogen wurden. Sie waren auf meine Bitte vorher durch Hrn. Collega Ohm auf ihre Permeabilität für verschiedene Lichtstrahlen geprüft worden. Die rothe Glas Tafel ließ rein rothes Licht durch; die gelbe das Grün und Roth fast zu gleichen Theilen wie das Gelb; die grüne ein schwaches Roth; die

blaue fast reines Blau mit Spuren von Grün und Gelb; die (röthlich-) violette ließ fast nur Violett, dabey eine Spur von Roth und Gelb durch.

Zu den Versuchen wurden verwendet: *Lepidium sativum*, *Amarantus tricolor*, *Hibiscus Trionum*, *Impatiens Balsamina*, *Linum usitatissimum* und die daran sich schmarogend befestigende *Cuscuta Epilinum*, endlich ein Gras, *Panicum sanguinale*.

Amarantus tricolor, welcher deßhalb gewählt wurde, weil seine Blätter 3 Färbungen zeigen, *Hibiscus Trionum*, *Impatiens Balsamina* und die blattlose Sackpflanze *Cuscuta* entwickelten sich vom Samen aus bis zur Blüthe unter einem jeden der farbigen Gläser. *Lepidium sativum* und *Linum usitatissimum* zeigten eine sehr übereilte Entwicklung, und starben vor der Blüthe, was übrigens wohl nicht so sehr von dem starken Reize des farbigen Lichtes als von der ihnen zu hohen Temperatur in den Kästen herrühren mochte.

Folgende Resultate ergaben sich aus den 2 Monate lang fortgesetzten Beobachtungen:

1. In den früheren Stadien des Keimens und der ersten Blattentfaltung zeigten die Pflanzenarten unter dem verschiedenen Lichteinflusse eine größere Verschiedenheit nach Periodizität und Dimension, als in den späteren. Auch hier erwiesen sich die Gewächse als Gewohnheitswesen, mit dem Vermögen, sich nach und nach an gewisse Einflüsse zu gewöhnen.

2. Im gemischten weißen Lichte gingen alle Entwicklungen am regelmäßigsten und besten vor sich, und zwar bey den Individuen, welche im freyen Lande gezogen wurden, noch besser als bey denen unter Glas. Die anfänglich übereilte Entwicklung unter rothem und gelbem Glase wurde bald unter dem weißen wieder eingeholt und ausgeglichen.

3. Im gelben Lichte zeigte sich, namentlich während der späteren Stadien, ein entschieden geädertes Längswachsthum; im blauen die breiteste Entfaltung der Blätter.

4. Das rothe, grüne und violette Licht erwiesen sich am ungünstigsten, sowohl was die Perioden als die Dimensionen der einzelnen Theile betrifft. In diesen drey Farben war auch eine auffallende

Schwäche und Zartheit der Stengel und eine verhältnißmäßig zur Blattfläche stärkere Verlängerung der Blattstiele zu bemerken.

5. Die Scala der Entwicklungsgrade läßt sich so feststellen:

freies Land, ohne Glas
weißes Glas,
blaues —
gelbes —
violetteß —
grünes —
rothes —

6. Im blauen Lichte nahmen die Blätter wie an Breite, auch an Dicke, Saftigkeit und sattem Grün am meisten zu. Nächst dem blauen entwickelte auch das gelbe verhältnißmäßig große Blattbreiten, jedoch erst in einer späteren Periode, während die Pflanzen anfänglich im gelben Lichte sichtlich vergeitten. Sie erholten sich davon erst als sie in die Periode des Orgasmus oder des Blüthen-Ansatzes traten.

7. Im rothen Lichte blieben die Blätter nicht bloß kleiner, sondern auch dünner.

8. Bey allen farbigen Lichtarten, am entschiedensten bey Roth, dann bey Gelb und Violett zeigten die Blätter die Neigung, die Unterseite, nicht die Oberseite, dem Lichte zuzuwenden. In Folge davon wurden sie, besonders wenn sie eine gewisse Größe erreicht hatten, nach unten Trichter- oder Kapuzenförmig vertieft. (Eine Erscheinung, die schon 1813 Ruhland beobachtet hat).

9. In der ersten Entwicklungsperiode verhielten sich die Pflanzen unter den verschiedenen Lichteinflüssen deutlich verschieden, namentlich in Beziehung auf die Dimension der Internodien und der Cotyledonen und auf die Richtung. Besonders auffallend war, daß alle Keimpflänzchen sich unter dem rothen Lichte von diesem nach der dunkleren (nördl.) Seite hin abzuwenden trachteten, wobey sie den jungen, fadenförmigen Stengel sehr verlängerten. Minder augensällig geschah dieß im gelben Lichte.

10. Die parasitisch werdende *Cuscuta Epilinum* entwickelte sich unter allen Gläsern, und als ihre Unterlage, das *Linum usitatissimum*, in Folge der zu großen Wärme zu vergeilen anfang, schlang sie sich

um die benachbarten Pflanzen. In Beziehung auf die Richtung des Windens trat kein Unterschied ein. Sie wand sich um *Lepidium sativum* und *Amarantus tricolor* links.

11. Rückfichtlich der Färbung der Blätter war zu bemerken, daß die Blattflächen im Blau das dunkelste (blauliche) Grün annahmen, selbst tiefer als im gemischten Lichte.

Bey *Amarantus tricolor*, dessen Blätter unter rothem Glas sichtlich dünner und saftloser waren, ja theilweise vertrockneten, nahm der vordere grüne Theil der Blätter eine gelbliche Farbe an, der rothbraune Fleck der Oberseite verblaßte oft in Grün mit röthlichbrauner Nuance und der purpurrothe Fleck der Unterseite ward in Rosenfarb verändert.

Im Blau nahm der rothe oder gelbe Theil des Blatts so sehr an Ausdehnung zu, daß nur der vordere Rand grün blieb. In Violett verschwand der rothe und der braunrothe Fleck oft gänzlich, so daß das Blatt bloß grün erschien. Im Gelb nahm die Intensität des farbigen Fleckes, nicht aber seine Ausdehnung zu.

Die Stengel der *Cuscuta* erschienen im farbigen Lichte etwas blasser und minder gelblich gefärbt als im gemischten.

12. Auf die Strukturverhältnisse und auf die äußere Morphose (mit Ausnahme der Dimension) blieben die verschiedenen Lichtarten ohne Einfluß. Blattstellung, Bau der Blüthe und der Geschlechtsorgane zeigten keine wesentlichen Unterschiede. Besonders hervorzuheben ist in dieser Beziehung der Umstand, daß die Zahl der Spaltöffnungen auf den Blättern sich ganz gleich erwies, bey Individuen, die im gemischten und solchen, die im farbigen Lichte gewachsen waren. Der rühmlichst bekannte Phytotom, Herr Dr. Schacht, welchen ich bey seinem Hieseyn ersuchte, über dieß Verhältniß eine vergleichende mikroskopische Untersuchung anzustellen, konnte selbst bey seiner beispiellosen Geschicklichkeit in mikroskopischen Messungen gar keinen Unterschied in dieser Rücksicht auffinden.

Als praktisches Resultat dieser Beobachtungen, welche ich im folgenden Jahre nach einem größeren Maßstabe und mit Berücksichtigung der heuer aufgefundenen Entwicklungsmomente wieder aufzunehmen beabsichtige, läßt sich annehmen, daß das weiße ungefärbte Glas bey Treibhäusern jedem andern vorzuziehen seyn dürfte.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

- Von der Geographical Society in Bombay:
Transactions. Vol. X. Bombay 1852. 8.
- Von dem Hrn. Geh. Rath u. f. w. August Böckh in Berlin:
Corpus inscriptionum graecarum. Vol. III. Fase. 4. Berol. 1853. gr. fol.
- Von der Societé vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:
Bulletin Nr. 27, 28. Tom. III. Années 1852. 1853. Ls. 8.
- Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und Technik in Spener:
Jahrbuch für practische Pharmazie. Band XXVI. Hft. VI. Juny Band XXVII. Hft. I. July. Hft. II. August. III. Hft. September. Ludwigshafen 1853. 8.
- Von dem Herrn Dr. Böhm und Dr. Kunes in Prag:
Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Prag 1853. 4.
- Von der Académie de sciences in Paris:
Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXVI. Nr. 22, 23, 24, 25, 26. May und Juny 1853. Tom. XXXVII. Nr. 1—6 u. 11, 12, 13. Juillet, Agst., Sept. 1853. Paris 4.
- Von der Royal Irish Academy in Dublin:
Proceedings. Vol. V. Part. I. Dublin 1851. 8.
- Von der k. Preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:
- a) Monatsberichte, Juny und August 1853. Berlin. 8.
 - b) Abhandlungen aus dem Jahr 1852. Berl. 1853. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

- a) Zeitschrift VII. Band III. Hft. u. IV. Hft. VIII. Band I. Hft. Lpz. 1854. 8.
- b) Jüdische Studien: Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Herausgegeben von Weber. II. Bds. III. Hest. Leipz. 1853. 8.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich:

- a) Achter Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vom 1. July 1851 bis 1. July 1852. Zürich. 4.
- b) Mittheilungen, XVII. Hft. 1853. VII. Bd. 4 u. 5. Hft. 1852. VIII. Bd. 3. Hft. IX. Bd. 1. Hft. 1853. Zürich. 4.

Von dem historischen Verein der fünf Orte, Lucern, Uri u. c. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen IX. Band. Einsiedeln 1853. 8.

Von dem Herrn Prof. Dr. Spiegel in Erlangen.

- a) Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundtexte sammt der Hazvaresch-Üebersetzung herausgegeben. I. Band der Vendidad. Wien 1853. 8.
- b) Zur Interpretation des Vendidad. Leipzig 1853. 8.

Von dem historischen Verein des Cantons Bern in Bern:
Historische Zeitung, herausgegeben von der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft. Nr. 1—6. Januar—Juny 1853. Bern. 8.

Von dem Herrn A. T. Kupfer in St. Petersburg:

- a) Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1850. Nr. 1, 2. St. Petersburg 1853. 4.
- b) Compte rendu annuel. Année 1852. St. Petersb. 1853. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:

Centralblatt: August, September, November VIII., IX., XI. 1853. München. 8.

(Fortsetzung folgt).

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Dezember.

Nro. 71.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Klassensitzung vom 19. November l. J. kamen unter anderem folgende Gegenstände zum Vortrag und zur Verhandlung:

1. Der Angriff eines Ungenannten im Centralblatte von Zarucke, Berlin 1853 Nro. 43 2c. auf den neuesten Band der Monumenta boica (die ältesten Salbücher enthaltend).

Da in Bezug auf denselben besonders die Mitglieder der Klasse, welche zugleich beim K. Reichsarchiv angestellt sind, betheiligt erscheinen, so hielten sie zunächst der Klasse gegenüber für zweckmäßig, sich gegen die gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen. Herr Dr. Wittmann trug hierauf bezüglich Folgendes vor:

Unter dem urkundlichen Materiale, welches bisher in den Mon. B. veröffentlicht wurde, nehmen die im 36. Bande publicirten *urbaria ducatus Baiuvariae*, von denen bis dahin nur einzelne Stücke in verschiedenen Druckchriften, welche in den Notizen angegeben sind, bekannt gemacht wurden, wohl unstreitig eine sehr hervorragende Stelle ein; daher denn ihre Publication längst gewünscht wur-

de, und zu hoffen ist, daß auch jene *Urbarien*, welche sich an diese anschließen, sowie die der Klöster und Hochstifte seiner Zeit in Druck gelegt werden. Die Bezeichnung „*urbarium*“ hat heftigen Tadel gefunden¹⁾, jedoch völlig grundlos, wie weitläufig nachgewiesen werden könnte; es werden jedoch folgende zwei urkundliche Belege genügen, um so mehr als wohl kaum jemand, „der mit mittelalterlichen Dingen nicht in ganz oberflächliche Berührung gekommen ist“, die Richtigkeit dieser Bezeichnung in Zweifel ziehen wird. Die Herzoge Heinrich und Heinrich stiften im Kloster St. Salvator eine ewige Messe und geben dazu ihr *Urbar* „daz an irem *Vrbarpuch* geschriben stunde“, nämlich ihren Hof zu Lenghaim, der jährlich giltet zehen Mutt Rocken, vier Mutt Waiz etc. und schaffen, „daz man die obgenannten gut und gült an allen vnzern *Vrbarpuchen* ab sol tun“²⁾. Dieselben entsagen ihren Ansprüchen auf den Hof zu Nieder-Strogen, der in „unserm *Vrbarpuch* funden ward, und schaffen, dass wenn derselb Hof in einem unserer „*Vrbarpuche*“ erfunden wurde, das ab und todt seyn soll“³⁾. Unter diesen „*Urbarpuchen*“ sind eben die hier abgedruckten gemeint, so wie eines aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts, welches des nämlichen Inhaltes ist, d. h. außer den *Dominical-Renten* auch andere Einkünfte vorführt. Daher ist der Titel „*Urbarium*“ vollkommen richtig.

1) Im literar. Centralblatt 1853 Nro. 43.

2) Mon. B. XXI, 519.

3) Mon. B. I, 298 sq.

Auch die Bezeichnung „Saalbücher“, welche in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande mit Bezug auf die daselbst abgedruckten Urbarien gebraucht wurde, wird für unrichtig befunden, und hiebey erklärt, daß das Saalbuch im 12. und 13. Jahrhundert der liber traditionum, Schenkungsbuch, sey. Es wird hier nur im Vorbeygehen bemerkt, daß Ritter Heinrich von Lang⁴⁾ und Buchner⁵⁾, welche in mittelalterlichen Dingen vielleicht besser unterrichtet sind als der namenlose Kritiker, und jedenfalls ausreichende Proben hievon abgelegt haben, die fraglichen Urbarien „Saalbücher“ benannten; dazu soll aus Urkunden nachgewiesen werden, daß man in Bayern, jedenfalls in Altbayern, unter Saalbüchern nicht die libri traditionum, sondern die Urbarien verstanden und zum Theil eben die darunter begriffen hat, welche hier abgedruckt sind, wie aus nachfolgenden Documenten, welche, wenn es erforderlich wäre, leicht vermehrt werden könnten, hervorgeht. Herzog Rudolph in Bayern gibt Chunraden und Ulrichen von Sachsenhausen zu rechtem Lehen Leut und Gut zu Alswanch, Enait und Waldleiten, welche ihnen schon sein Vater Herzog Ludwig zu einer Wiederlegung ihrer Eigengüter zu Rodmanstal und Waifmain in Franken verliehen hatte. „Davon wellen wir, so lautet der Schluß dieser Urkunde, ob die vorgenannten leut und gut in vnsern Salpuchen geschriben sind, daz in daz unschedlich sei“⁶⁾. Diese Urkunde bezieht sich speciell auf das in dem vorliegenden Bande abgedruckte Urbarium Baiuvariae superioris, nämlich auf den Eintrag S. 203 sqq. und es ist derselbe auch zufolge der in der angeführten Urkunde gemachten Zusage durchstrichen, also delirt worden. Hieher gehört auch die Urkunde, durch welche Kaiser Ludwig an das Kloster Beurberg die Vogteien zu Aych, Ebrolfingen und Erhartsberg um einen Hof zu Hugolfingen und ein Lehen zu Streitberg vertauscht mit dem Anfügen: „waer auch daz die

4) Bayer. Jahrb. S. 284.

5) Bayer. Gesch. V, 126.

6) G. zu München 1315 am Sonntag nach dem Osters- tag. Lang Reg. B. V, 301. Hier nach dem Originale.

vogtay der vorgenannten dreyer gut in vnsern Salpuchen erfunden wird, wellen wir, daz daz chain chraft hab“⁷⁾. Auch diese Urkunde bezieht sich direct und ausschließlich auf das nämliche Urbar, wie daraus hervorgeht, daß dieser Tausch eben dort (S. 296) und zwar, wie es scheint, von der nämlichen Hand, welche jene Urkunde geschrieben hat, angemerkt worden ist. Die Notare des Herzogs Rudolph und des Kaisers Ludwig waren in mittelalterlichen Dingen vielleicht doch besser unterrichtet, als der Kritiker vom Jahre 1853, und wenn jene sich erlauben durften die hier abgedruckten Urbarien „Saalbücher“⁸⁾ zu nennen, so begreift jedermann, daß der Tadel, welcher den Vorredner eben deswegen getroffen, ein völlig unbefugter ist. Zum Beweise, daß unter Saalbuch ein liber traditionum zu verstehen sey, verweist der Kritiker auf Mon. B. XI, 18, allein wenn diese Stelle die Behauptung desselben unterstützen soll, so muß vorerst noch der Beweis geliefert werden, daß der dort angeführte liber, qui dicitur Saalbuch, kein Urbar, sondern ein codex traditionum war, was aus der eingeflochtenen historischen Notiz keineswegs geschlossen werden kann und darf. Ein auch nur oberflächlicher Blick in die im vorliegenden Bande publicirten Urbarien genügt, um zur Einsicht zu gelangen, daß in denselben, wie mehr oder minder in allen übrigen Urbarien, ähnliche Notizen eingeflochten sind, daß daher diese für sich allein nicht berechtigen, auf einen codex traditionum zu schließen. Ein Beleg hiefür wird genügen; wer noch mehrere verlangt, kann in den hier zu besprechenden Urbarien ohne vieles Suchen hunderte auf- finden: bona comitis de Hadmarsberg, quae con-

7) Mon. B. VI, 423.

8) In dem Fragmente eines Urbars aus dem Ende des 13. Jahrhunderts findet sich am Schluß der Aufzählung verschiedener Renten folgende Bemerkung: ob man si aber vinde an dem Salbuch dez wen ich nicht. Auf dem Vorsehblatte des hier abgedruckten urbarium viced. Lengenfeld steht von einer Hand des Jahres 1470 folgende Notiz: Das ist das alt Salpuch das kunig Ludwig hat lassen machen.

tulit domnus episcopus Frisingensis iusto feudo domino Ludowico duci (S. 260).

Die Zeit, welcher das älteste in deutscher Sprache abgefaßte Saalbuch angehört, das hier nach dem Vorgange des Ritters Heinrich von Lang ⁹⁾ ungefähr in das Jahr 1240 gesetzt, also dem Herzog Otto dem Erlauchten zugeschrieben wird, kann wohl kaum mit Sicherheit genauer ermittelt werden, daher auch die Ansichten, welche hierüber im Umlaufe sind, sehr weit (v. J. 1209 — 1248) auseinandergehen. So viel ist wohl unzweifelhaft gewiß, daß dieses Saalbuch nicht nach dem Jahre 1242 angefertigt wurde, wie aus dem Umstande geschlossen werden kann, daß die Besitzungen der Grafen von Bogen, welche nach deren Absterben, wie bekannt, dem herzoglichen Hause anfielen, darin noch nicht verzeichnet sind, jedoch auch nicht vor dem Jahre 1217, indem darin die Besitzungen der Grafen von Wellburg, deren letzter, Ulrich, im erwähnten Jahre an einem Kreuzzug in's gelobte Land Theil nahm ¹⁰⁾, aber, wie zu vermuthen ist, nicht wieder zurückkam, da er nach jener Zeit nicht mehr zum Vorscheine kommt, ausgeführt sind. Diese beyden äußersten Gränzen werden sich übrigens um ein namhaftes einander näher rücken lassen, wie im Nachstehenden versucht wird. Herzog Otto der Erlauchte versetzte ¹¹⁾ das Prädium Gastein i. J. 1241 an den Erzbischof Eberhart von Salzburg und es wurde nicht mehr eingelöst, vielmehr in der Folge an das Erzstift förmlich abgetreten. Im Saalbuche kommt jedoch Gastein noch als ein eigenes Amt vor und es wird dort dieser Versetzung nicht gedacht, wie sonst zu geschehen pflegte, daher wohl der Schluß erlaubt ist, daß dasselbe schon vor dem Jahre 1241 abgefaßt wurde, um so mehr als Gründe vorhanden sind, welche die Abfassung noch weiter hinauf rücken lassen, wie aus der Urkunde des Herzogs Otto des Erlauchten v. 23. May 1235 hervorgeht ¹²⁾, zu Folge welcher er dem Kloster Rubach bestätiget,

daß sein Vater zu Gunsten desselben auf die Steuern und Gerichtswandel, welche in der Pfarrey Kubach anfielen, verzichtete, indem hievon in Uebereinstimmung mit der erwähnten Urkunde von diesen Einnahmen im Saalbuche keine Meldung gemacht wird. Da ferner Herzog Otto der Erlauchte dem Kloster Albersbach in einer Urkunde v. J. 1231 die Zehenden zu Landau und Deffendorf, welche sein Vater Ludwig demselben geschenkt hatte, bestätiget ¹³⁾, und da entsprechend diesem Documente, die erwähnten Zehende auch in dem Saalbuche nicht verzeichnet sind, so dürfte darin ein Fingerzeig liegen, daß die Abfassung desselben noch in die Regierung des Herzogs Ludwig des Kelheimers fällt. Diese Vermuthung wird durch folgenden Umstand unterstüzt. Das in Rede stehende Saalbuch ist das nämliche, welches in dem urbarium Baiuvariae superioris (S. 505) als „liber antiquus“ bezeichnet ist, wie aus der Vergleichung der beyden bezüglichen Stellen (S. 108 u. 505) hervorgeht, daher das erste und älteste Bayerns, welchem sich das „nev puoch“ anschließt, dessen im nämlichen Saalbuche (S. 497) gedacht ist, welches jedoch verloren gegangen oder jedenfalls zur Zeit noch nicht aufgefunden ist. Da letzteres, wie vermuthet werden kann, der Regierung des Herzogs Otto des Erlauchten angehört, indem es obiger Bezeichnung gemäß zwischen das urbarium antiquissimum und das urbarium posterius zu setzen ist, so darf wohl angenommen werden, daß ersteres noch bey Lebzeiten des Herzogs Ludwig des Kelheimers abgefaßt wurde, und zwar vielleicht schon vor dem Jahre 1228; denn die Zehenden von den Gütern des Grafen Kalhoch von Kirchberg, welche dem Herzog Ludwig wahrscheinlich auf Grund einer Schenkung von Seite desselben anfielen, und von dem Herzog dem Neustift in Freysing i. J. 1228 vermacht wurden ¹⁴⁾, sind in dem Saalbuche noch verzeichnet (S. 42); nur ist freylich nicht gewiß, daß die erwähnten Güter Gegenstand der bezeichneten Schenkung waren, doch kann dieß vermuthet werden, weil nicht bekannt ist, daß der Herzog Ludwig dieselben auf eine andere Weise erhalten habe, namentlich nicht in Folge der

9) U. a. D.

10) Herm. Altah. ad an. 1217. Boehmer fontes II, 497. Ruzj Beytr. IV. 468.

11) Kleinmayern Juvav. S. 268 not. d.

12) Mon. B. XI, 534. Scheid origg. Quell. II, 229.

13) Mon. B. V, 371.

14) Mon. B. IX, 577.

Erbschaft, da, waren die Kirchberge zur Zeit der Abfassung des Saalbuches schon ausgestorben, mehrere Güter daselbst eingetragen seyn müßten. Damit stimmt überein, daß die Besitzungen der Grafen von Liebenau, welche i. J. 1229 ausstarben¹⁵⁾, in dem fraglichen Saalbuche mit Ausnahme einer Vogtei zu Liebenau noch nicht verzeichnet sind. Da ferner der Hof Slaitwize, den Herzog Ludwig i. J. 1227 vom Kloster Weltenburg durch Tausch erwarb¹⁶⁾, dort noch nicht erwähnt ist, dagegen die Prädien Mätigen und Neurating, welche derselbe i. J. 1225 dem Kloster Prüsening abtrat, in diesem Saalbuche nicht mehr vorkommen, wäre die Abfassung in das Jahr 1226 zu setzen. Es ist nicht zu bemerken erforderlich, daß diese Conjecturen keine Beweise sind, daß demnach als völlig bestimmte Gränzpunkte nur die Jahre 1217 und 1242 angesehen werden können.

Eine andere Frage ist die, ob der vorhandene Codex als Original zu betrachten ist? Ritter Heinrich von Lang hält ihn für eine Uebersetzung des ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßten Originals, und ist der Ansicht, daß sie zu Anfang des 14. Jahrh. angefertigt wurde¹⁷⁾, ohne jedoch zureichende Gründe für diese Ansicht beizubringen. Es mag erlaubt seyn, die Vermuthung auszusprechen, daß dieses Manuscript zwar allerdings nicht das Original, doch aber auch keine Uebersetzung, sondern eine modernisirte Abschrift sey, und zwar in Ermanglung eines stärkeren Beweises aus dem Grunde, weil nicht wohl anzunehmen ist, daß ein Uebersetzer so viele Schreibfehler, welche nicht bloß auf einzelne Buchstaben sich beschränken, sondern auf ganze Worte sich ausdehnen, und so zahlreiche Auslassungen, wie auf der andern Seite so viele Verdopplungen einzelner Worte verschuldet haben würde. Die Zeit, in welcher diese mutmaßliche Abschrift angefertigt wurde, ist wohl kaum genau festzustellen, da die Schriftformen nicht selten sehr trügerisch sind. Die erheblichsten Schreibfehler und Auslassungen wurden in den Notizen bemerklich ge-

macht oder abcorrigirt, jedoch nicht ohne dieß ausdrücklich zu bemerken, was der Kritiker, von dem schon die Rede war, für überflüssig erklärt, während er im Widerspruche hiemit tadelt, daß nicht alle Schreibfehler, auch die, welche augenfällig, oder als solche gar nicht zu betrachten sind, wie z. B. halp statt halb, abgeändert oder angezeigt wurden. Wenn z. B. in den Notizen bemerkt ist, daß statt „lehen“ (S. 96) „pfenninge“ oder „Schillinge“, daß statt „haben“ (S. 68) halben, statt „den“ (S. 93) div, statt „ainen“ lehen (S. 121) ain lehen zu lesen sey, so sollen diese wie alle übrigen ähnlichen Bemerkungen überflüssig seyn; doch werden ihm alle jene nicht beystimmen, welche der richtigen Ansicht sind, daß an Originalen nicht willkürliche Aenderungen vorgenommen werden dürfen, und daß dieß, wenn es geschieht, ausdrücklich bemerkt werden müsse. Der Kritiker wird hier so ziemlich allein stehen. Wenn derselbe erklärt, daß der Stelle S. 30, zu welcher in der Note bemerkt ist: „dubia lectio“, durch Interpunction zu helfen gewesen wäre, so hat er übersehen, daß diese Bemerkung sich ausschließlich auf das Wort „genannt“ bezieht, weil dieses die Urschrift nicht mit Bestimmtheit als das richtige erscheinen läßt, woraus dann hervorgeht, daß durch Interpunction nicht geholfen werden konnte. Derselbe erklärt die Anmerkung S. 135: „originale saepissime confundit casus“ für kindisch, weil dieß auf 100 Seiten schon oft der Fall war; wer indessen nachschlagen will, wird finden, daß auf diesen 100 Seiten das in deutscher Sprache abgefaßte Urbar abgedruckt ist, auf welches sich begreiflicher Weise diese Note nicht beziehen kann, sondern nur auf das erste in lateinischer Sprache angefertigte, daher denn auch dieselbe da steht, wo sie allein einen Sinn hat, nämlich zu Anfang des letzt genannten Urbars.

(Schluß folgt.)

15) Mon. B. II, 133. 159.

16) Mon. B. XIII, 364.

17) U. a. O.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Dezember.

Nro. 72:

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Nov.

(Fortsetzung.)

Wenn zu der Stelle: „ain swin daz sehzie wert ist“ (S. 35) in der Note bemerkt wurde, daß hier ohne Zweifel das Wort „psenninge“ ausgefallen; wenn angemerkt wurde, daß in der Urschrift „hund“ st. hvnere (S. 36) stehe; wenn zu der Stelle: „div dritte swaige div hundert kaese“ (S. 46) in der Note bemerkt wurde, daß hier „giltet“ ausgefallen; oder wenn bezüglich auf die Stelle „vier kleine metzen bonnen vnd vier urbaize“ (S. 87) in der Note gesagt wurde, daß vor dem Worte „arhaize“ das Wort „metzen“ zu ergänzen seyn dürfte, so sind alle diese und andere ähnliche Noten nach der Ansicht des Kritikers überflüssig. Andere Rezensenten, weder oberflächliche noch leidenschaftliche, würden, wären diese Bemerkungen unterlassen worden, darin mit Recht Nachlässigkeit oder Druckfehler vermuthen.

Die Abfassung des „urbarium posterius“ (S. 135 ff.), welches aus drey Theilen besteht, wurde wohl mit Recht ungefähr in das Jahr 1280 gestellt, da ein bestimmtes Jahr sich wohl kaum ermitteln läßt und zudem nicht sämmtliche drey Theile zu gleicher Zeit angelegt worden seyn dürften, auch etwa nur eine Differenz von zwey Jahren sich herausstellen wird. Der erste Theil, das urbarium Baiuvariae superioris, wurde jedenfalls nicht vor

dem Jahre 1279 angelegt, da die gräßlich Rottenekflischen Güter, welche Herzog Ludwig im gedachten Jahre durch Kauf erworben hat¹⁸⁾, in diesem Saalbuche bereits verzeichnet sind, und auch nicht nach dem Jahre 1280, da der letzte Graf von Mosburg zur Zeit der Abfassung dieses Saalbuches noch am Leben war (S. 263), jedoch schon am 3. Febr. des nächsten Jahres starb¹⁹⁾.

Der zweyte Theil, das urbarium Baiuvariae transdanubianae scheint geraume Zeit nach jenem angefertigt worden zu seyn, da die „redditus honorum castris in Waldekke“ (S. 421), welche der Herzog Ludwig i. J. 1283 von dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg erkaufte²⁰⁾, in dem fraglichen Saalbuche bereits eingetragen sind, jedoch, obgleich von der nämlichen Hand, in der letzten Stelle, und wie vermuthet werden könnte, nicht in der dem Ganzen entsprechenden Reihenfolge, so daß der Schluß, dasselbe sey bereits fertig gewesen, als der erwähnte Kauf abgeschlossen wurde, nicht unbedingt abzuweisen seyn möchte.

Der dritte Theil, das urbarium Baiuvariae inferioris, wurde gleichfalls um die nämliche Zeit angefertigt, jedenfalls nicht vor dem J. 1282, indem der Hof zu Rain, welchen Herzog Heinrich im bemerkten Jahre an Karl von Straubing ver-

18) Ried cod. ep. Ratisb. nr. 588. 589.

19) Ann. Steron. ap. Freher. J., 556. Mon. B. XV, 510.

20) Biblioth. hist. Goetting. p. 213. Lang. Reg. Bd. IV, 202.

kaufte ²¹⁾, in diesem Saalbuche noch aufgeführt ist, jedoch auch nicht nach dem Jahre 1285, wie aus folgendem Sachverhalte hervorgeht. Herzog Heinrich erwarb von dem Bischof Heinrich von Regensburg, dem letzten Grafen von Rotteneck, die Herrschaft Pfreim und dazu auch das Dorf Iffeldorf, entsagte aber i. J. 1285 einem Hofe daselbst, nachdem ihm urkundlich nachgewiesen wurde, daß derselbe von dem Grafen Heinrich von Rotteneck, damals Archidiacon, der alten Kapelle in Regensburg gewidmet worden ist. In dem fraglichen Saalbuche sind noch sieben Höfe vorgetragen, während ein etwas älteres in Uebereinstimmung mit jener Entsaugungsurkunde nur mehr sechs Höfe aufführt ²²⁾.

Ein Kommentar, d. h. vorzugsweise eine Erklärung der veralteten Ortsnamen, eine Zurückführung derselben auf die heutigen Namensformen stellt sich allerdings als nothwendig dar, doch weiß jeder Mann, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat, daß die Erklärung dieser Namen vielfach sehr schwierig, wo nicht unmöglich ist, theils weil viele Ortschaften ganz verschwunden sind, theils im Verlaufe andere Namen erhalten haben. So konnte z. B. das Amt „Liubezzen“ und das Schloß „Heimburg“, welche im Urbarium antiquissimum aufgeführt sind, bis zur Stunde noch nicht aufgefunden werden; und die Deutung vieler dort vorkommenden Ortschaften möchte um so schwieriger seyn, als ohne Zweifel die Schreibfehler desselben sich auch auf Ortsnamen ausgedehnt haben, wie bezüglich einzelner nachgewiesen werden kann. Ritter Heinrich von Lang hat allerdings versucht, die in den Reg. B. vorkommenden veralteten Ortsnamen zu erklären, allein hinter den meisten Deutungen findet man ein Fragezeichen, und viele Erklärungen, bey welchen jenes fehlt, stellen sich als unrichtig dar, sind also nur geeignet, irre zu führen.

Wer nicht Gelegenheit hat, die Originale mit dem Drucke zu vergleichen, wird in der Verglei-

21) Nach einer Urk. d. Lanzhut 1282 feria IV in hebdomate pasehe, welche sich in einem Urbar findet.

22) Vergl. Abhandl. der hist. Klasse Bd. VI (die Landgrafen von Leuchtenberg S. 10 fig.).

chung jener Stücke, welche in mehreren Druckschriften zum Theil schon längst bekannt gemacht sind, (z. B. in Westenrieder's glossarium, Lori's Lechrain, Fink's geöffneten Archiven) für die Beurtheilung der Correktheit desselben die erforderlichen Anhaltspunkte finden, eben so in der in Rede stehenden Recension, dessen Verfasser nicht mehr als acht Druckfehler einschließlic eines bereits am Schlusse des Bandes berichtigten auffinden konnte, zudem höchst armselige Druckfehler, wie Schillinge st. Schillinge, Ls st. Es, siguli st. singuli, deren so nachdruckames Hervorheben allerdings als „kindisch“ erscheint.

2. Herr Professor Dr. Kunstmann trug folgenden Aufsatz

Ueber die Karte des Ircharius vor.

Auf der königlichen Bibliothek zu Regensburg befindet sich eine Karte, welche schon öfter Aufmerksamkeit erregt hat, bisher aber noch nie näher besprochen worden ist.

Für die Geschichte der Geographie ist ihre Beschreibung indessen schon deshalb wichtig, weil sie nach der Jahreszahl, welche sie an der Spitze trägt, in die Zeit der ersten Seereisen der Portugiesen fällt, aus denen so folgenreiche Entdeckungen entstanden sind, und die angegebene Jahreszahl auch bey näherer Durchsicht sich wenigstens in so weit als richtig erweist, daß keine späteren Entdeckungen auf ihr verzeichnet sind. Im Westen der azorischen Inseln ist das Wappen der vereinigten Reiche Castilien und Leon angebracht und darunter steht: *Batista Ircharius Civis Janue Composuit hanc Cartam anno domini millex CCCC. XXVI de mense novembris ad regricionē et noīe noē*, der übrige Theil der Inschrift ist unlesbar geworden, weil er absichtlich ausgehoben ist, nur am Anfange sind noch einige Buchstaben vorhanden, welche auf das Wort regis schließen lassen.

Ueber die Person des Verfassers konnte Referent keine näheren Nachrichten finden, so daß nur

nach dem auf der Karte vorhandenen Wappen sich eine Vermuthung über die Stellung desselben aufsern läßt.

Wahrscheinlich war Tricharius ein Seemann im Dienste Castiliens, denn bekanntlich hatten Portugal und Spanien viele Genueser für ihre Flotten erworben. Darauf deutet wenigstens die Beschaffenheit der Karte hin, denn die Küstenländer sind mit großer Genauigkeit gezeichnet, während der übrige Theil der Karte nicht auf besondere geographische Kenntnisse des Verfassers schließen läßt.

Auf spanischen Ursprung weist auch der Vergleich dieser Karte mit den älteren spanischen Karten hin, welche in der neueren Zeit bekannt geworden sind. Den ersten Rang unter denselben behauptet mit Entschiedenheit die katalanische Karte, welche Buchon und Tassu vor einigen Jahren nach dem in Paris befindlichen Originale bekannt gemacht haben. *)

Sie enthält auf sechs Pergamentblättern eine Uebersicht der damaligen cosmographischen und astrologischen Kenntnisse, und eine vollständige Darstellung der vor der Entdeckung von Amerika bekannten Theile der Erde. Die Herausgeber haben sich darauf beschränkt, eine Uebersetzung des katalanischen Textes zu liefern und die Lesart der einzelnen Namen genau herzustellen. Die Erklärung derselben nach den jetzigen Benennungen haben sie nicht durchgängig beigefügt, sondern diese Arbeit den Männern vom Fache überlassen.

Die Zeit, in welcher die katalanische Karte verfaßt seyn soll, wird verschieden bestimmt.

Die Herausgeber haben nach einer Stelle der Einleitung, in welcher die goldene Zahl des Jahres 1375 angegeben wird (p. 30), dieses Jahr als den Zeitpunkt der Abfassung angenommen.

Huon in seiner Ausgabe des Maltebrun hat sich für das vorübergehende Jahr erklärt. Ihn bestimmte hiefür der Umstand, daß auf Cypern noch eine christliche Flagge weht, während es 1375 durch

den Sultan von Aegypten erobert wurde. Holmes endlich will wegen der Uebereinstimmung der katalanischen Karte mit der des Andreas Bianco von 1436 erstere bis in das Jahr 1440 zurücksetzen.

Letzterer Annahme widerspricht außer andern Gründen schon das Daseyn der Karte des Mathias von Villadestes vom Jahre 1413 und unsere Regensburger Karte, welche beyde, wenn auch mit mehrfachen Abweichungen die Benützung der katalanischen von 1375 darthun, von der sich freylich bis jetzt nicht bestimmen läßt, ob sie nach dem Originale oder nach einer späteren Umarbeitung, derselben geschah. Von ersterer haben wir bisher nur wenige Nachrichten, deren kargliche Mittheilung um so mehr zu bedauern ist, als sich durch sie manche fragliche Lesart der katalanischen Karte von 1375 wahrscheinlich verbessern und zugleich das Verhältniß bestimmen ließe, in welchem die Karte des Tricharius zu den älteren spanischen Karten steht.

Villanueva fand sie auf seiner literarischen Reise durch Spanien im Karthäuserkloster Val de Christo bey Segorve.

Nach dem all zu kurzen Berichte, welchen er von ihr erstattet, enthält sie die damals bekannten Theile der Erde, nämlich die Küsten von Europa und Afrika bis zur Guinea mit den angrenzenden Theilen von Asien.

An der Westküste von Afrika sollen sich nicht nur die canarischen Inseln, sondern auch die Inseln von Cabo Verde befinden.

Diese Mittheilung bedarf hinsichtlich der Inseln des grünen Vorgebirges einer genaueren Untersuchung, als sie Villa nueva vorgenommen zu haben scheint, der keine dieser Inseln namentlich angibt. *)

Seine Angabe, daß diese Inseln sich wirklich auf der Karte des Mathias de Villadestes vorfin-

*) Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi. Paris 1843. 4. T. XIV. P. II. p. 1 seq.

*) Villanueva viage literario a las iglesias de Espanna T. IV. p. 25. Madrid 1806. 8. sagt von dieser Karte nur: comprehende todo lo descubierto hasta aquel tiempo; es à saber, las costas de Europa y las de Africa hasta la Guinea, y los confines del Asia. Por el occidente las Canarias é Islas de Cabo Verde.

den, läßt sich zwar nicht geradezu bezweifeln, es steht aber zu vermuthen, daß eine spätere Hand dieselben nachgetragen habe, weil der Name, welchen die Inseln tragen, erst von den Entdeckungen der Portugiesen herrührt.

Von diesen Entdeckungen enthält die Karte des Frharius noch nichts. Die Resultate derselben hatten sich bis zum Jahre 1426 bekanntlich darauf beschränkt, daß die Portugiesen die Inseln Madeira, porto santo und die desertas, welche schon früher bekannt waren, wieder fanden. Von diesen Inseln trägt Madeira bey Frharius den älteren Namen do legname, woraus sich schließen läßt, daß er auch die anderen Inseln nur aus älteren Quellen kannte.

Ein Maassstab, nach welchem Frharius seine Karte zeichnete, läßt sich nicht bestimmen, sie ist ohne Projection abgefaßt, nach dem in Regensburg befindlichen Exemplare unvollendet und enthält mit Ausnahme einer zu Asien gehörigen Insel nur einen großen Theil von Afrika und Europa.

Die Westküste Afrika's erstreckt sich über das Cap Bojador, hier cavo de buyeder genannt, hinaus. Von Messa bis zum Cap Bojador sind an der Küste folgende Namen verzeichnet: agillom, Alganzir, Samotamat, Sumam, Cavo de no, meist, himissiu, Ansullim, Albet nul, Cavo de sabro, plagie atrenosse, vtem ylle, cavo de buyede.

Südlich vom Cap Bojador liegen noch buyeder, die Stadt Teget, Danom, Abach und die Stadt Temesgida. Neben letzterer stehen die Worte: Ad istas partes sunt plagie arenose et deserte valde magne et ydio terra Ista seiliscet maritima est pro maiori parte inhabitata nixi (nisi) hominibus pisentoribus qui sunt nigri et semper vadunt nudi. Et ita dicunt quod quanta miliaria erant (?) tantas passus habebitur de finibus. In istis namque locis inveniuntur (?) Quae etiam? Miliaria (?)

Westlich von der Stadt Teget liegen von Süden gegen Norden bis zur Kette des Atlas die Städte hubendaeh, texir, neben welcher zwey Strauße ge-

zeichnet sind, almara, togost und mascarota. Nördlich von letzterer ist in der Kette des Atlas ein Durchschnitt angebracht, der nördlich nach der Stadt marocho führt, im Süden dieses Durchschnittes aber steht: iste locus vocatur vallis de sus. Weiter östlich liegen die Städte: tacorom, tigilmesse zaiton, Tamantit, tebelbet und Tegur.

Die Stadt tigilmesse, offenbar Sedgelmessa, ist in die Mitte eines Sees gezeichnet, aus welchem sich nach jeder Himmelsgegend ein Fluß ergießt; an dem östlichen Flusse liegt Tamantit. Der nach Süden sich mündende Fluß bildet bald darauf einen See, aus dem gleichfalls drey Flüsse entstehen, der südliche theilt sich in drey Arme, an dem westlichen liegt tacorom, an dem östlichen tebelbet.

Ueber den Städten texir, tacorom und Tegur wehen Fahnen, in deren Mitte ein Dreieck gezeichnet ist.

Weiter gegen Osten folgt immer im Süden des Atlas, dessen Kette mit Palmbäumen geziert ist, und die ganze Breite des hier befindlichen Afrika bis auf einen kleinen Theil einnimmt, die Inschrift: Tota Ista montanea In longitudine vocatur Carena per serasenos et per christianos vocatur monte claris; et debetis scire quod in ista montanea sunt multe bone Civitates et multa bona castra semet ipsis bellantur et est habundancia panis et vini olley et honorum fructorum et multarum bestiarum. Ad quam montaneam vadunt aliqui seraseni in pelegrinagio ad civitatem de mecha tamquam (?) videndi sepulturam machometi profetae eorum.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. December.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Nov.

(Schluß.)

Unter dieser Inschrift steht mit ausgezeichnete[r] Schrift Africa und gleich darauf folgt: Africa vocata est tertia pars mundi ratione Cujusdam Regis Affer filii Abrae, qui dominabatur ea que Incipit In partibus egipti juxta fluvium de la Rarixu (?) et finit in Gazolla videlicet a cavo de bayader occidentalibus et comprehendit totam barbariam de longitudinem usque in civitatem Alexandriam et circa (?) circha totum meridiem. Unter dieser Inschrift sind zwey Dromedare gezeichnet, welche von einem Neger mit einem Palmzweige getrieben werden.

Ueber denselben befinden sich die Städte macara, Almexia, hescara, tacart, taxer. Von da liegen in östlicher Richtung bis zum Schlusse der Kette des Atlas die Städte catifalehebir, Anzicha, Buda, vgar und taxer. Auf jeder der beyden letzteren weht eine Fahne mit einem Palmbaume. An dem Küstenstriche von Messa bis Barca sind gleichfalls mehrere Städte durch Fahnen mit verschiedenen Symbolen ausgezeichnet.

Auf Marocco weht eine Fahne mit einem Schachbrette, auf Ceuta die portugiesische Fahne mit den fünf Kugeln, auf Nemsen eine Fahne mit dem Halbmonde, auf Bugia eine solche mit einer Armbrust, auf Bona eine Fahne mit dem Halbmonde,

auf Tunis eine ähnliche, auf der aber außerdem noch die Fahne des Propheten gezeichnet ist, auf Sfar (nachlass) dieselbe, auf Cassa (capissi) wieder der Halbmond, auf Tripolis eine Fahne mit einem Palmbaume und zwey Schlüsseln, auf tolometta eine Fahne mit doppelter Flagge.

Mit Barca schließt der hier befindliche Theil von Afrika, die letzten der hier verzeichneten Namen sind Insulla de columbis, p. alhretom, langust, lagu segio, Insula de callecha.

Die Inschrift über dem Atlas ist größtentheils aus der katalanischen Karte von 1375 entnommen, der Schluß derselben aber findet sich schon auf der Karte im Museum des Cardinal Borgia *).

Die Beschreibung der Küste von Messa bis zum Cap Bojador enthält auf der katalanischen Karte mehr Namen als auf der des Ischarius. Südlich vom Atlas ist letzterer offenbar einer anderen Quelle gefolgt, denn es fehlen bey ihm Melli, Sudam, Tenbuch zc., welche dort verzeichnet und mit Abbildungen begleitet sind.

Ischarius hat dagegen die Karavanenstationen teget (Taigus) und tagost (Taidant) aufgenommen, welche auf der katalanischen Karte fehlen, sich aber gleichfalls schon auf der eben erwähnten im Museum des Cardinal Borgia befinden **)

*) Man vergleiche Notices et extraits l. c. pag. 76 und Santarem essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyenage et sur les progrès de la géographie après les grandes decouvertes du XVe siècle. Paris 1852. 8. t. III. p. 289.

***) Santarem a. a. O. p. 291.

Welche Quellen ihm neben der katalanischen Karte von 1375 zugänglich waren, läßt sich bey den wenigen Nachrichten, welche wir über die spanischen Karten aus dem Zeitraume von 1375 — 1426, wenigstens bisher besitzen, nicht näher bestimmen vielleicht geben die in Aussicht stehende Abhandlung von Rossi über eine gleichzeitige Karte im Museum Bourbon zu Neapel und die Erläuterungen, welche Santarem im nächst folgenden Bande zur katalanischen Karte von 1375 versprochen hat, hierüber nähere Aufschlüsse.

Die Fahnen auf den Städten von Marocco bis Tolometta sind beynahе dieselben wie auf der katalanischen Karte von 1375; ob sie mit Ausnahme der maroccanischen und portugiesischen wirklich den bezeichneten Städten angehören oder nur symbolische Andeutungen enthalten sollen, wird die von d'Avezac hierüber verheißene Untersuchung zeigen.

Im Westen Europa's sind die Azoren in drey Gruppen angegeben, die nördlichste bilden: Insulla de corvo marini (Corvo) und li conigi (Flores); die mittlere: San zorzo (San Jorge) Insulla de ventura (Pico), collonbi (Fayal) und Insula de brazil (Terceira).

Südlich von dieser liegt eine dritte Gruppe, welche von den beyden Inseln Capraria und Lono gebildet wird.

Weiter gegen Süden folgen unter der Ueberschrift: Insulle fortunate santi Brandany die Inseln Porto sancto, Insulla de legname (Madeira), Insulle deserte, insulle salvayge und die kanarischen Inseln. Letztere sind wieder in zwey Gruppen getheilt, zur östlichen gehören Gracioza, allegranza, rocho (Rocquete de l'Oeste), Lansarote mit dem Wappen Genua's und dem Weylsage maroxello; ferner vegi marin (Lobos), forte ventura mit porto pravo und podio nigro und Canaria; zur westlichen gehören: Insulla de inferno, auf welcher der Pico angezeigt ist, Gomera, Insulla de palma und Insulla de ferro.

Auf der katalanischen Karte von 1375 sind nur zwey Gruppen der Azoren angegeben, die nördlichste ist eben so bezeichnet wie bey Tricharius, die mittlere besteht gleichfalls aus den schon erwähnten

vier Inseln, von denen nur Pico abweichend insula de la ventura genannt wird. Die dritte Gruppe fehlt ganz, eben so die Ueberschrift: Inseln des hl. Brandan für die Inselgruppe von Madeira und die kanarischen Inseln. Diese letzteren sind mit Ausnahme der beyden Zusätze zu Forte ventura und einigen geringeren Abweichungen gerade so bezeichnet. Das Eigenthümliche unserer Karte besteht also in der dritten Gruppe der Azoren, welche von den beyden Inseln Capraria und Lono gebildet wird, von denen der Lage nach, welche ihnen hier gegeben ist, die erstere nur die Insel St. Miguel, die letztere nur St. Maria seyn kann.

Auf der italiänischen Karte von 1351, welche Baldelli herausgegeben hat, findet sich diese dritte Gruppe der Azoren eben so angegeben, beyde Inseln sind aber mit dem gemeinschaftlichen Namen Insule de cabrera verzeichnet.

Auf dem Atlas in der Bibliothek Pinelli, welchen Santarem in die Jahre 1380 — 1400 setzt, befindet sich, wie Letzterer in einer Note zu Azurara's Chronik bemerkt, gleichfalls eine Insel Capraria.

Im fünfzehnten Jahrhunderte kommen beyde Inseln auch in portugiesischen Urkunden vor. In der Schenkungsurkunde vom 3. Dezember 1460, durch welche König Alphons V. dem Infanten Ferdinand die Azoren nebst mehreren andern Inseln mit denselben Rechten abtrat, mit denen sie der Infant Heinrich besaß, wird nach den übrigen Inseln eine Insel Lana aufgezählt, welche vielleicht die Insel Lono unserer Karte seyn dürfte*).

Bey keinem der portugiesischen Schriftsteller findet sich aber irgend eine Nachricht, daß der Infant jemals in den Besitz dieser Insel gekommen wäre. Im Testamente des Infanten Heinrich vom 22. October desselben Jahres ist sie noch nicht erwähnt.

Zwey Jahre darauf erließ aber König Alphons V. am 19. Februar 1462 eine Urkunde, welche über

*) Sousa Provas da historia genealogica da casa real portugueza. Lisboa 1739. 4. T. I. p. 563.

die Inseln Capraria und Lono verfügt und für die Geschichte der Veränderungen, welche überhaupt mit dem Namen der Inseln vorgenommen wurden, ein merkwürdiges Aktenstück bildet *).

In jenen Theilen des Oceans, sagt Alphons V. in dieser Urkunde, deren Eroberung uns der heilige Vater genehmigt hat, sind neuerdings zwey Inseln aufgefunden worden, welche noch nicht bevölkert und auch von uns bisher an Niemanden verliehen worden sind, um sie zu bevölkern und zu benützen. Diese Inseln sind nach der Seekarte, die eine Insel Lono, die andere Capraria genannt **).

Da es nun uns zuseht, fährt Alphons V. fort, Debes und Unbenühtes bevölkern und benützen zu lassen und Johan Vogado, ein Edelmann unsres Hauses, uns sehr gut gedient hatte, so schenken wir ihm und seinen Nachkommen diese Inseln in erblicher und unwiderrüflicher Weise.

Die Gerichtsbarkeit über die zu erwartende Bevölkerung wurde, wie es damals herkömmlich war, dem Beschenkten in der Art verliehen, daß der König sich nur die Fällung der Todesstrafe oder der Verstümmelung der Glieder vorbehielt. Die künstigen Bewohner der Inseln sollten, um die Ansiedlung zu heben, dieselben Privilegien erhalten, welche die Colonisten auf Madeira bereits besaßen.

Endlich erhielt Johan Vogado auch noch Vollmacht, für die Inseln ein eigenes Ortsgesetz (foral) zu geben und die Richter des Königs wurden gewarnt, sich wie immer in die Handlungen des neuen Capitain's und seiner Untergebenen einzumischen.

Die königliche Schenkung gründete sich, wie wir gesehen haben, nur auf eine Seekarte, auf welcher, gleich der unsrigen, die Inseln Capraria und Lono verzeichnet waren; eine Besitznahme dieser Inseln, eine Untersuchung ihrer Beschaffenheit u. s. w. hatte durchaus nicht stattgefunden.

Die Seekarte selbst aber, nach welcher die Schenkung gemacht wurde, kann die Lage der Inseln nicht so genau angegeben haben, wie es auf der des Trharius geschehen ist, denn Alphons V. und sein Kanzler müßten sich sonst davon überzeugt haben, daß hier dieselben zwey Inseln auf das Neue verschenkt wurden, welche zwey Jahre zuvor der Infant Ferdinand unter den Benennungen St. Miguel und St. Maria erhalten hatte.

Da diese Inseln bereits im Besitze des Infanten waren, so war für die Schenkung kein Gegenstand mehr vorhanden und hieraus erklärt sich am besten, warum Johann Vogado niemals in den Besitz der Inseln gelangen konnte, die er hätte bevölkern sollen, und die Schenkung somit erfolglos bleiben mußte.

Die Insel, welche gegenwärtig Terceira, früher Jesu Christo genannt wurde, ist auf der Karte des Trharius wie auf älteren Karten mit dem Namen insula de brazil bezeichnet, während auf der Karte der Gebrüder Pizigani von 1367 sogar alle azorischen Inseln mit als insulae do bracic bezeichnet werden.

Der Name brazil oder bracic steht hier wahrscheinlich als Gattungsname für Färbeholz oder Färbepflanze. Zu letzterer gehört die ursella, welche auf den azorischen Inseln wächst und schon frühzeitig einen Handelsartikel bildete. Der Name brasil hat sich auf der Insel Terceira bis zur Gegenwart erhalten, da das Vorgebirge, auf welchem die Festung S. João Baptista liegt, den Namen monte Brasil führt *).

Trharius hat aber außerdem westlich von Irland eine große Insel angezeigt, welche gleichfalls Insula de brazil genannt ist. Wahrscheinlich wollte er damit die Insel Antilia bezeichnen, hinsichtlich welcher Referent auf die Untersuchung von d' Avezac über die phantastischen Inseln des Mittelalters (nou-

*) Diese Urkunde ist abgedruckt in memoria historica sobre o intentado descobrimento de uma supposta ilha ao norte da Tereira nos annos 1619 — 1770 etc. por Bernardino José de Senna Freitas. Lisboa 1845 gr. 8. pag. 31 sq.

**) As quaames segundo a carta de marear sam chamas huma a ilha lono, e a outra capraria.

*) Die corographia açorica Lisboa 1822. 8. p. 87 sagt von dieser Festung: ella occupa o grande monte Brazil de legua de circumferenzia, e n' a altura d'uma milha, pegado no meio da cidade quasi par um isthmo e virado ao sueste.

velles annales des voyages Jahrgg. 1845 t. I. p. 61 seq.) verweisen muß.

Im Westen der französischen Küste ist eine kleinere Insel in Form eines Halbkreises angegeben, welche sich auch auf der katalanischen Karte von 1375 befindet und den Namen insula de Man trägt. Die heutige Insel Man kann nicht damit gemeint seyn, denn ihre Lage ist auf beyden Karten zwischen Irland und Schottland richtig angegeben.

Nach d'Avezac führt sie auf den Karten von Beccaria (1435) und Pareto (1455) auch den Namen Tanmar und gehört mit den vorgeblichen Inseln Antilia, Royllo und S. Atanagio zu einer Gruppe, welche im Mittelalter den Namen insulae de novo repertae trug.

Im Norden Europa's steht die Inschrift: Europa est tertia pars mundi et Incipit a fluvio de la tana pro nomine et comprehendit totam partem tramontane et finit in Galicia ad capud sinistere occidentalis et comprehendit totam ripariam maris cirus (?) circha.

Schottland ist noch ganz gezeichnet, jedoch finden sich nur wenige Namen an den Küsten angegeben, an der Westküste stehen nur: Donkres (Dumfries) und Insulla sarrz.

An der Ostküste dagegen stehen: danbor, (Dumbar), tueda (Tweed), beruhic (Berwick), cavo dorada (Cap Dor), fert (Firth), roehhruch (Rorburg), lataya (?) Donde (Dunder) Insti de til (?), dann heißt es: hic est finis cotie.

Südlich von der Mündung der Elbe steht olanda; nördlich von derselben sind an der Küste angegeben: vangaroga, leullie, frixa, equa ullie, Kippis, weiter gegen Norden steht dacia. Der übrige Raum ist leer gelassen, erst bey der Stadt Prag steht südlich von der Elbe: mons boemorum und östlich von derselben ist in Form eines Halbkreises ein Gebirge gezeichnet, auf welchem die Elbe entspringt.

Im Osten desselben steht: Boemya und weiter östlich die Stadt posenium. Nördlich von dieser finden sich die Worte Ducatus Baverie und von da in derselben Breite bis zum flumen turlo: santa maria, sevy, leo und ramisvar.

Die Karte ist hier unvollendet, denn die westliche Küste des schwarzen Meeres, für welche noch Raum genug vorhanden wäre, fehlt.

Die Gränze vom flumen turlo (Dnießer) bis zum cavo de lipay (Cap Yalo) bilden die Namen canada, vellachia, vecina, Bongara, Macedo, bosina, scopi, welche sämmtlich mit Ausnahme von vellachia und Bongara als Städte gezeichnet sind. Südlich vom Cap Yalo ist die Küste von Durazo bis zum Peloponnes mit Namen bedeckt, letzterer führt den Namen Moree.

Westlich von demselben sind noch angegeben die Inseln Gaydelon ne (nesos?), macronaso (Gaidronista, Macronissa?) und Albara.

Von Asien findet sich nur die Insel Candia, die sowohl an den Küsten wie im Innern mit Namen bedeckt ist. In die Mitte derselben ist der geflügelte Löwe des heiligen Marcus gezeichnet.

Von Europa sind nur die Küstenländer richtig gezeichnet; im Osten Europa's ist die katalanische Karte von 1375 weit richtiger als die des Zacharius. Auf ihr ist auch die Mündung des Dnießer richtig angegeben, während bey Zacharius der Dnießer, nachdem er zuerst von Westen her zwey Flüsse aufgenommen hat, unter der Bezeichnung flumen seo (Busco?) die Insulla sirmio bildet und sich in die Donau ergießt.

Zum Schlusse dieser Anzeige muß Referent noch dem Herrn Bibliothekar Harrer und der verehrlichen Bibliothek-Commission in Regensburg seinen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit erstaten, mit der sie ihm die Benützung dieser Karte in München durch die gütige Vermittlung der k. Hof- und Staatsbibliothek gestatteten.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Dezember.

Nro. 74.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom 19. November las

3. Herr Reichs-Archiv-Sekretär Muffat eine
Abhandlung:

Die Grafen von Welburg und Klamm.

Zur Erläuterung einer Stelle des Hermannus
Althensis.

Unter den Aufzeichnungen des Abtes Hermann von Niederaltaich über jene Familien, deren Erbe mit ihren Schlössern und Gütern an den Herzog Ludwig I. von Bayern und dessen Sohn Otto ge-
dienen, ist auch

Ulricus comes de Velburch et Chlamme an-
geführt ¹⁾.

Während sich bayrische Geschichtsforscher, welche gelegentlich auf die Grafen von Welburg zu sprechen kamen, begnügten, diese Stelle einfach anzuführen, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen, mit welchem Rechte Abt Hermann den Grafen Ulrich von Welburg auch von Klamm benennen könne, hat der Umstand, daß die Erben des im untern Mühlviertel des Herzogthumes Oesterreich einst angezogenen Edelgeschlechtes der Herrn von Nachland und Klamm, wie sie sich wechselsweise schrieben, unter dem gräflichen Prädikate und mit dem Beynamen von dem Schlosse Klamm als Grafen von Klamm

1) Jüngst wieder mitgetheilt in Böhmer's Fontes III. p. 562.

erscheinen, bey den österreichischen Schriftstellern älterer Zeit die falsche Ansicht hervorgebracht, auch das erste Geschlecht der Herrn von Nachland und Klamm als Grafen, und ihre Besitztungen als Graf-
schaften zu betrachten.

Erst in neuerer Zeit haben Kurz ²⁾ und von Meiller ³⁾ das Unrichtige dieser Annahme erkannt und jener nachgewiesen, daß die Herrn von Nachland nicht gräflichen Standes gewesen, während letzterer die Ansicht aussprach, daß die in den Urkunden der österreichischen Landesfürsten erscheinenden

2) Im dritten Theile seiner Beiträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns, in der Einleitung zu der Sammlung der vorzüglichsten Urkunden des Klosters Baumgartenberg, welches Otto von Nachland gestiftet hatte, weist er das irrige der frühern Angaben nach. Aber auch er kann sich das Auftreten der spätern Besitzer von Klamm als Grafen nicht erklären, und möchte schließen, „daß Walchuns Nachkömmlinge, oder doch seine Nachfolger in der Herrschaft Klamm, in den Grafenstand erhoben wurden. —

3) In seinen Regesten pag. 237 Note 270 vermuthet er, die Lösung der Frage über die Grafen von Klamm stehe im Zusammenhange mit jener, was es für eine Bewandniß mit jener Beatrix von Klamm habe, welche in der Urkunde Herzog Leopolds VI. (VII.) für Baumgartenberg vom Jahre 1209 als Wohlthäterin desselben aufgeführt wird, und stellt die Fragen: Sollte sie vielleicht eine Tochter Walchuns von Klamm sein? und steht sie in irgend einer Verbindung mit dem in derselben Urkunde bald als comes de Klamme bald als comes de Velburg vorkommenden Otto?

Grafen von Welburg ein und demselben Geschlechte angehören, ohne jedoch seinen Ausspruch weiter zu begründen und auszuführen.

Der Zusammenhang und die Identität der unter diesen beyden Titeln erscheinenden Grafen ist aber folgender:

Im Besitze der erwähnten Schlösser, Klam, Machland und noch mehrerer anderer, deren später noch gedacht werden wird, erscheint, wie angeführt, ein Edelgeschlecht, das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit den beyden Brüdern Otto und Walchun erlosch.

Beide waren verheuratet. Otto mit der Gräfin Jutta von Peilstein. Walchun mit einer Dame, Namens Beatrix, aus bisher unbekanntem Geschlechte.

Da Otto kinderlos war, stiftete er zwey Klöster, die Abtey Baumgartenberg und das Stift regulirter Chorherren zu Waldhausen, und übertrug die Vogtey über beyde seinem Bruder Walchun und dessen Nachkommen ⁴⁾.

Walchun hatte aber gleichfalls keine männliche Erben, sondern nur eine Tochter Namens Adelheid.

Diese ist es, welche durch ihre Vermählung mit einem Sprossen aus einem Grafenhaufe, einem neuen Geschlechte den Ursprung gab, das in den Gesamtnachlaß des Hauses Klam-Machland ein tretend, den gräflichen Titel, der ihm vermöge seiner Geburtsrechte zustand, auch von seinen neuerworbenen Gütern führte, und so zu der Meynung Anlaß gab, auch das erste Geschlecht der Herrn von Klam-Machland sey gräflichen Standes gewesen.

Der Adelheit Gatte war nämlich Hermann Graf von Welburg ⁵⁾.

Die Nachrichten über dieses auf dem bayerischen Nordgaue angefahrenen Geschlechtes sind äußerst dürftig.

Nachdem im Beginne des zwölften Jahrhunderts ein Edler Namens Chuno von Welburg als Wohlthäter gegen das Stift Obermünster aufgetaucht war ⁶⁾, erscheinen erst nach einem Verlaufe von vierzig Jahren (1156) wieder zwey Träger dieses Namens, die Brüder Gebhard und Hermann, und zwar als Grafen von Welburg ⁷⁾, von welchen der letztere der Gatte der Adelheid von Klam wurde.

Schon Graf Hermann legte sich von einem der mit dem Erbe seiner Gattin erworbenen Klam-Machlandischen Schlössern einen neuen Titel bey, indem er sich auch Graf von Blasenstein nannte ⁸⁾.

angeführt, daß nobilis mulier Beatrix de Chlamb ein Hospital und Pilgrimhaus gestiftet, und mit Einwilligung ihrer Tochter Adelheid und deren Gatten H. Grafens von Welburk, u. O. des Sohnes beider begabt habe. — Wie die hier nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichneten Vater und Sohn zu deuten seien, tritt in einer Urkunde vom 31. May 1188 (bey Kurz III. 397 Nr. VI) klar hervor, indem darin Otto nobilis de Klamme filius Herimanni comitis erscheint, so daß, als der in der Bulle des Papstes Lucius III. als der Adelheit Gatte angeführte H. comes de Velburk als Graf Hermann, beyder Sohn, O. aber als Otto sich herausstellen.

Daß sich dieser Otto gleichfalls von Welburg geschrieben habe, gibt die angeführte Urkunde vom 31. May 1188 gleichfalls den Beweis; denn in derselben wird ihm als Otto nobilis de Klamme die Vogtey des Klosters Baumgartenberg bestätigt, und zwey Jahre später tritt er unter dem Namen Otto comes de Velburch als Vogt des gleichfalls von seinem Großoheim gestifteten Klosters Waldhausen auf.

6) Ried Cod. dipl. Ratisbon. I. p. 177.

7) Mon. Boic. XXIV. p. 33. In den Reg. Boic. I. p. 220 wird der erstere der Brüder als Gerhard angeführt.

8) Unter diesem Namen erscheint er im J. 1183 als Zeuge in einer Urkunde Herzog Leopolds von Oesterreich, den Streit des Klosters Neustift bey

4) Die Urkunden beider Klöster hat Kurz in seinen Beyträgen Bd. III u. IV mitgetheilt.

5) Der Beweis hierüber ist folgender: In der undatirten Bulle des Papstes Lucius III. (vor 1185 bey Kurz I. c. IV. p. 478 Nr. XXVIII.) wird

Er erzeugte nur einen Sohn, Namens Otto, welcher vor dem Jahre 1185 schon so weit im Alter vorgerückt war, daß seines Consenses zu einer frommen Stiftung von Seite seiner Großmutter, Beatrix von Klamm, erwähnt wurde 9).

Gleich seinem Vater nannte er sich von einem aus dem machlandischen Besitze stammenden Schlosse, und machte, als der Sohn eines Grafen, wenn gleich er noch nicht im Besitze der väterlichen Grafschaft Welburg war, Anspruch auf den gräflichen Titel, und legte sich daher den Namen Graf von Klamm bey, unter welcher Benennung er zuerst im Jahre 1186 erscheint ¹⁰).

Doch hatte selbst damals noch der gräfliche Titel, den er sich von seiner nicht mit Grafschaftrechten begabten Herrschaft Klamm beylegte, bey seinem Landesfürsten dem Herzog von Oesterreich Ansehung zu bestehen.

Otto hatte sich nämlich als Erbe seiner mütterlichen Güter auch die Vogtey über das Kloster Baumgartenberg angeeignet und selbe mißbraucht, so daß sich der Abt Hermann veranlaßt fand, seine Zusucht zu Herzog Leopold V. (VI.) von Oesterreich zu nehmen, indem er aus rechtsgültigen, öffentlichen Aufzeichnungen zu beweisen suchte, daß

Freyung mit Wichard von Klamm und dessen Schwester Gerbirge betreffend. (Mon. Boic. IX. p. 568). Nach einer Aufzeichnung in den Passauer Documenten (in den Mon. Boic. XXIX^b p. 214) hatten nobilissimi fratres Otto et Walchun de Machland et domina Petrißa außer mehreren namentlich aufgeführten Dörfern, an das Hochstift Passau übergeben: castrum Lobenberch, duo castra Chlamme, duo castra Plasenstein et omnes ministeriales ad dicta castra pertinentes apud Machlant preter Judicia. Item tradiderunt ecclesie duorum monasteriorum advocatiam Baumgartenperge et Waldhausen u. s. w. Das Andenken an das Schloß Plasenstein erhält bis heute das Pfarrdorf S. Thomas am Plasenstein, im ehemal. Gebiete von Machland gelegen und ein Dotationsgut, womit Otto seine Stiftung Waldhausen ausgestattet hatte.

9) Siehe die in Note 5 angeführte Urkunde.

10) In dem Vertrage vom 17. Aug. 1186 zu Georgenberg bey Enns, zwischen Herzog Otho von Steiermark und Herzog Leopold von Oesterreich in Betreff des Anfalles der Steiermark an Leptern, f. Mon. Boic. 28^b pag. 253 Nr. 36.

dem Herzoge das Schutrecht über das Kloster zustehe.

Otto mußte unterliegen und seinen Ansprüchen in die Hände des Herzogs entsagen.

Dieser übertrug ihm zwar die Vogtey wieder, da, wie er sich ausdrückte, er den Adel Otto's durch ein Ehrenrecht lieber zu erhöhen wünsche, als denselben zu mindern, gab ihm jedoch in der darüber ausgestellten Urkunde vom 31. May 1188 das gräfliche Prädikat nicht, sondern nannte ihn einfach: Otto Edlen von Klamm, Sohn des Grafen Hermann.

Otto legte gegen diese Benennung Beschwerde ein, und drang mit seinem Anspruche auf das gräfliche Prädikat, das ihm vermöge seiner Geburt zustand, durch, denn schon in einer an demselben Tage von eben demselben Herzoge Leopold V. ausgestellten Urkunde für das Kloster zum hl. Kreuz, wird Otto als Graf von Welburg unter den Zeugen aufgeführt ¹¹) und erscheint auch in der Folge sowohl unter diesem Titel als unter dem eines Grafen von Klamm ¹²).

11) Pez. Thes. Anecd. VI. II. p. 45 Nr. 51.

12) In nachfolgender Urkunde wird seiner gedacht:

1189. 18. May. Wien. Otto comes de Velburg 3. i. d. II. R. Friedrich's I. f. d. Bisch. Freysing. Mon. Boic. 31^a p. 438.

1190. 4. März wird erwähnt des Consenses Ottonis comitis de Velburg advocati Walthusien-sis. — Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. Bd. IX p. 319.

1190. 25. Aug. Wien. Otto comes de Chlamme 3. i. d. II. Herzog Leopold's V. (VI.) f. d. Kl. Aldersbach. M. B. V. 360.

1192. 10. Jan. Regensburg. Otto comes de Velburch 3. i. d. II. R. Heinrich VI. für d. Hochst. Passau. Rauch SS. II. 208.

1196. 4. Febr. Enßersdorf: comes Otto de Velburg, erster 3. i. d. II. Herz. Friedrich's I. v. Oesterr. f. d. Kl. Artdagger. v. Meiller, Reg. p. 77 Nr. 4.

vor 1204. Otto comes de Velburg, 3. i. d. II. über eine vor dem Bischofe Wolfker von Passau geschehene Schenkung von Tegernwang im Isengau. Reg. Boic. II p. 41 (da irrig circa 1210 angeführt).

Aus der Urkunde des Herzog Leopold VI. (VII.) vom 31. Januar 1209 (b. Kurz III. 403) geht hervor, daß sich Otto gegen das Kloster Baum-

Er hinterließ gleichfalls nur einen Sohn, Namens Ulrich¹³⁾, welcher in den Jahren 1202 bis 1217 in den Urkunden erwähnt wird, und sowohl den Titel Graf von Welburg als auch den eines Grafen von Klam unangefochten führte¹⁴⁾.

gartenberg, welches sich seiner als Vogt so gerne entledigt hätte, zu wiederholten Malen frengelig bezeigt habe. Ob es mit den beiden Urkunden vom 8. Aug. 1212 für S. Florian, worin noch Otto comes de Chlamme als Zeuge aufgeführt wird, seine Richtigkeit habe, lasse ich dahingestellt seyn. Nach einer undatirten Aufzeichnung in den Passauer Documenten (Mon. Boic. 28^b p. 174) gab „idem (Otto) comes de Chlamme unter andern an das Bisthum totum id quod Rapoto de Schonenberch ab ipso habuit concessum, videlicet illud Waltgemerehe quod est in circuitu castris Friderastein.“

13) Otto pie memorie olim comes de Velbure pater istius comitis, nämlich des Grafen Ulrich von Welburg. vid. Ried. Cod. Dipl. Ratisb. I p. 280 Nr. 298.

14) Er erscheint in folgenden Urkunden:

1202. 23. Oct. Euss. Ulricus comes de Chlamme 3. i. d. U. d. Herz. Leopold VI. v. Desterreich f. d. Kl. S. Florian. — Kurz Desterreich. unter Albrecht IV. Bd. II. S. 451 Nr. 11.

1209. 31. Jan. Baumgartenberg. Ulricus comes de Klamme, erster 3. i. d. U. d. Herz. Leopold VI. f. d. Kl. Baumgartenberg. Kurz Beitr. III. 403.

1209. 15. Oct. Wien. Ulricus c. d. Chlamme 3. i. d. U. Herzog Leopold VI. f. S. Florian. Kurz Desterreich. unter Albrecht IV. Bd. II. S. 459.

1213. 16. Juni. Wien. Ulricus c. de Chlamme 3. i. d. U. Herz. Leopolds VI. f. S. Florian. v. Meißler's Regest. p. 111 Nr. 108.

1214. . . . Eferding. U. c. de Clamme, erster 3. i. d. U. Leopold VI. f. d. Kl. Zweifl. Linck Ann. Zweifl. I. 260.

1217. . . . Renstadt. Ulricus comes de Chlamme 3. i. d. U. f. Kremsmünster. Rettenpacher Ann. Cremif. p. 173.

1217. 14. Juny. Passau. Ulricus comes de Chlamme 3. i. d. U. K. Friedrich II. f. Kremsmünster. Rettenpacher Ann. Cremif. p. 176.

1217. 15. Juny. Passau. Ulricus comes de Velbure 3. i. d. U. f. d. Salzburger Domkapitel. v. Meißler's Regest. p. 121 Nr. 148.

Ulrich war zwar vermählt, scheint aber keine Kinder erzeugt zu haben.

In Folge eines Gelübdes, das Grab des Erzlöfers besuchen zu wollen, führte er diese Absicht aus, als Herzog Leopold VI. (VII.) von Desterreich im Sommer des Jahres 1217 seinen Zug nach dem gelobten Lande antrat.

Ehe sich Ulrich den Gefahren einer so weiten Reise unterzog, traf er noch die nöthigen Verfügungen über seine Besitzungen, im Falle er nicht mehr zurückkehren würde.

In diese Zeit scheint daher jene Handlung zu fallen, wodurch er seine Ansprüche auf das Schloß Helfenberg auf dem Nordgaue, in dessen Besitz sich Albrecht von Antse, nach Graf Otto's von Welburg Tode gesetzt hatte, an das Hochstift Regensburg abtrat¹⁵⁾.

Auch wegen seiner Grafschaft Welburg wird er die gehörigen Vorkehrungen getroffen haben, gleich wie er es mit seinen Gütern in Desterreich that, worüber er mit dem Herzoge sich verglich¹⁶⁾.

Schon im Begriffe, seine Reise anzutreten, gedachte er auch der Kirche, und übergab mit Einwilligung seiner Gattin dem Kloster Waldhausen zum Seelenheile seiner Ahnen vier Lehengüter zu Stranzendorf zu ewigem Besitze¹⁷⁾.

Ulrich kehrte von seiner Pilgerreise nicht wieder heim; jenseits des Meeres fand er seinen Tod.

Sein Erbe in Desterreich fiel an das Land, sein Erbe in Bayern, wie Abt Hermann berichtet, und wie es das älteste herzogliche Saalbuch¹⁸⁾ bestätigt, an die Herzoge von Bayern.

15) Ried. I. c. I. 280. Nr. 298.

16) Euenkel, (in Mon. Boic. 29^b p. 313) sagt hierüber: „Der Grave von Clamme der dinct dem hertzen Leopolden Clamme die Grafschaft vnd Ehlingenberch vnd ander angen ze Osterreich daz dazv gehört: der starb enehalb meres vnd geviel daz aigen an daz lant“. — Man sieht, daß schon zu Euenkels Zeit die Ansicht geherrscht habe, Chlam sey eine Grafschaft gewesen.

17) Kurz Beitr. IV. 468. Nr. 23.

18) Mon. Boic. XXXVI. p. 123 — 125 „Das ampt ze Velbureh“.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Dezember.

Nro. 75.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich v. Eschudi. Leipzig 1853. 560 S. 8.

Der Verfasser, aus dem altadeligen schweizerischen Geschlechte der Eschudi entsprossen, ein Bruder des berühmten Reisenden und gleich diesem von Liebe zum Studium der Natur begeistert, versucht es in diesem Buche eine malerische Schilderung von der Großartigkeit der Alpenwelt und der Mannigfaltigkeit des von ihr umschlossenen Thierlebens zu entwerfen.

„Eine kühne, majestätische Erscheinung steht das Centralalpengebiet des europäischen Festlandes als Völkerscheide zwischen den ausgedehnten dichtbevölkerten Kulturbezirken der romanischen und germanischen Stämme. An seinen beyden Seiten hat sich die hohe Gesittung der Nationen angesiedelt und zur vollen Blüthe entfaltet, die Natur und deren Kräfte sich dienstbar gemacht, den fruchtbaren Boden fleißig bebaut und zu reichen Ernten erzogen. Siegreich ist die humane Kultur in das Alpengebirge selbst eingedrungen. In seinem Vaterlande und zwischen seinen Ausläufern entwickelt das schweizerische Volk seine großartige Betriebsamkeit, besitzt es blühende Städte, wo Wissenschaft, Handel und Gewerbe ein Zeugniß seiner tüchtigen Bildung ablegen, reichbevölkerte und wohlhabende Dörfer, in denen Ackerbau und Industrie im Schutze der bürgerlichen Freyheit fröhlich gedeihen. Die

Vorgebirge, die mittleren und obern Thäler sind mit Weidern und Höfen bedeckt; bis hoch und tief in den Schooß der Alpen dringt erobderungslustig das rührige Volk mit seinen Heerden und überzieht im Sommer wie eine Kulturarmee die ganze kolossale Gebirgskette, soweit sie ihm Raum und Schutz für eine Hütte und seinen Thieren noch einen kümmerlichen Wohnplatz bietet. Aber hier schon hält das freye Naturleben dem Menschen, der es sich dienstbar zu machen sucht, die Wage und über der letzten tributbaren Grasterrasse thürmen sich in ewiger Freyheit und Größe die Zinnen und Gipfel der Hochalpen auf wie eine fremde, ursprüngliche und unbezähmbare Naturmacht. Kalt und stolz weist sie die menschliche Dienstbarkeit zurück. Der intelligente Herr der Erde wird hier zum Fremdling. Die Kraft des Geistes in schwacher Hülle bricht an dem kolossalen Widerstand der Materie; der warme Odem, das klopfende Herz ringt mühsam mit Frost, Sturm und erschöpfender Naturgewalt — ein wunderbares, fremdes, ewig fernes Gebiet mitten in blühenden dichtbevölkerten Landen.“

Mit diesen Worten führt der Verf. sein Buch ein, das dazu bestimmt ist, diese großartige Welt der Gebirge, von welcher der Schweiz der beste und schönste Theil zugefallen ist, in den Umrissen ihres thierischen Lebens und im Zusammenhange ihrer ganzen Erscheinung aufzufassen. Wenn gleich die Schilderung der Thierwelt dem Verf. die Hauptsache ausmacht, so ist sie doch nicht sein ausschließlicher Gegenstand, denn da das thierische Leben in engster Beziehung zu der Beschaffenheit des Bodens, zu den klimatischen Verhältnissen und der Art und

Verbreitung der Vegetation steht, so hat er auch alle diese Bedingungen in sorgfältige Berücksichtigung gezogen, um dadurch ein richtiges Verständniß von der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Alpen-Fauna zu gewinnen.

Und diese Schilderungen sind dem Verf. meisterhaft gelungen. Das Charakteristische der Gebirgswelt mit ihren klimatischen Verhältnissen, die Eigenthümlichkeiten ihrer Flora und Fauna ist so scharf erfaßt und in einer so lebendigen, frischen, anschaulichen Weise geschildert, daß man oft meint, der Verf. habe die Feder mit dem Pinsel vertauscht, und halte uns statt der Worte künstlerische Bilder vor Augen. Besonders gelungen sind auch die Biographien der in der Alpenwelt heimischen und zum Theil ihr ausschließlich angehörigen Thiere. Die Schilderungen derselben sind so getreu und lebensvoll, daß sie nicht bloß den Freunden der Natur und insbesondere dem Weidmanne das höchste Interesse gewähren werden, sondern daß auch der Mann vom Fache ihnen seine vollste Anerkennung schenken wird. Wer freylich den Werth zoologischer Arbeiten nach der Zahl neu entdeckter Arten oder nach dem Umfange neuer mikroskopischer und morphologischer Untersuchungen zu beurtheilen gewohnt ist, der wird sich in seiner Erwartung getäuscht finden; wer aber von dem Thierleben der Alpenwelt nach seinem Totaleindrucke und nach seiner Mannigfaltigkeit, mit Bezugnahme auf alle die Bedingungen, unter welchen es auftritt und von welchen es abhängig ist, eine klare und naturgetreue Einsicht gewinnen will oder doch wenigstens Freude daran findet eine solche zu reproduciren, der nehme dieses Buch zur Hand und er wird in ihm die vollste Befriedigung finden.

Nach dem eben Gesagten halten wir es für überflüssig in eine nähere Auseinandersetzung und Zergliederung des Inhaltes einzugehen; unsere Anzeige soll vielmehr nur bezwecken, den Leser auf ein höchst interessantes und genußreiches Werk aus der neuesten naturwissenschaftlichen Literatur auf-

merksam zu machen und zugleich ihm durch Abgabe unseres Urtheils zu dessen Studium aufzumuntern.

Gregory = Verding's organische Chemie oder kurzes Handbuch der organischen Chemie nach der 3. Auflage der *Outlines of organic Chemistry*. Von Dr. med. W. Gregory, Professor der Chemie an der Universität Edinburgh. Frey bearbeitet mit zahlreichen Zusätzen von Dr. Th. Verding. 1. Lieferung. Braunschweig 1854.

Es gehört mit zu den schwierigsten Aufgaben des Chemikers, ein allen Ansprüchen der neueren Zeit entsprechendes Handbuch der organischen Chemie zu geben. Das täglich anwachsende Material, die Beurtheilung und Sichtung der Thatsachen, die Unmöglichkeit, eine streng wissenschaftliche Eintheilung von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, — dieß sind Schwierigkeiten, die sich auch dem Geübtesten störend in den Weg stellen. Für den Werth des vorliegenden Werkes bürgt uns nicht nur der Name des berühmten englischen Verfassers, sondern auch der Name des deutschen Bearbeiters, dessen unermüdete Thätigkeit die Wissenschaft schon mit zahlreichen und werthvollen Gaben beschenkt hat. Der Vergleich des englischen Originals mit dem vorliegenden Werke ergibt auf das bestimmteste, daß es keineswegs als eine Uebersetzung, sondern als eine durchgehend ganz freye Bearbeitung, ja durch die mannichfachen, von dem Bearbeiter eingelegten Artikel als ein selbstständiges Werk zu betrachten sey. So sind die Elementaranalyse, die Bestimmung der Atomgewichte, Isomerie, Kerntheorie, die Paarlingkerne in dem englischen Originale nicht berührt oder höchstens vorübergehend angedeutet. Diese Abschnitte hat der Bearbeiter in seiner bekannten gründlichen und ansprechenden Weise dem Werke eingefügt und dessen Werth dadurch wesentlich er-

ein Jahr später als seine erste Ausgrabung geschah, an demselben Orte ein zweites Skelet zu Tage gefördert, das im Museum von Baltimore aufgestellt und 1849 von dem Verf. angekauft wurde. Im Jahre 1840 gelang es unserem Landsmanne Koch, an den Ufern des Missuri ebenfalls ein Skelet auszugraben, das nun im brittischen Museum den einzigen vollständigen Repräsentanten des Mastodon giganteum in einer europäischen Sammlung ausmacht. Seit dieser Zeit sind noch mehrmals complete Skelete aus ihren Gräbern befreit worden und eines der schönsten derselben wurde durch Ankauf abermals dem Verf. des vorliegenden Werkes zu Theil und macht die Grundlage seiner Beschreibung aus.

Dieses Skelet, über dessen Lagerungsverhältnisse wir einige Notizen beifügen wollen, rührt aus derselben Gegend her, in welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts Peale seine Ausgrabungen bewerkstelligt hatte, nämlich aus der Nähe von Newburgh, einer am Hudsonsflusse liegenden und ohngefähr 70 engl. Meilen von New York entfernten Stadt. Dieser Platz scheint ein Lieblingsaufenthalt der urweltlichen Mastodonten gewesen zu seyn. Er bildet ein kleines Thal von 3 oder 400 Fuß Länge, in dessen Mitte sich eine kleine Wasseransammlung von 30 bis 40 Fuß Durchmesser befindet; die nächste Umgebung ist feucht und sumpfig, so daß das Vieh, wenn es darüber hingehet, einsinkt. In dem ungewöhnlich trockenen Sommer von 1845 trockneten viele kleine Teiche aus und ihr Boden wurde zur Düngung der Felder verwendet. Ein Gleiches war der Fall mit dem eben erwähnten Wasserbecken und ein benachbarter Gutsbesitzer, der dessen Boden kennen lernen wollte, unternahm es, denselben herauszuschaffen zu lassen. Man kam zuerst durch ein zwei Fuß mächtiges Torfmoor, dann durch ein Lager röthlichen Moosbodens von einem Fuß Dicke, als man auf ein Skelet stieß, dessen Theile meist noch in natürlichem Zusammenhange sich befanden. Die Vorderglieder waren unter und vor dem Schädel ausgestreckt, als ob das Thier aus dem Versinken in den Sumpf sich hätte helfen wollen; die hintern Gliedmassen waren ebenfalls unter dem Leibe vorwärts gerichtet; die beyden Stoßzähne waren zan-

genförmig gegen einander gebogen. Nach zweytägiger Arbeit war das ganze Skelet herausgearbeitet, und es fehlte nichts als der hintere Theil des Brustbeins, einige Fußknochen und mehrere Schwanzwirbel, von denen noch etliche später entdeckt wurden. Die Knochen waren in vortrefflichem Stande erhalten; sie hatten nicht die gewöhnliche schwarze Farbe der Mastodon-Knochen, sondern waren braun wie die eines lange im Gebrauche befindlichen Menschen-Skeletes. Bemerkenswerth ist es noch, daß keine andern Mastodon-Knochen, als die diesem Individuum angehörigen, vorkamen und überhaupt keine andern Knochen als 2 oder 3 von erst in neuerer Zeit in dem Schlamm versunkenen Thieren.

Von welcher bedeutenden Größe dieses Skelet ist, zeigen nachfolgende Ausmessungen. Seine Höhe beträgt 11', die ganze Länge vom vordern Kieferrande bis zum Anfang des Schwanzes 17', der Umfang an der Brust 16½', des Schädels (in gerader Linie) 3' 2'', der Stoßzähne fast 11', wovon ihr, über das Zahnsach vorragender Theil nicht weniger als 8½' mißt. Den Eindruck, welchen das nunmehr aufgestellte Skelet auf die Beschauer macht, schildert der Verf. als einen sehr großartigen. Mitten unter andern Skeleten großer Thiere, wie des Pferdes, Rindes u. u. s. s. stehend und dieselben hoch überragend, sinken diese durch die massiven Knochen des Mastodon zur Unbedeutendheit herab. Selbst der beynabe eben so große Elephant hat im Vergleich zu jenem ein Knochengestänge, das zierlich genannt werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. December

Nro. 76.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Vorerminnerung der Redaction.

Die Wichtigkeit der Hermann'schen Kritik und Cregefe des Aeschylus, welche seit mehr als vierzig Jahren erwartet, während dieser langen Zeit mehr und mehr bereift, und endlich, wie sie bey seinem Tode gefunden wurden, durch den des großen Philologen würdigen Schwiegersohn geordnet und veröffentlicht worden sind, eben so der Belang der Fragen, welche von einem unbefangenen und gründlichen Urtheile über das Ganze und Einzelne dieser Bearbeitung des schwierigsten und größten attischen Dichters abhängen und bedingt werden, wird es nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, wenn wir der schon früher gegebenen Beurtheilung eines berühmten und erfahrenen Kenners desselben aus der Zahl unserer auswärtigen Mitglieder, eine zweyte eines jüngeren Gelehrten folgen lassen, der ebenfalls schon früher Beweise sorgfältiger und erfolgreicher äschyleischer Studien gegeben hat und in der nachfolgenden Arbeit nicht weniger vollgiltige niederlegt.

Fr. Th.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus. Tom. I. II. Lipsiae apud Weidmannos. A. MDCCCLII. Mit Hermann's Brustbild.

Erster Artikel.

Im Jahre 1831 schrieb Hermann (Opusc. IV, p. 333): *Diu est, quum primum promisi me Aeschylum esse editurum. Quod nomen ab nondum exsolverim, causae fuerunt quum labores alii . . . tum operis ipsius magnitudo et difficultas. Sed tamen standum promissis est, quum praesertim multi flagitent, nec quisquam me visat, quin Aeschylus quando sit proditurus quaerat. Mihi quidem haec cunctatio plus nocuit, quam Aeschylo. Vereor enim, ne, quo diutius moror, eo prolixiores expectentur commentarii . . . Verum haec ego aliis relinquam: mihi ab initio hoc fuit propositum, ut ea asserrem, quibus efficeretur, ut sui similior quam adhuc est esse videretur summus poeta. Es wurden damit Erwartungen abgewiesen, wie wir sie z. B. in Franz Passow's Briefen ausgesprochen finden; Seite 33 (vom J. 1804): „Hermann, der jetzt an einem ungeheuren Commentar zu Aeschylos' Agamemnon arbeitet“ und S. 52 (v. J. 1805): Hermann's Ausgabe des Aeschylus muß etwas fast unerhörtes werden, und ich wüßte wenig voluminöse Schriftsteller, die sich einer solchen Ausstattung erfreuten.“ Welche Art der Bearbeitung Hermann zuletzt selbst beabsichtigte, erfahren wir aus der dem ersten Bande vorgesezten Praefatio Mauricii Hauptii p. III —*

XVII. Demnach hatte Hermann wenige Monate vor seinem Tode die Heteriden vollständig zur Herausgabe vorbereitet, und diese Tragödie ist also die einzige, an die er selbst die letzte Hand hat legen können. Die gesammte Arbeit legte Hermann, als er sein Ende herannahen fühlte, in die Hände seines Schwiegersohnes Haupt, welcher mit Recht darauf verzichtet hat, eine Gleichmäßigkeit des ganzen Commentars herstellen und nach dem Muster des ersten Stückes die Bemerkungen zu den übrigen abkürzen zu wollen. Diese Bemerkungen, deren erste Grundlage um ein halbes Jahrhundert hinaufgeht — 1798 erschienen G. Hermann's Observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis, 1799 A. Eumenides, specimen novae recensiois tragoediarum Aeschyli — hat Hermann, wie Haupt erzählt, immer und immer wieder überarbeitet und bis in seine letzte Lebenszeit ergänzt und erneuert: und wer nur irgend seine zahlreichen Arbeiten über diesen Dichter kennt, die er in Programmen, Recensionen und Streitschriften veröffentlicht hat, der weiß auch, wie unablässig seine Forschung darauf gerichtet war, dem oben bezeichneten Ziel näher zu kommen. Wie oft H. selbst seine früheren Ansichten über einzelne Stellen gegen spätere aufgegeben hat, davon liefert die vorliegende Ausgabe zahlreiche Belege, sey es daß er das Frühere stillschweigend mit dem als besser Erkannten vertauscht, oder daß er ausdrücklich dem einen das andere gegenüberstellt. *) An mehreren Stellen ist es schon die dritte Conjectur, durch welche Hm. den ursprünglichen Text herzustellen sich bemüht: eine Stelle hat er nach einander in drey verschiedenen Weisen constituirte, und zuletzt, viertens, den ganzen Vers (835, bey Well. 811) mit Bothe ausgeworfen. Dadurch kam es, daß er die versprochene Ausgabe immer wieder hinausschob, in der Hoffnung, allmählich immer sicherer dem Text des Dichters seine ursprüngliche Gestalt wieder zu geben. — Die beyden, bis jetzt von

*) Zu Sept. 932 heißt es: Quae hinc . . . leguntur, in libro III de metris insigni temeritate in alium ordinem redegeram . . . Fuerunt aliqui, quibus persuaderem. Per pauca tantum eorum, quae tum protuli, vera sunt.

Hrn. Haupt herausgegebenen Bände enthalten: der erste den Text der vollständigen Tragödien, dann die Fragmente mit kritischen Anmerkungen; über den Zusammenhang der verlorenen Stücke ist in der Regel auf die in den Opuse. gesammelten Programme verwiesen, zweymal (p. 320 und p. 329) sind Stellen aus den Berichten über die Verhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt; der zweyte Band enthält den Commentar zu den sieben Tragödien und zwey Beygaben, eine Abhandlung de erroribus Jonis Aeschyleae und einen Abdruck der Dissertation de re scenica in Aeschyli Orestea. Ein dritter Band soll die griechischen Scholien enthalten. Hermann hat ein paarmal, wo er sich zur Begründung seiner Ansicht auf die Scholien des Mediceischen Codex beruft, die Worte derselben angeführt; an einer Stelle (Pers. 50) heißt es bloß στεῦναι Mosc. (die Vulgata ist στεῦνται.) Explicat singulare scholion in M. Wir ersehen nun aus dem Abdruck der Med. Scholien in Meineke's Ausgabe der Perser (nach Dindorf?), daß dieses Scholion also lautet: „Κλῆθ' Ἀλαλά, πολέμου ἰργατερ, ἃ ἰύεται ἄνδρες“ ἐν διδυράμβῳ. Οὕτως στεῦνται ἐνικὸν ἀντὶ τοῦ πλεθυντικῷ.

In der Vorrede ist p. V ff. eine Beschreibung der sämtlichen Handschriften des Aeschylus gegeben, von welchen H. drey, nämlich eine aus dem Escorial und zwey Augesburger, sämtlich nur je ein Stück enthaltend, zum erstenmal benützt, die übrigen zum Theil in neuen Collationen besessen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Description of a Skeleton of the Mastodon giganteus of North America.

(Schluß.)

In erwähnter Weise war demnach der Verf. zu dem Besitze zweyer Skelete von Mastodon giganteum gelangt, wozu außerdem noch eine Menge einzelner Knochen und Zähne kamen. Indes mit diesem reichhaltigen Materiale begnügte sich der Verf.

noch nicht zur Bearbeitung seiner Monographie, sondern er verglich damit auch die übrigen Sammlungen in den Vereinigten Staaten, welche Skelete oder doch ansehnliche Theile des Knochengerüsts vom Mastodon aufbewahrten; insbesondere zog er dabei das in der Universität Cambridge aufgestellte Skelet in Betracht. Außerdem benützte er eine Reise nach Europa, um in London, Paris und Darmstadt die hier aufbewahrten Ueberreste von dieser Gattung in Augenschein zu nehmen. Zur Vergleichung mit dem nah verwandten Elephanten fehlte es ihm endlich auch nicht an hinreichendem Materiale. So befand sich denn der Verf. zur Bearbeitung einer Monographie des Mastodon giganteum in einer so günstigen Lage, wie sie keinem seiner Vorgänger zu Theil geworden ist, und wenn gleich auch die Haupttheile des Skelets dieses Thieres bereits durch Cuvier und Blainville beschrieben worden waren, so hatte doch keiner von Beiden ein so reiches Material, geschweige denn ganze Skelete vor sich, um nicht noch einer Menge von Nachträgen, zur nothwendigen Ergänzung einer vollständigen Kenntniß vom Knochengerüste dieses merkwürdigen Geschöpfes der Urwelt, einen weiten Raum zu belassen. Jetzt erst können wir sagen, daß die Schilderung des Skeletbaues vom Mastodon giganteum zum Abschluß gelangt ist, und Palaeontologen werden sich zum hohen Danke gegen den Verf. verpflichtet wissen, daß er Zeit, Mühe und höchst beträchtliche Geldsummen auf Herbeiführung eines solchen Resultates verwendet hat.

Wir halten es für fruchtlose Mühe, wenn wir an diesem Orte in das Einzelne der Beschreibungen eingehen wollten; es wird die Versicherung genügen, daß dieselben mit der größten Umsicht und Genauigkeit vorgenommen und durch prachtvolle Abbildungen auf 27 lithographirten Tafeln nach allen Hauptstücken des Skelets erläutert sind. Einen wahrhaft staunenswerthen Anblick gewährt die letzte Tafel, auf welcher das ganze Knochengerüste in seinem natürlichen Zusammenhange im großartigen Maasstabe dargestellt ist, so daß dessen Höhe 14' erreicht. Auf der ersten Tafel sind zur Vergleichung 5 Skelete zusammengestellt, nämlich die beiden des Verf., dann das zuerst von Peale ausgegrabene und außer-

dem das der Universität Cambridge (New Jersey) und des brittischen Museums.

Soweit die Vergleichen des Verf. reichen — und diese sind allerdings von einer weiten Ausdehnung — gehören alle in Nordamerika vorkommenden Mastodon-Ueberreste, von der Landenge von Darien an bis zum 65° n. Breite, einer und derselben Art, dem Mastodon giganteum an. Nur ein Zahn macht davon eine Ausnahme, der noch vor dem Jahre 1840 von Dr. Ducatel im Staate Maryland gefunden und in der Sammlung der Akademie von Baltimore deponirt wurde. Charlesworth, Lyell, Hays und Harlan, die diesen Zahn zu sehen Gelegenheit hatten, erklärten ihn für verschieden von denen des M. giganteum und der Erstgenannte schrieb ihn dem M. longirostre zu. Mit der Zerstreung der Sammlung in Baltimore verschwand auch dieser Zahn, bis im Jahre 1848 Hay's die Erklärung abgab, daß er ihn in der Sammlung der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia wieder aufgefunden habe. Der Uebelstand ist nur der, daß gedachter Zahn nicht unmittelbar aus der Sammlung von Baltimore in die von Philadelphia übergegangen ist, sondern daß selbiger durch Dr. Wilson von Charlesworth in London erkaufte wurde. Obgleich Letzterer diesen Zahn für amerikanischen Ursprungs angab, so bleiben doch für den Zweifelsüchtigen immerhin noch Bedenken übrig, ob der Zahn von Philadelphia wirklich identisch mit dem von Baltimore sey, und der definitive Nachweis muß deshalb von ferneren Seiten erwartet werden. Nach Mittheilung einer Zeichnung schien es Owen wahrscheinlich, daß der fragliche Zahn mit dem vorletzten Backenzahn des Mastodon angustidens in Uebereinstimmung wäre. Der Verf. findet auch Aehnlichkeit mit den Zähnen des M. Humboldtii, obwohl diese größer sind; indeß gelangt er selbst zu keiner bestimmten Ueberzeugung, ob der dubiose Zahn einer der genannten Arten zuzuweisen sey oder etwa gar eine neue Art andeuten möchte.

Eine sehr lebenswerthe Rücksicht nimmt der Verf. auch auf die Lagerungsverhältnisse, unter welchen die Mastodon-Ueberreste in Nordamerika auftreten. Die schon erwähnten ganzen Skelete und eine Menge isolirter Knochen sind im aufgeschwemm-

ten Lande, nur wenige Fuß unter dem Boden, aufgefunden worden, häufig zugleich mit Zähnen des urweltlichen Elephanten, so daß also Elephas primigenius und Mastodon giganteum Zeitgenossen zu einander waren. Aber in vielen Fällen sind die Ueberreste des letzteren auch in Tertiärschichten zum Vorschein gekommen, woselbst die des Mammuths nicht mehr sich einstellen. So z. B. berichtet Conrad von solchen Funden aus der mittlern oder ältern Pliocenperiode, Thell sogar von solchen, die er den Eocen- oder untern Tertiärschichten zuschreibt. Diese Thatfachen setzen diejenigen Geologen in Ver-

legenheit, welche nicht bloß zwischen den organischen Einlagerungen der Diluvial- und Tertiärbildungen, sondern abermals im Bereiche der letzteren scharfe Abgränzungen gezogen wissen wollen, während Ref. hierin nur einen weitem Beleg zu der in seiner „Geschichte der Urwelt“ ausgesprochenen Ansicht sieht, daß ein Theil der nunmehr erloschenen Säugethiere aus der Zeit der Tertiärgelände noch bis in die der Diluvialablagerungen hinein sich lebend forterhalten hatte, demnach beyderley Formationen bezüglich ihres zoologischen Charakters nicht scharf von einander getrennt werden dürfen.

A. W.

Druckfehler und Verbesserungen:

- Nro. 74, Sp. 600, 3. 19 für Werthe l. Werde.
 „ 75, „ 606, „ 6 „ EIENSIVM l. LIENSIVM nach Dr. Brunn's Lesung und ergänze Veliensium.
 „ 76, „ 613, „ 3 „ Aedanum l. Aeclanum
 „ „ „ 614, „ 5 „ indices l. iudices.
 „ 77, „ 619, „ 7 ff. die Inschrift n. 1317 ward seitdem von Dr. Brunn gesehen, und muß ich meine Zweifel über ihre Echtheit zurück nehmen.
 „ 80, „ 643, „ 6 u. 7 statt wie zuletzt l. als vielleicht.
 „ 1, „ 8, „ 15 von unten statt , das nicht l. nicht, das
 „ „ „ 11, „ 15 „ „ „ vielleicht l. nicht.
 „ „ „ 13, „ 9 von oben „ Auxanum l. Uranum
 „ „ „ 15, „ 9 von unten „ Vieus Turfo l. Vicus Furfo
 „ 2 „ 21, „ 8 von oben hinter philologischen ein Komma.

W. Henzen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. December

Nro. 77.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus
Hermannus.

(Fortsetzung.)

Was die wichtigste, den Codex Medicus, betrifft, so ist die Beschreibung, welche Franz (des Aeschylus Dresteia p. 304 ff.) davon gegeben hat, in Bezug auf die Lücken in der Dresteia schon früher von Hermann in den Wiener Jahrbüchern Bd. CXV p. 158 in der Art näher bestimmt worden, daß der Quaternio oder die Lage *in* ganz und von dem Quaternio *o* die sechs inneren Blätter fehlen, im Ganzen also 14 Blätter, d. i. Agam. v. 295 — 1026 Hm. und der Schluß von v. 1118 an bis in den Anfang der Choephoron hinein. Hermann erhielt zuerst 1816 Auszüge aus dieser Handschrift von B. G. Niebuhr, später von andern, namentlich J. Bekker eine vollständige Collation derselben wurde für H. von K. F. Weber begonnen, und 1847 von Ancho Mommsen vollendet. Vergleicht man nun aber die von C. Prien im Rhein. Museum für Philologie VI. 1848 p. 562 zu der Collation von Franz gegebenen Nachträge aus den Cumeniden, so ergeben sich dieselben zum allergrößten Theil zugleich als Berichtigungen dessen, was bey Hermann als Lesart des Med. verzeichnet ist. Eben so verhält es sich mit den Berichtigungen, welche Prien im Rhein. Museum VII 1850 pag. 389 in der Fortsetzung der Recension von Franz zu den Lesarten des cod. Farnesianus im Agamemnon gibt; Haupt erwähnt von dieser Handschrift außer der Elmsley'schen Collation eine von J. Bek-

ker für H. gemachte, aber auch hier stimmen Prien's Angaben nicht mit Hermann. *) — Daß der Wolfenbüttler Codex aus derselben Quelle stamme, wie der Med., steht bekanntlich fest: die Vorrede erklärt es für unzweifelhaft, daß die Dresteia und die Hiketiden aus dem Med. selbst abgeschrieben seyen. Aus derselben Quelle stammt der Paris. L. (von Lascaris geschrieben), und zwar nach Hermann aus demjenigen Codex, aus welchem auch der Med. abgeschrieben ist, nach Haupt vielmehr aus diesem selbst. Ferner der Venetus A. (cod. Bessarionis, bey Franz Ven. 2), ein cod. Augustanus in München, eine Handschrift in der Bibliothek des Escorial, welche die Hiketiden enthält, nach Hermann's Ansicht in den Wiener Jahrb. CXI eine Abschrift des cod. Med., nach späterer Annahme aus dem cod. Parisinus, endlich (Marc.) ein Codex aus dem Kloster St. Marco in Florenz. Die Dresteia und die Hiketiden sind in der Ausgabe des Robortellus auf einen Codex derselben Familie, vielleicht der Med. selbst gegründet, in der Aldina auf den Quelf. —

*) Zu den Sieben g. Th. hat Mitschel in seiner eben erschienenen Ausgabe dieses Stückes p. IX—XVIII eine genaue Prüfung der von Hermann zu Grunde gelegten Collation des Med. durch Otto Ribbeck mitgetheilt, in welcher z. B. v. 29 *καπιβουλεύσειν*, 155 *πανδίκους*, 203 *πανύργους*, 410 *εμποδών*, 527 *κατασχύνειν* von erster, *κατασχύνειν* von zweyter Hand als Lesarten des Med. gegen H. angegeben, und 114 *διαδέτοι γενύων*, 920 *λαχόντες μέλοι*, Stellen, über welche er selbst zweifelhaft war, gegen seine Ansicht entschieden werden.

Eine zweyte Handschriftenfamilie, byzantinischer Abstammung, bilden der Flor., der Ven. (Ven. 3 bey Hermann, Ven. 1 bey Franz), und der Farn., die beyden ersten durch ältere byzantinische Grammatiker und Metriker vielfach interpolirt, der letzte außerdem und noch consequenter von Triclinius durchcorrigirt. (Ueber das Verhältniß dieser drey zu einander, handelt Schneidewin in den Gött. gel. Anzeigen 1845, nr. 194.) — Die übrigen Handschriften sind nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, da sich bey diesen noch keine Eintheilung in Klassen hat entdecken lassen.

Endlich erwähnen wir noch eines aus der Vorrede: Joannis Aurati Josephique Scaligeri conjecturas Hermannus sumpsit ex libro Spanhemiano bibliothecae Berolinensis regiae. Descripserat eas Ezechiel Spanhemius Windsorae ex exemplaribus editionis Victorianae sive Stephanianae quae Js. Vossius possidebat. Den Auratus stellt Hermann unter den Erklärern des Aeschylus außerordentlich hoch, ja er nennt ihn (zu Agam. 1396) omnium qui Aeschylum attigerunt princeps: eben so zu v. 900 qui omnes Aeschyli interpretes judicio et recti sensu superavit. Ein großer Theil seiner Emendationen, welche Stanley sich angeeignet hatte, ohne seine Quelle zu nennen, wird nun durch Hermann dem Urheber vindicirt, entweder so, daß einfach des Auratus Name statt Stanley's gesetzt wird, oder mit einem Zusatz des Unwillens, wie Stanleius sive potius Auratus, pro suo vendidit St., suum fecit St., tacens adscivit, suffuratus est St., wie auch einmal Scaligero surripuit Stanleius. Pers. 193. Agam. 313. 320. 325. 396. 652. 654. 744. 830. 1264. Choeph. 280.

Es kann nun bey der Reichhaltigkeit des Stoffes und bey den Gränzen, die dieser Anzeige gesteckt sind, nicht versucht werden, eine eigentliche Uebersicht dessen zu geben, was in Hermann's Commentar für Erregese und Kritik geleistet ist: wir bescheiden uns, nur Proben von beydem anzuführen, die wir in diesem Artikel aus den erklärenden, in einem zweyten aus den kritischen Anmerkungen wählen wollen. Mit denen der ersten Art wollen wir

zugleich diejenigen verbinden, wo durch die Erklärung einer Stelle die handschriftliche Lesart vertheidigt und gegen Aenderungsversuche geschützt wird, und diejenigen, deren Construction durch Herstellung der richtigen Interpunction erläutert wird.

Supplices. V. 44 (45 Well.) hat Hermann nach *ἔγαψω* wieder interpungirt, wie vor Schüz gelesen wurde, und wie auch Dindorf im Texte thut, der aber in den Annotationen *) Schüzens Erklärung abdruckt, die auf der Interpunction vor *Ζηρός* beruht. Hermann nimmt *ἔγαψω* offenbar als Opposition zu *ἔνω*, und erklärt das Folgende: secundum nomen a contactu impositum exhibat justum tempus, ut consentaneum erat. Vielleicht ist die Erklärung einfacher so: „Es erfüllte sich aber für die Benennung die bestimmte Zeit, d. h. für die Geburt, die den nach Zeus Berührung benannten Sohn zur Welt bringen sollte.“ Wiefeler hat in den Advers. in A. Prometheus p. 25 und in der Hallischen Lit. Zeitg. 1845, nr. 12, wo er beweisen will, daß Zo nicht erst durch die Berührung mit der Hand in Aegypten, sondern durch die in Suppl. 286 (297 W.) erwähnte Begattung des Zeus in Stiergestalt Mutter werde, die obige Stelle außer Acht gelassen. Hermann vertheidigt das erstere in den Wiener Jahrb. CVI, p. 129: und wer kann bestimmen, wenn Wiefeler in dem Verse 297 (308 W.) καὶ Ζεὺς γ' ἐγάπτωρ χεῖρὶ γινύει γόνον das Verbum *γινύει* sensu latiori verstehen will — non demum gravidam reddit Jonem, sed partum solvit? — V. 56 (60 W.) *Ἡ* nimmt mit dem Schol. *Τηρείας μήτιδος* als Umschreibung des *Τερεὺς* selbst und verwirft Bothe's Construction, nach welcher *Τηρείας ἀλίχου* verbunden, und diese *μήτιδος οἰκτρά* genannt wird. Wir halten (wie auch Dindorf und Bamberger in d. Ztschr. f. Alt. 1839, nr. 110) an der letzteren fest, weil der Zuhörer unmöglich die Worte anders verstehen konnte. **)

*) Ich muß bemerken, daß ich nur die erste Ordnung der Ausgabe 1832 — 1841 benutzen kann, nicht die zweite von 1851.

**) Denselben Einwand müssen wir gegen *Ἡ* zu Naam. 345 (351 W.) erheben, wo der Genitiv *δουλείας*

— V. 103 (109 W.) d. i. lugubribus lamentis me viva orno, mit Vergleichung von Hom. II. VI, 500. — V. 199 (209 W.) Ζῆνος ὄρνις. Bamberger in d. Ztschr. f. Alt. 1842, p. 697 sieht in dieser Benennung des Sonnengottes eine Vergleichung mit dem Flug des Adlers, und findet es ungereimt, mit dem Schol. an den Hahn zu denken (ἐξανίστησι γὰρ ἡμᾶς ὡς ὁ ἀλεκτρυών); Hermann erinnert daran, daß nach Pausanias der Hahn der heilige Vogel des Sonnengottes war. — V. 249 (259 W.) ἐκ πέρας Ναντιακτίας geschützt durch Eustath. ad II. p. 306, 23. πέρα γὰρ ἢ γῆ κατὰ γλῶσσαν. — V. 327 (337 W.) πόλεμον νέον bellum temere et secus quam par est susceptum wie v. 986 εἰ γὰρ τι μὴ θεοῖς βεβουλεῦται νέον. — V. 330 (340 W.) πρῶμα πόλεος, sagt Schüb., h. l. appellatur ipse ἀγωνίων θεῶν πάγος, ad quem Danaides con siderant, quia hic in extrema parte urbis, versus mare, situs erat. Weit besser H. πρῶμῶν πόλεος gubernatores urbis deos dicit ramis supplicum ornatos. — V. 482 (493 W.) μὴ θράσος τέκη γόβον, d. i. daß nicht meine Kühnheit (die auffallende Erscheinung, wenn ich mich allein in die Stadt wage) den Bürgern Furcht einflöße und dadurch ein Auflauf entstehe. — Die handschriftliche Lesart des Verses 520 (531 W.) δίας (vulg. δι' ἄς) wird vertheidigt und construirt εὐχόμεθα γένος εἶναι ἀπὸ τῆσδε δίας γῆς, εὐοικοι αὐτῆς. — V. 652 (663 W.) Was ist der ἀνδροκμῆς λοιγὸς τάνδε πόλιν δαΐζων, ἄχορον ἀκίθαριν σακρογόνον Ἄρη βοάν τ' ἐνδημον ἐξοπλίζων? Praeter bellum ab externo hoste illatum, sagt H., et civile bellum, quae jam commemorata sunt, relinquitur hoc, ut vel per subitas rixus vel per odia privatorum aut familiarum caedes fiant: ejusmodi tumultus recte λοιγὸς dicitur, et is quidem illaetabilem Martem et domesticum auxilium (βοάν τ' ἐνδ.) armans. Aber wer kann diese spitzigen Unterschiede zwischen civile bellum und familiarum caedes gut heißen? Fast in der ganzen dritten

Strophe und Gegenstrophe finden wir Segenswünsche ausgesprochen, welche in anderer Form schon vorher da waren, der νούσων ἐσμός v. 656 dem λοιμός v. 634 entsprechend, die νεολαία v. 659 dem ἦβας ἄνθος v. 638, die καρποτελής γᾶ v. 660 der γόρου γᾶς v. 648 (nach der sichereren Emendation statt ἐγόρου), so wollen wir uns denn auch den λοιγὸς in dem Sinne des Kriegesverderbens noch einmal gefallen lassen, und βοὰ ἐνδημος als Geschrey im Volke trotz Hermann's Einwand: quis alius quam populus lamentetur?*) — Zu v. 816 (830 W.) ἴχαρ wird das Scholion ἐπιθυμίαν in Schutz genommen, und ein etymologischer Excurs über das homerische ἰσχανάαν angeknüpft. — V. 891 (902 W.) ἄγοιμ' ἄν, εἰ τις τάσδε μὴ ἕταιρήσεια.

Die von Wellauer bekämpfte Erklärung abducam, nisi tu mihi has eripias wird psychologisch vertheidigt: videtur praeco nonnihil territus increpatione regis jam minus confidenter loqui. Dadurch wird sowohl Wellauer's Erklärung existimaverim eos Deos esse, als Tyrwhitt's Aenderung οὐ τις entbehrlich. — V. 992 (1002 W.) ὑποδέξασθε δ' ὀπαδοὶ μέλος. Ὀπαδοὶ ist nicht der Vocativ, so daß die Dienerinnen der Danaiden zur Responzion aufgefordert wurden, sondern Nominativ. — Nehmet als ὀπαδοὶ unsern Gesang auf, ruft der eine Halbchor dem andern zu, d. h. stimmt in unser Lied zum Preis der Argivischen Götter mit ein. — V. 1002 (1014 W.) γάμον κυθέριον honeste concubitum vocant. Das möchte schwer zu beweisen seyn. Die Söhne des Aegyptus begehren ja die Ehe der Danaiden, γάμος heißt es überall in dieser Tragödie und im Prometheus. Das Beywort κυθέριος (als Adjectivum, oder nach M. P. Rob. als Genitiv κυθερείας) erklärt sich durch den Gegensatz zu dem vorangehenden Ἄρτεμις: die Beschützerin der Jungfräulichkeit gegenüber der Ehe, welche Cytherea's Werk ist.

*) Vor kurzem erschien Cantici quod legitur A. Suppl. 609 — 679 interpretatio. Ad judicium maxime de novissima G. Hermannii editione faciendum scripsit Henricus Keck. Brunsv. 1853. Die Bestreitung Hermann's darin ruht vielfach auf guten Gründen, dagegen sind die eigenen Verbesserungsversuche des Verf. nicht glücklich.

von ἄτης παναλώτου abhängen soll, und zu Eum. 846 (821 W.) wo H. interpungirt μὴδ' αἱματηράς, Θηγάνας σπλύγγων, βλάβας, νέων — θυμώμασιν.

Prometheus. V. 76. *διατόρους κέδας*. Schol. *τὰς διαπειρούσας ἢ τὰς διατειρονευμένας*. Man nahm bisher gewöhnlich die erste Erklärung an, Blomfield zweifelhaft die zweite, Hermann entschieden: die Fesseln haben Löcher, durch welche die Nägel geschlagen werden. — V. 99 *πῆ ποτε* — *ἐπιείλαι* ist in abhängiger Rede mit dem Vorhergehenden verbunden, gerade wie unten v. 184. Ebenso Dindorf. — Zu v. 134 *ἡμερῶν* ein etymologischer Excurs: *ἡμερός* wie das Homerische *ἡμεῶσαι* werden auf eine Wurzel *ἡμός*, positio, zurückgeführt. Daß dieses *ἡμός* bey Hesychius vorkommt — *ἡμους, διαθέσεις*, wo Guyet *ἡσμοῦς* vermuthet — hat H. nicht erwähnt. — Zu v. 212 wird die schwierige Frage, ob Themis und Gaea als Ein Wesen unter zwey Benennungen, oder als zwey verschiedene Wesen zu denken seyen, behandelt, und die erstere Ansicht, für welche sich H. schon Opusc. VII, p. 301 ausgesprochen hatte, mythologisch näher begründet. Wir sind durch Schömann nicht vom Gegentheil überzeugt worden; von Hermann's Argumenten ist übrigens eines sehr zweifelhaft, nämlich die Berufung auf das Ende des Stückes, wo Prometheus nicht ausrufen könne *ἢ μητρὸς ἐμῆς σέβας, ᾧ πάντων αἰθρῶ κοινὸν γῆος εἰλίσσω*, wenn dort nicht Erde und Himmel bezeichnet würden. — V. 464 (461 W.) *ζεύγλαισι δουλεύοντα σώμασιν* P, dem Joche dienstbar und den Leibern, nämlich der Reiter, mit Vergleichung von *σωματηγῶς*. Daß *σώμασιν* P nicht mit dem Folgenden verbunden werden dürfe, wie es gewöhnlich geschieht, sah auch Hartung, welcher seinen Gründen noch den hätte beysügen können, daß die Begriffe *διάδοχοι μοχθημάτων* und *ἄγαλμα χλιδῆς* nicht gut zusammen passen. Wenn aber Hartung Pauw's Conjectur *σάγμασιν* annimmt, so hätte er wenigstens nicht den Schol. B, als Gewährsmann dafür anführen sollen, welcher *ζεύγλαισι* und *σώμασιν* offenbar ganz wie der Schol. A. (*ἐν ζ. καὶ σ.*) als instrumentalis nimmt, denn man muß nothwendig corrigiren *οὐ μόνον τῷ ζεύγνυσθαι ὑπερετοῦντα ἀνθρώποις ἀλλὰ καὶ τῷ ἐπισάττεσθαι καὶ γόρτους ἐπάνω σωμάτων αἶρεν* statt *τὸ ζεύγν.* und *τὸ ἐπισ.* Das kommt aber überhaupt öfter vor, daß Hartung aus den Scholien etwas anderes herausliest, als was in der

That darin zu finden ist. Der Dichter hat also nach Hermann's Erklärung bey den *κνώδαλα σώμασιν δουλεύοντα* die Mausestel im Sinn, wie er bey *ζεύγλαισι δουρ.* an jene oder an Stiere denken kann: *κνώδαλον* vom Esel gebraucht kommt bey Pind. Pyth. X, 55 (35) vor. — In v. 497 (494 P) folgt H. wieder der alten Interpunction nach *συγκαλυπτά*, während Schüz, Dindorf (in den Adnot.) und Schömann aus gutem Grunde die Schenckelstücke mit dem langen Rückenstücke zusammen nehmen. Hermann's Beweggrund erhellt weder aus der vor v. 496 angenommenen Lücke, noch aus dem Excurs über *μηρίων* und *μηρός*, in welchem Vossens Meynung, *sola ossa femorum adipe tecta diis esse oblata*, widerlegt wird. Um das Beywort *μακρὰ* bey *ὄσφυς* zu erklären, haben Wieselers Advers. in Prom. p. 22 und Hermann angenommen, daß der Schwanz mit begriffen werde, während es vielleicht genügte, von dem strengern anatomischen Begriff bey dem Dichter Umgang zu nehmen. — V. 544. Interpunction vor *ᾧ γέλος*. En, ut ingrata gratia est. — V. 556. *τὸ διαμυγίδιον* — *τόδ', ἐκεῖνό* P, *ὄτ'* etc. Der Artikel bey *διαμυγ.* wird so erklärt, daß der Dichter im Sinne hatte *τὸ διαμυγ. δέ μοι μέλος προσέπια, ὅτε ἡμεραίων*, und zur Erklärung dazwischen eingeschoben wird *τόδ'; ἐκεῖνο δέ*. — V. 561. *τίνος ἀπλaxίας ποιῶς ὀλέκει* wird dadurch vertheidigt, daß das gewichtigere Wort *ὀλέκει* in sich ein *τίνεος* begreife. (Rob. hat *ποιναῖς*, Stephanus vermuthete *ποιῶν ὀλέκει*). Ich möchte eher sagen, *ποιῶς ὀλέκει* sey verbunden wie *ὀλεθρον ὀλέκει*. Hart bleibt es immer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Dezember.

Nro. 78.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Aeschyli tragodiae. Recensuit Godofredus
Hermannus.

(Fortsetzung.)

V. 625. Da die Stichomythie durch den Doppelvers der Io gestört wird, und da die Antwort der Io μήτοι με κρίψης sich nicht gut an die Rede des Prometheus τό μη μαθεῖν etc. anzuschließen schien, so vermuthete Hermann früher Opusc. II, p. 83, daß dieser Rede ein Vers zuzusetzen sey, welcher in der Erklärung des Schol. vorkommt: ἄ δεῖ γενέσθαι, ταῦτα καὶ γενήσεται. Jetzt ist das aufgegeben, und jenes μήτοι so gerechtfertigt: τοι non concludendae rationi, sed asseverando hortandoque inservire. Denselben Weg der Erklärung hatte Francken eingeschlagen: De antiquarum Aesch. interpretationum... auctoritate p. 40 und Soph. Antig. 539 sehr passend verglichen: Ἄντ. Λόγοις δ' ἔγω γιλοῦσαν οὐ στέργω γλήν. Ἰσμ. Μήτοι, κασιγνήτη, μ' αἰμασύης etc. Für die Unterbrechung der Stichomythie führt H. als Entschuldigung an, daß die Gleichmäßigkeit auf andere Weise gewahrt sey, indem dem Doppelverse je sieben einzelne Verse vorangehen und nachfolgen. Das ist richtig, aber das Wichtigere, der Inhalt dieser Verse ist übersehen. Auf den Doppelvers 614 f. ὦ κοῦδὸν ὠφέλιμα κ., in welchem Io nach dem Grunde der Leiden des Prometheus fragt, folgen sieben Verse, die sich darauf beziehen, und eben so wieder nach dem Doppelvers 623 f. καὶ πρὸς γε τούτοις κ., in welchem sie nach ihrer eignen Zukunft forscht, sieben Verse, in

welchen Prometheus sich allmählich zur Gewährung dieser Bitte bestimmen läßt. Hartung will dem Verse des Prometheus v. 620 βούλημα μὲν κ. κ. einen zweyten zugesetzt wissen, weil der Schol. durch seine Erklärung ἡ χεῖρ δὲ τοῦ Ἠγαιστοῦ ἐπιουρησασα αὐτῷ... προσπελάσαι (προσπετέλασεν Schüb.) ἐμοὶ μοῖραν θανάτηγόρον καὶ κῆρα darauf hinweise, daß προσπελάξ und κῆρα im Texte gestanden habe. Es kann aber eben so gut ein müßiges Citat seyn. — V. 705 (707 W.) ist mit Recht σὺ δ' vertheidigt (gegen σὺ δ'), weil der Dichter die Personen eben so gut verbinden als unterscheiden konnte. Was aber H. hinzusetzt: conjunxit autem, quia in mente habet vobis satis factum est, tibi que, Io, satis fiet, ist nach dem Contexte nicht richtig. — V. 771 οὐ δῆτα, πλὴν ἔγωγ' ἄν ἐκ δεσμῶν λυθεῖς nach M. und Vit., scil. ἀποστροφῇ αὐτῷ γειοίμην. — V. 804 Ζῆνος ἀκραγείς κίνας. H. nimmt die Erklärung des Hesychius und anderer Glossatoren auf, welche ἀκραγείς oder ἀκραγγείς durch ἀκρόχολον wiedergeben, und leitet es von ἄρη ab. Lobed Pathol. elem. I, p. 36 vertheidigt die gewöhnliche Erklärung „stumme Hunde“ damit, daß die Greife dadurch von den wirklichen, den bellenden Hunden unterschieden werden sollten, wie in der Bezeichnung γόρμυξ ἄχορδος von einem Bogen, δίπους λέαινα von einem Weibe, ὄγυς περωτῆ von der Biene, ἄπτερος ὄρνις vom Rauche überall die kühne Metapher absichtlich durch das eigentlich nicht dazu passende Beywort erläutert sey. Aber an unserer Stelle würde, wo von den Greifen die Rede ist, ἀκραγείς nicht so wohl an das Bellen als an die Grundbedeutung von κράζω, krächzen, denken lassen, weshalb auch ein Schol. erklären

wollte οἱ δὲ κρᾶζοντες λίαν. Darum scheint es am besten, bey der Erklärung des Hesychius zu bleiben. — V. 851 ἀταρβεῖ χειρὶ. Die von Stanley zu Suppl. 44 angezogene Stelle des Moschus II, 50 ἐπαρωμένως ἤρεμα χερσὶν πόρτιος Ἰναχίης schließt die Erklärung des Schol. ἀφοβοποιῶ. Hermann dunkel: est epitheton ornans, potentiam Jovis significandi caussa positum. — V. 887 ὁλεροὶ δὲ λόγοι παύουσ' εἰκῆ καὶ. perturbata dicta mea illiduntur (h. e. luctantur) diri fluctibus fati. — V. 900 ἀστεργάνορα. Döderlein's und Halm's Erklärung mortalium connubium detrectans, welche Hermann bekämpft (er selbst übersetzt non amans alicuius viri, i. e. expers connubii), ist durch den Zusammenhang unabweislich geboten. — V. 977 (975 W.) καὶ σὲ δ', dico autem te quoque, ist ausführlich und mit Grund gegen Elmstedt's Aenderung καὶ σὲ γ' vertheidigt. — V. 978 συμφοραῖς propter casus tuos, nicht von ἐπὶ in ἐπαυτῆ abhängig. — V. 1072 (1070 W.) τοὺς προδότας wird auf einen Verrath des Themistokles gegen den Rhodier Timokreon (Plut. Them. 21) bezogen, welcher vor die Verbannung des ersteren fällt. Hermann wiederholt nämlich in Bezug auf die Zeit der Aufführung des Prometheus in der Einleitung des Stückes die in der II. Abhandlung de choro Eumenidum (Opusc. II, p. 146) gegebene Beweisführung: quum Olympiadis LXXV. anno secundo Aetna arserit, recente illius incendii memoria scriptum videri Prom. propter vaticinium de ea re Promethei, obwohl wieder neuerdings Sommerbrodt De Aesch. re scenica Pars II, p. LVI den Prometheus auf Olymp. 78 heruntersetzen zu müssen glaubte. Eben so bleibt H. bey der Annahme eines Bildes für den Prometheus, so daß nicht mehr als zwey Schauspieler im Prolog nothwendig sind. — V. 1085 βρονχία δ' ἤχώ nicht der brüllende Widerhall, sondern der unterirdische (wie ὑποβρύχιος von βρέχειν nicht bloß untergetaucht, sondern auch überschüttet, bedeckt heißt), dasselbe wie βροντήματα χθόνια v. 996. Gegen die Erklärung des Schol. durch βρονχουσα (auch Blomf. fremens) ist schon von Passow die Verschiedenheit der Quantität eingewendet worden.

Die Abhandlung de erroribus Jonis stimmt in dem ersten Theile der Wanderung, das heißt bis

zum Uebergang über den Kimmerischen Bosporus, mit Hermann's Auseinandersetzung in den Observatt. crit. cap. II. überein, doch mit genauerer Bestimmung des Einzelnen; die Erklärung der Gegenden ist bis dahin im Wesentlichen dieselbe wie die von Schömann zu v. 686. Im zweyten Theile der Wanderung aber (Prom. v. 791 ff.) hat H. seine frühere Ansicht geändert: er setzt in die Lücke vor v. 793 die Rückkehr der Io aus Asien nach Europa, wegen der Stelle Suppl. 528 (διχῆ δ' ἀντίπορον γαίαν ἐν αἴσα διατέμνονσα πόρον κωμαίαν ὀρίζει) und erkennt in dem Verse 793 πόντον περῶσα γλοῖσθον den Uebergang der Io aus Europa nach Afrika. Io ist nämlich wiederum durch Europa bis zum äußersten Westen gewandert, wo die Greifen und die Arimaspen am Goldfluß Pluton, d. i. am Tartessus wohnen, geht über die Meerenge nach Libyen, wo sie die Gorgonen und die Phorkiden findet, und gelangt von da endlich zu den Aethiopen und nach Aegypten. Aber Prometheus nennt ja zuerst die Gorgonen und Phorkustöchter, dann kommt er mit den Worten ἄλλην δ' ἄκουσον καὶ v. 803 auf die Greife und Arimaspen! Nach Hermann soll Prometheus, indem er die Gorgonen nennt, zugleich bey dieser Gelegenheit einer andern Gefahr gedenken, vor welcher sich Io in denselben Gegenden des Westens (NB. vorher) zu hüten habe: postquam Io ad campos Gorgoneos trans mare in occidentem Libyae est adducta, aliud in illorum locorum vicinia periculum commemorat. (p. 163) Moneri putanda est Io, ut, ubi trajiciendum sit fretum Oceani, trans fretum illud Phorcium et Gorgonum aspectum fugiat *), cis autem auri custodes griphos atque Arimaspos declinet. Aber das ist doch eine exegetische Unmöglichkeit.

Wir übergehen die Perser, deren Besprechung wir einem andern Orte vorbehalten, und gehen zu den Sieben gegen Theben über. V. 25 πυρός δίχα ohne Feuer? Aber bey Sophokles wie bey Euripides sucht Tiresias die Zeichen sowohl aus der Flamme als aus dem Vögelflug. Daher H. praeter signa ex igne capta, wie δίχα σίτου bey Dio-

*) γροῦριον nimmt also H. wie die meisten Ausleger als das, wovon man sich zu hüten hat; Passow und andere als Befragung.

νῆσ. Η. — V. 89 βοᾷ ὑπὲρ τειχέων ὁ λεύκασπις ὄρνεται λαός. Da der Feind noch nicht an der Mauer steht, wollte Dindorf ὑπὲρ τείρων, was gar keine Wahrscheinlichkeit hat. „Mit dem Schlachtruf, der über die Mauern bringt“, wie es neulich Prien erklärt hat. (Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd. LXVIII, 1.), können die Worte nicht bedeuten. Daher wir mit Hermann es so verstehen, daß die zaghaften Mädchen den Feind schon auf den Mauern zu sehen glauben. Λεύκασπις erklärt Stanley, dessen Note Dindorf abdruckt, von den Schilden der gemeinen Krieger, im Gegensatz der verzierten Schilde der Anführer. Hermann: vix opus est monere, λεύκασπις non esse epitheton ornans, sed proprium hoc Argivorum. Das sieht man aus Sophokles Antig. und Euripides Phön. — V. 144 Ἀκροβόλων κ. Egregie poeta omne periculum gradatim descripsit . . . jam denique initium proelii, Thebanos lapidum jaculatione de moenibus se defendentes. Aber wer wird den Gedanken erwarten: „Wehe! jetzt werfen sie Steine von den Zinnen“ statt „gegen die Zinnen“. Der Genitiv des Bietes wie bey ἀκοντίζειν, τοξεύειν, ἔλαι u. a. Der Schol. A. hat unsere Erklärung (so auch Heath), der Schol. B. gibt beyde. — V. 148* (146 W.) πολεμώκρατον ἄγρον τέλος ein reiner, schuldbloser Ausgang des Krieges: der Chor fürchtet schon jetzt Schlimmes von dem Haß der Brüder *). — Nr. 202 Μήποτ' ἐμὸν κατ' αἰῶνα λίποι θεῶν ἅδε πανήγυρις. Ἡ. construirt καταλίποι ἐμὸν αἰῶνα. Aber der vorhergehende Vers nöthigt, πόλιν als Object zu λίποι zu denken, so daß wir ἐμὸν κατ' αἰῶνα mit Waldenaer und den Scholien fassen müssen κατ' ἐμὸν χρόνον. — V. 209 Ἡ. interpungirt mit den Schol. nach ἔστι. „Wahr!“ — V. 233 οὐ σίγα; μηδὲν τῶνδ' ἔρεϊς. So interpungirt Hermann, Lobed zu S. Ajax 75 mit einem Komma nach σίγα, besser wohl Elmsley das Ganze als Eine Frage οὐ — ἔρεϊς. Es ist zusammengezogen aus

*) V. 818 ist ihre ξυναυλία δορός eine δύσορμος genannt, was Hartung nicht versteht: es war ein unter schlimmen Vorbedeutungen eröffneter Kampf, weil es eben ein Bruderkampf war.

οὐ σίγ' ἀνέξει καὶ οὐ μηδὲν τῶνδ' ἔρεϊς; — V. 265 wird die handschriftl. Lesart ἐγὼ δ' ἐπ' ἀνδρας ἔξ κ. κ. gut gerechtfertigt: ἐγὼ δ' ἐπ' ἀνδρας ἔξ τάξω ἀντηρέτας, ἐμοὶ σὺν ἐβδόμῳ ἐπὶ τὸν ἐβδόμον. — V. 272, Dindorf und Ἡ. streichen das Komma nach τάρβος. Nicht von τάρβος lassen wir den Objectaccusativ λεῶν abhängen, wie Hartung sagt, welcher darum dieses „Mährchen“ wegwirft, sondern von dem verbundenen Begriffe ζωπιρροῦσι τάρβος. Von Constructions, wie Agam. 781 θεοὶ Ἰλίου φθοράς — ψήγους ἔθεντο statt ἐψηγίσαντο, Soph. Oed. Col. 1115 τέκν' εἰ γανέρτα μηχανῶ λόγον, El. 122 τίν' αἰεὶ τάχεις οἰμωγὰν τὸν Ἀγαμέμνονα und ähnlichen oft gesammelten, ist zu jener nur ein Schritt. — V. 276, πάντροφος πελειᾶς vertheidigt Ἡ. wie Schwend und Francken als penitus nutrix. — V. 277 τοὶ μὲν, die Bürger nach Ἡ. Aber der Zusammenhang, wie die einzelnen Ausdrücke, empfiehlt die gewöhnliche Erklärung, nach welcher sowohl τοὶ μὲν als τοὶ δέ auf die Feinde geht. Natürlich darf man das πανδημεῖ nicht urgiren. — V. 330, βλαχαὶ τῶν ἐπιμαστιδίων ἀριτρεφεῖς. Schol. B. ἀριτρεφεῶν, ἧτοι νεογνῶν, ἔδει εἰπεῖν πρὸς τὸ μαστιδίων, ἐπήνεγκε δὲ πρὸς τὸ βλαχαὶ αἰτινες τῶν νηπίων ἦσαν. Die Kühne Enallage des Adjectivums ἀριτρεφεῖς nimmt auch Ἡ. an: vagitus dicit infantium, quos modo matres occisae manibus admoverant. — V. 355, σπουδῇ τοῦδ' οὐκ ἀπαρτίζει πόδα, die Eile läßt ihn nicht mit dem angemessenen Anstand daherschreiten. Eben so erklärte Francken p. 103. Ein ganz ungehöriger Gedanke, dem wir jedenfalls Hermann's frühere Vermuthung καταρτίζει (aus der Lesart des Guelf. καταρτίζει) vorziehen. — V. 383 μάντις ἢ ἀνοία wird nach den Scholien mit Recht in Schutz genommen. — V. 405, γίγας ὄδ' ἄλλος nach Ἡ. ein zweyter Gigant, wie ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς ein zweyter Herakles. Aber die folgenden Worte τοῦ πάρος λελεγμένον μεῖζων sprechen für die gewöhnliche Erklärung „ein zweyter Riese, noch größer als der erste“. — V. 482, ἦτ' ἀγχιπτολις ut quae tutatur hanc urbem. Stanley's Aenderung ἦδ' ist unnöthig. — V. 524, φέρει δ' ἐφ' αὐτῇ γῶτα, die Sphinx hat unter sich einen Thebaner, dessen Gestalt auf dem Schilde so im Vordergrund ist, daß

die meisten Pfeile auf diesen treffen müssen, offenbar zum Hohne der Thebaner. Man muß sich wundern, daß Schütz dieses nicht gefunden hat, aber auch, daß Hartung das Bild sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht ἐφ' αὐτῆ ἀντὶ ändert. — V. 525 aber den Ace. c. inf. ἰάπτεσθαι βέλη als Absichtssatz zu fassen und πλείονα mit ὡς zu verbinden, wie Hermann will (quo is quam plurimis telis petatur), dünkt uns so hart, daß wir doch zu der von ihm (quod fieri non potest) hier verpönten Construction der Scholien zurückkehren, und ὡς mit dem Infinitiv verbinden, gleich ὥστε, was doch auch sonst nachzuweisen ist. Man sehe Hermann's eigene Anmerkung zu Soph. Ant. 292 ὡς στέργειν ἐμέ. (In dem Beispiel aus Eur. Alc. 358 bey Matthiä §. 545 könnte ὡς auch die Absicht ausdrücken). — V. 584, πανουργία τινὶ wird mit Blomfield erklärt gleich πανούργους τισί. Aus den zahlreichen Beispielen ähnlicher Abstracta erwähne ich nur von demselben Stamm Soph. Oed. Tyr. 1224 παιδουργία. — V. 597 οὐχ ὡς ἄνθρωπος. Der Nominativ ist gesetzt πρὸς τὸ νοούμενον, als ginge προςβαλεῖ vorher. — V. 659, τῷ κάκιστ' ἀνδραμένῳ activ nach einer Glossa λέγοντι im Guelf. mit Beziehung auf die von dem Boten gemeldeten Reden des Polyneikes. Eben so Grotius clamitanti dira. — V. 662, θάνατος — οὐκ ἔστι γῆρας τοῦδε τοῦ μιάσματος quasi dicturus θάνατος — οὐ γηράσκει. — V. 665, μόνον γὰρ κέρδος κ. nam lucrum omne apud inferos quaerendum est (si ibi non punimur: sola quae post mortem est vita consideranda est). Aber die von Schütz vorgeschlagene Umstellung der Verse 665 und 666 sey vorzuziehen. Uns scheint das letztere unnöthig, die erstere Erklärung zu weit hergeholt; wir bleiben bey der von Palm (Lectt. Aesch. particula I, p. 14) vertheidigten Auslegung des Schol. B. hoc enim solum est lucrum apud inferos, scil. τὸ χωρὶς αἰσχύνῃς τεθνάσαι. — V. 678, λέγουσα κέρδος πρότερον ὑστέρον μέρος, lucrum prius commemorantes secutura morte, i. e. hortantur vindictam sumere quamvis moriturum. Aehnlich Bellauer. Näher liegt gewiß Blomfield's Erklärung λέγουσα κέρδος εἶναι μᾶλλον τὸν πρότερον τοῦ ὑστέρον μέρος oder vielmehr κέρδος so viel als

κέρδιονα mit Hartung. — V. 680 βίον εὖ κερήσας, bene se habens quod ad vitam attinet, i. e. recte instituens vitam. — V. 690 ἐξέχεσαν γὰρ Ὁ. κατεύγματα, fero efecerunt enim animi aestum dirae patris. Der Pluralis wird dadurch gerechtfertigt, daß die κατεύγματα personificirt werden. — V. 712 χθόνα ναίειν διαπίλλας, ὀπίσσαν κ. Πίνα ὁratio haec esset τοσαύτην ὀπίσσαν διαπάλλει καὶ ᾑθιμένοις κατέχειν, (eben so Bellauer) et his additus est accusativus, quasi ita dixisset, τοσαύτην ὥστε αὐτοὺς κατέχειν αὐτὴν ἀμοίρους τῶν μεγάλων πεδίων. Vergleicht man die Stelle mit ὅσον ἀποζηῆν und ähnlichen andern, so ergibt sich leichter die Ergänzung ὀπίσσαν κατέχειν καὶ ᾑθιμένοις δεδοται oder ἔξαρκει. Vgl. Matthiä Gr. Gr. v. 479. — V. 724 Ἀκίπουνον et αἰῶνα δ' ἐς τρίτον non sibi repugnant. Nam cita poena jam ad tertiam aetatem duravit, celeriter Laium, Oedipum, Jocastam, filios puniens. — V. 731 κρατηθεῖς δ' ἐκ γίλων ἀβουλίας. Daß die Erklärung „durch der Freunde bösen Rath“ unmöglich ist, ergibt sich aus dem Gedanken von selbst: wer hätte denn dem Laos rathen mögen, dem Drakel Troß zu bieten? Der Schol. B. erklärt τῶν τῆς γυναικὸς φίλων, weiterhin τῆς γυναικὸς ἡττηθεῖς, und so Hermann per uxoris amorem perverso consilio irretitus. Die zweyte Erklärung des Scholiasten (so daß ἐκ γίλων auf Tokaste geht) ist gewiß die richtige. Hartung hält sich an die erstere, mit welcher eine Glossa ἡδονῶν übereinstimmt, und will deshalb δ' αὐ γίλων lesen, weil die Präposition besser passe, wenn Personen gemeint seyen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

23. December.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus
Hermanus.

(Fortsetzung.)

Wenn wir aber *ex gilwv* als Masculinum festhalten, so ist es nicht nöthig zu verstehen, wie Hartung meint, „von den Angehörigen übermannt, oder durch seine Frau absichtlich gereizt“, sondern „durch seine Frau, d. h. durch die Liebe zu seiner Frau überwältigt.“ Der Satz ist übrigens eng mit dem vorigen zu verbinden, und nach *πόλιν* nur ein Komma zu setzen (*εὐτε* — *ἐγείνατο*), wie es Blomfield u. a. gethan haben, und wie es Hermann selbst gewollt zu haben scheint, da er *κρατηρεῖς δέ* auf ein in Gedanken einzuführendes *μέν* (*Ἀπόλλωνος μέν βίῳ*) bezieht und dadurch die Partikel gegen Person rechtfertigt. Der Uebelstand, daß auf diese Weise die Strophe die von der vorigen Antistrophe begonnene Periode erst abschließt, ist doch jedenfalls erträglicher, als das Anakoluth, zu welchem Wellauer seine Zuflucht nehmen muß, um mit *πόλιν* den Satz endigen zu können. Aeschylus hat auf dieselbe Weise zweymal den in der Antistrophe angefangenen Gedanken in der nächsten Strophe fortgeführt in der Parodos des Agamemnon *Στρ. δ'* und *Στρ. ε'* (bey Well. *Στρ. γ'* und *Στρ. ε'*). — V. 738 *νηπιόους γενέλις*, nämlich *Deipus* und *Tokaste*. Das sah auch Blomfield, Gloss. zu v. 777. — V. 813 (815 W.) *γένεος Οιδίππου δ' ἀρά* wird geschützt durch Eur. *Phoen.* 1605, wo *Deipus* sagt *ἀράς παραλαβὼν Λαῖον καὶ παισὶ δούς*. Schol. *ἀράς δὲ λέγει τὰς παρακολουθούσας*

τῶ γένει αὐτῶν ἀπὸ τοῦ Πέλοπος... ἐπὶ τῇ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ *Χρυσίππου ἀρπαγῇ*, ἣν ἤρπάζατο ὁ *Λαῖος* — V. 843 (848 W.) *πρότερον γήμης* priusquam nos allocutae fuerint Blomfield. Aber die Schwestern reden den Chor auch nachher, wo sie auftreten, nicht an. „Vor ihrem Gesang“ *Dropsen* und so auch *H.* Der Schol. B., dessen Worte *πρὸ τοῦ κλαῖσαι ἐκείνους* keinen Sinn geben (denn der Chor schickt sich ja eben an, die Gefallenen zu beklagen), hat wohl auch *ἐκείνας* geschrieben. — V. 887 (895 W.) *σιδαρόπλακτοι δὲ τοῖς μένονσιν*... *τάφων πατρῶων λαχαί*. Hermann's Erklärung *ferri icu facta manet eos paterni sepulcri sortitio* ist der gewöhnlichen (*sepulcrorum sortitiones ferro factae* i. e. *sepulera ferro effossa* Blomfield) schon deswegen vorzuziehen, weil man nicht sagen kann *ὁ τάφος σιδήρω πλήσσειται*. — V. 994 (1001 W.) *ἱερῶν πατρῶων δ' ὄσιος ὧν* etc. Blomfield weiß nicht, ob er den Genitiv *ἱερῶν* mit *ὄσιος* oder mit *τίθνηκεν* verbinden soll, auch Dindorf hält das letztere für möglich: *mirā structura, quam utcumque explicat scholiasta, λέλειπει ἢ ἵπτερ*. Die einzig mögliche Structur *ἱερῶν ὄσιος*, welche *H.* so erklärt: *idem est ac si dixisset ἄψαστος vel simile quid*, rechtfertigt sich durch die Vergleichung des Genitivs bey *καθαρός* und *ἀγρός*. — V. 1012 (1019 W.) *κἄνα κίνδυνον βαλῶ dictum est ut κίνδυνον ἀναρρίπτειν vel ἔρπτειν*. *Ἐκκυβεύειν καὶ παραβάλλεσθαι* stellt *Volubius* zusammen in einer von *Walckenaer* zu *Herod.* VII, 50 citirten Stelle.

Agamemnon. V. 2. *μῆκος* nicht Accusativ der Zeitdauer, sondern eine freyere Art von *Cre-*

gese (scil. in mente habeo). In der verglichenen Stelle aber v. 1054 (1066 W.) ist *κλαιόμενα* τὰδε βρέγη doch wohl der Nominativ. — V. 7 *ἀντολάς τε τῶν*, non est interpretandum et ortus horum (so hatte es H. selbst früher erklärt, siehe Opusc. II, p. 78) sed et aliorum ortus. — V. 10 *ὦδε γὰρ κρατεῖ*, sic imperat, i. e. tam durum est reginae imperium. Uns genügt die gewöhnliche Erklärung sic jubet. — V. 36 *βοῦς ἐπὶ γλώσση μέγας*. Das Sprichwort scheint entstanden a bove vel pedi hominis pedem suum imponente, vel stragulo insistente, ut subtrahi non possit. Daß nicht an Bestechung zu denken sey (was Droyfen, Franz, Peile festhalten), hatte längst die Vergleichung von Theognis v. 815 gezeigt. Der Scholiast gibt unter anderem das richtige *βάρος ἐπίκειται*. — V. 44 *ζεύγος* gehört so wohl zu *τιμῆς* als zu *Ἀτρειδῶν*. Auch Franz hat das Komma nach *τιμῆς* getilgt. — V. 53 *δεινιοτήρη πόνον ὀραλίχων*. Hermann's cubiliprema cura pullorum scheint jedenfalls zu eng auf die Mühe des Brütens bezogen. Warum nicht allgemeiner die nesthütende Mühe? Trotz der Erklärung des Hesychius *πόνον δὲ τὰ περὶ τὴν τρογὴν αἰτῶν* ist übrigens vielleicht die von Klausen vorzuziehen, daß *πόνος* die Jungen selbst bezeichne, mit dem beygefügt Genitiv wie in Eur. Herc. fur. 1039 *ἄπτερος τέκνων ὠδὶς*. — V. 70 *ἀνύρων ἰερῶν* versteht H. wie Bamberger, Fuhr, Dindorf, Nägelsbach (Verhdlgn. d. Erlanger Philologen-Versammlung p. 70) von der Opferung der Iphigenia. Aber diese Beziehung müßte in diesem Zusammenhang (vergl. Schömann in den Verhdlgn. d. Göttinger Philologen-Versammlung p. 45.) ebenso unerwartet als dem Zuhörer unverständlich erscheinen. Am natürlichsten wird (mit Blomfield und Klausen) Paris als Subject zu *παραδέλξει* gedacht. Aber was sind die *ἀνύρα ἰερά*? „Ob des Opfers vermischter Flamme“ Humboldt. Hesychius *ἀνύρον, ἀθύρον*. Klausen und Prien (Rhein. Museum 1848, VI. p. 162) verstehen unter den versäumten Opfern die Verlegung des Zeus *ξένιος* durch den Raub der Helena, was schwerlich in den Worten liegen kann. Ich gestehe, daß ich keine sichere Erklärung finde. Dürfte man *ἀνύρων ἰερῶν* mit Herm. (Opusc. V, p. 343) haud rite litati über-

setzen, so könnte man vielleicht an die Hochzeitsfeier des Paris in Troja denken. V. 682 (690 W.) ist von dem Hymenäus die Rede, der später gebüßt wird, V. 379 (385 W.) von seinen Gebeten, die keiner der Götter hört. Auch an zwey anderen Stellen kann ich mich nicht von der Richtigkeit der Beziehung auf Iphigenia überzeugen. Die eine ist v. 126 (131 W.), wo H. *προσιπτεν στόμων* übersetzt prius percussum i. e. ante bellum cludes immolatione Iph. afflictum*); die andere v. 1300 (1313 W.) *τοῖσι θανοῦσι θανῶν ἄλλων ποινὰς θανάτων ἐπικραίνει*, was nach H. heißen soll mortuis (Iphigeniae) moriendo aliarum mortuum (suae ipsius) poenas adducit, während der Zusammenhang nicht im mindesten dahin führt, sondern nur an die alte Blutschuld des Atreidenhauses (magno cum pondere eadem notio ter repetitur *προτέρων, θανοῦσι, ἄλλων* Bamberger de Agam. p. 19) denken läßt. — V. 78 *οὐκ ἐνὶ χώρᾳ*, non inest, non censetur in loco aliquo et numero. Das können die beygezogenen Stellen aus Theognis (152 *χώραν μηδεμίαν θέμεναι* und 822 *χώρη ὄλην*) nicht beweisen, denn numero und loco können ebensowenig ohne ein Beywort stehen wie aliquo oder nullo in diesem Sinne stehen, als *χώρα*. Daß die Erklärung des Scholiasten *τῷ τόπῳ ἐκείνῳ* unbrauchbar sey, weil das *ἐν* allen Nachdruck erhalten müsse, ist doch nicht recht einzusehen. — V. 128 *παραῖσιν κισὶ πατρὸς* H. quantum per aquilas cognosci potest. Das ist weder mit dem Gedanken noch mit der Grammatik zu vereinen. Auch propter aquilas irata heißt es nicht: Artemis kann dem Atreidenhause nicht wegen der Adler zürnen, denn die Atreiden sind ja selbst die Adler. So bleibt nichts übrig, als *κισὶ* als Opposition zu *οἴκῳ* zu fassen. Gegen Nägelsbach's Annahme, daß die Wahl des Wortes *οἴκῳ* auf eine Schuld des Hauses in früherer Zeit, auf das Thyestische Mahl, zurückweise, hat Schömann (a. a. D. p. 47) die gewöhnliche Auslegung, daß *οἶκος* die gegenwärtig-

*) *στρατοῦσθαι*, in castris esse, ist, wie H. erinnert, verschieden von *στρατεύεσθαι*. Das Heißt Troja's, d. i. das griechische Heer, heißt *στρατοῦσθαι*, das gelagerte, das zum Zweck der Ausfahrt im Lager versammelte.

gen. Häupter des Hauses bedeute, gut vertheidigt. Ich füge nur eines hinzu. Solches Geschick weissagte, heißt es v. 146 (152 W.), Kalches dem königlichen Hause, οἶκος βασιλείου; dadurch wird die Fassung des obigen οἶκω gewiß nicht wenig bestätigt. — V. 140 (147 W.) Ἰουίαν ἐτέραν, nicht infamstam, sondern aliam. — V. 154 (160 W.) τὸ μάταν — ἄχθος, quia causam eius non idoneam esse videt. Lieber als Prolepse mit Fuhr in der Ztschrift. f. d. Alterth. 1841, no. 24. — V. 164 (170 W.) ist τῷ πάθει gegen die Conjectur τὸν mit Well. vertheidigt. — V. 166. Zu στάζει aus dem folgenden Satze, wo σωφρονεῖν Subject ist, dieses als Object zu denken, wie H. will, halte ich für unmöglich. Στάζει ist intransitiv. — V. 199 (205 W.) λιπόντας passiv, quomodo a classe destituatur, orbatus sociis? — V. 224 χρόνον βαγὰς etc. Rejecto croceo velamine . . sponte vocem comprimit „satis habens adspicere duces, tanquam verba factura.“ Durch diese Auslegung wird Nägelsbach's Einwendung eines πρῶτονστρονον aufgehoben. In demselben Sinne versteht H. (wie auch Droysen) den Schluß der Strophe, ἀγνῆ αὐδῆ von dem frommen Stillschweigen erklärend, mit welchem Iphigenie, ἀταύρωτος, nicht ergrimmt, das Loos des Vaters ehrt. Auf die Opferung selbst bezieht H. erst die folgenden Worte des Chors: τὰ δ' ἔνθεν οὐτ' εἶδον οὐτ' ἐννέπω. Im folgenden Satze ist es doch wohl besser, τοῖς παδοῦσιν allgemein zu verstehen, als mit H. his quidem, qui virginem immolarunt. — εἶδον οὐτ' ἐννέπω. — V. 241 (247 W.) τόδ' ἀγχιστον Ἀπίας — ἔρκος, Klytämnestra tritt näher an die Orchestra. Daß sie bey v. 103 die Scene ganz verlassen habe, um in der Stadt Opfer zu bringen, ist wohl kaum nöthig anzunehmen. Ἀπια, von welchem das Land benannt ist, wird nach Suppl. v. 249 ff. mit ἦπιος in Verbindung gebracht. — V. 257 (263 W.) τί γάρ; τὸ πιστόν — τέκμαρ; nach der Interpunction von Schüb., dessen Beweggrund von seinen Bestreitern nicht einmal verstanden worden sey — vir egregius, qui se poetam legere, non construendi exercitia ante oculos habere sciret. — V. 275 (281 W.) οὐτι μέλλων — παρήκεν, celeriter alio transmisit. — V. 307 (313 W.) ὄξος τε bezieht sich nicht auf ἀλεργά τε, sondern auf καὶ

τῶν ἀλόντων. — V. 375 (381 W.) μελαμπραγῆς πέλει δικαιοθεῖς ater est, quum est aestimatus quanti sit. So auch Peile: proves when justly appreciated. — V. 434 (442 W.) εὐμορφοὶ decori. V. 435: zu ἔχοντας sey als Object sowohl θῆκας, als das Feindesland, das sie erobert haben, gedacht. Das erstere ist ein matter Gedanke; Bamberger de Agam. p. 16 erinnert an die Antwort, welche Marius den Cimbern gab, als sie für ihre Brüder, die Teutonen, Sitze fordern. Plut. 44. — V. 437 (445 W.) τίνει χρέος persolvit debitam populi imprecationem. Einfacher Blomfield: idem valet ac solennis imprecatio. — V. 464 (472 W.) ὄρος decretum. Ich möchte um des Zusammenhanges willen bey der Erklärung des Scholiasen bleiben: περιφραστικῶς ἢ γυνή: ὡς ταυτὸν ὄν γυναικα εἰπεῖν, καὶ ὄρον αὐτῆς ἐκθεῖναι. Die Bedeutung von ὄρος nämlich, die er in den letzten Worten im Auge hat, die Definition, ist subjectiv dasselbe, was objectiv und an unserer Stelle der Begriff, das Wesen ist. — V. 513 (521 W.). Ercurs über ὑψιον. Hier ist es Helena a Paride rapta, a Graecis vindicata, — V. 514 αὐτόχθονον wird vertheidigt, da der Dichter, um auszudrücken „samt seinem Land“, eine andere Form bedurfte als αὐτόχθων, der Eingeborne. Αὐτῶ — ἰαμαρτία (H. accentuirt so als Dualis) wird aus II. XIII, 626 erklärt: οἱ μὲν κορυδιῶν ἄλοχον καὶ κνήματα πολλά Μᾶρ οἶχεσθ' ἀνάγοντες. — V. 520 (528). Das Fragezeichen ist mit Recht wieder getilgt, wie auch Bergk verlangte: die Lesart ἴστε ist zwar gut gegen dessen Conjectur ἦστε vertheidigt, am besten aber würde ἦστε die Entstehung der beyden handschriftlichen Lesarten ἴστε und ἦσε erklären. In der Uebersetzung ist auf τερπνῆς der Nachdruck zu legen, wie Peile eingesehen hat: then were ye overtaken herein by a pleasing pain. In der Entgegnung des Chors ist die Interpunction πῶς δῆ; διδαχθεῖς — λόγον hergestellt. Ebenso v. 527 καὶ πῶς; ἀπόντων — τινάς; — v. 536 (544 W) ist das Komma nach προσῆρ getilgt; τὰ δέ heißt alia, und καὶ gehöret zu πλέον. So auch Franz. — V. 557 (565 W.) ἀρχαῖον γένος wie Soph. Oed. C. 1632 πίστιν ἀρχαῖαν quae firma maneat, olim antiqua futura. Dieselbe Erklärung gibt Peile; ebenso Franz: „cinft ehrwürdige

Glanztrophán“; was Bamberger im Philologus VII, 1. p. 155 angreift: er selbst vertheidigt, und wohl mit Grund, die Erklärung als „altherkömmlicher Stolz der Tempel“. — V. 558 κλύοντας πόλις, d. i. κλύουσαν τὴν πόλιν ist Subject, das erste Glied des Objectis τὸς στρατηγούς, das zweite in veränderter Construction καὶ χάρις τιμῆσται Αἰός. — V. 563 (572 W.) Wir bleiben bey der natürlichsten Construction, ταῦτα als Subiect zu πλουτίζειν zu nehmen; H. höchst gezwungen die Klytämnestra, i. e. eamque in participium ferri sinere narrationis illius. — Auch v. 578 (587 W.) wird es gerathener seyn bey der einfachen Verbindung ὅπως ἀρίστια statt des von H. beliebten elliptischen ὅπως σπεύσω zu bleiben. — V. 580 (588 W.) τί γὰρ — ἥδιον δρακεῖν, welches Licht ist einer Frau süßer zu schauen, als dieses, die Thüre zu öffnen, wenn ein Gott ihren Satten aus dem Felde heimführt? Auch Klausen construirt so. — V. 615 (623 W.) χωρὶς ἢ τιμῆ Θεῶν. Troß der constructio soloeica ἢ τιμῆ Θεῶν müssen wir doch die Auslegung des Victorius für richtig halten: non oportet diem dicatum honori deorum verbis tristioribus contaminare, die Ehre, die man den Göttern an einem solchen Tag bezeigt, ist fern von der γλώσσα κακάγγελος. Hermann: praemium sine diis est, i. e. praemium accipit malorum in re laeta nuntius tale cui non favent dii. — V. 652 ff. (660 W.) Vertheidigung der Hm.'schen Lesarten Μενέλεων γὰρ οὐδ' (quoniam praeco, quum optat, sperare se indicat, addit cur speret) und weiterhin εἰ δ' οὐδ', si igitur. — V. 670 (678 W.) κυναγοὶ (sc. εἰσὶ) κατ' ἴχνος — κελσάντων, so erklärt jetzt H. wie Klausen, und ähnlich wie Well. und Bamberger (Philologus VII, p. 157), welche ἐπλευσαν suppliren. — V. 697 (705 W.) ἔσχε neutrali significatu wie v. 176. Ebenso Franz. — V. 711 (719 W.) πάντα fassen Blomfield und H. nach Hesychius gleich παρατίκα, παραχοῖμα. Aber Bothe's Erklärung similiter ist gar nicht zu entbehren. —

V. 731 (739 W.) οἰκῶν γὰρ etc. nam illud quidem non dubium est, justae domus prosperam sortem esse. Die andere Art, mit welcher Wellauer hier das γὰρ vertheidigt (γὰρ ita iteratur, ut

particula repetita duo membra non inter se, sed cum primaria sententia connectantur) paßt besser für Stellen wie v. 537 (546 W.), wo diese der vulgären Sprache sich annähernde Redeweise vielleicht der Hermann'schen Erklärung durch eine Parenthese vorzuziehen ist. — V. 764 (772 W.) ὕδαρεῖ γιλότῃ, Schol. οὐ καθαρῶ. Da aber der Zusammenhang das Gegentheil erwarten lasse, so meint H., daß das Wort ὕδαρεῖ gleichsam zwischen zwey Gedankenstriche gestellt sey, welche der Vortrag ausdrücken müsse. Weniger künstlich läßt sich der Satz vielleicht zusammengezogen denken aus τὰ δοκοῦντα μὲν εὐφρονος ἐκ διανοίας σάινοντα, ὕδαρεῖ δὲ σάινοντα γιλότῃ. — V. 772 (780 W.) εὐ τελέσασιν soll heißen per eos qui perfecerunt. Die natürliche Verbindung des Dativs mit εὐφρονον kann keinen Anstand haben, indem jetzt die Mühe eine erfreuliche geworden ist für die Ausgezogenen nach glücklicher Vollendung, gilt diese Befriedigung mittelbar auch für den Chor. — V. 778 (785 W.) μεζαιτίους für das einfache αἰτίους wie Soph. Trach. 1234. — V. 780 οὐκ ἀπὸ γλώσσης, non obiter ac negligenter. Dagegen empfiehlt der ganze Zusammenhang doch die von H. verworfene Anspielung auf die Reden und Gegenreden der Anwälte vor Gericht. — V. 838 (845 W.) πολλὴν ἄνωθεν, τὴν κατὰ γὰρ οὐ λέγω, multam superne (non enim eam dico quae substernitur) triplicem terrae chamyda cepisset, Blomfield. Der in diesem Zwischenfah ausgebrückte Gedanke ist ebensov unerträglich, als nach Wellauer's Deutung nam quid sub terra est Gorgonis corpus, non dico. H. übersetzt ἄνωθεν vivus, den Zwischenfah absit enim; ut infernam vestem (ut mortuum) dicam; und das ist gewiß das richtige.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. December

Nro. 80.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus
Hermannus.

(Fortsetzung.)

„Wäre Agamemnon so oft gestorben, als ihn das Gerücht untkommen ließ, so trüge er, dreypfichtig, wie ein zweyter Geryon, jetzt über der Erde oder lebendig eine dreypfache Eiden- oder Grabeshülle, einmal in jeder Gestalt gestorben (d. h. todt- gesagt und mit einem Begräbniß bedacht)“. Hermann's saepe triplicem vivus vestem terrenam induisset. — V. 862 (869 W.) Ἡ. interpungirt mit Elberling νῦν, ταῦτα πάντα πλάσ', ἀπενθήτω γρη- νὶ λέγοιμ' ἄν. Dasselbe wollte Fuhr in d. Zeitschr. f. d. Alt. 1841, Nr. 24. — Der Vers 869 (876 W.) τερπνόν δέ κ., welchen Schüy hinter den folgenden stellen wollte, wird auf den obigen v. 862 bezogen. So auch Franz. — V. 928 (935 W.) οἶκος δ' ὑπάρχει — ἔχειν, est domus quae horum affatim habeat. — V. 946 (953 W.) ἀποπνύσας — ἴαροςος, Wechsel der Construction. Ebenso v. 974 ff. (983 W.) ὄκνος βαλόν — ἔδν δόμος — οὐδ' ἐπόνυσε σκάγος. Rediit in constructionem poeta, ἐπόνυσε referens ad ὄκνος. Vielmehr nehmen wir aus dem δόμος γέρον ein Subject wie γόμος, (welches Blomfield mit Unrecht statt δόμος schreiben wollte) zu ἐπόνυσε. — V. 985 (994 W.) τῶν γθιμένων ἀνάγειν ist zu verbinden: ab inferis reducere. — V. 1016 W. Die Verbindung ἔχεις παρ' ἡμῶν, welche allerdings die leichteste scheint (Droysen, Franz), geht deswegen nicht,

weil νομίζεται nichts anderes heißen würde, als „was der Brauch ist“, wie Klausen richtig übersetzt quae usus fert. Daß das aber nicht in den Zusammenhang paßt, hat Hermann bewiesen. Daher mit Ἡ. tenes, quod exspectari a nobis potest. — V. 1055 (1067 W.) σγαγός mit Schüy als Object von κλαίόμενα, in Bezug auf den Gedanken durch v. 1176 vertheidigt, grammatisch durch die Vergleichung des Acc. bey δακρυρροεῖν in Soph. Fragm. — V. 1103 (1115 W.) Ἴτυν Ἴτυν imitatio est vocis lasciviae et pro adverbio construitur cum στένονσα, i. e. Ilyn Ilyn clamitando gemens affluentem malis vitam. Stellen wie Od. XIX, 522 παῖδ' ὀλογορρομέτη Ἴτυλον γίλον und andere, welche Blomfield citirt, zeigen, daß der Zuhörer hier gewiß Ἴτυν als Accus. mit στένονσα construirte. Klausen's Construction βίον sc. ἴροεῖ ist hart, da mit ἴροεῖ vorher ein verschiedener Accus. νόμος verbunden ist: vielleicht läßt sich aus στένονσα zu βίον ein στένει ergänzen. — V. 1107 (1119 W.) κλαυμάτων ἄτερον, „abgesehen vom Klagegesang“ Franz. Dieselbe Erklärung will Ἡ. im Scholiasten finden, was irrig ist (εἰ γὰρ καὶ ἐν ὄρισιν οὐσα θρηγεῖ, γωνῆ μόνῃ καὶ οὐ θρήνοις), denn dieser will nur erklären, wie man der Nachtigall, die ja eben vorher Ἴτυν στένονσα genannt ist, die κλαίματα absprechen könne. Die obige Erklärung geben wir des seltsamen Gedankens wegen auf; Ἡ. will κλαίματα nicht vom Gesang der Nachtigall, sondern von Leiden, die beklagt werden, verstehen; doch läßt sich die alte Auslegung „thänenlos“ wohl aufrecht erhalten. — V. 1121 (1134 W.) τί τόδε — ἐγρηύσω nach Ἡ. gleich ὅτι

ἐφημίσω, also als indirecte Frage zu fassen, nach Blomfield als directe; am besten nehmen wir es als Ausruf. — V. 1146 (1160 W.) *σύμφθογγος οὐκ εὐφωγος* zusammenzufassen: chorus consonus malis vocibus. — V. 1166 (1180 W.) *νόμος* wird gestützt durch II. IX, 133. — V. 1189 (1203 W.) *τεύξεται* ist Futurum von *τυγχάνω*: οὐκ ὀδεν οἶα ἐκτείνασα — *τεύξεται αὐτῶν κακῇ τύχῃ*. — V. 1233 (1247 W.) ist wieder dem Verständniß zu viel zugemuthet, wenn abgetheilt wird *καλονμένη . . . πτωχός, τάλαινα, λιμοθνής ἠνεσχόμεν*: sustinui, misera, quasi circulatorix, vocari insana, mendica, fame peritura. Denn allerdings können *πτωχός* und *λιμοθνής ἠνεσχ.* nicht verbunden werden, wie es Wellauer verstand, da Kassandra unmöglich ein solches Schicksal in Troja erleiden konnte, aber wegen der eben bezeichneten Schwierigkeit wagen wir auch Hermann nicht zu folgen, und bleiben bey der Einreihung des allerdings bedeutungsärmeren *τάλαινα* zwischen die andern Prädicate der *ἀγύρτριά*. — V. 1247 (1261 W.) *οἱ δ' εἶχον πόλιν*, nach H. wie nach fast allen Auslegern, die Trojaner; aber um wie viel wird der Gedanke reicher, wenn wir die siegenden Griechen darunter verstehen! (wie v. 305 *Τροίαν Ἀχαιοὶ ἔχουσι*). Was habe ich für Grund oder für Recht, um mein Schicksal Klage zu erheben, sagt Kassandra, da ich zuerst meine Vaterstadt habe untergehen sehen, und nun auch die Sieger also enden! Peile sah das richtig; ebenso Martin (Progr. v. Posen 1837) und Bamberger (im Philologus VII.), welche beyde, wahrscheinlich mit Recht, *εἶχον* in *εἶλον* (oder *ἔσχον* Bamb.) geändert wissen wollen. — V. 1249 *ἰούσα πράξω*. Das Object ihres *πράσσειν* spricht sie sogleich aus: *κλήσομαι τὸ καταναεῖν*.

H. vergleicht V. 1640: *πρᾶσσε, παίον*. — V. 1259 *ὁ δ' ἕστατός γε τοῦ χρόνου πρᾶσβεύεται*, ultimus antefertur propter dilationem, so viel als *μακαρίζεται*. Zieht man *χρόνον* zu *ἕστατος*, wie Klausen, so ist es ein matter Zusatz. — V. 1290 (1303 W.) *καὶ ταῦτα* mit Butler auf den ganzen Satz *ἐντυχοῦντα μὲν — εἰ δὲ δεστυχῇ* u. zu beziehen, welcher die Ausführung des *ἰὼ*

βρότεια πράγματ' enthält, *ἐκείνων* aber auf das eigne vorher bezeichnete Loos der Kassandra. — V. 1336 (1349) *ἕψος* unmittelbar mit dem vorhergehenden zu verbinden, indem es als Accus. des Maasßes zu dem Objectaccusativ hinzutritt. — V. 1345 (1358 W.) *αὐτοῦ*, illico. — V. 1362 (1375 W.) *πρὸς εἰδότας*, ut sitis scientes. Das scheint sprachlich unmöglich. Droysen: „was jeder sieht“, Franz: „was ihr seht“; richtiger: „zu euch, die ihr um alles wißt.“ *) — V. 1375 (1388 W.) *οὐδὲν τόδ'*, non hoc, nämlich das was folgt, die Opferung der Tochter. — V. 1382 ff. (1395 W.) *λέγω δὲ σοι τοιαῦτ' ἀπειλεῖν* u. u. jubeo te talia minari, ut me parata imperare mihi, qui vicissim me vi vicerit. So wird die handschriftliche Lesart *παρεσκευασμένης* aufrecht erhalten, welche Schütz, der im übrigen den Sinn des Satzes ganz in derselben Weise versteht, in *παρεσκευασμένη* *σ'* ändern wollte. — V. 1513 (1527 W.) Zur Rectification des Nominativs *ἐπιτύμβιος αἶνος* hat auch Peile erinnert, daß *ἰάπτω* eben so Suppl. v. 531 neutral vorkommt. — V. 1531 (1545 W.). H. trennt mit Symmons *θέσμον γάρ* als eigenen Satz vom Folgenden. Significatur legem hanc esse ut puniatur qui male fecerit. Dasselbe thun Fuhr, Droysen, Franz.

Choephren. Hier ist die Erklärung wieder mehr mit den kritischen Fragen verbunden, so daß wir nur wenige rein ergetische Bemerkungen herauszuheben finden. V. 28 Hermann's Construction *λακίδες ἐγλαδον στολμοί*, i. e. ὥστε *λακίδες γενέσθαι* wird durch den Schol. bestätigt: *οἱ δὲ*

*) Es gehört diese Stelle zu denjenigen, wo wir nun Hermann's eigenthümliche Auslegung als der Humboldtischen Uebersetzung des Agamemnon zu Grunde liegend im Einzelnen erkennen, während bisher nur Humboldt's allgemeine Angabe über sein Verhältniß zu Hermann (Einl. p. XXI) und die der Uebersetzung beigegebenen kritischen Aenderungen Hermann's vorlagen. Zu jenen gehört z. B. auch v. 380 *τὸν ἐπίστορον*, den Anstifter, v. 1157 *καὶ πῶς ἄρ' ὄρκος — γένοιτο* als Wunsch statt als Frage gefaßt, u. a. m.

στολισμοί . . . λακίδες ἐρράγησαν. Doch läßt sich über die Auffassung der Stelle streiten, und die Anfügung des *στολισμοί* als Opposition zu *λακίδες* würde sich grammatisch vollkommen rechtfertigen lassen, da sich selbst die Prosa einen sehr freien Gebrauch der Opposition gestattet, vgl. z. B. Herodot IX, 108 *πρήσσει τὸν γάμον τοῦτον τῷ Λαρείῳ, θυγατέρα τῆς γυναικὸς ταύτης*. Auch die Anführung unserer Stelle im Etym. M. spricht für die alte Interpunction nach *ἄλγεσιν*. — Auch v. 51 (57 W.) *φοβεῖται δέ τις*, mit dem Scholiasten: man ist in Furcht, *ἢ αἰδώς, ἢν περὶ Ἀγαμέμνονος εἶχον οἱ δῆμοι, νῦν εἰς φόβον ἐτρέπη*. — V. 60 (66 W.) vertheidigt jetzt H. die handschriftl. Lesart *ἄτα διαφέρει τὸν αἴτιον — βρῦειν*, graviter dolitura noxa differt auctorem (i. e. differt auctori poenam), ut satietate malorum abundet. In diesem Sinne ist *διαφέρει* auch von Grotesfend erklärt in der Zeitschr. f. d. Alt. 1841, Nr. 106. — V. 66 (73 W.) *ἀνάγκαν ἀμείπτωλον*, duplicis sedis necessitatem. — V. 179 (183 W.) *δῆμοι σταγόνες*. Die gewöhnlich angenommene Enallage hat eben so wenig Wahrscheinlichkeit, als die Correctur δ. *ψίων*, beydes, um den Adjectivbegriff mit *δμμάτων* zu verbinden. Hermann nach einem Schol. *ποθεῖναι*, plenae desiderii. Doch will wohl der Dichter mit den „dürstigen Thränen“ zugleich die mit sehnfüchtiger Begierde hervordringenden bezeichnen. — V. 187 (190 W.) *ἐγὼ δ' ὅπως — τάδ' αἰνέσω*, elliptisch: Schol. *λείπει, οὐκ ἔχω*. Bamberger und Franz machen das durch einen Gedankenstrich nach *Ὁρέστον* deutlich, Electra bricht die Rede ab. Das Terentianische *hoc quid sit* zieht aber H. mit Unrecht hierher. — V. 291 *δέχεσθαι δ' οὔτε συλλύειν τινα*. Was heißt *συλλύειν*? *operam praestare in expiando scelere*, wie Blomfield will, kann es nicht heißen; H. *una solvere navem*, welches zweifelhaft bleibt, da ein ähnlicher absoluter Gebrauch des griechischen *λύειν* wie des lateinischen *solvere* nicht bekannt ist. Wahrscheinlicher Porson und Müller *una deversari*, gleich *συγκαταλύειν*, welches Bamberger mit Recht auch unter dem *συνκλύειν* des Schol. vermuthet. Die Emendation *δέχεσθαι δ' οὔτε*, d. i. *οὔτε δέχεσθαι οὔτε συλλύειν* ist unbestreitbar. — V. 314 verbindet jetzt

H. wie Blomfield *τύχοιμ' ἂν, ἕκαθεν οὐρίσας — σκότω γάος ἀντίμοιρον*; Indem er über die Erklärung nichts beyfügt, scheint er demnach Blomfield beyzustimmen: *quid dicam — ut e longinquo, ubi te habent cubilia, mihi expedire possum lucem tenebris aequalem (quae calamitates compensare queat)?* Allein, wie Bamberger — der übrigens die ganze Stelle anders faßt — mit Recht erinnert, die folgende Antwort des Chors zeigt, daß Orestes nicht fragt, wie er sich, sondern wie er seinem Vater ein *γάος σκότω ἀντίμοιρον*, d. h. *γάος ἀντὶ τοῦ σκότου* in seinem Grabe bringen könne. Dahin weist auch die Anrede *ὦ πάτερ ἀνόπατερ*. Liebesgabe, fährt D. fort, heißt nun auf gleiche Weise die Trauerklage der Atriden, d. i. statt jeder andern *χάρις* kann ich dir nur einen *γός* bringen. (So suche ich das schwierige *ὁμοίως* zu erklären, obwohl ich keineswegs darüber sicher bin). — V. 392 *πιστὰ γένοιτο χώρα, contingat mihi fidere posse civibus*. Für den Zusammenhang gewiß passender Blomfield: *fiducia redeat huic terrae, nur daß πιστὰ* vielmehr objectiv zu fassen ist: ein zuverlässiger Rechtszustand. — V. 486 *ὧ σ' ἐκαίνισαν*, quo ex novo more in te usi sunt Klausen. Sprachlich leichter Hermann: *ἐκαίνισαν* est imhuerunt, initiarunt, i. e. primum exceperunt. Eben so Agam. v. 1030 *καίνισον ζυγόν*. — V. 575 *τούτω*, dem Phylades, sagt H. in Opusc. VII, p. 60, und behält diese Ansicht bey. Aber Klausen's (Comm. zu v. 562) und Firnhaber's Gründe (Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1842, XXXIV, p. 180) für die Wellauerische Ansicht, daß Apollo gemeint sey, sind sehr triftig. Bey Hermann's Erklärung wäre Pearson's Conjectur *ορθώσοντι* kaum zu entbehren. — V. 605 *ἐχθρῶν ἑπαί*. Klausen erklärt: durch die Hand der Feinde. Besser H. ab *hostibus inducta*. Vgl. Thuc. 7, 48 *ἐπὶ χορημάτων καταπροδόντες* und mehr bey Matthiä §. 592. Unsere Stelle hat schon Wellauer so verstanden. — V. 685 (688 W.). Die handschr. Lesart *παροῦσαν ἐγγράγει* sucht jetzt H. so zu vertheidigen: *simul autem Orestes quae in aedibus — spes erat, praesentem inseribit, h. e. eam spem praesentem esse monstrat, quippe praesens quidem ipse, sed in cineres redactus*. Aehnlich Schwentk. Aber diese

Erklärung beruht auf der völlig falschen Voraussetzung, daß Drestes, wie bey Sophokles, die Urne mit der angeblichen Asche des Todten mit sich bringe. Dieß ist bey Aeschylus nicht nur nirgends gesagt, sondern es paßt diese Annahme nicht einmal zu der Anfrage des Strophios v. 669, ob die Urne des Drestes in seine Heimath gebracht oder im Ausland beygesetzt werden solle. Daher ist der Stelle nicht anders als durch Aenderung zu helfen, am besten wohl durch Butler's *παρ' οὐδὲν ἔγγραφει*. — V. 736 ff. *γίλον δ' Ὀρέστην — τλάση*, mit Recht hält H. jetzt eine Aenderung oder Annahme einer Lücke für unnöthig: die angefangene Construction verliert sich anakolutisch, nicht durch die hervorflüßenden Thränen abgebrochen, wie Wellauer meint, sondern durch die Redseligkeit der alten Amme. Jam additura erat haec omnia perdidit Hermann. Passender Heath und Bamberger: quomodo feram? Der Genitiv v. ὁ κελουσιμάτων ist von *καὶ πολλὰ καὶ μοχθήσῃ* abhängig: H. wie Bamberger. — Zu v. 760 (762 W.) findet sich keine Erklärung, aber die abgedruckte Stelle des Eustathius (aus welcher der Vers richtig hergestellt wurde) scheint uns von selbst zu ergeben, daß H. ἐν ἀγέλω jedenfalls auf die Amme beziehen mußte, wie es Droysen und Franz gethan haben: Bamberger und Fünhaber fälschlich auf den Boten Drestes. — V. 780 *ἀμείψει* für *ἀμειψθήσῃ*, vicissim accipies, mit Pauw. — V. 826 *καὶ τόδ' ἀμφέρειν δόμοις* &c. &c. soll nach H. heißen: hoc quoque plenum timoris malum domus haec referre poterit ad caedem illam quae nos vulnerat et mordet, i. e. hoc quoque nobis propter caedem illam evenit; höchst unwahrscheinlich sowohl wegen *ἀμφέρειν* als wegen *δεδηγμένῳ*. Auch hier ist Aenderung nicht zu umgehen: *ἀν γέρειν* hat schon Turn. und *δόμῳ* für *δόμοις* ist gewiß eine leichtere Correctur als, was Bamb. vorzieht, *ἐλκαίνουσι καὶ δεδηγμένους*; die doppelten Dative *δόμῳ — γόνῳ τῷ πρόσθεν ἐλκαίνοντι* brauchte der Dichter nicht zu vermeiden, da die Construction klar ist. Da der Sing. *δόμος* seltener ist als der Plural, so erklärt sich die Corruptel um so leichter. — V. 1046 glaubt jetzt H. die Lesart *γαιοχίτωνες* genügend durch das Weizspiel der Verlängerung in den Eigennamen *Παρθε-*

νοπαῖος und *Ἰππομέδοντος* geschützt. Franz erinnert, wie diese Freyheit bey dem *χ* durch die Aussprache begünstigt werde: „Das *χ* verdoppelt sich durch die Aussprache von selbst; für das Auge wird dieses *παθος* selten ausgedrückt, z. B. *μετηλλαχότα Corp. inser. Gr.*“ Früher wollte H. nach der Analogie von *ἰαχέειν*, ὄχος auch für *γαιοχίτωνες* schreiben.

Eumeniden. V. 21 hat jetzt H. die *Παλλὰς πρόνοια* fallen lassen, und die nun durch delphische Inschriften bestätigte Lesart *προνοία* (*προνοία* in den Handschriften) angenommen. — V. 23 *ἀναστροφαί* mit Beziehung auf Porson's Sammlung von ähnlichen Pluralen, zum Drest. v. 1051. — V. 28. Nach *Αἴα* wird das „Komma hergestellt (so auch Pauw und Heath) und der Vers *ἔπειτα — καθύλακῶν* mit dem vorhergehenden verbunden. — V. 42 verbinden Wieseler und Prien besser *προστροπαίων* mit *ἔδραν*. — V. 55 *οὐ πλαστοῖσι γροισμασί*, non fictis flatibus, ein seltsamer Gedanke. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Eimsley's Aenderung *οὐ πλατοῖσι* richtig ist. — V. 95. Die in den Wiener Jahrbüchern CXI, p. 245 vorgetragene Erklärung des *ἐκνόμων* wird näher begründet: *ἐκνομος* sey, wie es der Schol. erklärt, hier *ἰκετής*, so wie umgekehrt *προστροπαῖος* oft der Verbrecher. Aber die Anfügung des Participialsatzes *βροτοῖσιν ἐνπόμπῳ τύχῃ* bleibt bey dieser Fassung Hermann's eben so bedenklich, („es ist von dem Mitleid die Rede, das den Verbrechern zu Theil werden soll, wenn ihnen ein treuer Begleiter zur Seite steht“), als bey Wellauer, welcher ähnlich *σέβας* de jure supplicum verstand, und den Dativ *ἐντ. τύχῃ* erklärte: „zu gutem Geleite“. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. December.

Nro. 81.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
K. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

- T. C. Banfield, *The statistieal Companion for 1852.* Lond. 1852.
- M. Jameson, *Sketches in Canada and rambles among the red men.* Vol. 1. 2. Lond. 1852.
- C. W. I. Ballenstedt, *Beschreibung meiner Reise nach den Goldminen Californiens.* Schöningen 1851.
- Al. de Garaudé, *L'Espagne en 1851.* Par. 1852.
- H. M. Engelhardt, *Das Monte-Rosa und Matterhorn- (Mont-Cervin-) Gebirg.* Mit Atlas. Straßburg 1852.
- Dr. I. Tobler, *Denkblätter aus Jerusalem.* St. Gallen 1852.
- Dr. J. Epp, *Schilderungen aus Holländisch-Ostindien.* Heidelberg 1852.
- How. Stansbury, *An expedition to the valley of the great saltlake of Utah.* Philad. 1852.
- J. Gerstäcker, *Reisen.* Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.
- J. v. Gumpach, *Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrer.* Heidelb. 1852.
- J. Scaliger, *Prolegomena de Olympiadum recensu universo et de auctore ejus J. Scaligero scripta praemisit E. Scheibel.* Berl. 1852.
- J. Kräßer, *Der Kalender, seine Geschichte und Einrichtung.* Mainz 1852.
- Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart. Bd. 1. Leipz. 1852.
- G. C. Rossi, *L'arco Trajano di Benevento.* T. I—III, Napoli 1816.
- Dr. Th. Panofka, *Gemmen mit Inschriften in den K. Museen zu Berlin, Haag, Copenhagen etc.* Berlin 1852.
- Dr. G. J. Grotefend, *Erläuterung der Keilinschriften Babylonischer Wachsteine.* Hannover 1852.
- Fr. Ritsehel, *Monumenta epigraphica tria.* Berl. 1852.
- G. J. Grotefend, *die Tribunerverzeichnisse des Obeliskens aus Nimrud.* Götting 1852.
- H. de Luynes, *Numismatique et inscriptions egyptiennes.* Par. 1852.
- M. Berry, *Etudes historiques sur les monnaies et le monnayage des Romains.* Par. 1852.
- Dr. C. Ph. Schönemann, *Zur vaterländischen Münzkunde vom 12.—15. Jahrhundert, oder Grundzüge der Bracteatenkunde.* Wolfenbüttel 1852.
- Münzsammlung aller seit dem Westphälischen Frieden bis zum Jahre 1800 geprägten Gold- und Silbermünzen sämtlicher Länder und Städte. Lief. 1 — 10. Leipzig 1853.
- E. Lefranc, *Histoire moderne depuis le grand schisme d'Occident (1378) jusqu'à 1789.* Sme edit. T. 1. 2. Par. 1848.
- Jr. Jacobs, *Hellas.* Berlin 1852.
- Dr. A. Bormann, *Altlatinische Chorographie und Städtegeschichte.* Halle 1852.
- H. Kletke, *Das Alterthum in seinen Hauptmomenten dargestellt.* Breslau 1852.
- F. G. O. Mullaeus, *Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.* Berl. 1852.
- Dr. C. Hopf, *De historiae duceus Atheniensis fontibus.* Bonn 1852.
- Dr. Brandstätter, *Die Weichsel von ihrem Ursprung bis zur Mündung.* Lief. 1. Danzig 1852.

- J. Fr. v. Minutoli, Spanien und seine fortschreitende Entwicklung. Berlin 1852.
- J. de Burgos, Anales del Rein ado de Donna Isabel II. T. 1—6. Madrid 1850—52.
- Mémoires sur la cour du prince Eugène et sur le royaume d'Italie pendant la domination de Napoléon Bonaparte. Par. 1824.
- C. Della Rena, Serie de duchi e marchesi di Toscana. T. 1—4. Firenze 1761—89.
- G. Marcucci, Origine e cattolicità della lingua e delle arti in Italia. Lucca 1850.
- A. Mariotti, Saggio di memorie storiche civili ed ecclesiastiche della città di Perugia e suo contado. T. I. p. 1. 2. 3. Perugia 1806.
- G. Terraneo, La principessa Adelaide contessa di Torino con nuovi documenti illustrata. P. 1. 2. Torino 1759.
- M. Bianchi, Geografia politica dell' Italia. Firenze 1845.
- de St. Aulaire, Histoire de la Fronde. T. I—III. Par. 1827.
- Al. de Masson, Les limites de la France. Bruxelles 1853.
- J. Ch. Laveaux, Histoire des premiers peuples libres qui ont habité la France. Vol. 1—3. Par. 1798.
- L. Ranke, Französische Geschichte. Bd. 1. Stuttgart. 1852.
- de Joinville, Essais sur la Marine française. Bruxelles. 1852.
- M. Capefigue, Trois siècles de l'histoire de France; monarchie et politique des deux branches de la maison de Bourbon 1518—1818. T. 1. 2. Par. 1852.
- Fr. v. Reden, Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den 4 letzten Regierungsformen. Darmstadt 1853.
- Ch. de Montigny-Turpin, Grands épisodes inédits et causes secrètes de la politique et des guerres sous le directoire exécutif, le consulat et l'empire. Par. 1852.
- C. de Marcellus, Politique de la restauration en 1822 et 1823. Par. 1853.
- E. v. Bietersheim, Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipz. 1852.
- Dr. H. Fr. D. Abel, König Philipp der Hohenstaufe Berl. 1852.
- G. Rink, Erinnerungen an Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1852.
- H. Ch. Heimbürger, Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Celle 1852.

- Dr. L. Schneegans, Straßburger Münstersagen aus Urkunden, Chroniken . . . St. Gallen 1852.
- Teleki Jozsef, Hungadiak kora Magyarországon. Bd. I. Pest 1852.
- Dr. A. Schmidl, Oesterreichische Vaterlandskunde. Wien 1852.
- J. B. Zingerle, Tyrol. Innsbruck 1852.
- J. S. Schlager, Alterthümliche Ueberlieferungen von Wien, aus handschriftlichen Quellen. Wien 1853.
- B. Weber, Andreas Hofer und das Jahr 1809. Innsbruck 1852.
- J. Trinker, Höhenbestimmungen von Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1852.
- Jahrbuch der K. K. Geologischen Reichsanstalt. 1.—3. Jahrg. 1850—1852. Wien
- Das Kronland Salzburg vom geschichtl. topograph. statist. und landwirthschaftlichen Standpunkte dargestellt. Salzburg 1852.
- R. Fr. v. Stillfried und Dr. F. Märcker, Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Bd. 1. Urkunden der schwäbischen Linie. 1095—1418. Berlin 1852.
- J. E. J. Weitling, Geschichte des großen Friedrichshospitals und Waisenhauses zu Berlin. Berl. 1852.
- J. B. Prechtel, Chronik der ehemals bischöflich freysingischen Grafschaft Werdenfels in Oberbayern. Augsburg. 1850.
- L. Rau, Studien über die süddeutsche Landwirtschaft. Speyer 1852.
- L. Ph. C. van den Bergh, Handboek der middel-nederlandsche Geographie. Leiden 1852.
- W. G. Niebuhr, Grundzüge für eine Verfassung Niederlands, 1813 geschrieben. Berlin 1852.
- Publications de la société pour la recherche et la conservation des monumens historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg. Année I—VII. Luxembourg 1845—1852.
- Report from the select committee on Indian Territories. Lond. 1852.
- Publications of the Celtic Society. Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. 1. 2. Dublin 184—1850.
- Liber munerum publicorum hiberniae, ab an. 1152 usque ad 1827. Vol. 1. 2. Lond. 1852.
- Fr. Bremer, England im Jahre 1851. Altona 1852.
- H. E. Smith, Reliquiae Isurianae; the remains of the Roman Isurium illustrated. Lond. 1852.
- R. Scott, The history of England during the reign of George the third. Vol. 1—5. Lond. 1820—21.

- W. Maitland, The history of London from the foundation to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1756.
- Fr. B. Head, A fortnight in Ireland. Lond. 1852.
- Th. Braflow, Geschichte Schleswig-Holsteins von 1848 — 1852. Altona 1852.
- Norske Samlinger udgivne af et historisk Samfund i Christiania. Hefte 1—4. Christiania 1849—52.
- Th. Halley, Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la cour de Russie sous les règnes de Pierre le Grand et la Catharine I. Par. 1853.
- L. Staroß, Zur Geschichte der Polnischen Bestrebungen im Anfange des Jahres 1846. Berlin 1852.
- Bory de St. Vincent, Histoire et description des îles Joniennes. Par. 1823.
- F. E. L. Koch, Die Mineral-Regionen der obern Halbinsel Michigan's am Lake Superior und die Isle Royal. Göttingen 1852.
- E. Schoenberg, Patnaakhandas. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Thl. 1. 2. Leipzig 1852.
- Vollständiges Ortslexikon der vereinigten Staaten von Nordamerika. 1. Hälfte. Hildburghausen 1852.
- B. Mayer, Mexico; Aztec, spanish and republican. Vol. 1. 2. Hartford 1852.
- Dr. A. Heising, Die Deutschen in Australien. Berl. 1852.
- Hoo Peih Seang, The ceremonial usages of the Chinese B. C. 1121. Transl. by W. B. Gingell. Lond. 1852.
- W. D. Cooley, Inner Africa laid open, in an attempt to trace the chief lines of communication across that continent South of the Equator. Lond. 1852.
- G. Gade, Bericht über die deutschen Colonien der 3 großen Grundbesitzer am Rio preto in Brasilien. Kiel 1852.
- Convention de l'état de la Louisiane. Vol. 1. 2. New Orleans 1845.
- J. C. G. Kennedy, History and statistics of the state of Maryland. Washington 1852.
- Dr. P. Frisch, Die Staaten von Mexiko, Mittel- und Südamerika u. s. w. Lübeck 1853.
- Ch. St. Hardinge, Recollections of India. P. 1. 2. Lond. 1847.
- J. Phillips, Mexico illustrated. Lond. 1848.
- R. Hay, Illustrations of Cairo. Lond. 1840.
- W. Douglas, A summary, of the first planting and pres. state of the British Settlements in North-America. Vol. 1. 2. Lond. 1760.
- W. F. Daniell, Sketches of the medical topography and native diseases of the Gulf of Guinea, Western Africa. Lond. 1849.
- A. Brasseur de Bourbourg, Histoire du Canada, de son eglise et de ses missions. Vol. 1. 2. Par. 1852.
- S. C. Belnos, The Sundhya, or daily prayers of the Brahmins. Lond 1851.
- J. Witt, Les sociétés secrètes de France et d'Italie. Par. 1830.
- G. de Nerval, Les Illuminés ou les précurseurs du Socialisme. Par. 1852.
- Alexander von Humboldt. Cassel 1853.
- A. de la Guéronnière, Portraits politiques contemporaines. I. Napoléon III. Par. 1853.
- M. J. G. Hess, Vie d'Ulrich Zwingli, reform. de la Suisse. Par. 1810.
- A. de Beauchamp, Vie politique, militaire et privée du général Moreau. Par. 1814.
- Memoires pour la vie de François Petrarque. T. I—III. Amsterd. 1764—67.
- M. Arago, Analyse de la vie et des travaux de S. Will. Herschel. Par. 1852.
- Dr. L. Tonini, Memorie storiche intorno a Francesca de Rimini. Rimini 1852.
- Dr. E. Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Berl. 1852.
- Dr. K. W. Bouterweck, Leben und Wirken Rudolfs von Rodt. Elberf. 1852.
- J. J. Bernet, Nekrolog von Peter Scheitlin. St. Gallen 1852.
- Fr. A. Berger, Felix Fürst zu Schwarzenberg. Leipz. 1853.
- A. Mar. Bandini, De vita et scriptis Joannis Bapt. Doni, Patricii Florent. libri quinque. Florentiae 1755.
- E. v. Hammerstein, Memoiren. Hamb. 1852.
- H. L. Pertz, De Johanne Arndtio ejusque libris qui inscribuntur . . de vero christianismo. Hannoverae 1852.
- L. Nicolardot, Etude sur les grands hommes. Par. 1851.
- L. Feugère, Etude sur la vie et les ouvrages de Du Cange. Par. 1852.
- Dizionario biografico universale. Vol. 1—5. Firenze 1842—1850.
- E. Carmoly, Notice historique sur Benjamin, de Tundèle. Nouv. édition. Suivie del' examen géographique de ses voyages par J. Lelewel. Bru-

A. Helfferich, Engländer und Franzosen. Berl. 1852.

IV. Mathematica,

- J. Kiedl von Leuenstern, Bahnen höherer Zahlen-
gleichungen verschiedener Grade berechnet und me-
trisch dargestellt. Wien 1852.
- C. Bremiker, Logarithmorum VI. decimalium nova
tabula. Berl. 1852.
- Dr. C. H. Schnuse, Die Grundlehren der Theorie der
Kreisfunctionen. Stuttg. 1852.
- —, Die Grundlehren der ebenen analytischen
oder Coordinatengeometrie. Stuttg. 1852.
- Dr. A. F. Schmeidler, Die Instrumente und Werk-
zeuge der höheren und niederen Meßkunst. 2te verm.
Ausf. Leipz. 1852.
- M. Poinsoy, Théorie nouvelle de la rotation des
corps. Par. 1851.
- W. Becker, Erfahrungen über den Portland-Cement.
Berl. 1853.
- J. Britton, Architectural Illustrations of Windsor
Castle. Lond. 1842.
- J. E. Bernhardt, Astraa. Hannover 1853.
- Ad. Erman, Briefwechsel zwischen W. Olbers und J.
W. Beffel. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.
- J. F. J. Schmidt, Resultate aus zehnjährigen Beob-
achtungen über Sternschnuppen. Berl. 1852.
- G. D. E. Weber, Ueber die Differentialformeln für
Cometenbahnen von großer Excentricität. Berlin
1852.

V. P h y s i c a.

- G. Venerio, Osservazioni meteorologiche fatte in
Udine nel Friuli quarantennio 1803 — 1842. Udi-
ne 1851.
- Fr. v. Reichenbach, Odisch-magnetische Briefe. Stuttg.
1852.
- J. B. Dalmas, La cosmogénie et la géologie. Lyon
1852.
- Dr. C. H. D. Buys Ballot, Meteorologische Waar-
nemingen in Nederland 1851. Utrecht 1852.
- H. D. Otto, Zur Theorie der Wärme. Nordhausen
1853.
- J. C. Booth and C. Moreit, Smithsonian report on
recent improvements in the chemical arts. Was-
hingt. 1851.
- Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Die allg. Formen-
lehre als Vorschule der Naturgeschichte. Breslau
1852.

Fr. Th. Franz, Die Offenbarung der Natur. Landau
1852.

- Dumas, Die Pferde der Sahara. N. d. Franz. v.
C. Gräfe. Berl. 1853.
- Dr. Th. C. W. Bischoff, Entwicklungsgeschichte des
Meerschweinchens. Gießen 1852.
- Raumannia, Archiv für die Ornithologie, vorzugsweise
Europa's, Herausg. von Baldamus. 1850 —
1852. Rötten.
- Dr. L. A. Schmarzda, Die geographische Verbreitung
der Thiere. Abth. 1. 2. Wien 1853.
- H. C. Geubel, Zoologische Notizen. Landau 1852.
- J. H. Hochhuth, Beiträge zur näheren Kenntniß der
Staphylinen Rußlands. Moskau 1852.
- S. B. Gorski, Analecta ad Entomographiam provin-
ciarum occidentali-meridionalium Imperii Rossie.
Fasc. 1. Berolini 1852.
- Gleanings from the Menagerie and aviary at Knows-
ley Hall. Hoofed quadrupeds. Knowsly 1850.
- J. H. Hochhuth, Beiträge zur näheren Kenntniß der
Rüsselkäfer Rußlands. Moskau 1852.
- Dr. M. Seubert, Lehrbuch der gesammten Pflanzen-
kunde. Stuttg. 1853.
- Asa Gray, Plantae Wrigtiana Texano-Neo-Mexi-
canae. P. 1. Washing. 1852.
- L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde. Berl. 1852.
- —, Atlas der Pflanzengeographie über alle Theile
der Erde. Berlin 1852.
- W. Hoffmeister, Beiträge zur Kenntniß der Gefäß-
kryptogamen. Leipzig 1852.
- J. Ott, Catalog der Flora Böhmens. Prag 1851.
- Fr. Tr. Kützing, Tabulae phycologicae. Bd. 1. 2.
Nordhausen 1845 — 52.
- Dr. C. Koch, Hortus dendrologicus. Sect. 1. Berol.
1853.
- Dr. H. Hoffmann, Pflanzenverbreitung und Pflanzen-
wanderung. Darmstadt 1852.
- Fr. Volk, Geologische Bilder aus dem Mainzer Be-
cken. Mainz 1852.
- H. Bach, Die Theorie der Bergzeichnung in Verbin-
dung mit Geognosie. Stuttg. 1853.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. December.

Nro. 82.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Dr. A. Th. v. Middendorff's sibirische Reise. Band II. Theil 2. Wirbelthiere. Erste Lieferung: Säugthiere, Vögel und Amphibien, bearbeitet von A. Th. v. Middendorff. St. Petersburg, 1853. 256 S. 4. mit 26 Tafeln.

Dr. v. Middendorff's sibirische Reise gehört zu denjenigen, an welchen der Zoolog eine wahre Freude haben kann. Nicht daß etwa, um zunächst bey den eben genannten Klassen der Vertebraten stehen zu bleiben, eine sonderliche Anzahl neuentdeckter Arten derselben durch ihn dem Systeme zugefügt worden wäre — Pallas hat bey seinem immensen Fleiße im Sammeln und nicht minder großem Scharfblicke in der Unterscheidung der Formen dafür gesorgt, daß in dieser Beziehung seine Nachfolger keine allzureiche Nachlese machen können — aber dadurch hat v. Middendorff's Reise für uns einen so hohen Werth, daß er die Lücken seiner Vorgänger ausgefüllt und die Kenntniß der sibirischen Wirbelthier-Fauna in intensiver Richtung so außerordentlich gefördert hat. Pallas hätte in der zoologischen Durchforschung Sibiriens keinen bessern Nachfolger als v. Middendorff erhalten können, der von gleichem Eifer, gleichen Kenntnissen und gleichem Geiste wie sein großer Vorgänger befeelt, dessen Arbeiten durch umfassende selbstständige Forschungen zu höherer Vollendung, in Hauptstücken zum Abschluß gebracht hat.

Da die höheren Wirbelthiere schon ihrer prak-

tischen Bedeutung wegen das Interesse eines größern Kreises unter den gebildeten Ständen auf sich ziehen, so will der Verf. die allgemeinen zoologisch-geographischen Verhältnisse jener Thiere, nebst der Schilderung der Hausthiere Sibiriens, auf den letzten Band seines Reisewerkes versparen; in dem vorliegenden dagegen, nächst einer systematischen Aufzählung aller Arten Säugthiere, Vögel und Amphibien, welche während seiner Reise erbeutet, beobachtet oder mindestens erkundigt wurden, nur die dem Spezial-Zoologen allein interessanten Notizen und Untersuchungen aufnehmen.

Die Klasse der Säugthiere eröffnet die Reihe der Vertebraten und der Verf. führt uns für Sibirien folgende 56 Arten auf.

Fleischfresser: *Meles taxus*, *Gulo borealis*, *Ursus arctos* und *maritimus*, *Mustela zibellina*, *sibirica*, *erminea*, *vulgaris* und *aterrima*, *Lutra vulgaris*, *Canis lupus*, *alpinus*, *vulpes* und *lagopus*, *Felis lynx*, *tigris* und *irbis*.

Insektenfresser: *Erinaceus auritus*, *Sorex podiens* und *vulgaris*, *Talpa europaea*.

Handflügler: *Vespertilio borealis* Nilss. (*V. Nilssonii* Keys. et Blas.).

Rager: *Pteromys volans*, *Sciurus vulgaris*, *Tamias striatus* und *uthensis*, *Arctomys* (*Spermophilus*) *Eversmanni* und *monax*, *Myodes torquatus*, *obensis* und *schisticolor*, *Arvicola amphibius*, *obscurus*, *rufocanus* und *rutilus*, *Mus sylvaticus* und *musculus*, *Castor fiber*, *Lepus variabilis*, *Lagomys alpinus*.

Hufthiere: *Sus scrofa*, *Aegoceros monta-*

mus, *Bos Pallasii*, *Moschus moschiferus*, *Cervus capreolus* var. (*C. pygargus*), *tarandus*, *elaphus* und *alcees*, *Equus Caballus*, *Elephas primigenius*.

Flossenfüßer: *Phoca barbata*, *groenlandica* und *nummularis*.

Walle: *Delphinapterus leucas*, *Phocaena orca*, *Balaenoptera longimana*.

Hiezu nun einige Bemerkungen.

Die umfassendste Arbeit hat der Verf. über unsern gemeinen Landbären (*Ursus arctos*) geliefert, indem sie von S. 4 bis S. 67 reicht. Dabey handelt er gar nicht von der Lebensgeschichte dieser Thiere oder von den Jagdmethoden, sondern lediglich von der Frage, ob man mit Cuvier, Keyserling und Blasius und Coersmann 2 Arten von Bären oder mit der Mehrzahl der Therologen nur eine Art annehmen dürfe. Zur Evidenz war die Entscheidung dieser Frage bisher nicht gekommen; dazu hat ihr aber jetzt der Verf. verholfen.

Daß die Verschiedenheit in der Färbung keine Berechtigung zur Unterscheidung von Arten bey unserm Landbären gewähre, darüber waren in neuerer Zeit die Therologen so ziemlich einverstanden; nicht so aber in Beziehung auf die erheblichen Differenzen, die man in der Schädelbildung wahrnahm und worauf zunächst die Trennung in 2 Arten: eine hochstirnige und flachstirnige, begründet wurde. Wenn auch andere Therologen, wie Blainville und Raf. durch diese Differenzen sich nicht beirren ließen, die Einheit der Art auszusprechen, so hatte doch Keiner Schädel genug vor sich, um jeden Zweifel zu beseitigen, und dieß um so weniger, als sie die Frage, ob diese Abweichungen nicht etwa von Verschiedenheit des Alters, Geschlechtes und lokalen Rassen abhängig wären, mehr oder minder unerledigt lassen mußten. Um über diese Fragen in's Reine zu kommen, unternahm es der Verf., aus den verschiedensten Gegenden des großen russischen Reiches Bärenschädel zusammen zu bringen und in der That gelang es ihm, nicht weniger als 60 aufzutreiben, wobey außer dem Wohnorte ihm noch von vielen Geschlecht und Alter bekannt war. Mit diesem überreichen Materiale fing nun der Verf. in umsichtiger Weise zu vergleichen und zu messen an, und

als Gesamtergebniß seiner Untersuchungen und Erfahrungen stellt er folgende feste Resultate auf.

1) Das Verhältniß verschiedener Dimensionen, so wie der Form aller einzelnen Schädeltheile unter einander, ist weit bedeutenderen individuellen Veränderlichkeiten unterworfen, als man bisher allgemein angenommen hat.

2) Auch die absolute Größe des gesammten Bärenschädels ist weit mehr individuell veränderlich als bisher angenommen wurde. An einer und derselben geographischen Varietät beträgt das Maaß dieser Veränderlichkeit bis über 20, im gesammten Umfange der Art aber bis über 40 Prozent der Gesammtlänge des Schädels, d. h. um so viel ist der größte ausgewachsene Schädel länger als der kleinste.

3) Es ist dem Verf. nicht möglich gewesen, am Schädel irgend welche Eigenthümlichkeiten nachzuweisen, welche nur dem männlichen oder nur dem weiblichen Geschlechte eigen wären.

4) Bisher reichen die Mittel, die wir haben, das Alter des Bären nach dem Schädel zu bestimmen, nur bis zu einer sehr angenäherten vergleichenden Angabe. Die Breite der Schädelbasis scheint übrigens in ziemlich genauem Verhältnisse mit dem zunehmenden Alter gleichfalls zuzunehmen.

5) In Europa und Sibirien gibt es nur eine einzige Art des gemeinen Landbären, d. i. der *Ursus arctos* Linn.

6) Dieser *Ursus arctos* L. hat innerhalb der nördlichen gemäßigten Zone eine sehr weitläufige, sogar circumpolare geographische Verbreitung, indem er sich über alle drey Welttheile dieser Zone erstreckt. Die Nordgränze seiner Verbreitung reicht bis an die äußersten Gränzen des Waldwuchses hinan, die Südgränze derselben ist aber wesentlich von einer mehr gebirgigen Lage des Vaterlandes abhängig, und schwankt in ihren Krümmungen zwischen dem 40 bis 30° n. Breite.

7) In dem bezeichneten Verbreitungsbezirke ist der *Ursus arctos* Linn. die einzige vorkommende Art seiner Gattung.

8) Der weiten Ausdehnung seines Verbreitungsbezirktes entsprechend, ist der *Ursus arctos* sowohl

individuellen als auch geographischen Varietätsabweichungen in sehr hohem Grade unterworfen. Zu der massivsten Varietät gehören die sibirischen Bären der Westküste des Bering's-Armes, welche zu dem *Ursus ferox* hinüberführen.

Nur bezüglich des letztgenannten Bären, des nordamerikanischen *Ursus ferox*, konnte der Verf. zu keiner vollen Evidenz gelangen, weil ihm hierzu die nöthigen Vergleichungsmittel fehlten. So weit er indeß ein Urtheil sich erlauben darf, sieht er sich für berechtigt an, den *Ursus ferox* für die ausgezeichnetste geographische Varietät des *Ursus arctos* zu erklären, deren Extremitäten sich durch ihre bedeutende Länge der Krallen, ihre ungewöhnliche Größe des Wuchses, durch das Fehlen der meisten Lückenzähne und schließlich durch eine grauweißliche Färbung der Haarspitzen des Rumpfes auszeichnen. Diese Varietät steht derjenigen der Westküsten des Bering'smeeres am nächsten und scheint mit dieser, vermittelt eines Theils ihrer Individuen, völlig zu verschmelzen. Zur Bestätigung dieser Ansicht darf noch angeführt werden, daß nach Temminck's Untersuchung von Fellen der *Ursus ferox* auch auf der japanischen Insel Jesso gefunden wird.

In der vorliegenden Abhandlung des Verf. ist die Schädelbildung des gemeinen Landbären nach allen ihren Variationen und gegenseitigen Uebergängen in einer Vollständigkeit und mit einer Schärfe und Bestimmtheit geschildert worden, wie sie uns von keinem andern Thiere in gleicher Vollständigkeit vorliegt. Dadurch ist nicht bloß der unumstößliche Beweis beygebracht worden, daß unter dem Namen *Ursus arctos* Linn. bloß eine einzige Art von Bären zu begreifen ist, sondern wir haben damit feste Punkte zu weitergreifenden Erörterungen gewonnen. Es läßt sich nämlich aus den Beobachtungen über die Variationen in der Schädelbildung des gemeinen Landbären die Folgerung ziehen, daß auch bey andern Thierarten, zumal bey großen und langlebenden, ein gewisser Kreis von Abänderungen in der Form des Schädels vorkommen wird, ohne daß dadurch die Einheit der Species aufgehoben ist. Mit dem größeren oder geringeren Kreise dieser Variationen muß sich demnach der Zoolog vertraut ma-

chen, bevor er mit Sicherheit spezifische Scheidungen unter nahe verwandten Thierformen vornehmen kann. Noch mehr als von den lebenden Wirbelthieren gilt dieß für die ausgestorbenen, von denen uns ohne dieß nichts als die festen Theile erhalten sind, und wo demnach geringe Differenzen im Knochenbaue und insbesondere in der Schädelbildung nicht gleich berechtigten, daraus auf Art-Verschiedenheiten zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Aeschylī tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Schluß.)

V. 119 ὄραγ γὰρ ἑμῶς κ. κ. H. wiederholt die in Opusc. IV, p. 30 und VII, 10 gegebene Erklärung: ich, Ahtämnestra, die jetzt ein nichtiger Schatten ist, rufe euch. Warum wir dagegen die in Schömann's Uebersetzung ausgedrückte Fassung („es ist der Schatten Ahtämnestra's, der euch ruft“) für die richtige halten, darüber verweisen wir auf die erschöpfende Begründung von Enger in der Zeitschr. f. d. Alt. 1842, p. 658. — V. 122 γίλοις γὰρ εἶσιν κ. hält H. mit Recht seine Erklärung fest: cognatis enim meis sunt, non mihi, (nach der Correctur ἐμοί statt ἐμοῖς) ad quorum praesidium confugiant. Gegen Schömann, welchem Bamberger im II. Bd. des Philologus beypflichtet, hat H. jene vertheidigt in den Wiener Jahrb. CXI, p. 255. Schömann: „Denn die man werth hält, finden Hülf, ich aber nicht.“ Aber der Ausdruck: „Befreundeten hilft man, nicht mir“, statt „ich finde unter den Göttern keinen Freund, der mir hilft, wie Apollo dem Dresden“ leidet offenbar an Härte. — Eben so sind die Erklärungen von 194 (186 W.) χορηγίοις ἐν τοῖσδε πλησίοισι, in dem nahen Tempel, v. 247 (239 W.) ἀνδροκυμῆσι, den Mann ermüdend, nämlich den Dresden, v. 291 (284 W.) κατηγεγῆ πόδα von der in Wolken verhüllten Ge-

genwart *), v. 928 (901 W.) τὸ μὴ περᾶν ὄρον τόπων, so daß die Knochen nicht hervorbrechen können, in jener Recension Hermanns gegen Schömann bereits mitgetheilt, ebendasselbst v. 483 (468 W.) καταστροφῶν νέων θεσμίων gegen Ahrens Conjectur νόμων mit Schömann festgehalten (commutationes in novas leges). — V. 225 (217 W.) καὶ πόνον πλέον τίθου, praeser laborem, si placet. — V. 625 (604 W.) hat H. die handschriftliche, auch von dem Schol. ausdrücklich bezugte (πρὸς τὴν συναλοιγὴν τῆς περὶ) Lesart παρεσκήνωσεν zurückgerufen, eben so im Agam. v. 1106 (1118 W.) παρεβάλλοντο. Bey Pindar ist die Elision des περὶ bekanntlich nach dem Vorgang der Aeolier seit Böckh angenommen. Die Tragiker meiden den Hiatus nach περὶ selbst in Compositis: Porson zur Medea v. 284. Hierauf und auf den Sprachgebrauch der Komiker beruft sich Franz, welcher bey Aeschylus H. vorangegangen ist. — V. 647 (626 W.) γρατέρων statt γρατόρων. H. verweist auf Buttmann's Mythologus (II, 330), Schneidewin in der oben angef. Recension von Einwood auf Meineke's hist. crit. com. p. 218. — V. 764 (742 W.) ὄρθουμένων sc. τῶν πραγμάτων H., wie schon Wellauer si res recte agitur. Warum nicht das nahe liegende τῶν ὀρκωμάτων ergänzen, wie es Schömann und Franz thun? — V. 846 (821 W.). Es ist schon in einer früheren Anmerkung gesagt, daß wir gegen H. bey der alten Interpunction bleiben: μήθ' αἰματηρὰς θηγάνας, σπλάγγων βλάβας νέων, δόι-vois ἔμμανεις θυμώμασιν. Was die Erklärung betrifft, es liegt gewiß die von Thiersch (Abh. d. I. Cl. d. f. b. Akad. d. Wiss. V, II, p. 64 ff.) vertheidigte Beziehung des δόι-vois auf die den Furien dargebrachten νηγάλια (er liest ἔμμανής) unserer Stelle eben so fern, als die Deutung des θηγάνας von dem Gifte, das sie ausgeifern, und das σπλάγγων νέων von der ungeborenen Frucht. H. erklärt δόι-vois θυμώματα wie herkömmlich irae non ex vino

*) Es ist ein Mißverständniß, wenn Rauchenstein (Arauer Progr. 1846, p. 24) und Bamberger (Philologus II, p. 331) die Erklärung des κατηγορηῖ vom Sitzen, Hermann zuschreiben. Denn dieser ist in opusc. VI, 57 schon entschieden für die obige.

natae et graviores ac magis diuturnae quam inebriatorum. Die βλαβαὶ νέων σπλ., (die Verderbung der jugendlichen Herzen) werden selbst ἔμμανεις genannt, so daß man dieses nicht mit Wieseler (im Philologus VII) causativ zu nehmen braucht. Vgl. Soph. Aj. 934 μαινομένοις ἄχρον. — V. 872 f. (845 W.) soll nach H. construirt werden εἰ περὶ τοῦ γλώσσῃς ἐμῆς ἀγνὸν σέβας ἐστὶ σοι μελίγμα. Auch hier ist einzuwenden, daß das wohl kein Zuhörer wirklich so construirt habe, und bey der gewöhnlichen Fassung des Satzes (Komma nach σέβας, das Folgende Opposition) zu verbleiben. —

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, sowohl im Außern als durch ausgezeichnete Correctheit des Druckes. Von Druckfehlern ist uns im Texte, außer den am Schlusse angegebenen, nur Prom. v. 171 τὸν für τὸ, v. 179 στρ. für ἀντ., v. 35 für 235, Choeph. 236 das Komma hinter ἔχον, σος ἔχθρων, dann in fragm. 335 θέσποια, endlich an etwa 18 Stellen fehlende Accente oder Spiritus aufgefallen. Auch im Commentar sind es nur Kleinigkeiten, die jeder im Lesen selbst verbessert, p. 31 ἐν ἄλλοις für ἄλλοις, p. 169 ad für ab, p. 200 hic für his, p. 354 antistropha für stropha, p. 553 nutrivivi, p. 658 perodus und ein paar fehlende Accente: Suppl. v. 871 steht: restituit ordinem Heathius, wo die andern Herausgeber Boethius angeben. Pers. 552 ist dem Commentar zufolge Σοισίδαις zu schreiben, Agam. 520 νόσον ohne Fragezeichen. In fragm. 34 (aus Πλαῦκος πόντιος) ist Hermann's Emendation Ζεγύρον statt Ζιγίρον wohl nur durch Versehen weggeblieben; in fragm. 271 (aus Philoctet) steht ἀναγκαῖον wohl auch durch einen Schreibfehler für ἀρχέστον. Fragm. 249 (aus der Sphinx) ist von dem Herausgeber nach Opusc. IV abgedruckt; derselbe scheint aber übersehen zu haben, daß H. später (Opusc. VII, p. 194) in der Stelle des Athenäus καὶ ἐτι statt καὶ τοι corrigirt, und in den Versen selbst ἐκ Προμηθεὺς λίγυον statt λόγυον mit Heyne geändert hat.

Dr. Ludwig Schiller.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Dezember.

Nro. 83.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Drittes Quartal. July — September.

V. Physica.

- G. Sandberger, Ueber Wesen und Bedeutung der Paläontologie. Wiesbaden 1852.
- G. Rose, Das Krystallo-chemische Mineralsystem. Leipzig 1852.
- Ch. Puggard, Geologie der Insel Mön. Leipz. 1852.
- Dr. F. Plettner, Die Braunkohle in der Mark Brandenburg. Berlin 1852.
- Dr. G. A. Kenngott, Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen in den Jahren 1841 — 1849. Wien 1852.
- D. Heer und A. Escher von der Linth, Zwen geologische Vorträge. Zürich 1852.
- Dr. H. R. Göppert, Beiträge zur Tertiärfloren Schlesiens. Cassel 1852.
- F. H. Schröder, Elemente der rechnenden Krystallographie. Clausthal 1852.
- Dr. E. Hartmann, Die Geologie in ihrer Anwendung auf Künste, Gewerbe und Ackerbau. Leipz. 1852.
- R. Ludwig, Geognostische Beobachtungen in der Gegend zwischen Gießen, Fulda, Frankfurt und Hammelburg. Darmstadt 1852.
- Die Ackererden des Königreichs Sachsen, geognostisch untersucht und classificirt. Freiberg 1853.
- Darstellung der Fossilalgestalten und ihres Spiegelbildwesens. Freiberg 1853.
- H. C. Geubel, Ueber Kalk und Kochsalz in landwirthschaftlicher Beziehung. Speyer 1851.
- K. Hof- u. Staats-Bibl. XI.

A. v. Beckherlin, Ueber englische Landwirthschaft. 3te Aufl. Stuttg. 1852.

E. G. Quatizius, Der Runkelrübenbau und die Runkelrübenzuckerfabrikation. Dessau 1852.

A. v. Leugnerke, Der Kardenbau im Preuß. Staate. Berl. 1852.

R. Lambruschini, Intorno al modo di custodire i Bachi la Seta. Firenze 1852.

Landwirthschaftliche Jahresschrift. Herausg. von Dr. A. v. Leugnerke. 1852. 1853. Berlin.

W. Hirschfeld, Landwirthschaftliche Vorträge. Heft 1. Kiel 1852.

Dr. C. Grebe, Die Forstnaturkunde als wissenschaftliche Grundlage des Waldbaues und der Waldpflege. Bd. 1. Eisenach 1853.

C. F. G. Engelhardt, die Bienenzucht. Eckartsberga 1852.

E. Büchner, Die Spatenkultur im Felde. Leipz. 1852.

A. Block, Ueber den thierischen Dünger. Breslau 1852.

Transactions of the Agricultural Societies of Massachusetts for the year 1817 — 1851. Boston 1818 — 52.

A. v. Sindenren, Ergänzungen zur Statik des Landbaues. Halle 1852.

E. Kirchhof, Das Ganze der Mengedünger- oder Compostbereitung. Leipz. 1852.

J. A. Beil, Technologisches Wörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Wiesbaden 1853.

J. Schmieg, Die Tabak-Fermentation mit Dampfkraft. Frankfurt 1852.

C. Decristoforis, Il credito bancario e i contadini studii. Milano 1851.

Beiträge zur Beurtheilung der Zollvereinsfrage. Berl. 1852.

Ueber das Verhältniß der heutigen Wissenschaft zu Handelsverträgen, insbesondere zu Zollvereinigungen. Berlin 1852.

Dr. C. E. Schindler, Die Association der Geldkräfte sammt Vorschlägen für Gewerbe. . . Wien 1853.

H. Scherer, Allgemeine Geschichte des Welthandels. Th. 1, Leipz. 1852.

U. Hecker, Das Preussische Wechselrecht. Berl. 1853.

J. F. Schmidt, Versuch einer kritischen Beurtheilung des Entwurfs eines neuen Verggesetzes für das Kaiserthum Oesterreich. Prag 1852.

U. v. Hubert, Anleitung durch Colorimetrie den Kupferhalt von Erzen- und Hütten-Produkten schnell und genau zu ermitteln. Wien 1852.

Dr. C. Hartmann, Grundriß der Eisenhüttenkunde. 2te Aufl. Berl. 1852.

VI. Anthropologia.

H. Wronski, Philosophie absolue de l'histoire ou genèse de l'humanité. P. 1. 2. Par. 1852.

Th. Prosp. Le Blanc, Les religieux et leur interprétation chrétienne. Par. 1852.

J. Brüstlein, Luthers Einfluß auf das Volksschulwesen und den Religionsunterricht. Jena 1852.

A. J. Gaume, Lettres à Mr. Dupanloup, évêque D'Orléans sur le paganisme dans l'éducation. Par. 1852.

VII. Philosophia.

Dr. J. N. P. Fischinger, Die Günthersche Philosophie. Schaffhausen 1852.

Dr. R. Hoppe, Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosophie. Berlin 1852.

Dr. A. Zimmermann, Philosophische Propädeutik. Abth. 1. Empirische Psychologie. Wien 1852.

R. Rosenkranz, Meine Reform in der Hegelschen Philosophie. Königsberg 1852.

J. H. Fichte, Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Elberfeld 1834.

Dr. Fr. Harms, Prolegomena zur Philosophie. Braunschweig 1852.

J. G. Dressler, Praktische Denklehre nach Beneke's Vorgänge. Bausen 1852.

G. E. Engel, System der metaphysischen Grundbegriffe. Berlin 1852.

Th. Gangauf, Metaphysische Psychologie des heiligen Augustinus. Abth. 1. Augsb. 1852.

Dr. F. Eberth, Versuche auf dem Gebiete des Naturrechtes. Leipzig 1852.

Dr. Erdmann, Ueber Collision von Pflichten. Berlin 1853.

VIII. Aesthetica.

H. C. Dersted, Naturlehre des Schönen. U. d. Dänischen, von H. Zeise. 2te Ausg. Hamb. 1852.

Ferd. Wolf, Ein spanisches Ironleichenamsspiel von Todtentanz. Wien 1852.

El. Caneionero del pueblo. Coleccion de novelas, comedias . . . per Villergas y Ayguals. 2 Ed. Vol. 1—6. Madr. 1847.

Mery, La guerre du Nizam. T. 1—3. Par. 1847.
The Ormulum. Now first edited by Rob. Meadows White. Vol. 1. 2. Oxford 1852.

Pandurang Hari or memoirs of a Hindoo. Vol. 1. 3. Lond. 1826.

K. Simrock, Bertha die Spinnerin. Frankf. 1853.

D. Roquette, Lieberbuch. Stuttgart 1852.

H. König, Auch eine Jugend. Leipzig 1852.

Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß. Frankf. 1853.

Walther von der Vogelweide, Gedichte nach Lachmann's Ausg., übers. von G. U. Weiske. Halle 1852.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen. Von R. Simrock. Frankf. 1852.

J. H. v. d. Hagen, Nibelungen zwey und zwanzigste Handschrift. Berl. 1852.

J. Trautmann, Epplein von Heilingen. Frankf. 1852.

E. J. Sanpe, Die Schiller-Goetheschen Xenien. Leipz. 1852.

K. Groth, Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten, dithmarscher Mundart mit Glossar. Hamb. 1853.

S. Kapper, Die Gefänge der Serben. Leipzig 1852.

Dr. A. U. E. Schleiermacher, Bibliographisches System der gesammten Wissenschaftskunde. Th. 1. 2. Braunschweig 1852.

M. de Vidaurre, Cartas Americanas politicas y morales. T. I. Philad. 1823.

Mallerbe, Lettres inédites. Par G. Mancel. Caen 1852.

G. Parthey, Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche. Berl. 1853.

G. Schilling, Allgemeine Generalabaklehre. Darmstadt 1853.

W. H. Niehl, Musikalische Charakterköpfe. Stuttg. 1853.

- M. W. Drobisch, Ueber musikalische Tonbestimmung und Temperatur. Leipz. 1852.
- J. W. Dpelt, Allgemeine Theorie der Musik. Leipz. 1852.
- J. G. Meister, Vollständige Harmonie- und Generalbasslehre und Einleitung zur Composition. 2te verm. Aufl. Weimar 1852.
- E. T. Brunner, Musikalisches Fremdvörterbuch. 2te Aufl. Leipz. 1852.
- L. van Beethoven, Studien im Generalbass, Contrapunkt und in der Compositionslehre, herausg. von J. R. v. Seyfried. 2te Ausg. von H. H. Pierison. Hamb. 1853.
- J. Chrysander, Ueber die Moll-Tonart in den Volksgesängen und über das Oratorium. Schwerin 1853.
- Dr. C. Wöltje, Neue Grammatik der Tonsetzkunst. Leipz. 1853.

IX. Politica.

- Briefe über die Staatskunst. Berlin 1853.
- L. Henry, De l'organisation d'établissements de crédit dans l'intérêt de l'agriculture, du commerce etc. etc. Par. 1852.
- S. Becker, Die Volkswirtschaft. Wien 1853.
- D. Hübnert, Jahrbuch der Volkswirtschaft und Statistik. Leipz. 1852.
- E. L. Scabell, Das Feuerlöschwesen Berlin's. Berl. 1853.
- R. J. Raner, Die in den Preussischen Staaten bestehenden allgemeinen Polizeigesetze und Verordnungen. Berlin 1852.
- Dr. H. Ch. H. E. Helwing, De politiae apud populos recentiores origine et notione. Lemyo 1852.
- K. G. v. Zsentschal, Aus der Praxis eines österr. Polizeibeamten. Wien 1853.
- L. v. Gerhardt, Ereignisse und Kriegsbilder aus dem Feldzug 1850 in Schleswig-Holstein. Glogau 1852.
- Aufsätze vermischten Inhalts. Kriegsgeschichtliche Aufklärungen. Berlin 1852.
- H. Frhr. v. Sunsttau, Grundsätze der Strategie. 2te Aufl. Olmütz 1852.

X. Medicina.

- Dr. Fr. Desterlen, Medizinische Logik. Tübingen 1852.
- J. H. Bidder und Volkman, Die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystems. Leipz. 1852.
- Dr. A. Coecus, Ueber die Ernährungsweise der Hornhaut und die Serum führenden Gefäße am menschlichen Körper. Leipz. 1852.

- A. Waller, Nouvelle méthode anatomique pour l'investigation du système nerveux P. I. Bonn 1852.
- Dr. Th. Wislocki, Compendium der pathologischen Anatomie. Wien 1853.
- L. Reinhardt, Pathologisch-anatomische Untersuchungen. Herausg. von Leubuscher. Berlin 1852.
- Dr. Ch. F. C. Winter, Das krankhafte Asthma der Erwachsenen. Sonderhausen 1852.
- E. J. Heusinger, Die sogenannte Geophagie oder Tropische (besser: Malaria-) Chlorose als Krankheit aller Länder und Klimate. Cassel 1852.
- Dr. A. Garms, Eröffnung eines neuen Weges zur sicheren Indication der Arzneimittel. Leipz. 1852.
- Dr. Fuster, Des maladies de la France dans leurs rapports avec les saisons. Par. 1840.
- Dr. Rees von Senbeck, Die Staatsheilkunde. Wiesbaden 1852.
- Dr. E. Aschwell, Handbuch über die Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Aus dem Engl. von Dr. D. Koblshütter. Leipz. 1853.
- Relazione del contagio stato in Firenze l'anno 1630 e 1633. Firenze 1714.
- Dr. J. M. Gully, Wasserheilkunde ben chronischen Krankheiten. U. d. Engl. von L. Lehmann. Köln 1852.
- Dr. E. M. Posner, Ueber Gemüths- und Nervenkrankheiten und ihre Behandlung. Berlin 1852.
- Dr. A. Wagner, Ueber den Heilungsprozeß nach Resection und Exstirpation der Knochen. Berl. 1853.
- Ad. Hannover, Das Epithelioma. Leipz. 1852.
- Dr. G. Barth, Der Lebensmagnetismus, seine Erscheinungen und seine Praxis. Heilbronn 1852.
- Dr. C. J. Schroff, Lehrbuch der Pharmacognosie. 1te Hälfte. Wien 1852.
- Dr. J. H. Knabbe, Die Westfälische Provinzial-Ferren-, Heil- und Pflege Anstalt zu Marsberg. Marsberg 1852.
- Medizinisches Jahrbuch der Thermalquellen von Teplitz-Schönan in Böhmen. Herausg. von Dr. J. Berthold und J. Seiche. Teplitz 1852.
- Dr. Hofer, Das Jordan-Bad bei Biberach. Biberach 1852.
- Dr. J. Ennemoser, Anleitung zur Mesmerischen Praxis. Stuttg. 1852.
- Codex Sanitario-Medicinalis Hungariae. T. II. quem congeffit Dr. F. X. Linzbauer. Budae 1852.
- Dr. Fr. Mohr, Lehrbuch der pharmaceutischen Technik. 2te verm. Aufl. Braunschweig 1853.

- Dr. J. Ch. G. Jörg, Die Zwangsmittel gegen die Natur, zur angeblichen Erleichterung und Abkürzung der Geburt. Leipzig 1852.
- Dr. Jörg, Ueber den Stand der Geburtshülfe in Leipzig von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt. Leipzig 1852.
- Dr. A. Rosenfeld, Ueber die künstliche Erregung der Frühgeburt. Bern 1851.
- Dr. F. Weber, Die Kinderpest. Prag 1852.
- U. Hayne, Handbuch der Zoo-Pathologie und Therapie. 2te verb. Aufl. Wien 1852.
- Dr. J. E. Falke, Die Anatomie und Pathologie der nützlichen Hausthiere in ihrer prakt. Verbindung mit der Pathologie. Leipzig 1852.

XI. Jurisprudentia.

- G. Spencee, The equitable jurisdiction of the Court of Chancery. Vol. 1. 1. London 1846—1849.
- E. Böcking, Pandekten. 4te Ausg. Bonn 1852.
- Dr. E. Meun, Ueber die Römischen Provinzial-Landtage. Köln 1852.
- Th. Risch, Die Verordnung vom 9. Febr. 1849, betreffend die Errichtung von Gewerbegerichten. Berlin 1853.
- Esmarch, Handbuch des Erbrechts im Herzogthume Schleswig. 2te Aufl. Schleswig 1852.
- G. Sandhaas, Germanistische Abhandlungen. Gießen 1852.
- H. Baumeister, Blicke auf einzelne Gegenstände des Hamburgischen Rechts. Hamburg 1852.
- M. F. Vogt, Zusammenstellung der Rechte und Verbindlichkeiten der Miether und Vermiether nach Preussischem Recht. Breslau 1852.
- Eug. de Rozière, Formules inédites, publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Strassbourg. Par. 1851.
- Magdeburger Weisthümer aus den Originalen des Örtlicher Reichsarchives, herausg. von Dr. Th. Neumann. Görlitz 1852.
- Dr. E. Tenner, Das Hamburgische Erbrecht. Bd. 1. 2. Hamb. 1852.
- Fr. Geßell, Leitfaden zum deutschen Privatrecht mit Einschluß des Lehenrechts. Berlin 1852.
- Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Nebst allg. Motiven und Inhaltsverzeichnis. Dresden 1852.
- Dr. G. Fr. Held, Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Leipzig 1852.
- B. Delbrück, Die Uebernahme fremder Schulden nach gemeinem und Preuss-Recht. Berlin 1853.
- Bagnonecelli di Bergamo, Sull' antichissima origine e successione dei governi municipali nelle città italiane ricerche. T. I. II. Bergamo 1823.
- Das Grundgesetz des Königreiches Dänemark vom 5. Juni 1849. Altona 1852.
- Coleccion de fueros municipales y cartas pueblas de los reinos de Castilla por T. Muñoz y Romero. T. I. Madrid 1847.
- Reports of cases argued and determined in the Supreme Court of the state of Louisiana. Vol. 8—19. By Th. Curry. Vol. 1—12. By Merritt M. Robinson. Vol. 1—5. New-Orleans 1835—1851.
- A. J. van Deinse, De algemeene beginselen van strafregt. Middelburg 1852.
- J. D. H. Temme, Lehrbuch des Preussischen Strafrechts. Lief. 1. Berlin 1852.
- Transunto di tre processi antichi criminali di Bologna. Bologna 1841.
- Cenno sull' antica storia del foro criminale Bolognese. Bologna 1835—1842.
- P. Harum, Die Preß-Ordnung vom 27. May 1852 nebst den sonstigen noch in Kraft bestehenden Verordnungen, insbesondere dem Patente zum Schutze des geistigen Eigenthumes. Pest 1852.
- Dr. Zwele, Repertorium über die Strafprozeßordnung für das Königreich Hannover vom 8. November 1850. Göttingen 1852.
- J. D. H. Temme, Glossen zum Strafgesetzbuche für die Preussischen Staaten. Breslau 1853.
- W. Möller, Kritik des Strafmaßes mit besonderer Rücksicht auf das Kurhessische Recht. Göttingen 1852.
- Dr. E. F. Müller, Strafgesetzbuch für das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Erfurt 1853.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. December.

Nro. 84.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1853.

Exploration and Survey of the Valley of the Great Salt Lake of Utah, including a reconnaissance of a new route through the Rocky Mountains. By Howard Stansbury, Captain Corps Topograph. Engineers, U. S. Army. Printed by order of the Senate of the United States. Philadelph. 1852. 487 S. gr. 8. mit 58 Tafeln und einer Mappe mit 2 Karten.

Seitdem die Vereinigten Staaten ihre Herrschaft bis an den stillen Ocean ausgedehnt haben, und das fruchtbare Oregon-Territorium und noch mehr das goldreiche Californien stets zahlreichere Schaaren von Einwanderern nach dem fernen Westen lockt, macht sich das Bedürfnis immer fühlbarer und dringlicher, eine geeignete Communication zu Lande zwischen dem Osten und dem Westen dieses ungeheuren Ländergebietes zu eröffnen. Dazu ist es aber erforderlich, zuerst genauere Kenntniß von den gewaltigen Länderstrichen, die sich zu beyden Seiten der Felsgebirge ausbreiten, zu erlangen, um darnach die Anlage von Verkehrswegen bemessen zu können. Zu diesem Behufe macht nun auch die Centralregierung der Union große Anstrengungen, in deren Folge eben auch der Capitain Stansbury den Auftrag erhielt, die Untersuchung und Aufnahme des Thales des großen Salzsees von Utah westwärts der Felsgebirge auszuführen.

Der große Salzsee hat in neuerer Zeit eine besondere Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten erlangt, als

sich nunmehr die Mormonen, nachdem sie mit blutiger Hand aus den Staaten Illinois und Missouri vertrieben worden waren, an ihm eine Stadt und außerdem auf weitere Entfernung hin mehrere Colonien begründet haben, deren Bevölkerung in so rascher Zunahme begriffen ist, daß sie bereits Ansprüche darauf machen, als eigener Staat in die Foederation eintreten zu dürfen. Ueber die Mormonen-Stadt geht zugleich ein Hauptzug der Einwanderung, die zu Lande aus dem Osten nach der Westküste jetzt schaarenweise stattfindet und somit ist der Centralregierung Veranlassung genug gegeben, sich über die Territorial-Verhältnisse jener entfernten Ländergebiete eine authentische Auskunft zu verschaffen.

Als Ausgangspunkt für das hier zur Sprache kommende Unternehmen war das Fort Leavenworth am Missouri bestimmt. Die Expedition bestand im Ganzen aus 18 Mann, 5 Wagen und 46 Pferden und Maulthieren; dem Verf., der diesen Zug befehligte, war nur noch ein einziger Offizier, der Lieutenant Gunnison, beygegeben. Die Mannschaft bestand hauptsächlich aus erfahrenen Leuten, die den größten Theil ihres Lebens unter den Wilden der Felsgebirge zugebracht hatten, und denen diese Lebensweise aus alter Gewöhnung lieb geworden war; man bezeichnet solche Leute in Nordamerika allgemein mit dem Ehrentamen der Voyageurs. Am 31. May wurde die Reise angetreten und der „Auswanderungsstraße“ folgend, erreichte man am 28. August die Mormonenstadt am großen Salzsee; zu ihrer Zurücklegung hatte die Expedition demnach drei volle Monate gebraucht.

Es dürfte für unsere Leser kein Interesse haben, wenn wir hier umständlichere Mittheilungen aus dem Tagebuche des Verf. mittheilen wollten. Er selbst macht bemerkl. daß er über diese Reise wenig Neues berichten könne, da Tausende von Auswanderern schon vor ihm selbige gemacht hätten; er wolle auf eine genauere Schilderung auch nur deshalb eingehen, damit spätere Emigranten einen richtigen Begriff von all den Strapazen und Gefahren eines solchen Unternehmens erhielten, um darnach ihre Einrichtungen und Vorkehrungen zu treffen. Denn es ist fast unglaublich, mit welcher Sorglosigkeit und Unbedachtsamkeit viele dieser Auswanderer eine solche mühselige und langwierige Reise unternehmen und sich dadurch in's Verderben stürzen, wie davon der Verf. eine Menge trauriger Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte.

Man erwäge nur, daß diese ganze lange Reise völlig durch unbewohnte Länder hindurchführt, wo höchstens Haufen von wilden Indianern umher streifen, gegen deren böse Absichten man immer, namentlich zur Nachtzeit, auf der Hut seyn muß. Nur drey- oder viermal auf dem Wege kommt man mit Ansiedlungen der Weißen in Berührung, und dieß sind kleine besetzte Plätze (Fort Kearny, Laramie, Bridger und Hall), die hier, in großen Distancen von einander, von der Unionsregierung angelegt wurden. Man muß also darauf gefaßt seyn, ein Vierteljahr lang Nachts unter Zelten zu campiren, man muß die Haltplätze, wo Futter und Wasser für die Thiere zu finden, genau kennen, um nicht sein Zugvieh einzubüßen, man muß mit der Beladung der Wagen und Thiere gut umzugehen verstehen, wenn diese nicht auf einer so langen Reise zu Grunde gehen sollen, man muß endlich mit Proviant ausreichend versehen seyn, um nicht bitteren Mangel zu leiden. Sonst konnte man leicht seine Vorräthe durch die Jagd auf die Bisons, die hier in zahllosen Schaaren umher schwärmten, ergänzen; jetzt aber sind sie durch die schonungslosen Nachstellungen aus den meisten Gegenden verschwun-

den, so daß auch der Verf. erst bey der Annäherung gegen die Felsgebirge hin diese Thiere in Schaaren zu sehen bekam.

Ein großer Theil der Auswanderer hat aber gar keine ordentliche Vorstellung von den Fährlichkeiten, die ihn auf einer solchen Reise bedrohen, und begibt sich ohne gehörige Vorbereitung und Ausrüstung auf den Weg. Aber nur zu bald wird der Sorglose mit den Schrecknissen der Wirklichkeit befannt, und was das Schicksal von vielen dieser Emigranten ist, davon geben die zurückgelassenen und mit allerley Waaren belasteten Wagen, die Thiergerippe und die zahlreichen Gräber längs der Emigrantenstraße ein trauriges Zeugniß. Kein Wunder, daß daher der Verf. öfters auf Züge stieß, die in allen ihren Hoffnungen bitterlich getäuscht, umgekehrt waren und den Rückweg nach der Heimath einschlugen.

Nach Ankunft der Expedition in der Mormonenstadt wurde alsbald mit der Untersuchung und Aufnahme des großen Salzsees der Anfang gemacht und zwar zunächst mit seinem westlichen Ufer. Dieser Theil der Aufgabe war wegen Wassermangels und fast gänzlicher Unfruchtbarkeit des Bodens so außerordentlich schwierig und strapaziös, daß die ganze Mannschaft empfindlich darunter litt und mehrere Maulthiere der übermäßigen Anstrengung und Entbehrung erlagen. Der Einbruch des Winters machte diesen Untersuchungen ein Ende und führte den Verf. mit seinen Leuten nach den Niederlassungen der Mormonen zurück, wo sie überwinterten. Mit Anfang des Aprils des folgenden Jahres wurde die Fortführung der Untersuchung wieder aufgenommen, und nach vollständiger Beendigung derselben am 28. August der Rückweg angetreten, bis am 6. November der Ausgangspunkt, das Fort Leavenworth, wieder erreicht war.

Von den durch den Verf. aus seinen zahlreichen und genauen Untersuchungen gewonnenen Resultaten wollen wir hier in der Kürze nur zwey

zur Sprache bringen, die von allgemeinerem Interesse sind. Das eine betrifft des Verf. Urtheil über den Mormonen-Staat, das andere die Charakteristik der Fauna und Flora des Salzsees und der angränzenden Theile der Felsgebirge.

Der Mormonismus hat eine doppelte Seite: eine religiöse und eine politische. Von ersterer ist man jetzt hinlänglich bey uns unterrichtet, und sie macht sich besonders dadurch kennbar, daß sich die Mormonen besonderer Offenbarungen rühmen, durch welche sie sich nicht an die Bibel gebunden glauben, sich als die Auserwählten Gottes, als „die Heiligen der letzten Tage“ betrachten, alle Andern außerhalb ihrer Gemeinschaft für „Heiden“ erklären und ein sogenanntes „geistliches Weiber-System“ eingeführt haben, das auf eine eben nicht sonderlich geistliche Weise die Vielweiberey gestattet. Mehr als alles Andere mußte insbesondere letztere Einrichtung die Mormonen bey dem Volke, das nicht ihres Glaubens war, bey den sogenannten Heiden, verhaßt machen, und so kam es, daß sie mit gewaffneter Hand zuerst aus dem Staate Missouri, dann aus Illinois vertrieben und der Stifter ihrer Sekte erschlagen wurde, bis sie endlich im Jahre 1847 nach langen Irrfahrten und unter großen Beschwerden an dem Salzsee sich niederließen.

Hier waren sie nun auf allen Seiten durch unermessliche Wüsteneyen von ihren Feinden geschieden und konnten sich in Frieden ganz nach ihrer eigenthümlichen Weise einrichten. So hatten sie denn Gelegenheit einen Beweis abzulegen, daß sie über den religiösen Verirrungen doch nicht den Sinn für eine verständige Einrichtung ihrer politischen und industriellen Verhältnisse verloren hatten. Unter der Leitung ihres neuen Propheten und Präsidenten der Kirche, Brigham Young, den der Verf. als einen geschickten, einsichtsvollen und energischen Mann rühmt, schufen die Mormonen eine Wildniß, die früher bloß von Wölfen, Bären, Hirschen und einigen Indianer-Haufen belebt wurde, in ein fruchtbares Acker- und Weideland um, und legten den Grund zu einer großen Stadt, die damals schon 10,000 Einwohner zählte. Außerdem aber begrün-

deten sie in näherer und weiterer Ferne, wo sich der Boden günstig zeigte, besondere Colonien, gewissermaßen als die festen Punkte, aus welchen neue Städte und Dörfer hervorgehen sollten. Nicht mindere Sorge trugen sie für ein wohlbestelltes Polizey- und Gerichtswesen und gut eingerichtete Schulen, um in keiner dieser Beziehungen hinter ihren Mitbürgern im Osten zurückzustehen. Und obwohl geistliches und weltliches Regiment sich in der Hauptsache in denselben Händen beysammen befindet, so waren sie doch einsichtig genug, nach Außen hin diese beyderley Aemter von einander zu scheiden. Dieß mußten sie thun, wollten sie anders den Zweck, der ihnen wenigstens jetzt als Hauptsache gilt, erreichen, nämlich als gleichwerthiges Staatenglied in die Union aufgenommen zu werden. Diese Absicht würden sie aber nimmermehr erreichen, wenn sie in Washington nur ihren geistlichen Charakter geltend machen wollten; sie müssen dort schlechterdings als politische Gemeinde mit den Einrichtungen und Benennungen, die in den andern Staaten üblich sind, auftreten. Weil aber zur Anerkennung als besonderer Staat eine bestimmte Bevölkerungszahl nöthig ist und der Heiligen der letzten Tage noch nicht so viele beysammen sind als zu gedachtem Zwecke nöthig ist, so haben sie Missionäre nach der neuen und alten Welt ausgesandt, um dort „die Heiligen zu sammeln“, zugleich aber haben sie auch den Heiden gestattet, unter ihnen zu wohnen, und für diese also muß das obrigkeitliche Regiment im weltlichen Charakter auftreten, weil die Ungläubigen einem geistlichen Gerichte der Heiligen sich nicht unterwerfen würden.

Man sieht hieraus, daß bey den Mormonen schwärmerische Sektirerey und kluge politische Berechnung so in einander verflochten sind, daß die weltlichen Interessen keineswegs gegen die geistlichen in den Hintergrund gestellt sind. Der Erfolg ihrer Missionen ist übrigens so groß, daß ihnen fortwährend zahlreiche Haufen aus der neuen Welt, wie aus England und Irland zufließen, ja selbst aus Schweden, Dänemark und Norddeutschland Zuzüge erfolgen, für deren Beförderung sie bestens besorgt sind. Um die Einwanderung zu erleichtern, haben

die Mormonen bereits angefangen eine Communication mit S. Diego an der Küste des stillen Ozeans zu eröffnen, indem sie auf diesem Wege Niederlassungen begründeten, in welchen die ferneren Einwanderer Aufnahme und Verpflegung auf ihrem Zuge in's gelobte Land finden können. Eine besondere Wichtigkeit wird die Mormonenstadt am großen Salzsee noch dadurch erlangen, daß wenn einmal der Osten der Union mit dem Westen durch eine ordentliche Fahrstraße oder Eisenbahn in Verbindung gebracht werden wird, diese alsdann die Salzsee-Stadt berühren muß, weil dort allein in den ungeheuern Wüsteneien des inneren Unionsgebietes Mittel zur Erneuerung der Provisionen und der Vornahme von Reparaturen gegeben sind. Wie lebhaft bereits der Verkehr ist, beweist auch der Umstand, daß der Verf. einmal mit der Briefpost aus der Salzsee-Stadt zusammentraf, die über 6000 Briefe nach dem Osten zu bringen hatte.

Der Verf., der keineswegs mit den Doctrinen der Mormonen einverstanden ist, erkennt es übrigens an, daß Bildung, Ordnung, Fleiß und Wohlstand unter ihnen herrsche.

Einen besonderen Werth erlangt die vorliegende Untersuchungsreise noch durch ihre Berücksichtigung der Fauna und Flora eines in dieser Beziehung bisher noch ganz unbekanntes Gebietes. Zwar waren der Expedition keine Naturforscher vom Fache beigegeben, sondern die beyden Offiziere derselben konnten nur neben ihren andern Arbeiten an Anlegung von Sammlungen denken, um desto mehr Anerkennung verdient es, daß sie gleichwohl die mühsame Acquisition derselben sich nicht verdrießen ließen und dadurch doch so viel zusammen brachten, daß der Verf. mit Recht rühmen darf, daß seit Major Long's Besuch des Missouri keine von der Regierung ausgerüstete Expedition der Naturgeschichte so bedeutende Bereicherungen gebracht habe, als gerade diese. Zur gehörigen Verwerthung dieser Sammlungen haben aber auch die amerikanischen Naturforscher wesentlich mitgewirkt, indem sie sich, je nach ihren Fächern, in die Bestimmung und Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände getheilt haben.

Die Säugthiere wurden von Baird bestimmt und gehören folgenden Arten an: 1) *Vulpes macroura* (S. 309), eine neue Art vom Salzsee-Thal und den Felsgebirgen, welche in der Färbung eben so veränderlich ist als der rothe Fuchs (*Canis fulvus*), dessen Schwanz aber um 6'' und mehr länger ist als bey letzterem. 2) *Putorius Vison*, 3) *Putorius Erminea*, 4) *Meles labradoria*, 5) *Gulo Lusus*, der hier im Salzsee-Thal wohl seine südlichste Verbreitungsgränze erreicht, 6) *Fiber zibethicus*, 7) *Spermophilus tredecim-lineatus* und 8) *Ovis montana*. — Im Anhange findet sich noch die Beschreibung einer neuen Goffer-Art, die Lieutenant Abert aus Neumeriko mitbrachte und von Baird *Pseudostoma castanops* (S. 313) benannt wurde. Sie hält in der Größe das Mittel zwischen *Ps. boreale* und *bursarium*, ist viel heller als letztere Art, blaß gelblichbraun mit einem großen hell kastanienfarbigen Fleck an jeder Seite des Kopfes.

Von Vögeln wurden 30 Arten gesammelt und von Baird bestimmt. Als neue Art unterscheidet er die *Sialia macroptera*, die zwar mit der *S. arctica* nahe verwandt ist, aber längere Flügel, viel kleinere und schwächere Krallen und längere Beine hat. Außerdem sind 9 Arten verzeichnet, die Abert in Neumeriko acquirirte. Noch ist eine zahlreiche Liste von solchen Vögeln beygegeben, die im Westen des Mississippi vorkommen und in Audubon's Ornithologie nicht enthalten sind. Sie sollen von Cassin in seinen *Illustrations of the Birds of California, Texas etc.*, die eine Ergänzung von Audubon's Werke bilden, beschrieben und abgebildet werden.

Die Amphibien haben Baird und Ch. Girard gemeinschaftlich bearbeitet und sind lauter neue Arten, mit Ausnahme von zweyen, von denen die *Holbrookia maculata* erst kürzlich durch Girard vom Platte-Fluß und *Phrynosoma Douglasii* durch Bell vom Oregon beschrieben wurde. Die Arten heißen: 1) *Siredon lichenoides* (Tab. 1), 2) *Cnemidophorus Tigris* (Tab. 2), 3) *Crotaphytus Wislizeni* (Tab. 3), 4) *Holbrookia (Cophosaurus Trosch.) maculata* (Tab. 6 Fig. 1 — 3), 5) *Uta*

stansburiana (Tab. 5 Fig. 4 — 6), 6) *Sceloporus graciosus* (Tab. 5 Fig. 1 — 3), 7) *Elgaria scineicauda* (Tab. 4 Fig. 1 — 3), 8) *Plestiodon skiltonianum* (Tab. 4 Fig. 4 — 6), 9) *Churchillia Bellona*, 10) *Coluber Mormon*, 11) *Heterodon nasiceus*. Von diesen Reptilien bildet *Uta* eine neue Gattung = und *Churchillia* eine neue Schlangengattung. — Angefügt ist noch eine sehr sorgfältig bearbeitete Monographie der Gattung *Phrynosoma* von Girard, welcher er 6 Arten zuweist, die auf Tab. 7 und 8 im Ganzen oder doch in ihren charakteristischen Theilen abgebildet sind.

Insekten konnten nur wenig zurückgebracht werden. Haldeman, der sie bestimmte, hat noch die Beschreibung von solchen zugesügt, die durch andere Reisende an der Westgränze von Texas und in der Ebene von Santa Fe gesammelt wurden. Die Schmetterlinge zählen 3 bereits bekannte Arten, die Hymenopteren 4, die Hemipteren und die Orthopteren ebenfalls je 4 Arten, sämmtlich neu: unter den Orthopteren ist eine neue Gattung *Anabrus* aufgestellt, die zunächst an *Phalangopsis* sich anschließt. Die Käfer sind mit 35 Arten vertreten, darunter 12 neue, wovon auf Tab. 9 und 10 die wichtigsten abgebildet sind. Auch eine neue Gattung, *Henous*, ist begründet, die mit *Epicanta* verwandt ist.

Die von der Expedition gesammelten Pflanzen wurden von John Torrey bearbeitet und zählen 112 Arten, worunter 6 neu sind. Auch eine neue Gattung, *Monothrix*, ist begründet, welche mit Bentham's *Perityle* in naher Verwandtschaft steht. Die neuen Formen sind durch 9 Tafeln mit Abbildungen erläutert.

Die Bestimmung der Versteinerungen ist von James Hall vorgenommen worden; sie zählen 4 Arten Korallen, 9 Brachiopoden, 5 Muscheln und 2 Schnecken, die sämmtlich auf 4 Tafeln abgebildet sind.

Bengegeben sind am Schluß noch einige chemische Analysen und die Reihe der meteorologischen Beobachtungen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist bey Vermeidung alles unnützen Luxus sehr gefällig. Zur besondern Zierde gereichen die 58 Tafeln lithographirter Abbildungen, wovon 23 den naturhistorischen Gegenständen, die andern 35 landschaftlichen Darstellungen gewidmet sind. Eine besondere Mappe enthält 2 Karten im größten Maasstabe: die eine ist der Aufnahme des Thales des großen Salzsees gewidmet, die andere gibt die Reiseroute an. Sowohl die Tafeln als die Karten sind lobenswerth ausgeführt.

Dr. H. Th. v. Middendorff's sibirische Reise, 2c.

(Schluß.)

Eine glückliche Anwendung seiner an den Landbären erprobten Erfahrungen hat der Verf. nun gleich an den Ueberresten der urweltlichen Höhlenbären gemacht *). Bekanntlich hat auch hier *Euvier* (abgesehen von dem für sich stehenden *Ursus prisens*) eine hochstirnige Art von der flachstirnigen unterschieden, und Andere haben nach andern Abweichungen noch etliche Species beygefügt. Diesen Sonderungen konnte der Verf. mit vollem Rechte seine an *Ursus aretos* gemachten Erfahrungen entgegenhalten und damit den Beweis beybringen, daß solche Abänderungen in der Schädelform, wie sie bey den fossilen Höhlenbären gefunden werden, sämmtlich noch innerhalb der Peripherie liegen, bis zu welcher hin eine Reihe von Variationen in der Art-Einheit gestattet ist. Der Verf. hat hiemit die Resultate bekräftigt, zu welchen Ref. schon früher aus der Vergleichung einer großen Anzahl Schädel von Höhlenbären gelangt war.

*) In seiner Abhandlung: „Untersuchungen an Schädeln des gemeinen Landbären als kritische Beleuchtung der Streitfrage über die Arten fossiler Höhlenbären“, in den Verhandl. der russisch k. mineralog. Gesellschaft zu St. Petersburg, Jahrg. 1850.

Eine sehr ausführliche Erörterung widmet der Verf. ferner den Farbenveränderungen, welche bey dem gemeinen Eichhörnchen in Sibirien vorkommen. *Tamias (Sciurus) uthensis* Pall. sieht er für eine schwarze Abänderung des *Tamias striatus* an, und beruft sich, in Ermangelung eigener Beobachtungen, auf den Umstand, daß auch das gemeine Eichhörnchen an den Küstengegenden des ochotskischen Meeres häufig in einer schwarzen Varietät vorkomme. Ref. kann dieser Ansicht eine neue Stütze darbieten, indem erst vor Kurzem Haldeman bekannt machte, daß er von dem mit *Tamias striatus* nahe verwandten, amerikanischen *T. Lysteri* eine ganz schwarze Abänderung, ohne Andeutung von Seitenstreifen, erhalten habe.

In zwey musterhaften Monographien sind die beyden Lemming-Arten: *Myodes torquatus* und *M. obensis* sowohl nach ihrem äußeren und inneren Baue, als nach ihrem Farbenwechsel und ihrer geographischen Verbreitung, die bey beyden rings um den Polarkreis herumreicht, geschildert und mehrere Nominalarten dadurch für immer beseitigt. Zu solchen Resultaten wäre man freylich nach den in den Sammlungen zerstreuten und vereinzeltten Exemplaren nicht gekommen, sondern die Untersuchung derselben nach einer großen Anzahl in ihren Heimathstätten mußte dazu die Grundlage abgeben. Daß hiebey dem Verf., der uns vor mehreren Jahren mit seinem Besuche erfreute, die Besichtigung der in hiesiger Sammlung aufbewahrten Lemminge aus Labrador förderlich war, gereicht uns zum Vergnügen. Auch des Referenten Nachweis, daß der von ihm aus dem russischen Nordamerika beschriebene *Myodes albigularis* sowohl mit dem nordamerikanischen *M. helvolus* als auch mit dem sibirischen *M. obensis* (beyde ihm übrigens damals nur aus Beschreibungen bekannt) in großer Uebereinstimmung stehe, hat nunmehr durch den Verf. nicht bloß Bestätigung, sondern die weitere Ausdehnung erhalten, daß diese drey Lemminge sämmtlich zu einer Art gehören.

In eben so gründlicher Weise hat der Verf. eine neue Art von Feldmäusen, die Everzmann nur

mit wenig Worten und eben deßhalb ganz unzureichend als *Hypudaeus obscurus* charakterisirte, beschrieben.

Zur Kenntniß der geographischen Verbreitung ist es interessant, daß der Verf. an einem Horne den Nachweis liefern konnte, daß die nordamerikanische *Ovis montana* im Küstengebirge des ochotskischen Meeres einheimisch ist; von Kamtschatka ist sie allerdings schon länger bekannt.

Das sibirische Reh, welches Brandt neuerdings als besondere Art festzustellen versuchte, wird von dem Verf. nur als Varietät von unserem europäischen Rehe (*Cervus capreolus*) betrachtet. „Der ganze Unterschied“, sagt er, „beschränkt sich auf etwas knorrigere und kräftigere Spieße, und mithin kann ich die Annäherung des sibirischen Rehes an *Cervus dama*, mit welchem Pallas seinen Wuchs vergleicht, und welche Hr. Akad. Brandt im Allgemeinen ausgesprochen hat, nicht zugeben. Das sibirische Reh hat Spieße von derselben Bildung wie das europäische, und keine Geweihe. Das sibirische Reh ist allerdings größer von Wuchs als das europäische, es ist dieses aber nur für den Durchschnitt richtig, denn Rehe von 70 Pf., wie das von Pallas gewogene sibirische, kommen sogar in Westeuropa laut Bechstein u. A. vor; überdies ist aber das europäisch-russische schon größer als das rheinländische, denn eine nur mittelgroße Rehe, die ich in Kiew wog, hatte 68 Pf. Die kaukasische Rehe vermitteln den Uebergang zu den sibirischen.“

Gehen wir nun zur zweyten Klasse, zu den Vögeln über, so finden wir von denselben 210 Arten aufgeführt, die folgenden Gattungen angehören.

Raubvögel: *Gypaetos* 1, *Falco* 13, *Strix* 7.

Klettervögel: *Cuculus* 1, *Yunx* 1, *Picus* 5.

Passerinen: *Alauda* 5, *Plectrophanes* 2, *Emberiza* 9, *Passer* 2, *Pyrrhula* 4, *Fringilla* 4, *Coccothraustes* 1, *Loxia* 2, *Parus* 4, *Sitta* 1, *Bombycilla* 1, *Garrulus* 2, *Nucifraga* 1, *Pica* 1,

Corvus 5, Sturnus 1, Certhia 1, Cinclus 2, Anthus 3, Motacilla 4, Turdus 5, Accentor 2, Saxicola 2, Sylvia 11, Muscicapa 2, Lanius 2, Hirundo 3.

Tauben: Columba 1.

Hühnervögel: Lagopus 2, Tetrao 5, Perdix 1.

Sumpfvögel; Charadrius 5, Streptopelia 1, Haematopus 1, Totanus 7, Actitis 1, Phalaropus 2, Limosa 3, Tringa 13, Scolopax 4, Numenius 1, Ardea 1.

Schwimmvögel: Cygnus 2, Anser 7, Anas 18, Mergus 3, Podiceps 1, Colymbus 3, Uria 1, Phalaris 2, Mormon 2, Lestris 4, Larus 6, Sterna 2.

Vermehrt ist das Verzeichniß der sibirischen Vögel von dem Verf. nur durch 5 von ihm neu entdeckte Arten geworden; desto wichtiger sind seine ergänzenden Bemerkungen zu den Beschreibungen der älteren Arten und die kritischen Berichtigungen in den Bestimmungen. Seine neuen Arten heißen: *Emberiza polaris*, *Sylvia sibirica* und *S. ochotensis*, *Tetrao urogalloides* und *Tringa subminuta*. Am interessantesten ist daraus die neue Art von Auerhühnern, über die wir daher einige Mittheilungen vorlegen wollen.

Der Verf. hat in Sibirien zwey Formen des Auerhuhnes angetroffen, d. i. das in Europa als typisch angesehene, und eine kleinere Varietät oder Art, welche sich in den Gebirgsgegenden aufhält und die in Kamtschatka einzig vorkommende zu seyn scheint. Letztere, die er *Tetrao urogalloides* nennt, unterscheidet er in Bezug auf den Hahn folgendermassen. 1) Sie ist ansehnlich kleiner als das europäische Auerhuhn, was sich insbesondere am Schnabel ausspricht, dessen Länge bey *T. urogallus* sich zu der bey *T. urogalloides* wie 39 zu 26, die Höhe wie 32 zu 21 verhält. 2) Der Schwanz ist bey *T. urogalloides* verhältnißmäßig länger; 3) die Oberseite des Gefieders ist stets mit weißen Flecken getropft; 4) die Steuerfedern sind alle ein-

farbig schwarz, und auf ihrer Wurzelhälfte nicht weiß besprenkt. Trog dieser erheblichen Differenzen hat es doch für den Verf. nicht geringen Anschein, daß am Ende der *T. urogalloides* nur eine lokale Varietät des *T. urogallus* seyn könnte, zumal da er die kamtschattischen Auerhennen in keinerley Weise, ja nicht einmal in der Größe, von den unsern zu unterscheiden vermag.

Was die andern 4 neuen Arten anbelangt, so ist zu bemerken, daß dem Verf. die *Emberiza polaris* nur nach einem einzigen Weibchen und dessen Eiern bekannt wurde. Ob schon dieser Vogel dem Weibchen von *Emberiza schoeniclus* var. minor nahe steht, so unterscheidet er sich doch durch die Befiederung und noch mehr durch die Eier. *Sylvia sibirica* ist verwandt mit *S. cantilans*, *rufa* und *Bonellii*; *Sylvia ochotensis* ist der *S. certhiola* vollkommen ähnlich, aber ihre Unterseite ist, statt weiß wie bey letzterer, von bräunlich kanariengelber Färbung.

Die *Tringa subminuta* endlich ist von der *Tr. minuta* nur durch ihre auffallend langen Behen und die dunkelfarbigen Schwingschäfte zu unterscheiden.

Die geringste Ausbeute hat die Klasse der Amphibien geliefert, indem der Verf. von ihr nur 4 Arten auffand: *Laerta vivipara*, *Vipera berus*, *Rana temporaria* und *R. cruenta*. Die *Rana temporaria* anbelangend, läßt er es unentschieden, ob er seine Individuen der *R. oxyrhinus* oder *platyrhinus* Steenst. zuweisen soll. Die *Rana cruenta* hat Pallas nicht mit der Vollständigkeit beschrieben, daß dem Verf. jeder Zweifel fern bleiben mußte, ob die von ihm um Jakutsk gesundenen Frösche nicht etwa eine besondere Art ausmachen könnten.

Von den sehr sauber gearbeiteten Abbildungen gehören Tab. 1 bis 12 den Säugthieren zu, Tab. 13 bis 25 den Vögeln, Tab. 26. den Amphibien.

A. Wagner.



G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. December.

Nro. 85.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.
Zweytes Quartal. July — September.

(Schluß.)

- H. Korb, Die Gesetze über das mündliche und öffentliche Verfahren mit Geschworenen in Untersuchungssachen. Berlin 1852.
- Geschichte der Inquisition und der Hexenprozesse aller Zeiten und Länder. Leipzig 1852.
- Th. Mundt, Machiavelli und der Gang der europäischen Politik. 2te verm. Ausgabe. Leipzig 1853.
- C. de la Gardie, Code diplomatique de l'Europe ou principes et maximes du droit des gens moderne. T. 1. Par. 1852.
- Dr. A. L. Kenschler, Die grundherrlichen Rechte des württembergischen Adels. Tübingen 1836.
- Dr. Ravit, Der Civilstaatsdienst in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kiel 1852.
- Hannoversche Gesetzgebung über Staats- und Gemeindeverwaltung. Hannover 1852.
- Dr. K. Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang. Leipzig 1853.
- Dr. C. W. C. Heimbach, Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Processes. Bd. 1. Jena 1852.
- M. Ricardi ordo judicarius. Ex codice Duacensi nunc primum editus per Carol. Witte. Halle 1853.
- Dr. Th. v. Helmsolt, Das Verhältniß der Exceptionen zur Beweislast. Gießen 1852.
- J. H. Swalter, Das zürcherische Schuldbetreibungs-gesetz vom 1. April 1851. Zürich 1853.
- K. Hof- u. Staats-Bibl. XII.
- E. Böcking, Grundriß zu Vorlesungen über den gemeinen deutschen Civilprozeß. Bonn 1852.
- XII. Theologia.
- Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Herausg. von Dr. Herzog. Stuttg. 1853.
- P. Boetticher, Epistolae novi testamenti copticae. Halae 1852.
- Jr. A. W. Steglich, Erklärendes Wörterbuch veralteter und anderer unverständlicher Ausdrücke in Dr. Luther's deutscher Bibelübersetzung. Leipzig 1853.
- Das hohe Lied von Salomo. Uebers. und erklärt von G. A. Hahn. Breslau 1852.
- Johb, metrisch übersetzt von M. Spieß. Buchholz 1852.
- K. A. Menzel, Staats- und Religionsgeschichte der Reiche Israel und Juda. Breslau 1853.
- Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Recognovit A. Schwegler. Tubing. 1852.
- Eusebius contra Hieroclem et Marcellum libri. Ed. Th. Gaisford. Oxford 1852.
- Eusebii Evangelicae demonstrationis libri decem cum versione latina Donati Veronensis. Rec. Th. Gaisford. T. I. II. Oxford 1852.
- Ch. A. Wahl, Clavis librorum veteris test. apocryphorum philologica. Sectio I. Lips. 1853.
- Jr. A. W. Steglich, Bibelfunde. Leipzig 1853.
- J. Ojshwald, Die Apokryphen in der Bibel. Zürich 1853.
- A. Kloepper, De origine epistolarum ad Ephesios et Colossenses a criticis Tubingensibus e gnosi Valentiniana deducta. Greifswald 1853.
- E. Kluge, Die Stellung und Bedeutung der Apokryphen. Frankfurt 1852.
- Die Evangelien, ihr Geist, ihre Verfasser und ihr Verhältniß zu einander. 2te Aufl. Leipzig 1853.

- Dr. F. Tobler, Die Siloahquelle und der Delberg. St. Gallen 1852.
- Dr. E. Sartorius, Ueber den alt- und neutestamentlichen Cultus insbesondere Sabbath, Priesterthum, Sakrament und Opfer. Stuttg. 1852.
- E. Keuß, Die Geschichte der heiligen Schriften neuen Testaments. 2te verm. Aufl. Abth. 1. Braunschweig 1853.
- Dr. Fr. Düsterdieck, Die drey johanneischen Briefe. Bd. 1. Göttingen 1852.
- Dr. Ch. D. Weisse, Die Christologie Luthers und die christologische Ausgabe der evangelischen Theologie. Leipz. 1852.
- D. Schenkel, Das Prinzip des Protestantismus. Schaffhausen 1852.
- Fr. Ch. Detinger, Die Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet. Uebers. von Dr. J. Hamberger. Stuttg. 1852.
- E. Hüder, Die Lehre von der Erscheinung Jesu Christi unter den Todten. Bern 1853.
- C. de Montalembert, Des intérêts catholiques au 19 siècle. Bruxelles 1852.
- Dr. M. A. Nickel, Das göttliche Gesetzbuch. Th. 1. Mainz 1853.
- H. Ch. Heimbürger, Das christliche Priesterthum deutscher Frauen und Jungfrauen. Celle 1852.
- J. Mason, Select remains. Recommended by Dr. Watts. Lond. 1830.
- Dr. L. A. Petri, Agende der Hannoverischen Kirchenordnungen. Hannover 1852.
- K. W. Franck, Ueber den in den evangelischen Kirchen einzuführenden rhythmischen Choralgesang. Quedlinburg 1852.
- J. J. Frickart, Beiträge zur Geschichte der Kirchengebäude im ehemaligen Kanton Bern seit der Reformation. Aarau 1846.
- E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. 2te Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1852.
- Dr. J. W. Müller, Geschichte der christlichen Feste. Berlin 1853.
- Jos. Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12—15. Jahrhundert. Paderborn 1853.
- J. Giese, Erörterung der Streitfrage über den Gebrauch der Azyma als Element der heiligen Eucharistie. Münster 1852.
- J. B. Lecomte, Messire de Clieu, les églises et le clergé de la Ville du Havre - de - Grace. Par. 1851.
- G. Percy Badger, The Nestorians and their rituals. Vol. 1. 2. Lond 1852.
- Dr. O. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Th. 1. Göttingen 1852.
- Chr. Ch. Jos. Bunsen, Hippolytus and his age, Vol. 1—4. Lond. 1852.
- Lor. Guazzesi, Dell' antico dominio del Vescovo di Arezzo in Cortona. Pisa 1760.
- A. Christophe, Histoire de la papauté pendant le XIV siècle. Vol. 1—3. Par. 1852.
- G. B. Semeria, Storia della chiesa Metropolitana di Torino. Torino 1840.
- W. Shee, The Irish church, its history and statistics. Lond. 1852.
- J. Mooren, Das Dortmunder Archidiaconat. Archäologisch: Monographie. Köln 1853.
- Cl. Grandcour, De l'influence des ordres religieux sur les sociétés en France. Par. 1852.
- Constitutiones ordinis F. F. Eremitarum S. Augustini Madr. 1850.
- Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg aus dem 8—13. Jahrhundert. Mit Erläuterungen von Th. G. von Karajan. Wien 1852.
- Hagenau'sche Geschichte. Nach einer Original-Ausgabe von 1653 abgedruckt von Levrault in Straßburg. Straßburg 1852.
- K. J. Ledderhose, Das Blutbad von Horn im J. 1721. Basel 1852.
- Der Vertrag zu Passau im Jahre 1552. Zwickau 1852.
- J. Köstlin, Die schottische Kirche. Hamburg 1852.
- Dr. H. Heype, Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555 bis 1581. Bd. 1. Marburg 1852.
- Dr. K. A. Schneider, Ueber Verschiedenheit der Synbole innerhalb der Union der evangelischen Kirche. Berlin 1852.
- J. W. Gunnison, The Mormons. Philadelph. 1852.
- J. Sparks, An inquiry into the comparative moral tendency of Trinitarian and Unitarian doctrines. Boston 1823.
- Douglas Gorrie, Episcopal Methodism as it was and is. Auburn 1852.
- J. W. Genthe, Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Halle 1852.
- Ch. de Rémusat, Saint Anselme de Cantorbéry. Par. 1853.
- Les actes des martyres d'Orient, traduits pour la première fois en français, sur la traduction latine des manuscrits syriaques de Etienne-Evode Assmanni par l'abbé F. Lagrange. Par. 1852.

- D. Bouix, *Traetatus de principiis juris Canonici*. Par. 1852.
- F. J. Buß, *Reformen im Dienst der katholischen Geistlichkeit Deutschlands*. Schaffhausen 1852.
- Dr. A. J. Winterim, *Die jüngste öffentliche Vorlesung des J. W. J. Braun: die Sage von den gebornen Kardinalen*. Köln 1852.
- Ch. G. A. v. Scheurl, *Die Sache der Lutheraner in Baden, aus dem Gesichtspunkte der Gewissensfreiheit*. Stuttgart 1852.
- Die katholische Religionsübung in Mecklenburg Schwerin. Geschichtlich und rechtlich. Jena 1852.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

- Dr. A. Peip, *Die Wissenschaft und das geschichtliche Christenthum*. Berlin 1853.
- Henri Joseph Leblanc, *Essai historique et critique sur l'étude et l'enseignement des lettres profanes dans les premiers siècles de l'Eglise*. Paris, Périsse 1852.
- J. Delalain, *Législation de la propriété littéraire collationnée sur les textes officiels avec notes interprétatives*. Par. 1852.
- A. M. Bandinius, *Bibliotheca Leopoldino-Laurentina s. catalogus mss. qui jussu Petri Leopoldi in Laurentianam translati sunt*. T. I. II. III. Florent. 1791 — 1793.
- Handschriften-Verzeichnisse der k. Bibliothek, herausgegeben v. d. k. Oberbibliothekar Geh. Reg.-Rath Dr. Pers. Bd. 1. Verzeichniß der Sanskrit-Handschriften von Dr. Weber. Berlin 1853.
- E. Geruzez, *Histoire de la littérature française du moyen âge aux temps modernes*. Paris 1852.
- L. Grangier, *Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours*. Leipzig. 1853.
- Alfr. Nettetment, *Histoire de la littérature française sous la restauration*. T. I. II. Par. 1853.
- Ruinart, *Voyage littéraire en Alsace*, trad. par Matter. Strasbourg 1829.
- A. Sayous, *Histoire de la littérature française à l'étranger depuis le commencement du XVII siècle*. T. I. II. Par. 1853.
- Dr. Jul. Schmidt, *Geschichte der deutschen National-Literatur im 19. Jahrhundert*. Bd. 1. Leipzig 1853.
- Dr. W. Schrader, *Angelus Silesius und seine Mystik*. Halle 1853.
- Dr. Giov. Siotto-Pintor, *Storia letteraria di Sardegna*. Vol. 1—4. Cagliari 1843—44.
- G. Ticknor, *Gesch. der schönen Literatur in Spanien*. Deutsch mit Zusätzen. Herausg. von Nic. H. Julius. Bd. 1. 2. Leipzig 1853.
- Dr. G. Weber, *Die Geschichte der deutschen Literatur. 4te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage*. Leipzig 1853.
- Abhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt. Bd. 1. Wien 1852.
- Dr. Max Lorente, *Resumen de las actas de la academia real de ciencias de Madrid en el año academico de 1850 a 1851*. Madrid 1851.
- Mémoires de la société d'archéologie du département de la Somme. T. I—X. Deuxième Série T. I. Amiens 1838—51.
- Condorcet, *Oeuvres complètes*. T. 1—21. Paris 1804.
- G. Lyttelton, *Works published by G. Ed. Ayscough*. 3e edit. V. 1—3. Lond. 1776.
- Vinc. Monti, *Prose e poesie*. Vol. 1—5, con appendice. Firenze 1847.
- O. A. Brownson, *Essays and Reviews, chiefly on theology, politics and socialism*. New-York 1852.
- Chamfort, *Oeuvres, précédées d'une étude sur sa vie et son esprit par Ar. Houssaye*. Par. 1852.
- Le Glay, *Nouveaux Analectes, ou documents inédits, pour servir à l'histoire des faits, des mœurs et de la littérature etc*. Paris 1852.
- Schiffer in Briefen und Gesprächen. Berlin 1852.

II. Philologia.

- G. W. Bock, *Erklärungen des Baues der berühmtesten älteren und neueren Sprachen Europa's, Asiens, Afrika's, Amerika's und der Südsee-Inseln*. Berl. 1853.
- Dr. H. Dünger, *Neues prakt. Handbuch der griech. Sprache*. Köln 1838.
- J. J. Champollion-Figeac, *Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de la France*. Par. 1809.

- A. de Chevallet, *Origine et formation de la langue française*. P. I. Par. 1853.
- Dr. K. Weinhold, *Ueber deutsche Dialectforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart*. Wien 1853.
- Bernh. Zeerleder von Steinegg. *Wunn u. Weide. Ein Versuch urkundlicher Forschung*. Constanz 1845.
- O'Donovan, *A grammar of the Irish language*. Dublin 1845.
- Dr. A. Pfizmaier, *Kritische Durchsicht der v. Dawidow verfaßten Wörterammlung aus der Sprache der Kalino's*. Wien 1851.
- Dr. A. Pfizmaier, *Untersuchungen über den Bau der Aino-Sprache*. Wien 1851.
- L. Ferrario, *Memoria intorno ai Palinsesti*. Milano 1853.
- J. R. Darley, *The greeian drama: a treatise on the dramatic literature of the Greeks*. Dublin 1840.
- Th. Bergk, *Poetae Lyrici graeci*. Ed. 2. fasc. 1. Lips. 1852
- Aleiphronis rhetoris epistolae. Recensuit cum Bergleri integris, Meinekii, Wagneri aliorum selectis suisque annotationibus ed., indices adjeit E. E. Seiler. Leipz. 1853.
- C. Beck, *Platon's Philosophie und Abriß ihrer genet. Entwicklung*. Stuttg. 1853.
- B. Giske, *Die allmähliche Entstehung der Gesänge der Ilias, aus Unterschieden im Gebrauch der Präpositionen nachgewiesen*. Göttingen 1853.
- D. Haupt, *Demosthenische Studien*. Heft 1. Coblenz 1852.
- Hieroelis, *Philosophi Alexandrini in aureum Pythagoreorum carmen commentarius*. Rec. et ill. Fr. G. A. Mullaehius. Berl. 1853.
- Lyeurgi oratio in Leocratem. Ed. C. Scheibe. Lips. 1853.
- Dr. E. S. Meyer, *Botanische Erläuterungen zu Strabo's Geographie, mit einem Fragment des Didarchos*. Königsb. 1852.
- Scholia Graeca in Aesehinem et Isoeratem ex Codicibus aucta et emendata ed. G. Dindorfius. Oxford 1852.

- Dr. J. Zarncke, *Der deutsche Cato. Gesch. der deutschen Uebersetzungen der im deutschen Mittelalter unter dem Namen Cato bekannten Dichtchen*. Leipz. 1852.
- M. Val. Martialis, *Epigrammaton libri*. Ed. F. G. Schneidewin. Lips. 1853.
- J. Th. Kreyssig, *Epistola ad F. Kriztum de C. Sallustii Crispi historiarum lib. II. reliquiis ex palimpsesto Toletano erutis*. Meissen 1854.
- Caj. Salustius, *Crisp., Catilina, Jugurtha, historiarum reliquiae*. Ed. Fr. Dor. Gerlach. Vol. I. Basileae 1852.
- Midrasch Ele Eskerä. *Nach einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek zum ersten Mal, nebst Zusätzen*. Herausg. v. A. Zellingk. Leipz. 1853.
- M. E. Burnouf, *Le lotus de la bonne loi traduit du sanscrit, accompagné d'un commentaire et de vingt et un mémoires relatifs au Buddhisme*. Paris 1852.
- Dr. H. Solowicz, *Pologlotte der orientalischen Poesie*. Tef. 1. 2. Leipz. 1853.
- Alfr. de Kremer, *Description de l'Afrique. Par un geographe Arabe anonyme du sixième siècle de l'Hégire. Texte Arabe publié pour la première fois par Alfr. de Kremer*. Vienne 1853.
- Dr. A. Pfizmaier, *Ueber einige Eigenschaften der japanischen Volkspoesie*. Wien 1852.
- —, *Das Li-Sao und die neuen Gesänge. Zwei chinesische Dichtungen*. Wien 1852.
- M. Sédillot, *Lettre à Mr. de Humboldt sur les travaux de l'école Arabe*. Par. 1853.
- Dr. Alb. Weber, *Akademische Vorlesungen über Indische Literaturgeschichte, gehalten im Wintersemester 1851/52*. Berlin 1852.
- F. Woepeke, *L'Algebre D'Omar Alkhaygami*. Par. 1852.
- Al Adjumieh. *The Arabic Text, with the vowels and an English Translation by the Rev. J. J. S. Perowne*. Cambridge 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts = Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1853, Band XXXVI, XXXVII.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite desselben.

- Aeschyli** tragödiae. Recensuit Godofr. *Hermannus*.
T. 1, 2. Lips. 1852. XXXVII, 489.
- Bergmann C.**, und **Leuckart, R.**, Anat. physiol.
Uebersicht d. Thierreichs. Stuttgart 1852. XXXVI,
315.
- Bischoff, Th. L. W.**, Entwicklungsgesch. d. **Aker-**
schwemmens. Gießen 1852. XXXVI, 377.
- Brosset, M.**, Rapports sur un voyage archéologique
dans la *Georgie* et dans l'*Arménie*. St. Peters-
burg 1851. XXXVI, 457.
- —, Atlas du voyage archéologique dans la
Transcaucasie. St. Petersburg 1850. XXXVI,
457.
- Catalogue des *Manuserits* et *Xylographes orientaux* de
la Bibliothèque Impériale Publique de St. *Peters-*
burg. St. Petersburg 1852. XXXVI, 115.
- Ceremonial**, the e. usages of the *Chinese*, h. C. 1121
— from the original Chinese by Will. Raymond
Gingell. London 1852. XXXVII, 129.
- Chinese**, the Ch. Miscellany. Shangae 1819 — 1850.
XXXVII, 129.
- Dulaurier, E.**, récit de la première croisade, extrait
de la chronique de *Matthieu d'Edesse* etc. Paris
1850. XXXVI, 457.
- —, extrait de la chronique de *Michel le Sy-*
rien. Paris 1849. XXXVI, 457.
- Excerptorum ex *C. Plinii* Secundi Naturalis historiae
libro XXXV, part. 1 — 3. interpretatus est J. Chr.
Elster. Helmstedt 1851 — 53. XXXVII, 473.
- Fortlage, C.**, Genetische Geschichte der Philosophie
seit Kant. Leipz. 1852. XXXVI, 111.
- Gerding, Dr. Th.**, Einführung in das Studium der
Chemie. Leipzig 1852. XXXVI, 137.
- Phillips, Dr. J. W.**, Geschichte des Seefahrers *Mart.*
Behaim. Nürnberg. 1853. XXXVIII, 169.
- Giebel, C. H.**, Allgemeine **Paläontologie**. 2. Abth.
Leipzig 1852. XXXVII, 425.
- Gödeke, Karl**, Darstellung der deutschen Literatur des
Mittelalters. Hannover 1852. XXXVI, 569.
- Göppert, Dr. H. R.**, Fossile **Flora** des Uebergangs-
gebirges. Breslau u. Bonn 1852. XXXVII, 83.
- Gregory, W.**, Organische **Chemie**. 3. Aufl. Bearb.
von Dr. Th. **Gerding**. 1. Lief. Braunschw. 1854.
XXXVII, 604.
- Heller, L. R.**, Archäol. artist. Mittheilungen über die
Ausgrabungen auf d. **Akropolis**. Nürnberg. XXXVI,
553.
- Hermann, C. Fr.**, *Platonis* Dialogi. Vol. I — III.
Lipsiae 1851. XXXVI, 145.
- —, Disputatio de partibus animae immortali-
bus secundum *Platonem*. Gotting 1850. XXXVI,
145.

- Hermann, J. B. W. von, Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. II. Bd. München 1853. XXXVII, 385.
- Historia diplomatica Friderici II. etc. Collegit — J. L. A. Huillard — *Beréholles*, auspiciis — H. de Alberti de Luynes. Tom II. P. 1., T. II, III. Paris 1854. XXXVII, 125.
- John, H. St., The *Indian* Archipelago. Lond. 1853. XXXVII, 345.
- Journal of the Bombay Branch of the Royal *Asiatic Society*. 8 Vol. Bombay 1819—1852. XXXVI, 441.
- Köstlin, Otto, Gott in der Natur. Stuttg. 1851. XXXVI, 315.
- Laborde, L. de. Le Parthenon. Paris 1818. XXXVI, 553.
- Mailáth, Graf, Geschichte der *Magnaren*. 2. Aufl. Bd. 1—3. Regensburg 1852 u. 53. XXXVII, 361.
- Matthiä, Konstantin, *Xenophons* Anabasis. Quebblinb. u. Leipzig 1852. XXXVII, 25.
- Melloni, Macedonio, il magnetismo delle rocce. 1853. XXXVII, 465.
- Meyer, Hermann v., über die Reptilien u. Säugthiere der verschiedenen Zeiten der Erde. Frankfurt a/M. 1852. XXXVI, 217.
- Mommsen, Theod., *Inscriptiones* regni Neapolitani Latinae. Lips. 1852. XXXVI, 586. XXXVII, 9.
- Neumann, R. Jr., Beiträge zur Armenischen Literatur. München 1849. XXXVI, 457.
- Osannus, Frider., *Anecdotum Romanum* etc., de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis cet. Gissae, MDCCCLI. XXXVI, 339.
- —, *Questionum Homericarum* Part. I, II. Gissae MDCCCLI, MDCCCLII. XXXVI, 339.
- Otto, Ernst v., *Additamenta* der Flora des Quadergebirgs. Dippoldiswalde 1852. XXXVII, 417.
- Owen, David Dale, *Geological Survey* of Wisconsin, Iowa et Minnesota. Philadelphia 1852. XXXVII, 427.
- Peters, Wilhelm C. H., *Naturwissenschaftl. Reise* nach Mosambique. Berlin 1852. XXXVI, 209.
- Pflüger, Eduard, die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere. Berlin 1853. XXXVII, 433.

- Platon; Müller, Hieron., *Platon's* sämtliche Werke. Bd. 1—2. Leipzig 1850. XXXVII, 41.
- —; — —, Bd. 3. Leipz. 1852. XXXVII, 193.
- Pluygers, H. G., *Programma scholasticum de carminum Homericorum* etc. editione. Lugduno-Batav. 1847. XXXVI, 339.
- —, G. T., *De Zenodoti carminum Homericorum* editione. XXXVI, 339.
- Rinck, Wilh. Friedr., *Die Religion* der Hellenen. Zürich 1853. XXXVI, 545.
- Rosß, Ludw., *Das Theseion* und der Tempel des Ares in Athen. Halle 1852. XXXVI, 553.
- Schmarada, L. R., *Die geographische Verbreitung* der Thiere. Wien 1853. XXXVII, 81.
- Schmidt, Dr., *Beiträge zur Erklärung* von Platons *Phädon*. 1852. XXXVI, 146.
- —, *Kritischer Commentar* zu Platons *Phädon*. 1. Hälfte. Halle 1850. XXXVI, 145.
- —, 2. Hälfte. Halle 1852. XXXVII, 409.
- Schönbein, Chr. Friedr., über die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung. Basel 1853. XXXVII, 225.
- Schoolcraft, H. R., *Historical and statistical Information* respecting the History, Condition and Prospects of the *Indian Tribes* of the United States etc. Philadelphia 1851, 52. XXXVI, 385.
- Sillig, Julius, *C. Plini Secundi Naturalis Historiae Libri 37*. Vol. I, II. Hamb. et Gothae, MDCCCLI, II. XXXVI, 417.
- Stallbaum, Godofr., *Platonis Phaedo*. Ed. 3. Gothae 1850. XXXV, 145.
- Stillfried, Rud. Frhr. v., u. Märker, Dr. Traugott, *Monumenta Zollerana*. Berlin 1852. XXXVII, 121.
- Susemihl, über Zweck und Gliederung des Platons *Phädo*. (Philologus, 5. Jahrg.) XXXV, 145.
- Tacitus; Wex, Fr. Carl, C. Corn. Taciti de vita Julii Agricolae, edidit —. Brunsvigae 1852. XXXVII, 201.
- Transactions of the *China* Branch of the royal Asiatic Society. P. I, II. Hongkong 1848—52. XXXVII, 129.
- Ischudi, J. v., *das Thierleben* der Alpenwelt. Leipz. 1853. XXXVII, 601.
- Unger, Dr. J., *Versuch einer Geschichte* der Pflanzenwelt. Wien 1852. XXXVII, 89.

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. The orations of Hyperides for Lycophron etc. by *F. Arden* and Churchill *Babington*. Cambridge MDCCCLIII. XXXVII, 33.

Hyperidis orationes duae ex Papyro Ardeniano editae a *Schneiderwin*, *F. G.* Gottingae MDCCCLIII. XXXVII, 33.

Ulrici, Dr. Hermann, *System der Logik*. Leipz. 1852. XXXVI, 114.

Urkundenbuch des Landes ob der *Enns*. Wien 1852. XXXVI, 481.

Vogt, Karl, *Zoologische Briefe*. Frankf. a/M. 1851. XXXVI, 345.

Warren, J. C., description of a Skeleton of the *Mastodon giganteus* of Northamerica. Boston 1852. XXXVII, 606.

Weber, Dr. A., akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Berlin 1852. XXXVI, 193.

Wintersheim, Dr. J. v., *Zur Vorgeschichte deutscher Nation*. Leipzig 1852. XXXVII, 153.

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Heft 1, 2. Jena 1853. XXXVII, 353.

B u l l e t i n (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissensch. zur Vorfeier des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, am 28. Novbr. 1852:

Rede des Vorstandes der k. Akademie der Wissenschaften, Hen. Geh. Rathes Friedr. v. Thiersch. XXXVI, 57.

Vortrag des Secretärs der 1. Classe, M. J. Müller, über Eugène Burnouf. XXXVI, 100.

Oeffentliche Sitzung zur Nachfeier des 94. Stiftungstages, am 29. März:

Rede des Vorstandes. XXXVI, 489.

Oeffentliche Sitzung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtsfestes, am 28. Novbr. 1853:

Rede des Vorstandes. XXXVII, 545.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 13. Novbr. 1852:

Thomas, Dr. M., über einen Codex Venetus zum Dialog und zur Germania des Tacitus. XXXVI, 9.

Sitzung am 12. Febr. 1853:

- Halm, Karl, über die Handschriften der verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den vatikanischen Palimpsest. XXXVI, 233.
- Thiersch, Friedr. v., über die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen. XXXVI, 268.

Sitzung am 8. Januar 1853:

- Krabinger, J., Kritische Bemerkungen zu den Schriften des Cäcilius Cyprianus, Bischofs von Karthago, an Donatus und de mortalitate. XXXVI, 513.

Sitzung am 12. März 1853:

- Thomas, G. M., über Pnychoprodromus. XXXVI, 535.

Historische Classe;

Sitzung am 22. Novbr. 1852:

- Uretin, Frhr. K. M. v., über den Aufenthalt des schwedischen Königs Gustav Adolphs zu München. XXXVI, 49.

Sitzung am 15. Januar 1853:

- Muffat, K. A., über die Lehen, welche das Haus Wittelsbach in Thüringen besaß. XXXVI, 309.

Sitzung am 7. May:

- Deutinger, v., Geschichte des Gymnasiums, Lycenms und des bischöfl. Alumnats von Freysing. XXXVII, 113.
- Muffat, K. A., über den Tag des Veylagers Kaiser Otto's IV. mit Beatrix. XXXVII, 115.

Sitzung am 18. Juny:

- Rudhart, G. Th., über die im schwedischen Reichsarchive zu Stockholm befindlichen, auf die bayerische Geschichte bezüglichen Urkunden. XXXVII, 316.
- Buchinger, J., Bemerkungen über die Grafen von Falkenstein und Neuburg. XXXVII, 318.

Sitzung am 19. Novbr.:

- Wittmann, G., über den neunten Band der *Monumenta boica*. XXXVII, 569.
- Kunstmann, Fr., über die Karte des Ischarins. XXXVII, 580.
- Muffat, K. A., über die Grafen von Velburg und Klamm. XXXVII, 593.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 13. Novbr. 1852:

- Wagner, A., über eine neue Art von Ichthyosaurus aus den lithographischen Schiefeln, und eines Zahnes von Polyptychodon aus dem Grünsandsteine von Kelheim. XXXVI, 25.
- Hefler, Dr., über den *Ayurvedas* des Susrutas. XXXVI, 36.

Sitzung am 8. Januar 1853:

- Martius, v., über die periodischen Erscheinungen des Pflanzenreichs im k. botanischen Garten zu München. XXXVI, 225.
- Seidel, Dr. L., über einige dioptrische Untersuchungen. XXXVI, 227.

Sitzung am 12. Febr. 1853:

- Buchner, L. A., über die Bildung der spirigen Säure in den Blüthen der *Spiraea Ulmaria*. XXXVI, 285.
- Wagner, A., über die Feldmäuse der Alpen. XXXVI, 292.

Sitzung am 12. März:

- Buchner, E. A., über einen neuen gelben Farbstoff in der Faulbaumwurzel. XXXVI, 409.
 Blasius, J. H., Beiträge zur Kenntniß der Gattung Arvicola und der deutschen Aedermäuse. XXXVII, 105.

Sitzung am 11. Juni 1853:

- Seidel, Dr. E., über die relative Weisse der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter. XXXVII, 233.

Sitzung am 9. Juli:

- Harleß, Emil, über die in dem physiologischen Cabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahrs. XXXVII, 249.

Sitzung am 22. Novbr.:

- Martius, v., über den Einfluß der verschiedenen farbigen Lichtstrahlen auf Pflanzen. XXXVII, 563.

- Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einwendungen an Denkschriften. XXXVI, S. 23, 63, 288, 413. XXXVII, 303, 567.

 Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

- Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs: . . . XXXVI, 297, 633. XXXVII, 305, 641.
-



Gelehrte Anzeigen.

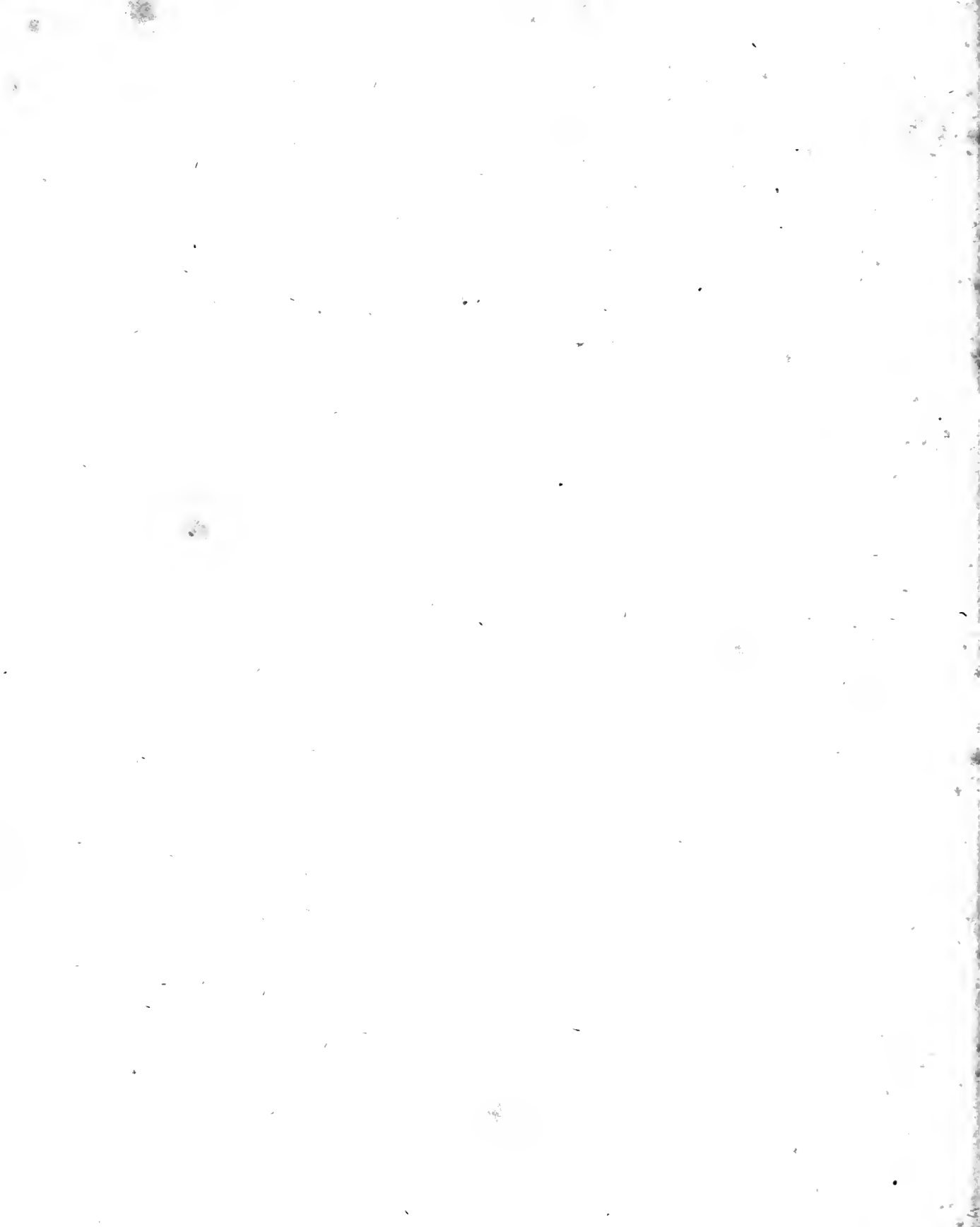
Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Achtunddreißigster Band.

M ü n c h e n ,

gedruckt in der königl. Central-Schulbuchdruckerei.



Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juni.

1854.

M ü n c h e n .

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.



G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Januar.

Nro. 1.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854

Political and military Events in British India, from the years 1756 to 1849.
By Major William Hough. 2 Bände. London 1853.

Von den 92 Jahren englisch-indischer Geschichte, die Herr Major Hough erzählt, hat er selbst 40 gesehen, 40 an Ort und Stelle mitdurchlebt, man kann wohl sagen, mitgefochten. Ist es doch ein selten ruhendes Kampfwesen, seitdem die Europäer das Vorgebirg umschiffen und in Hindostan festen Boden gewonnen haben. Und die Kriege werden auch in Zukunft nicht aufhören, so lange noch ein selbständiger oder auch nur scheinbar selbständiger Staat, so lange noch Lehensfürstenthümer, und eine einflussreiche Aristokratie unter der einheimischen Bevölkerung Asiens sich behaupten. Es liegt dies in der Natur der Dinge, vor welchen jedes Widerstreben schwindet. Hr. Hough war thätig im ersten birmanischen Kriege und in Afghanistan; er zog in den Kampf gegen die Sikh und gegen die Theilsfürsten im untern Stromgebiete des Indus. Mehrere dieser denkwürdigen folgenreichen Ereignisse hat er bereits früher in selbständigen Werken beschrieben; in den vorliegenden Staats- und Kriegs-Begebenheiten von Britisch-Indien erzählt er, kurz zusammengedrängt, die Ergebnisse seiner Erfahrungen und Studien auf diesem weitauslaufenden Gebiete der neuern Historie. Es ist eine gut geordnete Sammlung von Thatsachen zur Erinnerung für den Wissenden, zur Belehrung für den Unkundigen. Nur hier und da hat der Verfasser aus sei-

nem erfahrungsreichen Leben Thatsachen eingeflochten, die man vergeblich in anderen Büchern suchen würde. So erzählt uns bloß der Hr. Major (Political and military Events II, 114), weshalb die Birmanen sich im Frieden zu Sandabu (3 Jan. 1826) so leichter Bedingungen erfreuen konnten. Sie wurden durch einen Zufall gewährt, im Gegensatz zu den Absichten des Oberstatthalters Lord Amherst. Als der Lord von der Einnahme der starken Feste Bhatpur (18 Jan. 1826) hörte, schrieb er dem Friedensunterhändler mit den Birmanen, Hrn. Robertson, man möge auf vier Millionen Pfund Kriegssteuern, dann auf die Abtretung alles Landes bis nördlich von Prome bestehen. Zu spät. Der Friede war einige Tage vorher unterzeichnet. Wir wollen nun einige Stücke der anglo-indischen Jahrbücher herausheben, welche lehren, wie Großbritannien zu einer asiatischen Herrschaft gelangte, an Ausdehnung und Bevölkerung nicht weit hinter dem römischen Reiche zurückstehend in seiner höchsten Blüthe.

Die Eroberung Indiens durch Schah Nadir bildet den Wendepunkt in der neuern Geschichte des Landes. Die Schwäche der Großmongolen kommt zu Tage. Alle Ehrgeizigen der Heimath und der Fremde erfahren zu ihrer Freude, wie leicht es ist, auf Unkosten der Delhi Herrscher dies und jenes Fürstenthum, diese und jene Grafschaft an sich zu reißen. Den größten Vortheil dieser Erfahrung ziehen die Engländer. Die Gründung des anglo-indischen Reiches hängt, was der Verfasser im Beginne seines Werkes hätte bemerken sollen, mit dem Eroberungs- und Raubzuge Schah Nadirs innig zusammen. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß wäh-

rend der zahlreichen Wirren, die allenthalben in Hindostan und Dekkan entstanden, einstens mächtige aus ihrem Besizthum vertriebene Häuptlinge in den besetzten europäischen Niederlassungen eine Zuflucht suchten und fanden. Gewöhnlich befehleten dann die Gegner solcher Flüchtlinge ihre Schutzherrn, und verwickelten sich auf diesem Wege in Kämpfe mit Europäern, denen sie in keiner Beziehung gewachsen waren. Dies geschah auch wiederholt zu Bengalen, wo die Statthalter in unaufhörlichem Zwist mit den Gaugrafen, Bezirksvorstehern und Grundbesizern lagen. Seradschah ed Daulah, der vierte Nachfolger des Dschafar Chan, zog (1756) gegen die Engländer, die einem seiner aus Dacca entflohenen Beamten Schutz gewährten, nahm Kossimbasar und stand nach einigen Tagen vor Kalkutta. Der Statthalter, unkriegerischen Geistes, ein Quäker Drake, zieht sich mit allen, denen es möglich war, auf die Schiffe zurück und segelt hinab nach Gowindpur. Kalkutta bleibt (20 Juni) der Willkür des übermüthigen jungen Siegers preisgegeben, welcher, bloß auf Raub und Erpressungen sinnend, alle andern Anordnungen seinen Beamten und Knechten anheimstellt. Man hatte 146 Engländer gefangen genommen und war in Verlegenheit, sie in Sicherheit zu bringen. Es müsse ja im Fort ein Gefängniß sein, sagte ein Hauptmann Seradschah's, dorthin sollen sie gebracht werden. Nun geschah dies zur heißesten Jahreszeit der heißen Zone, und das Gefängniß, gemeinhin „Schwarzes Loch“ genannt, von 20 Quadratfuß im Umfange, war bloß für einzelne meuterische Soldaten bestimmt. Nur die Drohung, Widerstrebende würden alsbald niedergehauen, vermochte die Engländer, in den engen Raum zu treten. Kaum ist der letzte der Gefangenen mit Mühe hineingebracht, so wird die Thüre verschlossen, und die dicht aneinander gedrängten Gefährten sind ihrem furchtbaren Schicksale überlassen. Die erste Folge des Zusammenpressens war ein starker Schweiß, auf welchen unerträglich Durst und solche Brustschmerzen folgten, daß man nur mit Mühe athmen konnte. Wasser, Wasser, schrien die Unglücklichen in Todesangst. In Schläuchen zu den beiden kleinen Luftlöchern wurde es hineingereicht, aber nur zu ihrem Verderben. Sie drängten und schlügen sich förmlich um einen Trunk; mehrere fielen nieder, erstikten

oder wurden todt getreten. Die muselmännischen Posten hatten ihre Freude an dem Jammerlärm; das Gerause der Verzweifelnden schien ihnen ein unterhaltendes Schauspiel. Noch vor Mitternacht waren alle nur ersinnlichen Mittel erschöpft; die Hitze wird immer unerträglich. Die so häufig aus- und eingehathmete mit der Ausdünstung der Lebenden, mit dem Gestanke der schnell faulenden Todten geschwängerte Luftmasse wird immer schlechter; dumpfe Verzweiflung ergreift den einen und wilder Wahnsinn den andern. Schimpf und Spott jeglicher Art wird gegen die draußen stehenden Wachen geschleudert, in der Hoffnung, sie möchten hincinschießen und dem zögernden Jammerleben ein Ende machen. Ein Theil verflucht sich und die Eltern, welche sie geboren und die Gottheit, die sie verlassen; ein anderer sucht die steinerne Allmacht durch wilde wahnsinnige Gebete zu erweichen. Dieses gräßliche Schauspiel dauert so lange, bis sie hinfallen und das zähe Leben zum letztenmale zuckt. Der Zusammensinkende wird nicht aufgehoben. Im Gegentheil. Der stehende Nachbar stößt den Schwankenden vollkommen nieder, damit er selbst über dem zertretenen Leichnam das Fenster erreiche. Jedes Mitleid, jede menschliche Regung ist verschwunden. Große körperliche Schmerzen drücken den Menschen zum Thiere hinab und dulden kein anderes Gefühl als den Trieb der Selbsterhaltung. Um zwei Uhr waren noch fünfzig am Leben. Beim Anbruch des lang ersehnten Tages wird der Vorstand Holwell, welchen die Vorsicht eines Mitgefangenen an ein Lustloch brachte und so beim Leben erhält, zum Nawab gerufen und bald hernach der Zwinger geöffnet. Von den 146 sind nur 23 Lebendige, mehr Gespenstern als menschlichen Wesen ähnlich, aus dem „Schwarzen Loch“ gekommen. Man brauchte eine halbe Stunde, bis die nach innen gehende Thür, wovor übereinander gethürmte Todte lagen, geöffnet werden konnte. Die Leichen verbreiteten solch einen tödtlichen Gestank, daß sie von den barbarischen Truppen, welche das Entsetzliche in stumpfsinniger Gleichgültigkeit ansahen, alsbald weggeschafft und in eine tiefe Grube außerhalb des Kastells begraben werden mußten.

Muselmanische Schriftsteller behaupten, der Nawab hätte von dem ganzen Vorfalle nichts gewußt;

ja selbst der Hauptmann sei in gewisser Beziehung schuldlos; er habe den Befehl, die Gefangenen dort zu verwahren, mehr aus Unwissenheit und Dummheit, als aus Barbarei gegeben. Mag dem so sein oder anders, Seradschah ed Daulah zeigt schon dadurch allein seinen wilden unmenschlichen Sinn, daß er kein Wort des Mitleids für Holwell hatte, der sich kaum auf den Beinen halten konnte. Der Nawab forschte bloß nach vergrabenen Schätzen der Engländer und droht, weil er nichts erfuhr oder erfahren konnte, mit wiederholter Peinigung. Der Vorstand und zwei Unglücksgefährten wurden in Fesseln geschlagen; den andern Engländern blieb es freigestellt, an Ort und Stelle zu bleiben oder abzureisen. Hievon haben sie, sobald es die Umstände erlaubten, Gebrauch gemacht, und sind hinabgegangen zu den Schiffen. Jetzt segelt die Flotte weiter stromabwärts nach dem sichern Hafentort Falah auf der Ostseite des Hughli, um, wenn Zuzug aus Madras eingetroffen, angriffsweise gegen den Nawab und seine in Kalkutta zurückgelassene Besatzung aufzutreten.

Robert Clive, der Sohn eines Rechtsanwalts in Shropshire, zeigt schon in früher Jugend die natürlichen Anlagen künftiger Größe: leidenschaftlich feuriges Wesen, große Willenskraft und einen an Tollkühnheit gränzenden Muth. Eltern und Verwandte, Lehrer und Freunde müssen endlich den unbeugbaren Jüngling als unverbesserlichen Taugenichts aufgeben; sie freuen sich der Gelegenheit diese Plage los zu werden. Clive und Orme, der Held und sein Geschichtschreiber, erhalten an demselben Tage (15 Dez. 1742) Schreiberstellen in Ostindien; der eine zu Madras, der andere in Bengalen. Die Geschäfte indischer Beamten jener Zeit konnten einen achtzehnjährigen wilden Jüngling leicht zur Verzweiflung bringen. Sie mußten einheimischen Webern Vorschüsse machen und Sorge tragen, daß sie die bestellten unterpfändlichen Waaren richtig erhielten. Anfänger bekamen überdies so schlechten Gehalt, daß sie kaum leben konnten. Ältere Diener bereicherten sich durch Handelsgeschäfte auf eigene Rechnung. Sie lebten dann nach allen Richtungen gleichwie östliche Fürsten. Stand doch die Moralität jener Krämer-Aristokratie auf der niedersten Stufe.

Das Leben mit solchen Leuten, das Leben unter solchen Verhältnissen erschien Clive der Art unerträglich, daß er zweimal es versuchte sich zu erschießen, und zweimal hat ihm die Pistole versagt. Dem künftigen Heerführer gilt dieß als ein Anzeichen, daß ihn die Gottheit für Großes aufspare; er entschließt sich bei dem peinlichen Alltagsleben auszuharren, hoffend, in einem unruhigen Lande wie Indien würde sich einstens Gelegenheit ergeben, dem Schreibtisch zu entfliehen, und thätig und folgenreich in die schwankenden verworrenen Zustände einzugreifen. Der strebende Kaufmannsdiener hatte geschickt gerechnet. Schon während der Belagerung von Pondicheri finden wir ihn als Fähnrich beim Heere (Sept. 1748), wo er gute Dienste leistet. Bald wirft er alles Andere weg, widmet sich dem Kriege, steigt schnell von Stufe zu Stufe, und überragt an Muth, Einsicht und Besonnenheit alle anderen Kampfgenossen. Die Einnahme Arkots und die tapfere Vertheidigung des Places (Nov. 1751) erregen die Aufmerksamkeit der gebietenden Herrn im indischen Hause. „Man erkenne vollkommen die Verdienste des Hauptmanns Clive und werde sie auch zu belohnen wissen.“

Die Engländer waren in den östlichen Ländern um die Zeit bloß als ein kaufmännisches unkriegerrisches Volk bekannt. Kapitän Clive zeigte, wie ein Maharatten-Häuptling sich ausdrückt, daß sie auch zu fechten verstehen, und bald überragen sie sogar, auch in dieser Beziehung, die viel bewunderten Franzosen. Eifersucht und Neid der zum Kriegswesen erzogenen Hauptleute suchen vergebens an den Thaten des Schreibers zu mäkeln, sie auf Zufalls Rechnung, oder wie die Menge zu reden pflegt, des Glückes zu setzen. Gewöhnliche zu einem Geschäfte und Gewerbe erzogene Menschen hassen und verkleinern alle diejenigen, welche ohne die herkömmliche Vorbildung durch überwiegendes Geschick und selbständigen Geist in ihren Kreis sich drängen und, was unter solchen Umständen häufig geschieht, sie übertreffen. Zum Glück des jungen „Ladenschwengel-Hauptmanns“ war Major Lawrence, Befehlshaber der englisch-indischen Truppen, über solchen Kleinlichkeits-sinn erhaben. „Es gibt hier Leute,“ schreibt Law-

rence, „welchen es beliebt, bloß von der Glücke des Hauptmanns Clive zu reden. Nach meiner Ueberzeugung hat der Mann es verdient, daß alle Unternehmungen so ausfielen, wie sie wirklich ausgefallen sind. Unererschrockener Muth, kalte Besonnenheit und Geistesgegenwart, die ihn unter keinen Umständen verlassen, zeigen, daß Clive zum Soldaten geboren ist. Ohne irgend eine militärische Erziehung, ohne vielen Umgang mit erfahrenen Kriegern, sagt ihm sein gesunder Verstand, lehrt ihn seine sichere Urtheilskraft, das Heer gleichwie ein erfahrener Offizier und tapferer Soldat anzuführen und seine Liebe zu gewinnen, solcher Art, daß man selbst mit einer gewissen Zuversicht auf einen glänzenden Erfolg rechnen kann.“

Dem Commandanten des Forts St. David, Hauptmann Clive, wird nun von der Regierung zu Madras der Oberbefehl über die Truppenabtheilung, welche Kalkutta wieder erobern und am Nawab oder Statthalter von Bengalen Rache nehmen sollte, anvertraut. Die Flotille unter Admiral Watson ist bereits im October unter Segel gegangen, landet aber erst, von der Nord-West-Monsun aufgehalten, im Dezember zu Bengalen. Seradschah ed Daulah wollte gar nicht glauben, daß die Engländer es wagten, sich gegen ihn zu erheben. Wäunte doch der unwissende Orientale, ganz Europa zähle höchstens eine Bevölkerung von zwölftausend Seelen. Nur eine geringe Besatzung wurde in den Forts zurückgelassen; andere Maaßregeln zum Schutze, zur Vertheidigung des Landes waren nicht getroffen. Und so glich der Angriff der kleinen aus 900 europäischen und 1500 einheimischen Soldaten bestehenden Truppe mehr einem lärmenden Triumphzug, als einem ernstlichen Kriege. Kalkutta, Hugli und mehrere andere Orte kommen alsbald in die Hände des Britten, der jetzt schnell landaufwärts zieht, um die Hauptstadt selbst anzugreifen. Durch die Kühnheit und Schnelle der Bewegung geräth der Nawab in die größte Furcht; er sehnt sich nach Frieden. Ganz anderer Art ist die Stimmung des englischen Feldherrn; er gefällt sich im Kriege. „Mit dem Barbaren jetzt schon Frieden zu schließen ist nicht ehrenvoll genug; Seradschah muß noch derber gezüch-

tigt werden.“ Widerspruch ist vergebens. Clive muß sich dem Regierungsgebot von Kalkutta und Madras fügen. Dort hatte man von dem neuen Kriegsausbruche zwischen England und Frankreich Nachricht erhalten und wünschte natürlich, damit alle Macht gegen den europäischen Feind und seine Bundesgenossen im Dekkan gerichtet werden könnte, das schnelle Ende der bengalischen Kämpfe.

Der Nawab unterwirft sich allen Bedingungen. Der Friede ist geschlossen (7 Febr. 1757) und Watson und Clive versprechen im Namen der englischen Nation Aufhör aller Feindseligkeiten im Lande Bengalen. Clive zieht jedoch wider die Franzosen zu Tschandernagar und nimmt den Ort (22 März 1757) gegen den Wortinhalt des Vertrages und wiederholte Abmahnung des Nawab, nach tapferer Gegenwehr. Noch mehr. Hauptmann Clive verlangt, die Franzosen, welche sich nach Kossimbabar geflüchtet und des fürstlichen Schutzes versichert hatten, sollen unverzüglich ausgeliefert werden. Der junge, ruhmgierige Feldherr sann auf Krieg; alle Mittel dünkten ihm die rechten. „Asiaten dürfen nicht nach europäischen Gesetzen, nach europäischen Begriffen von Recht und Ehre behandelt werden; das sind treu- und gewissenlose Menschen, die man mit gleicher Münze bezahlen könne.“ So sprach, so handelte Clive, so denken und verfahren die meisten Europäer. Seradschah, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, feurigen unbändigen Wesens, ist außer sich vor Wuth, bald will er dieß, bald will er jenes gegen den tollkühnen Menschen, wie er Clive nennt, unternehmen, und befiehlt und widerruft in demselben Augenblick dies und jenes aus Keigheit und Furcht vor dem gewaltfamen übermächtigen Gegner.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Januar.

Nro. 2.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Political and military Events in British India.

(Fortsetzung.)

Gesetz und Ordnung waren lange schon aus dem großmongolischen Reiche verschwunden, Gewalt und Willkür sind in den einzelnen Ländern, wie in den Kreisen und Statthalterschaften an deren Stelle getreten. Sie sinnten bloß auf Mittel die Macht an sich zu reißen, und ein Räuberhauptmann kann sich des gleichen Rechtes berühmen, wie der andere. Nun war Seradschah überdies durch selbstherrisches, hochmüthiges Wesen mit mehreren seiner Großen verfeindet, an deren Spitze ein läßiger, ausschweifender, dessen ungeachtet aber einflußreicher Mann stand, Mir Dschafar geheißten. Die Partei sucht nun des Gebieters Verlegenheit zu seinem völligen Untergange zu wenden; Mir Dschafar soll mittels englischer Hülfe an dessen Stelle treten und Herr werden von Bengalen, Bihar und Orissa. Clive bietet die Hand zum Verräther-Plane. Zwischen ihm und den Verschwornen werden häufige Botschaften gewechselt. Die Engländer sind von den Bewegungen, vom ganzen Getriebe des Nawab genau unterrichtet. Clive schreibt jetzt dem mit Verrath umspinnenen Statthalter die freundlichsten Briefe; man wollte den Fürsten sicher machen, um ihn leichter zu verderben. Noch mehr. Damit der Hinduspion, welcher alle Fäden der Verschwörung kannte und für sein Schweigen große Summen forderte, des Lohnes beraubt werden könnte, wird Clive, der gepriesene Clive, an dem sein Biograph General Malcolm auch nicht den geringsten Fehl entdecken konnte,

zum gemeinen Betrüger und Fälscher. Ein doppelter, ein ächter und falscher Vertrag wird von den Verräthern Mir Dschafar und Clive, ausgesetzt. In dem einen sind die 300,000 Pfund bewilligt; in dem andern bleibt die Belohnung weg und des Spions Namen. Nun weigert Admiral Watson seine Unterschrift zur erlogenen Urkunde; auch hier weiß Clive Mittel zu finden. Er selbst schreibt oder fälscht den Namen Watson. Der Asiatic hat in dem Engländer seinen Meister gefunden.

Sobald der Statthalter, der sich vergebens an Bussy wendet und französische Hülfe nachsucht, vollständig umgarnt war, wird schnell das Netz über ihn zusammengezogen. Clive eilt mit der ganzen Macht gegen Murschadabad. Seradschah will den Feind nicht in der Hauptstadt erwarten, rafft seine Truppen zusammen und die beiden Heere begegnen sich unfern des Flusses sechs deutsche Meilen südlich Murschadabads, bei dem Orte Palasi, gemeinhin Plassey geheißten. Clive befehligt 3000 Mann, wovon bloß 900 Britten und 100 Topas. Der Nawab mochte, Fußvolk und Reiterei zusammen, über ein 60,000 Mann zählendes mit zahlreicher Artillerie versehenes Heer gebieten. Der Kriegsrath, der erste und letzte, welchen der brittische Feldherr befragte, erklärt sich gegen die Schlacht. In der Versammlung huldigte Clive selbst dieser Ansicht. Kaum hat er aber mit sich selbst in der Einsamkeit Rath gepflogen, und die Verhältnisse nochmals im Geiste erwogen, so ist er entschlossen, den zwanzigfach überlegenen Feind alsbald anzugreifen. Noch stand die Sonne an dem folgenreichen Tage des 21. Juni 1757 hoch am Horizonte und die beiden engver-

bundenen Verräther, welche sich während der Schlacht häufige Botschaften sandten, Mir Dschafar und Robert Clive, hatten bereits ihr Ziel erreicht. Die Verschwornen rietben dem Nawab sich dem Schlachtfelde zu entziehen, worauf das zusammengerottete, Verrath fürchtende Heer nach allen Winden zerfließt. Der betrogene Fürst wird auf Befehl von Mir Dschafars Sohne zu Murschadabad getödtet. Hat auch Clive keinen thätigen Antheil an dem Meuchelmord genommen, so müssen doch seine größten Lobredner zugeben, er habe nicht den geringsten Schritt gethan, dem wehrlosen Gefangenen das Leben zu erhalten. Das 39. englische Regiment, welches sich vor allen andern in der Schlacht ausgezeichnet hatte, führt heutigen Tags noch, neben den unter Wellington in Dekkan, wie auf der pyrenäischen Halbinsel errungenen Siegeszeichen, den Namen Plassy in der Fahne, mit dem stolzen Denkspruch: Primus in Indis.

Clive handelt jetzt, wie so viele seiner Nachfolger, in Weise der römischen Proconsuln. Mir Dschafar wird zum Throne geführt und als Fürst der drei Länder Bengalen, Bihar und Orissa beglückt; der fremde Sieger ist der erste, der ihm huldigt, nach östlicher Sitte mit Geschenken an Gold und Silber und anderem Geschmeide. Die Schatzkammer des Scradschah wird voll gefunden über alle Erwartung. Die Engländer, vor allen ihr Feldherr, erwerben königliche Reichthümer. Eine Flotte von mehr als 100 Booten führt bloß in gemäßigtem Gelde 800,000 Pfund, den Antheil der Regierung, nach Kalkutta. Die ganze Beute soll an 2,230,000 Pfund betragen haben. Zu Kalkutta wird eine Münzstätte errichtet, wo am 29 August 1757 die erste Rupie erscheint, geprägt im Namen des Padischah von Delhi. Nun kommt der Spion herbei, und verlangt den bedungenen Sold. „Mann,“ entgegnete ihm der Dolmetsch, „du bist betrogen; der Vertrag, wo dein Name steht, ist unterschoben; nichts, gar nichts wirst du erhalten.“ Der Hindu stürzt vor Schreck zusammen, und bleibt von dem furchtbaren Augenblick der Enttäuschung bis zu seinem kurz darauf erfolgten Tode blödsinnigen Geistes. Clive hingegen, der dreifache Betrüger und Verräther, schwelgt im Ruhme, in Reichthümern und Genüssen aller Art. Nannte ihn doch William

Pitt der Vater bei vollem Hause den himmlischen Heerführer, welchen selbst Friedrich von Preußen beneiden könnte, und Niemand hat zu der Zeit widersprochen. Es braucht den Proconsul wenig zu kümmern, daß sechzehn Jahre später seine Schandthaten mit den eigentlichen Namen bezeichnet und wie er zu solch ungeheuern Schätzen gelangte, von mehreren Vertretern des englischen Volkes in scharfen Worten getadelt wurde. Der brittische Nawab hat unter seinen Landsleuten Anhänger, Vertheidiger und Bewunderer genug gefunden. Schreibt doch noch der berechte und geistreiche Macaulay zu unsern Tagen: der Feldherr verdiene Lob, weil er so wenig genommen habe. Wenige seiner Ankläger würden sich mit so kleinen Summen begnügt haben, wie die Bescheidenheit des Siegers von Plassy. Ein wunderlicher Maasstab geschichtlicher, moralischer Beurtheilung! Nun bedenke man, daß das Einkommen des Mannes, welcher achtzehn Jahre vorher als armer Kaufmannslehrling in Indien landete, nach Schätzung seines Biographen, der zur Vertheidigung seinem Helden es geringe anseht, bei der zweiten Rückkehr ins Vaterland (Febr. 1760) nicht viel unter einer halben Million Gulden sich belaufen hatte, — eine Summe doppelten Werthes im Verhältnisse zu den Preisen und dem Reichthume unserer Tage. Hierbei sind kostbare Edelsteine und Geschenke, welche der Sohn des armen Advokaten aus Shropshire Verwandten und Freunden machte, nicht mitgerechnet, die sich wenigstens auf eine Million Gulden belaufen haben mögen.

Was die Engländer im Ganzen als Kriegskosten, als Geschenke und Beuteantheil für's Heer und die Beamten von Mir Dschafar in Anspruch nahmen, belief sich auf 2,750,000 Pfund Sterling. Die Schätze des eroberten Lagers und der Staatskassen zu Murschadabad blieben weit hinter den Anforderungen zurück, und die wahren Landesherren müssen sich vor der Hand mit der Hälfte begnügen; die andere sollte innerhalb dreier Jahre, in drei verschiedenen Zeiträumen ausgezahlt werden. Clive hatte bald nach dem Beginne der Heerfahrt gegen Bengalen und später mehrmals von der Madras-Regierung Befehl erhalten, so schnell als möglich nach dem Dekkan zurückzukehren. Man wollte sichere

Kunde haben, die Franzosen rüsten Schiffe aus und senden zahlreiche Mannschaft nach Indien, um die großen Plane Dupleir' von Neuem aufzunehmen. Der Feldherr geht jedoch wie bei vielen andern Gelegenheiten den eignen Weg; er bleibt in Bengalen und überläßt den Landsteuten die Sorge für ihre eignen Angelegenheiten.

Die Vorstehenden im indischen Hause waren bald über den schnell auf einander folgenden, wahrhaft erdrückenden Ländererwerb höchlich ungehalten. „Wir sind nicht geneigt,“ erklärten sie ihren Beamten im Betreff der Stellung des Nisam, zu andern Fürsten in Dekkan, „die Würde eines gebietenden Schiedsrichters einzunehmen. Man überlasse die Herrscher ihrem Schicksal; sie werden sich zu einem Gleichgewicht der Macht durchkämpfen oder, was uns nicht kümmert, zu Grunde gehen. Wir haben, dieß seid versichert, das ganze Benehmen wegen der Marken nur mit dem höchsten Mißfallen vernommen. Betrachten wir die plötzlich erlangten Reichthümer unserer aus Indien zurückkehrenden Diener, so sind wir wahrlich gezwungen, uns der öffentlichen Meinung anzuschließen. Auch wir müssen glauben, daß alle eure Verbindungen und Unterhandlungen und Verträge mehr auf dem Grund des eignen Vortheils, als auf dem des öffentlichen Wohles beruhen. Was wir wünschen, haben wir hinlänglich und oft genug ausgesprochen. Wir wollen keine Angriffskriege; wir wollen die Gränzen unserer Besitzungen nicht erweitern. Wir wollen die Erhaltung der Mächte Hindostans, wie sie jetzt sind: die eine ist ein Hinderniß, bildet die Schranke für die andere. Dieß sei und bleibe die unabänderliche Richtschnur eurer Handlungen. Gegen Europäer, namentlich gegen Franzosen, ist natürlich in ganz andrer Weise zu verfahren. Schlaget alle Wege ein, offene Feindseligkeiten ausgenommen, um sie aus dem Lande zu treiben.“

Die öffentliche Meinung Englands hat sich um die Zeit entschieden gegen die indischen Emporkömmlinge, gemeinhin Nawab genannt, ausgesprochen. Sie werden in Romanen und Schauspielen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als eine

üppige, hochmüthige und tyrannische Menschenklasse geschildert, mit einer Masse lächerlicher Eigenheiten. Es wird gezeigt, wie sie ihre auf schmachvollste Weise erworbenen Reichthümer in widerlichem Prunk und Großthun vergeuden. Methodisten und die andern Stillen im Lande hielten sich ferne von diesen verruchten Leuten, „deren zahlreiche Verbrechen die strafende Gottheit sicherlich an Kindern und Kindskindern Altenglands rächen werde.“ Diese Volkstimmung spiegelt sich wieder, was in Altengland gewöhnlich, an seinen Vertretern im Parlamente. Ein Ausschuß wird eingesetzt (Nov. 1766), zur Untersuchung der Handlungen, Zustände und Erwerbniße der indischen Hansa. Auch das Benehmen ihrer Diener, des Lord Clive namentlich, wird vor den Richterstuhl des Hauses gezogen. Jetzt kommt auch zuerst das Oberaufsichtsrecht der Nation über die Kompagnie, über ihre Besitzungen und ihre finanziellen Angelegenheiten zur Sprache. Kein Unterthan der Krone Englands, dieser Grundsatz ward aufgestellt und immer festgehalten (1767), könne für sich die Oberherrlichkeit von Land und Leuten erwerben. Sie gebühre immer und allenthalben der Nation. Vergebens sucht Burke aus Feindschaft gegen das Ministerium Lord North den Satz des englischen Staatsrechts anzufechten und lächerlich zu machen. Die Hansa müsse demgemäß gleichsam als Grundzins für die indischen Lehen jährlich eine Summe von vierhunderttausend Pfund der Staatskasse zahlen, über welche das Parlament verfügen werde. Die Einrede des indischen Hauses, daß man nur unter Oberherrlichkeit des Großherrn zu Delhi, der Statthalter und Fürsten Indiens die Landesregierung ausübe und Steuern erhebe, ward als nichtige Vorspiegelung erkannt und zurückgewiesen. Ueberdieß haben die Volksvertreter bestimmt, der Gebieter in Hindostan und Dekkan hätte jährlich für 380,837 Pfund Waaren und Erzeugnisse auszuführen, dann dürfe die Dividende bis zur nächsten Session zehn vom Hundert nicht übersteigen, ein Zeitraum, welcher später (1768) der übeln Folgen wegen, die eine Erhöhung nach sich ziehen könnte, bis zum 1 Februar 1769 ausgedehnt wurde. Wie in der That es nothwendig war, der Gewinnsucht der Actieninhaber ein Ziel zu setzen, welche vor kurzem erst

(26 Sept. 1766) die Dividende von acht auf zehn vom Hundert erhöht hatten, lehrte schon die nächste Zukunft.

Die Reichthümer, welche einzelne Diener nach Hause brachten, befestigten mehr und mehr die seit Jahrhunderten überlieferte Meinung von den unerschöpflichen Schatzkammern des Morgenlandes. Man erfuhr aber gar bald, welchen eiteln Täuschungen man sich hingeeben habe. In frühern Jahrhunderten der Weltgeschichte schickten alle seefahrenden Nationen von Jahr zu Jahr große Massen edler Metalle nach Indien. Dieß hat, sobald die Engländer die Herrn indischer Reiche wurden, zum großen Theile aufgehört. Die Kompagnie kauft jetzt nicht bloß die Erzeugnisse und Fabrikate des Landes, sondern auch die Chinaß, Thee, rohe Seide und Seidenzeuge mit indischen Abgaben. Ihre Beamten sandten Ersparnisse und Raubantheil vorzüglich deshalb, daß beide nicht bekannt würden, auf holländischen und französischen Schiffen nach der Heimath, — Gelder, welche von den Kauffahrern dieser Nationen ebenfalls zum Erwerbe östlicher Waaren verwendet wurden. Bei diesem immerwährenden Abzug, ohne bedeutenden Zufluß von irgend einer Seite, bei der schlechten Verwaltung, der Verwirrung und allgemeinen Unsicherheit verarmte das Land in hohem Grade. Nach und nach schwindet jedes Vertrauen zum Bestande und bald zeigt sich die nothwendige Folge, großer Mangel an edeln Metallen. „Früher schon haben wir darauf hingewiesen,“ dies schreibt die Regierung zu Kalkutta an den Geheimausschuß des indischen Hauses, „welche nachtheiligen Folgen die Ausfuhr des baaren Geldes aus diesem Lande habe. Wissen wir doch selbst noch nicht, wo wir auf's nächste Jahr das nothwendige Silber für den chinesischen Markt hernehmen. Bringen wir aber auch die Summen auf, so würden cure Einkäufe und der ganze Handel Bengalens sehr darunter leiden.“ In solch einem Grade schlugen die Hoffnungen fehl, welche Lord Clive auf den unerschöpflichen Reichthum Indiens setzte oder gegen besseres Wissen in der Heimath vorspiegelte. Die angloindische Regierung scheint aber in der That unkundig genug gewesen zu sein, daß sie glauben konnte, die Aus-

fuhr trage allein die Schuld des Mangels, was keineswegs der Fall war. Die edeln Metalle flüchten sich zu allen Zeiten und aller Orten vor Verwirrung und Unsicherheit in der bürgerlichen Gesellschaft.

Auch in den Einrichtungen Clive's und seiner Nachfolger zeigt sich bald vieles Mangelhafte: zu den alten Landesgebrechen sind neue hinzugekommen. Die Erhebung der Landsteuer war für den Gebieter wie den Unterthan sehr verwickelt und lästig. Einen Theil sammelten eingeborne Diener der Rentmeister; ein anderer ward jährlich an verschiedene Personen verpachtet; ein dritter gehörte großen Grundbesitzern, welche der Regierung für gewisse Summen verantwortlich sind. Unter solchen unklaren Zuständen bleiben die Erträgnisse weit hinter der Erwartung zurück. Um dem Uebel abzuhelfen, werden (Aug. 1769) für einzelne Bezirke englische Aufseher angeordnet, welche die einheimischen Beamten überwachen sollten. Sie selbst erhalten genaue Verhaltensbefehle und berichten an die beiden Räthe, wovon der eine zu Murschadabad saß und der andere zu Patna. Zur Ueberwachung aller dieser verschiedenen Behörden sendet das indische Haus drei Oberaufseher nach Hindostan (Sept. 1769). Das Schiff verunglückt. Von den Herren Bunsittart, Scrafton und Fort ist niemals eine Spur aufgefunden worden. Bald erhält man mittels der englischen Aufseher in den Provinzen Kunde von den mannigfachen Bedrückungen der unglücklichen Bevölkerung. Die Rentmeister erpreßten soviel als möglich von den großen Landbesitzern und überließen die Masse der Grundholden ihrer Willkür.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Januar.

Nro. 3.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Political and military Events in British India.

(Fortsetzung.)

Ein halbweg geordnetes Raubsystem, das war die Regierung des Landes. Der Direktorenhof greift jetzt zu einem kühnen Mittel, um, wie man glaubte, wenigstens einen Theil der Mißbräuche zu beseitigen. „Zu einer Zeit, wo Hungersnoth in unsten Besitzungen wüthet,“ so lautet der denkwürdige und folgenreiche Erlaß (28 August 1771), „ist's Pflicht Alles anzubieten, um das schwere Loos der armen Unterthanen zu erleichtern. Wie wir uns nun einerseits über jede Vorkehrung zur Abhülfe der Noth freuen, so sind wir andrerseits vom größten Ingrimme gegen alle diejenigen erfüllt, im höhern Grade gegen geborne Engländer, welche das allgemeine Unglück in selbstsüchtiger Weise ausbeuten. Heißt es doch in Privatschreiben aus Indien, die Geschäftsführer und Diener brittischer Gentlemen vergessen sich so weit, daß sie nicht nur aus dem Getreidehandeln ein Sonderrecht machen, sondern sogar die armen Bauern zwingen, ihnen den Samen für die nächste Ernte zu verkaufen. Wir haben Gründe genug, den einheimischen Steuereinnehmern zu mißtrauen. Der Vorstand des Rechenciamtes, Muhammed Risa Chan, scheint zu vielem Unterschleif und zu Bedrückungen die Hand zu bieten. Wir können ihn nicht mehr an der Stelle belassen und wollen auch keinen andern ernennen. Deshalb haben wir beschlossen, die Steuererhebung oder mit andern Worten die Regierung des Landes unmittelbar in unsere

Hände zu nehmen. Unsern Beamten ist von nun an die Besorgung und Betreibung des Einkommenswesens übertragen. Wir hegen das Vertrauen, daß ihr solche Anordnungen treffen werdet, welche beiden Parteien, der Kompagnie und ihren Unterthanen, zum Vortheile gereichen. Muhammed Risa soll nach Kalkutta beschieden und dort zur Rechenschaft gezogen werden.“

Der Rath von Bengalen (Mai 1772) ernennt eine eigne Behörde zur Abschaffung der Mißbräuche im Steuerwesen und neue Anordnungen einzuführen. Es wird beschlossen, alle Erträgnisse, die Grundsteuer sowie mancherlei Feudallasten auf einen Zeitraum von fünf Jahren an die Meistbietenden zu überlassen. Die erblichen Grundherrschaften erhalten in der Versteigerung den Vorzug. Man glaubte, dadurch würde das Einkommen mehr gesichert und für die Unterthanen, welche im herkömmlichen patriarchalischen Verhältniß zu den Semindaren ständen, besser gesorgt sein. Grundherrschaften, welche kein annehmbares Gebot machten, wurde ihr Besizthum genommen, und höher Zahlenden übertragen. In diesem Falle mußten sie sich mit einer im Verhältniß zu ihrem Gute stehenden Rente begnügen. Das Mißliche des Systems stellt sich bald heraus. Viele Steuerepächter haben sich gegenseitig zu hoch hinauf getrieben und im folgenden Jahre bereits ihre Zahlungen eingestellt, — zum großen Nachtheile der indischen Staatskammer.

Man versucht es nun auch in den Gerichtshöfen, welche mit den Rechenciamtern in engster Verbindung standen, einigermaßen aufzuräumen.

„Eine Gerechtigkeitspflege in wahren Sinne des Wortes war damals gar nicht vorhanden; nur Macht und Reichthum konnten sich Recht verschaffen.“ An Beamten fehlte es zwar nicht. Sie entschieden selbständig nach Sitte despotischer Staaten, ohne Gutachten der Beisitzer einzuholen; nur bei einzelnen bestimmten Fällen war das Anrufen eines höhern Gerichtshofes gestattet. Der eine Beamte erkennt über peinliche Fälle, der andere über bürgerliche Streitigkeiten: dieser sprach über Polizeivergehen, jener über strittiges Eigenthum und Erbschaften. Diese Diener oder Herrn der Gerechtigkeit besorgten gewöhnlich nebenbei mehrere religiöse Geschäfte. Die neue Einrichtung ward dem Bestehenden angepaßt, daß sich die Bevölkerung leichter hineinfinden möchte. Jeder Bezirk erhält zwei Gerichtsstellen: dem Gerichtshofe im Bezirke, Mofassil Andalet Dewani, wird die Erkenntniß über bürgerliche Streitigkeiten, dem peinlichen Gerichtshofe, Phudschari Andalet Dewani, die über Verbrechen und Vergehen übertragen. Vorfiser sind die englischen Rentmeister der Bezirke. Sie sollen den Gang der Verhandlungen überwachen. Diesen Bezirksgerichten entsprechen zwei höhere Stellen zu Kalkutta, bei welchen man Berufung einlegen konnte. Vorfiser sind die höchsten Beamten der Kompagnie.

Zur Kenntnißnahme der Richter wie zum Vortheil der ganzen Bevölkerung ward, auf Veranlassung des Oberstatthalters Warren Hastings, eine Gesetzsammlung in Sanscritsprache abgefaßt. Sie ist ins Persische, von Halhead, ins Englische übertragen und mit der Aufschrift: Codex des indischen Gesetzes der Oeffentlichkeit übergeben worden. Ein Gleiches geschah mit dem muselmanischen Gesetzbuche, der Hedaya. Jener sprachkundige Mann ist der erste Engländer — ein spanisches Lehrgebäude des Sanscrit war bereits im siebzehnten Jahrhundert vorhanden — welcher eine genaue Kenntniß des Bengalischen, einige Einsicht in die heilige, dem Bengali innig verwandte Sprache besessen und ihre Verwandtschaft mit den Sprachen des Abendlandes erkannt hatte. Halhead erstaunte, wie er uns selbst erzählt, nicht wenig über die gewaltige Aehnlichkeit des Sanscrit mit dem Persischen und Arabischen,

mit dem Griechischen und Lateinischen. Und dies nicht in technischen und bildlichen Ausdrücken, sondern in dem Grundwerk der Sprache, in den Zahlwörtern und Namen solcher Gegenstände, welche mit Beginn der Civilisation entstanden sein müssen. Eine ebenso überraschende Aehnlichkeit zeige sich in den Charakteren auf Münzen und Siegeln. Man vergleiche die Münzen von Usam, Nepal, Kaschmir und die Siegel von Bhutan und Tibet. Dasselbe könne von den verschiedenen Alphabeten im Morgenlande, vom Indus bis Pegu, behauptet werden. So sehr äußerliche Form auch verschieden, führe doch Ordnung und Zusammensetzung zum Sanscrit-Alphabet. Durch Nachweis der Naturgesetze jener Verwandtschaft, so wie der geschichtlichen Ereignisse, worauf sie theilweise beruht, haben sich Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts großen Ruhm erworben. Halheads bengalische Sprachlehre ist auch das erste Werk, worin indische Buchstaben mit Typen, nach europäischer Weise, gedruckt erscheinen. Vergebens hatte Hr. Volts (1773) früher große Summen zur Verfertigung solcher Typen verwendet, eine Aufgabe, welche Charles Wilkins, der durch Uebersetzung der Bhagawat Gita oder des göttlichen Gesanges die Aufmerksamkeit auf indische Philosophie und Literatur in hohem Grade erregte, bald hernach löste. Hastings unterstützte aus höhern staatsmännischen Rücksichten diese und andere wissenschaftliche Bestrebungen, so die Uebersetzung des Agin Akbery von Hrn. Gladwin. Die Einrichtungen des weiseften der Großmongolen würden dem Direktorenhof nicht selten als Richtschnur dienen können. Sie seien besser denn alles später auf ihren Trümmern aufgebauete, überdies der Bevölkerung bekannter und geeigneter für die Landeszustände.

Wo die einheimische Ordnung keine hinlängliche Sicherheit gewährt, greift man nach neuen strengen Maaßregeln. So gegen zahlreiche Räuber und Mörder, zu deren Einfang wie auf wilde Thiere Treibjagden geschehen. Sie werden in die Heimat zurückgebracht und zum Schrecken der Genossen hingerichtet. Die Gemeinde unterliegt im Verhältnis zum Verbrechen ihres Landmanns einer Strafe; seine Angehörigen sind der Sklaverei verfallen. Das

Polizeiwesen der Hauptstadt bedurfte großer Nachhülfe. So hatte das Stehlen der Kinder und halb-erwachsener Personen, um sie als Sklaven zu verkaufen, in einem erschrecklichen Grade zugenommen. Viele dieser Unglücklichen wurden auf europäischen Schiffen nach fremden Gegenden entführt und verhandelt. Nun wird (11 Mai 1774) verordnet: Niemand dürfe vom 1 Juli 1774 als Sklave gekauft oder verkauft werden, wenn nicht schon früher auf gesetzlichem Wege erworben.

Brittische Beamte haben sich um diese Zeit vorzüglich viele Vergehen zu Schulden kommen lassen; manche waren jedoch besser als ihr Ruf. In Europa legte man und legt man zum Theil noch einen ungeeigneten Maasstab an die asiatischen Zustände. Das sklavische, gesetzlose Indien wird nach dem freien gesetzlichen Gemeinwesen Altenglands gemessen und beurtheilt. Ein Rathsmitglied zu Kalkutta hat auf diesen Mißstand hingewiesen. „Wohlan denn,“ erklärt Hr. Lyecester in öffentlicher Sitzung seines Collegiums (1765), „wahr ist's, ich habe Geschenke angenommen; ich habe sie niemals verheimlicht, das ist Landesitte; sie heiligt die Handlung. Das Gebot, keine Geschenke anzunehmen, ist dem alten Brauch Indiens vollkommen entgegen.“ Auch trug man der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu wenig Rechnung. Die Beamten der Kompagnie sollten alle Mißstände beseitigen; jedes Mißgeschick sollten sie hervorgerufen haben. Die Hungersnoth in Bengalen (1770), ein in östlichen Ländern nicht seltenes Ereigniß, ist ihnen aufgebürdet: sie seien für den Untergang wenigstens eines Dritttheils der Bevölkerung verantwortlich. Roth und Theuerung ward auch dort, wie sonst gewöhnlich, dem Getreidewucher zugeschrieben, dessen die Diener der Kompagnie so allgemein beschuldigt wurden, daß selbst Adam Smith in seinen zu der Zeit geschriebenen unsterblichen Untersuchungen über die Staatswirthschaft darauf hinweist.

Die Mißstimmung gegen die angloindische Hansa wuchs aber vorzüglich durch ihre finanziellen Verlegenheiten. Die Moralität hatte nur einen sehr geringen Antheil daran. Man war sich dessen im

indischen Hause gar wohl bewußt, weshalb auch während der letzten Jahre alle guten und schlechten Mittel aufgeboten und genehmigt wurden, welche eine Erhöhung der Einnahmen hoffen ließen. Vergebens. Nicht bloß, daß sie den jährlichen Zins nicht zahlen konnte, so mußte die Hansa noch (März 1773) um ein Anlehen von 1½ Millionen Pfund bei dem Parlamente nachsuchen. Ueberdies möge ihr gestattet sein, jede beliebige Anzahl Thee abgabefrei ins Ausland zu verschleppen. „Das Parlament dürfe sich versichert halten, daß nächstens geeignete Vorschläge gemacht werden zur bessern Verwaltung Indiens, namentlich der Gerechtigkeitspflege.“

Die Verfassung der Kompagnie, dies bleibt von den Tagen, wo die indischen Angelegenheiten zum erstenmal (1767) vor's Parlament gebracht wurden, Landesüberzeugung, müsse durchaus verändert werden; Regierung und Parlament ihren Einfluß auf die Verwaltung der asiatischen Besitzungen äußern; sie sollen die Oberaufsicht über alle staatlichen Anordnungen des indischen Hauses erhalten. Selbst in der Thronrede bei Eröffnung des Parlaments (Jan. 1772) ward darauf hingewiesen. Die Hansa setzt alle Triebfedern in Bewegung, um jene Pläne zu hintertreiben. Sie wurden als Bruch ihrer verbrieften Sonderrechte, als Verletzung der Konstitution und des Eigenthums dargestellt. Alle diese Umtriebe und Bemühungen waren vergebens. Lord North bringt (18 Mai 1773) einen Gesetzesvorschlag an's Unterhaus, „wodurch die Angelegenheiten der Kompagnie, sowohl in Indien wie in der Heimat, geordnet und verbessert würden.“ Die Actienspeculanten, erklärt der Minister, seien zwar der Maasregel entgegen, die Regierung werde aber darauf bestehen. Nur in solcher Weise könne den zahlreichen Mißständen Abhülfe und dem herannahenden Verderben Einhalt geschehen. Die bei der Kompagnie stark betheiligte Hauptstadt fand die Grundfäße der Bill gefährlich in hohem Grade. Sie seien ein unmittelbarer Angriff auf die Volksfreiheiten; dadurch würden alle corporativen Rechte in Frage gestellt; der Krone Macht und das Patronatswesen jeglicher Verwaltung würden in der Weise gemehrt, daß sie der ganzen Verfassung zum großen Schaden gereichen könnten.

Alle diese und andere Bittschriften, Proteste und vorgebliche Befürchtungen der Selbstsucht, sowie die Sophistereien und Grobheiten des Rhetors Edmund Burke waren von keiner Wirkung. Das Gesetz ist mit großer Mehrheit angenommen, und die Stellung der Kompagnie zum Staate von Grund aus geändert worden. Seine wesentlichen Bedingungen, gemeinhin ordnende Acte genannt, haben sich trefflich bewährt; sie liegen allen spätern Bestimmungen zu Grunde.

Haupt der Regierung von Bengalen, Bihar und Orissa ist (1773) der Oberstatthalter, mit einer Besoldung von 25,000 Pfund jährlich; ihm ist ein gleichberechtigter Rath beigegeben von vier Personen mit 8000 Pfund Gehalt; dem Oberstatthalter gebührt im Rathe die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung. Die Präsidentschaft Bengalen führt eine Oberaufsicht und Ueberwachung jener zu Madras, Bombay und Benculen; außer im Falle der Nothwehr, können sie weder Krieg beginnen noch mit den indischen Fürsten einen Vertrag schließen; die höchsten Beamten des indischen Reiches werden das erstemal von der Krone und dem Parlament auf fünf Jahre ernannt. Nach Ablauf der Frist ist die Wahl den vierundzwanzig Directoren der vereinigten Gesellschaft anheimgegeben. Sie unterliegt jedoch der Bestätigung der Krone. Ein Viertel der durch Actieninhaber gewählten Directoren tritt jährlich aus. Die Actie von 1000 Pfund berechtigt zu einer Stimme, 3000 zu zwei, 6000 zu drei und 10,000 zu vier Stimmen. Alle Briefschaften, auf das Kriegswesen und die finanziellen Zustände, dann auf Regierung und Verwaltung Indiens bezügliche, werden der Krone zur Einsicht und Gutachtung vorgelegt. Kein Beamter, gleichviel ob im königlichen oder Kompagnie-Dienste, darf Geschenke annehmen. Die Statthalter, Rathsherrn und Richter sind und bleiben von jedem Antheil am Handelsgewinnste ausgeschlossen. Ein oberster königlicher Gerichtshof wird künftig den indischen Behörden zur Seite stehen, welcher nach englischem Gesetze und vollkommen unabhängig von der Verwaltung über die Beamten der Kompagnie und alle Engländer, sowie über einheimische Verbrecher

zu Recht erkennt, — eine gut gemeinte Vorkehrung, welche eine Menge neuer Mißstände und Bedrücknisse über die Bewohner Hindostans verhängt.

Die englischen Gesetze sind, vielleicht noch mehr als die anderer Nationen, aus zufälligen Umständen und besondern Verhältnissen hervorgegangen und deshalb wenig geeignet, auf ein anderes Volk übertragen zu werden. Das Recht, wie es die Natur der Dinge und die Vernunft erheischt, sucht man nicht selten vergebens in jenen zahllosen Satzungen und Gewohnheiten. Ueberdies war keine Vorschrift gegeben, nach welcher der Gerichtshof unter den ganz neuen eigenthümlichen Verhältnissen zu verfahren hätte: Indien wurde, was kaum glaublich, wie eine alte englische Grafschaft behandelt. Und so geschiehet's, daß, während der unkundige Einheimische nicht selten unschuldiger Weise der Strafe verfällt, der englische Verbrecher leicht entschlüpft mittels der vielen Aus- und Schleichwege in den historisch überlieferten verwickelten Gerichtsgängen. Der Oberstatthalter und die Räte, welche allein der Macht des Gerichtshofes entzogen sind, können in allen Ländern der Kompagnie solche Anordnungen treffen, solche Strafen erheben, welche sie den Umständen angemessen erachten; sie müssen jedoch, bevor sie Gesetzeskraft erlangen, bei jener obersten Gerichtsbehörde eingetragen sein. Auch dann ist's noch gestattet, Berufung an den König im Rathe einzulegen, dem das Recht zusteht, die Verordnungen aufzuheben. Alle Verbrechen und Vergehen sollen vor einem Schwurgerichte, zusammengesetzt aus englischen Unterthanen, zu Kalkutta verhandelt werden.

(Schluß folgt.)

Mit dieser Nummer wird das Inhalts-Verzeichniß für Band XXXVI. und XXXVII. ausgegeben.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Political and military Events in British India.

(Schluß.)

Warren Hastings ist im neuen indischen Grundgesetz namentlich als Oberstatthalter aufgeführt. Ein Gleiches geschah in Betreff der vier Räte, des Oberfeldherrn John Clavering, der Räte George Monson, Richard Barwell und Philipp Francis. Elijah Impay gieng als Vorstand des Obergerichts nach dem Ländererwerb, mit ihm die Weisiger Robert Chambers, Stephan Le Maistre und John Hyde. Nachdem dies Alles geschehen, erhält die Hansa ein Darlehen von 1,400,000 Pfund, das in bestimmten Fristen zurückbezahlt werden mußte. In diesen Einrichtungen der Ordnungsacte liegen die künftigen Geschehnisse der indischen und nachbarlichen Völkerschaften verborgen. Sie können sich aller Anstrengungen ungeachtet diesem ihren Loos nicht entwinden; sie sind sämmtlich der Oberherrlichkeit Großbritanniens verfallen. Gleiche Ursachen bewirken die Größe des römischen und des angloasiatischen Reiches. Die wechselnden Oberstatthalter wollen, wie die wechselnden Consuln durch kriegerische Thaten und Mehrung der Herrschaft unsterblichen Ruhm gewinnen. Und sie vermögen dies desto leichter, weil die Sultane und Maharadschah, unkundig der europäischen Hülfquellen ihres Feindes, nicht selten muthwilliger Weise Beleidigungen über Beleidigungen häufen, und selbst zum Kampfe herausfordern. Die stehenden Heere Indiens sind aber wie alle andern Söldner, denen das Blutvergießen zum Handwerk

wird, nach Krieg begierig. Ist er ihnen doch ein sicheres Mittel zur Bereicherung. Führer und Soldaten erhalten nicht bloß höhere Löhnung, sondern bedeutenden Antheil am Raube, Kriegsbeute genannt. Selbst die Mitglieder der Hansa, welche anfänglich der Kosten wegen herbe Klagen erheben, sind am Ende mit den Ergebnissen zufrieden. Hat man doch neue Stellen zu vergeben, kann man doch mehr Verwandte und Schüllinge versorgen! Auch wird den Unterworfenen, zum Vortheil der Fabrikanten und Kaufherren, ein Handelsvertrag auferlegt; sie müssen den Erzeugnissen des Siegers unter günstigen Bedingungen den Zutritt gestatten. Handelsverkehr, Handelsgewinn ist aber, wie man weiß, der Leitstern des ganzen englischen Gemeinwesens.

Neumann.

Geschichte der preussisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange dargestellt von Dr. W. Adolf Schmidt. Berlin 1851.

Das vorliegende Werk behandelt in umfassender Weise (648 Seiten in groß 8.) zwei merkwürdige Epochen der neueren deutschen Geschichte, nämlich den sogenannten Deutschen Fürstenbund vom Jahr 1785 und den Norddeutschen Reichs-

XXXVIII. 4

bund vom Jahr 1806. Mancher ist vielleicht der Meinung, daß man Ereignisse wie die genannten, bei denen sich so mannigfache Schwächen und Schäden unfreß Vaterlandes herausgestellt haben, lieber möglichst mit Stillschweigen übergehen sollte, statt sie ausführlich zu untersuchen und in ihren Motiven und Zusammenhängen zu zergliedern. Aber wenn diese Meinung selbst für die populärste Geschichtschreibung, in der allerdings das Gute und Erhebende mehr hervortreten soll als das Schwache und Niederschlagende, nur eine bedingte Berechtigung hat, so würde man vollends das Wesen und den Zweck der tieferen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gänzlich verkennen, wenn man ihr unterfragen wollte, die schwachen und gefährlichen Seiten an der Geschichte des eigenen Staates zu untersuchen. Man wird dies um so unbedenklicher thun können, wenn die früherhin drohenden Gefahren glücklich beseitigt, wenn an die Stelle unheiliger Zerwürfnisse festbegründete Freundschaft und volles Vertrauen getreten sind. Dies aber ist bekanntlich nach langem verderblichen Haber zwischen Bayern und Oesterreich der Fall. Und daß auch zwischen Oesterreich und Preußen die glücklich wieder gewonnene Eintracht sich stärke und besestige, das wünscht und hofft jeder patriotische Deutsche, der die Erfahrungen der Jahre 1795 bis 1809 nicht völlig vergessen hat.

Was die Tendenz des vorliegenden Werkes betrifft, so ergibt sie sich weniger deutlich aus dem Buche selbst als aus einer kleineren Schrift, die der Verf. schon im Jahre 1850 seiner gegenwärtigen Arbeit vorangeschickt hat. Wir würden gegen die Aufgabe der Gelehrten Anzeigen verstoßen, wollten wir uns mit dem Verf. auf eine Polemik über seine politischen Ansichten einlassen. Wir können aber von allem Tendentiösen in dem Werke, mit dem wir es allein zu thun haben, um so mehr absehen, als es hier sehr in den Hintergrund tritt gegen den Reichthum archivalischer Mittheilungen, durch welche der Hr. Verf. unstre quellenmäßige Kenntniß der neueren Geschichte bereichert. Derselbe erhielt nämlich von dem k. preussischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten die Erlaubniß zur Benützung der Acten des geheimen Staatsarchives

zu Berlin, und bekam dadurch einen so vollständigen Einblick namentlich in die Geschichte des Fürstenbundes vom Jahr 1785, daß die bisherigen Darstellungen an Reichthum des Materials und Urkundlichkeit der Angaben hinter der seinigen zurückbleiben.

Wir wollen uns hier auf eine Besprechung des ersten Theiles des vorliegenden Werkes beschränken, welcher sich mit dem Fürstenbund von 1785 beschäftigt und die bei weitem größere Hälfte des Buches (S. 15 — 402) füllt. Die wichtigsten Quellen für die Geschichte des deutschen Fürstenbundes waren bisher Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. 3, und Hertzberg Recueil des déductions etc. Vol. II. (à Berlin 1789). Beide waren natürlich auf das beste unterrichtet, da sie selbst die hauptsächlichsten Unterhändler in dieser schwierigen und verwickelten Sache gewesen sind. Aber erstens theilt der Letztere, nämlich Hertzberg nur einzelne, freilich sehr wichtige Actenstücke mit, und zweitens konnte man beide für nicht ganz zuverlässig halten, eben weil sie in eigener Sache sprachen. Dieselbe Einseitigkeit könnte man nun freilich auch bei Hrn. A. Schmidt voraussetzen. Denn so sehr auch die Leidenschaften sich seit dem Jahre 1785 abkühlen konnten, so wird doch auch der unbefangenste Schriftsteller nicht umhin können, solchen Ereignissen gegenüber seinen bestimmten Standpunkt einzunehmen. Aber wenn auch die Mittheilungen, die der Hr. Vf. aus dem Berliner Archiv macht, noch so manche Ergänzung und Berichtigung aus andern ungedruckten Quellen möglich und wünschenswerth erscheinen lassen, so wird man sich doch dem Eindruck nicht entziehen können, daß der Hr. Verf. das ihm vorliegende Material treu und zuverlässig benützt hat. Daß Mittheilungen, die dem Berliner Archiv entnommen sind, die Dinge aus dem preussischen Gesichtspunkt auffassen, wird man natürlich nicht anders erwarten.

Was uns nun bei dem Lesen dieser Fülle von Actenstücken zuvörderst entgegentritt, ist die Beobachtung, wie wahr und probehaltig im Großen und Ganzen die Darstellung ist, die Dohm in dem angeführten Band seiner Denkwürdigkeiten von diesen Ereignissen gegeben hat. Denn erhält auch diese Dar-

stellung im Einzelnen so manche Ergänzung und Berichtigung, so wird ihre Treue in den Hauptpunkten nur um so mehr bestätigt. Eine der wichtigsten Ergänzungen enthält hier gleich die erste Entstehungsgeschichte des deutschen Fürstenbundes. Wir erkennen daraus noch deutlicher als bisher, daß jene Vereinigung deutscher Fürsten zwar nur durch Friedrich' des Großen Energie zu einem kräftigen und wirksamen Dasein gelangt ist, daß sie aber, weit entfernt eine bloße Machination des preussischen Königs zu sein, vielmehr durch die ganze damalige Lage des deutschen Reichs hervorgerufen und daß eben deswegen der Gedanke einer solchen Vereinigung an sehr verschiedenen Stellen fast gleichzeitig entstanden war.

Die Lage des deutschen Reichs und seiner Verfassung war um jene Zeit bekanntlich folgende: Einer der trefflichsten Herrscher aus dem Habsburg-Lothringischen Stamm, Kaiser Joseph II., hatte im Jahre 1765 den deutschen Kaiserthron bestiegen mit den schönsten Hoffnungen und Vorsätzen, einmal wieder ein rechter Kaiser und „König in Germanien“ zu sein, den eingroßten Mißbräuchen und Mängeln der Reichsverfassung nach Kräften abzuhelfen und das Reich wo möglich neu zu ordnen. Man weiß, wie diese Versuche gescheitert sind, erst bei der beabsichtigten Verbesserung des Reichshofraths, dann bei der nennjährigen, in der Hauptsache vergeblichen Disputation des Reichskammergerichts. Als nun nach dem Tod seiner Mutter Maria Theresia Joseph II. auch in seinen Erblanden Alleinherrscher geworden war, da wendete er diesen seine hauptsächlichste Sorge zu, und gab die Hoffnung als Kaiser und König in Deutschland etwas zu wirken auf. So wenigstens ist die verbreitetste Meinung. Es dürfte aber richtiger sein, wenn man sagt: Joseph II. verzweifelte, mit der deutschen Verfassung etwas Bedeutendes auszurichten. Er schlug deshalb einen andern Weg ein, um dem Kaiserthum auch im Reich wieder zu Macht und Ansehen zu verhelfen. Er suchte dies nämlich dadurch zu bewirken, daß er seine eigene Hausmacht möglichst tief in das Reich hinein ausbreitete. Aber wenn dies schon an und für sich ein Unternehmen war, das

man von allen Seiten mit Mißtrauen betrachtete, so mußte die Art, mit der sich Joseph mehr als einmal über Recht und Sitte hinweggesetzt hatte, die Besorgniß vor seinen weiteren Plänen nur noch mehr steigern. Namentlich hatte er durch sein Verfahren gegen das Bisthum Passau und das Erzbisthum Salzburg die geistlichen Fürsten schwer verletzt, und so erklärt sich, auch abgesehen von Joseph's sonstigen kirchlichen Reformen, die Opposition, die sich gerade bei manchen geistlichen Fürsten gegen seine Unternehmungen fand. Scheinbar günstig, im Verfolg aber um so verderblicher für Joseph's Pläne war die Stellung, in die nach dem Eintreten Karl Theodor's in die bayrische Erbschaft dieser Nachbarstaat zu Oesterreich kam. Der Versuch, Niederbayern an sich zu bringen, scheiterte an Friedrich's II. Widerstand (1779), hinterließ aber dem Kaiser das wachsame Mißtrauen so mancher kleineren deutschen Fürsten, insbesondere der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, die als die künftigen Erben Bayerns am tiefsten bei Joseph's Absichten auf dies Land theilhaftig waren. Daraus erklärt sich denn ganz natürlich, daß die ersten positiven Vorschläge zu einer Verbindung der deutschen Fürsten zur Aufrechterhaltung des deutschen Rechtszustandes gerade von dem Pfalz-Zweibrückischen Hofe ausgingen. Dieser Hof und unabhängig von ihm der benachbarte badische traten gegen Ende des Jahres 1783 zuerst mit eigentlichen Plänen zu einer solchen Vereinigung deutscher Fürsten hervor. Denn das freilich schon ältere Hessen-Kassel'sche Project, auf das wir unten noch einmal zurückkommen werden, hatte ein Ziel vor Augen, das von dem späteren Fürstenbund ganz verschieden war. Die geheimen Unterhandlungen, die nun Pfalz-Zweibrücken mit Preußen anknüpfte, wurden zuerst nicht mit Friedrich II., sondern hinter seinem Rücken mit dem Minister Herzberg und dem Thronfolger, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. geführt. „Unbekannt mit den süddeutschen Plänen,“ wie sich unser Verf. ausdrückt, trug sich auch Friedrich II. schon seit dem J. 1783 mit dem Project einer solchen Vereinigung, legte auch im März 1784 (S. 50) energisch Hand an's Werk, wurde aber erst im April desselben Jahres durch Herzberg mit den süddeutschen Projecten bekannt

gemacht (S. 81). So die Darstellung des Verf., die er mit den ausführlich abgedruckten Actenstücken belegt und von der er mit Recht sagen kann, daß sie nach den „dürftigen und zum Theil sehr unbestimmten Andeutungen bei Herzberg und Dohm“ über die vielbesprochene Frage von dem Ursprung des deutschen Fürstenbundes zum erstenmal eine überraschende Aufklärung“ gibt (S. 9). Wenn er aber diese Aufklärung „eine zugleich erschöpfende“ nennt, so scheint doch noch so manches keineswegs in genügender Weise aufgeklärt, z. B. das seltsame Verhältniß des preussischen Thronfolgers zum König. Aber wie tief auch Preußen schon seit längerer Zeit die Hände im Spiel gehabt haben mag, so viel leuchtet aus der Darstellung des Verf. ein, daß das Bedürfniß einer solchen Verbindung kein künstlich von Preußen eingimpftes, sondern ein durch des Kaisers Plane in den verschiedensten deutschen Reichsfürsten von selbst hervorgerufenes war. Das ergibt sich schon daraus, daß auch ein Theil der geistlichen Fürsten, erschreckt durch Joseph's Verfahren gegen Passau, unter sich eine Association zu ähnlichen Zwecken stiftete (vgl. S. 90 u. S. 64).

Sobald nun Friedrich der Große die Sache in die Hand nahm, betreibt sie der alte zweiundsiebzigjährige Fürst mit einer Energie und einem Feuer, dem die Thätigkeit seiner Minister Finkenstein und Herzberg kaum genug thun kann. „Il est de la dernière importance,“ schreibt er unter dem 6 März 1784 an seinen Minister Grafen von Finkenstein, de travailler de toutes nos forces pour trouver une espèce d'association dans l'Empire, comme la ligue d'autrefois de Smalcalden“ (S. 50). Unter dem 24 Oct. schickt er dann den Ministern Finkenstein und Herzberg den meisterhaften Entwurf zu einem solchen Bündniß, den Herzberg im *Recueil* II. 364 veröffentlicht hat und den der Verf. des vorliegenden Werks S. 105 fg. mit einigen kleinen Berichtigungen des Herzberg'schen Textes aus des Königs eigener Handschrift mittheilt. Dennoch wollte die Sache nicht recht in's Rücken kommen, als plötzlich ein Ereigniß nach Berlin gemeldet wurde, das den Gang der Verhandlungen beflügelte. Gleich im Beginne des Jahres 1785

erfuhr man nämlich zu Berlin den Plan des östereichischen Hofes, Bayern von dessen Churfürsten Karl Theodor gegen die Niederlande einzutauschen. Der Verf. theilt das Schreiben des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken vom 3 Jan. und die Berichte seines Ministers, des Hrn. v. Hofensfels vom 9 Jan. 1785 aus dem Berliner Archiv wörtlich mit (S. 129 — 136). Aus diesen Actenstücken wird sich nun auch der ungläubigste Zweifler überzeugen, wie groß damals die Gefahr für Bayern war. Zum Beleg, was man in Wien dem Charakter des Churfürsten Karl Theodor zutraute, wollen wir eine Stelle ausheben aus dem von Hofensfels nach Berlin gesandten *Précis d'une dépêche du ministère Impérial adressée à Monsieur de Lehrbach à Munich, concernant le plan préliminaire d'un échange de la Bavière contre les Pays-bas Autrichiens*. Dort heißt es nämlich nach den Hauptstipulationen des Tauschprojects unter Nr. 4: „qu'il sera réservé à la Majesté Imperiale de faire à volonté des emprunts dans les Pays-bas et de garder non seulement toutes les troupes et l'artillerie qui s'y trouvent, mais aussi les troupes nationales de la Bavière; l'Electeur ne devant au contraire garder que les troupes palatines et étrangères, et S. M. I. renonçant au droit, qu'Elle s'était réservé d'abord, de lever des recrues dans les Pays-bas.

Cette dernière clause fait voir, fährt der *Précis* fort, que le droit de recruter aux Pays-bas avait été stipulé dans un traité précédent.

Afin de rendre cet article agréable, on alléguait dans la dite dépêche le motif: „que l'Electeur pourrait employer les revenus, qu'il gagnerait par cet arrangement, à d'autres usages et objets agréables, s'il ne voulait point les destiner au militaire“ (S. 131).

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Januar.

Nro. 5.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Geschichte der preussisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Aus dem ganzen Verlauf ergibt sich, daß man in Wien die Sache, so weit sie den Churfürsten Karl Theodor betraf, als abgemacht ansah. Es galt nun nur noch die Zustimmung der Pfalz-Zweibrücker Linie zu erhalten, und diese Zustimmung sollte der russische Gesandte Graf Romanzow vom Herzog Karl von Zweibrücken erstogen. Der Graf las dem Herzog die Depesche über das Tauschproject vor und setzte demselben einen Termin von acht Tagen, um sich über seinen Beitritt zu entscheiden. (Der mitgetheilte Originalbrief Romanzow's an den Herzog Karl von Zweibrücken gibt S. 135 die urkundliche Bestätigung dieser schon aus Hertzberg, Recueil vol. II, p. 294 bekannten Thatsache). Es folgte eine abschlägige Antwort von Seite Seiner Herzoglichen Durchlaucht, fügte Graf Romanzow hinzu, so werde man nichts desto weniger voranschreiten auch ohne seine Beistimmung und Mitwirkung (S. 132). Der Charakter des Herzogs war der Art, daß ein solcher Plan der Einschüchterung nicht übel berechnet schien. Allein man hatte sich doch getäuscht. Das Gefühl der künftigen Würde seines Hauses regte sich in dem Gemüth des Herzogs, und trefflich berathen von seinem redlichen Hofensfels schrieb er dem russischen Gesandten eine Antwort, die auf ein klares und unumwundenes Nein hinauslief (hier mitgetheilt S. 132 — 134).

Zugleich galt es nun aber, dieser verneinenden Antwort durch einen mächtigen Rückhalt Nachdruck zu verschaffen. Den Weg dazu hatte man sich in der Voraussicht solcher Ereignisse schon gebahnt. Es kam nur darauf an, die längst angeknüpften Unterhandlungen mit dem König von Preußen zum Abschluß zu bringen.

Friedrich II. verdoppelte nun seinen Eifer. Il faut rassembler toute son énergie et être tout nerf, schreibt er am 28 April 1785 an Finkenstein, pour s'opposer à ces injustes et infames entreprises (S. 190). Es versteht sich von selbst, daß wir weder mit den kopflosen Bewunderern des großen Königs eine besondere politische Tugendhaftigkeit, noch mit den Feinden Bayerns eine ausnehmende selbstvergeßene Großmuth gegen Bayern als das Motiv in dem Handeln Friedrich's des Zweiten voraussetzen. Was ihn bestimmte, hat er deutlich genug in dem Entwurf vom 24 Oct. 1784 gesagt, ehe noch die Gefahr wie jetzt ihm auf die Nägel brannte. Voilà en gros, sagt er dort (S. 106), les points importants, qui doivent joindre tous les Princes à cette ligue, parceque leurs intérêts sont les mêmes et que, s'ils laissent écraser quelques uns de leurs égaux, leur tour viendra à coup sûr, et qu'ils n'auront que le privilège de la grotte de Polyphème, d'être mangés les derniers. Gemeinsames Interesse hat den preussischen König und die jüngere Linie des pfälzischen Regentenhauses zur Rettung Bayerns vereinigt.

Der Verf. theilt nun die wichtigsten Actenstücke, Cabinetsordren und Depeschen mit, die dem definitiven
XXXVIII. 5

tiven Abschluß der Union vom Januar bis Juli 1785 vorausgingen. Das wichtigste sind nun natürlich die Verhandlungen mit den beiden Churfürsten von Sachsen und Hannover. Wer die Stellung dieser Höfe, namentlich Sachsens zu Preußen kennt, der wird die Schwierigkeiten zu würdigen wissen, die eine Verbindung mit denselben zu überwinden hatte. Mit wahrer Bewunderung liest man deshalb, wie das Werk endlich zu Stande kommt durch die rastlose Thätigkeit des Königs, der unverwandten Blicks nur auf die Hauptsache hinstrebt, alle Nebendinge fallen läßt, durch Widerstand und Hindernisse nur noch mehr angespornt wird. Es hatten sich Anstände erhoben über den Ort, an dem verhandelt werden sollte. Quant à l'objet du rapport, schreibt der König unter dem 17 April 1785 an Findenstein, que Vous m'avez fait avec le Sr. de Hertzberg en date d'hier, Je Vous dirois que le principal est, que la liaison, dont il est question, se fasse; et que le lieu, où elle sera négociée et rédigée, n'est qu'un accessoire, qui m'est très indifférent (S. 182). Man genehmigte nun übrigens doch von hannoverscher Seite und ebenso von sächsischer den preussischen Vorschlag, die Verhandlungen in Berlin zu führen. Hr. von Beulwitz für Hannover, Graf von Zinzendorff für Churfachsen verfügten sich dahin, um mit den preussischen Bevollmächtigten Findenstein und Hertzberg über den Abschluß zu verhandeln. Auch hier wies der König seine Minister an, nur die Hauptsache mit allem Eifer zu betreiben, in allen Nebendingen, Formfragen und dergleichen sich den Wünschen der fremden Minister zu fügen. So, als der preussische Unionsentwurf Anstand fand, ließ man ihn ohne Weiteres fallen und legte bei den Verhandlungen den hannoverschen zu Grunde, den Beulwitz mitgebracht hatte (S. 253). Auf diese Art kam nun aber auch schon nach wenigen Sitzungen der berühmte Grundvertrag des deutschen Fürstenbundes zu Stande, der das Datum vom 23 Juli 1785 trägt. Der Verf. theilt dies wichtige Actenstück, das zuerst in Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. III. Beilage K. veröffentlicht worden ist, noch einmal aus dem „Original-Concept so wie es vollzogen worden“ mit (S. 297 — 310). Es ergeben sich dabei einige Abweichun-

gen von Dohm. Ich will darunter nur die eine hervorheben, daß die Ueberschrift, die der Tractat bei Dohm trägt: „Tractat des Fürstenbundes“ nicht aus der Urkunde, sondern von Dohm herrührt. In der Urkunde selbst führt der Vertrag die Ueberschrift: „Associations-Vertrag zwischen den Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig vom 23 Juli 1785,“ und der Verf. bemerkt dazu: „die Bezeichnung Fürstenbund und Tractat des Fürstenbundes wurde niemals in den Acten jener Zeit gebraucht, sondern erst später gebräuchlich und selbst officiell (s. S. 244 Gutachten unter Friedrich Wilhelm II.). Dagegen hatten die Ausdrücke Union und Unions-Vertrag dieselbe officiële Geltung wie Association und Associations-Vertrag (S. 298 Anm.).“

Nach dem Abschluß des Tractats ergab sich noch ein Zwischenfall, der für den alten König äußerst charakteristisch ist und über den der Verf. (S. 314 fg.) die zwischen dem König und seinen Ministern gepflogene Correspondenz mittheilt. Bei Uebersendung der für Sachsen und Hannover bestimmten Ratifications-Urkunden fragten nämlich die preussischen Minister beim Könige an, ob er nicht den beiden unterzeichnenden Gesandten und ihren Sekretären das in solchen Fällen übliche Geldgeschenk geben wolle. Friedrich erwiderte, da die Minister für die Gesandten nicht, wie er erwartet habe, Tabatieren oder dergleichen, sondern baar Geld verlangten, so sollten sie ihm die geforderten Summen genau specificieren. Hertzberg schrieb zurück, 3000 Thaler in Gold für jeden Gesandten und 500 für jeden der beiden Sekretäre sei das herkömmliche Geschenk. Friedrich gieng darauf nicht ein, sondern erwiderte: Je viens d'enjoindre à mon Conseiller de guerre et trésorier Buchholtz, de commander deux bagues ou tabatières, de 1500 écus la pièce, chez les joaillers Baudesson et Reclam, et de Vous les remettre dès qu'elles seront prêtes, avec 1000 écus en argent comptant. Ce sont les présents que Je destine aux deux ministres de Saxe et d'Hanovre, ainsi qu'à leurs secrétaires respectifs, qui recevront chacun 500 écus comptant, lors de l'échange des ratifications. Je

recommande immédiatement aux joaillers, de travailler ces deux pièces bien joliment, avec goût, de manière qu'elles aient une apparence brillante. Findenstein schickte diese Entschließung an seinen Kollegen Herzberg mit dem Befehl: J'en suis fâché à cause de l'effet que cela fera, mais il est le maître, et c'est à nous d'obéir. Der König aber kam noch einmal an demselben Tag auf diesen Gegenstand zurück, indem er den Ministern schrieb: Quant aux gratifications à donner aux ministres qui ont signé ce traité, comme les eaux m'ont causé cette année-ci de trop grands dommages, pour que Je puisse leur faire de gros présents, Je ferai acheter soit une bague ou tabatière avec des brillans, que Je Vous ferai passer pour eux avec les 500 écus qu'il faut à chaque secrétaire, et que Vous pourrez leur remettre (S. 317).

Nachdem der Tractat mit Sachsen und Hannover zur „Aufrechthaltung und Befestigung des Reichssystems nach dem westphälischen und andern verbindlichen Reichs-Friedensschlüssen, der kaiserlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgesetzen“ abgeschlossen war, wurden die meist schon längere Zeit im Gange befindlichen Unterhandlungen über den Anschluß der übrigen Reichsfürsten eifrig fortgesetzt. Außer dem wegen der bevorstehenden bayrischen Erbfolge wichtigsten Pfalz-Zweibrücken, dessen Accessions-Acten der Verf. S. 356 — 360 mittheilt, sind es besonders zwei Höfe, die bei diesen Verhandlungen vor anderen unser Interesse in Anspruch nehmen, nämlich Hessen-Cassel und Chur-Mainz. An den Landgrafen von Hessen-Cassel, der ihm theils wegen der Lage seines Landes theils wegen seines Militärs von besonderer Wichtigkeit war, hatte Friedrich schon im März 1785 den Generalmajor Grafen von Görz geschickt (S. 232). Die preussischen Vorschläge fanden aber in Cassel nicht die gewünschte Ausnahme. Hier stand nämlich an der Spitze des Ministeriums ein Mann, der seine eigenen selbständigen Gedanken über die Lage der deutschen Staaten hatte, der General von Schlieffen. Ueber die Pläne dieses merkwürdigen Mannes geben die Archivalien, deren Benutzung

dem Hrn. Verf. zu Gebote stand, nur sehr dürftige Auskunft. Natürlich. Denn da Hr. von Schlieffen die Stiftung eines Bundes betrieb, der mit Ausschluß Preußens sowohl als Oesterreichs eine dritte Achtung gebietende Macht in Deutschland aus den mittleren und kleineren Staaten bilden sollte, so ist es begreiflich, daß man über ein solches Vorhaben nicht viel nach Berlin geschrieben haben wird. Um die Benutzung der Casseler Archive aber, die jedenfalls merkwürdige Aufschlüsse über diese hessischen Pläne gewähren müssen, hat der Hr. Verf. für die Periode des Fürstenbundes nicht nachgesucht, wahrscheinlich abgeschreckt durch das, was ihm auf seine Anfrage in Bezug auf das Jahr 1806 über die dortigen Archive mitgetheilt wurde (Vorwort S. IV). Wir kennen übrigens die Pläne, die Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel auf Antrieb seines Ministers von Schlieffen verfolgte, viel genauer, als sie der Hr. Verf. hier geben konnte, aus Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. 3 S. 54 fg., worauf auch der Hr. Verf. in einer Anmerkung (S. 235) aufmerksam macht. Dohm hatte hier die beste Quelle an seinem Freunde dem Hrn. von Schlieffen selbst, durch den er im Jahr 1776 als Professor nach Cassel berufen worden war. Den Plan einer deutschen Staaten-Verbindung ohne Oesterreich und Preußen, den Schlieffen schon im Jahr 1763 nicht ohne anfängliche Aussicht auf Erfolg eifrig betrieben hatte, nahm nun Hessen-Cassel im Jahr 1785 wieder auf. Als man aber in Hannover, wohin man sich wandte, keinen Anklang fand, gab man den Gedanken auf und trat mit der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit wo möglich den Churhut zu gewinnen, am 30 Nov. 1785 dem Bunde mit Preußen bei (S. 355; vgl. S. 235, 361 u. Dohm III. 95).

Noch merkwürdiger als die Verhandlungen mit Hessen-Cassel waren die mit Mainz. An dem Churfürsten von Mainz war Friedrich dem Großen unter allen deutschen Reichsfürsten bei weitem am meisten gelegen. Mais la grande affaire, schreibt er unter dem 17 Oct. 1785 an seinen Minister, et, ce que Je crois le plus important est, de nous joindre l'Electeur de Mayence, par la raison que voici. S'il se joint à nous, nous sommes 4

Electeurs, ce qui nous assure de la pluralité dans le collège electoral, et empêchera l'exécution du projet de l'élection d'un Roi des Romains (S. 366). Aber so wichtig der Beitritt des Reichs-Erz-Kanzlers dem König von Preußen sein mußte, so schwierig schien dies Ziel zu erreichen, und es mußten die eigenthümlichsten Umstände zusammentreffen, um das Gelingen möglich zu machen: der Charakter des Churfürsten von Mainz, das Mißtrauen, das Joseph's II. Eingriffe gerade auch bei den geistlichen Fürsten nach gerufen hatten, vor Allem aber die Wahl des Unterhändlers, dem der König dies schwierige Geschäft übertrug. Auf Empfehlung Herzberg's wurde nämlich Friedrich Karl Freiherr vom Stein zu dieser Sendung auserkoren. Mit welchem Eifer, welchem Verstand und welcher Festigkeit der damals erst sieben und zwanzigjährige Staatsmann seinen Auftrag ausführte, hat Perz im Leben Stein's (Bd. I. S. 38 — 69) mit Meisterhand geschildert. Was unser Verf. aus den Acten mittheilt, dient nur zur Bestätigung dessen, was wir aus Perz bereits wissen. Nur ein paar Kleinigkeiten wollen wir beiläufig bemerken. Wenn es I. S. 38 bei Perz heißt, der König habe der Ernennung Stein's eigenhändig hinzugefügt, die Mainzer Befürchtungen scheinen übertrieben, „indessen schwimme, aber traue nicht,“ so hat sich hier ein Schreibfehler eingeschlichen. Es muß heißen: die Bayerischen Befürchtungen scheinen übertrieben. Im Original lautet der Zusatz in dem vorliegenden Werk (S. 199): Il paraît par les lettres de Hochstetter, que les premiers bruits, venus de la Bavière, ont été occasionnés par le prompt départ de l'Electeur, et que la crainte des entreprises, dont on juge l'Empereur capable, y a eu plus de part que la réalité; cependant nage, mais ne t'y fie pas. Die Gerüchte aus Bayern, von denen hier die Rede ist, sind natürlich nicht die Nachrichten über das Tauschproject, sondern eine Meldung des Hrn. von Hofensels, daß der Kaiser sich Bayerns durch einen Handstreich bemächtigen wolle (S. 185). Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß der Hr. Verf. auf Perz schon zwei Jahre vor der seinigen erschienenen Darstellung mehr Rücksicht genommen hätte. Nachzutragen gab es

hier, wie gesagt, zu Perz' ausgezeichnetem Werk nicht viel, aber doch Einiges. So hat Perz, der sonst in der Angabe seiner Quellen musterhaft ist, unterlassen zu sagen, woher er die Fülle von charakteristischen Thatsachen in seiner Schilderung des Mainzer Hofes entnommen habe. Eine Stelle, die unser Verf. S. 312 mittheilt, wird darüber Auskunft geben. Dort schreibt nämlich Minister Herzberg unter dem 23 Juli 1785 an Stein nach Frankfurt: Je ne manquerai de faire usage de toutes les bonnes observations que Vous avez faites dans Votre dépêche très intéressante et tournée au mieux, que nous ne tarderons pas de présenter au Roi. Noch einen anderen Punct will ich erwähnen, der vor mehreren Jahren, ehe das Leben Stein's von Perz erschienen war, große Vermirrung in die Geschichte seiner Mainzer Sendung hätte bringen können. Schloffer hatte in seinem berühmten Werke über die Geschichte des 18 Jahrhunderts (dritter Band, erste Abtheilung S. 366 der Ausg. von 1842) die Sendung Stein's mit einigen allerdings ungehörigen Seitenhieben erwähnt. Dies veranlaßte einen Verehrer des großen deutschen Staatsmanns, in der Augsburger Allgem. Zeitung (1843, Beil. vom 12 Jan.) die Behauptung aufzustellen, der Hr. von Stein, der damals die preussische Sendung nach Mainz vollzogen habe, sei gar nicht der später so berühmt gewordene Reichsfreiherr gewesen, sondern dessen Bruder, „wie Hr. Schloffer aus vielen gangbaren Büchern leicht hätte sehen können.“ Das ließ sich nun schon damals auch aus gedruckten Quellen schlagend widerlegen. Denn in den Denkwürdigkeiten Dohm's, dessen Autorität in diesem Punct Niemand anfechten wird, steht Bd. III. S. 86 mit klaren Worten: „An den in mancher Rücksicht wichtigsten von Allen, den Churfürst von Mainz, wurde der Freiherr von Stein, damals Ober-Berggrath in der Grafschaft Mark, gesandt.“

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Januar.

Nro. 6.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Geschichte der preussisch-deutschen Unionbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen.

(Schluß.)

In der Note fügt dann Dohm noch eine kurze Biographie Stein's bis zu dessen Thätigkeit auf dem Wiener Congress bei. Das Alles war also schon damals durchaus keine streitige Sache. Perg im Leben Stein's erwähnt (Bd. I. S. 6), daß der älteste Bruder des großen Staatsmanns, nämlich Johann Friedrich vom Stein, preussischer Landjägermeister und Gesandter König Friedrich Wilhelm II. zu Mainz gewesen sei. Dadurch erklärt sich der Mißgriff des Berichtigers in der Allgem. Zeitung. In den Actenstücken, die der Verf. mittheilt, kommt nun allem Anschein nach im Zusammenhang mit Mainzer Angelegenheiten noch ein dritter Herr „de Stein“ als preussischer Beauftragter in Betracht. Unter dem 23 Febr. 1784 erkundigt sich Hofensels bei Herzberg über eine Sendung, mit welcher der König von Preußen schon vor einiger Zeit einen Offizier nach Würzburg beauftragt haben sollte. Herzberg erwiedert am 13 März 1784: Ce qu'il y a de vrai, c'est: qu'il y a à peu près deux ans que, sur les propositions du Colonel de Stein, le roi lui a donné la permission de faire un voyage dans ces contrées et d'approfondir à cette occasion les sentimens des chanoines de Bamberg et de Wurtzbourg. Il nous a rapporté alors des pièces très authentiques, qui

contiennent les sentimens et les vues de chaque chanoine, et selon lesquels le comte de Leyen et Mr. de Dalberg auraient les plus grandes prétentions et espérances tant pour le siège de Wurtzbourg que pour celui de Mayence, etc. (S. 66).

Am 18 Oct. 1785 unterzeichnete der Churfürst von Mainz seinen Beitritt (Dohm III, 200 gibt die Accessionsacte), im Laufe der Jahre 1785 — 1789 trat ein großer Theil der übrigen deutschen Reichsfürsten dem Bunde bei. Der Verf. gibt S. 355 fg. deren Verzeichniß mit genauer Angabe, ob und wann sie dem Haupttractat, den geheimen Artikeln u. s. w. beigetreten sind.

Nach dem Tode Friedrich's II. (17 Aug. 1786) „widmete sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in den Anfängen seiner Regierung der Union noch dieselbe Theilnahme, die er als Kronprinz ihr zugewandt hatte“ (S. 396). Natürlich aber mußte der Eifer erkalten, als mit Joseph's II. Abscheiden die nächste Veranlassung zur Union wegfiel und überdies die anschwellende französische Revolution der preussischen wie der österreichischen Politik ganz andere Aufgaben stellte. Auf das unerquickliche Geschäft, die durch den Fürstenbund veranlaßten Streitschriften und wechselseitigen Anschuldigungen zu verzeichnen, wollen wir hier nicht eingehen. Unter den Schriften, die in dieser Sache veröffentlicht wurden, finden sich bekanntlich Meisterstücke politischer Erörterung. Wir brauchen aber den Abschnitt, in welchem der Verf. (S. 374) davon handelt, um so weniger einer genaueren Anzeige zu unterziehen,

als in Hertzberg's Recueil Vol. II. und in Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. 3, wenn man noch die auch von Dohm (Denkwürd. 3, 143) gerühmte Wiener Prüfung und Johannes Müller's Schriften zur Geschichte des teutschen Fürstenbundes (Wke. Tbl. 9, Tüb. 1811. 8.) hinzunimmt, das wesentliche Material schon seit Jahren zu Gebote steht.

Wie verschieden die Urtheile über die Erfolge des Fürstenbundes auch bei den Freunden und Vertheidigern desselben waren, das wollen wir zum Schluß aus den Schriften zweier bedeutender Zeitgenossen darthun. Johannes Müller, der berühmte Historiker, ließ im Jahr 1787 seine begeisterte „Darstellung des Fürstenbundes“ drucken, die schon im darauffolgenden Jahr in zweiter verbesserter Ausgabe wieder aufgelegt wurde. Müller knüpfte die größten Erwartungen für die ganze Zukunft des deutschen Volkes an die Gründung des Fürstenbundes. „Der Vater der Menschen und Gott aller Ordnung, sagt er am Schluß seiner Schrift (Wke. Tbl. 9. Tüb. 1811. S. 310), der von Anbeginn der Historie die Krisen der Nationen durch tausend unerwartete Wendungen meist allemal für die entschieden, welche ihrer selbst am wenigsten vergessen haben, gebe spätem Geschichtschreibern das Glück, „in gegenwärtigem Fürstenbund eine folgenreiche Epoche neubelebter Vaterlandsliebe zu finden!“ Und als nun diese Hoffnungen nicht in Erfüllung giengen, machte Müller (1788) seiner erbitterten Stimmung in der Schrift: „Teuschlands Erwartungen vom Fürstenbunde“ Luft. (Vgl. besonders Wke. Bd. 9. Tüb. 1811. S. 313 — 320.) „Eins von beiden, heißt es dort (S. 320). Der Fürstenbund will bloß den Statum quo; und so ist er eine ganz gemeine Politik gewesen, deren Urheber wohl thun, möglichst vielen Weihrauch von Ministerialruhm bei Leibesleben einzuschnablen; denn bei Nation und Nachwelt haben sie ihren Lohn dahin, und ihr Werk wird untergehen, wie das augenblickliche Bedürfniß, wodurch es entstanden ist. Oder der Fürstenbund ist eine Vereinigung der mancherlei Kräfte u. s. w.“ Damit vergleiche man nun, wie Dohm in seinen Denkwürdigkeiten Bd. 3, S. 115 über den Erfolg des Fürstenbundes urtheilt. „Der Bund, so wie

er war, sagt er, hat also seinen nächsten Zweck (nämlich den Tausch von Bayern zu verhindern) vollkommen erreicht, zum Beweise, daß Friedrich die Umstände und die Menschen, mit denen er zu thun hatte, sehr gut kannte, und sie weit richtiger beurtheilte, als seine Tadel. Er wandte gerade nicht mehr Kraft an, als in diesem Falle nöthig war; solches Maaß genau zu treffen, ist kein geringes Verdienst in der Politik, es ist die Folge eines sich über Leidenschaft erhebenden Geistes, einer großen Menschenkenntniß und eines feinen durch Erfahrung geübten Gefühls.“

R. v. Kaumer.

ΣΗΥΡΙΑΙΩΝΟΣ ΤΡΙΚΟΥΠΗ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ
ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ. ΤΟΜΟΣ
Α. Σπυριδιον Τρικυπιάς' Geschichte des hellenischen Aufstandes. Erster Theil. London 1853.

Erster Artikel.

Die Griechen, deren Aufstand und Befreiung vom türkischen Joch den inneren Verfall der Türkei am deutlichsten enthüllt und am meisten beschleunigt hat, haben schon während des Kampfes und noch mehr nach seiner Beendigung Bedacht genommen, uns die Thaten und Katastrophen desselben zu schildern. Es ist diesen Schilderungen vor Allem das Lob nicht zu versagen, daß sie von Ruhmredigkeit frei sind und sich an das Thatsächliche halten. Auch bedarf die Darstellung der hier vorliegenden Thatfachen keines äußeren Schmuckes und keiner fremden Zuthat, da kein Krieg der neueren Zeit so reich an den mannigfaltigsten Ereignissen, Charakteren und individuellen Thätigkeiten ist, als dieser Kampf von Volk gegen Volk, der von dem angreifenden ohne geordnete Heere, ohne Finanzen, ohne militärische Bildung und politische Erfahrung gegen die Haupt-

macht des Orients unternommen und mit Hülfe von Europa siegreich durchgeführt wurde. Die naturgetreue Darstellung dessen, was während jener sieben Jahre voll Elend und Ruhm, voll Greuel und heroischer Aufopferung auf dem Meere und zu Lande geschehen ist, birgt den Reiz des Ungewöhnlichen, Ueberraschenden und Anziehenden in sich selber. Durch diese Art der Begebenheiten und der Erzählung nähert sich die neugriechische Historiographie sehr zu ihrem Vortheil bald dem Epos, bald der Logographie des Herodot und, abgesehen von den Reden des Thukydides, auch seiner drastischen und lebendigen Darstellung, und mit Recht sagte Niebuhr von des vortrefflichen Perhábos Geschichte der Sulioten, sie sei die einzige der neueren Zeit, welche mit Thukydides könne verglichen werden. Derselbe neuhellenische Historiograph hat in gleichem Geiste die Geschichte des Befreiungskrieges geschrieben; Hr. Spyridion Trikupis schließt sich diesem an, und eben kommt uns die Ankündigung einer dritten zu Gesicht, welche der erste Dichter und Romantiker des neueren Griechenlands, Alexander Sukoß vorbereitet, dem wir bereits eine summarische Darstellung jenes Krieges in französischer Sprache verdanken.

Was daneben besonders zu wünschen bleibt, ist, daß das gegenwärtig lebende Geschlecht der Griechen die ihm hier gestellte Aufgabe ganz begreifen und erfüllen möge. Es handelt sich von Seite derjenigen, die in oder bei den Begebenheiten waren, darum, daß sie ihre Erfahrungen und Erlebnisse, ihre Thaten und Beweggründe entweder selbst aufzeichnen, oder Sorge tragen, daß sie aufgezeichnet werden. Wer mit jenen zahlreichen Männern, besonders mit den Heroen des Kampfes verkehrt hat, weiß, daß in Jedem ein wahrer Schatz von historischem Stoffe verborgen liegt, und mit Jedem ein werthvolles Bruchstück und mehr als Ein Kapitel der Geschichte ihres Befreiungskrieges begraben wird. Ueber Hydra haben wir eine Monographie des vortrefflichen Sohnes von Miaulis, Antonios Miaulis, der in Bayern seinen Tod fand und in Uffenheim begraben liegt. Von Spezia, von Psara, Chios, Samos, Kreta, der Maina, Missolonghi fehlen sie noch. Umfassendere Denkwürdigkeiten waren von Dimitrios Ypsi-

lanti vorbereitet, einem derjenigen griechischen Hauptlinge; die eines Platzes neben den Alten im Plutarch würdig wären. Seine Papiere sind aber größtentheils in die Hände eines Mannes übergegangen, der sich den leidenschaftlichsten Parteibestrebungen der Capodistrianer zugewendet hat, die den edlen Fürsten außer Thätigkeit gebracht haben, und alles Andere eher wünschen, als daß die Geschichte ihrer Herrschaft in Griechenland durch die Denkwürdigkeiten eines solchen Mannes in ihr wahres Licht gestellt werde. Ebenso hören wir, daß Maurokordatos, einer der bedeutendsten publicistischen Capacitäten und Staatsmänner des Landes, und der mit dem innersten Gange der Dinge wohl vertraut ist, damit umgeht, seine Erfahrungen bekannt zu machen. Dasselbe wird von General Church erwartet, der am Schlusse des Kampfes die definitive Befreiung des westlichen Griechenlands, wie Ypsilanti des östlichen, gegen die Wünsche der capodistrianischen Machthaber, die ein auf den Peloponnes und einige Inseln beschränktes Griechenland für ihre Zwecke vorzogen, mit eben so viel Energie als Glück durchgesetzt hat, und von der königlichen Regierung zur Belohnung seiner Thätigkeit für Griechenland jetzt mit der Stelle eines Gerusiasten bekleidet ist.

Hr. Trikupis, von dessen Geschichte des hellenischen Aufstands der erste Band vorliegt, war zu dem Unternehmen wie wenige vorbereitet. Er war schon als Knabe von dem edlen Lord Gilsford unter die Zahl junger Griechen aufgenommen, denen derselbe eine gute Erziehung und Bildung zu geben bedacht war, und wurde in den der Ankunft des Königs unmittelbar vorangehenden Zeiten in den Gang der Begebenheiten hineingezogen, in denen er gegenüber den verschiedensten Anforderungen und Parteibestrebungen den Charakter eines ehrenhaften, wahrheitsliebenden und mäßiggesinnten Patrioten bewährt hat.

Eben dasselbe tritt uns auch in seinem Buche entgegen. Er hat sich mit rastlosem Eifer bemüht, die echten Urkunden der Begebenheiten zu sammeln und aus den oben bezeichneten Quellen nach lebendiger Uebersetzung sehr reichlich geschöpft. Fast jede Seite liefert den Beweis, daß er das viele

und bedeutsame Einzelne, durch dessen genaue Aufzeichnung seine Geschichte Leben, Gestalt und Farbe gewinnt, von den Handelnden und ihren Gefährten selbst erkundet und es mit Gewissenhaftigkeit und Vorsicht benützt hat. Man fühlt überall hindurch, daß er die Wahrheit sagen will und zu sagen weiß. Er selbst bemerkt darüber, daß er seine Nachforschungen über das Geschehene nach der Art und Weise geführt hat, welche Thukydides als die feinige bezeichnet und zur Allgemeingiltigkeit erhoben hat.

Seine Darstellung ist einläufig ohne Weitschweifigkeit, klar und bei aller Lebhaftigkeit von fester Haltung und Mäßigkeit, sein Urtheil fast überall von einer Unbefangtheit, die kein Gebrechen, keine Schuld seiner Landsleute, keine gute Eigenschaft auch des Gegners übergeht, und sein Urtheil meist das eines Staatsmannes, den die Begebenheiten, Gefahren und Katastrophen selbst gereift haben; der Stil von schlichter, edler Einfachheit. Dabei ist die Sprache, ohne den Charakter der neuen zu verleugnen, im Gebrauch der Worte und im Bau der Perioden der alten so nahe gebracht, daß man oft glaubt, einen alt-hellenischen Historiker zu lesen, der nur leichte Alterierung der klassischen Sprache erfahren hat; gleichwohl ist ihm gelungen, sich von den engen Schranken und dem Zwange eines der Gegenwart nicht mehr zuständigen Atticismus fern zu halten. Es ist der Stil des edlen und großen Korais, den er sich anzueignen bemüht war, jenes unsterblichen Lehrers des neuen Griechenlands, dessen letzte Schrift die capodistriatische „Nationalversammlung“ zu Nauplia in öffentlicher Sitzung dem Feuer übergab. Endlich läßt sich nicht verkennen, daß seine geschichtliche Darstellung eine wohlberednete Beziehung auf die Gegenwart hat, die ihm besonders unter dem wohlgesinnten Theil des gebildeten englischen Publikums einen großen Erfolg sichert. Denn Niemand, der ihn liest, kann sich dem Eindruck entziehen, daß die Griechen bei ihrem Unternehmen im vollen Recht waren und bei dessen Ausführung ungeachtet aller Mängel und Störungen sich mit großer Hingebung, tiefer Einsicht und unbeugbarer Männlichkeit benommen, dadurch aber sich das Recht erworben haben, neben den begabtesten Völkern einen ehrenvollen Platz ein-

zunehmen. Der Geist des wahren Engländers ist der edlen Sache des neuen Hellas immer günstig und zugewendet gewesen; davon zeugen die Namen eines Lord Byron, Hamilton, Gordon, Malcolm, Cochrane und anderer hochherzigen Britten, welche sie zu der ihrigen gemacht und größtentheils ihr Grab in Griechenland gefunden haben. Erst nach dem Tode des größten englischen Staatsmanns neuer Zeit, Georg Canning's, der die glückliche Durchführung der griechischen Emancipation angebahnt hat, sank die englische Politik gegen Griechenland eine Zeit lang in den engherzigen Geist der Krämerci und der politischen Borniertheit zurück, welche mit dem Verkauf von Parga an Ali Pascha schon früher zum Vorschein gekommen war, und in dem „vorgeblichen“ Schutze des portugiesischen Juden Pacifico seinen Gipfel erreicht hat, jetzt aber in der edlen und männlichen Gesinnung des größern Theils der England lenkenden Staatsmänner sein Ende erreicht zu haben scheint.

Hr. Trikupis schiebt eine ausführliche Charakteristik des griechischen Aufstandes voraus und zeigt, wodurch er von allen Aufständen christlicher Völker gegen ihre Regierungen verschieden war. Die Griechen hatten es nicht mit einer geseglichten Regierung, sondern mit einer barbarisch gebliebenen Macht zu thun, die statt den eroberten Ländern einen erträglichen Zustand des Rechtes und des Schutzes zu gewähren, sie mit einer unwandelbaren despotischen Gewalt niederbeugt, und auf Knechtschaft und Ausbeutung der Unterjochten gegründet, durch ihre Demüthigung und Schwächung sich zu schützen bemüht war.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Januar.

Nro. 7.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

ΣΗΥΡΙΑΙΩΝΟΣ ΤΡΙΚΟΥΨΗ ΊΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ
'ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΉΓΙΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ.

(Schluß.)

So lange die Nation in ihrer Isolirung von Europa, seiner Bildung und seiner commercieellen und politischen Thätigkeit fern gehalten wurde, ward die Unterwerfung mit Ergebung in ein Schicksal getragen, das ein unwandelbares zu sein schien; als aber die Türken blieben, was sie waren, unwissend, rathlos und arm, die Griechen hingegen anfangs durch Klephten und Armatolen zu kriegerischer Thätigkeit, bald durch die Berührung mit europäischer Bildung, durch Unterricht und Schulen zum Bewußtsein ihrer Lage und Kraft erwacht waren, als ferner der sich von den Inseln in mehrere Punkte des Festlandes von Europa und Asien ausbreitende Handel ihnen Reichthum zuführte, Flotten schuf, Seemänner bildete und im Kampfe mit den Barbaresten Seehelden vorbereitete, war ein Beisammenbleiben des veralteten Türkenthums und des aufstrebenden Neugriechenthums undenkbar. Der neue Geist brach durch die harten aber rostigen Fesseln, und die Wiedererscheinung der Hellenen auf der Bühne der Weltgeschichte unter der Aegide des Kreuzes und ihrer Vorzeit war die Frucht desselben, von der Europa überrascht und zuletzt in jene Betheiligung an dem Kampfe geführt wurde, der mit der Schlacht bei Navarin sein Ziel erreicht hat.

Herr Trikupis schildert dieses Erwachen und Aufstreben in den Hauptzügen — das Einzelne wird

besondern Abschnitten über den Eintritt des Peloponneses, des Festlandes und der Inseln in den Kampf vorbehalten — und geht dann zur Vorbereitung desselben, d. i. zur Schilderung der Hetärie und ihrer Thätigkeit über.

Die Hetärie, in Athen gegründet, war ursprünglich eine musensfreundliche (*γυμνασιωτική*), stand aber dadurch mit den allgemeinen Bestrebungen der Nation in Verbindung, daß sie sich die Gründung von Schulen in der künftigen Hauptstadt von Griechenland und den Schutz ihrer weltberühmten Alterthümer zum Ziel setzte. Sie erweiterte sich auf dem Wiener Congreß unter Vermittlung des Grafen Johann Capodistria durch Beitritt des Kaisers Alexander, der deutschen Könige und vieler Fürsten und Staatsmänner, und wurde durch die reichen ihr nun zufließenden Mittel in den Stand gesetzt, ihre Bestrebung über Athen auf andere Hauptpunkte von Griechenland auszudehnen und jungen Griechen das Studium auf den Schulen und Universitäten von Europa, besonders von Deutschland, möglich zu machen.

Auf Antrag des Grafen Capodistria, den ich darüber in Paris sprach, und unter Verwendung Sr. K. H. des Kronprinzen Ludwig von Bayern wurde der Sitz derselben nach München verlegt, aber ihre Leitung kam nicht, wie man wünschte, unter die Akademie der Wissenschaften, sondern durch Vermittlung der Gräfin Edeling, einer Schwester des russischen Staatsrathes Stourza und Freundin von Capodistria, in die Hände des Philosophen Franz v. Baader, der bei großen Vorzügen des Geistes und Herzens

für Verwaltungsgeschäfte ganz ungeeignet war, und eines damals in München studierenden Griechen, Nic. Skufos, den später Alexander Ypsilanti in der Proclamation, mit welcher er von dem Schauplatz seiner Thaten schied, als einen *γανλόβιος* bezeichnet hat. Nach diesen Vorgängen ist von der Hetärie der Musenfrennde, ihren Wirkungen und Erfolgen nichts mehr zur öffentlichen Kunde gekommen.

Auch wurde die Aufmerksamkeit von ihr, wenn auch erst später, auf eine andere Hetärie der Befreundeten (*ἑταιρία τῶν φιλικῶν*) gerichtet, welche sich aus Mitgliedern der andern, wiewohl unabhängig von ihr, zu Constantinopel gebildet hatte. Diese war mit Unterordnung des Zweckes der Bildung der Nation unmittelbar auf den Bruch des türkischen Joches gerichtet und eben dadurch veranlaßt, sich und ihre Mitglieder in das Geheimniß zu hüllen und sich mit Ausschluß aller Fremden allein auf Griechen zu beschränken. Sie war anfangs ganz ohne Mittel und sociale Bedeutung, nur der Archimandrit Anthimos Chazis, aus Thessalien, ein als Gelehrter und Schriftsteller berühmter Mann, dessen „gelehrter Hermes“ (*Ἐρμῆς ὁ λόγιος*), welcher in Wien gedruckt wurde, zur Verbreitung wissenschaftlicher Bestrebung und patriotischer Gesinnung mächtig gewirkt hat, erscheint in der Liste der Gründer jener politischen Hetärie als eine nationale Notabilität. Was ihr aber abgieng, wußte sie durch Rührigkeit, durch das Geheimnißvolle ihres Auftretens, durch Vielfältigung ihrer Emissäre, welche bald alle Provinzen der Türkei überzogen und durch das Vorgeben einer hohen und mächtigen Leitung oder Regierung (*ἐψηλὴ ἀρχή*) zu ersetzen. So aufgeregt waren durch die inneren, von der Hetärie unabhängigen Bewegung, und durch die siegreiche Beendigung der europäischen Befreiungskriege die Gemüther aller Schichten der griechischen Bevölkerung, daß die Sendboten mit ihren Enthüllungen, Behauptungen und Forderungen überall Eingang fanden, und fast war nirgends mehr einer der Capitäne, Primaten und Häuptlinge des Klerus zu finden, der nicht in das Geheimniß gezogen und für die Zwecke der Befreiung von Griechenland thätig war; gleichwohl konnte Niemand dahinter kommen, wer denn eigent-

lich die oberste Gewalt habe und das Ganze leite. Daß Kaiser Alexander, daß seine Minister, der Griechische Capodistria zur Hetärie der Musenfrennde gehörten, wußte man, und die politische Hetärie der Befreundeten wurde von dieser nicht streng geschieden. Was Wunder also, daß man den Mittelpunkt der Bewegung in Petersburg, im Palast des Czaren selbst suchte, zumal man die Erhebung des morgenländischen Kreuzes und des orthodoxen Glaubens als das Hauptmotiv derselben zu schildern bemüht war?

Während dieses geschah, wurde der Dynast von Epirus, Ali Pascha, der seine Gewalt über das Festland von Griechenland und über Thessalien ausgebreitet hatte, zum Bruche mit der Pforte getrieben und dadurch bestimmt, sich den Plänen der Hetärie hinzugeben und sie, so weit es seinen Berechnungen tauglich war, zu unterstützen.

Für die Griechen entsprang daraus der große Vortheil, daß beim Ausbruch der Hetäristischen Aufstände die Hauptmacht der Türken von den griechischen Provinzen abgelenkt und nach Epirus gerichtet wurde, wo man vor Allem den Herd der Revolution glaubte zerstören zu müssen. Auf die Führer der Hetärie aber wirkte der Ausbruch dieses türkischen Bürgerkrieges so gewaltig, daß, obwohl nichts vorbereitet und Europa unter Herrschaft der „heiligen Alliance“ jedem Aufstand entgegen war, sie den Beschluß faßten zur That überzugehen. Es galt zunächst ein Haupt des geheimen Bundes aufzustellen. Man warf zunächst die Augen auf Johann Capodistria, aber ihr Sendbote Emanuel Kenthos aus Ithaka wurde von diesem herb angelassen: Er sei ein Schwindler und werde beitragen, das Volk in sein Verderben zu reißen. Da wandte sich Kenthos auf eigne Hand an den Fürsten Alexander Ypsilanti, fand diesen bereit, als Haupt an die Spitze des Bundes zu treten und ließ ihn die Urkunde unterzeichnen, die ihm die Hetärie eventuell für das Bundeshaupt ausgestellt hatte. Keinen andern Grund und kein anderes Recht hatte der junge, der ehrgeizige und leichtbewegliche Fürst, sich als das Oberhaupt der hellenischen Nation zu betrachten, als solcher alle

Macht in sich zu vereinigen, und bald darauf mit wenigen Freunden in der Moldau aufzutreten, als hätte es nicht erst einen Thron zu erobern, sondern einen schon aufgerichteten zu besteigen.

(Ein zweiter Artikel folgt später.)

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V. Aus dem k. k. Hof- und Staats-Archiv zu Wien mitgetheilt von Dr. Karl Lanz, correspondirendem Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Wien. Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. 1853.

Auch unter dem Titel:

Monumenta Habsburgica. Sammlung von Actenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473 bis 1576. Herausgegeben von der histor. Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Zweite Abtheilung: Kaiser Karl V. und König Philipp II. Erster Band. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1853.

Wie schwer und mühsam wird die Geschichte zur Geschichte! Wie lange dauert es, bis das Bild selbst der hervorragenden Männer, der gewaltigsten Führer und Beherrscher ihrer Zeit, aufsteigt im Lichte der hellen Wahrheit; frei vom Aufpuße einseitiger Parteiliebe, wie von den Makeln des Hasses, so wie die Personen liebten und lebten und nicht mehr scheu bemäntelt aus ängstlicher Rücksicht, die da wähnt, der Vorfahren Tugenden oder Fehler vermöchten den eigenen Werth zu steigern oder zu verringern und gäben für das allgemein sittliche Urtheil der Gegenwart fühlbaren Ausschlag.

Es sind nun volle drei Jahrhunderte, seit die letzten wichtigeren Ereignisse unter Kaiser Karl V. Regierung eingetreten sind, und jetzt erst gelingt es

uns, die inneren Beweggründe seines Handelns darzulegen, sein Sinnen, Denken und Wollen klar zu schauen und so jenen Mann in seinem Wesen zu erkennen, jenen Fürsten gerecht und nach Verdienst zu würdigen, in dessen Hände, von einer Seite wenigstens, das Schicksal des europäischen Abendlandes gegeben war, und der durch seine besondere Auffassung der Zeit und durch seine individuelle geistige Richtung, wie durch die Kraft seines Willens und den Einfluß seiner Stellung dem politischen Drama der neueren Geschichte, vorzüglich für Deutschland, eine entscheidende Wendung gegeben hat. Karl V. ist gleichsam der „articulus rerum Germanicarum“: sein Wesen, seine Ideen gehen mit der Entwicklung des deutschen Wesens, der deutsch-nationalen Ideen nicht in parallelem Lauf, sie durchkreuzen sich, so oft sie sich treffen, und der Zusammenstoß so gewaltiger Kräfte verursacht in natürlicher Weise tiefe Erschütterungen, gewaltsame Ablösungen.

Karl V. Zeit ist der letzte große Moment des sich zerlegenden und sinkenden römischen Reiches „deutscher Nation.“ Kein folgendes Zeitalter hat mehr zugleich durch die Fülle und die Kernhaftigkeit der Ideen, wie durch die Kraft und den Muth ihrer Träger, durch die Energie der Fürsten und die Ausdauer der Völker, der Geschichte des Vaterlandes Leben, Fortschritt und Selbständigkeit gegeben.

Was damals gedacht, gefunden und geschaffen worden ist oder geschaffen werden sollte, das ist noch heute das bewegliche Fluidum im großen Körper der europäischen, vorzüglich durch germanischen Geist beherrschten Civilisation. Selbst die Schauplätze des neuen gesellschaftlichen Völkerlebens haben sich nur insofern verändert, als der Plan sich erweitert, die Arena sich vergrößert hat, und neue mächtige Mitbewerber um den Siegerpreis, um die geistige und politische Hegemonie des Abendlandes, in die Schranken getreten sind.

Oder ist es zu leugnen, daß alle jene großen Fragen, welche sich Karl dem Fünften bei seinem Regierungsantritt als König von Spanien und Kaiser des deutschen Reiches entgegenstellten, sich noch im Stadium ihrer Lösung befinden?

Hat etwa die kirchliche Reform durch die Stipulationen des Passauer Vertrages und die Artikel des Augsburger Religionsfriedens in die engeren, Geist und Enifaltung abermals pressenden Schranken gebannt werden können? ist nicht das Widerstreben gegen den Zwang des Buchstaben bald ebenso groß, als damals gegen die Herrschaft des Papstes? Liegt nicht das herrliche Italien immer noch da als Lockspeise der sich eifersüchtig bewachenden Nachbarn? Ist die burgundisch-spanische Erbschaft zu allgemeiner Zufriedenheit in letzter Instanz vereinigt? Sind die Völker an der Donau und Theis versöhnt und gewonnen? Hängt nicht gerade jetzt über dem schönumbordeten Bosporus eine dunkle wetterschwangere Wolke, die uns viel näher, viel gefährlicher droht, als einst die Sturmflut der Heere Suleiman des Prächtigen oder des kriegslustigen Kara Mustapha?

Wer also durch Erschluß neuer Quellen neues Licht auf jene großartige Periode der Weltgeschichte verbreitet, der erwirbt sich damit auch ein offenklares Verdienst um unsere Zeit, wenn sie anders fähig ist, aus der Vergangenheit den nothwendigen Entwicklungsgang der Gegenwart zu erfassen und in bewußter Kraft zu eignem Heil zu verwenden.

Seitdem Leopold Ranke die Geschichte des 16. Jahrhunderts vielfach aufzuhellen begonnen hat, ist es namentlich Hr. Dr. Karl Lanz, welcher durch Veröffentlichung von Staatsurkunden und Correspondenzen Karl V. sich verdientes Lob erworben und dieses durch die Herausgabe der obengenannten „Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V.“ neuerdings in ansehnlichem Grade gesteigert hat. Es ist ein gutes Zeichen und bekräftigt, wie der Sinn für historische Wahrheit sich geläutert hat, daß man nicht mehr mit Auszügen oder Studien der Quellen sich begnügt, sondern die Urschriften und Documente in beglaubigtem Abdruck ganz und wortgetreu vor Augen haben will. Freilich mußte der Mißbrauch, welchen auch das jüngste Geschlecht noch, wo es verstoßens zu gehen schien, mit den Zeugnissen der Vergangenheit gemacht hat, von selbst zu dieser Forderung hindeingen.

So hat denn Hr. Dr. Lanz, und zugleich die k. k. Akademie in Wien, welche ihm die Archive öffnete und die Herausgabe übernahm, gerechten Anspruch auf offene Anerkennung. Möge dieselbe auch fürder in ihren edlen Bestrebungen und großartigen Leistungen vom gleichen Geiste des Freisinns und der Wissenschaftlichkeit begleitet und beschirmt bleiben.

Diese Veröffentlichung gehört zur zweiten Abtheilung der „Monumenta Habsburgica.“ Diese sind bestimmt, wie das Vorwort der historischen Commission besagt, „die sämmtlichen Verhältnisse des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473 bis 1576 (das ist vom ersten Entwurfe zur burgundischen Heirath Maximilians des Ersten bis zum Tode Maximilians des Zweiten) vollständig zu beleuchten.“

„Die erste Abtheilung ist der Zeit Kaiser Maximilians des Ersten gewidmet, vom Beginn seiner persönlichen Erscheinung auf dem Schauplatze der deutschen Geschichte neben seinem Vater, Kaiser Friedrich dem Dritten.“

„Die zweite Abtheilung ist bestimmt für Kaiser Karl den Fünften und seinen Sohn K. Philipp II.“

„Die dritte Abtheilung endlich soll die Gesamtverhältnisse Kaiser Ferdinands I. und seines Sohnes Kaiser Maximilians des Zweiten erschöpfend durch historische Belege in's Licht stellen.“

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Januar.

Nro. 8.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser
Karl V.

(Fortsetzung.)

Dieser Band gibt uns die Actenstücke aus den Jahren 1513 bis 1521, oder vornämlich vom J. 1516 bis 1521, und zwar betreffen dieselben in hervorragender Ausdehnung jene Verhältnisse, welche den Erzherzog und König Karl am meisten beschäftigten und die zum Theil auch nach seiner Kaiserwahl noch sehr schwer in die Waagschale fallen. Es sind dies die Verwicklungen mit Frankreich in der italienisch-burgundischen Frage vom Frieden von Royon (August 1516) bis zum Congreß und Vertrag von Calais (November 1521), Verwicklungen, die bekanntlich durch das Benehmen der englischen Regierung unter Heinrich VIII. und seinem ersten Rathgeber, Cardinal Wolsey, die rechte diplomatische Färbung erhalten.

Wenn man diese Actenstücke liest, so erstaunt man billig, wie schon damals die Schreibseligkeit in den Cabinetten ebenso groß war als die Kunst zu zögern, Schwankungen zu machen, immer wieder Einreden zu stellen und so mit der letzten Absicht hinter dem Berge zu halten. Die Instructionen, welche Karl an seine Gesandten in London und Calais ertheilt, und die Berichte eines Gattinara und des Bischofs von Badajoz, Bernardo de Mesa, können an Feinheit, Ausführlichkeit und Berechnung mit den berühmten Staatspapieren der Venezianischen Aristokratie wetteifern. Es ist überhaupt ganz rich-

tig, was irgendwo über die Regierungen von Venedig und Madrid bemerkt ist: „ces deux gouvernements étaient profondément instruits de toutes les intrigues politiques qui troublaient l'Europe depuis le tems de Charles-Quint jusqu'à la fin du 18^e siècle.“

Während der langwierigen Unterhandlungen in Calais gibt es Wochen, wo fast Tag für Tag entweder Berichte der Gesandten aus Calais an den Kaiser einlaufen oder von diesem weitere Verhaltensbefehle an jene abgehen. Dazwischen bleibt derselbe in lebendiger Correspondenz mit dem herrschsüchtigen, verschmitzten und vollmächtigen Wolsey und mit König Heinrich VIII. selbst. Nimmt man dazu die ungeheure Aufgabe zugleich Spanien und Portugal, Deutschland und Italien, die Türken und die transatlantischen Eroberungen stets im Auge zu haben, und jedem Bericht die durch die Verhältnisse gebotene volle Aufmerksamkeit zu schenken, so zeugt dies allein von einer Arbeitskraft und geistigen Befähigung, welche Karl V. der Reihe hochbegabter Regenten unzweifelhaft zugesellt.

Sehr interessant ist für uns der Ton jener Correspondenzen; Karl weiß vortrefflich auch dringliche Umstände, z. B. einem Wolsey gegenüber, nur so darzulegen, daß er damit dem Talente und dem Eifer des Adressaten selbst ein Compliment macht. Aus dem „monsieur le cardinal“ oder „monsieur d'Yorek“ der ersten Zeit (vgl. Nr. 17, 18) — wo es sich um ein Anlehen in England handelt — wird später der „monsieur le cardinal, *mon bon*

amy,“ (vgl. Nr. 81, 89) dem der Kaiser nicht bloßen Dank in Worten verspricht: „monsieur le legat, je cognois bien, que par vostre bonne loyaulté et grand prudence il n'est besoing vous recommander mes affaires: car vous les avez astant a cueur comme ceulx propres du roy mon bon oncle. Dont je vous suis grandement tenu: et ne me trouverez prince ingrat, mais ay bon espoir vous donner a cognoistre par effect, que je suis vostre bon amy, comme scet monseigneur qui vous doint, monsieur le legat *mon bon amy*, ce que plus desirez.“ Vgl. Nr. 148 d. d. 2 December 1521.

Ueberhaupt gestattet uns diese Sammlung manchen tieferen Blick in die Seele des vielgenannten Cardinals von York. Auch er weiß seine Dienstfertigkeit gar gut an's Licht zu stellen: „Sire, apres mes tre-humbles recommandacions a vostre sacrée et royalle maiesté devez, *moy comme ung de voz plus loyaulx serviteurs et conseilliers*, lequel n'a moins d'esgard a l'honneur et securté de vostre royalle personne, et a l'avancement de voz affaires, que a celles propres du roy, mon maistre“ — schreibt er d. d. 20 Oct. 1521 (Nr. 129). Vgl. Nr. 145: mon vray loyal et affectionné eueur, vouloir et intencion envers vostre maiesté *jamais ne faillira, et n'auray moindre esgard a vostre honneur, exaltacion et securté, que a celluy du roy, mon maistre*. Et en telle effectuelle maniere me mectray en mon devoir a l'avancement de voz affaires, de sorte que vostre dite maiesté apperceura par ce evidamment, que la confiance, amour et affiance laquelle vous avez et portez envers moy, n'est pas en vain mise ne employe sur ma poure personne. Auf der andern Seite weiß aber auch der spanische Gesandte die gute Laune des Cardinals auszubeuten, und die rechte Stunde zu erhaschen: „Illa nocte, schreibt der Bischof von Badajoz d. d. 12 Dec. 1521, cardinalis non potuit mecum aliquid tractare, quia rex recessit hora nimium tarda; sed sequenti die hora prandii ego fui secum et in primis *cum vidissem eum bene dispositum in rebus maiestatis vestrae*, incepti agere etc.

Zeigen uns die zahlreichen und gründlichen Berichte Sattinara's aus Calais die Politik des berühmten Diplomaten, seine Kunst zu schweigen und zu reden, so tritt uns in den Schreiben des Bischofs von Badajoz aus London, im Monat December, als nach Leo' X. Tod der päpstliche Stuhl zu besetzen war, die Natur des Mannes in vollem Lichte entgegen.

Karl hatte seinen Gesandten in London auf die Nachricht von dem Hintritte des Papstes sofort über die nothwendigen Rücksichten auf Wolsey aufmerksam gemacht in einem Schreiben d. d. Gent 16 Dec. 1521: „d'autre part vous direz de par nous a monsieur le legat, comme nous avons tousiours en nostre bonne souvenance son avancement et exaltacion, et le tenons ræcord des propos que luy avons tenuz a Bruges touchant la papalité, ensuyant-lesquelz et pour l'effect de ce sommes deliberez l'ayder de nostre pouvoir, tant en cestuy affaire que aultres que luy pourroient toucher. Parquoy le requerrez, qu'il vueille dire son advis, s'il y a quelque affection; et nous nous y employerons tres-voluntiers sans y riens eparguer; combien que faisons doubte, que la chose sera tardifue, et qu'il en soit desia bien avant allé. Et neantmoins nous voudrions bien estre plus pres d'Italye, que ne sommes; et nous luy demonstrerions effectuellement, *que voudrions faire pour luy que pour nul autre*, et n'actendrions a luy en demander son advis, pour la bonne et grande amour et cordialle affection que nous luy pourtons. Warum der Kaiser so sehr um Wolsey's Gunst (bienvuellance) besorgt ist, gibt er selbst an; er fürchtet die Zusagen Franz I. für die Erreichung der Tiara: nous ne faisons doubte *que le roy de France luy fera tout plain de belles ouffres de son costé*.

Karl hatte hier ganz richtig gesehen; am 24 Dec. schreibt ihm sein Bevollmächtigter: dixit praeterea (dom. cardinalis) mihi, quod rex Francie computabat, *se habere nunc in collegio cardinalium viginti duos cardinales ad votum et dispositionem suam*; ex quo ego satis percepi, *regem Gallorum fecisse dicto cardinali oblationem illorum votorum et etiam favoris sui pro dicta electione*.

Der gute Erfolg interessirte aber den englischen König fast ebenso sehr, wie den Cardinal selbst. Schon die Nachrichten aus Rom selbst machten jenen äußerst unruhig: *rex Anglie est ultra modum turbatus et quodam modo perterritus* — schreibt der Bischof von Badajoz (19 Dec.). Er will den Cardinal um jeden Preis auf dem Stuhle Petri: *quoad personam eligendam in summum pontificem dictus rex Anglie est plene inclinatus et deliberatus in personam reverendissimi cardinalis Eboracensis, et cupit ultra quam dici possit, ut majestas vestra in eandem sententiam concurrat.*

Karl versichert auch darauf alles zu thun, was er nur kann; es bezeugen dies zwei Briefe vom 27 Dec. an Heinrich VIII. und an den Cardinal Wolsey (Nr. 163, 164). Jenem versichert er in Betreff des Cardinals, seines „*especial amy*“: *la prudence, doctrine, intégrité, experience et aultres vertuz et bonnes meurs que sont en luy, le rendent meritement digne de tenir tel siege . . . pouvez estre asseluré, et le dit seigneur cardinal aussy, que en cest afferé, tant que en moy sera, n'epargneray chose quelcunque pour la conduire a bon effect. Et vouldroye bien que luy mesme puist veoir a l'euil et cogneistre la bonne assistance que luy vouldroye fere, non seulement de lectres et parolles, tant de moy que de mes amy, mais aussy, quant il seroit besoing, avec la main (forte), y employant toute l'armée que juy eu Italie, que n'est pas petite. Dem Cardinal selbst: pouvez estre sehur qu'il ne sera riens espargné pour parvenir a l'effect desiré.*

Karls Versprechungen kamen an den rechten Mann: wir sehen ihn leibhaft vor uns, wenn der kais. Gesandte (vom 24 Dec.) berichtet: *que omniaattente auscultavit et ex animo acceptavit; et tot et tam humiles gratius egit maiestati vestre, ac si jam medio eiusdem fuisset electus summus pontifex . . . dixit quod ad conducendum hanc electionem in personam suam, quam pro nulli alia re mundi cupiebat, quam propter exaltacionem regis sui et maiestatis vestrae, plurimum conveniret, quod exercitus maiestatis vestre, qui est in Ytaliu, properaret versus Romam et facta monitione*

cardinalibus collegii et bonis oblationibus, si nolent acquiescere electioni persone sue, cogereutur per vim ad electionem, ita ut non permittantur eligere aliquem, qui adhereat Gallis et sit causa destructionis regni Neapolitani et Sicilie, et per consequens tocius reipublice christiane. Que omnia manifeste evitabuntur, si ipse eligatur, qui nihil plus curare debeat, quam imponere coronam imperialem in capite maiestatis vestre et exaltare regem suum, et intendere primo expedicioni contra Gallos et deinde contra hostes fidei; in quibus expedicionibus ipse personaliter sequeretur ambas maiestates. — Kann die Schmiegsamkeit neben dem Stolz, die Herablassung neben der Herrschgier, der gleißende Schein neben unverholener Absicht strappanter gemalt werden als in diesem natürlichen Bericht des Legaten?

Die wichtigste Staatsurkunde ist der Bundesvertrag zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII., abgeschlossen zu Brügge 25 August 1521 in 32 Artikeln, Nr. 74, p. 244—271, denn an ihn lehnen sich die weiteren Verhandlungen an bis zu einem neuen Vertrag im J. 1522, der aber nicht mehr in die Grenzen dieses Bandes fällt.

Außer diesen Angelegenheiten — in denen die politische Verbindung zwischen Heinrich und Karl stets als die Bedingung gemeinsamen Wohlergehens und als das Heil der Christenheit in zartesten Ausdrücken bezeichnet wird — ist das Benehmen des portugiesischen Hofes in mehrfachen Berichten des dortigen kais. Gesandten Christof de Barros an den Kaiser, an Gattinara, an den Herrn von Chievres, Wilhelm de Croÿ, lebendig geschildert.

Von Wichtigkeit ist auch die Instruction des Kaisers für die Statthalterin der Niederlande Margarethe von Oestreich vom 1 Juli 1519. Diese Vollmacht (Nr. 32, mit dem Revers Nr. 33 vom 28 Juli) ist ein schönes Zeugniß von der Milde, Fürsorge und Gerechtigkeit des jugendlichen Fürsten: „*quant au saict de la justice* — heißt es in einem Artikel — *combien que l'empereur entend y avoir pourveu par la reformation des ordonnances et consaulx, neantmoins, sy mad^e dame*

entend, qu'aucune faulte advient ou erreur s'y connecte, elle s'en fera diligemment informer, pour selon ce qu'elle en trouvera a la verité y pourveoir de remede convenable; *car sur toutes choses icelluy sr empereur veult et entend le faict de la justice estre entretenu en bon ordre.* Sie beweist aber zugleich, welches Vertrauen derselbe und bekanntlich mit Recht seiner Ruhme geschenkt hat.

Die deutschen Angelegenheiten berühren nur wenige Actenstücke. Es sind dies drei Briefe des Königs Franz I. an den Kurfürsten von Maynz, Albrecht von Brandenburg, und die Replik Karl V. auf dieselben (Nr. 54 — 57); sie fallen kurz vor den Wormser Reichstag. Franz sucht darin seinen Nebenbuhler als den Störefried, sich aber als den Vertheidiger einer gerechten Sache in den italienischen Händeln hinzustellen, und damit jenem die Unterstützung der deutschen Fürsten zu entziehen — „optamus, quod ut principes honoris, iusticie et equitatis adversarium et provocatorem nostrum in re sua privata et particulari, imperium minime tangente, contra ius fasque, iusticiam et equitatem, nullum illi favorem assistentiam subventionemque tribuatis.“ Dabei nennt er den Kaiser in bitterer Gereiztheit nur „*electum Romanorum regem.*“ Dies nimmt der Kaiser äußerst böse auf: „*id inprimis animadvertendum putamus, quod, dum . . . nos dumtaxat electum Romanorum regem intitulat, videatur omnino effectus coronationis et unctionis in Aquisgrano de more celebrare sperni ac nihili fieri, licet post illam non electi regis sed electi imperatoris titulus tribuatur, prout universa canit ecclesia, divinisque ac humanis legibus sancitum est: quae res non solum titulum dignitatis nobis concessa deprimit, verum auctoritati ac proheminiencie vestris (wohl *vestre*?) ac totius sacri romani imperii detrahit.*“ Noch herber wird die Sprache des Kaisers, wo er dem König den Vorwurf der Treulosigkeit und Unversöhnlichkeit zurückschleudert und seine persönlichen Opfer für die Sache des Friedens mit scharfen Seitenhieben gegen Franz I. zweifelhaft Unterpfänder hervorhebt: „*haec profecto jacula contra ipsum-*

met Francorum regem sunt convertenda, ac ea que de nobis predicat, sibi ipsi merito ascribenda censentur, quandoquidem nulla a nobis contraventio nullaque fidei violatio intervenit, nihilque horum edoceri possit, cum etiam nec vero proximum nec verisimile censeatur, nos, — qui pacis intuitu, ut illam aetiori vinculo stringeremus, ipsius Gallorum regis filiam vix natam, aut aliam non natam nec motam, adhuc in matris utero reclusam, conditionaliter spopondimus, et qui hactenus ab huiusmodi sponsionibus non discessimus, nec ad aliud matrimonium transivimus, licet uxores alias puberes, dignitatibus ac statibus nostris congruas et propitias nobis oblatus ducere possemus, ex quibus forsitan egregiam sobolem jam verisimiliter haberemus — velle nunc vel unquam antea voluisse.“

Aus den Briefen des Kaisers, die eine ungemaine Offenheit der Sprache zur Schau tragen, vermögen wir nebenbei häufig sein eigenes Urtheil über die Werkzeuge, deren er sich bediente, geradezu abzunehmen. Er ertheilt z. B. an Mercurin von Gattinara unverstelltes Lob für seine Klugheit und Einsicht, mit der er in Calais die kais. Rechte vertritt: „*nous avons . . . bien entendu, comme par vostre science, experience et profonds raisonnons avez tres bien debatue noz drois a nostre avantage et grand honneur.*“ Er zollt ihm dafür Dank und versichert ihn steter Erinnerung: „*dont vous scavons bon grey et vous mercions . . . vous advertissant que de cestny service par dessus les aultres que nous avez fait et faictes chacung jour, nous le tiendrons en nostre bonne souvenance*“ (Nr. 88 p. 313).

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Januar.

Nro. 9.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser
Karl V.

(Schluß.)

Er verhehlt ihm aber auch nicht, was er von seinem Verfahren auf anderem Wege erfährt, und setzt seinen Willen dem Bedenken oder Zaudern des Gesandten in bestimmter Weise entgegen: „au surplus nous *desirons voulons et entendons* que besoignez traictez et comuniquez avec monsieur le legat *doulcement amyablement et courtoisement*, comme de vostre bonne discretion et experience nous confions. Et *faull que en suites de necessité vertu*; car nous avons sceu des ambassadeurs d'Angleterre, qu'il n'estoit fort contant de vous Nous vous ordonnons une pour toutes, signer la dite lettre *car nostre playsir est tel*“ (Nr. 128 p. 399).

Bei aller punctiliosen Ausführlichkeit in der Erörterung der Umstände hebt der Kaiser immer den Angelpunct schlagend hervor. So bezeichnet er während der Waffenstillstands-Unterhandlungen im Dec. 1521 das Geheimniß seiner Politik in dieser Angelegenheit kurz und treffend so: *vray est que le secret de la conservacion de toutz noz affaires* et mesmes pour le soustenement de nostre armée et de ceste emprinse *gist en deux poinctz, l'un en la provision des deniers, l'autre en l'entretenement des Suisses*. Während er des wirklichen Beistandes von England noch nicht sicher ist, ja ihm von Frankreich aus gewichtige Bedenken gegen jenes zukommen,

heißt es gegen den Schluß seiner Instruction für seine Gesandten (27 Juni 1521) *mutig und vertrauensvoll: mais puisque n'en povons pour le present aultre chose avoir, et que noz affaires ne peuvent souffrir plus long delay, sommes deliberez a l'ayde de dien et de noz amys et subgeetz assayer nostre fortune, et faire le myeulx que pourrons, actendans ce que dieu en donnera*.

Daß Karl auch die Gemahlin Heinrich VIII., Katharina von Aragonien, in die Mitleidenschaft zog, ist schon angedeutet. Es bezeugt dies ein Brief desselben (Nr. 49) an jene, seine „*cara y amada tia*“ und wiederholte Empfehlung an seine Gesandten, die Königin, so weit es nöthig wäre, zu gewinnen (vgl. z. B. p. 219). Dafür erbittet sich dieselbe einmal in einer Nachschrift des Bischofs von Badajoz (p. 492) „*pro solacio et consolacione sua*“ zwei Falken, *duos falcones, unum pro capiendis avibus fluvialibus, alium pro aliis avibus altissime volantibus, quas vulgo vocant he-nons*; dazu noch einen wackern und tüchtigen Falkner gegen gute Bezahlung.

Die Verständlichkeit des Textes in den meisten Fällen bezeugt die Meisterschaft des Herausgebers in der Entzifferung jener oft so schweren Schriften: eine Eigenschaft, die tausendfach mehr Mühe und Augenlicht kostet als es der hundertste zu würdigen versteht.

Auch der Druck ist sehr rein und sorgfältig ausgeführt.

Sehr weise hat der Herausgeber auch alle jene Actenstücke auszugsweise in ihren Hauptartikeln aufgenommen, welche zwar bereits anderwärts mitgetheilt sind, aber hereingehören, um den ganzen Gang jener vielfädigen Geschichte zu verfolgen. Dies ist um so löblicher, als jene Documente größtentheils in kostspieligen und seltenen Sammelwerken enthalten sind, wie in Rymer's Foedera, Du Mont's Corps Diplomatique, Le Clav's Négociations diplomatiques etc., und deshalb dem Privatfleiß stiller Freunde der Geschichte kaum oder nie zugänglich erscheinen. Diese Urkunden voll und im Urtext hier wieder zu geben, war natürlich gegen die Anlage des Werkes, als einer Sammlung aus den archivalischen Schätzen Wiens.

Eine „umständliche Einleitung“ zu diesen Documenten wird der verehrte Herausgeber nachfolgen lassen. Dadurch wird diese wichtige Quellensammlung auch für weitere Kreise an Interesse gewinnen. Von einem Manne, welcher so viele Jahre den verborgenen Ursachen großer Dinge, den verhüllten Absichten großer Männer emsig und vorsichtig nachgegangen ist, dürfen wir mit Recht eine Einleitung zur Geschichte jenes Zeitalters erwarten, welche vor dem Stuble der richtenden Wahrheit bestehen wird.

G. M. Thomas.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
K. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

Compendio de geographia universal. T. 1. 2. Rio de Janeiro 1835.

Schrenk, Dr. L., Ideen zu einer Hydrographie der Landseen mit bes. Rücksicht auf die Seen der Alpen. Dorpat 1852.

Bögelin, J. R., und G. Mener von Knonau, Historisch-geograph. Atlas der Schweiz. Tef. 1—4. Zürich 1846.

Jr. Ulenbach, Im Golf von Neapel. Neustadt 1853.
Briefe aus den vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Leipzig 1853.

Delessert, Ed., Voyage aux villes maudites, Sodome-Gomorrhe-Seboim-Adama-Zoar. Par. 1853.

Dieterici, Dr. Jc., Reisebilder aus dem Morgenlande. Th. 1. Egypten. Th. 2. Sinai, Petra, Palästina. Berlin 1853.

Genß, W., Briefe aus Aegypten und Nubien. Berlin 1853.

Al. Norova, Putování po Svaté Zemi roku 1835. Del I. V Praze 1851.

Postans, Cutch, or random sketches of Western India. Lond. 1839.

J. Richardson, Narrative of a Mission to Central Africa, performed in the years 1850 — 51 under the orders and at the Expense of Her Majesty's Government. Vol. 1. 2. Lond. 1853.

B. Seemann, Narrative of the voyage of H. M. S. Herald during the years 1845 — 1851, under the command of Captain Henry Kellett. Vol. 1. 2. Lond. 1853.

Gumpach, Joh. v., Hilfsbuch der rechnenden Chronologie oder Largetau's abgekürzte Sonnen- und Mondtafeln. Heidelberg. 1853.

Stenzler, E., Die Familie Bonaparte. Königsberg 1853.

Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. 2. durch ein Supplement bis 1853 vervollständigte Ausgabe. Tef. 1 — 15. Brüssel 1853.

E. L. Wedekind, Geschichte des ritterlichen St. Johannis-Ordens, besonders dessen Heermeistertbums Sonnenburg oder der Ballei Brandenburg. Berlin 1853.

Forchhammer, F. M., Achil. Mit einer Karte der Ebene von Troja. Kiel 1853.

Garruccio, G., Intorno i riti funebri degli Egizi. Napoli 1852.

Gerhard, E., Ueber Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien. Berlin 1852.

Kinck, Wilhelm Jr., Die Religion der Hellenen aus den Mythen, dem Cultus und den Lehren der Philosophen entwickelt. Zürich 1853.

- Gerhard, C., Grundriß der Archäologie. Berl. 1853.
- Houben, Th., Denkmäler von Castra Vetera und Colonia Traiana in Ph. Houbens Antiquarium zu Xanten abgebildet auf 46 colorierten Steindrucktafeln etc. Mit Erläuterungen von Dr. Fr. Fiedler, nebst Fiedler's antike erotische Bildwerke in Houbens römischen Antiquarium zu Xanten. Xanten 1839.
- A. H. Layard, Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon; with travels in Armenia, Kurdistan and the desert: being the result of a second expedition. London 1853.
- Dr. P. A. Linde, Die Porta nigra und das Capitolium der Treviser. Trier 1853.
- Luzzatto, Philox., Le Sanscritisme de la langue assyrienne. Padoue 1849.
- Quaranta, Bernardo, De' funerali di Archemoro rappresentati sopra un vaso greco Dipinto. Napoli 1851.
- Rosß, Ludw., Die Pnyx und das Pelasgikon in Athen. Braunschw. 1853.
- Dr. Steiner, Sammlung und Erklärung altchristlicher Inschriften im Rheingebiete aus den Zeiten der römischen Herrschaft. Seligenstadt 1852.
- Stier, G., Geschichte und Beschreibung der Stadt Pompeji. Wittenberg 1853.
- Thiersch, Jr., Ueber die neuesten Untersuchungen des Erechtheum auf der Akropolis von Athen. München 1853.
- Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Privatmünzen und Medaillen. Herausg. v. dem Vereine für Numismatik zu Prag. I. Abth. Personenmünzen. Heft 1. 2. Prag 1852.
- C. J. Tornberg, Symbolae ad rem numariam Muhammedanorum ex museo regio Holmiensi. Upsalae 1853.
- A. Bräm, Blicke in die Weltgeschichte und ihren Plan. Straßburg 1835.
- P. Fr. Roming, Zeittafeln der allg. Geschichte. 2. Aufl. umgearbeitet bis auf die neueste Zeit, fortges. von Dr. J. Rieckher. Stuttgart. 1852.
- Dr. H. Rückert, Geschichte des Mittelalters. Stuttgart. 1853.
- J. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. und des 19. bis zum Sturz des franzöf. Kaiserreichs. 4. durchaus verb. Aufl. Bd. 1 — 4. Heidelb. 1853.
- E. A. J. Ahrens, Die drei Volkstribunen Tib. Gracchus, C. Sempronius und C. Sulpicius nach ihren polit. Bestrebungen dargestellt. Leipzig 1836.

- Jak. Burckhardt, Die Zeit Constantins des Großen. Cassel 1853.
- Dr. Joh. Dietl, Ueber den Kelticismus und die Keltensprache vom Standpunkt der Geschichte. Karlsruhe 1843.
- B. G. Niebuhr, Römische Geschichte. Berichtigte Ausgabe in 1 Bd. Berlin 1853.
- Dr. C. Peter, Geschichte Roms. Bd. 1. Halle 1853.
- Dr. A. Schwegler, Römische Geschichte Bd. 1. Abth. 1. Tübingen 1853.
- Dr. R. B. Stark, Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenischen Orients. Gaza und die philizäische Küste. Jena 1852.
- G. L. J. Tafel, Komnenen und Normannen. Beiträge zur Erforschung ihrer Geschichte in verdeutschten u. erläuterten Urkunden des 12. u. 13. Jahrhunderts. 2. Abtheilung. (Die erste Abtheilung erscheint später). Ulm 1852.
- Avila n Zunuiga, Geschichte des Schmalckadischen Krieges. Berlin 1853.
- N. de Bonneville, Histoire de l'Europe moderne depuis l'erruption des peuples du Nord dans l'empire Romain jusqu'à la paix de 1783. T. 1. 2. Genève 1784.
- A. Kubalski, Recherches historiques et statistiques sur les peuples d'origine slave, magyare et roumaine. Par. 1852.
- Wolf. Menzel, Geschichte Europa's vom Beginn der franzöf. Revolution bis zum Wiener Congreß (1789 — 1815). T. 1. Stuttgart. 1853.
- P. Calcara, Descrizione dell' isola di Ustica. Palermo 1842.
- Istoria della città di Verona sino all' anno 1517. Vol. 1 — 7. Verona 1796.
- Antonio Marrone, Cenni sulle antichità di Segesta in Sicilia. Palermo 1827.
- Costantino da Mini, Gli ultimi anni della repubblica di Siena racconto storico dal 1552—1558. Disp. 1—7. Firenze 1852.
- Ed. Quinet, Les révolutions d'Italie, — augmentée d'une introduction par Marc Dufraisse. Bruxelles 1853.
- Sabina sagra e profana antica e moderna. Roma 1790.
- Fed. Selopis, Delle relazioni politiche tra la dinastia di Savoia ed il governo britannico 1210 — 1815. Torino 1853.
- C. Solar de la Marguerite, Journal historique du siège de la ville et de la citadelle de Turin en 1706. Turin 1838.

- J. Zeller, Histoire de l'Italie depuis l'invasion des barbares jusqu'à nos jours. Par. 1853.
- Giambattista Zella-Milillo, La questione Napoletana-Sicula. Bari 1849.
- A. Germain, Histoire de la Commune de Montpellier. Vol. 1. 2. 3. Montpellier 1831.
- Fayet, Journal historique de Pierre Fay et sur les troubles de la Ligue. Publié d'après le manuscrit inédit . . par Viet. Luzarche. Tours 1852.
- Mémoires de Daniel de Cosnac, Archevêque d'Aix, publiés pour la Société de l'histoire de France, par J. de Cosnac. Vol. 1. 2. Paris 1852.
- V. Auger, L'empereur. Par. 1853.
- Max de Choiseul-Daillecourt, Parallèle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Par. 1851.
- Dr. Fr. v. Preuschen, Geschichte der französischen Revolution von 1818 von ihrem Beginn bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. Frankf. 1853.
- N. Tiedesknecht, Napoleon III. Kaiser der Franzosen. Berlin 1853.
- G. G. Vreede, La renaissance de l'empire français et la liberté de l'Europe. Utrecht 1852.
- Th. Colshorn, Deutsche Mythologie. Hannover 1853.
- Dr. Alex. Pecz, Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft. Göttingen 1853.
- Dr. A. F. Riedel, Graf Rudolph von Habsburg und Burggraf Friedrich von Nürnberg in ihren Beziehungen zu einander. Berlin 1853.
- Die Stellung der Hansestädte. Hamburg 1853.
- Will. Stirling, The cloister life of the Emperor Charles the Fifth. Lond. 1852.
- K. Contelle, Elberfeld, topographisch-statist. Darstellung. Elberfeld 1853.
- N. Ehrsam, Der Stadt Mülhausen privilegiertes Bürgerbuch bis zur Vereinigung dieser Republik mit Frankreich im J. 1798. Mülhausen 1850.
- F. Eisenlohr, Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rheine. Heft 1. Carlsruhe 1853.
- A. Zahne, Schloß Roland, seine Bilder-Galerie und Kunstschätze. Köln 1853.
- J. Heckler, Beitrag zur Geschichte der Stadt Bensheim. Darmstadt 1852.
- Dr. Th. Neumann, Beiträge zur Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Görlitz 1848.
- K. v. Schöbzer, Verfall und Untergang der Hanse und des deutschen Ordens in den Ostseeländern. Berlin 1853.

- P. Ch. Sternberg, Beiträge zur ältesten rheinischen Geschichte und zur richtigen Auslegung des Florus, Tacitus, Suetonius und Ausonius. 2. Aufl. Trier 1853.
- U. Stöber, Elsäßisches Volksbüchlein. Straßburg 1842.
- J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen 1853.
- Dr. B. Dudik, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Brünn 1852.
- Kronika Wegierska i Czeska. W Warszawie 1823.
- Th. J. Leitner von Leitnertreu, Geschichte der Wiener-Neustädter Militär-Akademie. Hermannstadt 1852.
- J. da Costa Macedo, Memoria sobre os vasos Murrhinos. Lisboa 1842.
- P. C. Oreurti, Catalogo illustrato dei monumenti Egizii del R. Museo di Torino. Torino 1852.
- Szalay László, Magyarország Története. Kötet 1. 2. Lips. 1852.
- Urkunden-Buch des Landes ob der Enns. Herausg. vom Verwaltungsrath-Ausschuß des Museum Francisco-Carolinum. Bd. I. Wien 1852.
- W. Wattenbach, Die österr. Freiheitsbriefe. Prüfung ihrer Echtheit und Forschung über ihre Entstehung. Berlin 1852.
- H. E. R. Belani, Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters Friedrich Wilhelms I. 3 Theile. Leipzig 1853.
- Ch. W. Spicker, Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder. Th. 1. Frankfurt a. O. 1853.
- G. A. Stenzel, Geschichte Schlesiens. Th. 1. Breslau 1853.
- C. F. Dollmann, Die Gesetzgebung des Königreichs Bayern seit Maximilian II. mit Erläuterungen. Erlangen 1852.
- J. Gerstner, Geschichte der Stadt Ingolstadt. München 1853.
- L. Hauff, Handbuch der bayerischen Gesetzgebung. Th. 1. Nördlingen 1853.
- Ludwig I. König von Bayern und sein Wirken für Staat, Wissenschaft und Kunst. Leipz. 1853.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Januar.

Nro. 10.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 17 December
1853.

- 1) Hr. Professor Dr. Fallmerayer hielt freien mündlichen Vortrag über „Hermann Sattner“ griechische Reiseskizzen, Braunschweig, 1853, und legte hierauf das Ausführliche seines Vortrages in der Handschrift der Classe mit dem Wunsche vor, dieselbe bei den verschiedenen Mitgliedern der Classe in Umlauf zu setzen.
- 2) Hierauf trug Hr. Landrichter Gerstner vor: Nachrichten von einem Manuscripte des Erasmus Wend, geh. Archivars H. Albert V., „Epitome rerum bavaricarum“ aus dem XVI. Jahrhunderte, mit 2 Beilagen.

„Unter den Manuscripten der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften befindet sich ein Heft in lateinischer Sprache, betitelt:

„Rerum bavaricarum Commentarii ex bavaricis Annalibus ipsaque Monachii archivi fide atque autoritate ab Erasmo Vendio, Consiliario ducali et ipsius archivi secretioris praefecto ita conscripti, ut non modo rerum, quorsum ex Aventinianis libris recte huc pertinent justi epitomatis instar esse queant, sed etiam de integra bavarica historia usque ad praesentem rerum statum lectori satis facerent non immerito.“

Die Authentik dieses Buches ist um so weniger zweifelhaft, als unter dem Titel von einer gleichzeitigen Handschrift und Tinte geschrieben steht: „Dies ist des Vendii eigne Handschrift.“

Das Buch enthält übrigens weder ein Datum noch einen Abschluß, scheint also zum Anfang eines größeren Werkes bestimmt gewesen zu sein.

Erasmus Wend war geboren zu Amberg im J. 1532. Sein Name erscheint zum erstenmale in den Akten der philosophischen Fakultät der Universität Ingolstadt unter den Baccalareis und Magistris der Jahre 1552 u. 53. *) Mederer schildert ihn nach Oefele als einen Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, seltenem Fleiß und geprüfter Treue, einen Liebling seines Fürsten und Günstling der Musen. Diese Eigenschaften erhuben ihn zum Hofrath des Herzogs und zum Stellvertreter des Kanzlers auf Reisen.

In archivalischen Rechnungen findet sich, daß Wend (in einigen Schriften Fendt genannt) im J. 1569 die Stelle eines Hofkassners (rei frumentariae praefectus) bekleidete; im J. 1571 aber erscheint derselbe schon als herzoglicher Hofrath. Inzwischen finden wir ihn im J. 1570 als Vorstand der Liberey (Bibliothek) welche über dem Antikengewölbe sich befand.

Als in den Jahren 1573 und 76 zu Ingolstadt an der Universität Zwistigkeiten entstanden, sen-

*) Mederer Annal. acad. Ingolstadt. p. I. p. 213.
Oefele rer. boic. script. t. II. p. 101, 265, 470.

dete der Herzog eine Kommission zur Ausgleichung dahin, und mit ihr seinen Hofrath Wend. Nach Herzog Albrechts Ableben leistete Wend auch dessen Nachfolger Herzog Wilhelm bei den mit dem päpstlichen Stuhle verhandelten Concordaten wesentliche Dienste.

Es findet sich noch in den Manuscripten der Hofbibliothek *) ein Schreiben an Herzog Wilhelm V. von dessen Rath Eras. Fendt d. d. Wilbhad in Kreuth 5 Spt. 1581, in welchem derselbe seinem Fürsten den treuherzigen Rath ertheilt, in den kirchlichen Wirren jener Zeit, anstatt der Privataudienzen, welche nicht zum Ziele führen, Kommissionen nach Ingolstadt abzuschicken, die daselbst im Benehmen mit theologischen und juridischen Gelehrten geeignete Vorschläge entwerfen sollten, auf deren Grundlage der Regent besser an ein Ende gelangen und ruhiger als bisher schlafen werde.

Dieses Schreiben beweist des Fürsten Vertrauen gegen seinen Diener und dessen Treue und offene Biederkeit gegen seinen Herrn.

In diesen wenigen Notizen und Aktenstücken besteht alles, was über das Geschäftsleben unseres Wend bekannt ist.

Seine spärliche Muse scheint er einem Lobgedichte auf seinen Herzog und einer Ausgabe der Augustin Kölner'schen Geschichte des Pfalzbayrischen Krieges unter dem Titel: *Ephemerides belli palatino boici* gewidmet zu haben, welche Desele in sein Geschichtswerk aufgenommen hat. **)

Sein Ableben kann auf das Jahr 1585 gesetzt werden.

Im Kloster Ettal befanden sich gemäß noch vorhandener Zeichnungen unter den Wappenschilbern und Epithaphien das Wappenschild eines Bärenkopfes mit der Umschrift: 1278. II. Fendt v. Amergen; dann ein Bärenkopf nebst doppeltem Pferdekopf mit der Umschrift: Erasmus Fendt zu Holzkirchen und Freishausen, fürstl. Rath und Kastner zu München a. 1568, wahrscheinlich ein Monu-

ment, welches letzterer einem seiner Ahnen bestimmt hatte.

Unser Commentar, von welchem Desele kaum eine Kenntniß hatte, begreift den geographischen Umfang und die politischen Zustände des damaligen Herzogthums Bayern, welches sich auf etwa 500 □ Meilen erstreckte.

Ein kurzer Auszug dieser Handschrift mit einigen Vergleichen dürfte einen nicht unwillkommenen Beitrag zur Vaterlandsgeschichte in seiner schmucklosen einfachen Weise liefern.

Die Handschrift beginnt mit einer Beschreibung der alten Sige des bayerischen Volkes und seiner Wanderungen, und bemerkt folgendes im ersten Kapitel:

„Bald mußten die Bayern ihre Gränzen gegen die Nachbarn schützen, deren Einfällen sie immer ausgefetzt waren.

Es entstanden dadurch die Markgrafen, welche mit Hülfe ihrer Vasallen die Gränzen zu bewachen hatten, und zwar im Osten gegen die Ungarn durch den bayr. Pfalzgrafen zu Kranzburg, welchem die mächtigen Grafen von Nachland, Bogen, Hals, Griesbach, Burghausen und Wasserburg zur Seite standen.

Gegen Mittag wechselten beständige Fehden mit den Völkern Italiens ab. Hier standen zum Schutze des Landes der Markgraf von Andechs, Meran, und der Herzog von Tirol unterstützt von den Grafen von Damas, Burg, Ambergau, Murnau, Peutingau, und Wolfartshausen.

Im Westen wachten gegen die Schwaben die Pfalzgrafen von Scheuern und Wittelsbach, und deren Rufes waren gewärtig die nahen Grafen von Dachau, Möring und Lechgmündt.

Nordwärts gegen die Slaven wachten der Markgraf von Bohburg, der Landgraf von Regensburg oder an seiner statt der Burggraf zu Nürnberg und der Landgraf in Leuchtenberg, diesen waren zur Hülfe bereit die Grafen von Sulzbach, von Kastell, von Abensberg, Riepenburg und Biburg.

Allen diesen Markgrafen und Grafen blieb bis zum heutigen Tage unser durchlauchtigstes Regentehaus von Bayern, (mit Ausnahme von Oesterreich, Nürnberg, Leuchtenberg und Tirol, welche damals

*) Hof- und Staatsbibl. Cod. bav. 372. Tom. III. f. 305. Jahr. v. Uretin, Geschichte Churf. Max I. Bd. I. S. 303.

**) Desele rer. boic. script. t. II. p. 469.

ihren eigenen Fürsten zugetheilt waren) vorgefetzt und gebietend.“

Im zweiten Kapitel bespricht der Verfasser den Zustand seiner Zeit, wie Bayern in Ober- und Niederbayern eingetheilt war, wie ersteres die Sitze der alten Völker behauptete, Niederbayern aber das alte Noricum ripense umfaßte, welches durch die Donau, den Inn, und den Lech begränzt war, aber auch über den Lech hinaus gegen das Markgrasthum Burgau mit der Grafschaft Schwabek, weit über die Donau in Rhätien mit der Stadt Bending, von da über die Grafschaft Hirschberg gegen die Herzynischen Wälder und über den Inn bis Salzburg seine Gerichtsbarkeit ausdehnte.

„Die Hauptstadt in Oberbayern, schreibt Wend, ist seit 300 Jahren München, eine der schönsten Städte Deutschlands, ein Fürstenthum mit großartigen Gebäuden, Gartenanlagen, Wasserleitungen und kostbaren Seltenheiten aller Art geschmückt.“

Nun zählt der Verfasser die vorzüglichen Städte Oberbayerns auf.

Als die Hauptstadt in Niederbayern wird Landshut genannt. Er bezeichnet vier Gerichtshöfe in Bayern, zu München, Burghausen, Landshut und Straubing.

„Sie gleichen sich in ihrem Wirkungskreise, jedoch scheint München einen ausgebreiteteren zu besitzen, weil dahin alle Berufungen und Beschwerden gelangen, welche an den Regenten gerichtet sind. Die Rechtshilfe in Bayern steht unverändert in der Weise fest, daß, wenn Eingeborne oder Auswärtige einen Magistratsbescheid aufgehoben wissen wollen, sie dieses durch eine bloße Anklage oder den Beweis eines Besizes bei dem Oberrichter bewirken können. Dahin darf sich nur, wer sich beschwert glaubt, wenden, so wird in seiner Angelegenheit abermal erkannt.“

Was nun entschieden ist nach Gesetz und Recht, hierüber findet keine Berufung statt, es sei denn zum Kaiserlichen Kammergericht in Speyer, insofern die Streitsumme 500 rhein. Gulden übersteigt.

Alle geringeren Rechtsfälle eignen sich in höchster Instanz zur Entscheidung des Regenten, welcher jedem seiner Unterthanen gerne Gehör gibt und nach Gerechtigkeit erkennen läßt.

Daher kommt es, daß das Obergericht zu München, welches mit seinen geheimen Rätthen dem Fürsten zur Seite steht, den Vorzug vor den übrigen genießt.

Indessen sind auch einige Städte zur Ausübung peinlicher Gerichtsbarkeit aus besonderer Herzoglicher Vollmacht berechtigt.“

Das dritte Kapitel handelt von den Flüssen des Landes und den an diesen liegenden Provinzialstädten, mit kurzen treffenden Bemerkungen ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses auf Bayern's Wohlstand. So werden genannt an der Donau: Ingolstadt, Neustadt, Kelheim mit Welkenburg, u. s. f.

Hierauf folgen Rosenheim, Wasserburg mit seiner Münzstätte, Braunau, Schärding, Detting (pons Oeni), an der Salzach Burghausen, an der Traun Traunstein, an der Roth Neumarkt, am Böhmerwalde Cham, Furth, Waldmünchen und Grafenau.

„Die größeren Städte bewohnen Bürger mit Patriziern gemischt, welche von eigenen Renten leben, die übrigen Einwohner gehören dem Handelsstande oder den Gewerben an.“

Unter den Patriziern zeichnen sich jene von München und Landshut aus, von welchen manche gleich den Adlichen zu Hofstellen verwendet worden.

Durch feinere Lebensweise, durch Jagd und Bogelfang nähern sie sich dem Adel und verbinden sich auch zuweilen mit demselben durch Heurathen.

Zu München zeichnen sich durch Geschlechtsalter, durch Reichthum und öffentliches Ansehen vor den übrigen die Riedler, die Schrenk, die Barth, die Pilsatz, die Weyler, Rudolphs, die Püttrich aus; zu Landshut behaupten die erste Stelle die Asch, die Peiser, die Glabsberg.

Das ganze bayerische Volk ist in drei Stände getheilt:

Die Bürger gehören zur ersten Stufe, die zweite besetzt der Adel, die Ritter, Barone und Grafen; die dritte ist jene der Prälaten.

Die Fürsten versammeln bei wichtigen Vorkommnissen diese drei Stände durch Abgeordnete und berathschlagen sich mit ihnen. Die Prälaten erscheinen dann fast alle, vom Adel der größte Theil, die Bürger senden einen oder zwei aus ihrer Mitte.

Das Landvolk hat keine Stimme, keine Würde, die Landleute leben für ihren Feldbau, doch nicht so knechtisch, daß sie nicht nach Lust ihres Lebens froh werden könnten bei Schmauß, Trunk und Tanz.

Viele benützen frei ihre eigenen Gründe, andere sind mit Zinsen und Früchten dem Landesherrn, den Prälaten, dem Adel, oder auch Bürgern dienstbar, die geringsten suchen durch Handarbeit ihre Nahrung.

Sie bewohnen Dörfer und Einöden, in welchen sie Kirchen besitzen, den Gottesdienst besuchen und in Pfarreyen vertheilt sind. Solcher Pfarrgemeinden zählt man 2874, andere Orte ohne Kirchen 4093, einzelne Höfe von Dörfern entfernt 4130.“

Das vierte Kapitel verbreitet sich über den Adel.

„Die Beschäftigungen des Adels theilen sich in drei Gattungen. Solche, welche durch Geist und Sitte vor andern sich auszeichnen, finden Hofstellen, oder werden als Vorstände in der Landesverwaltung angestellt, oder zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe verwendet. Ein anderer Theil folgt dem Kriegsheere.

Anderer endlich, welche die Bewahrung erwerbener Güter, ihr Alter oder der Wunsch nach Ruhe an ihre Heimath fesseln, widmen sich auf ihren Schlössern der Landwirthschaft, der Jagd, und der Verwaltung ihrer Besitzungen, senden jedoch ihre tauglichen Söhne zur passenden Zeit an wissenschaftliche Anstalten, an den Hof, und zu andern ihrem Stande angemessenen Uebungen, damit sie nicht in ihren Pfählen verbauern.

Damit nicht die Töchter der Adlichen sich zu Hause versenken, werden sie in Erziehungsanstalten aufgenommen oder in Häusern verwandter gebildeter Familien untergebracht.

Zum höchsten und ältesten Adel in Bayern gehört das Geschlecht der Grafen v. Ortenburg, einst von hoher Macht in Bayern und Kärnthen, dann die Grafen zu Schwarzenburg vom Freiherrenstande durch Otto Heinrich zum Grafenstande erhoben.

Aus dieser Familie wurden durch eine lange Reihe von Jahren die bayerisch. Obersthofmeister entnommen, die höchste Staatswürde im Lande.

„Die ältern Baronengeschlechter im Lande waren die Herrn von der Leiter (della Scala, Scalligeri) einst Herrn zu Verona und Vicenza; die Herrn v. Degenberg, Stauff, Fraunhofen, Martrain, die Fugger zu Augsburg, die Gumpenberg, Törring, Thurn, Lamberg.

Die Ritterfamilien, deren Ahnen in Ritterbüchern bei Turnieren oder in Urkunden rühmlich erwähnt sind, betragen eine große Zahl.“

Der Verfasser erwähnt im Anhang die Fraunberg, Preysing, Pinzenau, Haslang, Layming, Glosen, Seyboldstorf, dann noch weitere in der Beilage I. a. verzeichnete 115 Geschlechter. Viele, deren Nachkommen noch heute blühen, kommen unter diesen vor, und ihre Namen sollen zur werthvollen Erinnerung dienen.

Noch bestehen viele, deren alte Stämme aus fränkischen, rheinischen oder österreichischen Familien sich in Bayern fortgepflanzt, und hier durch Tapferkeit und Glück erhoben haben. Solche sind die in der Beilage I. b. verzeichneten 23 Familien.

Vom niedern Adel, welchen in jüngster Zeit die Tugenden ihrer Vorfahren oder ihre eignen ein Feld eröffnet haben, nennt der Verfasser die Hegenberg, Lösch, Dichtl, dann noch die in der Beilage I. c. ausgeführten 126 Familien.

Hiermit schließt sich die Uebersicht des zweiten Standes, des Adels, welchem Wend in Ansehung seiner Tugenden, Besitzungen, Thaten und Erfahrungen eine glänzende Zukunft für ihre Nachkommen wünscht und vorher sagt.

Des Wendischen Epitome fünftes Kapitel beschreibt den Prälatenstand und beginnt mit der Einführung des katholischen Glaubens durch die heil. Severin, Ruppert, Korbinian, Emmeran und Bonifacius.

Der Verfasser geht sodann über auf die ersten Bischofsitze zu Salzburg, Regensburg, Brixen, Passau.

(Schluß folgt.)

Mit einer Beilage.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Januar.

Nro. 11.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachrichten über des geh. Archivars Erasmus Wend Epitome rerum bavaricarum aus dem XVI. Jahrhunderte.

(Schluß.)

„Im Sten Jahrhunderte theilte Bonifacius Bayern in Diözesen ein, reinigte das Land von schlimmen Seelenhirten, und errichtete vier Kirchenprengel: zu Salzburg, Freysing, Passau und Regensburg.

Auch zum Aureatensischen nun Eichstädtischen Bisthume wurde der Grund gelegt. *)

Andere Bisthümer wurden nun gegründet, so Bamberg, Augsburg, Brixen.

„Nachdem nun auf solche Weise die Lehren der Religion und die Grundpfeiler der Kirchen festgestellt waren, bemühten sich in wunderbarer Art nicht allein Könige und Fürsten, sondern auch fromme Privatpersonen beiderlei Geschlechtes, ihre Dankbarkeit für genossene zeitliche Wohlthaten gegen den Schöpfer zu beweisen, und entschlossen zum Theil sich selbst, in Zurückgezogenheit dem Herrn zu dienen.

So entstanden wie auf einen Wink die Klöster Tegernsee, Osterhofen, Oberalteich, Benediktbeuern,

Schlehdorf, Wessobrunn, Pölling, auch die Priesterhäuser Pfaffenmünster, Isen und Immünster, alle vom h. Bonifacius eingeweiht.

In diesen Klöstern entstanden Schulen zur Fortpflanzung christlicher Tugenden und Ausbildung des Geistes.

Die Aebte und Vorstände der geistlichen Orden, des höchsten Standes, leuchteten als würdevolle Beispiele der Welt und ihren Untergebenen, und zwar vor allen die Benedictiner. Der Verfasser zählt nun die Mönchs- und Frauenklöster jeden Ordens im damaligen Herzogthum Bayern auf, wie selbe die Beilage II. enthält.

Eine Vergleichung mit dem dormaligen Stande dieser Institute nach drei Jahrhunderten möchte nicht ohne Interesse sein, da sich hieraus ergibt, daß von den 94 derselben nur 14 noch als Klöster bestehen, 11 als Staatsseigenthum, 7 zu Erziehungs- und Pensionsanstalten verwendet, 1 als Landwirthschaftsschule benützt, 2 zu Kreisirrenanstalten umgeschaffen, und 39 zum Nutzen der Landwirthschaft in Privathände übergegangen sind, während 16 theils abgebrochen theils eingezogen sind, und 4 dermal im österreichischen Gebiete liegen.

Wend fährt in seiner Handschrift fort:

„Diese heiligen Klostergebäude der Frauenorden nehmen in der Regel nur Adelige oder Patriziertöchter auf, niedern Standes aber nur solche Personen, welche durch gute Sitten ausgezeichnet und durch Fürsten und andere höheren Standes empfohlen sind. Zu München und Landshut traten meh-

*) Aureatensi quoque cathedra jam Aichstettensitunc data sunt initia.

tere aus fürstlichem Geblüte in den Frauenorden ein.

Was die Mannsklöster betrifft, so scheint die Einfachheit des Lebens und die wahre Zierde christlicher Tugend und Demuth nicht mehr in dem Grade wie ehemals vorherrschend zu sein.

Von den andern Klöstern und Collegien, welche sich an den Bischofsitzen zu Salzburg, Freising, Augsburg, Regensburg, Passau und Eichstädt befinden, kann den vorgenannten gegenüber kein Unterschied bemerkt werden, obgleich selbe durch die Frömmigkeit und Freigebigkeit des bayrischen Hauses und aus dem Wohlstande der Einwohner ungeheure Einkünfte beziehen.

Diese Aufschlüsse, schließt der Verfasser, mögen genügen, ein Bild von Bayerns drei Ständen, von der Eintheilung der Provinzen, von den alten und neuen Landesgränzen und den alten Sitten unseres Volkes zu geben.

Das ganze Land ist hinreichend fruchtbar, der Himmel milder als ehemals, wo ein rauheres Klima durch ganz Deutschland herrschte.

Indessen steht Bayern in unserer Zeit keinem Nachbarlande nach, man mag dieses auf die Lebensweise der menschlichen Gesellschaft oder auf Gegenstände des Erwerbes und der Annehmlichkeit beziehen.

Salz, Getreid, Viehausfuhr sind nicht unsichere und nicht unbedeutende Quellen des vaterländischen Wohlstandes.

Der Berge, welche sich durch eigne Namen bezeichnen, sind 252. — Die Wälder, deren Zahl 260 beträgt, ernähren Scharen viersüssiger Thiere und Massen von Vögeln aller Gattungen, selbst der seltensten und feinsten; eine unzählige Menge ausserlesener Fische bringen die Flüsse und Seen zu Tage.

Die Pflanzen und die Bäume selbst von Samen aus den entferntesten Ländern gezogen gedeihen im Ueberflusse.

An Metallen, welche die glückliche Erde mancher Provinz birgt, fehlt beinahe keine Gattung.

Von vortrefflichem Marmor findet man mancherlei Arten. Selbst Perlen finden sich in Bächen.

Wein wächst in Regensburg und Landsbut, zwar nicht vom besten Rufe, doch könnte er bei besserer Cultur und Behandlung bald den fränkischen und Rekarweinen nachkommen.

Aber mehr schätzenswerth als alle diese Güter und edler ist die Treue und Liebe, welche das Volk den Fürsten beweist.

Darüber rühmten sich auch stets die Fürsten unserer Vorzeit gegen auswärtige und nichts hat diese schätzenswerthe Eigenschaft bis jetzt gemindert.

Ebenso lieben die Fürsten ihr Volk, setzen ihr unablässiges Bemühen fort, Gerechtigkeit zu pflegen, öffentliche Sicherheit zu erhalten, so daß man nichts von Räubern und öffentlichen Gefahren hört, die Straßen mit Sicherheit bereist und überall in Bayern Ruhe findet.

Hiernach gehen wir zur Genealogie und Geschichte der Regenten über.“

Ueber diese Kapitel dehnt sich des fleißigen Wend Epitome nicht mehr aus — das Manuscript hört auf.

So einfach diese vorliegenden Commentarii gefaßt sind, so geben sie doch ein treues Zeugniß eines biedern Geschäftsmannes über die politischen und statistischen Zustände Bayerns unter der milden Regierung Herzog Albrecht V. und einen Beweis, wie glücklich ein Land sich befinden kann, wenn äußere Stürme schweigen, die Wissenschaften blühen und die Staatsgeschäfte ihren geregelten Gang verfolgen.

3. Herr Reichs-Archiv-Sekretär Muffat eine Abhandlung:

Ueber das Rathhaus der k. Haupt- und Residenzstadt München.

Die Geschichte des Rathhauses zu München gewährt ein treffendes Bild von der zunehmenden Entwicklung und Vergrößerung dieser Stadt.

Ganz natürlich war der Raum, welchen die Zwölf „die des Rates pflegent“ zu ihren Versammlungen nöthig hatten, zuerst nur ein ganz mäßiger. Da sich aber in der Folge diesen zwölf Rathspfleger noch ein äußerer Rath und ein großer Rath zugesellt hatte, da ferner mit der zunehmenden Bevölkerung sich auch die Nothwendigkeit eines immer größeren Raumes für die aus mancherlei Veranlassungen jährlich zu wiederholten Malen zu haltenden Versammlungen der Bürger herausstellte, mußte namentlich für die Errichtung eines großen Saales, oder wenigstens für die Erweiterung des schon bestehenden Sorge getragen werden.

Diesen Entwicklungsgang machte auch das Rathhaus in dem Laufe der Zeiten durch.

Anfänglich auf einen kleinen Umfang beschränkt, behnte es sich allmählich und zwar dergestalt aus, daß der Gebäude-Complex durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage, sich in zwei Pfarreien erstreckte, indem der südliche Theil desselben in der St. Peterspfarre, der nördliche aber in der Frauenpfarre gelegen ist, während der dazwischen sich erhebende Raththurm beide mit einander verbindet.

Jeder dieser beiden Bestandtheile hat seine eigene Geschichte, welche hier erörtert werden soll, soweit es die urkundlichen Behelfe gestatten.

Das älteste Saalbuch der Stadt vom J. 1444 beschreibt das Rathhaus also:

„Es ist ze wissen das die Stat vor langen Zeiten des Rathhaws ain tail kauft, parnt und zuwegen pracht hat. Immer dar her pis heho. In der Jartzall vierzehnhundert vnd in dem drey und vierzigisten hat die Stat kauft, die gemäch, vier kräm oder laeden des Haws under der grossen Rath-

stuben dar Inn der Wagmaister ainhalb vnd der Burgerknecht anderhalb heho sind mit sampt den vier krämen oder laeden dapei.“

„Und also hat die Stat In dem Rathhaws oder daran an payden seyten das ist an der seyten gen Sand Peter und auch an der seyten gen der Schergenstube zu paiden Zeillen oder seyten fünfzehn laeden und kräm. u. s. w.“

Ferner heißt es in demselben von dem auf der St. Petersseite gelegenen Theile des Rathhauses:

„Es ist ze wissen, das under der Indern Rathstuben neben den flaischpenden stet der Stat waghaus dar Inn sind sechs gewelb, die worten den kauftläuten, wann die herkommt mit gewand von Eystet oder ander halben, den selben die Ir gewand verkauffen wollen leicht der wagmaister der Stat die gewelb nach Irer begerung. Und was er gewand verkaufft, da ist er schuldig zu haws gelt da von ze geben vom Tuch ain pfenning zu sampt dem pfunt Zoll; und was dem Wagmaister zu haws gelt geben wirt, das legt er inn ain besunders püchfel und tregt daz zu koteimper an die kamer daz hayst dann hawsgelt.“ —

Vergleicht man diese beiden Stellen miteinander, so geht daraus hervor, daß bis zum J. 1443 nur jener Theil des Rathhauses, in welchem sich die innere Rathstube (der heutige Sitzungsaal des Magistrates) oberhalb dem Waghause (der heutigen sogen. Schmalzwaage) befindet, volles Eigenthum der Stadt gewesen sei, während die große Rathstube (der heutige sogenannte kleine Rathhauseaal) in Folge einer Uebereinkunft, deren schriftliche Abfassung sich nicht erhalten hat, auf einem Hause erbaut war, welches zu dem Fundus der Allerheiligen- oder Gollier-Kapelle gehörte.

Es ist dies eines jener drei Häuser, welche im J. 1315 Minwig dem Gollier, dem Stifter der genannten, mitten auf dem ehemaligen Markte oder Schrankenplätze erbauten Allerheiligen-Kapelle gehörten, „die an sant Peters freithof gelegen sind, unz an daz talburgtor“ *).

*) v. Kreunier: Ueber die Sigille ic. in den histor. Abhandl. d. F. Akad. d. W. v. J. 1813. Bd. II. p. 36.

Auf diesen drei Häusern hatte im J. 1315 der damalige Kaplan Herr Nielas eine Ewiggült von jährlich 5 Pfund Münchner Pfeninge zur Verbesserung der Kaplan-Pfründe constituirt, was Veranlassung gewesen sein mag, daß selbe später völlig zur Kapelle kamen, mit deren Patronatsherren der Magistrat einen Vertrag wegen Erbauung der großen Rathstube abgeschlossen haben muß, bis er durch den Kauf des Hauses in das volle Eigenthum des Rathhauses auf der St. Petersseite trat.

Dies geschah im J. 1443, in welchem „am Eritag in den Pfingstvepertagen“ der Rat von dem damaligen Kaplan Meister Hans Eugenpeck, mit Einwilligung der Brüder Peter und Hans Schluder, als der benannten Kapellen und Stifft Lehenherren „das haws und hoffstatt, grunt und poben mit allen seinen Zugehörung under der grossen Rathstuben . . . stost an Sant Peters Freithof, mit Namen die zwen Gemäch . . . mit sambt den vier krämen auch daran gelegen, der aine in das Thal wärth gelegen ist . . . und die andern drey daran herauswerck gen dem Margt, gen dem gässell, da man gen Sant Peters freithof get“ um zweihundert Pfund Pfening Münchner Währung erkaufte.

Im J. 1525 am Montag nach St. Johannisstag des Täufers erwarb der Magistrat auf dieser Seite noch ein Haus von den Hochherren und Pflegern des Epitals zum heiligen Geist, „gelegen zwischen Caspar Gyesingers Haus und an der ainen seyten der von München Rathhaus“ um fünfhundert Gulden, woraus jener kleine Anbau auf dem St. Petersplatz gebildet worden sein mag, welcher heutzutage die Nr. 3 trägt.

Hiermit schließt die Geschichte der Bildung und Erweiterung des Rathhauses auf der St. Peters-Pfarr Seite. Wie bald die Ausdehnung des Rathhauses auf die nördliche oder Frauenpfarr-Seite erfolgte, läßt sich bei dem Mangel älterer urkundlicher Daten nicht bestimmen.

Nach dem Saalbuche vom J. 1444 gelangte man hier, von dem (zulezt noch sogenannten Eier-) Markte aus in den obern Raum, während in den untern Gelassen die Schergenstube und elf Läden sich befanden, unter deren erstem, vorne gegen

den Markt zu, auch noch der Weber-Keller angebracht war, über welchen der Mangmeister die Aufsicht führte.

Der obere Raum enthielt einen großen Saal, der außerdem, daß er zu den jährlichen festgesetzten Versammlungen der ganzen Gemeinde bestimmt war, auch als Tanzsaal benützt wurde, wie dies aus dessen Bezeichnung als solcher in den städtischen Büchern dieser Zeit hervorgeht.

Das Bedürfniß, eine neue Fronfeste herzustellen, und für das Brodhaus, welches in dem zum Abbruche bestimmten alten Ding- oder Rechthause sich befand, gleichfalls ein anderes günstig gelegenes Lokal auszumitteln, gab Veranlassung, das Rathhaus auf dieser Seite neu aufzuführen. Zu diesem Zwecke wurde 1463 das zunächst daran gelegene Haus in der Burggasse von Hans Psetten um 600 fl. in Gold käuflich erworben, und das Areal desselben der Art verwendet, daß in den untern Räumen die Fronfeste, das Brodhaus, und außenher eine Anzahl Läden angebracht wurden, während der ganze obere Stock, zu dem man gleichfalls wieder auf einer Stiege vom Markte aus gelangen konnte, zu einem großen Saale verwendet wurde.

Den Entwurf zu diesem Baue darf man unbedenklich dem damaligen „Maurer- und Baumeister der Stadt München, dem berühmten Erbauer des Domes zu Unser Frauen, Meister Jörg Haselbach von Polling,“ zuschreiben.

Die Bauführung leitete er aber nicht selber, sondern Meister Peter Mannhart, der, nachdem er anfänglich nur um den Taglohn, und gleichsam zur Probe gearbeitet hatte, im J. 1471 förmlich in den Dienst der Stadt ausgenommen wurde.

(Schluß folgt.)

I.

Aus Erasmus Vond's Epitome.

a. Adelige bayr. Familien I. Classe im XVI. Jahrhunderte.

Alphabetisch geordnet.

Die Adelshausen, Adolzhofen, Aham, Allersbek, Aresingen, Auer, Buchberg, Burgau, Chamm, Dachsberg, Deporta, Ebleb, Ebran, Ehler, Eisenreich, Eriching, Ehelbek, Flinzing, Fränking, Freyberg, Gehbölh, Gerstorf, Ginsheim, Gruber, Gundriching, Hachl, Haunsberg, Hausham, Hauzenberg, Herbstheim,	die Herzheim, Hirschau, Hoholting, Hochenkirch, Hofer, Hofmann, Hünderskirch, Hund, Judi, Khärgl, Königsfeld, Krafft, vormal Grum- bach, Krauß, Kreuth, Khuttenau, Leublfing, Leuprechtling, Losing, Lung, einst Diethof, Maroldingen, Marzell, Massenbekh, Mayrhofer, Münch, Münchau, Mukhenthal, Muerfer, Muracher, Neuching,	die Rothast, Rusdorf, Offenheim, Parsberg, Paulstorf, Paumgartner, Pelkhofen, Perkhofen, Perfeld, Pervang, Pirkheim, Peffenhausen, Praitenbach, Preitenstein, Prant, Prantl, Pürching, Pusch, Pullinger, Radlkofen, Raidenbuch, Raindorf, Ramung, Reiner, Ried, (Marschälle) Rieder, Rohrbach, Sandizell, Schaffhausen, Schönpronn,	die Schönstett, Schönstein, Schmiechen, Schwarzenstein, Schweighart, Seyboldsdorf, Scysriedsdorf, Sigertshofen, Sonnendorf, Stieglheim, Tandorf, Thanhausen, Taufkirchen, Trauner, Trauskirchen, Trenbach, Thurner, Thußlinger, Wahley, Wartt, Weichs, Wembding, Wesflach, Widerspach, (einst Tre- sing) Wildenstein, Wolfstein, Zeitlhofen, Zenger, (Marschälle von Niederbayern).
---	--	--	--

b. Adelige bayr. Familien II. Classe im XVI. Jahrhunderte.

Die Egloffstein, Eyb, Ezendorf, Habberg, Holdingen, Jörger, Kecheriz,	die Kitzler, Männing, Neidck, Nambach, Pappenheim, (Mar- schälle),	die Perlichingen, Pinau, Rehling, Schab, Schäftenberg, Schellenberg,	die Schurff, Sprinzenstein, Bieregg, Waldbrom, Welden.
---	---	---	--

c. Adelige bayr. Familien III. Classe im XVI. Jahrhunderte.

Die Angerpöth, Armanzperg, Bschäl, Bschorr, Böhem, Chastner, Dietrichingen, Dichtl, Ebenhausen, Ebenshofen, Edlmann, Eck, Eckstetten, Ehrenreuth, Eisenheim, Eßwurm, Etling, Eysin, Feurer, Freyer, Freyzing, Freytag, Fronhorn, Fürgold, Garhamm, Gartner, Gesenbeckh, Gieser, Ginzhofer, Gleißenthal, Göpengrün, Goder, Granting, Grembs, Griesstetten, Grünbeckh,	die Hachlob, Hannried, Hansner, Haidenbuch, Herbst, Hohenkamm, Högnenberg, Hönham, Hofdorf, Holzner, Honold, Hundsberg, Jachenstorf, Jordan, Keiz, Kemmathen, Khäding, Kharbi, Kleck, Kheillingen, Kluogham, Kolmbeckh, Koppinger, Krafftshofen, Kurnreith, Kuzmögl, Lampfrizham, Landriching, Lentner, Lerchenfeld, Ligsalz, Lesch, Mägerl, Magenzreuth, Marhartt, Mausreml,	die Mosham, Muffel, Muntenham, Murrham, Nopping, Oberham, Ortner, Pßwurm, Pärbing, Panol, Poißl, Pifhand, Perlzheim, Pfahler, Pfeil, Pflügl, Plüml, Präckendorf, Prandstetten, Proming, Pucher, Purkner, Raider, Raiger, Raukham, Reißher, Reichard, Reindl, Reitthurn, Reysach, Rieder, Riemhofen, Rinkham, Ritschön, Ruestorf, Ruland,	die Rosenbusch, Saurzapf, Schaafsöder, Schachner, Schellerer, Schönpurg, Schöllhamm, Schweikersreuth, Sifenhausen, Soier, Spiegel, Stainhausen, Starzhausen, Suntheim, Taberzhofen, Thätenbeckh, Thumbperg, Tollheim, Treiner, Türrigl, Turch, Uhrmüller, Wend, Wogel, Worster, Waldfing, Wänning, Wegler, Wegmach, Weißensfeld, Wenger, Westendorf, Wieland, Zachries, Zeller.
---	--	---	---

II.

Geistliche Stifter und Klöster im Herzogthume Bayern vom XVI. Jahrhunderte.

Orden.	Klöster und Stifte im XVI. Jahrhunderte.	Bestand im XIX. Jahrhunderte.
a. Benedictiner. In Oberbayern.	Tegernsee Benedictbeuern Ettal Schneern Ebersberg Seon Rott am Inn Undechs Attel am Inn Wessobrunn Thierhaupten Weihenstephan Biburg Münchsmünster Altomünster	Königl. Schloß. Militärsohlenhof. Privatbesitz der Familie v. Bauee. Benedictiner Knaben-Erziehungsanstalt. Privatbesitz des Fehr. v. Eichthal. Badeanstalt, Besitz der Frau Herzogin v. Braganza. Privatbesitz des Bauers Kaiser. den Benedictinern zu München gehörig. Privatbesitz des Bierbräuers Kiegel. Privateigenthum des Bierbräuers Schöttl. Oekonomie des Joseph Bauer. Königl. Landwirthschaftsschule. Privateigenthum. abgebrochen.
In Niederbayern.	Niederaaltaich. Weltenburg St. Veit an der Rott Asbach Mallerstorf Metten Oberaltaich Prüfening Formbach	theils den Benedictinern übergeben, theils Privateigenthum. größtentheils abgebrochen, der Rest Privatbesitz. seit 1842 wieder Benedictinerkloster. Privatbesitz des Fehr. v. Speck-Steraberg. Privateigenthum. Privatbesitz des Bierbräuers Ade. Benedictinerkloster wie Weltenburg. Privateigenthum. ebenso.
b. Augustiner regulierte Chorherren.	Hornbuch, (Kaitenbuch) Dießen Indersdorf Bannburg Polling Raudshofen, Reichersberg, Euten Chiemsee, Herrnvörlh Benharting Beuerberg St. Zeno Bernried Dietramszell Schlehndorf Benherrn Schamhaupten St. Nikola bei Passau Rohe Gars Au St. Mang in Regensburg Rimchnach St. Oskwald Pöding	Privatbesitz des Fehr. v. Andrian. theils Militärsohlenhof, theils Privateigenthum. ebenso. Kreisirrenanstalt. im Besitz des Bierbräuers Nifel. Besitz des Adv. Meyer von Augsburg. im östreich. Inndiertel. Besitz des Fehr. v. Humoldstein. Besitz des Staatscaths v. Maurer. Salesianerianenkloster mit weibl. Erziehungsanstalt. Englisches FräuleinInstitut. Privateigenthum. Sales.-Pensionat und Erziehungsanstalt. Privateigenthum. Privateigenthum des Wirths Kirmeir. Eigenthum der Universität München. eingezogen. Privateigenthum. Privatbesitz des Oekonomen Gafner. gleichfalls. Landgerichtsgebäude in Stadthof. abgebrochen, Niederaaltaich zugetheilt. ebenso. dem Kloster Undechs seit 1598 zugetheilt.

Orden.	Klöster und Stifte im XVI. Jahrhunderte.	Bestand im XIX. Jahrhunderte.
c. Augustiner Eremiten.	Das Kloster zu München	Staatseigenthum.
	Ramsau	Privatbesitz der Professorswittve Geibel.
	Seemannshausen	Privateigenthum.
d. Prämonstratenser.	Steingaden	Militärfohlenhof.
	Scheftlarn	Engl. Fräulein-Pensionat und Schule.
	Neustift in Freising	Militärkaserne.
	Osterhofen	abgebrannt, dem St. Annastift in München zugetheilt.
	Windberg	abgebrochen.
	St. Salvator	gleichfalls.
e. Cisterzienser.	Fürstenfeld	Invalidenhaus und Fohlenhofs-Administration.
	Raitenhaslach	Besitz der Bierbrauerswittve Baumgartner.
	Allersbach	Privatbesitz des Fhrn. v. Uretin.
	Fürstzell	Privatbesitz der Winger'schen Relicten.
	Gotteszell	abgebrannt im Schwedenkriege.
	Landshut	dermal Regierungsgebäude.
f. Dominikaner.	Prüll bei Regensburg	Kreisirrenanstalt.
g. Karthäuser.	Abensberg	abgebrochen.
h. Karmeliten.	Straubing	1841 restaurirt.
	München	abgebrochen und im Lehel neu errichtet.
	Ingolstadt	besteht noch als Kloster.
	Landshut	abgebrochen.
	Kelheim	Privateigenthum.
k. Collegiatstifte.	München	als solche aufgehoben, jetzt Domstift.
	Detting	besteht noch als Redemptoristen-Colleg.
	Mattighofen	dermal im östreich. Innviertel.
	Petersberg	Commende, jetzt Privatbesitz.
	Haybach bei Murnau	Privateigenthum.
	Mosburg	nach Landshut versetzt.
	Pfaffenmünster	zugetheilt dem Collegistift Straubing.
	Blumenthal	Besitz der Grafen v. Zugger.
	Gankhofen	Besitz der Grafen v. Zugger.
l. Kommendehäuser	Altmühlmünster	Privateigenthum.
Deutschen Ordens.	München am Unger	Erziehungsanstalt.
Malteser Ordens.	bei den Pütrichern	abgebrochen, Privateigenthum.
	bei den Niedlern	ebenso.
	Niederschönenfeld	Staatsseigenthum.
	Weisenfeld	Privateigenthum.
	Hohenwart	gleichfalls.
	Altomünster	seit 1841 Brigittinerinnenkloster.
	Chiemsee, Frauenvörth	Schule und Pensionat der Benedictinerinnen.
	Rühbach	Besitz Sr. R. H. des Herzogs Max.
	Altenhofenau	Privatbesitz des Fhrn. v. Kraillsheim.
m. Frauenklöster.	Ingolstadt St. Johann in Un-	Franziskanerinnenkloster und Schule.
	denthal	
	Selgenthal in Landshut	Kloster und Erziehungsanstalt.
	Heilig Kreuz alda	Gymnasium.
	Unterviechach	als Kloster wieder hergestellt.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Januar.

Nro. 12.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber das Rathhaus der k. Haupt- und Residenzstadt München.

(Schluß.)

Im Frühlinge des Jahres 1470 wurde mit Erbauung des neuen Rathhauses angefangen, und die Mauerarbeiten, indem jedes Jahr bis Mitte Dezember damit fortgefahen wurde, im J. 1474 vollendet.

Dann gieng es an die innere Vollendung und Ausstattung. Letztere war ganz einfach und dem Hauptzwecke des Saales, als eines Tanzsaales, entsprechend. Die Wände wurden bemalt, und an dem obern Rande derselben über hundert Wappenschilder fürstlicher und adelicher Geschlechter, von Ulrich Fütterer gemalt, angebracht.

Jene Figuren mit den sonderbaren Stellungen und Geberden, sechzehn an der Zahl, die auf hervorspringenden Postamenten zwischen den Wappen eingetheilt zum Theile sich bis auf unsere Tage erhalten haben, stellen Tänzer dar und sind ein Werk des Bilderschnitzers Meister Erasmus.

In der Mitte des Saales hiengen drei große Armleuchter, deren mittleren Jörg Rothschmid verfertigt hatte.

Die Marmorsteine zu den Eichen an den Fenstern hatte Conrad Leytner aus dem Mysesbach (Gerichts Traunstein) geliefert.

Die Verglasung der Fenster besorgten Meister Mang, Glaser von Landsberg, und Meister Conrad.

Auch von Außen erhielt das Rathhaus einen angemessenen Schmuck, indem es von Ulrich Fütterer in den Jahren 1476 und 1477 bemalt wurde.

Bei dieser neuen Bauführung scheint auch der ältere Theil des Rathhauses, nämlich der auf der südlichen Seite gelegene, eine bauliche Veränderung erhalten zu haben. Wenigstens wurde die äußere Seite gleich dem neuen Baue von Ulrich Fütterer bemalt, und namentlich „die hor gen den Rindermarkt“ mit einem verguldeten Zeiger ausgestattet.

Von dieser allgemeinen Restaurierung blieb auch der Raththurm, das alte Thalburgthor, nicht ausgeschlossen.

Derselbe hatte im Laufe des 15 Jahrhunderts mehrmal durch Feuer gelitten. Im Sommer des J. 1418 war er mit sammt der Rathstube abgebrannt, nachdem erst zu Anfang desselben Jahres eine Glocke in demselben aufgehängt worden war, die der Rath von Nürnberg hatte kommen lassen.

Im September 1460 schlug der Blitz in denselben, und er wurde abermal ein Raub der Flammen. Das Binnendach, die Glocke waren durch die Glut des Feuers geschmolzen, aber in demselben Jahre noch war seine Wiederherstellung erfolgt.

Bei dem Beginne des Baues des neuen Rathhauses wurde auch der Raththurm wieder abgedeckt, die Tafeln umgegossen, und der Dachstuhl, wie es scheint, neu hergestellt, indem nach der Rechnung die Zimmerleute 14 Wochen (von Mitte April bis Ende Juli 1470) an demselben beschäftigt waren.

„Acht Wintperge“ von dem Kistler Eyewold gefertigt dienten zu seinem Schmucke. Auch eine „reisende Hor zum Läuten“ erhielt derselbe, und wurde auf diese Weise so ausgestattet, daß er den nebenan sich erhebenden Bau nicht verunzierte.

In diesem Umfange haben sich diese Gebäude bis auf unsere Tage erhalten. Das Gebäude im Thale, welches durch einen hölzernen Gang mit dem alten Rathhause in Verbindung gebracht ist, wurde erst am Schlusse des 16 Jahrhunderts von dem Magistrate erworben, und diente von da an bis zur Auflösung der alten magistratischen Verfassung dem Stadt-Oberrichter als Amtlocal.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Dezember 1853.

- Von dem naturwissenschaftlichen Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:
 Jahresbericht. 5 Jahrg. 3 u. 4 Hest. Berlin 1853. 8.
 Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Jahrg. 1853. Januar bis Juli. Halle 1853. 8.
- Von der Real Academia de la Historia in Madrid:
 Elogio historico del excelentissimo senor Don Antonio de Exano por Don Francisco de Paula Quadrado y de Roó. Madrid 1852. 8.
 Collection de fueros y cartas pueblas de Espana. Catalogo. Madrid 1852. 8.
 Memorias. Tomo VIII. Madrid 1852. 4.
 Historia general y natural de las Indias. I. II. Thl. Madrid 1851 u. 1852. 4.
- Von der k. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:
 Oversigt over det Forhandling og dets Medlemmers Arbejder i Aaret. 1852. Kjöbenhavn. 8.
- Von dem Herrn C. Fabrici-Scarpellini in Rom:
 Sopra i lavori chimico-farmaceutici del professore Pietro Peretti. Roma 1850. 8.
- Ragguaglio storico del pontificio osservatorio astronomico di Roma eretto sul campidoglio. Roma 1846. 8.
- Von dem historischen Verein für das württembergische Franken zu Mergentheim:
 Zeitschrift. Hest VII. für 1853. 3 Bd. 1 Hest. Ualen. 8.
 Die Kirchen und Kapellen der ehemaligen Deutschordensstadt Mergentheim, beschrieben von F. H. Schönhuth. Mergentheim. 8.
 Chronik des historischen Vereins von Schönhuth. Mergentheim 1853. 8.
- Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:
 Zeitschrift. VIII. Bd. I. Hest. Leipzig 1854. 8.
- Von dem Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:
 Bericht über die Entschung, die Schicksale und Leistungen desselben bis zum Jahre 1853. Hermannstadt 1853. 8.
 Statuten des Vereins. 1842. Kronstadt. 8.
 Archiv des Vereins. Neue Folge. I Band. Kronstadt 1853. 8.
- Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:
 Archiv. II. Bd. 2 u. 3 Hest. Würzburg 1853. 8.
- Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:
 Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 7 Bd. 3 Hest. Darmstadt 1853. 8.
 Periodische Blätter. Nr. 2. Darmstadt. 8.
- Von der Societé vandoise des sciences naturelles in Lausanne:
 Bulletin Nr. 29. Tom. III. Année 1853. Lausanne. 8.
- Von der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz:
 Abhandlungen. VI. Bd. 2 Hest. Görlitz 1853. 8.
- Von der Societé impériale des naturalistes de Moscou:
 Bulletin, Année 1852. No. III. IV. Année 1853. No. I. Moscou. 8.
- Von der Académie impériale des sciences in St. Petersburg:
 Mémoires. Sixième Série. Sciences mathem. et phys. Tom. V. Livr. 5. 6. St. Petersburg 1853. 4.
 Bulletin de la classe physito-mathématique. Tom. VIII. u. XI. St. Petersburg. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. X.
St. Petersburg 1853. 4.

Von dem Hrn. C. Halm in München:

Cicero's ausgewählte Reden. 4 Bd. Leipzig 1853. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und
Technik in Speyer:

Jahrbuch für practische Pharmazie und verwandte Fächer.
Band XXVII. Heft III. September. Ludwigshafen
1853. 8.

Von dem historischen Verein von und für Ober-
bayern in München:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 14
Bd. 1 Heft. München 1852. 8.

Fünftehnter Jahresbericht. Jahr 1852. München 1853. 8.

Von dem historischen Verein für Schwaben und
Neuburg in Augsburg:

Neunzehnter Jahresbericht für das Jahr 1853. Augsb.
1853. 4.

Von der Royal astronomical Society in London:

Memoirs. Vol. XXI. Part I. II. London 1852. 4.

Proceedings. Vol. XII. London 1852.

Von dem Hrn. Adolph Uhlemann in Berlin:

Inscriptiones rosettanae hieroglyphicae decretum sacer-
dotale. Lips. 1853. 4.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft
im Königreiche Böhmen in Prag:

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. Nr.
16 — 30. 1853. Prag. 4.

Centralblatt für die gesammte Landescultur. Nr. 16 —
39. 1853. Prag. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom August
1850 bis Juni 1852. Basel 1852. 8.

Von der Royal Society in London:

Abstracts philosophical transactions. Vol. I — IV. 1800
— 1843. London. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthümer in
Kopenhagen:

Acta societatis scientiarum Fennicae. Tom. III. Fasc. II.
Mit Supplem. Helsingforsiae 1852. 4.

Notiser ur sällskapetets pro fauna et flora fennica för-
handlingar. Andra Häftet. Helsingforsiae 1852. 4.

Sveriges rikets landslag, stadfaestad af konung Chri-
stopher år 1442, af Wilh. Gabr. Lagus. Helsing-
forsiae 1852. 4.

Sveriges rikets stadslag af Wilh. G. Lagus. Helsingfor-
siae 1852. 4.

Von dem Hrn. Dr. P. Bleeker in Kopenhagen:

Diagnostische Beschrijvingen van nieuwe of weixig be-
kende vischsoorten van sumatra. Batavia. 8.

Von dem Verein für Naturkunde in Wiesbaden:

Jahrbücher 9 Heft. 1 u. 2 Abth. Wiesbaden. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1853. Part I.
II. Vol. 143. London 1853. 4.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1851. London. 4.

On the impregnation of the ovum in the amphibia.
By George Newport. London 1853. 4.

Proceedings. Vol. VI. No. 94 — 97. London. 8.

Address of the right honourable the Carl Rosse etc.
the president. London 1853. 8.

Von dem Hrn. Dompropst v. Deutinger hier:

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des
Erzbisthums München-Freising. 5 Bd. II. Heft. 6
Bd. I. Heft. München 1853. 8.

Januar 1854.

Von dem Hrn. Professor Boniz in Wien:

Ueber die Kategorien des Aristoteles. Wien. 8.

Von dem Hrn. H. Walkenroder in Jena:

Ueber die Ausmittelung der sichern vier- und fünfzifferi-
gen spezifischen Gewichte der Flüssigkeiten. Jena. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. No. 11 —
21. Oct. et Nov. 1853. Tom. XXXVII. (Tables
premier semestre 1853. Tom. XXXVI.) Paris
1853. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in
Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch-philologische Classe. Bd.
X. Jahrg. 1853. II. Heft. Bd. XI. Jahrg. 1853,
I. II. Heft. Wien 1853. 8.

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe
Band XI. Jahrgang 1853. I. u. II. Heft. Wien
1853. 8.

- Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. X. Bd. II. XI. Bd. I. u. II. Wien 1853. 8.
- Notizenblatt Nr. 1—20. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Wien 1853. 8.
- Almanach 4 Jahrgang 1854. Wien 1854. 8.
- Von der Royal medical and surgical Society in London:
Medico-chirurgical transactions. Vol. XXXVI. London 1853. 8.
- Von dem Hrn. Dr. A. L. Busch in Königsberg:
Astronomische Beobachtungen auf der Königl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 25 Abtheilung vom 1 Januar 1839 bis 31 Dezember 1840. Königsberg 1852. Fol.
- Systematisches Verzeichniß der in der K. Bibliothek der K. Universitäts-Sternwarte zu Königsberg enthaltenen Bücher. Königsberg 1852. 8.
- Von dem Hrn. M. Gieseher in Liège:
Recherches sur la télégraphie électrique. Liège 1853. 8.
- Von dem historischen Verein in Bamberg:
Sechzehnter Bericht über das Wirken des historischen Vereins. Bamberg 1853. 8.
- Von der Royal geographical society in London:
Address at the anniversary meeting 23 May 1853 by Sir B. L. Murchison. London 1853. 8.
- Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:
Centralblatt. 43 Jahrg. Dezember XII. 1853. Januar I. 1854. München. 8.
- Von dem Herrn E. von Hagen in Bayreuth:
Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. 5 Bd. 36 Heft. Bayreuth 1853. 8.
- Von der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen:
Antiquarisk Tidsskrift: Heft 3. 1843 — 1845. Heft 1. 1846 — 48. Heft 2. 3. 1849 — 51. Kjöbenhavn. 8.
- Guide to Northern archaeology. By the Earl of Ellesmere. London 1848. 8.
- Von der Académie Roy. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique in Brüssel:
Bulletins. Tom. XIX. III. Partie 1852. Tom. XX. I. II. Partie 1853. Brux. 8.
- Mémoires. Tom. XXVII. Brux. 1853. 4.
- Mémoires couronnés. Collection in 8. Tom. V. I. II. Partie. Tom. VI. I. Partie. Brux. 1853. 8.

- Annuaire de l'académie 1853. Année 19. Bruxelles 1853. 8.
- Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles par H. Quetelet. 1853. 20 année. Brux. 1852. 12.
- Annuaire de l'université catholique de Louvain. 1853. 17 année Louvain 1853. 12.
- Instructions pour l'observation des phénomènes périodiques. Brux. 4.
- Méthode pour déterminer simultanément la latitude, la longitude, l'heure et l'azimut par des passages observés dans deux verticaux par C. Houzeau. Brux. 4.
- Maritime conference held at Bruxelles for devising an uniform system of meteorological observations at sea. August und September 1853. 4.
- Von dem Hrn. A. Quetelet in Brüssel:
Mémoire sur les variations périodiques et non périodiques de la température. Brux. 4.
- Notice sur M. Edouard Smits. Brux. 4.
- Rapport adressé A. M. ministre de l'intérieur sur l'état et les travaux de l'observatoire royal, pendant l'année 1852. Brux. 8.
- Von dem Hrn. M. Liagre in Brüssel:
Note sur l'erreur probable d'un passage observé à la lunette meridienne et l'observatoire royal de Bruxelles. Brux. 8.
- Von dem Hrn. Dr. v. Hahn in Syra:
Albanesische Studien. Wien 1853. 4.
- Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:
Bulletin. Année 1853. No. 2. Moskau 1853. 8.
- Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:
Journal No. CCXXXV. No. IV. — 1853. Calcutta 1853. 8.
- Von dem Hrn. A. Grunnert in Greifswalde:
Archiv der Mathematik und Physik. 21 Thl. 3 Heft. Greifswalde 1853. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. Januar.

Nro. 13.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Taschenwörterbuch der R h ä t o r o m a n i s c h e n Sprache in Graubünden von Otto Carisch, Professor an der evangel. Kantonschule. Chur 1848.

Grammatische Formenlehre der deutschen und r h ä t o r o m a n i s c h e n Sprache für die romanischen Schulen Graubündens, von Otto Carisch. Chur 1852.

Auf einer Reise, die ich im Herbst des Jahres 1852 nach Chur, dann über das Domleschg und Oberhalbstein nach dem Engadin unternahm, gerieth ich endlich in die schon längst gewünschte nähere Bekanntschaft mit dem romanischen Bücherwesen, welches sonst bekanntlich wenig weltläufig ist. Ich brachte von diesem Ausfluge unter Anderm die beiden obengenannten Werke von Otto Carisch mit nach Hause, und sind dieselben die nächste Veranlassung zu folgender Anzeige geworden.

Ueber den gleichen Gegenstand habe ich früher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (16 Jänner v. Jhrs.) einige Worte hinterlegt und dabei namentlich den Streit in's Auge gefaßt, der jetzt in Graubünden über den Vorzug und die sprachliche Suprematie des Oberwälder und Engadiner Dialekts geführt wird. Näher auf das Idiom einzugehen, war in jenem Blatte nicht der Raum und es mag daher hier gestattet sein, derartiges nachzutragen.

Wie männiglich bekannt, waren die Gelehrten des Landes seit manchem Jahrhunderte des Glau-

bens, da sie und ihre Landsleute der Sage nach von alten Etruskern abstammen, so sei auch ihre Sprache noch dieselbe, wie sie ihre Voreltern im grauen Alterthum gesprochen, also etruskisch. Johannes v. Müller und Herr v. Hornmayer haben zu ihrer Zeit dieser Meinung noch mit großem Pathos ihr bedeutendes Wort geliehen. Gingegen ist aber schon seit mehreren Decennien die andere, allein richtige Ansicht aufgetreten, daß die romanische Sprache in Graubünden nicht anders als die übrigen romanischen Sprachen aus dem Latein hervorgegangen sei und in ihrer Entwicklung der Hauptsache nach denselben Gang befolgt habe, wie jene. Hätte man, statt sich von einer bekannten, aber auf ganz andere Zeiten abgesehenen Stelle des Livius irre leiten zu lassen, hätte man dem Augenscheine allein vertraut, so wäre das Wahre nicht so lange verkannt worden.

Gehen wir indessen zu den Büchern über, die wir besprechen wollen, vorerst zu der grammatischen Formenlehre von Otto Carisch. Nachdem in der ersten Hälfte dieser Schrift zunächst die deutsche Grammatik behandelt worden, behandelt der Verfasser in der zweiten ebenso die romanische. Bei der großen Verschiedenheit der Dialekte, von denen der Oberwälder und der Engadiner am weitesten auseinanderstehen, muß die Darstellung auch immer wenigstens in doppelter Richtung sich verbreiten. Es würde übrigens zu weit führen, die charakteristischen Unterschiede hier auch nur im Auszuge zu geben. Durchschnittlich haben die Erscheinungen gerade nichts Auffallendes — bemerkenswerth möchte indessen sein, daß u, im Engadinischen gewöhnlich ü, bei den Oberländern sogar in i übergegangen ist, so daß das

vorausgehende c den gequetschten Laut erhält, wie chira für cura, china für cuna. Auch chir, Rinds-
haut, findet sich von corium. Diese Quetschung
betrifft übrigens auch g vor harten Vocalen und
selbst zuweilen d, wie ingianar für ingannare,
giaden für das deutsche Gaden, giomia von igno-
minia, angiavinare für ital. indovinare. Ein g
drängt sich auch gerne vor dem Ansatze ia ein, wie
lisiorgia von luxuria, gliergia von gloria, limar-
gia von animalia.

Die Orthographie sucht neuerdings wohl allen
Dialecten gerecht zu werden, ist aber eben deswe-
gen höchst schwankend.

In den Derivativbildungen der Nomina zeigt
sich großer Reichthum. Es gibt, außer andern,
Deminutiv-, Spregiativ- und Augmentativ-Endun-
gen, wie chaval, chavalign, chavalett, chavalatsch,
chavalun.

Einen Vorzug der rätoromanischen Sprache
findet Herr Carisch mit Recht darin, daß sie aus
intransitiven Verben durch den Ansatze antar, entar
transitive bilden kann; so beiver trinken, buantar
tränken; crescher, wachsen, carschantar, vermeh-
ren; durmir, schlafen, durmentar, einschläfern.

Am Schlusse des Buches folgen Proben rhä-
toromanischer Prosa und Poesie, die indessen nicht
über die Bibelübersetzungen des sechzehnten Jahr-
hunderts hinaus gehen. Aus früheren Zeiten sind
bis jetzt noch keine Sprachdenkmäler gefunden wor-
den. Die romaun'schen Urkunden und Satzungen
aus den Gemeindefarchiven von Mals, Glurns u. s.
w., die Herr von Hormayer so oft erwähnte, sind,
wie so manches Andere, womit dieser Geschichts-
forscher seine Werke bereichert, eine leere Fabel.

Wir kommen nun an das Wörterbuch. Es
ist im Jahre 1848 zu Chur gedruckt, trat schon
gleich anfänglich mit zwei kleinern Nachträgen auf,
ist aber im vorigen Jahre abermals durch einen
ziemlich umfassenden erweitert worden. Was die
Redaktion betrifft so sind die Schwierigkeiten eines
ersten Anfangs — denn das Conradsche Lexicon ist
kaum zu zählen — allerdings noch nicht ganz über-
wunden worden, was aber unsere Dankbarkeit ge-
gen den Verfasser nicht vermindert. Nur einen Ue-
belstand hätten wir lieber vermieden gesehen, daß

nämlich gleichbedeutende Wörter ohne Rücksicht auf
den Anfangsbuchstaben zusammengestellt sind und
also z. B. tarna chambla chera (Motte) unter
mulaun, lindorna unter schnek gesucht werden
müssen. Ein beigegebenes Verzeichniß, welches in
diesem Betreffe zur Orientierung dient, kann jener
Unbequemlichkeit nicht ganz abhelfen.

Wenn wir nun dieses Wörterbuch durchgehen,
so finden wir manche räthselhafte Wörter. Vielen
davon läßt sich allerdings durch Vergleichung das
Geheimnißvolle jetzt schon abstreifen, andere wird
man wohl später entlarven, aber ein Rest wird
immer bleiben, der sich aus den romanischen und
deutschen Hülfsmitteln nicht erklären läßt.

Mit der Erklärung dunkler Wörter nun hat
sich Herr Carisch ausdrücklich gerade nicht beschäf-
tigt, aber doch vieles für Aufhellung des Wortscha-
tzes dadurch gethan, daß er die mehr verwischten
Formen mit den klaren und deutlicheren zusammen-
stellte und so in vielen Fällen von selbst den Leit-
faden zum Verständniß in die Hände des Lesers
legte. So finden wir zum Beispiel an einer Stelle
antravidar und intraguidar, sohin das erstere so-
gleich durch das letztere erläutert. An einem ande-
ren Orte stehen antalir, inolegier und ineler mit
antaletg und intelett zusammen, so daß letzteres
Wort seinen erklärenden Schein auf die ganze Sippe
wirft. Dann folgen die nunmehr schon handsamer
gewordenen surincler, melincler (mißverstehen).
In solchen Fällen ist die oben gerügte Zusam-
pferchung alphabetisch disparater Wörter allerdings
mehr zum Vortheil als zum Schaden.

Wenn nun auch die rätischen Aelpler, mit
dem Lateinischen sehr alpenhaft, will sagen mit sehr
fahrlässiger Derbheit umgegangen sind, so läßt sich
den Wörtern, die aus jener Sprache stammen, doch
in der Regel nicht unschwer beikommen. Nament-
lich stört die vorangegangene Verwandlung der Lau-
te, wenn diese überhaupt nur noch auf ihrem rech-
ten Platze stehen, am allerwenigsten. Es ist sehr
einfach und gefahrlos, iess, ief, fein, fom, freid
und viele andere, an der Hand ihrer Bedeutung
auf ihr vorausgehendes os, ovum, soenum, fames,
frigidus zurückzuführen, und Pater Rusinatscha zu
Meran hat sich wohl umsonst geängstigt, wenn er

in einer später zu erwähnenden Schrift von „Unvorsichtigen“ träumt, die da leicht auf altrhätische Ableitung verfallen könnten.

Indessen treten allerdings viel schwierigere Erscheinungen auf, und insbesondere sind es Wegfall am Anfange, Ausfall in der Mitte und Versetzung der Laute, was den romaun'schen Wörtern oft ein wildfremdes Ansehen verleiht.

Wegfall im Anfange zeigt sich zum Beispiele in ver, vein, veits, veva, vett von habere, habemus, habetis, habebam, habuit, gnir von venire, schur von lasciare, scher von jacere. So wird aus acutus gitt, aus obscurus schir; aus amorosa marusa, so auch murim, marusaglia, marusada, Verliebtheit.

Ausfall in der Mitte führt mitunter zu sehr harten Formen, wie z. B. vdi von vitellus, vschin von vicinus, vtura von vectura, dhit für debitum, peho für peccatum. Andere Beispiele sind avdar, auch evder von habitare, artare von haereditare, schiler von gelare. Auch am Ende gehen zuweilen Laute verloren, die zum Stamm gehören, so cau (chau) von caput, veu von viduus.

Mit besonderer Gewalt und bei weitem mehr als in andern romanischen Sprachen hat die Metathese eingerissen. Am meisten wird r von ihr betroffen, so daß selbst das vorgelegte re sich in ar verwandelt. So arconoscher, arler für reconoscere, refare (erquicken). Statt ar wird stellenweise auch al gesprochen, und so ergibt sich z. B. algordanza für recordanza.

Weitere Beispiele von inlautender Versetzung sind: carstiaun von christiannus (in der Bedeutung Mensch, während Christ mit christiaun bezeichnet wird), cardenza für credenza, cravun für carhun, lat. carbo; fardaglia die Kälte, von freid, fraid.

Indessen schlägt der Laut auch öfter in die vorausgehende Sylbe hinein, wie in fravi von faber, arver von aprire, druver (neben durvar) von adoperare, gebrauchen. Von durvar dann wieder das Substantivum diever, der Gebrauch, wohl schwer zu erkennen, wenn man nicht die Verwandtschaft hinzu nähme.

Auch l gibt sich gerne diesem Gange hin. Man findet alvar neben levar, ital. levare, alvrusia von

leprosia — selbst schlonda von scindula. Tablä entspricht dem lateinischen tabulatum, bei Columella für Heustall, und führt noch dieselbe Bedeutung. Durch Metathese geht daraus in einem anderen Dialecte talvd hervor, und wieder in einem andern clavau.

In letzterem Worte ist nämlich l noch weiter vorgerückt, d. h. clavau steht für tlavau, wie in elegier für intelligere.

Ein gutes Beispiel eines versetzten s bietet masdinna für medicina. Daraus wird sich auch daspera, spera, neben, erklären lassen. Fuchs verzweifelte an diesem Worte, daß man indessen wohl sicher für identisch mit ital. dapresso halten darf.

Weitere Beispiele solcher Metathese sind coven, anderswo coniv von cannabis, guavid, engadinisch für veu und vaidg, (lat. viduus) der andern Dialecte. Lamda, die Woche, von hebdomas, für eadma (daneben auch die Formen enna, evna, eivna, janna). Selbst cavla, caula, der Adler, scheint aus aquila verdrcht. *)

*) Wir stellen in die Note noch einige von diesen Verwilderungen, wie sie uns beim Durchgehen des Lexicons in die Hände fallen.

Diember von numerus, aus numbrar, umbrar, dann mit vorgefügtem d dumber, diember; so auch daseus, ital. nascosto, nascoso; damehiar für imaginare, für welches sich auch lignar findet; dustar, wehren, von obstare, von jenem dann ustonza, die Festung; rumenza, schläfrig, für durmenza; deherpchar, das Vieh von der Alpe bringen, von disalpicare; surbantimm, Verblendung, von orb, orbantar, vleonastisch disorbantar; sfardantar, abkühlen, von freid, metathetisch fard. Zu artar, erben, gehört ein Adjectiv ranteivel, haereditabilis. Pingoula und mangoula, Baumvögel, sind aus dem deutschen Wort entstellt, wie auch lindorna, Schnecke, das deutsche Lindwurm zu sein scheint; tarvuorsch, Gabel, von trifurea; maserar, mischen, von mixtura; svurin Unordnung, wunderbar entstellt aus disuorden; suig neben sanbiice von sambucus; quittare aus cogitare; quinau, Schwager, aus cognatus; queida, Begierde, von cupidus; anschiess, Gebiet, wohl von inchiuso. Für Aufstauen findet sich digelar, dischalar und darschalar, letzteres wieder versetzt adrelar, und dieses weiter verdrcht, sdriegler u. f. w.

Wie schon früher gesagt, kommt aber dem, der dieses Wörterbuch mit Aufmerksamkeit durchgeht, auch eine andere anziehende Erscheinung entgegen. Es finden sich nämlich darin manche Wörter, die weder lateinisch noch deutsch, noch den übrigen romanischen Sprachen geläufig sind, für die man daher nach einer andern Abstammung sich umsehen muß. Der Mehrzahl nach beziehen sich diese Wörter auf das uralteste Gewerbe der Aelpler, auf die Viehzucht, auf ihren inneren Haushalt und das dazu gehörige Geräthe; ferner sind etliche Kräuter- und Thiernamen darunter.

In der That durfte man diese Thatsache von vornherein voraussagen, da bekanntlich noch keine Sprache untergegangen ist, ohne in dem Idiom, dem sie weichen mußte, ihre kenntlichen Spuren zurückzulassen.

Wie die Araber im Spanischen, die Franken im Französischen, die Lombarden im Italienischen sich ein unverwüßliches Andenken gesichert, so die Rhätier auch in der Sprache der Romaunschen. Begreiflich ist es insbesondere, daß die römischen Colonisten für eine Menge von Gegenständen des Alpenlebens, der Viehzucht und der Milchwirthschaft keine Namen mitbrachten, und daher ohne Widerstreben jene annahmen, welche sie vorfanden. Es kommt jetzt nur darauf an, diese altrhätischen Wörter herauszufinden, was allerdings mit Gefahren verbunden ist, aber doch versucht werden muß.

Ich habe das Wörterbuch, seitenweise nachlesend, ungefähr zweihundert Vocabeln aufgezeichnet, die mir in diese Gattung zu gehören scheinen. Herr Dr. Freund, der bekanntlich den Sommer in Graubünden zugebracht und mit dem ich über die Sache gesprochen, meint aber, es würden sich wenigstens ein halbes Tausend zusammenzählen lassen, nicht zwar in dem Wörterbuche von Otto Carisch, denn dieß sei in dieser Beziehung etwas unvollständig, sondern vielmehr an Ort und Stelle selbst, in Stube und Küche, auf dem Feld und auf der Alm. Er selbst wenigstens glaubt auf seiner letzten Reise nicht viel weniger gesammelt zu haben. Ich verdanke ihm die Mittheilung, daß diese uralte Nomenclatur hauptsächlich an unscheinbaren Gegenständen des Haus-

raths hängen geblieben sei, während sich das Werthvollere und Bedeutsamere derselben Gattung die Bezeichnung der siegenden Römer beigelegt.

So sände man, daß z. B. der große Kessel, der große Kübel sich romanisch benenne, kleinere für technische Zwecke auf der Scennhütte bestimmte Gefäße derselben Gattung aber rhätisch.

Dagegen nun das Dasein solcher Wörter an und für sich schon sein Interesse hat, so kommt man doch bald zu der Frage, ob sie nicht auch weiter zu verwenden seien.

Haben Rhätien und Etrurien in den Urzeiten die gleiche Sprache gebraucht, so könnte man versucht sein, von diesen rhätischen Wörtern ein bedeutendes Licht für die Erklärung des Etruskischen zu erwarten. Dieß aber würde eine Täuschung sein, denn man überzeugt sich bald, daß auf diesem Wege die perusinsche Inschrift, dieses große Problem der etruskischen Philologie, nicht deutlicher wird, als sie bisher gewesen.

In einer andern Richtung läßt sich dagegen etwas mehr erwarten.

Wenn nämlich jene un deutschen Ortsnamen in Tirol, Vorarlberg und Graubünden, welche sich nicht aus dem Romanischen erklären lassen, rhätisch sind — und sie können nur rhätisch sein — so müssen sie aus derselben Sprache stammen, wie die besagten Vocabeln, und es wäre also möglich, daß sie wenigstens einzelnweise aus denselben erklärt werden könnten. Jedensfalls läßt sich nicht leugnen, daß diese rhätischen Wörter denselben Habitus zeigen, wie die rhätischen Ortsnamen.

Um jenes Geschäft mit Sicherheit betreiben zu können, müßte aber noch ein anderes vorausgehen. Das Vericon des Romaunschen ist nämlich, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, in hohem Grade verwildert und verunstaltet.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Februar.

Nro. 14.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Taschenwörterbuch der r h ä t o r o m a n i s c h e n
Sprache in Graubünden &c.

Grammatische Formenlehre der deutschen und
r h ä t o r o m a n i s c h e n Sprache &c.

(Schluß.)

Eine Menge von Wörtern, die uns auf den ersten Blick als fremdartig erscheinen, sind es nur dem Scheine nach und lassen sich aus dem Schatze bekannter Sprachen erklären. Vor Allem wäre also wünschenswerth, daß auch der romaunsche Wortschatz mit jenem Scharfsinn und jener umfassenden Kenntniß gesichtet würde, wie wir sie in dem jüngst erschienenen Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez bewundern. Ehe dies geschehen, hat der rhätische Etymologe immer noch zu fürchten, daß nach gethaner Arbeit, wenn ihm Alles gelungen scheint, ein besser ausgerüsteter Kenner die verwendeten Wörter aus den Reihen der rhätischen herausnimmt und seine Erfolge als nichtig nachweist.

Allerdings werden diese Erfolge, auch wenn die Basis einst fester wird, nicht sehr blendend sein. Die rhätischen Wörter für Berg und Thal, Haus, Wasser, Bach, Brunnen, für Bär, Hirsch, Stier u. s. w., kurz für jene Objekte, die am meisten zu Ortsnamen verwendet werden, sind verloren und das, was uns geblieben, ist von der Art, daß es eben dahin wenig paßt. Wir haben z. B. *miscalca*, *puscha*, *hatschlauna*, *gutta*, *loba*, lauter Wörter, welche Tannzapfen bedeuten, vielleicht alle rhätisch (wenn auch nicht in ihrer jetzigen Form),

aber wir haben keinen einzigen Ortsnamen, der sich daraus sicher erklären ließe. Es ergibt sich also, daß die Rhätier ihre Höfe, Wiesen u. s. w. nicht nach Tannzapfen benannten; oder daß sich derartige Namen nicht erhalten haben.

Abgesehen davon, wäre es nothwendig, die jetzigen Formen auf die früheren zurückzuführen, und dies ist sehr unsicher. Wie nämlich von so vielen romaunschen Wörtern, je nach den verschiedenen Gegenden, drei und vier verschiedene Formen gefunden werden, so auch von denen, die wir für rhätisch halten möchten.

Bei den romaunschen Wörtern ist dies oft sehr förderlich, um die rechte Wurzel zu finden und festzustellen*), bei den rhätischen wird dies dadurch in der Regel ganz unmöglich.

So findet sich z. B. *bargun* Heustadel. Wenn wir dies so nehmen und in rhätisches *parcuna* übersehen dürften, so hätten wir vielleicht die Bedeutung von *Parcunisa* Partschins — allein jenes *bargun* heißt anderswo *margun* und wieder anderswo *marangun* — Formen, die wohl zusammengehören, aber alle Zurückführung schwankend machen. (Das Wort, das hier den Ausschlag gibt, scheint *hareca* zu sein, was in einer Urkunde des achten Jahrhunderts für Scheune vorkommt.) Solche Bei-

*) So z. B. erklären *bogniaröl* und *bagnölin* (Waschzuber) auch das ferner liegende *bigniel*. *Chiavuligna* und *chiaclanna*, Ziegenlorbeer, erklären sich aus *chirlauna*, in welchem *chiora*, *chiaura* Ziege, noch durchblickt. Ersteres mag früher *chiavruligna*, letzteres *chiarclanna* gelautet haben.

spiele sind ferner flua, fluauna, fliauna, flüja, der Hinterflug, uzlanna und rassalauna, die Raupe, calorgnia und carcalognia, die Schnecke. Ersteres ließe sich ohne Bedenken auf calurnia zurückführen und daraus wäre Glurns im Wintschgau, Calurnisa, zu erklären, was so also unversehens ein Schneckenhausen würde, allein diesem Beginnen steht wieder drohend carcalognia entgegen.

Manchen andern Wörtern dieser Art, die sonst sehr guten rhätischen Klang haben, glaubt man anzusehen, daß ihre Bedeutung früher größern Umfang hatte, und erst später, eben durch die Eingriffe der römischen Sprache, wesentlich verkümmert und auf irgend einen ganz speziellen technischen Begriff zurückgedrängt worden ist.

So heißt tarsenna jetzt Gang in der Mitte des Viehstalles, talinna, wohl auch rhätisch, wenn es nicht aus latinna verdreht ist und daher aus dem deutschen Latte stammt, talinna bedeutet runde Hölzer über der Tenne, um die Garben zu trocknen *). Entsprechende Ortsnamen finden sich, wie Torsenna, Talluna, Tallein, aber welches ist ihre wahre Bedeutung?

Indessen sind doch auch mehrere Wörter zu finden, die einerseits festzustehen und sich andererseits zu unserm Zweck nicht ungern herbei zu lassen scheinen.

So z. B. piaun, pioun, Schmalz, wohl verwandt mit puonna, puinna Schafzieger (letzteres Wort gilt auch im tirolischen Fleimserthale). Für piaun läßt sich als rhätische Form puana ansetzen und davon Puanusa, Pians, Dorf im Oberinntale, ableiten, was also zu deutsch ungefähr Schmalzhofen wäre.

Droussa, drossa, heißt Bergerle, Erlengebüsch. Die rhätische Form möchte tarusa, trusa sein. Vielleicht darf man dabei an Vallis Drusiana denken, den früheren Namen des Wallgaus bei Bludenz, welchen man, aber falsch, von dem Eroberer Drusus ableitete. In den Urkunden liest sich der Name Trusiana, was sich als Erlenthal deuten ließe. Da-

*) Bei den Deutschen in Graubünden heißt Talinne eine Heuscheune, was wohl die ursprüngliche Bedeutung.

von etwa auch Trisanna, Bach im Puznaun. Calaischen heißt Vogelbeerbaum. Nach Analogie von saruden = serotinus und fraissen = fraxinus wäre dafür als lateinische Form aufzustellen etwa colasinus. Dieses würde rhätisch lauten Calasuna. Es gibt ein Galsaun im Wintschgau und ein Galslein bei Schwaz.

Es ist nicht zu leugnen, daß bei dem jetzigen Stande der Sache diese Etymologien noch ein plenum opus aleae oder zu deutsch nicht viel mehr als eine Spielerei sind; indessen kann man wohl voraussehen, daß später auf verlässigerem Boden solche Versuche auch besser gelingen werden.

Nebenbei gesagt, findet sich unter mehreren Wörtern, die Bliß bedeuten, auch calaverna, ein ächt italischer Klang! Sollte dies wirklich das Wort sein, mit dem die Etrusker den Bliß bezeichneten, diese Naturerscheinung, mit deren Dogmatik sie so viel beschäftigt waren? Auch eine der umbrischen Städte, die auf den eugubinischen Tafeln erwähnt werden, heißt Claverna, wovon wieder die dort vorkommenden Clavernier den Namen haben. Uebrigens darf man auf eine Urform Calavurna, Calapurna schließen, wovon vielleicht der römische Name Calpurnius.

Zum vorläufigen Schlusse noch ein kleines Verzeichniß von Wörtern, welche mir, vorbehaltlich aller Ansprüche, die etwa andie Sprachen erheben könnten, aus der rhätischen zu stammen scheinen.

Aela, Alpenhütte, ardavenna, Heracleum sphondylium, camana, Alpenhütte, madschun, Hühnerstall, garstauna, Talgsak, izzun, Heidelbeere, alausa, Prunus padus (vielleicht verwandt mit dem deutschen Else?), badalag, Polygonum distorta, tarna, chamaula, Motte, ravulauna, Rebhuhn, rischlauna, kleiner Krebs, mulauna, Schneehuhn, pensla, Dachrinne, samada, gefrorener Schnee, sava, Thürpfosten, schlerna, Vertiefung, suonna, Kübel, tatonna, Genick, tegia, taja, Alpenhütte (vielleicht von tegere?), tschengel, Fels, tschiss, Weiber, vilomgna, Teufelskraut, seniun, zezzen, chandann, Alpensegge, aneva, Bergkiefer u. s. w.

Zum eigentlichen Schlusse aber noch ein paar Worte über Herrn Professor P. Pirmin Rufinatscha,

Lateinlehrer, an der achten Classe des Gymnasiums zu Meran, welcher das letzte Jahresprogramm der Anstalt mit einer Abhandlung über das Wesen der romaunschen Sprache ausgestattet und dabei meiner harmlosen Versuche auf demselben Felde nicht gerade aufmunternd gedacht hat. Indem wir ihn der Freude über seine vorgebliche Entdeckung, daß die romaunsche Sprache von der „römischen oder lateinischen“ abstamme, überlassen und an seiner Polemik vorübergehen, welche in einer unbegreiflichen und sich selbst richtenden Anmaßung selbst einen Mann wie Friedrich Diez, die erste Capacität auf dem Gebiete der romanischen Sprachstudien, „vernichten“ zu können glaubt, wollen wir nur einige im Einzelnen abweichende Meinungen hier niederlegen.

So scheint uns unter anderm dretg nicht von dexter herzukommen, sondern von directus; scheiver, Fastnacht, nicht von desipere, sondern eher von eiver, ebrius, mit dem Negativpräfix sch, gleichsam disebrium, Entnüchterung. Auch spindrader, der Erlöser, würden wir bitten, nicht von dispensator, sondern von pindrar, (pignerare) verpfänden, ableiten zu dürfen — spindrader, der Pfandauslöser, der Erlöser. Truaisch, Speicher, würden wir ebenfalls nicht von trossa, trousse, sondern von torbax ableiten, welches, wie aus dem Testamente Bischof Tellos (Codex diplomaticus ad historiam rhaeticam v. Th. v. Mohr p. 19) zu ersehen, schon im achten Jahrhundert jene Bedeutung hatte. Bei ava, Wasser, würden wir nicht an altdeutsch ahva, sondern an lateinisch aqua denken. Für marveglus würde uns das lateinische mirabilis vollkommen genügen, so daß wir des deutschen mari ganz entbehren könnten. Auch bei giomgia, Lasterung, braucht man nicht auf gamba, Wein, hinzuweisen, da das lat. ignominia vollkommen ausreicht.

Uebrigens wird ein Blick in das Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez den mehr eifernden als unterrichteten Mann vielleicht noch überzeugen, wie viel auch er auf diesem Felde noch zu lernen habe.

Dr. Ludwig Steub.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert. Paris 1851. 19 B. 8. (Besonderer Abdruck aus dem Journal asiatique.)

Erster Artikel.

Nachdem durch die bedeutenden Anstrengungen der Orientalisten während eines längeren Zeitraumes unsere Kenntniß der beiden Hauptsprachen des Orients: des Sanskrit und des Arabischen auf einen achtunggebietenden Standpunct erhoben worden ist, beginnt man nun ernstlich den Kreis zu erweitern und auch diejenigen Sprachgebiete zum Gegenstande selbständiger Untersuchung zu machen, welche aus einem oder dem anderen Grunde von den oben genannten Hauptsprachen mehr oder minder abhängig sind. Es kann keine Verwunderung erregen, daß die Reste der iranischen Literaturen zu den ersten gehören, welche an das Licht gezogen werden, denn die Beziehungen der Perser zu den Völkern des classischen Alterthums machen uns dieses Volk frühe bekannt und erwecken ein Interesse für dasselbe auch bei Solchen, welche nicht an dem Gange der orientalischen Literatur Antheil nehmen, in den Resten der altiranischen Heldengeschichte aber, die uns in neuerer Zeit durch unsere Dichter zugänglich gemacht wurden, entdeckte man bald einen Ton, der an die heimische Poesie anklang. Ein sicheres Verständniß dieser alten Denkmale ruht aber begreiflicher Weise nur auf einer festen philologischen Grundlage und diese ist es, welche zuerst hergestellt werden muß. Diese Aufgabe ist aber keineswegs eine leichte zu nennen. Persien ist nicht wie Indien ein für sich geographisch und culturhistorisch abgeschlossenes Ganze, sondern ein Vermittlungsland, das sowohl von seinen östlichen als westlichen Nachbarn Einflüsse empfieng. Schon Herodot hat den Persern das Zeugniß gegeben, daß sie für fremde Sitten und Einwirkungen sehr empfänglich seien, und dies hat sich auch die ganze lange Periode ihrer Entwicklung hindurch bewahrheitet, auch die Sprache ist nicht von diesen fremden Einflüssen frei geblieben. Am be-

kanntesten ist dies vom Neupersischen, jeder Kenner desselben weiß, daß nicht nur ganze Gattungen von Literaturwerken mit den Producten arabischen Geistes auf das innigste verwandt sind, sondern daß auch arabische Wörter, arabische Anschauungen tief in die neupersische Sprache eingedrungen sind. Nicht besser war die nächst vorhergehende Periode: die Zeit der Sasaniden, nur daß aramäische Einflüsse die Stelle der arabischen vertreten, dies beweisen die spärlichen Ueberreste der Literatur, die entweder in jene Zeiten hineinreichen oder nach den Mustern derselben geschrieben wurden. Was Syrien und Arabien der späteren, das sind Assyrien und Babylonien der früheren Zeit des persischen Reiches gewesen, wie wir nach wenigen und untrüglichen Anzeichen mit Sicherheit behaupten können. Dieser unleugbare Einfluß, der von Westen her auf Persien geübt wurde, hat auf die philologische Behandlung der neueren iranischen Sprachen wesentlich eingewirkt. Man kam zum Neupersischen von Arabien aus, man sah — und zwar mit Recht — die Kenntniß arabischer Sprache und Bildung als unerlässlich an zum Verständnisse der neupersischen Literatur, mit nicht weniger Recht hat man die Kenntniß der aramäischen Sprache bei Forschungen über das Huzwaresch für nothwendig gehalten. Die beiden genannten iranischen Sprachen kamen dadurch in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß und wurden mehr anhangsweise denn um ihrer selbst willen studiert. In eine nicht minder drückende Abhängigkeit kamen die älteren Dialecte: das sogenannte Zend und der Dialect der Keilschriftensprache zu ihrem östlichen Nachbar, dem Sanskrit. Hier waren, so viel wir beurtheilen können, die directen Einwirkungen auf Persien minder bedeutend, dagegen bestand eine große wirkliche Verwandtschaft der altpersischen Dialecte mit der aus demselben Stamme entsprossenen indischen Schwester. Der fragmentarische Charakter der altpersischen Denkmale, die noch dazu nicht einmal vollständig vorlagen, verhinderte den altpersischen Philologen, die Sprache sich durch sich selbst erklären zu lassen. Man mußte sich begnügen das aufzusuchen, was beiden Sprachstämmen gemeinsam angehörte, und nur das konnte man für sicher erkannt im Altpersischen ansehen, was man auch in der indischen Schwestersprache als vorhanden nachgewiesen hatte.

Bei aller Anerkennung der Bedeutung des westasiatischen Einflusses und der genauen Verwandtschaft des Sanskrit ist aber doch nicht zu vergessen, daß die iranische Philologie die hauptsächliche Aufgabe hat: den iranischen Geist selbst zu erforschen. Dieser iranische Geist — der sich ebenso wohl in der Literatur als in der Sprachbildung zeigt — ist stets mächtig genug gewesen dem Andrang des Fremden zu widerstehen, er hat dieses zwar aufgenommen, hat sich aber dadurch nicht in seiner Entwicklung stören lassen. Diese eigenthümlich iranische Seite muß auch den verwandten Sprachen und Sprachstämmen gegenüber mehr hervortreten als bisher, es muß anerkannt werden, daß der iranische Sprachstamm mit den übrigen indogermanischen zwar nahe verwandt sei, aber keineswegs in ihnen aufgehe. Mit einem Worte: die iranische Philologie muß lernen auf eigenen Füßen zu stehen, iranische Spracheigenthümlichkeiten müssen nicht weniger als iranische Sitte durch alle Perioden bis in die Volksdialecte hinein verfolgt und begriffen werden. Ist einmal ein Theil der iranischen Literatur auf diese Weise erfasst, so wird von da her fortwährend neues Licht auf die noch dunklen Particen strömen, unsere Kenntniß der iranischen Idiome wird immer wachsen, die iranische Philologie aber wird die Hülfe, welche ihr die Schwestersprachen leisten, mit Zinsen wieder zurückzahlen können und nicht mehr genöthigt sein, ihr Leben kümmerlich durch die Unterstützungen zu fristen, welche ihr die reicheren Auerwandten spenden.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Februar.

Nro. 15.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Man sieht leicht, die Ansprüche, welche wir an die iranische Philologie und deren Vertreter machen, sind gesteigert und die Aufgabe eines iranischen Philologen ist keineswegs eine leichte; denn man muß von ihm ein gründliches Wissen in vielerlei oft sehr weit auseinander liegenden Gebieten der orientalischen Philologie verlangen, in Gebieten, wo noch Alles dunkel ist und selbst die ersten Vorarbeiten noch zu machen sind. Wenn nun diese Anforderungen meines Wissens bisher noch von Niemanden streng ausgesprochen worden sind, so weist doch Manches darauf hin, daß Mehrere die Aufgabe richtig erkannt haben, und zu diesen rechnen wir unbedingt Hrn. D., den Verfasser des vorliegenden Buches. Bereits vor mehreren Jahren hatten wir das Vergnügen, in diesen Blättern (cf. gel. Anz. 1849 Nr. 15, 16) eine kleine Schrift des Verf. zu besprechen, welche über einen einzelnen Punct des altpersischen Dialectes, über sein Lautsystem, ein wesentlich neues Licht verbreitete, hier erhalten wir eine größere Arbeit, welche die dort gefundenen Gesetze in das gesammte Material der altpersischen Sprache einführt, dazu viele für das Ganze und Einzelne wichtige Erklärungen liefert. Um nun Hrn. D's Verdienste gebührend zu würdigen, wird es nöthig sein zuerst einen kurzen Rück-

blick auf den Gang zu thun, welchen der hier in Frage stehende Zweig der iranischen Philologie genommen hat, wir werden dann die Einzelverbesserungen angeben, welche wir an dem Texte, welchen Hr. D. ausstellt, so wie an seiner Uebersetzung und den Erläuterungen glauben machen zu dürfen; einem späteren Artikel aber mag es vorbehalten bleiben, die Ergebnisse auch für die andern Zweige der altiranischen Literatur und Sprache nutzbar zu machen.

Der Zweig der altiranischen Philologie, der sich mit der Erläuterung der Keilinschriften beschäftigt, ist erst in so neuer Zeit an das Licht getreten, daß er die Resultate fast alle benützen konnte, welche die Philologie seit ihrem Entstehen bis in die neueste Zeit oft nicht ohne Mühe errungen hat. Wir können das Jahr 1836 als das Anfangsjahr dieses Zweiges der iranischen Philologie bezeichnen, denn in diesem Jahre erschienen Burnouf's und Lassen's Arbeiten über die Keilinschriften. Wenn nun in diesen Werken die Erklärung der Inschriften noch weit von der Stufe entfernt ist, auf welche sie später sich emporschwang, so trägt daran natürlich nicht die unbezweifelte Gelehrsamkeit der Verfasser, sondern nur die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel die Schuld. Nur die kleineren Inschriften von Persepolis lagen durch Niebuhr's und Ker Porter's Zeichnungen in zuverlässigen Abschriften vor, weder die Inschriften von Nakshi-Rustam noch die Inschriften von Behistun waren bekannt. Nach verschiedenen Einzelverbesserungen, unter denen namentlich die des früh verstorbenen Beer zu nennen sind, erfolgte ein bedeutender Fortschritt mit Lassen's Veröffentlichung

der Inschriften von Nakschi-Rustam, an die sich eine erneute Behandlung der übrigen Inschriften so wie Westergaard's Entzifferung der zweiten Schriftgattung angeschlossen. War die Veröffentlichung der Inschrift von Nakschi-Rustam eine Erweiterung des Materials, so boten nun die sogenannten medischen Inschriften der zweiten Schriftgattung ein neues Hülfsmittel zum genaueren Verständnisse der altpersischen Texte, und wurden als solches auch sofort von Westergaard, Holzmann und Lassen selbst in Anwendung gebracht, zur Berichtigung der früheren Erklärungen, die man bloß mit Hülf der Etymologie gewonnen hatte. Die nächste und wichtigste Bereicherung unserer Kenntnisse war aber die Bekanntmachung der Inschrift von Behistun durch Rawlinson. Erst mit Hülf dieser großen und in den Hauptpunkten klaren und durchsichtigen Inschrift war es möglich, ein sicheres Bild des Lautsystems zu gewinnen, erst mit ihr war die Möglichkeit gegeben, den Text aus sich selbst zu erklären. Ich werde kaum einen Widerspruch erfahren, wenn ich es als die jetzige Aufgabe eines Herausgebers der Keilinschriften stelle, daß er den Text möglichst aus sich selbst, mit Beziehung der medischen und babylonischen Uebersetzungen erkläre, sowie mit Rücksicht auf die übrigen iranischen und andern indogermanischen Sprachen. Auf diesem Wege ist schon Rawlinson rühmlich vorangegangen, selbst seine Untersuchungen über das Alphabet enthalten noch jetzt, nach den durchgreifenden Veränderungen, die das altpersische Lautsystem erfahren hat, sehr viel des Lesenswerthen, ebenso das leider noch immer nicht vollendete altpersische Glossar. Auf diesem von Rawlinson betretenen Weg ist nun H. D. fortgegangen. Er liefert uns zunächst eine neue Transcription des Textes. Diese Arbeit war eine höchst nöthige, denn seit durch Rawlinson's und Oppert's Bemühungen das Lautsystem eine durchgängige Berichtigung erfahren hat, können die älteren Umschreibungen des Textes durch Rawlinson und Benfey nur noch von denen gebraucht werden, denen das altpersische Alphabet stets vor Augen steht, um die jeden Augenblick nöthigen Verbesserungen anbringen zu können. Die neuere Umschreibung Rawlinson's war doch nicht consequent genug, namentlich hat Rawlinson nicht das schon von Holzmann

entdeckte Gesetz über auslautendes iy, uw berücksichtigt. Eine neue Umschreibung war daher allerdings nöthig, daneben aber dürfte es nicht überflüssig sein, den Text auch wieder einmal mit den Originalzeichen abzudrucken, denn die Arbeit Rawlinson's, welche den ursprünglichen Text enthält, ist bei uns wenig verbreitet und die Kenntniß der Originalcharaktere wird stets von Wichtigkeit bleiben, da es kaum gelingen wird in den Text so einzubringen, daß die Umschreibungen vollkommen sicher würden. Daneben hat Hr. D. auch vielfache Verbesserungen und Ergänzungen beschädigter Stellen versucht, er hat ferner eine neue berichtigte Uebersetzung gegeben und in einem Commentare schwierige Stellen und Ausdrücke erläutert. Wir lassen nun die Verbesserungen folgen, die sich an Hrn. D's. Texte machen lassen. Wir verdanken dieselben der erneuerten Prüfung des Felsens zu Behistun durch Rawlinson, der die Resultate der Revision seines früheren Textes im zwölften Bande des Journals der Londoner asiatischen Gesellschaft bekannt gemacht hat. Diese Verbesserungen waren Hrn. D. zur Zeit, als er seine Arbeit verfaßte, noch nicht bekannt, und auch jetzt dürften sie nur Wenigen bei uns in Deutschland zugänglich sein. Ich glaube daher Manchem meiner Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie in möglichster Kürze mittheile.

Erste Columne. Diese ist am wenigsten der Berichtigungen bedürftig gewesen, nur in §. 6 (lin. 12 — 17) im Völkerverzeichnisse hatten einige Versehen sich eingeschlichen, wie dies Hr. D. nicht entgangen war. Es fehlte der Name der Meder und es ist nicht denkbar, daß dieses bedeutende Volk in der Aufzählung vergessen worden sei. Hr. D. wollte daher l. 14 den Namen Mada vor Uwaja einschalten, l. 15 ergänzt er scharfsinnig Yauna vor den Worten tyaiy darayahya und will in derselben Zeile nach dem Worte Yauna noch tyaiy uskahya beifügen. So schön diese Erklärungen sind, so wird es doch zweifelhaft bleiben müssen, ob wir diese Zusätze nur als Ergänzungen der an dieser Stelle schadhast gewordenen Inschrift, oder für Berichtigungen einer Berglässigkeit des Steinhauers ansehen dürfen. Rawlinson glaubt nach wiederholter Besichtigung der

Stelle den Namen Māda in l. 15 vor Armina ergänzen zu dürfen (an derselben Stelle, in der Hr. D. die Worte tyaiy uskahyā einschalten will). Der von Hrn. D. in l. 16 eingefegte Name Aḡagarta ist zu streichen und das Ende der Zeile ḡuguda, Gadāra, ḡaka zu lesen. — §. 10 (l. 27) lese man paḡawa statt pariva. — ibid. (l. 32) ist nach einer späteren Bemerkung Rawlinson's (cf. Analysis of the Babylonian text of Behistun p. XLVIII.) wahrscheinlich naiy am Anfange der Zeile vor dem (jetzt sicher gelesenen) azadā weggefallen. — §. 14 (l. 64) ist wirklich niyatrārayam die richtige Lesart, nicht niyapārayam, wie man bisher vermuthete. — ibid. (l. 64. 65) ist abācharis zu lesen. — §. 18 (l. 86) steht awākanam auf dem Felsen. — ibid. (lin. 88) lese man: wāsnā Auramuzdāha Tigrām viyatarayām awadā kīram etc.

Zweite Columne. Auch hier sind der Verbesserungen nur wenige. §. 9 (l. 44) ist der Name der Festung uḡhy ḡāma zu lesen. — §. 12 (l. 65) lese man Kudrus statt Cndrus. — ibid. (l. 69) ist der früher fehlende Monatsname Adnkanais zu lesen. — §. 13 (l. 73) lese man tyaiptiy Fara-vartis agarbatā (oder agarbata, die Schlussylbe ist undeutlich) anayatā. — ibid. l. 74. Das fehlende Wort, welches Hr. D. mit Hilfe der übrigen iranischen Sprachen izuvam lesen wollte, endigt . . āwam. Die beiden fehlenden Buchstaben sind meines Erachtens richtig von Hrn. D. ergänzt. — ibid. l. 75 steht awajam, wie Hr. D. bereits richtig vermuthet hat. — ibid. (l. 76) steht die frühere conjecturale Lesung awaina jetzt sicher, statt hagmatāna lese man aber Hagmatānaiy, als Locativ und streiche das von Rawlinson conjectural in den Text gefegte awadāshim. Ebenso ist hier und überall (lin. 91 Col. III §. 8 l. 52) uzanmyāptiy, nicht uztayāptiy zu lesen. — ibid. (l. 78) das letzte Wort des §. 13. ist frāhajam zu lesen. — §. 14 (l. 88) streiche man utā zwischen agarbāya und ānaya. — ibid. (l. 89) das verflümmelte Wort nach utāsaiy schließt mit sam. — §. 16 lautet nach Rawlinson's berichtiger Abschrift nunmehr folgendermaßen: (l. 92) Thātiy Dārayawus Khsāyathiya Parthwa ntā War- (l. 93) kiina

wa Frawartais agaubatā Vi-stāḡpa manā pitā h (l. 94) kāra awahar ātara paḡawa Vistāḡpa ab (l. 95) anusiyā āya Vispauz tis nāma warda- (l. 96) nam dā hamaranam akunawa (l. 97. 98) awa-thūsām hamaranam kartam.

Dritte Columne. §. 1 (l. 4) ist der Name der Festung Patigrabanā zu lesen. — §. 3 (l. 14. 18) lese man paraidiy, Atriyadiyahya, wie schon Hr. D. vermuthungsweise hergestellt hat. — §. 11 (l. 72) endigt nipadiya tyaiy ashiya; was mir eben so unverständlich ist wie Rawlinson. §. 13 (l. 78) lese man entweder Haḡditahya mit Rawlinson oder Halditahya mit Hrn. D. Der Buchstabe, der hier als ḡ oder l' erscheint, ist noch nicht bestimmt ermittelt.

Vierte Columne. Hier sind die Verbesserungen Rawlinson's am erheblichsten, wenn auch lange noch nicht genügend, um die erforderliche Klarheit in diesen schwierigen Theil des Textes zu bringen, in einigen nicht unwichtigen Punkten ist aber durch seine Bemühungen ein richtigeres Verständniß angebahnt. §. 2 (l. 5) ist statt der früher von Rawlinson bloß vermutheten Worte dahyāwa yathāmai y zu lesen paḡawa yathā khsāyathiyā. — ib. l. 12) ist jetzt manā sicher gelesen. — §. 4 (l. 34) lese man darauga di yā (?dā). ibid. (l. 35) di yā (oder dā) und streiche das früher von Rawlinson conjectural eingefegte darauga. Ebenso ist, wie Rawlinson selbst bemerkt, am Schlusse des Paragraphen, nicht Raum genug, um das früher von ihm vermuthete akunaus einzufegen. Nach diesen Bemerkungen dürften auch die von Hrn. D. p. 323 vorgeschlagenen Aenderungen kaum mehr haltbar sein. — §. 5 (l. 38) lese man daranjana statt des conjectural in den Text gefegten arika. — §. 6 (l. 43) glaubt Rawlinson das letzte Wort sicher durujiyāhy lesen zu dürfen, wenigstens sind die Buchstaben uj vor iyāhy deutlich auf dem Felsen zu sehen. — §. 7 (l. 44) ist zu lesen Auramazdā mayiy oder taiyiy. — §. 8 (l. 46) verwirft Rawlinson seine frühere Conjectur tyamaiy, der Schluß des

Wortes sei sicher *amiy*, der Anfang ist unsicher. — *ibid.* (l. 49) ist *nisam* oder *nisina* statt des früheren *nisida* zu lesen. — §. 9 (l. 51) ist *awā naiy* statt des früheren *awā. iy* zu setzen. — *ibid.* (l. 52) tilge man das von Rawlinson eingeschobene *tharda*. — §. 10. (lin. 53) lese man *nuram* statt . . . *nu. m.* — *ibid.* (l. 55). Diese Zeile fehlte in der früheren Abschrift, sie lautet: *yadiy imām hadugām naiy apagaudiyahy (?) kārāhyā thāhy Auramazdā thuwām daustā biyā*. — §. 11 (l. 57) lese man *hadugām* nach *imām*. — *ibid.* (l. 58) *naiy thāhy kārāhya*, damit sind auch Hr. D's. Einwürfe gegen Rawlinson's frühere Erklärung erledigt. — §. 13 (l. 64 ff.) Nach den Worten *zaurakara aham* ist folgendermaßen fortzufahren: *imaiy taumā upariy abastām upariy mān naiy sakurim hauwatām zaura akunawam tya (?) maiy hya hamataksatā manā vithiyā awam ubartam abaram liya. iyani . . . awam usraftam aparçam* — §. 14 (lin. 69) *Mā i . . .* was Rawlinson früher dem Sinne nach durch „protege“ wiedergab, worin ihm Hr. D. gefolgt ist, muß *daustā* gelesen werden, darauf fährt der Text fort: *awaiy ahifrastāliy parçā*. — §. 15 (l. 71) lese man *niyapizam*; der Schluß des Paragraphen (l. 72) lautet wahrscheinlich: *yāwā jiwāhy āwā awaiy parikarā*. — §. 16 (l. 73) ist *yadiy* statt *yāwā* zu lesen, ebenso erfordert l. 74 manche Änderungen, der Text ist herzustellen: *yadiy imām dipim waināhy imaiwā patikarā naiydis viçanāhy utāmai yāwā taumā ahātiy parikarāhadis Auramazdā thuwām daustā biyā etc.* Am Schlusse des Paragraphen (l. 76) lese man *awataiy Auramazdā n . . . m jadanautuw*. — §. 17 (l. 77 ff.) lautet: *yadiy imām dipim imaiwā patikarā waināhy viçanāhadis utāmai yāwā taumā ahātiy naiydis parikarāhy Auramazdā taiy jatā biyā etc.* — *ibid.* (l. 80) lautet das letzte Wort *nikatuw*. — §. 18 (l. 80 ff.). Dieser Paragraph, der früher in sehr ungenügender Gestalt vorlag, ist nun glücklich hergestellt, und diese Herstellung ist wegen der historischen Bedeutung desselben ungemein erwünscht. Er lautet nunmehr: *Adakaiy imaiy martiyā hamataksatā anusiyā manā Viñdastranā nāma W (?) ayaspār (?) ahyā putra Pārça Utāna nāma Thukhrahya putra*

Pārça Gaubarūwa nāma Marduniyahyā putra Pārça Vidarna nāma Bagābignahyā putra Pārça Bagabukhsa nāma Dādūh(?)yahyā putra Pārça Ardumanis nāma Wahukahyā putra Pārça. — §. 19 (l. 86) ist Rawlinson im Stande gewesen, diesmal einige Worte mehr zu lesen, der Anfang lautet jetzt: *Thātiy Dārayawus khsāyathiya taym kā khsāyathiya hya aparam ahy tyāmā vidām tartiyānā*.

Die fünfte Columne konnte keine Verbesserungen erhalten. Hinsichtlich der kleineren Inschriften ist zu bemerken, daß in A Chispis oder vielmehr Chispais statt des früheren Chispahya gelesen werden muß, in E ist Imanis statt des früheren Umanis und Çakuka statt Çaruka zu lesen. — Ich füge hier der Vollständigkeit wegen noch die kleineren Inschriften von Nakšči: Ruštam bei, welche Rawlinson von einem frühe verstorbenen englischen Reisenden, Esker, mitgetheilt erhielt. Sie lauten nebst Rawlinson's lateinischer Uebersetzung:

1. *Gaubarūwa Pātisuearis Dārayawahus. khsāyathiyahyā saraçtibara.* d. h. Gobryas Patischoreasis Darii regis arcifer.
2. *Açpuchanā Dārayawahus khsāyathiyahyā içuwām (sic) dāçyamā i. e. Aspathines Darii regis sagittarum custos.*
3. *Iyam Machiyā. Hic (quasi hi) Masii.*

(Fortsetzung folgt).

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Februar.

Nro. 16.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Die Inschrift Nr. 2 steht über einer Figur, die unmittelbar unter der steht, welcher die Inschrift Nr. 1 gehört. Nr. 3 steht über einer Figur, die den Thron trägt. Gegen Rawlinson's Auffassung dieser kleinen Inschriften lassen sich keine erheblichen Einwände machen. Içus ist gewiß Pfeil, im Avesta ishus (cf. Vendidad Frg. IV. 138 XVII. 28), die Bedeutung, die Rawlinson dem Worte dācyamā giebt, läßt sich mit Hülfe des Guzavesch rechtfertigen. Zweifelhaft ist saractibara in Nr. 1, es läge nahe zu vermuthen, daß statt des anfangenden s ein a, also aractibara zu lesen sei. Arsti heißt im Avesta eine Lanze (cf. Vendidad XIV. 34) und dies würde um so besser passen, als auf dem Monumente zu Behistun wirklich der Speerträger hinter dem Könige Darius erscheint, Bedenken erregt jedoch das ç; man würde s erwarten.

Diese Verbesserungen sind, wie gesagt, durch nochmalige genaue Revision der Abschrift Rawlinson's an Ort und Stelle möglich geworden. Eine Anzahl Verbesserungen des Textes anderer Art hat Hr. D. dadurch erzielt, daß er mit Berücksichtigung der dem Altpersischen eigenthümlichen Lautgesetze (so, um nur ein Beispiel zu nennen, indem er das vor Consonanten bekanntlich nicht geschriebene m, n theils zusetzt, theils wegläßt) einzelne Worte anders las

als Rawlinson oder an beschädigten Stellen neue Einschaltungen vorschlug. So ergänzt er Col. I. §. 2 l. 5 Chaispis oder Chispis, was nicht fehlen kann und wohl ein Versehen des Steinhauers ist, ibid. §. 4 lin. 9 liest Herr D. paruwamā statt paruwam, wie bei Rawlinson steht, ibid. §. 10 lin. 30 und sonst hamapitā, hamamātā statt Rawlinson's hampitā, hamātā; akumā statt akumā, ahaūta statt ahātā, haūdaka statt badaka, Viñdafra statt Vidafra u. A. Wir übergehen die vielen anderen Verbesserungen, die sich nach dem berechtigten Lautsysteme eigentlich von selbst verstehen und wesentlich dazu beigetragen haben, der Sprache ein besseres Ansehen zu geben. Wir hätten nur gewünscht, daß Hr. D. nicht hauwa, sondern hauw geschrieben hätte, denn dies ist wohl die richtige Lesung (= zd. hō), wie ich dies schon in meiner Beurtheilung der früheren Oppert'schen Schrift gezeigt habe. Ebenso möchten wir lieber kaufa statt kauf gelesen wissen, da das identische kaōfa im Avesta auch auf a endigt. Nicht billigen können wir, daß Hr. D. wasanā statt des unbedenklichen wasnā schreibt, letzteres ist das armenische vasn, wegen (cf. Fr. Windischmann in diesen gel. Anz. Sept. 1845 p. 474), statt drañgam endlich möchte ich lieber daragam lesen, was dem zendischen derēgho entsprechen würde. Von den Einschaltungen heben wir hervor: Col. I. §. 17 (l. 82) setzt Hr. D. noch karam nach adam ein, was allerdings den Wortlaut verbessert. Col. II. §. 4 ergänzt Hr. D. die Lücke in l. 12 durch tarçita, der Form nach kaum richtig, denn ich glaube nicht, daß die Participien im Altpersischen durch Hinzunahme des Bin-

devocals i gebildet worden seien, ausgenommen wenn sie der zehnten Classe angehören. Man wird also, wenn man den Sinn billigt, wohl tarsta lesen müssen, so steht auch: parañs tarstò apatachat nairi-manão keregápò im neunten Capitel des Yaçna. Die Einschaltung der Worte utásim awázana am Ende desselben Paragraphen ist schon von Rawlinson vorgeschlagen. Col. II. §. 9 ergänzt Hr. D. die Lücke in 3. 48 mit Arminiyaïy. ib. §. 13 l. 73 ergänzt Hr. D. wie mir scheint sehr richtig awampatiy statt tyaiypatiy, wie Rawlinson vorgeschlagen hatte. Col. IV. §. 2 l. 4 streicht Hr. D. das allerdings überflüssige áha nach Auramazdáha, nach Rawlinson's Lithographie der Inschrift jedoch scheint auf dem Felsen das Wort zu stehen. Die Verbesserungen, welche Hr. D. für §. 4 derselben Columne (lin. 34. 35) vorschlägt, finden zum Theil durch die oben mitgetheilten berichtigten Lesarten ihre Erledigung. — Da der Verf. wegen seiner weiten Entfernung vom Druckorte die Correctur nicht selbst besorgen konnte, so haben sich, wie Hr. D. dies selbst schon öffentlich beklagt hat, eine ziemliche Anzahl Druckfehler in den Text eingeschlichen. Es wäre kleinlich, diese hier aufzählen zu wollen, die meisten bestehen in Auslassung oder falscher Setzung der Längenzeichen und werden von dem der Sprache Kundigen ohne Schwierigkeit verbessert werden können. Nur einige der wichtigeren glauben wir hier hervorheben zu müssen. Col. I. §. 8 fehlt martiya nach dahyáwa. ib. §. 15 ist yathá nach paçáwa ausgelassen. Col. II. §. 1 fin. lese man Bábiraaw awázanam und ebenso §. 2 Babiraaw áham. Man füge awam vor káram tyam hamithriyam bei in §§. 8. 9. 10, ebenso lese man Col. III. §. 6 awam káram tyam Wahyazdátahya, ibid. §. 13 Bábiraaw statt Bábiraus, Col. IV. §. 3 ist adam vor dem Worte agarbayam noch beizufügen.

Wir wenden uns nunmehr zur Uebersetzung, welche gleichfalls von der Rawlinson's in mehreren Punkten abweicht und sie in wesentlichen Dingen berichtigt. Unsere Verbesserungen sind größtentheils durch die oben erwähnten berichtigten Lesarten bedingt, welche Hrn. D. noch nicht zugänglich waren. Gleich am Eingange Col. I. §. 4 begegnen wir

einer nicht unbedeutenden Abweichung. Rawlinson übersetzt: (There are) eight of my race who have been kings before me, I am the ninth, 9th; for a very long time we have been kings. Nach Hrn. D. lautet die Stelle: Il y eut huit de ma race qui furent rois avant moi; je suis le neuvième, neuf de nous sommes rois en deux branches. Auf die Schwierigkeiten, welche diese Stelle bietet, hat Rawlinson in seiner Analyse p. 197 bereits aufmerksam gemacht. Zwei Dinge sind es, in denen Hr. D. von Rawlinson abweicht, erstens einmal hinsichtlich des Zahlwortes neun, das allerdings den größten Anstoß geben muß. Dieses Zahlwort steht hier nämlich zweimal unmittelbar nach einander, das erstemal mit Worten, das zweitemal durch ein Zahlzeichen ausgedrückt. Es entsteht nun die Frage, ob die Zahl bloß der Sicherheit wegen zweimal geschrieben oder ob sie zweimal zu lesen sei. Das erstere glaubt Rawlinson, bemerkt aber selbst, daß es gegen die sonstige Gewohnheit der Inschrift sei, die Zahl doppelt auszudrücken; ein Versehen des Steinhauers läßt sich aber um so weniger annehmen, als der Satz, ebenso geschrieben, in der kleinen Inschrift A (l. 17) wiederkehrt. Hr. D. dagegen glaubt nun, die Zahl sei wirklich zweimal zu lesen, er schließt mit dem einen Zahlworte einen Satz und beginnt mit dem zweiten einen neuen. Die zweite Abweichung liegt in dem schwer zu erklärenden duvitáranam. Wie in vielen Fällen, so mangelt es auch hier nicht an etymologischen Möglichkeiten, allein keine derselben bringt uns Gewißheit. Rawlinson erklärt duvitáranam durch „a very long time“, dafür spricht duwista, das nahe genug anklingt, Hr. D. durch „deux branches“ und zieht duvitiya zwei und die Wurzel tri oder téré herbei. Hrn. D's. Erklärung gewinnt noch an Wichtigkeit durch die Folgerungen, die er daraus zieht. Er nimmt nämlich auf diese Stelle und eine Stelle bei Herodot gestützt (Her. VII. 11, wo man bis jetzt einen Fehler in den Handschriften vermuthet hat, cf. Lassen Zeitschr. für die Kunde des Morgenl. VI. p. 165) zwei Reihen der Achämeniden an, und diese würden sich nach Hrn. D. folgendermaßen aufstellen lassen:

Achaemenes
Teispes

Ariaramnes	Cambyses
Arsames	Cyrus
Hystaspes	Cambyses
Darius	

Ich gestehe, daß es mir mit den uns jetzt zu Gebote stehenden Mitteln unmöglich scheint, die Frage vollkommen zu entscheiden. Möglich sind beide Fassungen, es scheint aber, als ob Rawlinson jetzt auch Hrn. D's. Meinung beigetreten sei (vergl. dessen *Analysis of the Babylonian text of Behistun* p. XI). Was mich hindert, unbedingt beizustimmen, ist der Umstand, daß — nach einer frühern Angabe Rawlinson's — in der medischen Uebersetzung der Inschrift das Zahlwort nur einmal steht; die babylonische Uebersetzung ist an dieser Stelle leider defect. *Davitataranain* könnte vielleicht auch bedeuten „zum zweitenmale“, also wir sind zum zweitenmale Könige, einmal vor, dann wieder nach der Unterbrechung durch *Gumata* (cf. *Col. I. §. 14* init.), doch dies Alles sind bloß Möglichkeiten. — In §. 6 ergeben sich die Aenderungen durch die oben mitgetheilten Lesarten. — §. 8. Die schwierigen Ausdrücke *agata* (Hr. D. liest *agañta*) und *arika* übertrug Rawlinson mit „whoever was of the true faith“ und „heretic“, Hr. D. durch *étranger* und *ennemi*. Conjectural bleiben beide Fassungen, doch scheint mir die Hrn. D's vorzuziehen. — §. 10. Statt *avant que je fusse roi* muß es nunmehr nach dem berichtigten Texte heißen: nachdem ich König geworden war. — *ibid.* die Worte *yathâ Kam-bujiya Bardiyam awâza kârahyâ (naiy) âzdâ* (vielleicht *âzañdâ*) *abava tya Bardiya awazata* haben wegen des schwierigen *âzdâ* den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Holzmann in einer schätzbaren Arbeit (*Heidelberger Jahrb. 1849* p. 818) hat die Bedeutung Unzufriedenheit vorgeschlagen, Rawlinson und Oppert stimmen jetzt in Annahme der Bedeutung Unwissenheit überein, nachdem nun auch Rawlinson die früher bloß in einer Note (p. 201 seiner *Analysis*) vorgeschlagene Uebersetzung vorzieht (man vergl. dessen mehrfach erwähnte *Analysis of the Bab. text of Behistun* p. XLVIII). Etymologisch möchte ich *âzdâ* oder *âzañdâ* auf die von mir schon

mehrfach belegte altpersische Wurzel *zan*, wissen, zurückführen, welche sich auch in dem ossetischen *zond*, Kenntniß, erhalten hat, in der Endung *dâ* möchte ich das Suffix *dha* sehen cf. *maredha* (*Vendidad I. 20*) von *mere*, *çnaödha*, von *çna*. (*ib. II. 50*). Das *a*, mit welchem das Wort anfängt, kann nicht das *a* priv. sein, da, nach Rawlinson's neuester Bemerkung, *naiy* am Anfange der Zeile zu ergänzen ist, doch ist es wohl auch nicht „*a* mere prosthesis,“ wie Rawlinson meint, sondern das verstärkende Präfix *â*. Im Ganzen jedoch scheint mir bei der Dunkelheit der Stellen, in welchen das Wort vorkommt, die Bedeutung noch nicht so gesichert, wie Rawlinson anzunehmen scheint. — §. 11. Hrn. D's. schöne Erklärung von *uwâmarsiyus* ist nun auch von Rawlinson anerkannt worden (*Analysis etc. p. LXIV*). §. 13. Die Worte: *kaschihy naiy adarsnans chischihy thastanaiy* hat Rawlinson übersezt: (There was) not any one bold enough (to oppose him) every one (was) standing (obediently) round Gomates. Die Unrichtigkeit dieser Uebersetzung hat nun Hr. D. nachgewiesen, die Worte bedeuten vielmehr: *Personne n'osait dire quoi que ce fut à l'égard de Gomates. Chischihy* ist als Neutrum gebraucht, man vgl. *chis uzvarezem* im *Vendidad*. — §. 14. *Ayadana* scheint Tempel zu bedeuten, nicht *autel*, wie Hr. D. übersezt, da das Wort in der babylonischen Uebersetzung mit *houses of god* wiedergegeben wird (cf. *Raw. Analysis p. LXXXI*). Bezüglich des Wortes *gaitha* (= *gaëtha*) trifft Hr. D. mit der früher von Ref. in diesen Blättern gegebenen Erklärung zusammen, *maniya* möchte Ref. auch jetzt noch wie damals für gleichbedeutend mit *manâna* halten. Gegen die Fassung der Schlussworte des Paragraphen *yathâ Gaumâta hyu Magus vitham tyânu amâkamu naiy parâbara* (nach Hrn. D. *lorsque Gaumates le Mage n'avait pas usurpé notre pays*) hat sich schon Rawlinson auf Grund der babylonischen Uebersetzung erklärt (*Analysis p. LXXXIV*), welche eine solche Fassung nicht zuläßt. *Vith* ist übrigens wohl gewiß das zendische *vig*, wie Hr. D. will, nur möchte ich das Wort am liebsten mit *Glan* übersetzen, denn diese Bedeutung scheint es im *Avesta* zu haben, es ist hier übrigens nicht der Ort, ausführlicher auf diesen Gegenstand einzu-

gehen, Ref. hofft bei einer andern Gelegenheit darauf zurückzukommen. — §. 19. Die früher mehr conjecturale Uebersetzung: *je franchis le Tigre, ensuite je tuai beaucoup de monde* ist nun durch die eben angeführten Berichtigungen des Textes durchaus gesichert. — Col. II. §. 6 ff. Die Worte *paraita* und *paraidi* übersetzt Hr. D. unzweifelhaft richtig durch *allez!* und *marche!* wie er dies schon früher nachgewiesen hat (das altp. Lautsystem pag. 34). In dem zusammengesetzten Verbum *pararaq* will Hr. D. eine Modification der Wurzel sehen und übersetzt es durch *vainere, subjouger*, Rawlinson bloß mit *reach*. — §. 16. Die oben mitgetheilten Verbesserungen und Erweiterungen des früheren Textes sind immer noch nicht erheblich genug, um den letzteren zu übersetzen. Es muß daher bei derjenigen bleiben, welche Rawlinson früher aus dem medischen Texte gab und die auch Hr. D. im Wesentlichen beibehalten hat. Aus Col. IV. führen wir nur die bedeutenderen Verbesserungen an, die sich aus dem berichtigten Texte ergeben. §. 2. Statt *puisque les pays étaient rebelles contre moi, je livrai 19 batailles* ist zu übersetzen: *Nachher, als die Könige sich gegen mich empört hatten, lieferte ich neunzehn Schlachten.* — §. 9. Der Sinn, welchen Hr. D. der Stelle in Abweichung von Rawlinson's Uebersetzung giebt, scheint mir durch die obigen Verbesserungen bestätigt zu werden, sie lautet in Hr. D's. Uebersetzung: *Le roi Darius déclare: Ceux qui ont été rois avant moi, leurs exploits ont été accomplis comme les miens, tousjours par la volonté d'Ormazd.* — §. 10 übersehe man. Wenn du dieses Edict nicht verbitgst und dem Herrn mittheilst, so möge Ormuzd zc. — §. 18 ist die wichtigste unter allen Berichtigungen der großen Inschrift. Dieser Paragraph muß jetzt lauten: „Es spricht der König Darius: dies sind die Männer, die allein (?) dort waren, als ich Gaumata den Magier schlug, welcher sich Bardiya nannte; diese Männer allein, meine Anhänger, wirkten mit: Vjñdara mit Namen, der Sohn des Wayaspāra, ein Perser, Utāna mit Namen, der Sohn des Thukhra, ein Perser, Gaubaruwa mit Namen, der Sohn des Marduniya, ein Perser, Vidarna mit Namen, der Sohn des Bagabigna, ein Perser, Bagabukhsa

mit Namen, der Sohn des Dādūhya, ein Perser, Ardumanis mit Namen, der Sohn des Wahuka, ein Perser.“ Mit den griechischen Nachrichten hat bereits Rawlinson diesen Text verglichen und gefunden, daß alle Namen bei Herodot richtig sind mit Ausnahme des letzten; den Ardumanis kennt Herodot nicht und nennt statt seiner den Aspathines; es liegt hier wohl eine Verwechslung vor, Aspathines ist kaum ein anderer als der in einer oben mitgetheilten kleinen Inschrift genannte Acpachana, der Speerträger des Königs.

In dem Commentare, den Hr. D. seiner Uebersetzung beigefügt hat, war Hr. D. Gelegenheit geboten, manche schätzbare Bemerkung für die Erklärung niederzulegen, sowie sich über seine Methode und Ansichten von der iranischen Sprache im Allgemeinen auszusprechen (z. B. p. 266 Not. p. 276, 286 *). Die Bemerkungen, welche wir zu diesem Theile der Oppert'schen Arbeit zu machen vermögen, sind weder sehr zahlreich noch sehr bedeutend. Zu Hr. D's. Bemerkungen über das Wort *khsāyathiya* ist nun auch noch Rawlinson's Glossar s. v. zu vergleichen, Ref. möchte noch daran erinnern, daß die Wurzel *khsli* im Avesta „können, vermögen“ bedeutet (Benbidab Erg. V. 78. IX. 134. XVIII. 116 meiner Ausg.), von den neueren Sprachen ist *schāh*, und *schāied* herbeizuziehen. Auch *pātischāh* ist im Suzo. und Pārsi noch Adjectivum und bedeutet „könnend, vermögend“ (= *khsayamnō*, welches Wort dadurch übersetzt wird). —

(Schluß folgt.)

*) Die Seitenzahlen beziehen sich auf das allgemein zugängliche Journal asiatique.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Februar.

Nro. 17.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Schluß.)

Mit Recht zieht Hr. D. (p. 265) thätig zu skr. çams, im Avesta entspricht çag'h (çaghaiti, çag'hat), im Neupers. çakhun, dagegen gehört ساختن zu çach lehren (diese Bedeutung hat das Wort noch im Parsi), çalâr aber zu çara. — Das Huzvareschwort Anhnma, welches Hr. D. p. 273 bespricht, ließe sich auch zu 𐬀𐬎𐬎𐬀 ziehen. — p. 288 hat Hr. D. awazata richtig als Particip erklärt. Wir werden auf diese Form im zweiten Artikel wieder zurückkommen. — p. 290. Daß Kuru, der Name des Cyrus, mit den indischen Kurus, den Helden des Mahabharata, Kañbujija aber mit dem in Sanskritquellen vorkommenden Volksnamen Kamboja verwandt sei, ist bereits von Lassen bemerkt worden (Indische Alterthumsk. I. pag. 598). In Persien hat sich das Wort Kuru nur in dem Flußnamen Kur erhalten. — p. 293. Paçawa ist zusammengesetzt aus paça und awa, verwandt ist das alterthümliche lateinische Wort pos. Wir machen hier besonders auf die lesenswerthen Bemerkungen Hrn. D's. über den altpersischen Infinitiv (p. 396 ff.) aufmerksam. — p. 409. Da nun durch Rawlinson niyatrârayam als die richtige Lesart nachgewiesen ist, so muß für dieses Wort eine Etymologie gesucht werden, in erinnere daher an die einmal im Vendidad (Frg. XVIII. 109) vorkommende Form

niçrârayao, du mögest übergeben, was der Form und Bedeutung nach paßt. — p. 425. Daß wardanam richtig mit Stadt übersetzt sei, bezweifle ich nicht im Geringsten und leite das Wort auf skr. vridh zurück, man vgl. den Ausdruck âat me gaçthâo

varêdhaya breite meine Welt aus im Vendidad (Frg. II. 13.). In der neueren Sprache hat sich dieses Wort wardana in Städtenamen wie Abiverd, Lasdiverd unverändert erhalten, nur dialectisch verschieden ist gerd in Darabgerd u. s. w. Auch das armenische gerdel bauen hängt damit zusammen. — p. 428. 429. Die Folgerungen, welche Hr. D. aus der verschiedenen Setzung des Trennungskreises in den Inschriften von Behisun und Persepolis ziehen will, lassen sich noch bezweifeln, wenigstens geht aus der Abschrift der Cyrusinschrift, die Ref. vor sich hat (von Rich), nicht mit Sicherheit hervor, ob der senkrechte Keil wirklich vor dem Anfange des Wortes stehe. — p. 537. Die Form mazista im Avesta halte ich für die Erweichung einer älteren Form. Mathista müßte im Avesta eigentlich durch maçista ersetzt werden, letztere Form würde sehr gut zu maço und Comp. maçyo passen. Ueber die Verwandlung des ursprünglichen ç in h in den neueren iranischen Sprachen vergl. man meine Schrift zur Interpretation des Vendidad p. 24 Not. Auf diese Stufe ist das Wort bereits im Sanskrit herunter gesunken. — p. 541 bedürfen Hrn. D's. Bemerkungen über den Eigennamen Fräwartis einer etwas eingehenden Widerlegung. Daß Fräwartis dasselbe sei wie Phraortes bei den classischen Schriftstellern, hat schon Rawlinson gesehen, Hr. D. will nun auch den Namen mit dem zendischen fravashi zusammen-

XXXVIII. 17

stellen, demselben Worte, aus dem das neuere Ferwer verborben worden ist, und beruft sich darauf, daß sh im Zend häufig mit einem rt in den Dialecten wechsle. Die Beispiele, die Hr. D. anführt, sind asha = arta, mashya = martiya, dann huzv. פרוור, parsi farvar sammt dem Plural farvardin (= fravartinām nach Hrn. D's. Erklärung) und dazu zend fravashi. Ref. muß durchaus in Abrede stellen, daß diese bereits von Bensey behauptete Gleichheit von sh = rt und rd ihre Richtigkeit habe. Die Form arēta findet sich auch im Avesta neben asha, mashya hängt mit martiya nur insofern zusammen, als beide auf die Wurzel mri sterben zurückgeführt werden können. Während aber martiya wie skr. marta direct aus dieser Wurzel stammt, führen die Worte mēsha, anēsha, mashya auf eine Wurzel mēresh (cf. amēreshēnta im Yaçna cap. 9), welche dann den r Laut verloren hat, ähnlich wie keresh in nagukasha (Träger des Leichnam's); in den neueren Dialecten hat diese Erscheinung bekanntlich noch weiter um sich gegriffen (cf. Pott Zeitschr. für die Kunde des Morgenl. III. p. 46). In den neueren Sprachen ist mir vollends kein Beispiel bekannt, daß zendisches sh in rd übergegangen wäre, am wenigsten in dem Worte fravashi. Man schreibt פרוור, parsi ashō halub = ashava; פרוור, parsi epibir = thwāsha; פרוור, fravas frōhar = fravashi (cf. die Einleitung zu meiner Ausg. des Vendidad p. 22)*. Ganz verschieden ist der Monatsname פרוורתין, denn so wird stets geschrieben (cf. z. B. Bundešesch p. 9 l. 4 v. u. des Westergaard'schen Abdruckes). Dies kann weder = fravartinām stehen, wie Hr. D. nach = fravashayo daēnayāo wie Bensey will, in letzterer Erklärung wäre auch noch פ unerklärlich, da פין = daēna geschrieben

*) Die Form fravas ist im Minoxhired die gewöhnliche (cf. meine Parsi-grammatik p. 135, 142), frohar in den Patets (ibid. p. 156 l. ult.) sowie in den neueren Parsenschriften. Daher stammt Anquetil's Ferouër. Die Form Ferwer ist mir noch bei keinem orientalischen Schriftsteller vorgekommen, auch das Lexicon kennt sie nicht.

wird. Man wird daher Farvardin, Farvardian am besten mit neup. parvardan in Verbindung setzen, damit dürfte wohl auch Frawartis zu verbinden sein. Bezüglich des öfter vorkommenden tharda muß ich meine frühere Ansicht wiederholen, daß dasselbe = çarēdha Art, Gattung sei. Diesen sprachlichen Bemerkungen will Ref. noch eine sachliche beifügen. Hr. D. findet es p. 379 mit Recht auffallend, daß das Wort Magus, Magier, welches die Keilinschriften, die alttestamentlichen Urkunden, sowie die classischen Schriftsteller kennen, niemals im Avesta vorkommt, dort steht immer āthrava für Priester. Um nun meine Meinung kurz zu sagen, so glaube ich nicht, daß Magus ursprünglich einen Priester beude, sondern nur einen zum Stamme der Mager gehörenden Mann. Μάγοι heißt nämlich bei Herodot (I. 101) ein medischer Stamm, an diesen mag das Priesterthum gebunden gewesen sein, wie bei den Israeliten die Leviten eine ähnliche Stellung einnahmen. Dies scheint mir aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus hervorzugehen (XXIII. 6, 32), wo es heißt: In his tractibus (Medien) Magorum agri sunt fertiles super quorum secta studiisque, quoniam huc incidimus, pauca conveniet expediri. Ammianus fährt fort von der Magie zu sprechen, er meint also die Mager als Priester, und doch weist er ihnen feste Wohnsitz in Medien, also eben da an, wo auch Herodot den Wohnort des Stammes der Mager angiebt. Wenn nun auch die meisten Priester wenigstens in Persien in engerem Sinne Mager gewesen sein mögen, so glaube ich doch nicht, daß das Priesterthum ausschließlich an die Mager gekettet war, und āthrava wird wohl die allgemeine Bezeichnung für einen Priester gewesen sein. Bezüglich des Namens Magus zieht Hr. D. das indische maghavat herbei, ich möchte an das zendische magava (Frg. IV. 131) erinnern, das einen Unverheiratheten oder Verschnittenen bezeichnet haben soll. Ich habe in meiner Uebersetzung des Vendidad pag. 294 Μάγας damit verglichen, wogegen Herr D. um so weniger einzuwenden haben wird, als auch er die enge Verwandtschaft des m und h anerkennt und mit vollem Rechte das griech. Μέγα — in mehreren persischen Eigennamen mit dem altp. бага identifi-

ciert hat. In nahe Beziehung zu der eben ausgesprochenen Behauptung, die Mager seien ein medischer Stamm gewesen, läßt sich das Folgende sehen: Col. I. §. 13 heißt es von dem falschen Smerdes *kárasim hachá darsata (?) atarça* nach Hrn. D. Le peuple le craignait à cause de sa cruauté; ebenso Holzmann: „das Volk fürchtete ihn wegen seiner Strenge“ (Heidelb. Jahrb. 1849 p. 813) und hierin findet Hr. D. einen Widerspruch mit Herodot (III. 67), welcher sagt, daß die Einwohner des persischen Reiches den Tod des falschen Smerdes betrauert hätten. Die Worte sind: *Ἀπεδέξατο ἔς τοὺς ὑπηκόους πάντας εὐεργεσίας μεγάλας, ὡς ἀποθανόντος αὐτοῦ πόσον ἔχειν πάντας τοὺς ἐν τῇ Ἀσίῃ πάρεξ αὐτῶν Περσέων*. Legt man auf die letzten Worte den gebührenden Nachdruck, so glaubt Ref., daß beide Berichte recht wohl neben einander bestehen können, ohne daß wir den Darius einer Lügenhaftigkeit zu zeihen brauchen, gegen die er in dem späteren Theile seiner Inschrift solchen Abscheu an den Tag legt. Daß er seinen Bericht im persischen Stammesinteresse abfaßte, ist erklärlich, aber deswegen kann der Verfasser doch bei der Wahrheit geblieben sein. Halten wir fest, daß der falsche Smerdes ein Mager, nach unserer obigen Deduction also ein Meder war, so gewinnt die Usurpation des Magers an politischem Interesse. Die Meder hatten früher die Hegemonie über die übrigen iranischen Staaten ausgeübt, diese war ihnen von den Persern entrissen worden, es ist nicht glaublich, daß sie dieselbe gar nicht wieder zu erlangen gewünscht hätten. Die List des Magers war darum sicher im Sinne der Meder, ja sie war vielleicht im Voraus gebilligt, ein Einverständnis mit den übrigen Magern würde es am natürlichsten erklären, wie diese, nach der Entdeckung des Betruges, in das Verderben des falschen Smerdes mit hineingezogen wurden, die Magophonien aber wären Feste gewesen, die zum Andenken an die glückliche Abwehr der Gefahr gefeiert wurden, welche den persischen Stamm bedroht hatte. Auch das politische Benehmen des Magers während seiner Regierungszeit scheint ganz den Umständen angemessen gewesen zu sein. Auf den Beistand der Meder konnte der falsche Smerdes im Falle einer Entde-

ckung sicher rechnen, wenn er gerecht regierte, auch von den übrigen Völkerschaften, die bei diesem Rangstreite gleichgültig waren, konnte es als wahrscheinlich angenommen werden, daß sie im Falle der Noth zu ihm halten würden, wenn sie mit seiner Regierung zufrieden waren. Unter keiner Bedingung aber konnte seine Usurpation dem persischen Stamme genehm sein, die Perser bedrückte er daher wirklich und suchte sie durch Gewalt nieder zu halten. Im Uebrigen bemerke ich, daß das Wort, welches man *darsama*, *darsata* oder *dabasma* liest (cf. Rawlinson im Glossare p. 191) auf dem Felsen nicht sicher erkennbar, also auch die Bedeutung nicht gesichert ist.

Nachdem wir der größten und wichtigsten der altpersischen Inschriften eine längere Betrachtung gewidmet haben, werden wir in dem folgenden Artikel auch auf die kleineren Inschriften übergehen, und zulezt die allgemeinen Folgerungen ziehen, die sich aus dem gesammten Material entnehmen lassen.

Fr. Spiegel.

Ilgiana. Erinnerungen an Dr. Karl David Ilgen, Rector der Schule zu Pforte, insbesondere an dessen Reden in Erholungsstunden. — Eine kleine Anekdotensammlung von W. N. Leipzig J. C. Heinrich'sche Buchhandlung 1853.

Seit geraumer Zeit ist dem Ref. keine Personalschilderung unter die Hände gekommen, welche sich in der Kunst rein objectiver und enargischer Darstellung mit den vorliegenden Ilgiana (größtentheils eine Art aufgezeichneter Tischreden) messen könnte. Und doch ist diese Objectivität nicht die bloß natürliche Frucht einer rein kindlichen Anschauungsweise, sondern den Verfasser zeigt sich zugleich als scharfen Denker und geübten Psychologen, und ist in seinen Reflexionen so treffend wie in seinen Relationen. Die seltene Vereinigung dieser beiden Vor-

züge macht dieses kleine Büchlein von nur 78 Seiten, dessen Held ein schon vor vielen Jahren verstorbener Schulrektor und längst veralteter Schriftsteller, überhaupt ein im Süden von Deutschland wenig bekannter Name ist, den gerechten Anspruch, in einem größeren Kreise als in dem seiner Schüler und Zunftgenossen bekannt zu werden, da er gar nicht als Lehrer, sondern lediglich als origineller Mann aus Einem Stück gehauen, als eine Natur, wie es Göthe in eminentem Sinne nennt, dargestellt ist; und eben so vielfach als treffend auf den Helden angewendet ist das gewählte Motto aus Shakespeare: „Ich sah ihn einst; er war ein wackerer König.“ — „Er war ein Mann.“ Diesen Eindruck macht jedes seiner Worte, wohlthuend dadurch, daß der männliche Sinn mit einem höchst weichen Gemüth Hand in Hand gieng, und originell unter anderm durch eine unschuldige Antipathie gegen das „Zierliche.“ Unter der Ueberschrift „Ablehnung gegen alles Kleine“ giebt der Verf. einige sprechende Beispiele (lauter Anaphora), Aeußerungen dieses Widerwillens, die als bloße Thatsachen für komisch und amüßant, als Charakterzüge für respectable und consequent gelten müssen. „Wie abscheulich ist es, einen Mann z. B. ein Weilchen beschmuzzeln und beschnopern zu sehen, dummes Zeug! Für den Mann geziemt sich die Sonnenrose u. s. w.“ Die Cigarren verwarf er als „viel zu klein für den Mann, höchstens für spanische und portugiesische Weiber schicklich.“ — Es ist mir immer, als ob etwas Schlangenartiges in den Cigarrenrauchern sein müßte. Wenigstens besuchten so viele die Cigarre vor dem Anzünden gerade wie die Schlange ihre Beute mit Geifer überzieht. — — Wie prachtvoll und sicher sind dagegen die Bewegungen der Pfeifenraucher! — — und das Ausklopfen des Kopfes erinnert an das wohlwollende Klopfen, mit welchem der Reiter sein Pferd belohnt, wenn es ihm treu gedient hat.“ Freilich Männer von gleich großer Entschiedenheit, Kraft und Wahrheit gibt es Gottlob noch so viele in Deutschland, daß dieses Lob allein nicht hinreicht, um Ilgen für einen größeren Kreis zu einer interessanten Erscheinung zu machen. Aber interessant wird er durch seine humoristische Natur, — falls man eine selbstbewusste Originalität, wie

die seinige, ohne Manier und absichtliche Paradoxie sucht, wenn man den innigen Verein eines tiefen Gemüths mit rauhen Formen, eines hohen Ernstes mit zum Theil komischen Eigenthümlichkeiten in das umfassende Gebiet des Humors hineinziehen darf. Die Kunst des Erzählers erscheint nun eben darin als Meisterschaft, daß er, wiewohl von reiner Pietät und Bewunderung zu diesen Mittheilungen getrieben, Ilgens derbe Eigenthümlichkeit unverschleiert vorzuführen kein Bedenken trägt, auch wo sie über die Gränze des conventionell Erlaubten geht und vielen als Rusticität erscheinen wird, wie seine Vorliebe für die deutschen Kraftwörter, dumm, saufen, Lummel.

Doch wir wollen lieber Ilgen und seinen Darsteller in einigen Proben selbst reden lassen; zuerst den letzteren in einer tiefgegriffenen Charakteristik. — „Indessen bin und bleibe ich der Meinung, daß in Ilgen eine durchaus poetische Natur war, die nur da, wo es auf vorwaltende Strenge des forschenden und spaltenden Gedankens und auf Pflichtübung in Alltagsgeschäften ankam, in den Hintergrund trat, aber nicht allein in seiner Beurtheilung poetischer Werke, sondern auch in seiner ganzen Auffassung der Dinge und vorzüglich da, wo er sich gehen ließ, dem nähern Beobachter fühlbar wurde. Nichts war für ihn todt; auch die gewöhnlichsten Gegenstände der leblosen Natur bewegten sich vor ihm wie lebendig und wie mit berechneter Wirksamkeit. Jeder Begriff gestaltete sich unter dem Hauche seiner Rede so, daß er Fleisch und Blut zu haben schien.“ Vgl. S. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Februar.

Nro. 18.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Ilgiana. Erinnerungen an Dr. Karl David Ilgen.

(Schluß.)

Alles, wo Ilgen sprechend angeführt wird, hat er etwas paradoxes, oft auf den ersten Anblick barockes, bizarres, tolles, aber immer mit einem tiefen Hintergrund, wie wenn er z. B. eine hochgebildete, von ihm hochverehrte Dame, an der er ein besonderes feines Gehör wahrnahm, mit einem „wilden Schwein“ verglich: „denn wo es auf die Strenge der Begriffsrichtigkeit ankommt, entgegnete er, da sind alle Einwendungen der Aesthetik Narrenspößen. Es giebt kein anderes Gleichniß, das den Begriff einer großen Gehörsfeinheit ebenso anschaulich machen könnte, wie das Gleichniß, dessen ich nie aufhören werde mich zu bedienen. Das wilde Schwein hat nun einmal das feinste Gehör in der ganzen animalischen Schöpfung. Das müssen mir die Naturforscher bezeugen. Uebrigens liebt und vertheidigt die wilde Sau ihre Zungen und so darf keine Dame, die Mutter ist, sich der Vergleichung schämen.“

S. 59 hören wir ihn behaupten: „Es giebt nichts musikalischeres als den Hund, aber er ist in der Musik mehr Theoretiker und Kritiker als ausübender Künstler,“ und nachdem dies mit launigem Ernst ausgeführt ist, heißt es weiter: „Das Heulen ist die Lyrik des Hundes. Es drückt sich darin, wenn er vor der Musik flieht, das Elegischklagende des Nervenleidenden aus, der sich den schönsten Genuß versagen muß, weil der musikalische Vortrag

eine überwältigende Stärke für ihn hat.“ Und am Schluß: „Genug, wie das Wellen der prosaische und oratorische, so ist das Heulen der poetische und musikalische Ausdruck des Hundes.“

Als Philologen lernt man Ilgen aus diesen Bogen gar nicht, als Schulmann und Lehrer nur wenig kennen, desto mehr als geistreichen Gesellschaftler und als mehr oder minder populären Lebensphilosophen — obschon er vor allem als Schulmeister angesehen sein wollte, als altmodischer „Rector der Schule zu Pforte“ und nicht als moderner „Director des Gymnasiums zu Schulpforte,“ wie ihn die preussische Staatszeitung lieber nannte. Doch giebt der Verf. S. 64 auch ein Beispiel, in welcher Form Ilgen seinen Schülern den Begriff des Tragischen beizubringen suchte. Schade, daß dieser Aufsatz zur vollständigen Mittheilung zu ausführlich, einer Abkürzung aber nicht fähig ist. Wir machen jedoch die Leser des Büchleins auf ihn besonders aufmerksam, weil er theils Ilgen's Redeweise und ganze Persönlichkeit höchst treu und anschaulich wiedergiebt, theils seines Humors entkleidet und in doctrinelle Form umgegossen einen durchaus richtigen Gedanken enthält. Indes muß Ref. aus seiner Erfahrung bemerken, daß auf dem Katheder Ilgen seinen Humor nur sehr selten vorwalten ließ. Seine Vorträge waren unseres Erinnerens durchaus ernst, auch wohl trocken. Alles zu seiner Zeit, mochte wohl auch hier sein Grundsatz sein.

Dagegen kann sich Ref. nicht enthalten, noch folgende beachtenswerthe Stellen zu excerptieren. S.

24. „Die Klopstockische Messiade ist gerade das Gegentheil von aller Poesie, ganz und gar das Gegentheil, ein poetischer Antichrist! Denn was ist die Aufgabe der Poesie? Durchaus keine andre, als das Irdische zu verklären. Thut aber nicht die Messiade gerade das Gegentheil? In der Messiade wird das Himmlische aus seiner Verklärung herunter auf die Erde geholt. Etwas Anderes ließ sich auch nicht thun, da aus dem gegebenen Stoffe nun einmal ein Epos gemacht werden sollte. Darum ist es unverzeihlich, wenigstens höchst beklagenswerth, daß Klopstock so viele Zeit und Mühe und so vielen Geist an dieses monströse Epos verschwendet hat, das noch dazu für das Volk unlesbar ist und von den Gebildeten nicht gelesen wird.“

Und S. 78: „Göthe ist einer von denen, die ich admire. Möge einer auch noch so Großes leisten, so kann ich ihn doch nicht admiriren, wenn er nichts Andres giebt, als das, wovon ich etwas Aehnliches in mir selbst vorfinde. — Ja, Göthe, der ist etwas, das ich admiriren muß. Seine durchaus poetische Weltanschauung ist es nicht einmal für sich allein, die ich admire, sondern hauptsächlich seine Kunst, etwas Großes und Erschütterndes oder etwas Schönes und Rührendes mit dem geringsten Aufwande von Worten so vorzuführen, daß das Bild eben so hell als vollständig und der Eindruck, den es machen soll, unwiderstehlich ist. Das ist die Kunst der Alten.“

Der Verfasser W. N. wollte anonym bleiben. Einige Vocal- und Personalkunde läßt ihn aus der „Vorbemerkung“ wohl errathen, doch fühlt Ref. keinen Beruf, ihm den selbst gewählten Schleier abzureißen.

E. Döberlein.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
K. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- Fr. Mayer, Nürnberg's Handel und Industrie mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart. Nürnberg 1852.
- E. Kottmann, Das bayerische Strafverfahren. 2. Aufl. Erlangen 1852.
- M. Ruffen, Eidgenössische Chronik, geschrieben im J. 1482, zum erstenmale herausg. von Jos. Schneller. Bern 1834.
- J. J. Altmeyer, Une Succursale du Tribunal de Sang. Brux. 1853.
- M. Gaehard, Correspondance d'Alexandre Farnèse, prince de Parme, Gouverneur général du Pays-Bas avec Philippe II. dans les années 1578 à 1581. I. partie 1578 — 1579. Bruxell. 1853.
- Baron de Gerlaeche, Essai sur le mouvement des partis en Belgique depuis 1830 jusqu'à ce jour. Brux. 1852.
- W. J. Knoop, Nederland in 1672 en 1673. Krijgskundige Beschouwingen. Hertogenbosch 1851.
- E. Moser, Der Pauperismus in Flandern. Berlin 1853.
- Recueil de pièces diplomatiques relatives aux affaires de la Hollande et de la Belgique en 1830, 1831 et 1832. Vol. 1 — 3. A la Haye 1831 — 32.
- Roisin, Franchises, lois et coutumes de la ville de Lille. Ancien manuserit. Publié avec des notes et un glossaire par Brun-Lavainne. Lille 1842.
- J. L. Schuer, Nederlands merkwaardigste gebeurtenissen. — Deel 1. 2. 3. Utrecht 1767.
- F. Stroobant, Monuments d'architecture et de sculpture en Belgique. Publiés par Marquardt. Liv. 1 — 9. Brux. 1852.
- H. W. Tydeman, Drie voordrachten over de voormalige staatspartijen in de Nederlandsehe republiek. Leiden 1849.
- J. P. van Cappelle, Bijdragen tot de geschiedenis der Nederlanden. Haarlem 1827.
- A. van Hasselt, Histoire des Belges. P. 1. 2. Brux. 1853.

- J. H. van der Palm, *Geschied-en redekunstig gedenkschrift van Nederlands herstelling in den jare 1813.* Amsterd. 1816.
- W. A. van Spaen, *Oordeelkundige inleiding tot de historie van Gelderland in 1795.* Deel 1 — 4. Utrecht 1801 — 1805.
- Henr. van Wyn, *Historische en letterkundige avondstonden.* Amsterd. 1800.
- W. Bies, *Die Urbewohner des Luxemburger Landes und ihre Religion.* Luxemb. 1852.
- Acts of the government of India for the year 1850. Lond. 1850.
- Rob. Bigsby, *Old places revised; or the antiquarian Enthusiast.* Vol. 1 — 3. Lond. 1851.
- J. Brand, *Observations on popular antiquities.* Revised edition by H. Ellis. Vol. 1 — 3. London 1841 — 42.
- John Coll. Bruce, *The Roman Wall; an historical and topographical description of the Barrier of the lower Isthmus.* 2. and enlarged edition. London 1853.
- J. H. Burton, *History of Scotland, from the revolution to the extinction of the last Jacobite insurrection (1689 — 1748).* Vol. 1. 2. London 1853.
- Publications of the Celtic Society:
 The Book of Rights. Ed. by J. O'Donovan. Dublin 1847.
 Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. I. Dubl. 1848.
 Miscellany of the Celtic Society. Ed. by J. O'Donovan. Dublin 1849.
 Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. II. Dublin 1850.
- G. Hillier, *A narrative of the attempted escapes of Charles I. from Carisbrook Castle.* Lond. 1852.
- Will. B. Jones and Ed. A. Freeman, *The History and Antiquities of St. Davids.* P. 1. London 1852.
- Lord Mahon, *History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles. 1713—1783.* Vol. I. Leipz. 1853.
- Rob. Pashley, *Pauperism and poor laws.* London 1852.
- State - Papers, Published under the authority of his Majesty's Commission. Vol. I — V. King Henry the Eighth. Part 1 — 4. Correspondence relative to Scotland and the Borders. 1473 — 1546. Vol. VI — XI. Part 5. Foreign Correspondence. 1473 — 1547. Lond. 1831 — 1852.
- C. J. E. H. d'Aguila, *Histoire des événemens mémorables du règne de Gustave III. roi de Suede, des Goths etc.* P. 1. 2. Par. 1807.
- K. Rathlef, *Skizze der orograph. und hydrograph. Verhältnisse von Liv-, Esth- und Kurland.* Reval 1853.
- Ch. de Boudon, *Lettres Lithuanienues.* Vilna 1809.
- F. A. Cox, *The Geology, Topography and Natural History of Palestine.* Lond. 1852.
- P. de Tchihatcheff, *Asie mineure. Description physique, statistique et archéologique de cette contrée.* Partie I. Par. 1853.
- U. Rathgeber, *Palästina, Land und Volk.* Langensalza 1853.
- Das serbische Volk in seiner Bedeutung für die orientalische Frage und für die europäische Civilisation. Leipzig 1853.
- Dr. R. Andree, *Nordamerika.* 2. Aufl. Bief. 1 — 7. Braunschweig 1853.
- Max Du Camp, *Egypte, Nubie, Palestine et Syrie, dessins photographiques recueillis pendant les années 1849 — 1852.* Livr. 1. 3. 4. 6. 7 — 17. Par. 1852.
- W. Hough, *Political and Military Events in British India from 1756 to 1849.* 2 Vols. Lond. 1853.
- Ch. Gottsc. Kerst, *Ueber brasilianische Zustände der Gegenwart.* Berlin 1853.
- H. M. Lange, *Het Nederlandsch Oost-Indisch Leger ter Westkust van Sumatra (1819 — 1845.)* Deel 1. 2. Nebst Karte. Hertogenbosch 1852.
- Th. Niebhausen, *Die vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben.* Th. 1. Kiel 1853.
- T. Postans, *Personal observations on Sindh; the manners and customs of its inhabitants.* London 1843.
- M. D. Teunstra, *De Neger-slaven in de Kolonie Suriname.* Dordrecht 1842.
- H. Ternaux, *Bibliothèque américaine ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique.* Paris 1836.
- R. Thomassy, *De la colonisation militaire de l'Algérie.* Par. 1840.
- , *Le Maroc et ses caravanes; ou relations de la France avec cet Empire.* 2. édition. Paris 1845.
- W. Duschak, *Umriss des biblisch-talmud. Synagogen-Rechts.* Olmütz. 1853.

- J. Schnell, Das israelitische Recht in seinen Grundzügen dargestellt. Basel 1853.
- Bernardi Bivona, Elogio storico, scritto dal figlio Andrea. Palermo 1840.
- B. Boncompagni, Della vita e delle opere di Guido Bonatti, astrologo ed astronomo del secolo decimoterzo. Roma 1851.
- Lorenzo Coco-Grasso, Della vita et delle opere del prof. Franc. Ferrara. Palermo 1850.
- V. Cousin, Mad. de Longueville, nouvelles études sur les femmes illustres et par la société du commencement du dix-septième siècle. Par. 1853.
- H. Dünker, Freundesbilder aus Göthe's Leben. Studien zum Leben des Dichters. Leipzig 1853.
- Gay, Histoire de Marie-Louise d'Orléans. Vol. 1. 2. Par. 1842.
- Dr. B. Grönc, Tegel und Luther oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaßpredigers und Inquisitors Dr. J. Tegel aus dem Predigerorden. Coest 1853.
- E. Guers, Vie de Henri Pyt, Ministre de la parole de Dieu. Par. 1850.
- H. Herberger, Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe. Augsburg 1852.
- C. de Lafayette, Histoire de Madame Henriette d'Angleterre. Par. 1853.
- Ch. Lanman, The private life of Daniel Webster. Lond. 1853.
- Das Leben Adolph Schoders. Stuttg. 1853.
- J. Maurel, Le Duc de Wellington. Esquisse historique. Brux. 1853.
- Ch. Meigs, A memoir of Samuel George Morton. Philad. 1851.
- Miorcec de Kerdanet, Histoire de B. d'Argentré, législateur de la Bretagne. Brest. 1852.
- M. Lefrank, Die Zeitgenossen Friedrichs des Großen. Berlin 1853.
- M. Ch. Nisard, Les ennemis de Voltaire. Paris 1853.
- J. H. Stoequeller, The Life of Field-Marshal the Duke of Wellington. Vol. I. II. Lond. 1852.
- J. W. van Sypesteyn, Het leven en karakter van Jean Baptiste Graaf Du Monceau, Oud-Maarschalk van Holland. Hertogenbosch 1852.
- Rob. Vaughan, John de Wycliffe. A monography. Lond. 1853.
- Eug. Foreade, Études historiques. Par. 1853.

IV. Mathematica.

- Herm. Schwarz, Versuch einer Philosophie der Mathematik. Halle 1853.
- Dr. Rich. Beez, Elemente der niederen Analysis. Plauen 1853.
- J. J. Braren, Besteckbuch, enth. die Declination der Sonne von 1852 — 1864. Hamburg 1852.
- Doctrina de la vision de las relaciones de los números. T. I. Madrid 1807.
- V. Flaui, Osservazioni su' metodi proposti dall' illustre Lagrange per le curve inviluppi. Modena 1848.
- J. B. F. Liagre, Calcul des probabilités et théorie des erreurs. Brux. 1853.
- M. Poinso, Théorie des cônes circulaires roulants. Par. 1853.
- Dr. Osk. Schlömilch, Compendium der höheren Analysis. Braunschweig 1853.
- J. G. H. Swellengrebel, Neun verschiedene Coordinaten-Systeme, im Zusammenhange untersucht. Bonn 1853.
- Dr. A. Beer, Einleitung in die höhere Optik. Braunschweig 1853.
- Duhamel, Lehrbuch der analytischen Mechanik. Deutsch von Dr. H. Eggers. Revidirt .. von Dr. O. Schlömilch. T. 1. Leipz. 1853.
- J. Redtenbacher, Die Luft-Expansions-Maschine. Mannheim 1853.
- J. Stadion, Construction der Scalen-Aräometer und Alkoholometer. Heft 1. Königsberg 1853.
- E. Kopp, Kritische Blätter bes. über das neuere Bauwesen. Heft 1. Jena 1853.
- A. v. Minntoli, Der Dom zu Drontheim. Berlin 1853.
- E. Reusch, Der Spizbogen und die Grundlinien eines Maßwerkes. Mit Atlas. Stuttgart 1853.
- A. G. B. Schayes, Histoire de l'architecture en Belgique. T. I — IV. Brux. 1853.
- Aymar Verdier et Dr. Cattois, Architecture civile et domestique au moyen âge et à la renaissance. Livr. 1 — 13. Par. 1853.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Februar.

Nro. 19.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

1) In der Sitzung am 10 December 1853 hielt Herr Rector und Akademiker Halm Vortrag über den ersten Band der von ihm und Professor Baiter in Zürich besorgten kritischen Ausgabe der Ciceronischen Reden, welche den Titel trägt:

Ciceronis orationes ad codd. cet. emendaverunt J. G. Baiterus et C. Halmius.
Vol. I. Turici 1854. gr. 8.

Dieser Vortrag lautet, wie folgt:

Indem ich mich beehre der k. Akademie den ersten Band der von mir und meinem Freunde, Professor Baiter in Zürich, besorgten kritischen Ausgabe der Ciceronischen Reden vorzulegen, erlaube ich mir an diese Mittheilung einen kurzen Vortrag über den Werth und das Erträgniß der von uns neu benützten Handschriften zu knüpfen und so einen Beitrag zur Geschichte der Texteskritik der Ciceronischen Schriften zu liefern.

Außer den jetzt zur größeren Hälfte vollendeten Reden haben wir es unternommen auch die philosophischen Schriften und Fragmente mit kritischem Apparate herauszugeben. So erscheint unsere Arbeit formell als eine Fortsetzung der zweiten Drelli'schen Gesamtausgabe des Cicero, aber nicht ihrem

Wesen nach; denn erstlich ist die Art der Bearbeitung eine verschiedene, indem wir es uns zur Aufgabe gestellt haben die Varianten der bedeutendsten Handschriften zu den einzelnen Stücken vollständig mitzutheilen; ist die von uns zu schaffende Grundlage einmal gegeben, dann mag immerhin später eine kritische Ausgabe des Cicero mit einer selecta varietas an ihrem Plage sein; sodann ist das Material unserer Arbeit nicht das von Drelli gesammelte, aus dessen Nachlaß fast nicht ein einziges bisher unbenütztes Stück zu gebrauchen war; der uns zu Gebote stehende neue Apparat ist von uns allein aufgebracht und die rastlosen Bemühungen und großen Unkosten, welche das Nachforschen nach neuen besseren Quellen verursachte, sind durch sehr glückliche Erfolge belohnt worden.

Was nun zunächst die Reden betrifft, so wäre es schon ein verdienstliches Werk gewesen, auch ohne neue Hilfsmittel den unendlich zerstreuten kritischen Apparat in einer Gesamtausgabe zu vereinigen und so für den allgemeinen Gebrauch nutzbarer zu machen; durch die Eröffnung neuer Quellen ist der bisherige Apparat nicht bloß beträchtlich vermehrt, sondern auch — und das betrachte ich als das wichtigste Ergebnis unserer Forschungen — hinwiederum vermindert worden, indem zu nicht wenigen Reden durch die Benützung besserer Handschriften eine große Zahl der bis jetzt bekannten als werthlos ganz oder zum größten Theil beseitigt worden ist. Nach diesen Vorbemerkungen wende ich mich zur näheren Betrachtung des ersten vorliegenden Bandes nach der Reihenfolge der Reden.

Zur ersten Rede pro Quinctio lag außer dem großen Apparate von Keller (*Semestr'a in Ciceronem I, p. 200 sqq.*) nichts Neues von Belang vor; die Rede erscheint aber durch vier zusammenhängende Fragmente von 8 Zeilen vermehrt, die in die große Lücke am Schlusse von cap. 27 gehören. Diese Fragmente, welche auch für die Beweisführung des Redners interessanten Aufschluß gewähren, hat der Rhetor Julius Severianus erhalten. Wiewohl schon Capperonnier dazu bemerkte: „Locus hic in Cicerone non reperitur, quin ingens lacuna est, ubi Tullius probat, Sextum Naevium Quinctii bona non possedisse,“ so sind sie doch bis auf Garatoni, der auf sie zuerst in seinen unedirten *Curae secundae* hinwies, der Aufmerksamkeit der Herausgeber Ciceros durch einen unglücklichen Druckfehler in der Ausgabe von Capp. entgangen; es steht nämlich im *Index Auctorum*: 'Cicero pro Quinctio 16. 30. 41.' statt: '16. 30. 341.' Von neuen Emendationen zur Quinctiana bemerke ich §. 30 tacuissim malle, und §. 39 eum tum pudenter appellare nolebas.

Bedeutender ist der neue Apparat zur Rede pro Sex. Roscio Amerino. Zu dieser hatte man bisher nur die bekanntlich sehr mangelhaften Collationen der Oxforder Handschriften und die Auszüge von Steinmeyer aus den Pariser, von keiner besseren eine genaue Vergleichung, so daß man noch völlig im Unklaren war, welche Lesarten auf sicherer handschriftlicher Ueberlieferung beruhen. Für die neue Ausgabe wurde benützt der jetzt in Wolfenbüttel befindliche Helmstädter Codex, die doppelte (verschiedene) Abschrift der Rede in dem cod. *Salisburgensis aulicus Nr. 34* (jetzt *Monac. Lat. 15734*), die Ausgabe des Adam von Ambergau vom J. 1472, welche die Stelle einer Handschrift vertritt, endlich zu §. 1 — 25 der Bagomarsinische Apparat, aus welchem Niebuhr besonders eine Handschrift, den cod. *Medic. Plut. 48 Nr. 26* auszeichnet. Da alle Handschriften der Rede auf eine einzige zurückgehen, wie die Lücke §. 132 zeigt, und keine bekannte über das 15te Jahrh. hinausreicht, so durfte man auch von einem neuen Apparate keine wesentliche Umgestaltung der Rede erwarten; man wird aber doch finden, daß der Text durch eine

ziemliche Anzahl von kleineren Verbesserungen oder handschriftliche Bestätigung von Conjecturen ¹⁾ beträchtlich gewonnen hat. Die wichtigeren Aenderungen aus Handschriften sind: §. 11 *iudex* gestrichen und *factae sunt*, §. 16 *frequens atque in foro*, §. 31 *existat*, §. 66 *unquam* (st. *usquam*), §. 67 *commiserunt*, §. 77 *meministisne T. Roscium*, §. 86 *quaerenda causa quae adduxerit*, §. 92 *tu*, *T. Rosci*, §. 116 *atque st. atqui*, §. 118 *aut hic discipulus*, §. 128 *fiant*, *Kal. Junias* (mit Tilgung der Glosse *nimirum*), §. 133 *animi causa*, §. 145 *maxima tu uteris*, §. 148 *huius hospitiiis*, §. 150 *reddit*. Von Emendationen, die theils in den Text aufgenommen, theils in den Notizen versucht sind, erwähnen wir: §. 2 *si quis horum* (st. *si qui istorum*), §. 16 *Is cum*, §. 17 *quod sciam* gestrichen nach Garatoni in dessen unedirten *Curae secundae*, §. 25 *nobiles adlegat*, *ab legatis qui peterent*, §. 26 *nihil vor agere als Glosse zu* *lentius* gestrichen, §. 33 *mortem quae omnes cives perdiderit* nach Garat. *cur. sec.* (vgl. das ähnliche Glossem *de lege agr. II, §. 7 p. 610, 3* unserer Ausg.), §. 44 *haec a te vita rusticana relegatio* — *appellabitur?* §. 61 *aut consistere te huc ea spe venisse* mit *Hotoman*, §. 100 *alia atque alia causa*, §. 117 *potuerint* ²⁾, §. 141 *fortunasque nostras* mit Garat. *Cur. sec.* Die Rede war längst gedruckt, als ich in diesem Sommer durch die Gefälligkeit meines Freundes Dr. Otto Ribbeck eine sehr genaue Collation des oben erwähnten cod. *Medic. Plut. 48, 26* erhielt, welche die erfreuliche

1) Diese Stellen sind §. 8 *spoliis ex hoc iudicio*, §. 40 die Tilgung der Worte *patri non placebat?* und §. 54 von *cogitabat?* §. 52 *haec tu quoque*, §. 70 *a maleficio*, §. 82 *ibi quoque*, §. 112 die Umstellung *negligentia mandati*, §. 137 *isto bello ohne in*. Die meisten dieser Verbesserungen lieferte der Helmstädter Codex.

2) Diese Vermuthung bestätigt der cod. *Electoralis* (aus der churfürstlichen Bibliothek) *Monacensis Nr. 68*, dessen Benützung mir entgangen war, weil ich die Rede schon vor meiner Zurückkunft nach München ausgearbeitet habe. Er bestätigt auch §. 78 die Einsetzung von *in vor insidiis*, und die Verbesserungen *ii und iis* §§. 74 u. 122.

Genugthuung gewährte, daß der für die Ausgabe benützte Apparat in den meisten Stellen ausreichende Hilfe gebracht hat. Die Collation wird in den Zusätzen zu dem Bande der Reden erscheinen; für jetzt bemerke ich nur folgende neue beachtenswerthe Lesarten: §. 25 ne Sullam adirent (vgl. jedoch §. 110 ad Sullam legati non adierunt), §. 68 praerupta audacia, §. 77 quotidiani victus minister, §. 111 in iis, §. 129 fehlt ipsi nach mihi, was ich schon mit dem cod. Helmst. und der Ausg. v. J. 1472 hätte streichen sollen; §. 133 hat der Cod. Tiberi nach propinquum, was aber Glosse aus §. 20 scheint.

Für die Geschichte des Textes der Rede ist S. 66 bei Gelegenheit der großen Lücke ein interessantes Zeugniß mitgetheilt; wir erfahren nämlich aus dem in einem Pariser Codex 7832 enthaltenen ungedruckten Commentar des Guarini aus Verona, eines Freundes und Zeitgenossen des Poggio (die Notiz verdanke ich Hrn. Prof. Mommsen), daß auch diese Rede wie die pro Murena zu denjenigen gehört, die Poggio 'ex Gallis ad nos reportaverat.' Nach anderen Nachrichten (s. Ernesti Opusc. philol. p. 159 und bes. L. Mehus praef. ad Ambrosii Traversarii Epist. Florentiae 1759 fol. p. XXXV. sq.) waren es nur acht Reden, welche Poggio zur Zeit der Constanzener Kirchenversammlung auf seinen Reisen diesseits der Alpen aufgefunden und zuerst nach Italien zurückgebracht hat, nämlich die Reden pro Caecina, in Rullum l. II. III, in Pisonem, pro Rabirio Postumo, pro Rabirio perduellionis reo und pro Roscio Comoedo. Die Notiz Guarini's erscheint aber höchst wahrscheinlich 1) durch den Umstand, daß von den Reden pro Roscio Am. und pro Murena keine der bekannten Handschriften über das 15te Jahrh. hinausreicht; 2) dadurch, daß ein Mailänder Codex (s. das Verzeichniß der codd. Tulliani der Ambrosianischen Bibliothek in Ciceronis sex oratt. partes ineditae etc. ed. A. Mai. Mediol. 1817 p. 236), der das Zeichen hat Part. inf. C, Nr. 96, außer den 8 genannten Reden nur noch die p. Rosc. Am. und pro Murena enthält, und eben so auch der cod. Med. 48, 26, nur daß in diesem die Reden pro Murena und p. Rosc. Am.

am Schlusse stehen, während sie in dem Mailänder Cod. den Anfang bilden. Die Reihenfolge der 8 übrigen Reden ist in beiden Handschriften gleichmäßig die oben angegebene; so stehen sie auch in dem von Mehus a. a. D. p. XXXV beschriebenen Codex.³⁾ Für die Kritik dieser Reden bleibt späterer Forschung noch eine wichtige Aufgabe zu lösen übrig, daß nämlich die Originalabschrift des Poggio aufgefunden oder wenigstens ermittelt werde, welche der zahlreichen im 15. Jahrh. gemachten Abschriften unmittelbar aus der Poggianischen geflossen ist. Dies Resultat zu gewinnen reichte unser Apparat nicht hin; man erfährt aber doch in der Mehrzahl der Stellen sicher, was handschriftlich begründet und was von den ersten Editoren theils mit Glück, theils mit Willkür geändert worden ist. Aber freilich hat in diesen Reden auch schon vor dem Beginn der Drucke die Interpolation der Italiener ein starkes Spiel getrieben. Die nach jetziger Ordnung zunächst folgende von diesen Reden, die *pro Roscio Comoedo*, wird man durch die Benützung von drei Handschriften und durch die ausgezeichnete Beihilfe, die Herr Prof. Theod. Mommsen meinem Mitarbeiter

- 3) Für die Geschichte ihrer Auffindung ist noch interessant, was Mehus ebendasselbst mittheilt: *Orationes a Poggio inventae saepe memorantur in Poggii epistolis ad Niccolum. Nam in ep. 19: 'Scripsi ad Franciscum Barbarum rogans, ut mittat nobis orationes Tullii, quas habet meas' etc. Has ex monasterio Cluniacensi eruisse constat ex epistola eiusdem Poggii ad Niccolum, ubi: 'Mittas', inquit, 'mihi oro orationes Tullianas in papyro, et item illas, quas detuli ex monasterio Cluniacensi' etc. Hinc in epist. 51. eisdem Cluniacenses appellat: 'orationes meas Cluniaecenses potes mittere sine chartis et id te rogo' etc. Eine andere Notiz bei Mehus p. XXXX lautet: Valerii Flacci partem ex bibliotheca S. Galli erutam fuisse didici etiam ex codice chartaceo equitis ac senatoris Philippi Guadagni, qui post nonnullas epistolas Gasparini Bergomatis editas a cl. praesule Josepho Alexandro Furietto habet Ciceronis orationem contra L. Pisonem in senatu dictam, ad cuius calcem legitur: 'Hoc fragmentum repertum est a Poggio in monasterio S. Galli prope Constantiam XX milibus passuum una cum parte Valerii Flacci Argonauticon.'*

bei der Herausgabe leistete, wesentlich verbessert finden. Von den Verbesserungen, welche die Rede durch Conjectur gefunden hat (mehrere stehen in den Noten vorgeschlagen), hebe ich hervor: §. 7 haec indigesta, illae sunt in ordinem coniectae. §. 9 in codicem accepti et expensi relata et digesta habes. §. 12 tuarum tabularum fide (im Vertrauen auf deine Rechnungsbücher); vgl. §. 13. — sic petieris §. 19 animisque omnium absurdum — §. 22 ante quam locuples esset, semper — §. 38 testis arbiterque? tu, Piso. Tu enim Q. Roscium pro opera et labore etc. §. 44 non faciam, ne mihi detraham, cum illis exactae netatis fructum . . . retribuam. §. 45 testes compararit.

Die Fragmente der Rede *pro Tullio*, welcher Waiter zuerst ihre richtige Stellung vor den Berrinen angewiesen hat, haben durch die höchst genaue nochmalige Vergleichung der beiden Palimpsesten, die Keller angestellt hat, eine so sichere diplomatische Grundlage gewonnen, daß ihre kritische Behandlung im Verhältniß zu anderen Reden ziemlich leicht geworden ist. Doch hat sich auch hier Gelegenheit zu einer kleinen Epikrise ergeben. §. 28 ist nach meiner Verbesserung geschrieben: cum facit ipsa familia vim (st. vi) armatis coactisve hominibus, durch welche leichte Aenderung in den folgenden Worten die handschriftliche Lesart: 'cum autem rationem init, ut ea (scil. vis) fiat' gegen die Aenderung ut id fiat geschützt ist. §. 29 hat Waiter glücklich hergestellt: unde dolo malo (st. unde de dolo m.), und durch die richtige Erkenntniß dieser leichten Dittographie ⁴⁾ auch §. 30 die handschriftliche Lesart 'necesse erat te dolo malo meo vi deiectum iudicari' vollkommen gerechtfertigt. In den von Grammatikern angeführten Fragmenten wurde zuerst richtig erkannt, daß die von Macrobius und Diomedes angeführte Stelle eine und dieselbe ist, nicht zwei verschiedene Fragmente.

4) Der ordinäre Fehler hat bei Keller (Semestria p. 306) so große Gunst gefunden, daß er der einzigen richtigen Formel dolo malo sogar nur eine beschränkte Geltung gewähren will.

Die Berrinischen Reden kann ich hier übergehen, da ich in einem besonderen Vortrage (s. gelehrte Anz. 1853 Bd. I, Nro. 29 — 33) eine kurze Würdigung ihrer Quellen gegeben und ausführlich nachgewiesen habe, welche reiche Nachlese für ihre Textesberichtigung die neue Collation des Vatikanischen Palimpsests und des cod. Parisinus 7774 A, und die Benützung der Originalabschrift Niebuhrs von den Lagomarsinischen Collationen geliefert hat.

Die folgende Rede pro Fonteio ist dadurch merkwürdig, weil wir von jenem größeren Stücke, das vor Entdeckung der von Niebuhr aufgefundenen Fragmente bekannt war, noch die Urhandschrift besitzen, d. h. diejenige, aus welcher erweislich alle übrigen noch vorhandenen Abschriften herflammen. Seine genauere Collation dieser Handschr. hat Niebuhr bekanntlich in den Oratt. pro M. Fonteio etc. fragm. (Romae 1820) p. 112 sqq. herausgegeben, aber dabei absichtlich 'monstruosas scripturas, quibus nihil omnino subesse potest' übergangen. Mir stand zur Benützung eine doppelte Collation zu Gebote; 1) eine von Garatoni besorgte, die sich in seinem Nachlasse vorfand; sie ist nicht so genau als die Niebuhr'sche, bringt aber doch die von N. übersehenen Varianten §. 17 oppugnare und §. 33 a. E. malitis st. maletis; 2) die Originalcollation Niebuhr's, wie er sie an den Rand seines Handexemplars eingezeichnet hat. Aus ihrer Benützung ergab sich, daß der große Mann doch Unrecht gehabt hat, wenn er glaubte, von einem Hauptcodex sehr hohen Alters, der noch dazu die einzige Quelle des betreffenden Stückes ist, einige lectiones monstruosae übergehen zu dürfen; denn aus mehreren übergangenen ließen sich noch kleine Verbesserungen gewinnen; man vergleiche die neuen Lesarten p. 473, 4, ne quae, p. 474, 19 audienda M. Fonteius, 475, 20 Galli in M. Fonteium, 475, 25 manu M. Fonteii; 473, 6 bestätigt das Werderbniß senates die Verbesserung senatores; hingegen wird 472, 1 durch die Lesart sanctasavi die der Vulgata unsicher gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Februar.

Nro. 20.

der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht über die neue Ausgabe der Ciceronischen Reden von Waiter und Halm.

(Fortsetzung.)

Ausser diesen Stellen wurde nach den Spuren der Handschrift verbessert: p. 465, 21 ex tanto numero, 468, 12 M. Fonteio, 473, 28 si non vera, at commode sieta (vergl. p. Rose. Am. S. 54: sige aliquid- saltem commode), 475, 22 video, iudices, sed nullis etc. Aber das beste verdankt die Rede dem Hrn. Prof. Mommsen, der nicht bloß mehrere Stellen in den von Niebuhr aufgefundenen Fragmenten sicher geheilt, sondern auch die verzeifelste Stelle über den Weinzoll in Gallien cap. 5 p. 468, 15 durch eine höchst scharfsinnige Verbesserung hergestellt und in einem gelehrten Excurs S. 477 vortrefflich aufgeklärt hat.

Die nächste Rede pro Caecina gehört zu denjenigen, die Poggio zuerst wieder nach Italien gebracht hat. Sie hat sich aber auch in einer deutschen Handschriftenfamilie erhalten, nämli. in dem cod. Erfurtensis und in dem von Gruter benützten cod. Palat. 1525, der jedoch neben dem Erfurt. nur für die letzten Paragraphe der Rede, die durch einen Blätterausfall jetzt in dem Erf. fehlen, von Bedeutung ist. Die zahlreichen Handschriften von Paris, Mailand, München und Turin, die Keller zu der Rede verglichen hat (sie stammen wahr-

scheinlich alle aus der Poggianischen Abschrift), kommen neben dieser Familie wenig in Betracht; denn daß in dieser die unverfälschte Quelle der Rede, wenn auch bereits mit starken Verderbnissen erhalten ist, hat sich besonders aus den Fragmenten der Rede gezeigt, die Peyron aus einem Turiner Palimpsest herausgegeben hat. Mir ist es gelungen, von einer dritten Handschrift derselben Familie, dem bekannten cod. Tegernseensis Garatoni, zuerst eine Collation zu erwerben, die Jordan als Nachtrag zu seiner Specialausgabe der Rede herausgegeben hat. Es ist interessant zu erfahren, wie man schrittweise zur vollständigen Kunde dieser wichtigen Handschrift, die bei der Klösteraufhebung nicht mit den obigen nach München kam, gelangt ist. Die erste Notiz von ihr gab Garatoni in seinen Curae secundae zur Planciana und sodann in seiner Ausgabe der or. pro Milone, wobei man erfuhr, daß die Handschrift auch die Reden pro Caecina und pro Sulla enthalte. Die Collation dieser beiden Reden, die der Literarhistoriker Harleß für Garatoni besorgt hatte, schrieb mein Freund Hr. Prof. Theodor Mommsen in dem Garatonischen Nachlasse zu Ravenna ab, wobei sich aus demselben Codex noch zwei Fragmente von den Reden de imperio Cn. Pompei und pro Marcello vorfanden, so wie eine Collation von einem Theile der Philippischen Reden und von den Catilinarischen, ohne daß sich sicher ergab, ob auch diese aus demselben Tegernseer-Codex herkommen. Durch meine Ausgabe der Rede pro Sulla in der Weidmann'schen Sammlung, die als eine wahre editio princeps wegen der ungemein zahlreichen Verbesserungen aus dem cod. Tegerns. erscheinen darf, und durch die

Notiz, die ich in meinem Programm 'Zur Handschriftenkunde der Ciceronischen Schriften' von dem Coder gegeben habe, ist man sodann zu Anfang dieses Jahres auf die Entdeckung gekommen, daß die Originalcollation von Harleß sich in Deutschland erhalten und Garatoni nur eine, wie er ausdrücklich sagt, nicht von Harleß Hand gefertigte Abschrift bekommen hat. In den Besitz dieser Originalcollation befindet sich Hr. Dr. Woldemar Harleß in Bonn, ein Neffe des Literaturhistorikers. Sie ist am Rande der ersten Ernestischen Ausgabe eingetragen; durch ihre mit der größten Zuorkommenheit mir bewilligte Benützung war es möglich die früher erhaltene Abschrift der Collation an nicht wenigen Stellen zu berichtigen und zu ergänzen, und ich erhielt sie eben noch zeitig genug, um sie noch für die Bearbeitung der or. pro Caecina zu Grunde zu legen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich auch zuerst die Collation der Philippischen Reden⁵⁾, die aber in or. VIII, cap. 4 abbricht. Ob die Collation oder die Handschrift unvollständig und ob diese die gleiche mit jener sei, aus welcher die von anderer Hand gemachten und auch in ein anderes Exemplar eingetragenen übrigen Collationen herrühren, darüber findet sich in den Bänden nirgends eine Auskunft ertheilt. So weit war die Kenntniß des Coder vorgeschritten, als mein Freund Hr. Prof. Baiter mir vor kurzem das Blatt eines antiquarischen Kataloges von Edwin Troß in Paris mittheilte, auf dem eine Handschrift des Cicero aus dem XI. Jahrhundert ausgedoten stand, deren Inhalt es nicht bezweifeln ließ, daß es keine andere sei als die fast seit einem halben Jahrhundert verschwundene Tegernseer. In einem so eben erhaltenen Briefe meldet mir Baiter, daß er, nachdem die von ihm nach Paris geschickten Notizen und Proben von Varianten die Identität der Handschrift noch völlig constatirt hätten, er den

5) In diesen Reden gehört der Coder zu jener Handschriftenfamilie, in welcher die 5. und 6. Rede durch eine große Lücke in eine zusammen gezogen sind; er ist aber viel besser als 4 andere Handschriften derselben Familie in unserem Apparate, so daß diese jetzt wahrscheinlich ganz beseitigt werden können.

Coder in Paris habe kaufen lassen und noch zur rechten Zeit einem Engländer, der über den Ankauf der Handschrift schon in Unterhandlung stand, glücklich den Rang abgelaufen habe.⁶⁾

6) Späterer Zusatz. Der Coder ist jetzt zu dem Preise, um den ihn mein Freund erstanden hat, von der K. Hof- und Staatsbibliothek erworben worden und so der werthvolle Schatz wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Wie der Buchhändler Troß versichert, so ist er aus Ungarn nach Paris mit einer Anzahl anderer Handschriften gekommen, welche die Ursprungsorte Tegernsee, Ottebauern und Kapuziner-Kloster in Wien in den wenigen Zeichen, deren Ausfüllung man übersehen hatte, nachweisen. Ehe der Coder seinen gegenwärtigen Einband, welches der alte Tegernseer ist, erhielt, war er vollständiger; erhalten haben sich 160 Quartblätter in 20 Lagen, jede zu 8 Blätter; die letzte Lage hat jedoch die Nummer XXI, indem die Lage XIV ausgefallen und dadurch der Schluß der letzten Philippischen Rede und der größere Theil der or. de imperio Cn. Pompei verloren gegangen ist. Daß der Coder einst noch mehr als 21 Lagen enthielt, zeigt das letzte Blatt, das vollständig ausgeschrieben ist und mitten in einem Satz abbricht. So sehr auch dieser alte Verlust zu bedauern ist, so enthält der Coder doch glücklicher Weise mehr, als man nach den bisherigen Notizen erwarten durfte. Sein Inhalt ist folgender:

Pag. 2 — 57 Q. Aurelii Symmachi relationes = Symmachi epistolae X, 15 — 63. Die Briefe stehen in der Ordnung wie in den Ausgaben, mit Ausnahme von X, 51, der in dem Cod. der dritte Brief ist und auf X, 16 der Ausgaben folgt. Der letzte Brief hat die Subscriptio: QVINTI. AUR.

SYMMACHI VC. RELATIONES EXPLICITAE SVNT FELICITER.

Pag. 57 — 208 Ciceronis orationes Philippicae XIII, jedoch mit dem Anm. 5 zwischen der V. und VI. Rede bezeichneten Defect. Die XIV reicht wegen des oben angegebenen Ausfalles einer Lage bis zu den Worten: sed etiam a membris et uisceribus auertit §. 25 g. C. Keine der Reden hat weder eine Aufschrift noch eine Subscriptio.

Pag. 209 — 216 Ciceronis or. de imperio Cn. Pompei von den Worten uestris iudiciis amplificatam §. 46 g. C. bis zum Schluß. Die Sub-

Doch um zur or. pro Caecina zurückzukehren, so ist der hohe und selbständige Werth des codex Tegernseensis, den der letzte Herausgeber der Rede, Jordan in seiner Commentatio de cod. Tegerns. or. p. Caec. (Lips. 1848, 8.) allzu wenig gewürdigt hat, erst durch die vortreffliche Bearbeitung der Rede durch meinen Freund Walter in sein wahres Licht getreten. Die wichtigsten Verbesserungen, welche die Rede zum größten Theil durch die geschickte Benützung des cod. Teg. gewonnen hat, sind folgende: §. 15 cum ei praesertim pecunia . . . deberetur. §. 27 et se suos servos adduxisse — cui cognomen est Phormio — §. 30 quid causae optaret (auß quid causae optaret) — §. 55 qui modo latine sciant — §. 61 si quod erit armorum iudicium — §. 65 ad istam orationem decurrunt — §. 66 fateor haec interdictum praetoris vindicavisse nach Mommsen's Vermuthung. — §. 74 bona nobis relicta sunt und fieri non potest. §. 75 fugatumque esse constat. §. 84 Sin hunc locum fugis etc., eine eben so evidente Verbesserung aus den sicheren Spuren des Teg. als §. 87 unde Telesinus? ab urbe. — §. 86 quod

scriptio lautet: FINIT. M. T. CICERONIS DE IMPERIO . GN . POMPEII . DEFENSIO AVCTORALIS.

Pag. 216 — 242 or. pro Milone mit leerem Raum für die Aufschrift. Die Subscriptio lautet: FINIT DEFENSIO. M. TVLL CICERONIS PRO MILONE.

Pag. 242 — 266 or. p. P. Sulla ohne Aufschrift, für welche leerer Raum gelassen ist und ohne Subscriptio. Ohne größeren Absatz folgt Pag. 266 — 293 die or. pro Plancio mit leerem Raum für die Subscriptio und den Titel der nächsten Rede.

Pag. 293 — 317 pro aulo caecina, wie am Rande von der Hand des Schreibers bemerkt steht. Die Subscriptio lautet: DEFENSIO . M. TVLL CICERONIS PRO . A. CECINA EXPLICIT.

Pag. 318 — 320 pro marco marcello, wie wieder am Rande der Schreiber des Codex bemerkt hat. Auf den drei noch erhaltenen Seiten reicht die Rede bis qui vero victor pacis auctores diliget §. 15, womit die Lage XXI schließt.

ego iam antea dixi — §. 87 Id adeo sic considerate und am Ende des §. et ex quo et a quo — §. 95 adscriptisse eundem Sullam in eadem lege — §. 96 quaero de te — perspicis hoc nihil esse et fateris: qua in re primum illud concedis — §. 97 C. Cottam — §. 98 quam multam si sufferre voluissent, manere in civitate potuissent. — civis Romanus deditur — §. 103 (in den Noten) ut id non minus in hac causa laborarit, ne inique contendere aliquid quam ne dissolute relinquere videretur, eine schlagende Verbesserung Mommsen's. 7)

7) Die Nachträge die sich durch die neue Collation des cod. Teg. ergeben haben (im Ganzen kann die frühere Collation als eine genaue gelten), werden am Schlusse des zweiten Bandes erscheinen; doch können wir uns nicht enthalten, schon jetzt in der verderbtesten Stelle der Rede §. 76 die Lesart des Cod. mitzutheilen. Hier fand sich am schmalen Rande des Harleß'schen Exemplares gar keine Variante angegeben, aber auch kein sicheres Zeichen von einer Lücke des Codex; die ungemeynen Abweichungen waren vielleicht auf einem besondern Blättchen bemerkt, das verloren gegangen ist. Um den großen Vorzug, den an dieser Stelle der cod. Teg. vor dem cod. Erfurtensis hat, anschaulich zu machen, stellen wir die Varianten beider Handschriften nebeneinander:

cod. Erf.
tu res si equos uestes si uim non in cede solum sed etiam in animo libidinis nisi eruor appareat uim non esse factam iniuris delictum esse qui prohibitus sit libidinis nisi ex eo loco ubi uestigium impresserit deici neminem posse iuris retinet sententiam et acquitatem plurimum ualere oportere libidinis uerbo ac littera ius omne torqueri uos statuite recuperatores et uiliores esse uideantur.

cod. Teg.
tu res si ce uosx est esse uim non in cedes solum sed etiam in ami libidinis nisi eruor appareat. uim non esse factam. iniuris. deiectum esse qui prohibitus sit libidinis nisi ex eo loco ubi uestigium impresserit deici neminem posse. iuris rem et sententiam et acquitatem plurimum ualere oportere. libidinis uerbo ac littera ius omne intorqueri. uos statuite recuperatores ut re uoces uobis honestiores et uiliores esse uideantur.

Die Rede de imperio Cn. Pompei gehörte bereits früher zu den correctesten durch die gute Recension, welche in der deutschen Handschriftenfamilie erhalten ist. In unserer Ausgabe ist der kritische Apparat vermehrt durch die neue Collation des cod. Palat. 1525, welcher derselben Familie angehört, und des eben genannten Tegernseensis, dessen Fragment der Rede einige gute Abweichungen von dem cod. Erf. enthält.

Die folgende Rede pro Cluentio gehört zu den wenigen, zu denen man bereits in der Ausgabe von Classen einen ausreichenden Apparat besaß. Dieser wurde in der neuen Ausgabe nicht vermehrt, man wird aber doch in derselben einen beachtenswerthen Fortschritt finden, indem 1) die Haupthandschrift dieser Rede, der hiesige cod. Salisburgensis aulicus, neu verglichen wurde, wobei sich mehr Berichtigungen und Nachträge ergaben als zu erwarten stand; 2) zum erstenmale die zahlreichen Citate der Grammatiker und Rhetoren, wie wir hoffen, mit ziemlicher Vollständigkeit gesammelt, die seit Classen bekannt gewordenen Verbesserungen der Rede, besonders von Madvig, und einige gute Bemerkungen in den Curae secundae von Garatoni benützt wurden.

Zu den drei agrarischen Reden wurde außer dem cod. Erf. eine früher nicht bekannte Handschrift

Das Ergebnis dieser Varianten ist: 1) wird die meisterhafte Anordnung und Herstellung des locus conclamatus von Madvig (zu Cic. de Finibus b. et m. pag. XLIX) durchaus bestätigt; 2) die schöne Nachbesserung von Spengel (in Philologus II, 296) *rem et sententiam* liegt buchstäblich vor; 3) der Codex füllt die am Schlusse schon vermuthete Lücke aus. Künftig wird die Stelle in den Ausgaben lauten: *Juris si haec uox est, esse uim non in caede solum sed etiam in animo, libidinis, nisi cruor appareat, uim non esse factam; si iuris, deiectum esse qui prohibitus sit, libidinis, nisi ex eo loco, ubi uestigium inpresserit, deici neminem posse; si iuris, rem et sententiam et aequitatem plurimum ualere oportere, libidinis, uerbo ac littera ius omne intorqueri: uos statuite, recuperatores, utrae uoces uobis honestiores et utiliores esse uideantur.*

der deutschen Familie, ein Erlanger Codex, verglichen, ferner Varianten von 2 Handschriften derselben Familie, die Pithoeus und Torrentius excerptirt haben. Durch die Handschrift des Torrentius ist eine starke Interpolation or. II, §. 7 pag. 611, 3 sicher beseitigt worden. Da die Niebuhr'schen Auszüge aus den Lagomarsinischen Collationen sich neben diesen besseren Quellen als ziemlich nutzlos erwiesen, so schien es nicht nöthig eine Handschrift der italienischen Familie vollständig zu vergleichen. Doch soll in den Nachträgen zu dem Bande der Reden meine Collation des cod. Salisb., der an mehreren Stellen Verbesserungen giebt, die man erst in jüngster Zeit gemacht hat (wie z. B. or. II, §. 95 *nata est arrogantia*), veröffentlicht werden. Ich hätte den Codex während der Correctur der Druckbogen verglichen, wäre nicht die Rede gerade in einer Zeit gedruckt worden, zu der ich auf einer Ferienreise begriffen war.

Ganz ausreichend erscheint der neue Apparat zur Rede pro C. Rabirio perduellionis reo, zu welcher Niebuhr die Lagomarsinischen Collationen vollständig abgeschrieben hat, wodurch es möglich wurde, die Varianten von 14 Handschriften mitzutheilen, deren gegenseitige Abweichungen jedoch, da alle aus der Poggianischen Abschrift stammen, nicht bedeutend sind. Allein es konnten doch, so klein der erhaltene Theil der Rede ist, an 14 Stellen Lesarten der ersten Dreilischen Ausgabe beseitigt werden, die zum größten Theile aller handschriftlichen Begründung ermangelten.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Februar.

Nro. 21.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht über die neue Ausgabe der Ciceronischen
Reden von Baiter und Halm.

(Schluß.)

Diese Stellen sind §. 2 das vierfache cum mit folgendem tum vero, §. 5 salus (st. et salus), §. 7 aut de tabulario, §. 8 concurrerint, §. 9 ab Labieno, §. 10 hoc quod ille, §. 13 crudelitate inaudita, §. 21 perditus morbo, §. 23 de se esse, §. 26 periculum capitis, §. 31 ex his omnibus und omnes hi; §. 4 laß man bisher nihil aliud quam ut; aber quam ist nur falsche Ergänzung, da quam in den Handschr. fehlt und vielmehr nisi vor ut ausgefallen ist. ⁸⁾ §. 28 fehlt in den

8) Die Verbindung nihil aliud quam ist schwerlich Ciceronisch. Hand, dem diese Stelle entgangen ist, führt im Tursellinus IV, 244 zwei Stellen aus Cicero an, de imp. Cn. Pomp. §. 64. wo jetzt aus den 3 besten Handschr. (dem Erf. Tegerns. u. Pal. 1525) nihil aliud nisi hergestellt ist, und de Legibus I, §. 25, wo Bake die Vulgata nihil aliud quam in se perfecta nach den Spuren der besten Quellen (nihil aliud in se perf.) richtig in nihil aliud nisi perfecta verbessert hat. Damit fallen die exträrräumten feinen Unterschiede der beiden Phrasen in ihr nichts zusammen. Vgl. auch Cic. Tuseul. I, §. 57 ut discere nihil aliud sit nisi recordari, wo geringere Handschr. auch wieder quam haben.

Handschr. es nach ignarus; es war, wie die rhetorische Wortstellung verlangt, nach hospes einzusetzen. Eine schöne Verbesserung bot der codex Torrentii §. 10, wo er statt des zweiten utinam vorzüglich ut hat; aber noch treffender ist §. 20 die Verbesserung Mommsens, der in den Spuren der besten Ueberlieferung ex ede sui ancus sehr scharfsinnig die richtige Lesart ex aede Saneus erkannt hat, während die Herausgeber zwischen ex aedificiis und ex aedibus sacris schwankten.

Die meiste Arbeit haben die Catilinarischen Reden verursacht, da zu denselben ein überaus reicher Apparat zu Gebote stand; es wurde außer den früher nicht bekannten Collationen von Lagomarsini, der 25 Handschriften, worunter mehrere vorzügliche benützt hat, noch 12 andere neu verglichen, jedoch für die Ausgabe die vollständige Mittheilung des Apparates auf 19 Handschriften beschränkt. Für die Verbesserung dieser Reden ist in der letzten Zeit vieles geschehen, zumal nachdem Steinmeyer zuerst den hiesigen cod. Tegernseensis und Salisburgensis S. Petri benützt, aber nach seiner verkehrten Manier aus denselben nur eine selecta varietas bekannt gemacht hatte; hingegen hat man anderseits auch wieder starke Rückschritte gemacht, indem man sich durch die glänzende Verbesserung, welche der cod. Teg. II, §. 27 durch die Lesart conivere possunt (st. consulere sibi possunt) lieferte, blenden ließ und dieser sehr stark interpolirten Handschrift ein zu großes Gewicht für die Recension des Textes eingeräumt hat. Von diesem Irrthum hat sich Madvig allein frei gehalten, der in seinen Opuscula academica II, 334 richtig den Satz hin-

stellte: *Omninoque intelligetur, principatum in his orationibus potius ad Salisburgensem et Coloniensem videri deferendum esse quam ad Tegernseensem.* Von keiner Handschrift dieser Familie, welche an nicht wenigen entscheidenden Stellen allein die richtige Lesart erhalten hat, hatte man bis jetzt eine vollständige Collation, sondern nur Auszüge aus dem jetzt verlorenen cod. Coloniensis, dem oben erwähnten Salzburger, sodann aus einem cod. C. Stephani und den Handschriften Lambins, der noch die meisten Lesarten dieser reinsten Quelle mitgetheilt hat (sie stehen besonders am Rande der späteren Ausgaben z. B. von 1581 u. 1584); der neue Apparat bringt zum erstenmal die vollständige Collation von 7 Handschriften dieser Familie, von 3 Münchnern und 4 Lagomarsinischen (Nro. 10. 50. 57 u. 62), unter denen der cod. Medicus Plut. 45, 2 (= Lag. Nro. 62) an nicht wenigen Stellen noch besser als die übrigen erscheint, so daß eine ganz verlässige Collation dieser so wichtigen Handschrift noch ein dringendes Bedürfnis ist, um mit der Recension dieser Rede zu einem gewissen Abschluß zu gelangen. Daß schon jetzt ein bedeutender Fortschritt geschehen ist, werden billige Beurtheiler, wenn sie den neuen Text mit dem der nächsten Vorgänger vergleichen, nicht in Abrede stellen.

Auch für die letzte Rede, welche der Band enthält, die *pro Murena*, ist der neue Apparat ziemlich reichhaltig. Er besteht aus 2 Münchner Handschriften, dem cod. Salisburg. aulicus und Electoralis und dem cod. Helmstadtensis in Wolfenbüttel, und aus Auszügen aus den Lagomarsinischen Collationen, in welchen wenigstens über die schlimmsten Stellen der ziemlich verderbten Rede Aufschluß erteilt wird. Ein glücklicher Zufall fügte, daß von meinen drei Handschriften der Salisb. dem cod. Lagom. 9, den Niebuhr (f. Kleine histor. und philol. Schriften II, 220) unter den Lagomarsinischen für besonders bemerkenswerth hält, am nächsten steht, während der Helmst. offenbar der gleichen Quelle, wie der von Lambin benützte cod. St. Victoris, angehört. Dem Helmstädter Codex wurde, da er unter den vollständig bekannten als derjenige erscheint, der von der italienischen Interpolation noch am mei-

sten frei geblieben ist und trotz seiner vielen Fehler und Nachlässigkeiten an nicht wenigen Stellen eine reinere Ueberslieferung als andere Handschriften aufweist⁹⁾, in der Recension des Textes das meiste Gewicht beigelegt und auf seine Autorität allein mehrere neue Lesarten aufgenommen. Die wichtigsten Aenderungen aus Handschriften sind: §. 1 mihi fidei magistratuique meo — §. 6 ex urbe expulisse — §. 8 quod ab eo — §. 9 nostros etiam (ohne rivulos) — §. 11 aut hostes — §. 12 etiam vor solum gestrichen — §. 13 circumspicere — §. 20 loquor — §. 21 cum his qui in foro habitant — §. 25 und §. 26 promulgata st. pervulgata — §. 30 Sulpicii und §. 32 regem in Klammern — §. 34 vita tanti existimata est — §. 41 militaris suffragatio urbanae — c. 20, §. 41 Huius sars — §. 47 haec vor quis tulit gestrichen — §. 51 si ita de se meritum esset — §. 58 quanta in imperio — §. 60 patitur — §. 61 in imperita multitudine — praecepta huius modi — §. 67 locus tributus — §. 70 bonis viris et beneficiis — §. 74 praeter eorum suffragium — §. 72 hae conquestiones (statt des sinnlosen quaestiones) — §. 83 summum furorem¹⁰⁾. Es ist zu wünschen, daß auch die theils in den Text aufgenommenen theils in den Anmerkungen vorgeschlagenen Conjecturen, worunter wieder mehrere sehr glückliche von Mommsen sind, wenigstens zum Theil als eben so treffende Verbesserungen des Textes erscheinen mögen.

Aus dieser Uebersicht über unsere Leistungen in dem ersten vorliegenden Bande wird, welches Urtheil

9) Vgl. die Varianten zu p. 717, 1; 726, 23; 735, 30; 742, 6; 744, 27; 745, 1; 749, 25; die alte Schreibart poenierim und poenivi p. 742, 26. So war vielleicht auch p. 721, 28 ut in eius vita anzunehmen, und p. 736, 25 der alte Ausdruck die posterii (vgl. Gellii Noctes att. X, 24) zu beachten.

10) Uebersetzt wurde das Citat des Scholiasten zum Lucanus VI, 144: merebat] militabat, ut ait Cicero: meruisses (st. meruisse) vero in eo bello quod tum pop. Rom., i. e. militasses, wodurch stipendia §. 12 p. 721, 7 als Glossie verdächtigt wird.

auch immer über die Benützung der neuen Quellen für die Verbesserung des Textes erfolgen wird, doch sicherlich das anerkannt werden, daß ein viel verlässigeres Fundament für das Studium der Ciceronischen Reden und ihre Ausbeutung für grammatische Zwecke nunmehr gegeben ist, als man bis jetzt gehabt hat. Man würde jedoch irren, wenn man den Werth unseres kritischen Apparates für die Reden nach dem ersten Bande abschätzen wollte. Für die Verbesserung dieser ersten Hälfte der Reden lagen nur einige Handschriften von sehr hohem Werthe vor: die neue Collation des Palimpsests der Berrinen, der cod. Paris. 7774, A zur or. IV et V in Verrem, der Tegernseensis zur or. pro Caecina und mehrere Handschriften der Cäsilianischen Reden. Hingegen besitzen wir für den zweiten Band zu weit mehreren Reden Handschriften vom ersten Range, nämlich den cod. Parisinus No. 7794 zu 10 Reden ¹¹⁾ und zu den nämlichen den cod. Bruxellensis Nr. 5345, den Tegerns. zu den Reden pro Sulla, p. Plancio und pro Milone, den cod. Palatinus 1525 (= Pal. nonus Gruteri) zur or. pro Sulla, einen vorzüglichen Codex Oehlerianus zur or. pro Deiotaro, endlich zu den philippischen Reden den cod. Tegerns. und eine neue Collation des Hauptcodex, des Vaticanus, die alle früheren an Genauigkeit weit übertrifft ¹²⁾.

11) Vgl. über diesen meinen Aufsatz 'Interpolationen in Ciceronischen Reden aus dem codex Parisinus No. 7794 nachgewiesen' im Rheinischen Museum für Philologie N. F. Bd. IX, S. 321 ff.

12) Dieser Codex ist bekanntlich bereits von drei bedeutenden älteren Gelehrten, Jaernius, Muretius und Varatoni benützt worden. Allein man war bis jetzt an vielen Stellen über die wirkliche Lesart des Cod. in Zweifel, zumal nachdem Varatoni an nicht wenigen Stellen, wo Jaernius oder Muret die Lesart des Codex wiedergaben, ohne irgend eine Bemerkung die Vulgata beibehalten hat. Durch die neue Collation, die ich meinen Freunden Dr. Bursian und Dr. Otto Ribbeck verdanke, ist nicht bloß in diesen zweifelhaften Stellen die wahre Lesart des ungemein werthvollen Codex constatirt worden, sondern es ward auch eine hübsche Anzahl neuer Lesarten zu Tage ge-

Nicht minder reichhaltig ist unser Apparat für

fördert, die zur Verbesserung dieser Reden vortrefflichen Vorschub leisten. Um eine Probe zu geben, setzen wir aus der kleinen ersten Rede die theils constatirten unsicheren Lesarten, theils ganz neuen bei: Phil. I, §. 2 a. E. stehen die Worte *commentaris reperiebatur summa*, über welche auch die übrigen Handschr. sehr abweichen, in dem Cod. auf Rasur. — §. 5 *afuisset* — *minitarentur* (st. *minarentur*) — *et incarios* viell. *aus* et in *ncarios* — §. 6 fehlt *et* vor in *contionibus* — §. 8 *ex* is, woraus *ex* iis zu verbessern ist, wie der cod. Teg. hat, dann fehlt M. vor *Antonii* — §. 9 *deuectus* *seduectus* corr. in *seduectus* — *non* posset ist von zweiter Hand ergänzt. — §. 10 *id* enim] *inde* enim — *nec* enim, wie auch or. II, §. 4 — §. 13 in *re publica inducerentur* — *adversus* rem publicam (so ausgeschrieben) — §. 15 *et* ago et habeo *Pisoni* — §. 16 *uellem* *adessem* *antonius* von erster Hand, woraus *vellem* *adesset* M. *Antonius* zu verbessern ist. — §. 17 *sed* is *temporibus* — §. 18 fehlt vor *Pompei* das *Pränomen* Cn., ganz richtig, weil es auch vorher heißt: *quaere* *acta* *Gracchi* und *quaere* *Sullae*, und sodann: *de* *Caesare* *ipso* *si* *quaereret* etc. — §. 19 *videntur* *vobis* *posse* *Caesaris* *acta* *servari* — §. 20 *at* *quae* *ista* *tertia* *decuria* *ohne* *est* — §. 21 hat der Cod. von erster Hand: *ut* *et* *de* *vi* *et* *maiestates* *damnati*, wozu zu schreiben ist: *ut* *et* *de* *vi* *et* *maiestatis* *damnati*, vgl. §. 23: *ei* *qui* *de* *vi*, *item* *qui* *maiestatis* *damnatus* *sit* (auch hier hat der cod. Vat. *maiestates*). Nach diesen zwei Stellen erscheint auch §. 22 die *Vulgata* unsicher: *quaestionibus* *de* *vi* *et* *de* *maiestate* *sublatis*; denn da der Vat. das zweite *de* ausläßt, so hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß auch hier *de* *vi* *et* *maiestatis* herzustellen ist — §. 22 *quid* *est* *aliud* *hortari* — §. 25 *ac* *de* *his* *tamen* *legibus*, ganz richtig statt der *Vulg.* *de* *iis* — *tribunus* *plebi* — *antiqua* *ac* *stulta* — §. 27 *quipiam* — *habere* *eundem* *iratum* — §. 29 *utriusque* *vestrum* *errorem* *reticere* — das *sinulose* *ea* *vor* *est* *autem* *gloria* *ist*, wie schon *Jaernius* bemerkt hat, *Zusatz* von späterer Hand — §. 30 in *his* *rebus* — *offensis* *significarent* *beneficio*, viell. *aus* *offensi* *se* *significarent* *benef.* — §. 31 *potuisti* *aequo* *animo* — §. 33 hat der Cod. *num* *te*, *cum* *haec* *pro* *salute* *rei* *publ.* *tanta* *gessisses*, *fortunae* *tuae*, *num* *amplitudinis*, *num* *claritatis* *penituit*, ohne *num* *gloriae* nach *claritatis*, was ganz sicher eine *Glosse* von *num* *claritatis*

die philosophischen Schriften¹³⁾ und kann für diese fast als vollständig erscheinen, da er die ältesten der bekannten Handschriften bis auf wenige Stücke in neuen Collationen umfaßt; man darf aber von der Bearbeitung dieser Schriften bei weitem nicht so bedeutende neue Resultate erwarten, weil bei der Mehrzahl derselben, wie in den *Academica*, den *Büchern de natura deorum, de divinatione, de fato, de legibus*, im *Timaeus* alle erhaltenen Handschriften auf einen einzigen schon ziemlich verderbten und lückenhaften Urcodex zurückweisen, so daß auch die ältesten Handschriften nur selten in den schadhaftesten Stellen eine sichere Anshilfe darbieten. Doch wird es immer manigfachen Gewinn bringen, von der ältesten Ueberlieferung genaue und sichere Kunde zu erhalten.

2) In derselben Sitzung wurde die Angelegenheit des auswärtigen Mitgliedes Hrn. Professors Spiegel wegen weiterer Unterstützung der Herausgabe des *Zendavesta* gutachtlich beschieden und der Allerhöchsten Stelle dringend empfohlen.

Außer den schon früher dafür entwickelten Gründen wurde noch angeführt, daß der erste Band dieses Werkes in der gelehrten Welt den verdienten Beifall gefunden hat, zugleich aber auch ein Mi-

ist, indem dieses Glied nach dem Kräftigen *num amplitudinis, num claritatis* überaus matt nachhinkt, ohne eine neue Gedankenschattierung einzubringen. — §. 33 *invidiosum et detestabile* — §. 34 *illi ipsi* — *utinam m. antoni* — §. 35 *quisquam esse etc.*

13) Seit Erscheinung meines Programmes über die Ciceronischen Handschriften haben wir noch für die philosophischen Schriften erworben eine vollständige Collation des *Vindobonensis* (cod. Lat. No. 189), des *cod. Leidensis Vossianus* No. 84 und 86, des *Leidensis* No. 118, und eines Würzburger Codex der *Officia* aus dem X. Jahrh.

val in der Person des Professors Westergaard in Kopenhagen aufgetreten ist, so daß, wenn unserm Mitgliede die weitere Bearbeitung der *Zendavesta* nicht ermöglicht werde, der Ruhm der ersten Ausgabe dieses wichtigen Religionswerkes von Deutschland auf Dänemark übergehen würde.

Der deshalb an Seine Majestät gestellte Antrag wurde durch königliches Rescript vom 20. Januar l. J. nach dem Gutachten der Classe beschieden.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Januar 1854.

(Fortsetzung.)

Von dem Verein für heilige Geschichte und Landes-Cultur in Kassel:

Zeitschrift. Bd. VI. Heft 2. Kassel 1853. 8.

Von dem Herrn J. W. Schmitz in Köln:

Das Geheimniß der Farben. Köln 1853. 8.

Von dem Instituto historico e geographico do Brazil in Rio de Janeiro:

Revista trimensal. Tom. XV. No. 5 — 8. Rio de Janeiro 1852. 8.

Von dem Hrn. Ad. Köllner in Wiesbaden:

Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Bolanden und Stauf. Wiesbaden 1854. 8.

Von dem Hrn. F. H. von Hagen in Berlin:

Neues Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. 10 Band. Berlin 1853. 8.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Februar.

Nro. 22.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Gregory-Gerding's organische Chemie, oder kurzes Handbuch der organischen Chemie nach der dritten Auflage der *Outlines of organic Chemistry*. Von Dr. med. W. Gregory, Professor der Chemie an der Universität Edinburgh. Frei bearbeitet mit zahlreichen Zusätzen von Dr. Th. Gerding. Zweite Lieferung. Braunschweig 1854.

In diesen Blättern Nr. 75 haben wir schon früher die erste Lieferung des genannten vorzüglichen Handbuches der organischen Chemie besprochen. Wie es von dem unermüdeten Fleiße des Herrn Bearbeiters vorauszu sehen war, liegt uns nach kurzer Zeit jetzt schon die zweite reichhaltige Lieferung vor, welcher nach einer hoffentlich nicht zu langen Unterbrechung die dritte und Schlußlieferung folgen soll. Ein in Abtheilungen erscheinendes Werk gewinnt stets in hohem Grade, wenn dessen einzelne Theile nicht durch große Zwischenräume von einander getrennt werden, und wir sind deshalb schon von vornherein Hrn. Dr. Gerding zum Danke verpflichtet, daß er ungeachtet seiner so manigfaltigen in Anspruch genommenen Thätigkeit als Gelehrter und Lehrer, dem raschen Vorschreiten und der Vollendung dieses Werkes unausgesetzt Zeit und Mühe gewidmet hat.

Die vorliegende Lieferung trägt noch mehr den Charakter der Selbstständigkeit an sich, welche der Arbeit durch den Hrn. Uebersetzer verliehen worden ist. Die Vergleichung mit dem englischen Original

ergiebt die bedeutendsten Erweiterungen; sowohl die Methyloverbindungen, als auch die Acetyl- und Amylverbindungen (namentlich mit Metallen), besonders aber die organischen Säuren, die Fette und Farbstoffe haben eine fast gänzliche Umarbeitung und die wesentlichsten Bereicherungen erfahren.

Zur Hereinziehung der Technik hat sich dem Bearbeiter in dieser zweiten Lieferung noch reichere Gelegenheit geboten. Die Schnellseiffabrication, die dem Techniker wichtigsten essigsauren Salze, die essigsaure Thonerde, der Grünspan, das Schweinfurter Grün &c. sind in besonderen von dem Hrn. Bearbeiter herrührenden Zusätzen in Beziehung ihrer praktischen Bedeutung ausführlich behandelt. Die dem Werke angefügte Tabelle der Radicale und ihrer Ableitungen, welche die Grundlagen der homologen Reihen bilden, gewähren nicht nur einen klaren Ueberblick über die zahlreichen organischen Verbindungen, sondern entwerfen überhaupt ein anschauliches Bild von der großen Manigfaltigkeit in der organischen Chemie.

Die fetten und ätherischen Oele, die Harze und die Farbstoffe, mit deren Einleitung diese Lieferung abschließt, sind nicht nur vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus in entsprechender Weise abgehandelt, sondern durch werthvolle praktische Zusätze ist dem Leser auch die Einsicht in ihre Anwendungen gewährt.

Ohne einer speziellen Besprechung des Werkes, welche wir uns nach dessen Vollendung mit dem Erscheinen der letzten Lieferung vorbehalten, vorgreifen zu wollen, darf hier schon vorläufig erwähnt werden,

daß Hr. Dr. Gerding ein sehr wesentliches Verdienst in der Bearbeitung zuzuschreiben ist, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir mit vollster Ueberzeugung hervorheben, daß Hr. Dr. Gerding wohl im Ganzen eben so viel zur gelungenen Ausführung des großen Thema's beitrug, als der englische Verfasser selbst.

Aug. Vogel jun.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica. Gottingae, sumptibus Dieterichianis. 1852. 4.

Die Kenntniß der Pflanzenarten, obgleich von der physiologischen Richtung der neueren Zeit in den Hintergrund gedrängt, ist und bleibt doch in der Botanik ein ebenso wichtiges Erforderniß, als in der Literatur die Kenntniß der Sprache. Zu tabeln war nur die Einseitigkeit, mit der in früherer Zeit diese Kenntniß betrieben wurde, und zwar größtentheils von Unberuhenen, deren Fähigkeit keineswegs geeignet war die Natur zu interpretieren. Im Ganzen genommen sind die Typen scharf genug ausgedrückt, um gesunder Fassungskraft verständlich zu sein. Einzelne Gattungen machen indeß Ausnahmen. Es giebt wohl keine, die da mehr Schwierigkeit dargeboten hätte, als die Gattung Hieracium. Obgleich von jeder Gegenstand sorgfältiger Bearbeitung selbst von Seiten der gründlichsten Forscher, wie eines Gaudin, Willars, Frölich, Tausch, F. und E. H. Schulz, Koch, blieb sie doch immer ein räthselhaftes Labyrinth von Formen, geeignet die Existenz des Speciesbegriffes in Zweifel zu stellen. In neuerer Zeit hat der Schwede E. Fries eine vortreffliche Monographie der ganzen Gattung geliefert: „Symbolae ad historiam Hieraciorum. Upsalae 1848. 4.“, reich an scharfsinnigen Unterscheidungen und sorgfältigen Beobachtungen, die er während vierzig Jahren auf diesen Gegenstand gerichtet. Er bringt den Grundsatz in Anwendung: „species dabit characterem nec character speciem.“

Die Existenz von Uebergängen artlich unterschiedener Formen unter sich war ihm wohl bekannt: doch spricht er sich ebenso entschieden gegen die Annahme von Bastardbildungen (Symb. p. XXXII.) als für die Geltung des Speciesbegriffes in der genannten Gattung aus.

Vier Jahre später erschien das oben angezeigte Werk von Grisebach, welches bloß die europäischen Arten von Hieracium umfaßt. Dem Verf. stand der Vortheil großer Reisen zu Gebote. Zugleich faßte er die Art nicht bloß descriptiv, sondern auch pflanzengeographisch auf. Auch er ist gegen die Annahme von Bastardbildung. Er ändert einiges an der Behandlung der Arten, giebt seiner Darstellung eine neue Reihenfolge und trennt Hieracium staticifolium Vill. und H. inybaceum als besondere Gattungen von Hieracium.

Der Recensent hatte Gelegenheit, sich mit dieser Gattung, ihrem Formenreichtum und ihrer natürlichen Verbreitung gleichfalls auf Reisen durch eigene Anschauung bekannt zu machen. Er muß bekennen, daß seiner unbefangenen Anschauungsweise stets das Dasein von Bastardbildungen als Erklärungsgrund von räthselhaften Zwischenformen befriedigend an die Hand trat. Die Schwierigkeiten fanden sich erst, als er später es versuchte, die von ihm gesammelten Arten in Beziehungen zu bringen mit den in den Werken beschriebenen. Das Mißlingen dieser Bemühungen veranlaßte ihn, sich authentische Aufklärung von den Autoren selbst zu verschaffen.

Sowohl E. Fries als Grisebach haben mit ausgezeichneter Liberalität die Bestimmung der vom Rec. in Südbayern gesammelten und dem Herbarium holicum der k. Akademie zu München einverleibten Hieracien übernommen, und dadurch dieser Sammlung einen unschätzbaren Werth verschafft. Dem Rec. aber diente diese Bestimmung als feste Grundlage seines Urtheils über den Werth der Arten und der Kennzeichen in dieser Gattung, wofür er den verehrten Männern der Wissenschaft seinen Dank hier öffentlich ausdrückt.

Auf die Autorität dieser Bestimmungen gestützt, war es ihm möglich ein sicheres Urtheil über den

Artenwerth der in Südbayern vorkommenden Formen zu bilden. Er kam zu dem Resultate, daß die wenigsten der von den Autoren angewendeten Unterscheidungsmerkmale bei allen Arten von gleicher Haltbarkeit sind, daß Merkmale, die zur Unterscheidung einer Art dienen, bei einer andern ganz unwesentlich sind, daß zwischen vielen und zwar unzweifelhaft verschiedenen Arten zwar zahlreiche, jedoch in auffallend regelmäßigen Combinationen wiederkehrende Uebergänge vorkommen, und endlich, daß bei diesen Formenübergängen sich weniger der Einfluß des Bodens und Klimas, als vielmehr das gleichzeitige Auftreten bestimmter Arten sich bemerkbar machte, so daß ihm nun die Wahl gelassen scheint, entweder z. B. *Hieracium villosum* und *glaucum*, *vulgatum* und *glaucum* und somit auch *H. villosum* und *vulgatum* als geschiedene Arten zu leugnen oder anzunehmen, daß Bastardbildungen bei solchen *Hieracien* existieren *). Noch ist zwar der Nachweis derselben auf experimentalem Wege nicht begründet, aber ebensowenig können auch Arten als begründet gelten, deren gedruckte Diagnosen von so zahlreichen Ausnahmen unsicher gemacht werden.

Möge es gestattet sein, die dahin gerichteten eigenen Beobachtungen zu der Kritik des in Rede stehenden Werkes in der selbstständigen Form einer Monographie der südbayerischen Arten der Gattung *Hieracium* hier aufzuführen.

Hieracium L.

Sectio I. Pilosellae. *Hieracium scupiflora*, *mon-oligocephalu stoloniferu*, *scupo aphylo*, *foliis integerrimis aut obsolete denticulatis*. *Plerisque pili glanduliferi*.

1. *Hieracium pilosellaeforme* Hoppe: *rhizomate repente hypogeo*, *stolonibus abbreviatis rosulatofoliatis*, *involucris squamis lanceolatis acutis manifeste imbricatis*, *exterioribus ovatis*.

H. pilosellaeforme Hoppe. Griseb. Comment. pag. 4.

*) Schon Koch hat diese Alternative gestellt in Bezug auf *Hier. glaucum*, *bupleuroides*, *glabratum* und *villosum*. Regensb. Flora. 1830. S. 150.

H. Pilosella L. 2. Hoppeanum Koch. Synopsis.

H. algoicum Fröl. Herbar. monacense.

Auf Haiden in der Ebene auf Rieß (Lechfeld, Garchinghaide); in den Alpen auf lehmigen und mergeligem Boden an Grasabhängen zerstreut, häufiger im Ugäu, westlich vom Lech nur am Gramer und am Krotzkopf bei Partenfischen beobachtet. Blüht auf der Ebene bei 1500' im Juli, in den Alpen bei 5000 — 6000' Ende Juli bis Mitte August.

Mit Recht hat Grisebach, wie schon B. v. Haussmann in seiner Flora von Tirol S. 529, dieser Art ihren Specieswerth wieder hergestellt. Da sie sowohl auf der Haide der Niederung als auf den Alpböhen zugleich mit *H. Pilosella* angetroffen wird, kann sie keine durch standörtliche Einwirkung oder Klima erzeugte Abänderung sein. Doch stimmt die Diagnose Grisebach's nicht ganz mit unsern Exemplaren. Die *involucris squamae interiores* sind nirgends „ovatooblongae obtusae,“ sondern lanzettförmig nach spitzig, man muß sie nur von der innern Seite, die kahl ist, betrachten.

Die Unterschiede von *Pilosella* sind auffallend und standhaft. *H. pilosellaeforme* ist viel robuster, die Blätter unterseits schneeweiß, Schaft und Anthodialschuppen immer drüsig behaart; letztere von der untersten Basis an dachziegelig sich deckend, indem die inneren allmählich länger werden, während bei *H. pilosella* höchstens 2—3 mit ihren Spizen die der innersten nicht erreichen.

Zwischen den Alpenexemplaren und denen der Haide ist nur der Unterschied, daß bei letzteren die Anthodialschuppen in der Mitte Drüsenhaare haben mit gelblicher Drüse und ihr Rand gegen die schwarze Mitte minder scharf absteht. Die Alpenexemplare haben dafür kurze schwarze Haare ohne Drüsen oder mit schwarzen Drüsen. Die Schuppen sehen schön weißgerandet aus und der Rand ist filziger, wodurch die Spitze stumpf erscheint. Von der Rückseite betrachtet zeigen sie sich stets spitz.

Uebergänge in *H. Pilosella* sind nicht beobachtet.

Variert mit breiteren und schmälern Blättern. Im Münchner akad. Herbar ist ein Exemplar von Schleicher aus der Schweiz, welches hierher gehört, woran die Anthodialschuppen zottig behaart sind.

2. *Hieracium Pilosella* L.: *rhizomate epigeo*, *stolonibus longe repentibus decrescentim remote foliatis*; *involucris squamis subuniseriatis lineari-lanceolatis acutis v. acuminatis*, *extimis lanceolatis*.

Auf Haiden, Wiesen, Neubrüchen in Mooren, ent-

blößtem Boden, Ries, gemein. G. ht in unsern Alpen bis 5900'. Blüthezeit Mitte Mai bis September.

Var. *virescens* Fries Symb. p. 2. Gräben im Lauterbacherfilz bei Rosenheim 1465'.

Variirt ferner:

Scapo furcato 2—3 cephalo; Schwabing — Berchtesgaden, 1560 — 1700'; stolonibus floriferis; Berchtesgaden 1700';

anthodio *eglanduloso*, Schwabing 1560'; Simmelst im Algäu 5950'. Augsburg circa 1560';

anthodio *glandulifero*. Bilsbosen auf Gneus 960', Garching auf Haide 1450', Grünwald bei München 1900', Moorgruben im Lauterbacherfilz bei Rosenheim 1465', Berchtesgaden 1700', Spielmannsau im Algäu 2800' (var. *nigrescens* Fries), Regensburg;

foliis radicalibus rotundatis: Augsburg.

3. *Hieracium acutifolium* Vill.: stolonibus elongatis plerumque floriferis, foliis spathulato-lanceolatis acutis glaucis subtus subalbicanibus, scapo *gruculi furcato* plerumque dicephalo, rarius 1—7 cephalo, capitulis virgineis cernuis, involucriis basi *rotundato-attenuatis* canescentibus, fructiferis obovatis, squamis *subimbricatis acutis*.

H. *acutifolium* Vill. Griseb. Comment. p. 6.

H. *brachiatum* Fries. Symb. p. 11.

H. *bifurcatum* Koch ex parte sec. Griseb.

Auf entblößtem kiesigen oder kalksandigen Boden sehr selten. Auf der Baspelau, einer Donauinsel unter Passau 870' ohne andere Hieracia am 24 Mai 1852 bl. An sonnigen Abhängen hinter Biederstein selten in Gesellschaft von *H. Pilosella* 1560', Riesgrube bei Schwabing mit *H. Pilosella* und *praealtum* 1590' 19 Juni 1853 bl.

Hat dem Aussehen nach die größte Aehnlichkeit mit *H. Pilosella*, von dem es sich durch die schmälern spigen Blätter, die regelmäßige Gabeltheilung des Schaftes, die kleinern Köpfschen mit gleichfarbigen Blüten (die bei *H. Pilosella* gewöhnlich unten rothgestreift sind) unterscheidet. Vielleicht Bastard von *H. Pilosella* und *praealtum*.

Variirt: involucriorum pilis brevissimis *eglandulosis*: Biederstein;

invol. pilis brevissimis *nigris*, nonnullis *glandulosis*: Schwabing;

invol. pilis *elongatis albidis basi atris*, *glandulosis nullis*: Passau;

invol. pilis *elongatis cum glanduliferis immixtis*: Bosnien um Foinizza (*H. brachiatum* Fries in sched.);

invol. pilis *cunctis glanduliferis*: Bosnien um Travnik: (*H. brachiatum* Fries in sched.).

4. *Hieracium sphaerocephalum* Fröl.: rhizomate hypogeo breviter stolonifero, stolonibus *rosulato-foliosis*, foliis spathulato-lanceolatis acutis *concoloribus* scapo ascendente subfurcato ramis submonocephalis, capitulis *nigrovillosis eglandulosis* basi rotundatis, squamis acutiusculis.

H. *sphaerocephalum* Fröl. Fries Symb. p. 8.

H. *furcatum* Hop. Koch Synops. ed. 2. p. 510.

H. *hybridum* Chai. Griseb. Comment. p. 7.

Auf Alpenwiesen auf Mergelboden in den bayerischen Alpen ziemlich selten (in Tirol, der Schweiz u. s. w. in den primitiven Centralalpen viel häufiger). Im Algäu am hintern Seckopf SW. 6380' am 31 Juli 1852 blühend; auf der Alpe Birwang O. 5403' am 12 Juli 1852 bl.; bei Schliersee auf der rothen Wand S. 5500 — 5834' am 17 Aug. 1851 bl.; um Berchtesgaden auf den Hirschwiesen ober Trischibel. S. 5750' am 19 Aug. 1850 bl.; am Jundensee W. 5000' am 22 Aug. 1850 bl.

Variirt 1—4köpfig. Selten stehen die Köpfschen in gleicher Höhe. Die Zweige des Schaftes sind aufsteigend aufrecht. Die Behaarung der Blätter ist auf beiden Seiten mehr oder weniger langborstig, auf der Rückseite sind dazwischen sehr kleine Sternhaare. Der Schaft ist spannläng mit 1—2 meist linearen Bracteen, von unten bis oben oder bloß oben mit langen schwarzen wagrecht abstehenden Haaren besetzt, nach oben zugleich dicht mit weißen Sternhaaren und mit Drüsenhaaren. Die Köpfe fast so groß wie bei *H. Pilosella* sind von dichten langen schwarzen Haaren zottig. Die Schuppen sind meist spitzig, indeß (auf der Alpe Birwang) auch stumpflich. Die Blüten sind auf der Rückseite gewöhnlich rötlich.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. Februar.

Nro. 23.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

5. *Hieracium stoloniflorum* Waldst. et Kit.: stolonibus adscendentibus floriferis, foliis spathulato-lanceolatis acutis concoloribus, scapo rigido furcato vel fastigiato-ramoso, ramis elongatis, capitulis subcorymbosis, involucri ovatis basi *ventricosus*, squamis obtusis.

H. stoloniflorum Waldst. et Kit. Fries. Symb. p. 5. — Griseb. Comment. 6.

Auf entblößtem Boden, auf Neubrüchen, sowohl auf fleisigen Stellen als in Mooren zerstreut. Um München auf Isarkiesbeeten, um Schleißheim, Moosach, Ismaning, Biederstein u. s. w. (Gesammelt von mir, Brügger, Progel, Schwarzmann.) Zwischen 1400 und 1700'. Blüht im Juni.

Bei den meisten Exemplaren ist die Behaarung auf beiden Seiten der Blätter fleischhaarig, am Schafte sind die Haare weit abstehend. Häufig fehlen die Stolonen. Die untersten Wurzelblätter sind zur Blüthezeit meist abgestorben, wo sie erhalten sind, sind sie verkehrt eiförmig. Die Inflorescenz ist 2—12köpfig. Die Theilung des Schaftes findet meist in der Mitte statt, die Blüthenstiele werden gewöhnlich kürzer, die letztern haben oft kaum die Länge des Hüllkelchs.

Variirt: capitulis glandulosis (genuinum Fries) Biederstein, Schleißheim und Moosach in Torfstüchen, Isarkies;

capitulis eglandulosis (flagellare B. Schultz Coll. n. 46) Straßberg, Garchinghaide; ligulis subtus purpurascensibus. Biederstein.

Unterscheidet sich von H. acutifolium Vill. durch die Größe (Schafte bis 1' lang, während er bei diesem höchstens spannläng wird), den steiferen Wuchs, die gleichfarbigen Blätter, die in der Regel borstlichere Behaarung, die meist zahlreicheren Köpfschen, die an der Basis unmittelbar über dem Blüthenstiel bauchig aufgetrieben sind, die stumpfern, meist drüsigem Schuppen.

Wenn Bastard vermuthlich von H. Pilosella ♀ und praealtum ♂. Köpfschen größer als praealtum, kleiner als Pilosella. Brügger hat davon die verschiedensten Uebergänge in H. praealtum bei der Schwimmschule um München gesammelt.

Sectio II. Auricula. Hieracium scupiflora, subcymosu, stolonifera (stolones nonnunquam desunt per defectum), foliis integerrimis aut uticulatis rosulatis.

6. *Hieracium praealtum* Wimm. et Grab.: Rhizomate praemorso cum et absque stolonibus, foliis glaucis anguste spathulato-lanceolatis obtusculis aut lineari-lanceolatis acutis glabratis, scapo erecto gracili 1—3-phyllo non lactescente, cyma laxa, involucri ovato-conico basi subtruncato, squamis obtusis aut acutis.

Gemein auf Wiesen, Neckerrainen, Neubrüchen von Kiesboden, Gluckiesbeeten bis zu einer Höhe von 2450'. Juni, Juli.

Diese Art ist hauptsächlich in Ansehung der Behaarung variabel. Farbe der Anthodien bald

schwarz durch vorherrschende Drüsen, bald graugrün durch Sternhaare. Die Drüsen sind schwarz oder gelb, letzteres als *B. Bauhini* von Grisebach bestimmt.

Der Schaft kahl in Exemplaren von Regensburg 1100', Bilsbosen auf Gneusgranit 960' und Berchtesgaden 1700';

oder fleisshaarig: vom Isarkies bei München 1600', feuchten Wiesen bei Aibling an den Lößtendorferkalten 1500', Heiden an der Isarmündung bei Moos 980'.

Ebenso sind die Blätter kahl, oder mehr oder weniger behaart, fast borstig. Die Blütenstiele manchmal bloß mit Sternhaaren (Bilsbosen), manchmal bloß mit Drüsenhaaren (Berchtesgaden), meistens mit beiden zugleich. Gewöhnlich mit Stolonen, aber auch ohne solche. Oft sind die Stolonen blüthentragend. Die Anthodialschuppen sowohl sehr spitzig als ganz stumpf. — Der Schaft ist schwach gestreift.

Auf den Brachen bei Münsing zwischen Wolfraathshausen und Amerland fand ich mit ächtem *H. praealtum* und *pratense* eine Mittelform dieser beiden ohne Stolonen mit spigen Involuceralschuppen, sehr furchig gestreiftem Schaft, hellgrünen Blättern, rauher Behaarung, schwarzen zottigen Anthedien, augenscheinlich Mittelform zwischen *H. praealtum* und *pratense* und sogar diesem näher angehörend als jenem, von Grisebach als *H. praealtum* β . *auriculoides* bestimmt.

7. *Hieracium florentinum* All.: absque stolonibus, rhizomate praemorso, glabrescens, foliis lineari lanceolatis acutis glaucis concoloribus subhirsutis, scapo 1—3phylo tenui rigido, cyma laxa cincinnifera, capitulis minutis, anthodiis urceolatis.

H. florentinum All. Fries. Symb. p. 25.

H. piloselloides Vill. Koch. Griseb.

Auf Kies und Steingeröll vornehmlich in Flußbetten, z. B. in der Loifach bei Garmisch, Isar bei München, bei Berchtesgaden von Einseln in der Bischofswieserachen gefunden. Höchstes Vorkommen bei Schliersee von der Steinalpe nach dem Schelmerbergkopf *Ed.* 3736' beobachtet. Blüht im Juli und August.

Die Blätter fast fleischig, dunkel graugrün,

kahl oder mit langen Haaren. Der Schaft selten über 1' lang, dünn aber starr, manchmal schon von der Mitte an gablig getheilt, in der Regel aber erst oben verzweigt, mit 1—3 lanzettlichen zugespitzten Blättern, meist glatt bis zu den Blütenstielen, die behaart sind. Die gipfelsländigen Köpfschen von den wichtigen Auszweigungen der Dichastien weit überragt. Die Stiele wenig drüsig behaart, meist 2mal so lang als die sehr kleinen Köpfschen, mit einigen Sternhaaren und Drüsen. Die längern Schuppen zu 12—16.

Ausgezeichnet durch die kleineren Köpfschen und die regelmäßig zwifelige Inflorescenz mit wiederholter Wickelauszweigung. Indes in allen Uebergangsformen zu *H. praealtum* in Ansehung dieser Merkmale beobachtet.

8. *Hieracium floribundum* Wimm. et Grab.: stoloniferum, rhizomate repente, foliis spathulato-lanceolatis acutis glaucescentibus concoloribus utrinque glabratis margine basin versus ciliatis capitulis nigro-pilosis cymosis 3—12-floris squamis obtusis.

H. floribundum Wimm. et Grab. Fries Symb. p. 17.

Zu Moore „Hoch- und Pangerfilz“ bei Rosenheim 1458', 8 Juni 1850 im Anfang der Blüthe getroffen, von v. Spitz im bayrischen Walde gesammelt ohne nähere Angabe des Standortes.

Unsere Exemplare sind von Fries selbst als *H. floribundum* Grab. bestimmt. Koch hat die Exemplare aus dem bayrischen Wald für *H. furcatum* Hop. angesprochen.

Von *H. Auricula* durch die spigen Blätter und den einblättrigen Schaft unterschieden, von *H. praealtum* durch das lange kriechende Rhizom. Die Blätter ohne Sternhaare mit einzelnen langen Haaren. Am Schaft ein einzelnes lanzettförmiges großes Blatt. Der Schaft fleisshaarig. Blütenstiele kurz, kaum länger als das Köpfschen. Die Schuppen der Köpfschen sind gleichfarbig dunkel, fast spitzig (Pangerfilz) oder ganz stumpf mit einem schmalen lichten Rand (bayr. Matb). Die Inflorescenz 3blüthig (bayr. M.) bis 10blüthig (Pangerfilz). Die Höhe des Schaftes gegen Fuß lang.

Vielleicht Bastard von *H. Auricula* ♀ und *praealtum* ♂.

9. *Hieracium Auricula* L.: soboliferum et stoloniferum, foliis concoloribus glaucis spatulatis rotundatis glabratis basi ciliatis, scapo aphylo erecto gracili simplici rarius furcato, capitulis paucis 1—5 *subcymosis minoribus* glabriusculis squamis obtusis.

H. Auricula Fries Symb. p. 11.

Auf Wiesen, Haiden, Begrändern, steinigen Orten, Entblösungen, Renbrüchen gemein, bis in die Alpen, bis 6100'. Ende Mai, Juni.

Die Stolonen immer mit an Größe abnehmenden stumpf spatelförmigen Blättern besetzt. Die Köpfe haben meist schwarze Drüsen und einige kurze steife Haare, an der Basis auch einige weiße Sternhaare. Inflorescenz meist köpfig, manchmal ein blüthentragender langgestielter Zweig über der Mitte.

Variirt: *monocephalum*: Miesing 5787', Zundensee 5000'.

10. *Hieracium fulgidum* Heynh.: rhizomate hypogeo, stolonibus decrescentim foliatis, foliis obovato-oblongis rotundatis apiculatis integerrimis concoloribus glabratis, scapo valido aphylo parum piloso, capitulis longius pedunculatis nigro villosis paucis, floribus aurantiacis, stylo luteo.

H. fulgidum Heynh. „quod pro var. aurantiaca *H. stoloniflori* habeo. Mon. Hier. p. 24. obs. post *H. nurant.*“ Fries in Sched.

H. aurantiacum Griseb. in Sched.

Am Spätengundrücken im Algäu auf abschüssigen Wiesen ober der Untermädelealpe gegen Einödsberg 5000' D. 10 Juli 1849 in Blüthe. Nach Sauter auch um Gastein.

Unser Exemplar, das einzige, das ich fand, ist spannlang, hat vier ebensträußige langgestielte Köpfe, die etwas größer sind als von *H. aurantiacum*. Nur die Basis der Blätter und der Schaft ist etwas behaart, und die Blüthenstiele sind mit steifen schwarzen abflehenden Haaren, mit zahlreichen weißen Sternhaaren und mit schwarzen Drüsenhaaren besetzt, ebenso die stumpfen Schuppen des Hüllkelches, nur sind da die Stern- und Drüsenhaare feltner. Am ausgezeichnetsten unterscheidet sich diese Form durch den gelben Griffel von *H. au-*

aurantiacum. Mit *H. stoloniflorum* hat unser Exemplar nicht die entfernteste Ähnlichkeit, selbst wenn es gelbe Blüthen hätte.

Sauter hält sein *H. fulgidum* für Bastard von *H. Pilosella* ♀ und *aurantiacum* ♂. Auf unserem bayerischen Standort kommt *H. Pilosella* nicht vor, dafür aber *H. pilosellaeforme*. Dem Aussehen nach möchte man in unserem Bastard von *H. Auricula* ♀ und *aurantiacum* ♂ vermuthen.

11. *Hieracium suecicum* Fries: soboliferum et stoloniferum stolonibus florigeris, foliis obovato-oblongis obtusiusculis denticulatis concoloribus glabratis basi ciliatis, scapo unifolio rigido elongato setoso, capitulis numerosis cymosis, involuero nigro piloso, floribus luteis.

H. suecicum Fries Symb. p. 16 „omnino genuinum“ Fries in Sched.

Im Algäu ober der Untermädelealpe am Spätengundrücken am Uebergang nach Einödsberg auf steilen Wiesen 5400' D. Am 10 Juli 1849 noch nicht ganz aufgeblüht.

Grisebach hält unser Exemplar vom ächten *H. suecicum* durch die breiteren Blätter verschieden. Fries giebt jedoch seiner Art *folia obovata*; die der unsern sind eher länglich. Man sieht, es ist kein Grund vorhanden, die Bestimmung des schwedischen Autors in Zweifel zu ziehen.

Obwohl das einzige von mir angetroffene Exemplar noch nicht völlig aufgeblüht ist, verräth es doch gelbe Blüthen. Nur der Hüllkelch stimmt nicht ganz mit der Beschreibung von F. wegen der zahlreichen Haare. Die Blüthenköpfe sind viel zahlreicher (wie es scheint auch kleiner und gedrängter) als bei *H. aurantiacum*; übereinstimmender ist die Blattform. Die Schuppen des Hüllkelches stumpf, Schaft fast fußlang. Außerdem hat unser Exemplar zwei aufsteigende in eine Inflorescenz endigende Stolonen.

12. *Hieracium aurantiacum* L.: rhizomate subterraneo sobolifero aut longe stolonifero, scapo elato foliato, foliis concoloribus spatulato- aut obovato-lanceolatis, inferioribus obtusis, superioribus oblongis acutis integerrimis aut denticulatis utrinque setulosis, scapo elato rigido patentissime setoso, superne pilis stellatis glanduliferisque, capitulis subcymosis 1—12nia

nigro-villosis, squamis obtusis, floribus aurantiacis, stylo fuligineo.

H. aurantiacum L. Fries Symb. p. 23.

Auf Alpwiesen auf lehmigem oder mergeligem Boden 4300 — 6380'. Geht bisweilen thalwärts in engeren Schluchten z. B. an der Breitach bei Riezlen im Walsertal bis 3200' herab, bei München auf einer Isarklesbank bei 1560' gefunden: Büchse. Blüht im Juli und August.

Die Stolonen breiten sich ober- und unterirdisch aus und zeichnen sich von den der andern Arten durch die Bewurzelung ihrer untern dem Stamme nahe liegenden Theile und das Vorkommen von Niederblättern (Schuppen) an diesen aus. Die Behaarung ist mehr oder weniger dicht, bald zottig, bald steifhaarig. Am Schaft sind 1 — 3 Blätter, die obersten bracteenartig. Die Gipfelköpfschen der Inflorescenz sind meist kürzer als die der äußern Zweige gestielt; die Stiele meist so lang oder kürzer als das Köpfschen.

13. *Hieracium pratense* Tausch: stoloniferum vel stolonibus destitutum, rhizomate repente, foliis concoloribus laete-viridibus spatulato-lanceolatis acutis aut obtusiusculis nunquam in petiolum attenuatis subdenticulatis hirsutis subtus pilis stellatis raris minutisque, scapo elato rigido striato 1—3phyllo hirsuto non lactescente, cyma multiflora plerumque congesta, anthodiis urceolato-ovatis, squamis attenuatis apice obtusis.

H. pratense Tausch. Fries in Sched. Symb. p. 19 — Koch Synops. ed. 2 p. 615.

H. collinum Koch. Wall. Griseb. in Sched. et Comment. p. 10.

H. fallax Schleich. in Sched. Herbarii monac.

Auf Wiesen unseres Oberlandes von München an, häufiger erst in der Voralpenzone. Von Lindau, über Rempten, bis in die Gegend von Rosenheim. Zwischen 1370 und 2800'. Blüht im Juni (etwas früher als praecatum.)

Die Blätter beiderseits hell gelblichgrün; die an der Basis des Stengels in einen mehr oder weniger deutlichen Stiel verschmälert, meist aber neben den Nerven noch einen Parenchymrand zeigend. Die Blätter des Schafts halbumbfassend, lanzettlich.

Der Schaft $1\frac{1}{2}$ — 2' lang. Die Inflorescenz gewöhnlich sehr reichhaltig und gedrängt; manchmal ist der Schaft gegen oben gabeltheilig. Die Behaarung des Schaftes aus langen Haaren ohne Sternhaare, oben mit abstehenden langen schwarzen Haaren, einzelnen Sternhaaren und Drüsen, beide zahlreicher an den Blüthenstielen. Die Hüllfelle schwarzbehaart und mit Drüsenhaaren, ziemlich klein. Die Achenen schwarzbraun.

Eine ausgezeichnete schon von Weitem durch helle Farbe der Blätter, steifen Wuchs und dunkle Hüllfelle kennliche Art. Fette Exemplare haben buchtig gezähnte Blätter.

14. *Hieracium cymosum* L.: rhizomate praemorso absque stolonibus, foliis lanceolatis basi attenuatis acutiusculis, scapo rigido elato 1—3phyllo sulcato-striato hirsuto lactescente, cyma umbelliformi composita pedunculis albo-villosis, capitulis minoribus involucri elliptico-ovatis in pedunculum attenuatis albo-villosis in vivo flavicantibus, squamis obtusis.

H. cymosum L. Fries Symb. p. 60 „verum *H. cymosum* L.“ Fries in Sched.

Auf dürrern Hügeln und Felsen (Kalk, Grünsand, Gneiß, Granit) in Südbavern bloß längs der Donau. Landshut scheint der davon entfernteste Punkt seines Vorkommens. Häufig um Passau, Wilsbosen und Regensburg. Obere Gränze 1400'. Blüht im Juni.

Die Blätter bald breiter (länglich-lanzettlich), bald schmaler. Ihre Farbe ist minder lebhaft grün als bei *H. pratense*. Die Behaarung an der ganzen Pflanze ausgezeichnet. Am Schaft Borsten-, Drüsen- und Sternhaare. An den Blattstielen lange gelbliche (im Trocknen weiße), an ihrer Basis manchmal schwärzliche Haare mit sehr zahlreichen Sternhaaren, manchmal sogar bloß Sternhaare; am Köpfschen sehr zahlreiche lange Haare meist ohne Drüsenhaare.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Februar.

Nro. 24.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

Die Inflorescenz besteht aus zahlreichen 12—18 langgestielten doldenförmig gruppierten Cymen. Die Köpfschen sind sehr klein, die Hüllkelche oval, beiderseits verschmälert, um die Mitte von größtem Durchmesser.

Sowohl von Grisebach als Fries sind unsere Exemplare als die ächten der Art anerkannt worden. Indessen weichen sie von der Definition des letztgenannten Autors (Symb. p. 40) hauptsächlich ab durch die Drüsenhaare, die elliptischen Hüllkelche, die stumpfen Schuppen. Meine Beschreibung ist lebenden Exemplaren von Wilschhofen entnommen.

Sectio III. Glauca. Eglanulosa, foliis basilaribus rosulatis, caule folioso paucifloro, foliis integerrimis aut repando-dentatis.

15. *Hieracium villosum* L.: caule folioso 1—5cephalo, foliis subintegerrimis undulatis, basilaribus spathulato-lanceolatis obtusis in petiolum attenuatis, caulinis cordato- aut ovato-lanceolatis lanceolatisve semiamplexicaulibus, pedunculis eglanulosis stellato-puberulis, capitulis magnis, squamis acutis v. acuminatis *laxissimis exterioribus patentibus majoribus bracteiformibus*, stylo luteo demum fusco.

H. villosum L. Fries. Symb. p. 50.

Eine auf Felsen, auf steinigem Wiesen und Abhängen in den Alpen sehr verbreitete Art zwischen 5100 und 6800' Höhe. Juli. August.

Variat.: A. Indumento:

a. totum villosum, anthodio albo-villoso nitore sericeo. — Genuina species autorum.

b. foliis glabratis, anthodio villosa. — *H. scorzonrifolium* Griseb. (Villarsii potius ad *H. dentatum* Hop.). — *H. villosum semiglabratum* Fries in Sched. Symb. p. 51. — *H. vill. β. glabrescens* F. Schulz. Archives. p. 178. Stoß auf den Alpen um Berchtesgaden, und zwar daselbst an verschiedenen Punkten, aber immer einzeln beobachtet, zwischen 4574 (M.) und 6121', auf Kalk, Hornstein, Mergel.

c. subglaberrimum: pilis simplicibus rarissimis in foliis, stellatis in caule sub capitulo, cum simplicibus in involuero laxe adpersis. — *H. villosum γ. subglabrum* Schultz Archives p. 228. — Im Algäu ober der Hierenalpe gegen die Gottesackeralpe 4963' auf oolithischem Kalk mit *H. villosum* genuinum und *H. dentatum*. Mit der vorigen Form Uebergänge bildend.

d. ligulis glabris et ciliatis. Die ligulae sind meistens glatt, aber gewimpert an ächten Exemplaren vom Miesing, Mergel 5787', vom Wendelstein 6571', vom Schönfeld am Hanauerlaub 6121' und den Hirschwiesen ober Trischibel 6100', bei Berchtesgaden.

B. Foliorum forma:

a. foliis basilaribus longepetiolatis obtusis, caulinis cordatis. — *H. villosum* var. *elatum* Fries in Sched. Eine Form, die sich häufig in den Alpen wiederholt; die untern Stengelblätter (ober den Wurzelblättern) sind lanzettförmig, an der

Basis herzförmig, die obern sind herzförmig und zugespitzt.

b. foliis basilaribus spathulato-lanceolatis sessilibus, caulinis lanceolatis. Specimina plerumque monocephala. Brandjochkamm und Schellschicht bei Garmisch bei 6100'. Benediktenwand, Torenerjoch und Urfenloch bei Berchtesgaden (5300 und in enger Thalschlucht 4000').

C. Foliorum caulinarum numero 2—10.

In keinem Falle aber sind bei dieser Art, wie auch bei der folgenden, Drüsenhaare beobachtet worden.

16. *Hieracium dentatum* Hop.: caule folioso monocephalo rarius 2—5cephalo, foliis rosularibus spathulato-ellipticis aut obovato-lanceolatis in petiolum acuminatis repando-dentatis aut integerrimis, caulinis ovatis aut cordatis acuminatis, aut lanceolatis acutis decrescentibus summis bracteiformibus, capitulo magno, squamis acutis erectis stylo fusco, acheniis nigro-fuscis.

H. dentatum Hop. Fries Symb. p. 53.

Auf Felsen, steinigten Abhängen der Alpen milder häufig als die vorige Art, zwischen 5100 und 5800'. Blüht im Juli und August.

Die wichtigsten Unterschiede von *H. villosum*, dem es durch Uebergänge nahe angränzt, sind die etwas breitem und dabei kürzern meist gezähnten Wurzelblätter und die aufrechten angebrückten Anthodialschuppen. Auch die Farbe ist bisweilen etwas lebhafter grün. Vorherrschend findet man einköpfige Exemplare. Die Blätter sind bisweilen tief eingeschnitten gezähnt wie die von *H. murorum* (z. B. von der Oberlahneralpe) und bilden Uebergänge zu *H. incisum*. Dabei sind sie spizig oder stumpf, am Stengel zu 2—5. Der Stengel spanns lang bis zu 1', gestreift, schlank, etwas hinundhergebogen.

Variirt sehr in der Behaarung. In der Regel sind die Köpfschen weißzottig, und haben bloß dichte lange weiße Haare mit schwarzer Basis. Am Stengel sind Sternhaare und einfache lange. Die Blätter sind beiderseits mehr oder weniger zottig, besonders an den Blattsfielen.

Die Varietäten nach der Behaarung sind:

β. *semiglabratum*: foliis glabratis, anthodiis

villosis. — *H. glabratum* Griseb. ex parte nec Fries. — „*H. dentati* mera varietas“ Fries in Sched. — Um Berchtesgaden.

γ. *floccosum*: foliis pilosis, anthodiis floccosis villo parco. — *H. glabratum* Griseb. in Sched. ex parte, nec Fries. — *H. dentatum* var. Fries. Die Sternhaare nehmen auch am Stengel sehr überhand. Uebergangsformen zu *H. glaucum*. Auf den Alpen um Berchtesgaden.

δ. *subglaberrimum*: absque pilis elongatis in caule foliisque; involucro nigro-viridi pilis stellatis et rarissimis simplicibus. — *H. bupleuroides* β. *Schenkii* Griseb. in Sched. — Unter dem Gamsangerl bei Mittenwald bei 5164'.

17. *Hieracium glaucum*: caule elongato gracili simplici aut ramoso ex infimo simpliciter paniculato, foliis radicalibus subrosulatis linearibus vel spathulato-linearibus acuminatis in basin dilatata amplexicaulem sensim angustatis integerrimis aut denticulatis; caulinis lanceolatis, linearilanceolatis aut linearibus decrescentibus summis squamiformibus numerosis, capitulis mediocribus squamis inubricatis angustatis apice obtusiusculis, stylo fusciscente.

Die vielgestaltigste Art in Ansehung der Blattform, Verzweigung und Behaarung. Die Blätter sind vom Linienförmigen bis zum Lanzettlichen, meist lederartig, graugrün, ganzrandig oder auch schwach buchtig gezähnt; die Wurzelblätter immer an der Basis scheidenförmig erweitert. Der Stengel ist entweder einköpfig, oder über der Mitte gablig getheilt und jeder Zweig einköpfig, oder rispig verzweigt, häufig schon vom Grunde aus, und dabei flachgipflig oder pyramidal, mit aufrechten oder sparrig abstehenden immer fast einköpfigen Aesten, bis zu 15 Köpfschen, wodurch habituell eine auffallende Verschiedenheit erzeugt wird. Doch sind sie durch alle Uebergänge verbunden. Ebenso ist die Behaarung verschieden.

Die gewöhnliche Form derselben ist ganz glatt außer einigen Sternhaaren an den Anthodialschuppen. — *H. glaucum* Fries in Sched. et Symb. p. 82. — *H. Wildenovii* und *H. bupleuroides* Griseb. in Sched.

Auf Riedbeeten von Flüssen und Felsen, auf Kalk und Dolomit, von 1600' bis 4864'. Blüht vom Ende Juni bis August.

β. semivillosum: anthodio villosa nec floccosa, foliis cauleque glabris; squamis invol. plerumque acutioribus. — *H. glabratum* Fries. Symb. p. 49. Griseb. in Sched. (Comment. ex parte.)

An Felsen 3500 — 5700' zerstreut auf Kalk und Mergelstein. Blüht im August.

γ. villosum: caule hirsuto, foliis anthodisque dense villosis. Sehr lange weiße Haare wie bei *H. villosum*, allein sehr schmale liniensförmige Blätter. Die stumpfsichigen Spitzen der Involucral-schuppen, die schmalen an der Basis erweiterten Blätter unterscheiden es von *H. dentatum*.

Auf der Roth (Kohrspeise) bei Ammergau in der Knieholzregion bei 5800' am 20. Aug. 1853 in beginnender Blüthe von Molendo gesammelt.

Drüsenhaare, wie sie Grisebach bei *H. Wildenovii* und *bupleuroides* angiebt, sind mir an vielen hundert Exemplaren, die ich von dieser Art in allen Formen untersucht habe, nicht vorgekommen. Ebenso wenig vermochte ich einen standhaften Unterschied zu entdecken zwischen *H. bupleuroides* und *glaucum*, da ihre angeblichen Merkmale unter sich in einer Combination ohne Grenzen sich befinden.

18. *Hieracium staticifolium* Vill.: foliis radicalibus numerosis linearibus aut spatulato-linearibus acutiusculis paucidentatis aut subintegerrimis glabris, caule paucifolio scapiformi rigido simplici aut diviso ramis 1—7 monocephalis glabris sub capitulo floccosis squamatis, involuero cano-floccoso, squamis acutis imbricatis, floribus desiccando virentibus, stylo luteo, pappo sordide albo.

H. staticifolium Vill. Fries Symb. p. 78.

Chlorocrepis staticifolia Griseb. Comment. p. 75.

Am Riedbeet von Alpenflüssen verbreitet, seltner auch auf Felsen z. B. im Algäu bei Hinterstein gegen die Willersalpe auf Dolomit 3712', am Berchtesgaden bei Trischbühl auf Kalkmergel sogar bei 5000', auf der Königsthalalpe daselbst bei 4760'. Am Isarkies bis Ulm, am Leckies bis Augsburg, am Isarkies bis Landsbut, am Innufer bis Kloster Gars unter Wasserburg verbreitet (1250'). Blüht im Juni und Juli.

Was die Art vor allen *Hieracien* auszeichnet,

ist das Grünwerden der Blüthen beim Trocknen, nur *H. porrifolium* soll bei übler Behandlung eine Annäherung zu dieser Eigenschaft verrathen, zu welcher Art in der Schweiz Uebergänge von dieser vorkommen sollen.

Grisebach hat eine neue Gattung aus *H. staticifolium* gemacht. Ihren Unterschied von *Hieracium* bezeichnet er: „Achenium ecostatum sexstriatum, striis exaratum.“ Bei *Hieracium* nennt er das Achenium 10 — 13 costatum. Ich weiß nicht, was für ein Unterschied zwischen striis exaratis und costis existirt. In Wirklichkeit zeigt die Verrippung von *H. staticifolium* keinen Unterschied von acht *Hieracien* z. B. von *H. glaucum*; ebenso wenig sind bloß 5 Rippen oder erhabene Streifen vorhanden, sondern 5 große und 5 kleinere oder 10 gleiche, je nach dem Alter und dem Trocknen.

Will man auf die Farben der Corollen im Trocknen einen Gattungscharakter gründen, dann muß man auch bei *Campanula*, *Gentiana*, *Cytisus*, *Orobis*, *Primula* u. s. w. neue Gattungen machen.

Sectio IV. Vulgata. Typice ramosa, foliis basilaribus rosulatis superioribus parum numerosis, aut basilaribus sub anthesi emortuis superioribus numerosis (caule folioso), pedunculis et involucribus nunc glandulosis nunc eglandulosis pilosis; foliis petiolatis dentatis aut subintegerrimis, capitulis mediocribus ligulis glabris aut subciliatis.

Zwei Typen werden an fast jeder der einzelnen Arten dieser Gruppe beobachtet. Entweder rosettenartig gehäufte Wurzelblätter mit blattarmem Stengel oder zur Zeit der Blüthe ohne Wurzelblätter mit zahlreichen Stengelblättern, ähnlich wie bei der Gruppe der *Hieracia umbellata*, bei welcher ebenso auch der erstere Typus vorkommt nur mit dem Unterschiede, daß er bei dieser der untergeordnete ist, während bei der Gruppe *Vulgata* er vorherrscht.

19. *Hieracium laevigatum* (Wild.?) Griseb.: caule striato e medio ramoso oligocephalo 2—3phyllo superne floccoso eglanduloso; foliis glaucescentibus basilaribus rosulatis anguste lanceolatis acutis in petiolum villosum acuminatis remote sinuato-dentatis, caulinis angustioribus erectis subsessilibus aut in petiolum semimplexicaulem attenuatis, pedunculis superne squamosis, capitulis longe pedunculatis mediocribus, involu-

cro floccoso pilis raris brevibus simplicibus absque glandulis, squamis lanceolatis obtusiusculis imbricatis, longioribus 13 — 20, ligulis glabris, stylo fuscescenti-luteo, acheniis laete rufescenti-helvolis.

H. laevigatum Griseb. Comment. p. 39 non Koch.

H. saxatile Hop. in herb. Ratisb.

H. bifidum in Sched. non Koch.

H. glauco-vulgatum F. Schultz. Archives p. 178.

Auf den felsigen Abhängen um die Menterschwaige bei München mit *H. glaucum*, *vulgatum*, *ramosum*. In den Alpen an steinigten Abhängen hier und da in Vorderarlberg, Scharnitzthal, Achensee, Bad Kreutz, Kaisergebirge u. a. a. D. (1700 — 2980').

Zwischen *H. vulgatum* und *glaucum*, immer an die Gegenwart dieser beiden Arten gebunden, deren letztere möglicherweise der Vater, erstere die Mutter ist, indefs mit gut ausgebildeten Samen und sehr constant in seinen Formen angetroffen. Die Inflorescenz ganz wie bei *H. glaucum*, 1—7köpfig.

20. *Hieracium caesium* Fries: *caesium*, caule erecto subaphyllo oligocephalo, foliis basilaribus rosulatis lanceolatis (aut ovatis Fries) obtusiusculis basi rotundata profunde incisis, margine subtusque plus minus villosis, petiolo laminam aequante villosa, folio caulino nullo aut 1 — 2 petiolo brevi, pedunculis patulo-erectis canescenti floccosis pilis parvis simplicibus subglandulosis, capitulis glabrisculis, anthodio pilis stellatis canescenti eglanduloso basi pilis simplicibus, squamis aequalibus attenuatis acutiusculis (aut obtusis: Friesio subobtusis) stylo fuscescenti.

H. caesium Fries. Symb. p. 112.

H. glauco-murorum F. Schultz. Archives p. 178.?

An steinigten Abhängen auf Kiesbeeten, auch auf lehmigem Boden z. B. am Abhange zwischen Föhrling und Bogenhausen bei München. 1600 — 5300'. Blüht im Juli.

Die Exemplare, welchen ich diese Diagnose entnehme, sind vom Isarabhang bei Föhrling. Hierher dürfte wohl auch ein Exemplar von der Menterschwaige 1720' gehören, welches breitere Blätter, längliche gestielte Stengelblätter, größere Blätter und stumpfe Schuppen hat (*H. caesium* Griseb. in Sched.). Desgleichen eine Var.

foliis inciso-dentatis caulinis numerosis vom Isarfließ: Molendo.

Gingegen scheinen andere Exemplare, die Grisebach als *H. caesium* Fr. bestimmt hat, andern Arten anzugehören. So stimmen unter andern Exemplare zwischen der Oberlahneralpe und dem Zunderssee (N. 4657' vom 22 Aug. 1850) so vollkommen mit Ausnahme der Grisebachfarbe mit ächten Exemplaren von *H. ramosum* (Kit.) Griseb. überein, daß man sie ohne den Griffel, der dabei dunkelbraun ist, nicht unterscheiden kann.

Dafür müssen wir eine Form mit gelbem Griffel hieherbringen, welche Grisebach gegen seine Diagnose als *H. vulgatum* d. medianum bezeichnet, Fries aber zu *H. incisum* gebracht hat. Es ist im Algäu ober dem Salzbadl ober der Bieberalpe gegen die Rappenschäfalpe bei 5300' Höhe in westlicher Exposition am 27 Juli 1849 nahe dem Verblühen gefunden worden; mit diesen Stimmen andere von Grisebach als *H. caesium* anerkannte Exemplare vom Zeiger im Algäu auf Mergelschiefer, die indefs noch nicht blühten, befriedigend überein.

Noch ein anderes von Fries als *H. caesium* bestimmtes Exemplar mit dunkel blaugrünen Blättern und schwärzlichen Hüllfellen gehört nach der Ansicht von Fries zu *H. vulgatum*, jedoch fehlen ihm die Drüsenhaare am Anthodium.

Während ich bei *H. laevigatum* eine Bastardzeugung von *H. glaucum* und *vulgatum* vermuthete, scheint mir statt *vulgatum* hier *murorum* im Spiele zu seyn.

21. *Hieracium atratum* Fries: caule subsolioso oligocephalo foliis basilaribus rosulatis oblongis aut lanceolatis acutis in petiolum attenuatis plus minus dentatis, caulinis 1 — 4 acuminatis lanceolatis petiolatis, capitulis 1 — 3 longe pedunculatis e bracteis linearibus, pedunculis subglandulosis floccoso-canis cum pilis simplicibus basi nigricantibus, involucre e pedunculo incrassato ventricoso atroviridi squamis subglandulosis parce floccosis nigro-pilosis valde attenuatis, ligulis subglabris, stylo fusco.

H. atratum Fries in Sched. Symb. p. 105.

H. laevigatum Griseb. in Sched.

H. canescens Griseb. in Sched.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Februar.

Nro. 25.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

Auf steinigten Abhängen, Kalk, Dolomit, Kalkmergel, in den höhern Alpen selten. Am Muttenkopf und auf Obermädle im Algäu, am Wetterstein bei Garmisch und Karwendel bei Mittenwald. Zwischen 5600 und 7000'. Blüht im August.

Theilt mit *H. incisum* den Buchs, hat aber in den Stiel verschmälerte Blätter. Manchmal sind diese buchtig-, manchmal tief eingeschnitten gezähnt. Die Köpfe sind größer als bei *H. murorum*, die Hüllschuppen auch ohne Behaarung dunkelgrün, dabei ausgezeichnet zugespitzt. An einem Exemplare vom Wetterstein sind die Blüthchen deutlich an den Zähnen gewimpert. Die Variabilität der Beblätterung ist wie bei *H. vulgatum*: zahlreiche Wurzelblätter und wenige am Stengel — und umgekehrt.

Es steht zwischen *H. villasum* und *vulgatum* wie unser *laevigatum* zwischen *glanum* und *vulgatum*.

Grisebach hat ganz und gar identische Exemplare sehr verschieden bestimmt, einige als *canescens* β . *monocephalum*, doch hielt er diese Bestimmung für problematisch.

22. *Hieracium ramosum* Kit.: caule elato folioso corymboso-paniculato 1—30cephalo, foliis basilaribus modo rosulatis, modo subanthesi nullis, petiolatis oblongis utrinque acutis, superioribus oblongo-lanceolatis aut lanceolatis 3—15, pedunculis erectiusculis cano-floccosis subeglandulosis, capitulis medioeribus anthodiis

cano-viridibus subeglandulosis simpliciter et floccoso-pilosis aut glabratis, squamis imbricatis attenuatis acutiusculis, stylo subluteo (?).

H. ramosum Kit. Griseb. in Schedulis. Comment. p. 45. — Fries Symb. p. 114.

H. angustifolium Gmel. Flor. bad.

An felsigen oder steinigten Abhängen, auf Kies zerstreut in Südbayern zwischen 1600 und 5000'. Wie Grisebach sehr richtig bemerkt, früher als *H. vulgatum*, nämlich bei uns um München schon Mitte Juni blühend.

α . *genuinum*: foliis rosularibus nullis, caule inciso-serrato oligocephalo, involuero eglanduloso. — *H. ramosum* Griseb. in Sched. et Comment. p. 45. — Bei der Menterschwaige um München, um Garmisch am Ries der Loisach (ganz übereinstimmend mit den Menterschwaiger Exemplaren, von Grisebach als *H. caesium* bestimmt); in Oberschwaben.

β . *rosulatum*: foliis basilaribus nonnullis rosulatis, involuero nonnunquam glanduloso (sed stylo luteo) panicula subcorymbiformi polycephala. An waldigen Abhängen zwischen Partenkirchen und Mittenwald 2600': Molendo. Am Einsödsberg im Algäu bei 5000'.

H. ramosum unterscheidet sich durch drüsenlose Köpfe, gelbe oder braungelbe Griffel, frühere Blüthezeit ganz schön von *H. vulgatum*, dabei sind die Achenen rötlich schwarzbraun, die Blätter ziemlich freudig grün. Allein diese Merkmale sind nichts weniger als constant, bald geht das eine, bald das andere in das von *H. vulgatum* über, wie zwei merkwürdige Formen verrathen. Die eine von der Oberlahneralpe (von Griseb. als *H. caesium* bestimmt) zeigt die vollständigste Uebereinstimmung mit den Menterschwaiger Exemplaren des *H. cae-*

sium bis auf den Griffel, dessen Farbe dunkelbraun ist. Man müßte entweder von der frappantesten Ähnlichkeit in Form, Behaarung und allen habituellen Merkmalen vollkommen Umgang nehmen, um dafür einem willkürlich gewählten Merkmale ausschließliche Geltung zu geben, wolle man in dieser Form das *H. ramosum* verkennen, oder zugestehen, daß *ramosum* und *vulgatum* keine ächten Arten, oder endlich gar eine neue Art annehmen, indem man für jede der 4 Combinationen, die sich aus den Merkmalen „drüsenlose und drüsenfreie, gelbe oder braune Griffel“ ergeben, ein Artenrecht in Anspruch nimmt. So gut indeß Grisebach bei *H. umbellatum* (Comment. p. 49) die Variabilität der Griffelfarbe anerkennt, ebenso gut kann sie auch hier ihre Geltung haben, und Grisebach hat sie auch wirklich in der Bestimmung einer andern verwandten Form berücksichtigt, indem er die zweite Form jener oben erwähnten merkwürdigen Formen zu *H. caesium* zog, ein Exemplar mit braunen Griffeln vom Spätengundrücken (Eindödsberg im Algäu), welches ich meinerseits für ein *H. vulgatum* mit Anthodien ohne Drüsenhaare betrachten möchte.

23. *Hieracium vulgatum* Fries: caule robusto folioso laxe fastigato-paniculato foliis basilaribus aut rosulatis aut nullis petiolis oblongis v. lanceolatis *utrinque acutis* plus minus grosse sinuato-dentatis, caulinis 2 — 10 decreaseutibus breviter petiolatis aut sessilibus panicula laxa corymbifera multiflora, ramis patulis, pedunculis cano-floccosis cum pilis glanduliferis, capitulis viridibus aut nigricantibus, squamis imbricatis attenuatis medio nigricantibus *glanduloso-pilosis*, ligulis glabris, *stylo fuligineo*.

H. vulgatum Fries. Nov. 2. pag. 258. — Symb. p. 115. — Koch Synops. 2. p. 521.

In Wäldern, an Waldrändern, auf Schlägen, Wiesen, selbst Moorwiesen, an Abhängen, mit besonderer Vorliebe für Lehmboden bis zu einer Höhe von 5400'. Blüht im Juli und August.

Die wichtigsten hieher gehörigen Formen sind:
 α. *genuinum* (Fries et Griseb. in Sched.): foliis basilaribus vix rosulatis, caulinis numerosis, panicula plus minus effusa.

Exemplare von Wilschhofen an der Donau 950', von der Ruffel im bayr. Walde 2400', von Banerbrunn bei München 1940', endlich vom Spätengundrücken im Algäu 5400'.

β. *rosulatum* Griseb.: foliis basilaribus rosulatis, caulinis paucis aut nullo. — Griseb. Comment. p. 42.

Exemplare von München um Schwabing auf Neubrüchen 1550', um Hegneberg im Wald 1660', um Mariaeinsiedl an einem Waldrand 1620', von Traunstein in der Pechschait auf moortiger Waldwiese 2150'.

γ. *medianum* Griseb.: foliis basilaribus rosulatis, lamina lanceolata a pedunculo discreta, caulinis 1 — 2, capitulis paucis.

Cultivierte Moorwiesen in Carolinenfeld 1450', Hirschbühel bei Berchtesgaden 3550', Gipfel des Zwiesel bei Tölz auf Wiesen 4172'.

Variiert außerdem in der Bezählung, indem die Blätter sowohl fast ganzrandig, als auch tief eingeschnitten vorkommen. Die Anthodien haben immer Drüsen. Der Reichtum an Sternhaaren variiert vom grünen bis grauen Ansehen des Hüllkelches. Ganz grau habe ich es von der Kruteralse im Algäu 5400' (zu β. *rosulatum*).

24. *Hieracium incisum* Koch: caule oligophyllo oligocephalo, foliis basilaribus ovatis aut oblongis obtusiusculis basi subcordata, truncata aut rotundata profundius dentatis, dentibus horizontaliter patentibus, folio in caule nullo aut solitario petiolato aut sessili acuminato, pedunculis patentibus cano-floccosis eglandulosis (rarius glandulis paucis), capitulis *majusculis*, involuero cano-villoso *absque* glandulis, squamis attenuatis acutis, stylo fusco.

H. incisum Koch Syn. 2. ed. p. 523. — Griseb. Comment. p. 38.

H. murorum incisum Fries. Symb. p. 110.

An feinen Abhängen und Felsen, auf Kalk, Dolomit, Mergel zerstreut in den Alpen zwischen 5200' bis 6689'. Blüht im Juli und August.

Eine ausgezeichnete Form, wo sie rein auftritt, dem *H. murorum* in Form der Blätter ähnlich, aber robuster, die Anthodien auffallend größer und behaarter ohne Drüsen. Meist sind die Blätter blaugrün. Auch hier kommt wie bei *H. murorum* die violette Färbung auf ihrer Unterseite häufig vor. Samen schwarzbraun wie bei *H. murorum*.

Auf der Peuntalpe im Berggündlethal im Algäu gegen das Himmeleck habe ich eine interessante Gruppe hieher gehöriger Formen mit ihren Verwandten bei 4568' angetroffen, bestehend aus *H. murorum* β. *alpestre*, *H. incisum*, *H. dentatum* und *H. villosum*. Hier zeigten sich dergestalt Uebergänge zwischen *H. incisum* und *mu-*

rorum, daß die nämlichen Exemplare, die Grisebach als *H. murorum* v. *alpestre* bestimmt hat, von Fries als *H. incisum* bezeichnet worden sind. Ich habe bei ihrer nähern Untersuchung mich überzeugt, daß hier die Menge der Drüsenhaare, die sich an den Köpfchen unter die einfachen mischen, im umgekehrten Verhältnisse zur Größe des Hüllkelches stehen. Diese Exemplare liegen in der Sammlung der K. Akademie zu München. Auch vom Höllenthal habe ich dergleichen Uebergänge in Gesellschaft der Stammverwandten angetroffen, so daß ich mich zu der Vermuthung leiten ließ, daß hier *villosum* und *murorum* in folgender Weise gewirkt haben:

<i>villosum</i> ♂	} <i>incisum</i>	<i>villosum</i> ♀	} <i>dentatum</i> .
<i>murorum</i> ♀		<i>murorum</i> ♂	

Auch diese Art oder Form kommt mit *ligulis ciliatis* vor, am Niesing *Ö.* 5360'.

25. *Hieracium murorum* L.: caule oligophyllo superne in paniculam corymbiformem laxam paucifloram *diviso*, foliis basilaribus rosulatis ovatis aut oblongis basi *cordata aut truncata retrorsum dentatis* subtus, nervo, margine et petiolis villosis subdiscoloribus, caulinis 0 — 2 in petiolum attenuatis aut basi truncatis, pedunculis patentibus pilis stellatis glanduliferisque dense obsitis, *involucro glanduloso piloso parce floccoso*, squamis attenuatis acutiusculis, ligulis glabris, stylis fuscis, acheniis atrobrunneis.

H. murorum Fries. *Symb.* p. 108.

An feinsten Plätzen, Neubrüchen, Abhängen, Felsen, Mauern, dünnbegraßten Wiesen, lichten Waldstellen, gemein bis zu 7000' Höhe. Blüht in der Ebene im Mai und Juni.

Wechfelt: a. *involucro nigro-viridi*: Witzshofen auf Granit 960', Schwabing bei München 1560', bei Berchtesgaden zwischen dem Kraut- und Mitterkafer *N.* 4574'.

b. *involucro cano-viridi*: Wendelstein 5367', Höllenthal an der Zugspitze 4660'.

c. *involucro virente*: Spielmannsau im Allgäu 3600', Grünten 5358'.

d. *foliis sinuato-dentatis*: Schwabing 1560', Blaueis bei Berchtesgaden 5041', Augsburg. Wetterstein *N.* 5600'.

e. *foliis incisio-dentatis*: Rosenheim 1500', Regensburg.

f. *foliis subtus violaceis*: Blaueis 5041', München 1600'.

g. *ligulis ciliatis*: Wendelstein 5367'.

Eine ausgezeichnete Varietät in Hinsicht des Habitus ist:

β. *alpestre* Griseb. *Comment.* p. 37: minor, caule subaphyllo, oligo-monocephalo. In der Regel sind die Blätter an der Basis tief eingeschnitten, bisweilen etwas minder scharf von dem Blattstiele abgegränzt. Die Basilar einschnitte horizontal abstehend. Der Stengel etwa schubhoch, blattlos oder mit einer schmal linienförmigen Bractee, oder mit einem gezähnten gestielten Laubblatt um die Mitte; 1—4köpfig. Der Hüllkelch grün oder schwarz, immer mit Drüsen unter kurzen schwarzen Haaren, manchmal ohne Sternhaare. In den Alpen über 6000'. August.

26. *Hieracium rupicolum* Fries: caule tenui basi villosa furcato, superne ramoso aphyllis; foliis rosulatis lanceolatis *cuspidatis* in petiolum acuminatis dentatis, capitulis *minoribus* pedunculis cano-floccosis subglanduloso-pilosis, involucro cano-floccoso eglanduloso, squamis angustissime attenuatis ligulis glabris, *stylo luteo*, achenio nigro-fusco.

H. rupicolum Fries *Symb.* p. 96.

H. rupicolum β. *francoicum* in schedulis. *Comment.* p. 56 (sed involucro eglanduloso).

H. bifidum Koch in herbario Zuccariniano.

Auf Kalkfelsen am linken Donauufer am Michelberg bei Kelheim: Fűrrohe, gegenüber bei Weltenburg zwischen dem Kloster und Dorf, 1150 — 1300'. Ende Mai, Anf. Juni.

An der Basis des Stengels und den Blattstielen dicht zottig behaart. Die Stengel sind gewöhnlich an der Basis aus der Achsel eines schmal-lanzettlichen lang zugespitzten Blattes gablig getheilt, höchstens spannläng, flachgipflig, nach oben verzweigt, etwa 2 — 6 Köpfchen tragend. Die Blätter grau-grün, ausgezeichnet durch die lange Zuspitzung, gegen die Basis buchtig eingeschnitten gezähnt.

Das verwandte *H. Schmidtii* vermittelt den Uebergang zu unserm *H. anglicum*.

Sectio V. Pulmonaria: *scapo monocephalo, aut caule elato scapiformi aut ramoso, 0-polyphyllo, pilis glanduliferis, in paucis per va-*

rietatem eglandulosis, ligulis in plerisque ciliatis.

So unähnliche Typen in dieser Abtheilung enthalten sind, so stehen sie doch unter sich durch Uebergangsformen in Verbindung. Die Drüsenhaare spielen hier eine wichtige Rolle.

27. *Hieracium humile* Jacq.: pilis glanduliferis simplicibusque *in foliis, caule (e basi) et involucri, caule diviso oligocephalo, foliis oblongis basi truncato-dentatis, basilaribus rosulatis longe petiolatis, caulinis 2 — 3 sessilibus, capitulis magnis 1 — 5 in ramis elongatis adscendentibus, involucrio virente squamis elongatis attenuato-lanceolatis obtusiusculis.*

II. *humile* Jacq. Host. — Fries Symb. p. 123. — Griseb. Comment. p. 36.

II. *Jacquinii* Vill. Hist. des plantes du Dauph.

III. p. 123. tab. XXVIII. — Koch Synops. ed. 2. p. 324.

An Felsen (Kalk, Mergel, Kalkhornsteine) zerstreut in unsern Alpen von 3500 — 6800'. Juli, August.

Diese Art ist in Ansehung ihrer Form standhaft, ohne Uebergänge in andere Arten. Drüsenhaare an den zerschnittenen Blättern, deren Abschnitte getrennt in den Blattstiel herabrücken, zeichnen sie aus. Der Stengel ist meistens in seinen untern Theilen violett, desgleichen auch die Unterseite von Blättern.

28. *Hieracium anglicum* Fries: foliis radicalibus spatulatis obtusis *in petiolum longum acuminatis subintegerrimis glabris, caule scapiformi adscendente erecto elato glabro monophyllo folio supra basin obovato-spatulato breviter acuminato denticulato in petiolum alatum acuminato, versus apicem furcatim subfastigiato-ramoso (capitulis longepedunculatis in nostro specimine senis), pedunculis pilis brevibus nigricantibus immixtis glanduliferis paucis, involucrio nigricante pilis brevibus basi atris absque glandulis piloso, squamis (longioribus 16 — 20) attenuatis obtusiusculis, acheniis helvolo-rubris, pappo fusciscenti-albo.*

II. *anglicum* Fries Symb. p. 93: „Est genuina Species!“ Fries in Sched.

Am grasigen Abhange des großen Seefopfes ober dem Seesalpersee im Aigau nahe dem Gipfel gegen N.

auf Mergel- und Kalkhornsteinschiefer bei 6200', am 2 Sept. 1848 verblüht angetroffen.

Die Inflorescenz-Beschaffenheit der Köpfschen hat mit unserm *H. gothicum* Aehnlichkeit, doch sind die Köpfschenstiele aufrechter. Der kahle, nackte, schaftartige schublange Stengel mit 2 Wurzel- und 1 Stengelblatt nahe der Basis giebt der Pflanze unter den *Hieracien* ein besonderes Ansehen.

29. *Hieracium gothicum* Fries: caule tenui rigido erecto, inferne pilis simplicibus dissitis pilosello, superne pilis brevibus *scabro, immixtis glanduliferis et stellatis, foliis basilaribus (imis minoribus plerumque emarcidis ellipticis utrinque rotundatis) petiolatis, oblongo-lanceolatis aut lanceolatis utrinque attenuatis, caulinis in basin petioliformem semiaplexicaulem angustatis, cunctis remote dentatis dentibus acuminatis, utrinque parce pilosis rigidulis, summis bracteiformibus, panicula subfastigata 2 — 10 flora, capitulis in pedunculis elongatis rigidis adscendentibus, nigro glandulosis et cano-floccosis, involucrio imbricato nigricante pilis glanduliferis atris immixtis stellatis, squamis margine obscure viridibus obtusis, ligulis glabris, stylo fusco, acheniis e rubro atro-fusciscentibus.*

II. *gothicum* „forma gracilis macilentia; involucria huius nunquam cano-floccosa, in vivo atroviridia.“ Fries in Sched. — Symb. p. 121.

II. *vulgatum*: irriguum Griseb. in Sched. (Commentatio p. 43?).

Im bayerischen Walde auf dem Lußen: v. Spitzl (diese Exemplare sind die von Fries beurtheilten); Krumbach in Vorarlberg zunächst der bayerischen Gränze. 5400'. Sept.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. März.

Nro. 26.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

Die Definition ist nach unsern Exemplaren entworfen. Der dünne steife dunkelbraunrothe Stengel, die äußerst spizen hervorspringenden Blattzähne geben der Pflanze ein Ansehen, welches dem von *H. vulgatum* sehr unähnlich ist. Selbst beim Anfühlen unterscheidet sich der besonders in seinen obern Theilen sehr rauhe Stengel von Formen dieser Art. Eine große Ähnlichkeit hat unser *H. gothicum* mit Exemplaren des *H. sudeticum* (*H. cydoniaefolium* Tausch) von der Elbwiese, nur daß die Stengelblätter an der Basis nicht herzförmig erweitert sind, doch zeigen sie eine Hinnneigung dazu.

30. *Hieracium trichocephalum* W.: foliis rosulatis praeter nervum longeciliatum glaberrimis exterioribus spathulatis rotundatis, interioribus lanceolatis utrinque acuminatis integerrimis, scapo inferne glabro adscendente, supra medium folio anguste lanceolato sessili piloso et floccoso absque glandulis, versus apicem e bractea lineari bifido ramis monocephalis, capitulis magnis, anthodio villosa absque glandulis, squamis attenuatis acutiusculis erectis, ligulis ciliatis, stylo fusco.

Berchtesgaden ohne nähere Bezeichnung des Standortes: Einsele.

Unser Exemplar, welchem die Definition entnommen ist, wurde von Fries als *H. trichocephalum*

W., von Griseb. als *H. pilosum* Schleicher bestimmt. Griseb. vereinigt das *trichoc.* mit dem *pilosum* in seiner Comment. p. 56.

Es ist nicht unmöglich, daß unser Exemplar ungeachtet der Anerkennung von Seiten der bedeutendsten Autoritäten doch nichts anderes ist als — *H. dentatum* var. *semiglabratum* mit ganzrandigen Blättern. Die Autoren legen der ächten Art Drüsenhaare bei — an ächten Schweizerexemplaren sah ich sie an einem zweiköpfigen Stücke auf dem einen Stiele vorhanden, am andern fehlend. Unserm Exemplare fehlen die Drüsenhaare gänzlich. Ich habe die Beschreibung absichtlich unserm Exemplare angepaßt, um zu weitem Nachforschungen Anlaß zu geben.

31. *Hieracium piliferum* Hop.: foliis rosulatis lanceolatis utrinque attenuatis acutis integerrimis *alborillosis*, scapo stricto submonocephalo *monocephalo pilis longissimis divergentibus villosa* apice immixtis glanduliferis et floccis canis, anthodio laxiusculo pilis longissimis albis basi nigricantibus villosa *absque glandulis*, stylo luteo fusco-papilloso.

H. piliferum Hop. Fries Symb. p. 49.

H. Schraderi Koch Synops. 2 ed. p. 519.

Eine ausgezeichnete Art, welche nur in daß meist etwas schmätterblättrige *H. glanduliferum* Hoppe Uebergänge zeigt, indem die Drüsen am Schaft in ihrer relativen Menge sehr wechseln. Unsere höchsten Exemplare sind spanntlang; die Anthodialschuppen zugespitzt.

Auf Alpenwiesen auf Kalkmergel und Kalk um Berch-
XXXVIII. 26

tesgaben selten: am Schneibstein bis zum Gipfel 6966', am kleinen Teufelshorn südlich 6443' zahlreich, ober der Trischibelalpe 5438' einzeln. August.

32. *Hieracium alpinum* L.: foliis radicalibus rosulatis *spathulatis obtusis in petiolum acuminatis repando-denticulatis, caule scapiformi* 1—3-phylo simplici aut diviso ramis monocephalis *pilis nigricantibus patentibus villosio inmixtis glanduliferis* versus capitula pube stellata, foliis caulinis semiamplexicaulibus lanceolatis aut spathulatis, capitulo majusculo *villosio cum pilis glanduliferis*, squamis imbricatis attenuatis acutiusculis.

H. alpinum L. Fries Symb. p. 69. — Griseb. Comment. p. 28.

Auf Wiesen und felsigen Orten auf Kieselhaltigen Gesteinen, Mergel, Kalkhornstein, Sandstein in unsern Alpen zwischen 5100 — 6800' ziemlich verbreitet. Blüht im Juli und August.

An allen unsern Exemplaren sind die Köpfschen schwarzzottig, höchstens spannung. Man kann auch in unsern Alpen als Formen unterscheiden:

a. genuinum; foliis in petiolum longe acuminatis integerrimis aut subdentatis, scapo 1—2 cephalo.

β. Halleri Griseb. Comment. p. 28: foliis lanceolatis inciso-dentatis. — *H. Halleri* Vill.?

33. *Hieracium amplexicaule* L.: *caule e basi laxissime paniculato ramoso et glanduloso-piloso viscido, foliis glanduliferis, basilaribus rosulatis obovato-oblongis rotundatis in petiolum acuminatis, grosse inaequaliter inciso-serratis, petiolo villosio, caulinis cordato-oblongis aut cordato-ovatis plerumque amplexicaulibus, inferioribus inciso-serratis acutiusculis, summis integerrimis acuminatis, ramis patulis dichasia aut cincinnos referentibus folioso-bracteatis, anthodio virente squamis lanceolatis acuminatis.*

H. amplexicaule L. Fries Symb. p. 75.

In Bayern bloß um Füßen an der Straßenmauer zwischen Füßen und dem Lochfall beobachtet: Einsiedl, Loßbeck.

Mit dieser ausgezeichneten nicht zu verwechselnden Art vereinigt Grisebach das *H. pulmonarioides* Vill. (Hist. de plantes du Dauphiné III.

p. 133) Comment. p. 34 und giebt diese Varietät gleichfalls als in Bayern vorkommend an. Von uns ist sie indeß nicht beobachtet worden.

34. *Hieracium intybaceum* Wulf.: *caule sulcato glanduloso-piloso, aut brevi scapiformi monocephalo aut folioso ramoso* 2—5cephalo; foliis *glanduliferis* basilaribus rosulatis lineari-spathulatis ovali-lanceolatis crenato-serrulatis inciso-dentatis, foliis caulinis lineari-lanceolatis obtusis amplexicaulibus inciso-dentatis, bracteis *subfoliaceis in pedunculis elongatis capitula involucrantibus imo superantibus, involucreo suburceolato glandulifero, squamis lanceolatis acuminatis nigroviridibus.*

H. intybaceum Wulf. in Jacq. Fl. austr. ic. app. (1778) p. 43. Dieser Name ist, wie Grisebach gezeigt hat, älter als der von Willars.

H. albidum Vill. Prosp. de l'hist. de Dauph. 1779 p. 36. — Koch. Syn. ed. 2. p. 527. — Fries Symb. p. 156.

Schlagintweitia intybacea Griseb. Comment. p. 76.

In den Alpen Bayerns auf einer abschüssigen Wiese auf der Südseite der Höfats auf liassischen Schiefeln (Kalkmergel und Hornstein) bei 5900', am 25 Sept. 1852 verblüht.

Diese Art, ausgezeichnet durch hellgrüne Farbe der Blätter und bleiches Gelb der Blüthen, ist ungewein veränderlich in Ansehung der Blattform und Verzweigung. Sie erscheint sowohl mit rosettenartig gestellten Wurzelblättern und nachtem einfachen niedern Schaft, als (in der Cultur) mit abgestorbenen Wurzelblättern, ästigem und blattreichem Stengel, und verbindet so den Wuchs von *H. piliferum* mit dem des *H. prenanthoides*. Die Bracteen, welche sich an dem Schaft oder Blüthenstielen befinden, werden gewöhnlich ziemlich groß und gruppieren sich um den Hüllkelch in Form eines äußern Hüllkelches, welcher an Länge dem innern mitunter gleichkommt, ja sogar ihn bisweilen weit überragt. Dies ist jedoch keine regelmäßige Erscheinung und sogar variabel an den verschiedenen Köpfschen ein und derselben Art. Grisebach fand in dieser Beschaffenheit der Bracteen Veranlassung, der Art ei-

nen doppelten Hüllfelch (*involucrum biseriale*) beizulegen, welchen er aber außerdem *bracteis cinctum* nennt. Er bestimmt in der That ganz richtig die äußern Schuppen als Bracteen (wenn wir zwischen solchen und den Schuppen des Hüllfelches morphologisch einen Unterschied machen dürfen): allein dann ist nur ein einfacher Hüllfelch wie bei allen andern Hieracien vorhanden. Nimmt er hingegen diesen als zweireihig an, dann läßt sich nicht mehr sagen „*bracteis cinctum*.“

Die „zweireihige Hülle“ ist das Merkmal, worauf die Gattung *Schlagintweitia* gegründet ist. Ich habe Exemplare von unserm Hieracium vom Monte Baldo gesehen, an denen die Hauptare eine *Schlagintweitia*, die Nebenaren aber gewöhnliche Hieracien vorstellen; ferner Exemplare, bei denen die Bracteen am Blütenstiele klein sind und unter dem Köpfchen ganz fehlen, die also keine Spure von einem doppelten Hüllfelche haben *). Ueberdies sind die blattartigen Bracteen und äußeren Hüllblätter dieser Art unter den Hieracien gar nicht eigenthümlich. *H. villosum* hat sie in noch weit regelmäßigerer Weise. — In Betreff des Habitus, den Gr. gleichfalls anführt zur Stütze der neuen Gattung, reicht dieser allerdings hin, sie als Art auszuzeichnen — so sehr er selbst auch variabel ist — aber keineswegs als Gattung, denn er steht so zwischen dem vom *H. amplexicaule* und (durch *pieroides*) *H. prenanthoides*, als deren Mittelglied er erscheint, daß er unmöglich der Reihe von Hieracienformen für entrückt gehalten werden kann. Schließlich bemerke ich noch, daß Brügger in Granbünden Bastarde zwischen *H. intybaceum* und *prenanthoides* gefunden zu haben angiebt, wenigstens in Gesellschaft beider Formen *H. pieroides* mit bleichgelben Blüten, dessen Habitus sich ungemein dem von *H. intyb.* nähert.

35. *Hieracium cydoniaefolium* Vill. : caule robusto elato simplici folioso superne plus minus ramoso, inferne pilis simplicibus rigidulis superne glanduliferis dense obsito nigricante, foliis rosularibus sub anthesi emarcidis, caulinis laete viridibus cunctis basi cordata semiamplexicaulibus acutis aut acuminatis, utrinque vel saltem margine pilosis absque glandulis inaequaliter sinuato-dentatis, inferioribus lanceolatis supra basin dila-

*) Die Variabilität dieser Eigenschaft hat auch der gewissenhafte Fries genau gefaßt und in der Definition unserer Art richtig bezeichnet: „*involucris — saepe foliaceo-obvallatis.*“

tatam angustatis, superioribus decrescentibus cordato-lanceolatis supra basin non constrictis, capitulis modo solitariis in ramis 2 — 6 adscendenti-patentibus ex foliorum caulinarum axillis, modo cymoso-aggregatis in ramis e bractearum axillis, pedunculis pilis glanduliferis nigrescentibus, capitulis mediocribus, involucre viridi-nigricante glanduloso-piloso, squamis lineari-lanceolatis obtusiusculis, ligulis ciliatis, stylo fuligineo.

H. cydoniaefolium Vill. (Hist. de pl. de Dauph. p. 107). — Griseb. in Sched.

H. pieroides Vill. Voyage en Suisse (1812) p. 22.?

In Bayern von mir auf der Höfats im Allgäu mit Exemplaren von *H. intybaceum* und *prenanthoides* bei 5900' Ende Sept. 1852 blühend angetroffen, von Caslich gegenüber auf den Kegelsköpfen, von Pfarrer Köberlin am Grünten.

Stimmt vollkommen mit Exemplaren aus der Schweiz überein, welche Brügger am Staudoete sammelte, wo Villars sein *H. pieroides* angiebt, nämlich am Balzerberge in Granbünden. Auch das mit diesem synonym gehaltene *H. ochroleucum*, von dem Fries Symb. p. 157 bemerkt: *planta helvetica inter Hieracium albidum et prenanthoides intermedia* scheint hieher zu gehören. Ich habe leider das Werk Villars voyage en Suisse in keiner Bibliothek von München aufreiben können, um die Abbildung zu vergleichen. Die Endetenerexemplare von *H. cydoniaefolium* (meist als *H. prenanthoides*) bestimmt gleichen den unsrigen an Form, doch sind die Drißenhaare minder zahlreich.

In der Farbe der Achenen zeigt sich zwischen den übrigens ganz übereinstimmenden Exemplaren vom Grünten und der Höfats der Unterschied, daß erstere rothbraun, letztere bloß lederfarben sind. Die Zahl der langen Anthodialschuppen wechselt an den Exemplaren von gleichem Standorte zwischen 15 — 20.

36. *Hieracium lanceolatum*: caule elato erecto pilis simplicibus superne paniculato pilis glanduliferis; foliis basilaribus emarcidis, caulinis numerosis, cunctis semiamplexicaulibus acutis utrinque sparsim pilosis plus minus dentatis, inferioribus spatulato-lanceolatis versus basin cordato-dilatata attenuatis, superioribus lanceolatis decrescentibus, basi cordata amplexicauli, panicula 10—20cephala ramis erecto-patulis, invo-

lucro mediocri, squamis subuniseriatis lineari-lanceolatis obtusis viridi-nigricantibus margine pallidis 12—20 glanduliferis, ligulis ciliatis, stylis nigro-fuscis.

H. lanceolatum Vill. hist. de plantes du Dauphiné III. p. 126. Tab. XXX.?

Im Algäu bei Oberstdorf am Söllerkopf am Grat gegen Schlappolt bei 5562' in der Nähe der höchsten Fichtenbäume. Von Brügger in Graubünden gesammelt zwischen Lavin und Süß in Gebüsch am Stüelabach bei ungefahr 4000'.

Die Pflanze ist 2—3' hoch. Die untern Stengelblätter sind 5—7" lang, die obern immer kürzer; an den bayrischen Exemplaren sind sie tief und entfernt, an den schweizerischen schwach gezähnt. Die Inflorescenz ist eine verlängerte verzweigte Rispe. Ihre Beschreibung, den schweizerischen Exemplaren entnommen (die bayrischen blühen noch nicht), stimmt nicht ganz mit der citierten Abbildung und Beschreibung von Willars, allein sie steht dazu in gleichem Verhältnisse als gewisse Exemplare von *H. cydoniaefolium* zu andern der gleichen Art und des gleichen Standortes (Höfats). Die Köpfchen sind grüner und die Inflorescenz ist minder ausgebreitet, als bei *H. prenanthoides*, die Blätter überdies bei weitem länger. Von der Gruppe der Sabauda, welche sie mit *H. prenanthoides* verbindet, unterscheidet sie sich durch die gewimperten Ligulä.

37. *Hieracium prenanthoides* Vill.: caule elato simplici folioso superne paniculato-ramoso, inferne pilis simplicibus, superne pilis dense glanduliferis cum pedunculis et capitulis nigricantibus, foliis basilaribus sub anthesi emarcidis, caulinis omnibus basi late cordata v. subauriculata semiamplexicaulibus *paucibraciformibus* lanceolatis aut ovalibus, margine et subtus pilis simplicibus, sinuato-dentatis rarius inciso-dentatis aut subintegerrimis, summis decrescentibus, panicula divaricato- aut patentim ramosa foliosa, foliis cordato-lanceolatis aut cordatis acuminatis, involuero ovato-cylindrico nigro-viridi dense glanduloso-piloso nonnunquam floccoso-canescenti, squamis lanceolatis attenuatis obtusis, longioribus sub 12nis, stylo nigro fuligineo, ligulis ciliatis.

H. prenanthoides Vill. Fries. p. 160.

Auf Alpenwiesen von mergeliger oder sandiger Bodenart, zwischen 4300 und 6000'. Ende August und September.

Die geigenförmig über der Basis verschmälerten Blätter zeichnen diese Art aus, die indessen alle Uebergänge zeigt zu *H. denticulatum*, *lanceolatum* und *picroides*, so daß diese Namen nur einer einzigen Art anzugehören scheinen. Die Farbe der Achenen geht vom Lederfarben in's Röthliche und Rothbraune über.

Nicht leicht zeigt sich die Wahrscheinlichkeit von Bastardformen irgendwo größer, als zwischen *H. prenanthoides* und *murorum* Beobachtungen verrathen. Ich habe Exemplare, die sowohl Fries als Grisebach als hieher gehörige Formen anerkannt hat, im Algäu um die Linkersalpe bei 5150' Höhe in Gesellschaft von *H. murorum* am 28 Juli blühend angetroffen, die sich von andern noch lange nicht blühenden ächten Exemplaren des *H. prenanthoides* durch die Gegenwart grüner rosettenartig gestellter Wurzelblätter, zweitens durch die Armuth an Stengelblättern (2—3), drittens durch armköpfige Inflorescenz und viertens durch die kleineren Hüllkelche auszeichneten, die ganz denen von *H. murorum* β . *alpestre* gleichen. Nur die Form der Stengelblätter konnte die genannten Autoritäten veranlassen, sie für *H. prenanthoides* zu erklären, obgleich auch diese Form durch die größere Verschmälерung der Basis von der gewöhnlichen auffallend abwich.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. März.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Schluß.)

38. *Hieracium denticulatum* Sm.: caule elato inferne simpliei piloso, superne in cymam laxissimam ramoso parce glanduloso-piloso, foliis basilaribus (sec. Griseb. sub anthesi emarcidis, in nostris speciminibus vigentibus) petiolatis oblongo-lanceolatis utrinque acuminatis utrinque praecipue ad marginem pilosellis, subtiliter et remote denticulatis, superioribus cordato oblongis, nonnullis versus basin angustatis, cunctis amplexicaulibus acuminatis basi sinuato-dentatis, paniculae pauciflorae laxae ramis pedunculisque patentibus glanduliferis virentibus, involucreo minori virente glandulifero, squamis lanceolatis attenuatis obtusiusculis, ligulis ciliatis, stylo atro-fuligineo.

H. denticulatum Sm. Griseb. in litt. (Comment. p. 31).

Im Algäu im Rappenalperthale und um die Buchenrainalpe bei 3600' häufig. Ende August.

Auch hier variieren die Achenen und zwar an einem und demselben Exemplare von bleich Lederfarben bis zum lebhaft Braunrothen. Alle Exemplare, die ich im Rappenalperthale traf, hatten zur Zeit der Blüthe gut erhaltene Wurzelblätter. Die Inflorescenz gleich der von *H. murorum*.

Sectio VI. Umbellata: caule elato basi aphylo superne dense folioso eglanduloso.

39. *Hieracium tridentatum* Fries: caule basi subaphyllo, superne folioso; foliis inferioribus breviter petiolatis, superioribus sessilibus decrescentibus lanceolatis acutis basi attenuatis aut rotundatis, panicula subcorymbiformi involucreo virente squamis imbricatis *appressis* raro floccosis aut pilosis attenuatis obtusis, stylo luteo fuscescente (achenis rufo-brunneis).

H. tridentatum Fries in Sched. — Symb. p. 171.

H. laevigatum Koch Synops. ed. 1. p. 461.

H. rigidum Koch ed. 2. p. 530.

H. rigidum β. *tridentatum* Griseb. Comment. p. 47.

An Waldsäumen, in Gebüsch, auf lehmigem oder sandigem Boden zerstreut bis zu 2994' Höhe. Blüht im Juli, Anf. August.

Manchmal sind zur Zeit der Blüthe an der Basis des Stengels einige Blätter übrig, welche lanzettförmig und in dem Blattstiel zugespitzt sind. Stengel und Blätter reich an kurzen Haaren. Griffel von Grisebach braun angegeben, von uns sowohl braun als auch gelb beobachtet.

Var. *inciso-serratum*. — *H. aestivum* Fries in Sched. — *H. boreale* γ. *virescens* Griseb. — Beiderseits mit 4—6 regelmäßigen sehr tief eingeschnittenen Zähnen. Bayerbrunn bei München 1940'. Anf. August.

40. *Hieracium boreale* Fries: caule basi aphylo, superne dense folioso, foliis decrescentibus imis aut oblongo-lanceolatis in petiolum attenuatis aut sessilibus, superioribus ovato-lanceolatis ac sinuato-dentatis, panicula *subracemi-*

formi in corymbum terminata, pedunculis floccosis in capitulum incrassatis squamosis, involucreo atrovirente imbricato floccis paucis, squamis lanceolatis obtusis erectis, stylo fuligineo (acheniis rufo-atris).

H. boreale Fries. Nov. p. 261. — Symb. p. 160.

In Wäldern, an Waldsäumen, Schlägen verbreitet bis 2450'. Ende August, Anfangs September.

β. lactucaeum. Fröhl. Griseb. Comment. p. 54. — Foliis inferioribus ovalibus utrinque angustatis petiolis superioribus abrupte decrescentibus involucreo virente. Wir haben die ausgezeichnete Varietät β. um München ganz übereinstimmend mit denen aus der Schweiz und denen vom Ritten bei Bohen und ebenso auch mit der Beschreibung von Grisebach. Man möchte sie als eine besondere Art schon wegen ihres Mangels an Uebergängen betrachten.

41. Hieracium umbellatum L.: caule sub anthesi basi aphylo, superne dense folioso, foliis lanceolatis obtusiusculis sessilibus margine paucidentatis *revolutis* pilis brevibus hispidis, summis decrescentibus sensim in bracteas transeuntibus, panicula corymbiformi aut umbelliformi pedunculis in capitulum incrassatis apice squamatis, involucreo imbricato glabro nigro-viridi, squamis lanceolatis obtusis, exterioribus brevioribus *squarrosos reflexis*, stylo luteo aut fuligineo, achenio rufo.

H. umbellatum Fries Symb. pag. 177. — Griseb. Comment. p. 48.

In Hecken, an Waldrändern, Schlägen verbreitet bis 4000'.

β. limonum Griseb. p. 49 — monocephalum. Garchingheraide 1450'.

Ueber die Verschiedenheit der Griffelfarbe bei dieser Art führt Grisebach wichtige Bemerkungen an (f. Comment. pag. 49, wo er rügt, daß Fries zu sehr auf die Farbe des Griffels sich verlassen habe).

Um Berchtesgaden giebt es eine viel früher blühende Varietät (13 Juli 1850) mit breiten Blättern in der Nähe des Semmelbauern bei 1900'.

Hieracium speciosum Hornem., welches Fröhl in

den Algäueralpen anführt (Koch Syn. 2 ed. p. 518 und Griseb. Comm. p. 70), ist mit daselbst zu finden ebenso wenig gelungen, als Hieracium saxatile Jacq. von Fröhl in die Algäu angegeben.

D. Sendtner.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Kammelsberg. 5 Supplement. Berlin 1853. (Verlag von C. G. Luderig.)

Dieses Werk hat im Jahre 1841 seinen Anfang genommen und wurde von Zeit zu Zeit bis zum vorliegenden Hefte mit Nachträgen über die neueren Arbeiten ergänzt. Die Analysen und chemischen Untersuchungen mehren sich in der Mineralogie täglich und es ist eine mühevollere Aufgabe, Alles hierauf Bezügliche zu sammeln, zu vergleichen und kritisch zu beleuchten, das Buch ist daher längst zum Bedürfnis geworden und nöthig, um auf diesem Feld zu einer Uebersicht zu gelangen, es wächst aber der Werth desselben unvermerkt mit der Zeit, indem es sich zu einer Chronik für die chemische Geschichte der Mineralien gestaltet. — Der Verf. bespricht in der Einleitung einige allgemeine Verhältnisse, darunter den Isomorphismus und bemerkt, daß Scheerer's Ansichten durch dessen neuere Arbeiten keine Stütze gewonnen haben. Es fehlt in der That sehr oft an Nachweis der Krystallisation und ist es eine mißliche Sache, daß immer nur das Wasser die Talkerde ersetzen soll, nicht aber in ähnlicher Weise die Talkerde das Wasser. Die Ausgleichungen mit Sauerstoff oder Schwefel in gewissen Dryden und Sulphureten, wobei man auch einen Krystallsauerstoff und Krystallschwefel unterscheiden müßte, wozu man bisher keine Ursache gefunden hat. Die neuern Bemühungen, den vorkommenden

Isomorphismus bei den monoaxen Mineralien zu deuten, haben wenigstens die Thatsache bestätigt, daß auch bei den monoaxen Systemen eine ähnliche Formengemeinschaft bestehe wie sie im tesseralen System vorkommt. Ich habe schon im Jahre 1832 auf diese Verhältnisse hingewiesen *) und, wie ich glaube, zuerst ausgesprochen, daß aus den damals zusammengestellten Beobachtungen „mit Bestimmtheit hervorgehe, daß bei monoaxen Mineralien ganz verschieden zusammengesetzte Mischungen nicht nur sehr ähnliche, sondern selbst vollkommen gleiche Formen zeigen,“ und ferner geäußert: „die Meinung, daß jede eigenthümliche Species der nicht analog zusammengesetzten Mineralien ihre eigenthümliche Stammform besitze, ist nicht mehr haltbar und der Schluß, daß analog zusammengesetzte Mineralien isomorph oder homöomorph sind, darf nicht so umgekehrt werden, daß bei monoaxen Systemen isomorphe oder homöomorphe Krystallisation auch gleiche oder gleichmäßige (relativ gleiche) chemische Zusammensetzung verrathe.“ Bei dieser Gelegenheit habe ich auch auf eine von den neuern Forschern übersehene Isomorphie oder Formengemeinschaft zwischen Apophyllit und Anatas, und zwischen Hämatit und Calcit aufmerksam gemacht. Wenn man die Formen dieser Mineralien für gleiche Stammform berechnet, so stellt sich folgender Zusammenhang der Krystallreihe heraus:

Randkfw.		Vorkommen bei		Zeichen nach	
				Naumann.	
1)	P	121° 0'	Apophyllit	P	
			Anatas	P	S
2)	2 P	148° 24'	Anatas	2 P	S
3)	$\frac{1}{3}$ P	61° 2'	Apophyllit	$\frac{1}{3}$ P	
4)	$\frac{1}{5}$ P	38° 56'	Apophyllit	$\frac{1}{5}$ P	
			Anatas	$\frac{1}{5}$ P	S
5)	2 P S	136° 24'	Anatas	P	S
6)	$\frac{1}{2}$ P S S	64° 0'	Apophyllit	$\frac{1}{2}$ P	S
7)	$\frac{2}{3}$ P S S	53° 8'	Anatas	$\frac{1}{3}$ P	
8)	$\frac{2}{7}$ P S S	39° 18'	Anatas	$\frac{1}{7}$ P	
9)	$\frac{1}{5}$ P S	28° 4'	Apophyllit	$\frac{1}{5}$ P	S

*) Neues Jahrb. d. Ch. u. Ph. v. Schweigger-Seidel B. IV. p. 410.

Scheitlkfw.		Vorkommen bei		Zeichen nach	
				Naumann.	
1)	$\frac{1}{4}$ R	156° 2'	Calcit	$\frac{1}{4}$ R	
2)	$\frac{2}{5}$ R	142° 56'	Hämatit	$\frac{1}{4}$ R	
3)	$\frac{1}{2}$ R	134° 57'	Calcit	$\frac{1}{2}$ R	
4)	$\frac{1}{5}$ R	115° 6'	Calcit	$\frac{1}{5}$ R	
			Hämatit	$\frac{1}{2}$ R	
5)	R	105° 5'	Calcit	R	
6)	$\frac{5}{4}$ R	95° 28'	Calcit	$\frac{5}{4}$ R	
7)	$\frac{3}{8}$ R	88° 18'	Calcit	$\frac{3}{8}$ R	
8f)	$\frac{8}{9}$ R	85° 58'	Hämatit	R	
			Korund		
			Ilmenit zc.		
9)	-- 2 R	78° 51'	Calcit	-- 2 R	
10)	$\frac{16}{5}$ R	68° 42'	Hämatit	-- 2 R	
			Korund	-- 2 R	
			Chalkophyllit?	-- 2 R	
11)	4 R	65° 50'	Calcit	4 R	
12)	8 R	61° 29'	Trichonit	5 R	
13)	-- 14 R	60° 31'	Calcit	-- 14 R	

Diese Art von Isomorphismus bezieht sich auf die äußere Gestalt, nicht auch auf die Spaltungsrichtungen, und dergleichen Beispiele sind bekannt am Phenakit und Korund, Amphibol und Aegit, Schwefel und Eskorodit zc. Die Isomorphie mit Vertretung von Atom für Atom zeigt aber stets Gleichheit auch in der Spaltbarkeit. Bei vielen der oben genannten isomorphen Mischungen hat man auch Gleichheit oder Proportionalität der Atomvolumen gefunden, und durch Division solcher Atomvolumen mit der Zahl der constituierenden Atome nach Dana's Vorschlag sind noch viel gleichere Zahlen als außerdem erhalten worden, für Apophyllit und Anatas, und für Calcit und Hämatit scheint dieses Verhalten aber nicht zu passen. Solche absolute oder relative Gleichheit im Atomvolumen dürfte übrigens weniger der eigentliche Grund der Isomorphie als eine Eigenthümlichkeit in Folge desselben sein, denn es ist erwiesen, daß gleiche Atomvolumen auch verschiedene Form haben. So zeigen Turmalin und Spodumen wesentlich verschiedene Krystallisation, das reducierte Atomvolumen ist aber bei beiden = 44.

Die ganze Untersuchung ist noch nicht recht zur Klarheit gelangt und es gehen Beobachtungen zur

Seite, welche über manche Isomorphie Aufschluß geben werden, ohne daß man Atomvolum und Polymerie einzumischen nöthig hat, ich meine die Pseudomorphosen, welche weit ausgedehnter und versteckter vorkommen als man bisher glaubte. Die Beispiele von Skapolithen und Feldspäthen, welche Scheerer neuerlich angeführt hat, dürften hieher gehören, obwohl ihnen Scheerer eine andere Bedeutung giebt. Mir scheinen sie sich wenigstens theilweise denen anzuschließen, welche man von Malachit in Form des Lasurit und von Gölthit in Form des Pyrit kennt. Daß dabei auch zuweilen die Blätterdurchgänge des Originals erhalten werden, ist bekannt.

G. Rose hat seine frühere Ansicht in Betreff des Isomorphismus von Schwefel und Arsenik in Verbindungen geändert und spricht sich nun für eine solche aus, wie dieses schon früher von Breithaupt und Frankenheim und von mir geschehen ist.

A. Renngott hat Betrachtungen angestellt über ein bestimmtes Verhältniß zwischen dem Atomgewicht, der Härte und dem specifischen Gewicht isomorpher Minerale. Der Gang ist folgender. Eine Atomgruppe, dem Eisenoxyd oder Hämatit entsprechend, wiegt 80 (die stöch. Zahl des Sauerstoffs = 8 ist $2\text{Fe} + 3\text{O} = 80$) und eine analoge der Thonerde oder dem Korund entsprechend wiegt 51,4 ($2\text{Al} + 3\text{O} = 51,4$) das spec. Gewicht des Hämatit = 5,2 gesetzt, würde ein gleichgroßes Volum Wasser wie das von Hämatit (mit dem Gewicht 80) 15,39 wiegen. Wenn die Atomgruppe des Korunds die gleiche Größe hätte wie die des Hämatit, so müßte sein Atomgewicht durch 15,39 dividirt das spec. Gewicht des Korunds geben. Man erhält aber durch diese Division 3,34, während die Beobachtung 4,1 giebt. Die Differenz läßt sich nun durch die Annahme erklären, daß die Atome des Korunds durch eine Kraft, der Verf. nennt sie Krystallisationskraft, mächtiger aneinander gezogen und dadurch comprimierter und kleiner erscheinen, was den Isomorphismus natürlich nicht aufhebt. Damit wird aber das spec. Gewicht ein höheres und auch der Widerstand gegen eine den Zusammenhang der Theile aufhebenden mechanischen Kraft, also die Härte, größer. Der Schluß ist, was das spec. Ge-

wicht betrifft, ganz richtig, aber nicht was die Härte betrifft, denn würden die physischen Theilchen eines Krystalls mit derselben Kraft zusammengehalten wie seine chemischen Atome, so wäre keine bekannte mechanische Kraft im Stande, sie zu trennen oder auseinanderzuschieben. Man kann also höchstens sagen, daß die Kraft, welche die chemischen Atome eines Krystalls verdichtet, einen gewissen Zusammenhang zeigt mit der Kraft, welche die physischen Theilchen desselben verbindet, denn nur in der leichtern oder schwereren Trennung der letztern beruhen die Charaktere der Härte. Ein nothwendiger Zusammenhang dieser Kräfte ist ohne Beibringen weiterer Beobachtungen nicht zu ersehen, eben weil die physischen Aggregate der Theilchen eines Krystalls, aber nicht seine Elemente oder chem. Atome beim Eindringen eines härtern Körpers eine Trennung oder Verschiebung erleiden. Indessen hat die Beobachtung des Factums immer einen Werth und der fleißige Verfasser hat in seiner Abhandlung, welche im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt, Jahrg. 1852, abgedruckt ist, dieses Factum an vielen Beispielen nachgewiesen.

G. Rose hat ein Mineralsystem herausgegeben, welches eine sehr gute Zusammenstellung der bisher als isomorph erkannten Mineralspecies gewährt. Es sind 4 Classen angenommen.

- I. Die einfachen Körper.
- II. Die Schwefel-, Selen-, Tellur-, Arsenik- und Antimon-Verbindungen.
- III. Die Chlor-, Fluor-, Jod- und Brom-Verbindungen.
- IV. Die Sauerstoffverbindungen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. März.

Nro. 28.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Handwörterbuch des chemischen Theils
der Mineralogie von C. F. Kammels-
berg.

(Schluß.)

Das Genus ist nach der Krystallform, die Species nach der chemischen Zusammensetzung bestimmt, daher der Verf. das System ein krystallochemisches nennt. Unterabtheilungen je nach dem Bedürfnis vereinigen weiter die atomistisch ähnlichen Mischungen. Diese Zusammenstellung veranlaßt natürlich manche Trennung sonst naher Verwandtschaften und ist dieses wie auch bei andern Systemen, welche mehr oder weniger einzelne Gesichtspuncte berücksichtigen. Es ist ferner ein Uebelstand, daß auf 100 Genera über 80 kommen, die nur eine Species zählen. In solchen Schwierigkeiten, naturgemäße Genera zu schaffen, ohne deren Zahl so ausgedehnt zu halten, und in den weitem Schwierigkeiten der genügenden Charakteristik für diese Genera liegen wohl die Ursachen, daß wir so viele und verschiedene Mineralsysteme haben, die fast alle ihre guten Seiten zeigen, aber nur zum Theil erfüllen, was von einem wohlgegliederten System eigentlich zu verlangen wäre.

Der specielle Theil des vorliegenden Bandes beginnt mit einer Zusammenstellung der bisherigen Arbeiten über Aerolithe, nämlich über Meteor-eisen und Meteorsteine. Wöhler hat bei seinen Untersuchungen die interessante Beobachtung gemacht, daß ein großer Theil von Meteor-eisen sich passiv

verhält, d. h. daß es aus neutralen Kupferauflösungen kein Kupfer fällt, was erst dann geschieht, wenn man eine Säure hinzusetzt oder das Eisen unter der Flüssigkeit mit gewöhnlichem Eisen berührt. So verhält sich das Eisen von Krasnojarsk, Braunau, Schwef, Bohumilitz, Toluca, Green-County, Red-River, vom Cap. Wogegen activ sich verhält das von Lenarto, Chester-County, Rasgata, Mexico, vom Senegal und das schon geschmiedete von Witzburg. Zwischen beiden steht das Eisen von Agram, Arva, Atakama und Burlington, welche erst nach einiger Zeit das Kupfer ganz allmählich reducirten. Dieses Verhalten steht zu dem Nickelgehalt in keiner Beziehung.

Als theilnehmend an der Zusammensetzung der Meteorsteine sind folgende Verbindungen erkannt worden: 1) Nickeleisen, 2) Phosphorete von Eisen und Nickel, 3) Schwefeleisen, dem Sulphuret Fe entsprechend, also verschieden von Pyrrhotin, 4) Magnetit, 5) Chromit, 6) Olivin, dieser scheint ein charakteristischer Bestandteil der Meteorsteine; 7) feldspathähnliche Verbindungen, im Stein von Juvenas Anorthit; 8) augitähnliche Verbindungen. 7 und 8 nähern sich oft dem Labrador und Augit. An der Zusammensetzung der Aerolithen sind bis jetzt 18 Elemente als theilnehmend erkannt worden.

In den Mischungen der Augite ist am Zinkoxyd eine neue Basis im Rhodonit von Sterling (dem Fowlerit der amerikanischen Mineralogen) von Hermann und Kammelsberg, deren Analysen sehr gut stimmen, aufgefunden worden. Die Differenzen der Augitmischungen scheinen ihren Grund in begin-

nender Zersetzung mit Ausscheidung von Kalk und Aufnahme von Wasser zu haben. Bischof hat darüber eine Berechnung angestellt und den Augit vom Gillsenfelder Maar, welcher unter allen das Maximum an Basen enthält, als Normalmischung angenommen. In ihr ist der Sauerstoff der Basen und der Kieselerde nahe = 2 : 3. Es findet sich alsdann in fast allen andern Varietäten etwas weniger Basis, was auf Zersetzung hindeutet, welche wohl meistens durch kohlensäurehaltige Wasser herbeigeführt wird. — Forchhammer hat den reinen Do-

Phosphorsäure	28,92
Thonerde	14,44
Eisenoxydul	30,68
Manganoxydul	9,07
Kalkerde	0,14
Wasser	16,98
	<hr/>
	100,23

Eine dem Belonit nahestehende Verbindung von Schwefelwismuth und Schwefelblei ist der Chiviatit von Chioiato in Peru.

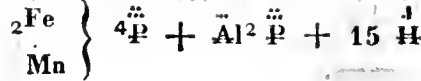
Dechenit hat Bergemann ein Mineral vom Lauterthal in Rheinbayern genannt, welches nach seiner Analyse reines Vanadinsaures Bleioxyd ist. Ich habe Proben davon gesehen, welche dem von mir benannten Uraören so sehr gleichen, daß ich vermuthete, beide Mineralien seien nicht wesentlich verschieden und daß Bergemann das Zinkoxyd darin übersehen habe. Doch will ich dieses nur als eine Vermuthung aussprechen.

Nach Delesse ist der Feldspath der Diorite sehr verschieden, selbst zuweilen an demselben Gestein. Er erkannte Oligoklas, Andesin, Labrador und Anorthit. Die Feldspath- und Augitgesteine Islands hat Bunsen untersucht und für die augitischen Felsarten eine Normalmischung angenommen, in welcher sich der Sauerstoff der Basen und der Kieselerde wie 2 : 3 verhält, übereinstimmend mit der oben angegebenen Beobachtung Bischof's; für die Trachytgesteine ist dieses Verhältniß 1 : 5 und er zeigte, wie Gemenge beider Gesteine durch Bestimmung ihrer Kieselerde berechnet werden können.

somit als aus gleichen Atomen Ca C und Mg C bestehend erkannt. Enthält er, wie es häufig vorkommt, einen Ueberschuß von Ca C, so kann dieser durch Essigsäure ausgezogen werden.

Der Marmatit ist in einer derben Varietät zu Bottino bei Serravezza in Toscana von Bechi aufgefunden worden. Die Analyse stimmt nahe mit der der Var. von Marmato.

Den Chidrenit hat der Verf. untersucht. Die Analyse gab:



Plattner hat am Enargit eine Kupferverbindung erkannt, welche wie der Kanthokon das Arsenik-sulfid As enthält, verbunden mit 3 Cu. Dieses Mineral findet sich zu Morococha in den peruanischen Cordilleren.

Ein neues cerhaltiges Mineral von Stoköen bei Brevig in Norwegen ist Erdmannit genannt worden und enthält nach Blomstrand:

Kieselerde	31,85
Thonerde	11,71
Eisenoxydul	8,52
Manganoxydul	0,86
Cer- u. Lanthanoxyd	34,89
Yttererde	1,43
Kalkerde	6,46
Wasser u. Verl.	4,28

100

Der Eudnophit hat nach v. Bock und Berlin die Mischung des Analcim, soll aber rhombische Krystallisation zeigen.

Ein neues in der Mischung dem Okenit ähnliches Mineral ist der Gurolith von den schottischen Inseln. Er besteht nach Anderson aus:

Kieselerde	50,70	
Thonerde	1,48	3 Ca Si + 4 H
Kalkerde	33,24	
Talkerde	0,18	
Wasser	14,18	
	<hr/>	
	99,78	

Der Deweylit und Gynnit gehören zusammen und muß der Name des letztern aufhören, da der Deweylit früher bekannt war.

L. Schmid hat über die Härte und Zusammensetzung des Korunds und des Smirgels aus der Bevante Untersuchungen angestellt. Wurde die Härte

Schwefelsäure	15,38
Kupferoxyd	48,16
Thonerde	11,70
Wasser	23,06
Spur Fe	

98,30

Der Matlockit ist $Pb Cl + Pb$, während der früher bekannte Mendiffit $Pb Cl + 2 Pb$ ist.

Ein dem Hisingerit nahestehendes Mineral scheint der Melanolith von Cambridge in Massachusetts zu sein.

Ein neues Schwefelantimonblei von Bottino in Toscana ist der Meneghinit = $Pb^4 Sb$.

Der sog. Nematolith hat sich als das Talkerdehydrat erwiesen, welches Brucit heißt.

Mehrere Feldspäthe aus Porphyren, Diabas, sowie die aus den Trachyten von Teneriffa haben sich als Oligoklas erwiesen.

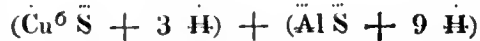
Ein von A. Erdmann untersuchter Olivin von Tunaberg stellt sich der Mischung nach in die Nähe des Fayalit. Er enthält:

Kieselerde	29,34
Thonerde	1,21
Eisenoxydul	54,71
Manganoxydul	8,39
Talkerde	3,04
Kalkerde	3,07
	<hr/>
	99,76

Das Donaroxyd Bergemann's im Drangit

des blauen indischen Sapphirs = 100 gesetzt, so war die des Rubin 90, des Korund 77 — 55, des Smirgels 57 — 40. Das spezifische Gewicht des Sapphirs fand er 4,06, des Rubins 4,08, des Korunds 3,6 — 3,92, des Smirgels 3,74 — 4,31. Der Sapphir enthält 97,51 Thonerde, Rubin 97,32, Korund 84,5 — 93,1, Smirgel 60,1 — 77,8. Die erstern enthalten 1,09 — 8,2 Proc. Eisenoxyd, der Smirgel aus Kleinasien 8,6 — 33,2 Proc.

Nach Percy besteht der Lettsoinit (Kupfer-sammterz) aus:



ist von Berlin und Damour als Thonerde erkannt worden.

Die Mineralien, welche man als selbständige Species Williamsit, Retinalith und Marmolith genannt hat, haben sich als Serpentin erwiesen. Die Amerikaner E. Smith und G. Brush haben überhaupt eine sehr willkommene Reexamination der in Amerika creierten Species vorgenommen, wozu mehrere dieser Species bereits bekannten einverleibt werden müssen. Sie erkannten Thalit = Saponit, Hudsonit = Augit (in die Nähe des Hedenbergit), Jenkinsit = Hydrophit, Chesterlit = Orthoklas, Poroklas = Orthoklas, Rhodophyllit = Rhodochrom, Cummingtonit = Amphibol, Hydrous Anthophyllit = Asbest, Monrolit = Disthen, Dzarlit = derber Thomsanit.

B. Rath hat eine eigenthümliche Beobachtung über den Mejonit gemacht, daß er nämlich in Salzsäure sich zwar vollkommen auflöse, aber nicht gelatiniere, sondern beim Abdampfen die Kieselerde pulvrig ausscheide. Es muß hier ein Irrthum obwalten, denn nach hinlänglichen Erfahrungen bildet jedes in Salzsäure vollkommen auflösbare Silicat beim langsamen Abdampfen eine Gallerte, die man

durch fortwährendes Umrühren wohl in Klumpen zertheilen, aber nicht zu sich ausscheidendem Pulver verwandeln kann.

Von Interesse sind die Analysen mehrerer Siderite aus den Kohlendistricten Westphalens. Sie enthalten 12 — 35 Proc. Kohle.

Als ein normales Mittelglied zwischen dem gewöhnlichen Spinell = $Mg \overset{II}{Al}$ und dem Hercinit = $Fe \overset{II}{Al}$ hat sich der Pleonast von Lunaberg nach der Analyse von Erdmann erwiesen. Er ist $Mg \overset{II}{Al}$ = $Fe \overset{II}{Al}$.

Die Angabe, welche der Verf. über den Chloropal von Haar bei Passau macht, daß sich beim Kochen mit Kalilauge soviel Kiesel Erde auflöse, daß der Rückstand ein Bisilicat darstellt, ist, insoferne sie aus meiner Abhandlung entnommen wurde, unrichtig. Ich habe angeführt, daß ich das Kochen nur bis zur Extraction des eingemengten Opals fortgesetzt und gleichzeitig von solchem Opal eine entsprechende Quantität in ähnlicher Weise bis zur Auflösung behandelte. Wenn der Verf. meint, daß Zersetzungsproducte wohl nur selten selbständige Species seien, so mag das in so weit gelten, als durch Zersetzungen öfters Gemenge mehrerer verschiedener Species entstehen können, beim Chloropal ist aber die der Species zugehörige Mischung ebenso kenntlich als beim Chrysofoll oder Kieselmalachit.

Der Verf. hat eine ausführliche schätzbare Arbeit über die Turmaline geliefert, für welche sich folgende Mischungen ergeben haben:

- I. $R^3 \overset{II}{Si}^2 + R \overset{II}{Si}$ (Bo als isomorph mit Si angenommen)
- II. $R^3 \overset{II}{Si}^2 + 4 R \overset{II}{Si}$
- III. $R^3 \overset{II}{Si}^2 + 6 R \overset{II}{Si}$
- IV. $R \overset{II}{Si} + 3 R \overset{II}{Si}$
- V. $R \overset{II}{Si} + 4 R \overset{II}{Si}$

Die Atomvolumen verhalten sich wie 4 : 5 : 6 : 8, wobei die Mischungen I und V fast gleiche

Atomvolumen zeigen. Die Zahlen der nach Dana reducierten Atomvolumen sind 44,05 — 44,36.

Der Vermiculit von Milbury, Massachusetts, kommt nach Crossley mit meinem Pyrosklerit in der Mischung überein. Das Löthrohrverhalten beider Mineralien ist aber so verschieden, daß sie nicht zusammengehören können.

Franz v. Kobell.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der K. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- G. Wightwick, The palace of architecture: a romance of art and history. Lond. 1840.
- Dr. E. Hegel, Ueber nordamerikanischen Brückenbau und Berechnung des Tragungsvermögens der Howe'schen Brücken. Wien 1845.
- J. J. v. Littrow, Die Wunder des Himmels von C. v. Littrow. 4 Aufl. Bief. 1 — 4. Stuttg. 1852.
- Dr. Fr. A. Thieme, Populäre Astronomie. Plauen 1853.
- Chr. Aug. Große, Unser Sonnensystem und dessen Verhältniß zu den unzähligen Fixsternen oder Sonnen. Grimnitzschau 1853.

V. P h y s i c a.

- Dr. H. W. Dove, Darstellung der neueren Farbenlehre und optische Untersuchungen. Berlin 1853.
- M. Becquerel, Des climats et de l'influence qu'exercent les sols boisés et non boisés. Par. 1853.
- Mich. Faraday, On the physical character of the lines of magnetic force. London 1852.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. März.

Nro. 29.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am
10 December 1853.

- 1) Die Classe vernahm ein Referat über die von Hrn. Adolph Lill zu Gölnitzbanya in Ungarn eingesendete und zur Prüfung empfohlene Abhandlung über das Problem der Trisection des Winkels.
- 2) Die durch das k. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten eingesendeten „Recherches sur la Télégraphie éélectrique,“ welche von der k. belgischen Gesandtschaft in Berlin waren übermittelt worden, kamen zur Vorlage.
- 3) Von mehreren gelehrten Corporationen, mit welchen die Akademie in Verkehr steht, waren Fortsetzungen ihrer Denkschriften eingegangen und kamen zur Vorlage: von der kais. Societät der Naturforscher in Moskau, der Societät d. W. in Kopenhagen, der Akademie d. W. in Paris, der Societät d. W. in Finnland, der naturforschenden Gesellschaft in Görlig. Die k. spanische Akademie der Geschichte sendet ihre neue Ausgabe von Oviedo y Valdes Historia del nuevo Mundo. Madrid 1852. 4.

4) Von Privaten waren eingesendet worden: Reise des Fürsten Demidoff in das südliche Rußland, nebst Begleitschreiben des Herrn Neugebauer in Breslau, und Physiologischer Atlas von Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Baumgärtner in Freiburg i. B.

5) Hr. Prof. Dr. Roth erstattet folgenden Bericht: über seine Reise nach Griechenland und Syrien.

Als ich im vorigen Jahre mit allergnädigst bewilligtem Urlaube eine weitere wissenschaftliche Reise in den Orient antrat, hatte ich im Sinne, einige der Flußthäler des nördlichen Dekkan, welche zoologisch noch so wenig untersucht sind, zu bereisen, jedoch vorher noch in Attika jene Stelle zu besuchen, welche neuerlich durch interessante Entdeckungen dem Paläontologen wichtig geworden ist. Gesundheitsrückichten veranlaßten mich unterwegs meinen Plan zu ändern, und zwar das ferne Ziel aufzugeben und dafür längere Zeit in Griechenland und Syrien zoologische und paläontologische Studien zu verfolgen, von welchen ich im Folgenden der verehrlichen Classe eine kurze Nachricht zu geben mich unterfange.

Ich hatte mir, wie gesagt, zur Aufgabe gestellt, in Attika eine gewisse bisher nicht genauer bekannt gewesene Fundstätte von fossilen Knochen zu besuchen, aus welcher zu verschiedenen Zeiten unsere paläontologische Sammlung höchst merkwürdige Säugthier-Ueberreste erhalten hatte, die sofort durch

Hrn. Conservator Dr. Wagner in den Denkschriften unserer Classe beschrieben worden waren. Diese Acquisitionen ließen auf eine außerordentliche Reichhaltigkeit des Lagers schließen, und machten eine genauere Erforschung der Lagerungsverhältnisse und sorgfältiges Suchen nach neuen Arten sehr wünschenswerth. Seine Majestät der König Ditto geruhten huldvollst die nöthige Erlaubniß zu allenfalls vorzunehmenden Arbeiten zu geben, und einige Mitglieder der naturhistorischen Gesellschaft von Athen, welcher ich anzugehören die Ehre habe, unterzogen sich der Mühe, mich an die Stelle zu geleiten, welche ich auf einigen früher angestellten Excursionen vergeblich gesucht hatte.

Vier Stunden von Athen in nordöstlicher Richtung in der hügeligen Ebene Mesogaia zwischen dem Pentelikon und Hymettus, südlich von dem Feld von Marathon und zwei Stunden von der Ostküste liegt ein kleines Dorf Pikermi, Dekonomiegut eines Klosters. Ein namenloser Bach, der am Fuß des Pentelikon entspringt und fast gerade östlich verläuft, berührt dieses Dorf, weiter unten dann den Fuß des Berges Petressa und ergießt sich in das Meer in der Nähe von Ruinen, welche zwar noch nicht identifiziert sind mit einer der uns von den alten Geographen aufgezählten Küststädte, die aber mit ziemlicher Sicherheit für die von Prasiä oder Stivia angenommen werden können.

Dieser Bach nun hat sich in seinem obern Laufe ein ziemlich tiefes Bette gegraben. Er durchschneidet zuerst eine mächtige Humuslage, dann eine Geröllschichte von 4 — 6 Fuß Mächtigkeit; eine darauf folgende Mergelschichte ist nur theilweise, wo sie weniger mächtig war, durchbrochen, und zeigt dann ein Substrat von einem sehr eisenschüssigen harten Sandsteine; die folgenden Glieder der Formation bleiben verborgen bis auf die mannigfaltigen Gerölle von Rhonschiefer, Glimmerschiefer, krystallinisch-körnigem Kalk u. s. w., die der Bach von oben mit sich bringt. Bei dem Dorf Pikermi hat das Bette schon mehr das Ansehen eines Thales als eines bloßen Wasserrisses; es ist bei 40 Fuß tief und gegen 80 breit, stark bewachsen mit Oleander, Pi-

stacien, Myrthen, Seeföhren und Zwergweiden; ebenso ist auf der Höhe der Ufer, wo nicht Garten- oder Landwirthschaft das Gehölze abgetrieben hat, ein undurchdringliches Dickicht und weiterhin selbst Wald, eine in der holzarmen Attika sehr unvermuthete Erscheinung.

An dem steilen Abhange des rechtsseitigen Ufers, wo die verschiedenen Schichten scharf bloßgelegt sind, wurde schon vor einigen zwanzig Jahren Hr. Georg Fintay, ein in Griechenland ansässiger Gelehrter, der sich mit antiquarischen Studien beschäftigt, und damals gerade die Bestimmung der alten *Αἴθρα* versuchte, von Bauern auf große Knochen aufmerksam gemacht, die, wenn wieder ein Theil der Uferwand abschlürfte, zum Vorschein kamen, und sofort für Riesenknochen erklärt wurden. Hr. Fintay ließ einige Wochen arbeiten, und schenkte die Ausbeute der naturforschenden Gesellschaft von Athen, in deren Local ich im Jahre 1837 dieselbe einzusehen Gelegenheit hatte. Es wurde weder etwas von diesen Funden bekannt gemacht, noch weiter gegraben; bis unser correspondierendes Mitglied, Dr. Lindnermaier in Athen, mehrfach aufgefordert, im Jahre 1843 eine ansehnliche Quantität Knochenfragmente der paläontologischen Sammlung des Staates übersandte, welche, in Verbindung mit einigen schon früher acquirierten derauigen Ueberresten, Hr. Conservator Dr. Wagner Stoff gaben zu den zwei wichtigen Abhandlungen in unsern Denkschriften, außer welchen bis jetzt fast nichts über diese Vorkommnisse publiziert worden ist.

Ich fand, als ich im December vorigen Jahres die Bearbeitung der Knochen führenden Schichte begann, nur sehr geringe Terrain-Schwierigkeiten. Weil man von der Thalseite nicht nur leicht beikommen konnte, sondern sogar unmittelbar vor der Schichte stand, war nur das Hangende, eine Humusdecke mit Waldbäumen und eine Geröllschichte von 4 — 6 Fuß, in die Thalsohle herabzustürzen, um eine beliebig große Fläche zur Bearbeitung zu entblößen. Ein ziemlich geschiebeloser braunroth gefärbter Mergel, ganz durchsetzt von Wurzeln der *Pinus maritima* und daher auch dem Wasser Durch-

laß gewährend, war durch das letztere — in Folge einiger Regenschauer, fast etwas zu weich geworden; obenauf fanden sich leichte schaalige Knochen, Rippen, Schulterblätter, auch Wirbel; tiefer unten Röhrenknochen und auf dem Boden Schädel mit Zähnen, auch Skelettheile, die in Verbindung geblieben waren. Fast ohne Ausnahme zeigten sich die größeren Knochen geknickt, gebrochen, die Schädel verschoben oder zertrümmert, außerordentlich selten noch in den Gelenken verbundene Gliedmassen oder Wirbelsäulen; die Markröhren mit Mergel erfüllt, wenn sie gebrochen, oder mit Kalkspath auskrySTALLISIRT, wenn sie unverletzt waren. In der Mitte der Schichte lag alles bunt durcheinander, und so dicht wie in einer Knochenbreccie, daß, um ein Stück zu verfolgen, viele andere in Trümmern beseitigt werden mußten. Der größere und unverletzte Knochen unmittelbar einschließende Mergel war an vielen Stellen grünlich verfärbt und fettig anzufühlen; sicherlich waren solche noch mit vielen Weichtheilen versehen, wie sie eingebettet wurden.

Sämmtliche bisher an dieser Stelle gefundene Knochen gehörten ohne Ausnahme untergegangenen Säugethieren an; auch nicht eine Spur von einem Amphibium, Fisch oder Mollusk ist bisher dazwischen entdeckt worden. Die vielfachen Beschädigungen, welche sie zeigen, scheinen zu beweisen, daß sie aus weiter Ferne und zwar meistens schon als lose Knochen an diesen Ort zusammengeschwemmt worden sind.

Bei weitem die größte Zahl ist einem kleinen Pferde eigen, das in der Urzeit auf vielen Punkten unseres Continents in solchen Heerden gelebt haben muß, wie jetzt noch in Afrika die Zebra und Quagga. Es wird in meiner Ausbeute von dem ganzen Skelete kaum ein Knochen fehlen, so daß die minutiöseste Vergleichung mit dem Knochenbaue unserer jetzt noch lebenden Arten möglich ist. Dann folgen in Rücksicht der Häufigkeit die Reste von Wiederkäuern, und zwar von Antilopen und Ziegen in mehreren Arten, von den ersteren solche, die sich zu der Größe der mittelafrikanischen Arten erheben, letztere erreichten die Größe unseres Steinbockes.

Wie gesagt, die Reste dieser beiden Thierfamilien bilden bei weitem die Hauptmasse der ganzen Ablagerung; die jetzt aufzuzählenden sind dazwischen höchst sparsam eingestreut.

Riesenhafte Röhren- und Fußwurzelknochen, auch einzelne Wirbel werden wohl dem Mastodon zuzuschreiben sein, obwohl ich nicht so glücklich war, Zähne dieses Thieres aufzufinden; von einem andern Pachyderm aber, dem Hyotherium, fand sich nebst anderen Knochen ein vollständiger Unterkiefer.

Verschiedene große und kleine Raubthiere, deren Reste noch nicht genugsam untersucht sind, werden wohl sich als neu erweisen. Der wichtigste Fund ist der eines vollständigen Gebisses des Machairodus, eines entsetzlichen löwenartigen Thieres mit langen plattgedrückten und an den Ranten sägezählig gekerbten Fangzähnen des Oberkiefers. Die überaus seltenen Affenüberreste endlich wurden auch diesmal wieder aufgefunden in Stücken, die wesentlich beitragen werden, den merkwürdigen Mesopithecus pentelicus näher kennen zu lernen.

Dies ist in Kurzem eine Uebersicht der Vorkommnisse, wie sie meine mitgebrachte und der paläontologischen Sammlung des Staats einverleibte Ausbeute darbietet. Eine Bearbeitung derselben, welcher sich mit mir Herr Conservator Dr. Wagner unterziehen will, wird seiner Zeit einer verehrlichen Classe vorgelegt werden.

Aber nicht allein auf dieses kleine Flußthal ist in Griechenland die Tertiärablagerung von Säugethierknochen beschränkt; ganz in der Nähe von Athen auf dem Berge Anchesmos, werden manchmal in den Brüchen enge Spalten in dem dolomitischen Gesteine mit einer Breccie erfüllt gefunden, welche zahlreiche Knochen von Wiederkäuern enthält: ferner auf einer kleinen Insel in dem Kanale, welcher Poros von dem festen Lande trennt, liegt nach meiner eigenen Erfahrung unmittelbar auf dem Trachyt eine feuersteinartige Breccie ebenfalls mit Resten von Wiederkäuern. Ueberhaupt sind in Morea an mehreren Stellen fossile Knochen gefunden worden, und schon die Stelle im Pausanias im dritten Buch

Cap. 22, wo er von ungeheuern Gebeinen spricht, die auf dem Turnplatz der lakonischen Stadt Asopos gezeigt werden, scheint zu beweisen, daß auch die Alten ihnen einige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Noch mehr trifft zu, was Pausanias im zweiten Buch Cap. 32 von der Stadt Megalopolis in Arkadien erzählt, daß nämlich daselbst im Tempel der Artemis Gigantenknochen gezeigt werden: ich habe von glaubwürdigen Zeugen erfahren, daß bei Megalopolis Elephantenknochen häufig gefunden werden, und in dem naturhistorischen Museum zu Athen ist ein Bruchstück eines Stoßzahnes von dieser Localität aufbewahrt.

In der lehrreichen Begleitung des Botanikers von Heldreich machte ich viele Excursionen auf die Berge von Attika, um auch die jetzige Thierwelt besonders in ihren kleinen Formen zu untersuchen. Obgleich Attika in den letzten Jahren von mehreren geübten deutschen Entomologen bereist worden ist, findet sich doch noch viel des Neuen vor, wie auch alljährlich nicht wenige neue Pflanzen entdeckt werden. Die bewaldeten Schluchten des Parnes und die satzigen Niederungen bei Eleusis zeigten sich besonders reich. In so heißen und trockenen Ländern, wie wenigstens dieser Theil von Griechenland ist, hat ein großer Theil der Thiere und Pflanzen nur ein sehr ephemeres oberirdisches Dasein, und bequemt sich durch raschere Entwicklung an den für sie als Formen der gemäßigten Zone eigentlich ungünstigen Standort.

Im Monat April dieses Jahres verließ ich Griechenland wieder und wandte mich nach Palästina, um meine schon vor 16 Jahren dort begonnenen zoologischen Untersuchungen fortzusetzen. Die Unsicherheit in Folgen der politischen Aufregung hemmte meine Schritte bedeutend, so daß ich viel auf die Umgegend von Jerusalem beschränkt blieb. Zu einer naturhistorischen Topographie dieser Stadt habe ich aber sehr vollständiges Material gesammelt, und die Belege sämmtlich mitgebracht.

Das Gebirge Judäas steht in unmittelbarer Verbindung einerseits mit den syrischen und ande-

rerseits mit den idumäischen Gebirgsreihen, und bildet für sich kein abgeschlossenes Ganzes; es ist aber in vielen Beziehungen eines der lehrreichsten Glieder der weit ausgedehnten Gruppe. Nicht nur ist es viel abgeschlossener als das syrische und zusammengefügter als das idumäische, sondern auch an seinem Ostabfalle findet sich die größte bekannte Depression unter den Meeresspiegel; letzteres allein schon wird ihm zu allen Zeiten eine vorzügliche Beachtung der Geologen sichern. Während in den idumäischen und syrischen Gebirgen krystallinische zusammengesetzte Felsarten allenthalben zu Tage treten, bemerkt man von diesen in Judäa gar nichts; sondern sie werden durch eine mächtige Ablagerung von dichtem Jurakalksteine, welcher große Stöcke von Dolomit einschließt, vollständig bedeckt. Wo sich dieser Jurakalkstein zu irgend einer Höhe erhebt, wie z. B. unmittelbar um Jerusalem, ist er von Kreide überlagert, und diese wiederum von Feuerstein-Conglomerat. Beide sind sehr petrefactenreich und lassen sich also leicht mit bereits sicher bestimmten Formationen anderer Länder parallelisieren, wie dies schon v. Raumer gethan hat in seiner Abhandlung: der tertiäre Kalkstein bei Paris und der Kalkstein des westlichen Palästina. — Wie anderwärts ist auch hier der Jurakalkstein ganz außerordentlich durchsetzt mit Höhlen, welcher Umstand zu Hülfe genommen werden muß zur Erklärung, wie so unbedeutende Bäche wie der Kidron und andere zum todten Meer verlaufende Badies, welche jetzt nur Wasser haben, wenn einige Tage Regen gefallen ist, sich ein Rinnsaal graben konnten von über 100 Fuß Tiefe; die Schichten ebenfalls sind von sehr verschiedenen Graden der Dichtigkeit, so daß wenn an einem Punkte strömendes Wasser auf eine weichere untere Schichte gestoßen ist, dieselbe in kurzer Zeit ausgeschwemmt wird und die obere härtere einströmen muß.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. März.

Nro. 30.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Dr. Koth über seine
Reise nach Griechenland und Syrien.

(Schluß.)

Auf diese Weise und mit Zuhilfenahme von vulkanischen Bewegungen und Ausbrüchen, deren Spuren unverkennbar sind, erkläre ich mir die Bildung der großen Einsenkung des Jordanthales und seiner beiden Becken: bei einem dreimaligen Besuche des todtten Meeres und sorgfältiger Beobachtung aller Terrainverhältnisse und Vergleichung mit den kleineren Flußthälern, die in das todtte Meer ausmünden, blieb mir durchaus keine andere Erklärungsweise übrig. Laven und andere neuere vulkanische Producte sind an den Ufern des Sees von Tiberias schon lange und wieder von mir gefunden worden: das Vorhandensein von vielen heißen Quellen an den beiden großen Seen, das Ausfließen von Naphtha und Asphalt am todtten Meere, und die Häufigkeit von Erdbeben in der Richtung des Thales deuten darauf hin, daß die unterirdische Gewalt noch nicht ganz aufgehört hat. Der Salzgehalt des todtten Meeres mag ganz einfach dem Auslaugen mächtiger Steinsalzlager zuzuschreiben sein, wie sie jetzt noch hoch über dem jetzigen Niveau des Sees an seinem Südende gefunden werden. Manches, ja vieles ist in den letzten Jahren in diesen Gegenden untersucht worden, besonders durch die englische und

nordamerikanische nautische Expedition; aber ungleich mehr noch wartet unverdrossener Forscher, und ich hoffe es noch zu erleben, daß deutsche Gelehrte dieses Endverdienst sich erringen werden, wie sie in den gefeierten Namen Seecken und Burkhart den Grund gelegt haben.

Die Fauna von Palästina hat wenig Eigenthümliches; es ließ sich dies schon nach den allgemeinen Gesetzen der geographischen Verbreitung maassgebender Species erwarten. Nur in den niederen Ordnungen des Thierreiches machen sich selbst in diesem kleinen Landstriche besondere Modificationen der allgemeinen Mittelmeerfauna bemerklich, und ein gewisser localer Typus ist in den Mollusken und Insecten besonders der jordanischen Landschaft ausgeprägt. Die reichhaltigen Sammlungen aus diesen beiden Ordnungen, welche ich mitgebracht habe, erwarten noch ihre wissenschaftliche Determinirung, werden aber die bis jetzt vollständigsten Cataloge liefern. Ich werde nach ihnen berechtigt sein, für diese niedere Fauna Palästinas und Syriens ein eigenes Mittelreich zwischen den Faunen Griechenlands und Mesopotamiens anzusprechen.

Da gegen Ende Sommers die politischen Verhältnisse drohender sich gestalteten und meine Gesundheit zu wanken anfing, entschloß ich mich früher heimzukehren als ich Anfangs beabsichtigte; die letzten Monate haben mir gezeigt, daß ich wohl daran gethan.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Januar 1854.

(Fortsetzung.)

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preussischen Staaten in Berlin: Verhandlungen. Neue Reihe. Erster Jahrgang. I — VII. Berlin 1853. 8.

Von der Royal Institution in London: Notices of Meetings. Part III. Novbr. 1852 — Juli 1853. London. 8.
List of members etc. for the year 1852. London 1853. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien: Jahrbuch 1853. IV. Jahrg. No. 2. April, Mai, Juni. Wien 1853. 4.

Von der Reale accademia delle scienze di Torino: Memorie. Serie seconda. Tom. XI — XIII. 1851 — 1853. Torino. 4.

Von der Academie de Stanislas in Nancy: Mémoires 1852. Nancy 1853. 8.

Von der Société impériale des sciences de l'agriculture et des arts in Lille: Mémoires. Année 1852. Lille 1853. 8.

Von dem Hrn. P. A. Maurocordatos in Athen: Λόγοι ἐκφωνηθέντες. Ἀθήναι 1850. 8.

Von der Royal Society in Edinburgh: Proceedings. Vol. III. 1852 — 1853. No. 43. Edinburgh 8.
Transactions. Vol. XX. Part IV. for the session 1852 — 1853. Edinburgh 1853. 4.

Von der Geological Society in London: Quarterly Journal. Vol. IX. Part 4. Novbr. I. 1853. No. 36. London. 8.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. 1853. Berlin. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und Technik in Speyer: Jahrbuch für practische Pharmazie und verwandte Fächer. Band XXVII. Heft IV. October. Ludwigshafen 1853. 8.

Von der Académie royale des sciences in Stockholm: Handlingar för år 1851. Stockholm 1853. 8.
Öfversigt af Förhandlingar. 9. de Årg. 1852. Stockholm 1853. 8.

Berättelse för åren 1845 — 1850 of Carl J. Sundevall. Stockholm 1853. 8.
Register till Wikström Års-Berättelser i Botanik 1820 — 1838. Stockholm 1852. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut: Verhandlungen. III. Bd. 3 Heft. Landshut 1854. 8.
Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Correspondenzblatt. Siebenter Jahrgang 1853. Regensburg 1853. 8.

Von dem Hrn. Pictet in Genf: Description des mollusques fossiles. 4 Livrais. Genève 1853. 4.

Von der archäologischen Gesellschaft in Genf: Publications. Année 1852. VIII. Luxbg. 1853. 4.

Von dem Hrn. Scheiger in Graß: Andeutungen über Gehaltung und Herstellung alter Burgen und Schlösser. Graß 1853. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. IX. Band. III — V. Heft. X. Bd. I — III. Heft. Wien 1852 — 53. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. IX. Bd. I. II. Heft u. X. Bd. I. Heft. Wien 1853. 8.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abth. diplomataria et acta. VI. Bd. Wien 1853. 8. VII. Bd. Copie-Buch der gemainen Stat Wienn. Wien 1853. 8.

Monumenta habsburgica. Sammlung von Actenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraum von 1473 — 1576. II. Abth. Kaiser Karl V. und König Philipp II. I. Bd. Wien 1853. 8.

Von dem Herrn Giulio Minervini in Neapel:
Intorno le medaglie dell' antica dalvon osservazioni.
Napoli 1852. 4.

Nuove osservazioni intorno la voce decatrenses, la
quale s'incontra in alcune iscrizioni puteolane.
Napoli 1852. 4.

Monumento antichi inediti posseduti da Raffaele ba-
rone negoziante di antichità. Vol. I. Napoli
1852. 8.

Bulletino archeologico napolitano. No. 1 — 24. Na-
poli. 4.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde
Westphalens in Paderborn:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthums-
kunde (neue Folge). 4. Bd. Münster 1853. 8.

Von der Hollandsche Matschappy der Wetenschappen
in Harlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Achtste Deel. Harlem
1853. 4.

Von der Societé royal des sciences in Liège:
Mémoires. Tom. VIII. Liège 1850. 1851. 1853. 8.

Von der Académie des sciences, belles lettres et
arts in Rouen:

Précis analytique des travaux. Pendant l'année 1851
— 1852. Rouen 1852. 8.

Von dem Verein für Geschichte der Mark Branden-
burg in Berlin:

Märkische Forschungen. III. Bd. 1 und 2 Hest. 1845.
1847. IV. Bd. 1 u. 2 Hest. 1847. 1850. Berl. 8.

Von der Kaiserlich russischen mineralogischen Ge-
sellschaft in St. Petersburg:

Verhandlungen, Jahrg. 1845 — 1853. St. Petersth. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preussischen
Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 10. Jahrg. 2 Hest. Bonn 1853. 8.

Von der Societé des sciences naturelles in
Luxemburg:

Grand-Duché de Luxembourg. Luxemb. 1853. 8.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken in
Ansbach:

Einundzwanzigster Jahresbericht. Ansbach 1852. 4.

Von der Academia Pontaniana in Neapel:

Rendiconto 1853. Anno primo. Napoli 1853.

Von dem Herrn Dr. Mayer in Bonn:

Anatomische Untersuchungen über das Auge der Cetaceen

nebst Bemerkungen über das Auge des Menschen
und der Thiere. Bonn 1852. 8.

Von der Académie impériale de médecine in
Paris:

Mémoires. Tom. dix-septième. Paris 1853. 4.

Von der Linnean Society in London:

Transactions. Vol. XXI. Part the second. London
1853. 4.

Proceedings. No. XLVIII — LI. London. 8.

List of the Linnean Society of London. 1852. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft
von Böhmen in Prag:

Centralblatt für die gesammte Landeskultur, 3ter Jahrg.
1852. No. 33 — 52. 4ter Jahrg. 1853. No.
1 — 15. Prag 1852. 53. 4.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. 3ter
Jahrgang 1852. No. 32 — 52. 4ter Jahrg. 1853.
No. 1 — 15. Prag 1852. 53. 4.

Von dem Herrn Friedrich Böhmer in Stuttgart:

Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutsch-
lands 3ter Bd. Stuttgart 1853. 8.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1849. V. Jahrg.
Berlin 1853. 8.

Von der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen der mathematisch-phy-
sikalischen Classe I. 1852. II. 1853. Leipz. 1853. 8.

Berichte über die Verhandlungen der philosophisch-histo-
rischen Classe. 1850 III u. IV. 1851 I—V. 1852
I—IV. 1853 I u. II. Leipz. 8.

Von dem Herrn Hansen in Leipzig:

Entwicklung des Products einer Potenz des Radius Sec-
tors mit dem sinus oder cosinus eines vielfachen
der wahren Anomalie in Reihen. Leipzig 1853. 8.

Von der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in
Würzburg:

Verhandlungen. IV. Bd. 1. Hest. Würzburg 1853. 8.

Von dem Herrn Kopp in Luzern:

Geschichtsblätter aus der Schweiz. Des I. Jahrganges
I. Hest. Luzern 1853. 8.

Von der Smithsonian institution in Washington:

Smithsonian contributions to knowledge. Vol. V. Was-
hington 1853. 4.

History condition and prospects of the Indian tribes
of the united States by Henry R. Schoolcraft L.

- L. D. Illustrated by S. Eastman, Capt. U. S. A. Part III. Published under the Direction of the Commissioner of Indian affairs. Philadelphia 1853. 4.
- Meteorological Tables prepared by Arnold Gayot.
- Occultations of planets and stars by the moon, during the year 1853. Computed by John Dawnes. Washington 1853. 4.
- Portraits of North american Indians. Painted by J. M. Stanley. Washington 1852. 8.
- Exploration and survey of the valley of the great salt lake of Utah; by Howard Stansburg in Philadelphia. 1852. 8.
- Maps. Stansburgs expedition. By Howard Stansburg in Philadelphia. 8.
- Report on the geology of the lake superior land district. Part II. By Foster and Whitney in Washington. Wash. 1851. 8.
- Maps. Fosta et Whitneys report. Washington. 8.
- Sixth. annual report of the Board of regents, for the year 1851. Washington 1852. 8.
- Catalogue of North American reptiles in the museum of the Smithsonian institution. Part I. Serpents. Washington 1853. 8.
- Proceedings of the american association for the advancement of science. Sixth meeting. Washington 1852. 8.
- Grinnell Land by Peter Force. Washington. 8.
- Annual report of the superintendent of the coast survey showing the progress of that work during the year ending November 1851. Washington 1852. 8.
- Sketches accompanying report of coast survey for 1851. Washington. 4.
- Memoirand Maps of California by Ringgold. Washington 1852. 8.
- Maurys Sailing Directions. Fourth edition — impro-
vendant enlarged. August 1852. Washington
1852. 4.
- Report of a geological survey of Wisconsin, Iowa and
Minnesota. By David Dale Owen in Philadelphia.
Philadelphia 1852. 4.
- Illustrations. Owens geological survey. Philadelphia
1852. 4.
- Von der American Philosophical Society in
Philadelphia:
- Transactions. Vol. X. New Series. Part II. Philadel-
phia 1852. 4.

- Proceedings. Vol. V. Febr. — Decbr. 1852. No. 48.
phia. 8.
- Von der Society of natural history in Boston:
The Mastodon. Giganteus of North America. By John
C. Warren. Boston 1852. 4.
- Von der Académie nationale de médecine in
Paris:
- Bulletin. Tom. XVII. Paris 1852. 8.
- Von der Sociéte de l'histoire de France in Paris:
Bulletin. No. 8. Août — Sept. 1853. Paris 1853. 8.
- Von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und
Alterthumskunde in Stettin:
- Baltische Studien. 15 Jahrg. 1 Heft. Stettin 1853. 8.
- Von der Academy of natural sciences in
Philadelphia:
- Journal. New series. Vol. II. Part III. Philad. 1853.
gr. 4.
- Proceedings. Vol. VI. No. III — VII. incl. Philadel-
phia. 8.
- Von dem Herrn Asa Gray in Washington:
Plantae texano - neomexicanae. Part II. Washington
1853. 4.
- Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische
Cultur in Breslau:
- XXX. Jahresbericht. Jahr 1852. Breslau. 4.
- Von der Geological Society in London:
Quarterly Journal. Vol. IX. Part. 3. August I. 1853.
No. 35. London. 8.
- Von dem Herrn Dr. Baumgärtner in Freiburg:
Lehrbuch der Physiologie mit Nuzanwendung auf die
ärztliche Praxis. Mit Atlas. 1853. 8.
- Von dem Herrn Carl Halm hier:
Cicero's ausgewählte Reden. Die Rede pro Sestio. Epz.
1853. 8.
- Von dem Herrn Anatole von Demidoff in St.
Petersburg:
- Reise nach dem südlichen Russland und der Krim, durch
Ungarn, die Walachei und die Moldau. 1 und 2
Thl. Breslau 1854. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. März.

Nro. 31.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Mémoire sur Éthicus et sur les ouvrages cosmographiques intitulés de ce nom, par M. D'Avezac, (abgedruckt in den mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions et belles lettres de l'institut national de France. Première Série. Paris 1852. 4. Tome II. p. 230—552.)

De Cosmographia Ethici libri tres scripsit Carolus Augustus Fridericus Pertz, philosophiae doctor. Berolini 1853, S. 197 und VI. 8.

Die Kosmographie des Istrier Aethikus im lateinischen Auszuge des Hieronymus. Aus einer Leipziger Handschrift zum erstenmale besonders herausgegeben von Heinrich Wuttke. Leipzig 1853. S. CXXXIII und 134. 8.

Die zweifache Ausgabe, welche in kurzer Zeit von einem bisher ungedruckten und wenig beachteten Werke erschienen ist, das sich als eine Quelle der Geographie ankündigt, zeigt von dem gesteigerten Interesse, mit welchem die Geschichte der Geographie in neuester Zeit bearbeitet wird.

Bisher hatten wir unter dem Namen Cosmographie des Aethikus nur ein trockenes Verzeichniß von Namen und Zahlen, welches meistens den Ausgaben des Mela zugleich mit einem anderen Verzeichnisse, das angeblich von Julius Honorius herühren sollte, beigegeben wurde.

Die große Uebereinstimmung, welche zwischen beiden Verzeichnissen herrscht, hat in den Untersuchungen der Gelehrten eine ebenso große Verschiedenheit der Ansichten über die Verfasser derselben veranlaßt.

Manche wollten dem Aethikus die sogenannte Cosmographie, sowie noch andere Werke verwandten Inhaltes, wie das Itinerarium Antonini, beilegen und die Behauptung aufstellen, daß Julius Honorius aus Aethikus gestöpft habe.

Anderer erklärten sich für die gegentheilige Ansicht und behaupteten, daß Aethikus den Julius Honorius abgeschrieben habe.

Gerhard Schöning hat in seiner Abhandlung von den Begriffen und der Kenntniß, welche man von unseren nordischen Ländern nach den Zeiten des Ptolemäus und bis zu den sogenannten mittleren Zeiten hatte, die Ansicht aufgestellt, es sei wohl möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß Aethikus und Julius Honorius eine gemeinschaftliche Quelle benutzt hätten. Bei der wenigen Sorgfalt, welche man auf die Vergleichung der Handschriften verwendete, denn Simler und Gronov benützten bei ihren Ausgaben nach D'Avezac nur eine und dieselbe Handschrift, den codex Paris. 4808, welcher aus dem Besitze des Generalprocurators Pitou in den des Kanzlers de Thou übergegangen war, konnte sich diese Verschiedenheit der Ansichten größtentheils nur auf den gedruckten Text stützen.

Die vorliegenden drei neuesten Arbeiten über Aethikus sind zwar von einem anderen Standpunkte ausgegangen, welcher der Vergleichung der Hand-

Schriften die größte Sorgfalt gezollt hat, sie haben aber dennoch zu demselben Resultate geführt, denn jede der schon erwähnten Ansichten hat in ihnen einen Vertreter gefunden.

D'Arvezac will nicht nur die sogenannte Cosmographie, sondern auch andere Schriften verwandten Inhalts dem Aethikus beilegen, Perz nimmt sie für Julius Honorius in Anspruch, Wuttke glaubt, daß beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben.

Die vorliegenden Arbeiten unterscheiden sich aber darin von den früheren, daß sie auch auf eine zweite bisher nur in einzelnen Fragmenten bekannte, unter dem Namen Aethikus vorhandene Cosmographie eingehen, welche D'Arvezac von der älteren dadurch unterscheidet, daß er diese als geographische, die neuere aber als physische Cosmographie bezeichnet. Diese neuere Cosmographie soll ursprünglich in griechischer Sprache verfaßt worden sein, aus welcher sie der Kirchenvater Hieronymus in einem Auszuge in die lateinische Sprache übersetzt habe. D'Arvezac hat das Verdienst, sie nach einer mehrjährigen Untersuchung zuerst zu Tage gefördert zu haben.

Schon im Jahre 1839 hatte unser gelehrter Landsmann, Conservator Haase in Paris, im Voraus auf die Untersuchungen über Aethikus aufmerksam gemacht, welche man von d'Arvezac erwarten dürfe, Untersuchungen, welche der Verfasser auch wirklich vom 17 September bis 5 November 1841 in der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften vorgetragen, aber nicht veröffentlicht hat. Während der folgenden Jahre, in welchen seine Arbeit im Schreibepulte verschlossen blieb, benützte er noch die verwandten Arbeiten von Mitsch, Gutschke, Mörner, Baudet, Fortia d'Urban, Parthey und Binder und entschloß sich erst im November 1849 zu ihrer Veröffentlichung, welche im Jahre 1852 in einem Anhange der Denkschriften der erwähnten Akademie stattfand.

Seine Untersuchungen zerfallen in zwei Theile. Im ersten handelt er von der physischen Cosmographie, welche Aethikus dem Isirier zugeschrieben wird. Der zweite Theil, welcher die geographische Cosmographie unter dem Namen Aethikus ohne Beisatz

untersucht, zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit der Cosmographie, welche dem Aethikus beigelegt wird, die zweite mit dem Werke, welches den Titel *Itinerarium Antonini* führt. Die dritte behandelt die verschiedenen Werke, welche dem Aethikus nicht angehören. Die vierte und letzte bespricht den Zeitabschnitt, in welchem Aethikus geschrieben hat. Eine Uebersicht der ganzen Untersuchung giebt der Verfasser (p. 450) selbst in den folgenden acht Schlussätzen:

1) In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts hat ein Cosmograph mit Namen Aethikus gelebt.

2) Dieser Schriftsteller stammte nach einigen Anzeichen, deren Aechtheit allerdings zweifelhaft ist, aus einer berühmten Familie Istriens, und genoß als Philosoph großen Ruf.

3) Er ist der wirkliche oder angebliche Verfasser einer cosmographischen Abhandlung in griechischer Sprache, welche wir aber nur in einer lateinischen Uebersetzung besitzen, die man dem heil. Hieronymus beilegt. Dieses Werk ist wahrscheinlich unächt, aber alt.

4) Er ist in Wahrheit der Verfasser eines Sammelwerkes, in zwei Hauptabtheilungen, von welchen die erste unter dem Namen Cosmographie des Aethikus bekannt ist, die andere den Namen *Itinerarium Antonini* trägt.

5) Die *excerpta Julii Honorii*, welche auch unter dem Namen Cosmographie des Julius Cäsar vorkommen, sind ein abgekürzter Auszug aus dem ersten Theile der Cosmographie des Aethikus.

6) Ein solcher Auszug ist auch das Capitel des Drosius, welches von der Beschreibung der Welt handelt.

7) Nur eine Art von Herkommen hat das *Itinerarium* dem Antonin als Verfasser beigelegt, während für Aethikus sowohl alte Zeugnisse wie die Ansichten der angesehensten Kritiker sprechen.

8) Die *notitia dignitatum* kann so wenig als die Beschreibung der Stadt Rom oder die *tabula Peutingeriana* dem Aethikus zugeschrieben werden.

Im Anhange giebt d'Arvezac von S. 455 — 540 den bisher ungedruckten Text einer dem Aethi-

kus beigelegten Cosmographie, welchen der Kirchenvater Hieronymus aus dem griechischen Originale übersetzt und in den vorliegenden Auszug gebracht haben soll.

Perk der Jüngere hat seine Untersuchungen über die Cosmographie des Aethikus in drei Bücher eingetheilt. Im ersten Buche handelt er von der Cosmographie des Julius Honorius, im zweiten von den Handschriften der Cosmographie des Aethikus, welche d'Anzeac als die physische Cosmographie bezeichnet, im dritten von der Uebersetzung dieser Cosmographie durch den heiligen Hieronymus. Perk nimmt drei verschiedene Recensionen des Textes der geographischen Cosmographie an. Den ersten Theil derselben legt er dem Julius Honorius bei, die descriptio tripartita dagegen weist er dem Drosius zu, der sie entweder verfaßt oder entlehnt habe. Das itinerarium Antonini wird von ihm nach dem Vortrage von Parthey und Binder dem Verfasser der descriptio quadripartita nicht beigelegt. In Bezug auf Aethikus bemerkt er, daß nur drei Handschriften den Namen des Aethikus enthalten und die Zeugnisse der Schriftsteller, welche von dieser geographischen Cosmographie sprechen, erst mit dem zehnten Jahrhunderte beginnen.

Die physische Cosmographie dagegen legt Perk im zweiten Buche einem Aethikus wirklich bei. Er stellt die Zeugnisse der Gelehrten und ihre Auszüge aus dieser Schrift zusammen und gibt eine Uebersicht der Handschriften, die er nach ihrer Beschaffenheit in zwei Classen theilt, wobei er von der besseren Classe bemerkt, daß sie nur drei Handschriften enthalte.

Im dritten Buche verwirft Perk die Gründe derjenigen, welche dem heiligen Hieronymus die Uebersetzung dieses Werkes absprechen, sucht dieselbe mit mehreren Gegengründen aufrecht zu erhalten, geht auf das glagolitische Alphabet über, welches zuerst dem Aethikus und sodann dem heiligen Hieronymus beigelegt wird, und schließt, nachdem er ein Citat Fredegar's über den trojanischen Ursprung der Franken in der physischen Cosmographie nachgewiesen hat, mit der Versicherung, das Geburtsjahr des Aethikus dürfte in das erste Jahr des

vierten Jahrhunderts fallen, die Uebersetzung des heiligen Hieronymus aber zwischen 396 und 409 verfaßt worden sein.

Wuttke hat schon in seiner Abhandlung über Erdkunde und Karten des Mittelalters, welche in Naumanns Serapeum erschien, einige Andeutungen sowohl über die geographische wie über die physische Cosmographie des Aethikus gegeben. Mit ersterer beschäftigt er sich in dem vorliegenden Werke nur im Vorübergehen (S. XCIV seq.) und verweist größtentheils auf seine früheren Bemerkungen.

Die physische Cosmographie dagegen wird ausführlich besprochen, indem der Verf. in der Einleitung S. VI bis CXXXIII von dem Inhalte und dem Werthe der Bücher des Aethikus, von seiner Lebensgeschichte, von Hieronymus, dem Bearbeiter des Aethikus, handelt, die Handschriften bespricht, welche ihm bekannt geworden sind und hierauf (von S. 1 — 127) den Text der physischen Cosmographie nebst kritischen Anmerkungen folgen läßt.

Den Verfasser der physischen Cosmographie bezeichnet Wuttke als einen Griechen und als Aethikos, um ihn dadurch von dem Verfasser der geographischen Cosmographie, dem Lateiner Aethikus zu trennen. Von der geographischen Cosmographie sagt er S. XCVI, es liege die Vermuthung nahe, daß der Name des Cosmographen Aethikos ihr irrthümlicher Weise vorgefetzt worden sei.

Von dem Verfasser der physischen Cosmographie aber glaubt er als wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß Aethikos im dritten Jahrhunderte seine Reisen gemacht, noch in den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts gelebt, Hieronymus aber die Bearbeitung seines Werkes erst nach 394 unternommen habe.

Ref. will, um diese Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, hier nur zuerst die Ansichten über die geographische Cosmographie, dann die über die physische Cosmographie des Aethikus einer näheren Prüfung unterziehen.

Eine völlige Uebereinstimmung des bei Gronov gedruckten Textes der beiden Verzeichnisse des Aethikus und des Julius Honorius haben weder d'Anzeac, noch Perk, noch Wuttke angenommen, weil sich

in beiden Abänderungen und Zusätze zeigen. Nach der Ansicht des Ref. war jedoch der Grundtext der beiden Verzeichnisse, die den Namen Cosmographie nicht verdienen, einer und derselbe, insoferne es sich um die *descriptio quadripartita* handelt.

Die *descriptio quadripartita* kann Ref. nur als ein trockenes systematisches Verzeichniß von Namen und Zahlen betrachten, welche einer Karte (*tabula*) oder vielleicht auch einem Planiglobe (*sphaera*) entsprachen und als kurze Uebersicht zu diesem Zwecke bestimmt waren.

Eine solche Uebersicht mußte besonders im Gebrauche der Schule, wie schon Ritschl bemerkt hat, wozu sie, da sie von einem Schüler des Julius Honorius herrührt, wahrscheinlich verwendet wurde, wie im Privatgebrauche Abänderungen und Zusätze je nach dem Bedürfnisse der Zeitgenossen erleiden.

Dem ursprünglichen Texte nach waren wahrscheinlich sowohl das Verzeichniß, welches den Namen *Aethikus* trägt, wie dasjenige, das von dem erwähnten Schüler des Julius Honorius herrühren soll, identisch.

Die Herstellung dieses ursprünglichen Textes dürfte aber nach der Ansicht des Ref. schon deshalb nicht zu erwarten sein, weil diese Abänderungen und Zusätze schon bald nach der Abfassung des Verzeichnisses, welches wir als *descriptio quadripartita* kennen, stattgefunden haben, und es somit nicht als wahrscheinlich erscheint, daß auch die älteste Classe der Handschriften den ursprünglichen Text ohne Abänderungen und Zusätze enthalte. Jene Classe von Handschriften, zu welcher der *Cod. Aug. Jes. 14°* gehört, darf vielleicht darauf Anspruch machen, einen besseren Text zu enthalten als *Simler* und *Gronov* gegeben haben, weil in ihnen das jedenfalls spätere Bestreben, zwei verschiedene Verzeichnisse wie die *descriptio tripartita* und *quadripartita* zu vereinigen, noch nicht hervortritt.

Die genannte Handschrift gehört zwar erst dem fünfzehnten Jahrhunderte an, aber schon ihre Einleitung zeigt, daß sie einen älteren Text enthält, welchen der Verfasser der Vorrede bei *Simler* und *Gronov* in seiner Art und Weise zu einer gezwungenen Vereinigung von zwei verschiedenen Arbeiten

benützte. Ritschl hat bereits auf eine Handschrift derselben Classe in der Bibliothek des Vatican aufmerksam gemacht, doch fehlen in ihr die ersten Worte.

Die Ueberschrift der Münchner Handschrift lautet: *incipit dimensio universi orbis a Julio Caesare, Marco et Antonino consulibus facta.* An sie schließt sich unmittelbar folgende Einleitung:

Omnis orbis peragratu per sapientissimos et electos viros. Per nicodorem oriens. Per didimum occidua. Per theodotum septentrionalis. Per polial meridiana. A consulatu suprascripti usque in consulatum augusti tercio et cassio Oriens dimensus est annis XXI mensibus duobus diebus octo. Occidua pars dimensa est a consulatu suprascripto usque in consulatum augusti septimo et agrippe annis XXVI mensibus tribus diebus XVII. Septentrionalis pars dimensa est a consulatu suprascripto usque in consulatum augusti decimum. annos XXVIII. menses VIII. Meridiana pars dimensa est a consulatu suprascripto usque in consulatum saturni et cinne. annis XXII. mense uno. fiunt sub uno anno nonaginta octo menses II dies XXV.

Omnis orbis habet maria XXX. Insulas LXXIII, Montes XLI. Provincias LXIII. Oppida ducenta LXV. Flumina LVI. Gentes centum XXIII.

Oriens pars habet maria VIII. Insulas VIII. Montes VII. Provincias VII. Oppida LXXIII. Flumina XVIII. Gentes quadraginta quinque.

Occidua pars habet maria VIII. Insulas XVIII. Montes XV. Provincias XXVII. Oppida LXXIII. Flumina XXIII. Gentes XXIII.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. Herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Die Schriften über Aethikus von Avezac, Pers
und Wuttke.

(Fortsetzung.)

Septentrionalis pars habet maria XII. In-
sulas XXXI. Montes XIII. Oppida LVIII. Flu-
mina XVIII. Gentes XXVIII.

Meridiana pars habet maria duo. Insulas
XI. Montes VI. Provincias XIII. Oppida LXI.
Flumina VI. Gentes XXIII.

Continencia eius Spera vel continencia. Pro-
pter aliquos anfractus intellectus forte legentis
turbet vitam nobis atrociora essent hic exponen-
dum esse crederim.

Ergo oceanus orientalis hec maria habet. Mare
caspium in bis mare. Mare persicum. Mare tibe-
riadem. Mare alpistinis. Mare mortuum. Mare
rubrum. Mare arabicum quem sinum arabicum
dicunt. Mare carpacium.

Die Stellen, welche nach dem Gronov'schen
Texte dem Julius Honorius eigenthümlich angehören
würden, nämlich die Beschreibung der Flüsse des
südlichen Oceans, die Angabe der 23 Völkerstämme
an demselben, die Bestimmung über die Länge des
Jordanflusses, die ausführliche Beschreibung des Nil
sind hier sämmtlich enthalten. Die Beschreibung der
Liber aber, welche in demselben Texte wie bei Sim-
ler dem Aethikus beigelegt ist, fehlt in unserer
Handschrift.

Ihre Einleitung hat der Verfasser der Vor-
rede, welche bei Simler und Gronov mit den Wor-

ten *lectionum pervigili cura comperimus* beginnt,
benützt, nachdem er zuerst seine künstliche Vereini-
gung der *descriptio quadripartita* und *tripartita*
ausgesprochen hat.

D'Avezac glaubt (p. 319), Julius Honorius
habe einen Auszug aus der *descriptio quadripartita*
gemacht, welche seiner Ansicht gemäß dem Aethikus
angehörte und früher die Ueberschrift *orthographia*
führte. D'Avezac schließt dies aus den Worten:
haec omnia in descriptione recta orthografice trans-
tulit publice rei consulens Julius Honorius und
bemerkt, daß eine Handschrift bei Bandini vor den
Worten: *lectionum pervigili etc.* die Ueberschrift
incipit orthographia enthalte. Ref. hält diese Ueber-
schrift nur für das Mißverständniß eines späteren
Schreibers und vermuthet, es dürfte der Text am
besten hergestellt werden, wenn man statt *orthografie*
transtulit die Lesart *orthografice transtulit* auf-
nehmen würde.

D'Avezac gründet seine Ansicht, nach welcher
Aethikus der Verfasser der geographischen Cosmo-
graphie ist, auf das Zeugniß einiger Handschriften,
ferner auf die Citate des Floboard von Rheims im
zehnten und des Hugo von Flavigny im zwölften
Jahrhunderte (p. 329 — 331).

Pers bemerkt dagegen (p. 14), daß die drei
Handschriften, welche den Namen Aethikus enthalten,
erst aus dem zwölften Jahrhunderte stammen, und
gibt (p. 74) eine nähere Beschreibung derselben.

Den gleichfalls späteren Zeugnissen des Flo-
board und Hugo von Flavigny stellt er das Zeug-
niß Cassiodor's gegenüber, welcher die *Cosmographie*
XXXVIII. 32

dem Studium der Mönche empfiehlt und des Julius Honorius mit folgenden Worten erwähnt: „*Libellum Julii Oratoris, quem vobis reliqui, studiose legere festinetis: qui maria, insulas, montes famosos, provincias, civitates, flumina, gentes, ita quadrifaria districtione complexus est, ut paene nihil libro ipsi desit, quod ad Cosmographi notitiam cognoscitur pertineret.*“

Die Stelle beweist allerdings, daß Julius Honorius eine Cosmographie geschrieben habe, in welcher in vierfacher Uebersicht Meere, Inseln, Berge, Provinzen, Städte, Flüsse und Völkerrämme zusammengestellt seien, sie lehrt aber auch, daß wir wenigstens bisher im Besitze dieses Werkes nicht sind, denn wir haben in der *descriptio quadrupartita* nur ein Verzeichniß der Namen, da die eigentliche cosmographische Beschreibung überall mit Ausnahme der Flüsse fehlt.

Diese Arbeit, wie sie bei Gronov abgedruckt ist, konnte Cassiodor dem Studium der Mönche nicht empfehlen, denn ihr fehlt das Wesentlichste für das Studium der Erdkunde, nämlich die Beschreibung der einzelnen Theile.

Sie ist nach den Schlussworten bei Gronov die Arbeit eines Schülers, der sie gegen den Willen des Lehrers veröffentlichte, ihre Beschaffenheit zeigt, daß sie in jeder Beziehung schülerhaft ist.

Ihr entsprach übrigens eine Abbildung des Erdkreises, auf welcher den Namen der Städte wie auf der *tabula Peutingeriana* Zahlen, vielleicht zu demselben Zweck, wie auf dieser, beigelegt waren. Davon hat sich im gedruckten Texte nur eine Spur in der Stelle erhalten, welche in einer sehr verdorbenen Weise von dem Flusse der Hesperiden in der Landschaft Cyrene spricht. Sie lautet: *Fluvius Hesperides nascitur LIX oppidu in campo in circini rutunditate vollitur, influit in oceani ripas meridiani.*

Die erwähnte Münchner Handschrift hat eine solche auch bei der Stadt Bida mit den Worten: *Bida oppidum N. XXXIII.*

Ref. geht nun zur zweiten Cosmographie, welche d'Arvezac als physische bezeichnet hat, über. D'Arvezac und nach ihm Wuttke haben aus verschie-

denen Handschriften den Text derselben hergestellt, dessen Eintheilung jedoch bei beiden abweichend ist. Nach dem Texte bei d'Arvezac wurden drei volumina unterschieden, von denen jeder der beiden ersten nur ein Capitel, jedoch unter fortlaufenden Zahlen enthält. Der erste Band handelt cap. I. de fabrica mundi, der zweite cap. II. de ignotis gentibus vel insulis septentrionalibus, der dritte umfaßt die sämtlichen übrigen Capitel, nämlich c. 4. de gentibus quas vetus testamentum non habet, c. 5. de illyrico regno, c. 6. de insulis maris magni, c. 7. de quaestionibus quas alia scriptura non narrat.

Wuttke hat nach einer von den Handschriften abweichenden Eintheilung das Ganze in sieben Bücher getheilt, von denen jedoch nur das dritte und siebente eigene Ueberschriften tragen.

Perz hat im zweiten Buche seiner Untersuchungen eine Beschreibung von 44 Handschriften der physischen Cosmographie geliefert, welche sich in Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien und der Schweiz befinden.

An sie reiht sich eine Münchner Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts an, welche theils ihres Schreibers halber, theils wegen der Bezeichnung der älteren Handschrift, deren Copie sie bildet, merkwürdig ist.

Sie ist gegenwärtig mit cod. lat. 901 bezeichnet. Am Ende der Cosmographie Fol. 168 heißt es: *scripsi ego Hartmannus Schedel de Nuremberga artium et medicinae doctor ex libro veteri sumpto ex bibliotheca cenobii sancti Emerami Ratispone ea forma uti reperti Anno domini 1483.*

Fuit autem liber vetus scriptus tercio anno regnante pipino filio Karolo rege francorum hoc est annus domini DCCLIII a nativitate Christi.

Vor dem Beginne der Cosmographie ist zwischen Fol. 143 und 144 ein Blatt eingelegt, auf welchem sich von Schedels Hand folgende Bemerkung findet: *Si quis Ptolomeum, Strabonem, pomponium mella, diodorum siculum, herodotum, plinium ceterosque cosmographos et geographos diligenter scrutatus fuerit, inveniet hunc libellum*

magis fabulosum apocraftumque quam historie et veritati consonum esse. Bibamus igitur ex fonte et omittamus fabulas praecipuo cum in tanta actam brevi temporis egestate stultum sit super vana addiscere.

Dieselbe Bemerkung findet sich nach Wuttke's Bericht (S. LXXXVIII) auch in einer Wolfenbüttler Handschrift, deren Anfang fehlt, von späterer Hand nachgetragen.

Da nicht bloß diese Bemerkung, sondern auch Eintheilung und Lesarten übereinstimmen, so dürfte diese Wolfenbüttler Handschrift identisch mit der von Schedel benützten Emmeramer sein, welche schon sehr frühe der Emmeramer Bibliothek entfremdet wurde, da sie sich in dem Verzeichnisse von 1500 nicht findet.

Wuttke setzt sie (S. CXXII) in das achte oder in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts und giebt eine Probe ihrer Schrift. Perg. setzt sie (p. 108) in den Anfang des neunten Jahrhunderts.

Die Ueberschrift des Textes ist bei d'Arvezac (p. 455) und Wuttke (p. 1) nicht gleichlautend, giebt jedoch das übereinstimmende Resultat, daß die Cosmographie eines Aethicus vorliege, welche Hieronymus in einem Auszuge wiedergegeben habe.

Wuttke und Perg. nehmen das Werk als ächt an und schreiben den Auszug desselben dem Hieronymus zu. D'Arvezac schwankt und will einstweilen seine Bestimmung nicht mit Bestimmtheit aussprechen, obgleich er den Inhalt des vorliegenden Textes als einen galimatias inexplicable bezeichnet.

Seine persönliche Ueberzeugung nähert sich offenbar mehr der Ansicht, daß hier ein unächtcs Werk vorliege, allein er stellt diese Ansicht am Schlusse seiner Abhandlung (p. 451) nur als wahrscheinlich hin, während er in der Mitte derselben (pag. 273) sagt: c'est une question en définitive, qui semble ne pouvoir être jugée que sur un texte soigneusement restitué; et en attendant que cette tâche ait été accomplie, nous devons nous borner, à défaut de conviction personnelle, à incliner la tête devant les nombreuses autorités que nous avons alléguées.

Man vermißt hier ungerne die Entschiedenheit,

welche d'Arvezac selbst an einer anderen Stelle derselben Abhandlung für die Behandlung solcher Fragen fordert, indem er sich bestimmt dafür erklärt, den Namen Itinerarium Antonini fallen zu lassen¹⁾.

Ref. nimmt keinen Anstand, der älteren Ansicht beizustimmen und sich sowohl gegen die Richtigkeit des Reiseberichtes, welcher in dieser Cosmographie vorliegt, wie gegen die Annahme, daß der Kirchenvater Hieronymus ihn aus einem Auszuge wiedergegeben habe, zu erklären.

Vom Standpunkte des wissenschaftlichen Bedürfnisses aus würde er gern der Ansicht beipflichten, welche Wuttke (S. XXIV) ausspricht: „Aethicus ist der einzige Gewährsmann, der selber im Norden gewesen war.“ Er hatte mit eigenen Augen gesehen; alle übrigen Classiker, die bis auf unsre Zeit gekommen sind, hatten, was sie über den Norden wußten, nur aus dritter Hand empfangen und mußten sich dieß zurechtlegen, ohne selbst

1) p. 108. Il faut savoir rompre avec des erreurs accréditées, et se garder de les enraciner davantage par une adhésion de complaisance qui trompe le vulgaire, et réagit sur les gens de savoir. Certes la question de la valeur historique et littéraire du nom d'Ethicus ne serait pas encore dans l'obscurité où nous l'avons rencontrée, si les critiques avaient, comme Adrien de Valois, substitué constamment à une désignation reconnue fautive celle qu'ils croyaient véritable, ou même si, comme Saumaise, ils avaient seulement répudié en toute occasion cette désignation erronée, d'autant plus à combattre qu'elle s'est impatronisée au frontispice des éditions imprimées, contrairement à l'énonciation de la généralité des manuscrits.

Si nous avions à donner une édition nouvelle de l'Itinéraire, nous nous garderions de le séparer de la Cosmographie, à laquelle il est à peu près constamment réuni, dans les manuscrits; et, sans effaer peut-être, je ne dis pas le nom d'Antonin, qui n'a pour lui qu'un seul ou tout au plus deux manuscrits relativement peu anciens, mais le double nom Antonii Augusti, qui du moins figure souvent dans les plus anciens exemplaires, nous aurions soin d'insérer exclusivement, au frontispice du livre le nom d'Ethicus.

Einsicht davon, ohne Maß und Kennzeichen dazu im Besitze zu haben. Wieviel des Aithikos Erzählung unter dem Schwulst, nach dem sein verschrobener Geschmack haschte, wie sehr seine Schrift durch die Uebersetzung und Kürzung, die sie erfuhr, wieviel und wie arg deren Text durch der Schreiber Unverstand verdunkelt sein mag: dennoch ruht sie auf so gutem Grunde, daß, indem wir an ihre Erklärung herantreten, wir vorerst alle übrigen Nachrichten der Griechen und Römer zurückweisen, um nur aus ihr allein das Verständniß zu gewinnen. Diese Ansicht zu theilen, verbietet ihm jedoch der Text selbst, der hinsichtlich des Neuen, was er darbietet, nur eine Zusammenstellung von Sagen enthält, welche ihren Mittelpunkt in der Alexander-sage findet, auf die der Verfasser wiederholt, bei verschiedenen Gelegenheiten zurückkömmt.²⁾

Wuttke selbst hat hierüber (S. LXI) richtig bemerkt: In solchem Grade beherrschte seine Vorstellungen Alexander's Bild, daß es bei jedem Anlaß seine Beschreibung der Länder und Völker durchbricht, und einen Theil seines Werkes zu einer Geschichte Alexander's macht.

Von den neuen Mittheilungen, welche das Werk bietet, sollen hier nur einige Stellen angeführt werden. Im Norden führt die Cosmographie mehrere Inseln auf, welche außerdem nicht bekannt sind. Ihre Reihe beginnt die Insel Munitia mit hunds-köpfigen Bewohnern, welche von den Nachbarvölkern Cananei genannt werden. Diese Hundsköpfe tragen jedoch nur die Männer. Die Bewohner haben nur Zelte in abgelegenen waldigen und sumpfigen Gegenden, besitzen große Heerden, gehen mit nackten Beinen und salben ihre Haare mit Del oder Fett, wodurch sie einen widrigen Geruch verbreiten. Sie führen ein unslätiges Leben, essen unreine verbotene vierfüßige Thiere, wie Mäuse, Maulwürfe und andere. Die Insel steht mit deutschen Stämmen in Handelsverbindungen.

Wuttke hat sich (S. XV) Mühe gegeben, die Lage dieser Insel zu bestimmen. Er findet in ihrer

Beschreibung eine Hindeutung auf die armen Finnen, die auf den Höhen und im Urwald Stanbians herümgogen. Er bemerkt (S. XIX), daß die Kunde von den Hundsköpfigen, die Aithikos gebe, keineswegs vereinzelt dastehe, und erinnert zuvörderst daran, daß die Vorstellung von Hundsköpfigen dadurch aufgekomen sei, daß Wilde, indem sie sich in das Fell der erlegten Thiere hüllten, vom Balge den Kopf des Thieres nicht entfernten, sondern wie einen Hauptschmuck über sich getragen hätten. Damit habe aber nur der Mann, der Erleger des Thieres, geprunkt, weshalb Aithikos treffend bemerke, daß die Weiber in Munitia nicht eben so übel beschaffen seien, wie die Männer.

Er verweist ferner (S. XX) auf die Legende des Märtyrers Christoforus, welcher de cynocephalorum oriundus genere zur Zeit eines sonst völlig unbekanntes Königes Dagno von einer Insel gekommen sei, und hält dafür, daß er von Munitia stamme.

Mit dem vieldeutigen Ausdrucke: Inseln des Decans a capite Germaniae führt die Cosmographie zwei Inseln auf, welche von äußerst geringem Umfange sind, Viaree und Bridinno. Sie umgibt das Meer und ein kleiner Waldhügel. Von ihren Bewohnern heißt es: *populus exiguus ad nullam utilitatem aptus. vel promptus, nisi tantummodo reliquis populis fortior striones. (?) plumarios ac polemitarios. (?) fabri enim aurifices, ex iis plurimi sunt. Hos vulgus Nanos appellat.*

Wuttke glaubt (S. XLIII), es sei hier von den Dfiseeinseln, die Rede. Der Name der Ober Viardus, Viader, Viadrus bietet ihm einen Anknüpfung an Viaree. Er deutet beide Inseln auf Usedom und Wollin im großen Haf. (Fortsetzung folgt.)

2) Man vergl. bei Wuttke p. 19. 23. 27. 28. 29. 32. 41. 57. 63 bis 65. 66. 67.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. März.

Nro. 33.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Die Schriften über Aethikus von Uvezac, Perg
und Wuttke.

(Fortsetzung.)

Der parvolus saltus, sagt er (S. XLIV), welcher ihr Dasein sichert, läßt sich erkennen. Eine Hügelkette, die in das bewaldete Swinerhöst ausläuft, schützt Wollin's östliche Seite und Usedom hat in seinem westlichen und südlichen Theile die kleinen Höhen von Krummin, die steilen mit Buchen bewachsenen Ufer von Gnig und die Sandwände des Streckelbergs. Der vorwaltende Eindruck, den diese Düneninseln auf uns machten und den sie gewiß auf jeden Reisenden hervorbringen, kam vom Sande her, der hier als den Boden bezeichnend erscheint.

Die Gadaronten, Inseln, über welche hinaus keine anderen mehr liegen, werden nach der Cosmographie von barbarischen Völkern bewohnt, welche zur Begleitung eherner Flöten unbekannte Lieder singen, die sie in großer Anzahl besitzen, wenig Geschäfte treiben, nur Gerste und Dinkel bauen, sich aber viel auf Schifffahrt verlegen, wozu sie sich kleiner hölzerner Schiffe, byrrones genannt, bedienen. Daß Klima dieser Inseln ist von bedeutender Kälte, an Eisen sind sie reich. Aus der Beschaffenheit des Klima wie aus der Beschreibung des Volkes hat Wuttke auf Finnland geschlossen.

Die Gadaronteninseln sind nach seiner Ansicht (S. XLV) Finnland oder Suomemaa. Sumpfeisen, sagt Wuttke, wußten die Finnländer seit den älte-

sten Zeiten zu bereiten, so daß selbst der Schwede ihnen eine vorzügliche Metallkenntniß zuschrieb. Schifffahrt sei den Finnen nichts Fremdes, vor Allem aber passe die hervorgehobene Gefanglust auf die Finnen, die seit alten Zeiten Blaseinstrumente, Schallmei und Pfeifen hätten, die unbekanntem Gefänge der Gadaronten aber gemahnten an die Zaubertlieder der Finnen.

In Viaree und Bridinno, meint Wuttke (S. XLVII), wolle Aethikus die nächsten, in den Gadaronten die äußersten Inseln des nördlichen Meeres in der Richtung von Deutschland bezeichnen, in den darauf folgenden Inseln aber sei er an die südliche Küste von Finnland gekommen.

Diese zunächst folgenden Inseln werden Meoparontiae genannt. Die Bewohner derselben werden als die besten Seefahrer, aber auch als gefürchtete Seeräuber geschildert. Sie sollen im Besitze von Taucherschiffen sein, colimphae genannt, in welchen Alexander der Große bis auf den Grund des Meeres gekommen sein soll, weshalb sie auch von ihm, der mit ihnen ein Freundschaftsbündniß geschlossen habe, vielfach beschenkt worden seien. Alexander habe dort große Altäre errichtet, welche noch seinen Namen führen (quae usque nunc arae Alexandri magni dicuntur).

Von diesen Meopari soll auch auf einer kleinen Insel des Oceans, Tripicia genannt, das Bergwachs (bitumen) gefunden worden sein, das sich auf keiner anderen Insel der Welt finde, mit welchem Alexander die kaspischen Thore besetzt habe. An sie schließt sich die Beschreibung der Inseln Ri-

farrica, Crisolida und Bizas an. Die beiden ersteren werden zweimal erwähnt (p. 11 u. p. 24 seq.), nur werden sie an ersterer Stelle abweichend Rifargica und Zhirisolida genannt. Sie gehören sämtlich dem nördlichsten Klima an, in welchem die Kälte so groß ist, daß der Schnee selbst im Juni und Juli nicht schmilzt.

Wuttke meint, die Benennung Meopari oder Meoparoti sei nur eine Nebenbezeichnung der nördlichen Seeräuber. Er hält die Dänen für gleich mit den Meoparoten, weil sie zwar einmal genannt, aber im Verfolge der Schrift nicht wie die übrigen Völker näher beschrieben werden. Die Insel Rifarrica ist nach ihm Nordskandinavien, in welchem sich alle Merkmale der Beschreibung wiederfinden sollen, welche von Aethikus gegeben ist. Er meint, der Name Rifarrica oder Rifargica sei vielleicht für das gebirgige Nordland nach dem Namen der Rifaeen etwa als Rifaeenland gebildet, indem man nicht bloß den Ural, sondern überhaupt nördliche Gebirge Rifaeen benannt habe. Die Insel Bizas wird zwischen den Dekneinseln und den Meoparotischen aufgeführt. Crisolida hält Wuttke für Finnmarken und Quänland und verweist auf eine Karte des vierzehnten Jahrhunderts, verfaßt von Robert von Haldringham, welcher Biza für eine große Halbinsel im Nordocean gehalten habe. Allein Wuttke hat sich hier geirrt, Richard spricht in der angeführten Stelle (bei Santarem essai sur l'histoire de la cosmographie t. II. p. 338) von einem heftigen Winde, der hiza genannt werde, die Inseln aber führt er als Biles und Criselida am Eingange des caspischen Meeres auf (ibid. p. 427).

Zwischen der Beschreibung der Insel Munitia und der Inseln Viarce und Bridinno erwähnt Aethikus verschiedener Völker, unter ihnen auch der Turchi. Ihre Wohnsitze liegen zwischen den Ländern der Grifonen und Manen oder Albanen, einerseits gegen das Nordgebirge, die ubera aquilonis, andererseits gegen das schwarze Meer hin auf Inseln und an der Küste, in den Byrrichischen Gebirgen, namentlich auf einer großen Insel Taraconta.

Sie werden als ein abscheuliches Volk, von häßlicher Leibesgestalt, rufiger Farbe, gelben Zäh-

nen, schwarzem struppigem Haarwuchse geschildert, welches sich niemals wasche. Sie sind Gözendiener, äußerst sinnlich und wild. Von ihrer Gefräßigkeit heißt es: comedunt enim universa abominabilia et abortiva hominum, juvenum carnes, jumentorumque et ursorum, vultorum, item charadrium ac milvorum, bubonum atque visontium, canum et simiarum. Nur in der Mitte August haben sie einen Festtag; sie versammeln sich dann auf Taraconta, machen ein Gözenbild von Erdspeck und Steinen, welches sie Morcholom in ihrer Sprache nennen, id est stellam deorum, quo derivato nomine Saturnum appellant. Auf dieser Insel besitzen sie auch eine große und sehr befestigte Stadt, welche gleichfalls Taraconta heißt.

Zur Zeit des Antichrist's werden sie eine große Verheerung anrichten und ihn den Gott der Tage nennen. Auch sie werden in Verbindung mit Alexander dem Großen gebracht, welcher in einer schwülftigen Rede seinen Schmerz darüber ausdrückt, daß er sie niemals unterwerfen konnte.

Wuttke erklärt sie (S. XXXII) ohne Bedenken für Türken. Er äußert sich über die Turcae, welche bei Plinius und Mela an das asowische Meer gesetzt werden, nicht, verspricht aber gegen die gewöhnliche Ansicht, nach welcher die erste Kunde von den Türken nach Europa nicht früher als in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts gelangt sei, den Beweis zu liefern, daß ein dünner Faden von Zeugnissen der Abendländer über die Türken vor jenem vermeintlichen Zeitpunkte ihres ersten Auftretens durch ein Jahrtausend sich hinziehe.

Ref. gesteht, daß ihm diese Zeugnisse unbekannt seien und er sich die Worte des Aethikus über die Türken: nam poetae et philosophi eorum mentionem faciunt nonnunquam nicht erklären könne, sondern sie als das Ergebnis älterer Sagen betrachtet, welche die lebhafteste Einbildungskraft des Verfassers der Cosmographie aufgenommen und erneuert hat.

Die Insel Bizas hat nach der Ansicht des Ref. ihren Namen nach dem heftigen Winde, der dort wehen soll, erhalten, denn es heißt von ihm: ven-

tum qui ab ipsis montibus flat, nimis acerrimum et frigidum, Bizam vocitant.

Dieses Wort biza, später bisa genannt, dürfte hier wohl zum ersten Male vorkommen. Die Insel Triplicia verdankt diese Benennung wahrscheinlich der dortigen Gattung von Pech, die Meoparoniten aber wurden wohl von dem Gebrauche des myoparon so genannt und werden ausdrücklich mit Alexander dem Großen in Verbindung gesetzt.

Ein großer Theil der Alexanderfage, welcher diese neuen Mittheilungen enthält, findet sich abgefordert in einer Leidener Handschrift, einst im Besitze des Philologen Vossius, welcher Buttke (S. CXXV) und Perz (S. 121) erwähnen.

Von großem Belange wäre es, diesen Text der Alexanderfage vollständig kennen zu lernen, denn wir würden wahrscheinlich in ihm die vorzüglichste Quelle der physischen Cosmographie nachweisen können. Manches, was bei Aethikus vorkommt, wie die Sage von dem Versuche Alexanders, bis auf den Grund des Meeres tauchen zu wollen, von hundsköpfigen Menschen u. s. w. findet sich auch schon bei Kallisthenes, doch ist es dort in abweichendem Berichte angegeben.

Der Aechtheit des Reiseberichtes kann Ref., wie schon bemerkt wurde, nicht beistimmen, er kann aber auch ebenso wenig die Angabe der Handschriften als richtig anerkennen, nach welchen der Kirchenvater Hieronymus die Cosmographie in einem Auszuge wiedergegeben haben soll.

Dagegen spricht seiner Ansicht nach zuerst die Anführung eines viel späteren Schriftstellers, des Alchimus, der zweimal in der Cosmographie genannt wird.

Dieser Alchimus oder Alcimus ist nicht der Rhetor, dessen die Chronik des Hieronymus und Sidorius Apollinaris erwähnen, und welchen Ausonius unter den Lehrern zu Bordeaux besingt, sondern Alcimus Avitus, der Bischof von Bienne, welcher mehr als hundert Jahre später als Hieronymus starb. Dies zeigt die eine Stelle, in welcher der Verfasser der Cosmographie in einer ihm eigenthümlichen ganz geschmacklosen und entstellenden Weise die Worte des christlichen Dichters wiederholt. Er

sagt nämlich (bei Buttke S. 6): et illud quod ait Alchimus; Ut diabolus, qui primus conditus fuerat et primus corruerat, in die iudicii ante omnes pessimos homines (diabolus) punietur et in infernum recludetur. *Quia enim cuique creaturae praefulsit in ordine primus et viarum dei claruit in rude miraculum idemque primus in novissimo iudicio terribili venturo poenas damnaturus, quales ab initio dictae sunt, in cavernam laei, tales et tot ante tribunal regis in ipso iudicio dilatae mortis (que) indicium peccatorum, itemque cum auctore mortis praeferendae atque ostendendae erunt, religato ac catenato eodem antiquo serpente, ut cernant impii truculentissimum ac furibundum mortis auctorem, quem secuti fuerunt in desideria multa inutilia et nociva, quae mergunt hominem in interitum. Et quot mala passuri sunt impii in inferno, tot plagae in ipso antiquo hoste praeferendae et ostendendae erunt, cum et justi videre merebuntur dominum deum suum Christumque regem suum et signa et fixuras clavorum et videbunt lignum in quem transfixerunt, et plangent se super eum omnes tribus terrae. Ignis ante eum ardebit et in circuitu eius tempestas valida, cum tantis signis impii in diversa tendentes, quanta in inferno passuri erunt.*

Haec omnia Aethicus in cosmografia et Alchimus pulchre dixerunt.

Diese Art einen Schriftsteller anzuführen, war sicherlich nicht die des heiligen Hieronymus. Nach den Schlussworten kann man zwar nicht beurtheilen, welcher Theil des Gesagten dem Alcimus, welcher dem Aethikus zukomme, allein eine Vergleichung mit den Werken des Alcimus zeigt, daß nur ein kleiner Theil ihm gebühre, denn er sagt in seinem Gedichte über die Erbsünde (opera ed. Simond. Parisiis 1643. S. p. 227):

*Quique creaturae praefulsit in ordine primus,
Primus venturo pendet sub iudice poenas.
Quandoquidem gravior talem sententia punit,
Quem mirum cecidisse putes, nam crimen acerbat
Auctor, in ignaro minor est peccante reatus,
Durius atque malum quod major fecit habetur.*

Gegen die obige Ansicht spricht ebenfalls die Anführung der Dani, welche, wie bei Buttk S. 4 aus Grimm's Geschichte der deutschen Sprache bemerkt wird, erst im sechsten Jahrhunderte erwähnt werden, da die Stelle im Servius zu Aen. VIII, 728 *Danai dieti a Dahis qui sunt populi Scythiae juncti Persidi* sehr zweifelhaft ist.

Gegen sie spricht endlich auch die Schreibart, welche mit der des Hieronymus gar nicht übereinstimmt. D'Arzeae und Perz haben zwar auf die Herstellung eines besseren Textes verwiesen, allein dieser ist nach solchen Vorarbeiten, durch welche die ältesten Handschriften verschiedener Länder verglichen wurden und dasselbe Resultat ergaben, nicht zu erwarten.

Diese Verderbenheit des Textes ist auch keine zufällige, sondern wie folgendes ganz geschmackloses Spiel mit gleichlautenden Anfangsbuchstaben zeigt, ein Ergebnis späterer Zeit, als die des Hieronymus war.

Diese Stelle steht bei Buttk S. 42. Sie lautet: *Unde parabulam enigmatibus suis adsumptam ait: Terrorem terribilem, tot terrarum trivialis torghinavi Trimarcem, turma tergiversantium titillat, turgentium titubata tela tandem trutinata, tritura toracem tacto mucronis. Trimarcia, Thafri, Alces tumultuantes tantilla tenuis turma, tyronis temporum. Tura tantopere Tulchus, triarum tonantium tenit, Malancinorum titanistria, tollora Murginum.*

Ref. bewundert den Fleiß, mit welchem Buttk dieser Stelle folgenden Sinn abzurufen wußte: „O schrecklicher Schrecken, so viele Länder habe ich als Reisender durchwandert, als ich nach Trimarcia komme. Der Haufe der Fliehenden jüdt sich den Rücken, der Strohenden wankend gemachte Geschosse sind endlich abgewogen worden als sie treffen sollten den Panzer mit der Berührung des Eisens. O Trimarcia, die Thafri und die tobenden Alces sind nur ein kleiner Haufe, Anfänger der Zeiten. Mit so großer Mühe besitzt der Tulchus Weihrauchkörner, hat er andere verschiedene Instrumente des Krieges.“

Perz will endlich noch darin, daß das Alphabet, welches in einigen Handschriften dem Aethikus

beigelegt wird, später aber dem Hieronymus zugeschrieben wurde, eine Stütze für seine Ansicht finden, nach welcher Hieronymus der Uebersetzer der Cosmographie war.

Er sagt am Schlusse des zweiten Kapitels, in welchem er sich mit diesem Alphabete beschäftigte (p. 183), die Buchstaben des Aethikus seien völlig übereinstimmend mit dem glagolitischen Alphabete. Da nun dieses allgemein dem Kirchenvater Hieronymus zugeschrieben werde, so folge daraus, daß der heilige Hieronymus der Uebersetzer des Aethikus gewesen sei.

Ref. kann diese Folgerung nicht theilen, denn aus diesen Vordersätzen kann sich kein anderer Schlußsatz ergeben, als der, daß man dem Hieronymus unrichtig beigelegt habe, was man dem Aethikus hätte zuschreiben sollen, keineswegs aber, daß Hieronymus der Uebersetzer des Aethikus gewesen sei.

Grabanus Maurus weiß nur, daß Aethikus der Erfinder dieses Alphabetes ist, denn er sagt: *Litteras etiam Aethici philosophi cosmographi, natione scythica, nobili prosapia invenimus, quos venerabilis Hieronymus presbyter ad nos usque cum suis dictis explanando perduxit.*

Die spätere Zeit hat statt des Aethikus den Hieronymus als Erfinder dieses Alphabetes, welches als identisch mit dem glagolitischen erklärt wird, angenommen, allein dies geschah wahrscheinlich vermöge eines Mißverständnisses der Cosmographie, oder einer nicht genauen Beachtung ihres Textes. Jedenfalls aber dürfte es für die Geschichte der slavischen Sprache von Belang sein, zu ermitteln, wann diese Verwechslung geschehen sei.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. März.

Nro. 34.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Die Schriften über Aethikus von Avezac, Perz und Wuttke.

(Schluß.)

Bekannt ist, daß dem Hieronymus eine große Zahl von Schriften unrichtig beigelegt wurde. (Selbst eine vielgebrauchte Bußordnung, das Pönitentiale Gemin's hat man in Gallien dem heiligen Hieronymus zugeschrieben.) Perz hat (p. 27) die Zahl derselben noch durch eine Handschrift im Vatikan vermehrt, welche die von Schellstrate und Anderen herausgegebene *descriptio orbis* unter der Benennung: *Jeromini presbyteri demensuratio provinciarum* aufführt.

Im siebenten Jahrhunderte muß auch die Meinung, als habe Hieronymus die *Cosmographie* des Aethikus übersezt, schon sehr verbreitet gewesen sein, denn Fredegar hat mit Berufung auf Hieronymus aus ihr entnommen, was sie über den trojanischen Ursprung der Franken enthält.

Mit der Person des Aethikus hat sich nur Wuttke näher beschäftigt, welcher ihn in das dritte Jahrhundert setzt und (S. LXXVII seq.) Alles zusammenstellt, was einzelne Stellen der physischen *Cosmographie* darüber enthalten. Wuttke hält es für wahrscheinlich, daß Aethikus der erste christliche Geograph gewesen sei.

D'Azézac nimmt für beide *Cosmographien* das Jahr 375 als annähernde Zeitbestimmung der Ab-

fassung an, will sich aber sein Urtheil über die Persönlichkeit des Aethikus vorbehalten. 3)

Perz meint, die physische *Cosmographie* müsse schon vor 396 verbreitet gewesen sein, behält sich aber gleichfalls sein Urtheil über die Lebensverhältnisse des Verfassers bis zur Herstellung eines besseren Textes bevor. 4)

Ref. will die Frage nicht beantworten, ob ein Aethikus eine *Cosmographie* geschrieben habe, sondern beschränkt seine Untersuchung darauf, daß sich für die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse aus dem vorliegenden unächten Werke

3) Malheureusement ce n'est que dans l'oeuvre grecque traduite par saint Jérôme, que se trouvent quelques indices relatifs au personnage d'Éthicus, à son origine istrienne, à sa naissance distinguée, à sa célébrité comme philosophe ou sophiste: et nous n'avons pas, en la légitimité de cette oeuvre, une confiance assez entière pour admettre ces indications comme avérées, et les appliquer à l'auteur de la cosmographie latine. Beaueoup d'écrivains l'ont fait jusque à présent, mais par inadvertance et confusion: le monde savant le fera-t-il désormais en connaissance de cause? Nous ne préjugeons pas sa décision, et nous nous y soumettons d'avance volontiers.

4) Sed de Ethico et vita ejus alio tempore disputabimus. Restat enim ut quantum fieri potest exponamus, quid de auctore ipso et de libris ejus nobis statuendum sit. De his autem atque aliis multis quae huc pertinent judicium certum edere tum demum valebimus, quum libris aliquot melioribus inspectis sanio rem *Cosmographiae* textum constituerimus.

kein Nutzen ziehen lasse, weil es, wie schon ältere Schriftsteller richtig bemerkten, neben längst bekannten Thatsachen nur ein buntes kaum verständliches Gemengsel fabelhafter Berichte enthalte. Wohl aber sind nach seiner Meinung die Nachrichten über die verschiedene Bauart der Schiffe für die Geschichte der Schiffahrtskunde ein schätzbares Fragment, welches deshalb auch Sal in sein bekanntes Werk aufgenommen hat, sowie die vielfachen sagenhaften Berichte über Alexander den Großen für die Entwicklung und Verbreitung der Alexandersage einen wesentlichen Beitrag darbieten.

Friedrich Kunstmann.

Neuere Werke über die Geschichte der Revolutionszeit:

Heinrich v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 — 1795. Erster Band. 1853. Düsseldorf bei Julius Budeus. Vorrede und Einleitung LX. 596 S.

J. W. Zinkeisen, Der Jakobinerklub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutionszeitalter. 2 Bde. XII 667 und XV 1019 S. Berlin, Decker 1852, 53.

Wolfgang Menzel, Geschichte Europas vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener-Congress. 2 Bd. I. 473. II. 534 S. Stuttgart, Adolph Krabbe 1853.

Man sollte nicht glauben, daß die schon so vielfach sowohl durch ausführliche geschichtliche Darstellungen als durch authentische Sammlungen von Actenstücken beleuchtete Geschichte der ersten französischen Revolution den Geschichtsforscher zu neuer Arbeit locken könnte, und doch haben wir den letzten Jahren wesentliche Bereicherungen unserer geschichtlichen Erkenntniß jener Zeit zu danken. So sind wir erst durch den 1851 von Bacourt herausgegebenen Briefwechsel Mirabeau's mit dem Fürsten

von Arenberg, der kürzlich auch in deutscher Bearbeitung durch J. A. Städtler erschienen ist, in Stand gesetzt, Mirabeau's Verhältnis zur Revolution Schritt für Schritt zu verfolgen und uns ein bestimmtes Urtheil über seine Pläne und seine politische Richtung zu bilden. Die napoleonische Zeit hat durch die Briefe Joseph Napoleons sehr wichtige Beiträge erhalten. Ferner haben kürzlich zwei deutsche Historiker es unternommen, auf dem Gebiet der französischen Revolutionsgeschichte Nachlese zu halten. Der eine ist Zinkeisen, der vieljährige Redacteur der preussischen Staatszeitung, der durch eine ausführliche Geschichte des Jakobinerklubs hinter die Coulissen des Revolutionsdramas blicken läßt. Die politische Bewegung der ersten Revolutionszeit im großen Ganzen hat kürzlich Sybel zum Gegenstand neuer Durchforschung und Darstellung gemacht und namentlich für die deutsche und europäische Seite manches Neue beigebracht. Endlich hat W. Menzel eine neue Geschichte des Revolutionszeitalters für das größere Publicum geschrieben, die zwar nicht Anspruch auf Ergebnisse neuer Forschung macht, aber in so fern Neues bieten will, als sie nicht der Auffassung französischer und revolutionsfreundlich gesinnter Quellschriften folgen, sondern in deutschem und conservativem Sinne diese Geschichten behandeln will.

Sehen wir nun Sybel's Werk, offenbar das bedeutendste unter den genannten, näher an. In der Vorrede sucht er die Berechtigung zu seinem Unternehmen nachzuweisen und beruft sich nicht nur auf den neu herausgegebenen Briefwechsel Mirabeau's und die zahlreichen französischen Departementgeschichten, sondern auch auf Benützung handschriftlicher Materialien in den Pariser Archiven, wie der Correspondenzen der commandirenden Generale mit dem Ministerium, der geheimen Depeschen der Conventcommissäre, der Proceßacten Cüstines und Houchards, der Papiere des Wohlfahrtsausschusses u. A. Dazu kamen noch bisher unbenützte deutsche Quellen, wie die vertrauten Briefe des Herzogs von Braunschweig, des Generals Mollendorf aus dem preussischen, und des Grafen Laurenzen aus dem österreichischen Hauptquartiere, Berichte des Gesandten Buchholz aus Warschau, Haugwitz's aus dem Haag, Hardenbergs aus Basel,

sodann die beinahe vollständige Correspondenz des Marquis von Luchefini und des Generals Mannstein, der bei den damaligen diplomatischen Unterhandlungen eine sehr wichtige Rolle spielte, und endlich Gesandtschaftsberichte des niederländischen Archivs. Vermittelt dieser neuen Quellen glaubt Sybel die Kenntniß des wirklich Geschehenen wesentlich vervollständigt und in diesem ersten Bande die Entstehung der ersten Coalition, den Ursprung des Revolutionskrieges, die Räthsel des Feldzuges in der Champagne in befriedigender Weise aufgeklärt zu haben.

Jedoch nicht allein dieser Zuwachs an neuem urkundlichem Material, das sich der Verfasser zugänglich zu machen wußte, war es wohl, was ihn veranlaßte, die Revolutionsgeschichte zum Gegenstand einer neuen Bearbeitung zu wählen, sondern auch der Wunsch, manche Thatsachen und Verhältnisse prinzipiell zu beleuchten und politische Resultate daraus zu ziehen. Hierzu berechtigt den Verfasser auch wirklich eine durchgebildete politische Ansicht und eine entschieden deutsche selbständige Gesinnung, die sich nicht durch die herkömmlichen Vorurtheile einer literarischen Tradition irre leiten läßt. Sein Standpunct ist ein bei englischer Politik geschulter, nationaler Conservatismus, der positive sociale Elemente erhalten wissen will, auch wenn die herkömmliche politische Doctrin sie verwirft oder unterschätzt.

Die Einleitung beschäftigt sich mit den Zuständen Frankreichs vor der Revolution, giebt aber nicht bloß die schon oft dagewesenen Schilderungen von dem sittlichen Verderben am Hofe, dem Druck des Feudalwesens, der auf dem dritten Stande lastete, sondern gründliche Untersuchungen über die Vertheilung des Bodens und die dadurch bedingte Lage des dritten Standes. Der Verfasser widerlegt nämlich die gewöhnlich auf die Autorität der revolutionären Redner hin angenommene Voraussetzung, als ob vor 1789 alles Grundeigenthum in der Hand der Kirchen, Klöster und Edelleute gewesen wäre und erst die Revolution einen Stand der kleinen Eigenthümer geschaffen hätte. Er hält dieser revolutionären Tradition nicht nur das französische Erbrecht entgegen, das die Theilung des Bodens

entschieden begünstigte, sondern auch die Beobachtungen des Engländers Arthur Young, der nach dreijähriger Forschung in den französischen Provinzen kurz vor der Revolution fand, daß ungefähr ein Drittel des Landes von kleinen Grundeigenthümern bebaut wurde, die in Flandern, Elsaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, sonst aber arm und elend waren. Die Güterzer splitterung fand derselbe Beobachter bereits so groß, daß er häufig Felder von 10 Ruthen sah und meinte, man sollte mit einem gesetzlichen Theilungsverbote dazwischen treten. Die übrigen zwei Dritteltheile waren allerdings in Händen des Adels und der Kirche, der Magistratur und der Geldmacht, während ein wohlhabender ländlicher Mittelstand fehlte. Dieser ist erst aus der Freiheit des Bodens und der bürgerlichen Gleichheit, welche die Revolution von 1789 gebracht hat, erwachsen, und hat jetzt ein volles Drittel des zum Ackerbau bestimmten Areals in Frankreich inne. Bäuerliche Wohlhabenheit war vor der Revolution weder bei den kleinen Grundeigenthümern, noch bei den Pächtern des Adels und der Kirche zu Haus, ja nicht einmal bei dem grundbesitzenden Adel, welcher sich in der Regel um seine Güter nicht viel kümmerte und sie schlecht bewirtschaftenden Pächtern überließ, zufrieden diesen ein unverhältnißmäßig hohes Pachtgeld abzupressen. Sybel zeigt, auf Youngs Bericht gestützt, mit welchem geringem Ertrag diese in der Regel von allen Mitteln zur Vervollkommnung der Wirtschaft entblößten Pächter sich begnügen mußten. Aus ihnen erwuchs dann ein ländliches Proletariat voll Haß gegen den besitzenden Adel. In der Vendée und Niederbretagne gab es gut wirtschaftende Edelleute und wohlhabende Bauern, im Norden von Frankreich wenigstens wohlhabende Zeitpächter, neben denen auch noch kleine Eigenthümer als Tagelöhner eine leidliche Existenz fanden. Die Regel aber in den übrigen Provinzen war eine überwiegende Masse kleiner Meier und kleiner Eigenthümer, welche durchaus nicht die Mittel zu einer vernünftigen Bewirtschaftung hatten. In Folge der Revolution ist nun die Zahl der mittelgroßen Güter um ein Bedeutendes gestiegen und dadurch hat auch ein vernünftigeres System des An-

baues breiteren Boden gewonnen, in Folge dessen der Ertrag der Landwirthschaft jetzt etwa dreifach so hoch steht als vor 1789. Etwa 6 Millionen Hectaren sind der kleinen Cultur entzogen und den größern Gütern zugewachsen. Dagegen besteht noch ein bedeutendes Reich der Meierwirthschaft, deren Lage sich trotz des Wegfalls der Frohnden und Herrenrechte wenig gebessert hat.

Auch die Verhältnisse der Industrie und des Handels werden in ähnlicher Weise untersucht, wobei es aber freilich bei dem Mangel an genauen statistischen Angaben weniger möglich ist, ein sicheres Ergebnis zu gewinnen. Doch kommt Sybel zu einer annähernden Berechnung, wonach die Industrie um das Vierfache und der Handel um das Doppelte gestiegen ist. Auch im weiteren Verlauf der geschichtlichen Darstellung richtet der Verfasser ein besonderes Augenmerk auf den Einfluß der revolutionären Ereignisse und Bestrebungen auf die nationalökonomischen Verhältnisse.

Daß in allen Lebensverhältnissen Reformen dringendes Bedürfnis waren, daß zwischen dem Mechanismus des Feudalstaates und den abstracten Formen einer centralisirenden absoluten Monarchie ein Widerspruch bestand, der alle Kraft der Regierung lähmen mußte, daß es in Folge davon der Regierung an Geld, Beamten und Truppen zur Vertheidigung ihres Bestandes fehlte und der Staat mithin innerlich aufgelöst war, ehe noch ein revolutionäres Wort gesprochen war, dies ist das richtige Ergebnis der einleitenden Betrachtung.

Da Sybel nicht eine neue Bearbeitung der Revolutionsgeschichte für das größere Publicum, sondern nur eine Nachlese und Revision für Geschichtskenner geben wollte, so darf an seine Darstellung nicht der Anspruch der Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit gemacht werden, es war nur insoweit eine Wiederholung des Bekannten nöthig, als der Zusammenhang und die Auffassung des Ganzen es erforderten. Mit Unrecht hat man ihm schon vorgeworfen, daß er zu vornehm das historische Substrat als bekannt vorausgesetzt habe. Wir können das nicht finden und glauben im Gegentheil, daß er sich mehr auf das Neue, was er geben konnte,

hätte beschränken, aber dieses allerdings um so ausführlicher hätte geben dürfen. Das eigenthümliche Verdienst Sybels würde dann noch deutlicher hervortreten und der geringere Umfang der Verbreitung des Buches förderlich geworden sein. Unser Bericht hat nur die Aufgabe nachzuweisen, inwiefern die Geschichte des Revolutionszeitalters durch Sybels Werk wissenschaftlich gefördert worden ist.

Unter dem Neuen, welches S. bietet, tritt uns zunächst die richtigere Auffassung Mirabeau's entgegen, wie sie durch die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit dem Grafen de la Marck und den dort mitgetheilten Staatschriften möglich geworden ist. Während man früher in Mirabeau nur den genialen Roué sah, der in der Verzweiflung des finanziellen und moralischen Banquerotts zum ehrgeizigen Demagogen und nachher, durch die Bestrebungen des Hofes erkaufte, zum Verräther an der Revolution geworden, diese neue Schwankung zwar mit Geist und staatsmännischem Talent durchgeführt habe, aber dann zu rechter Zeit gestorben sei, ehe sein Verrath, der im Grunde doch nur persönliche Zwecke gehabt, in seiner ganzen Ausdehnung ans Licht gekommen sei, so erscheint er dagegen jetzt als der geniale Staatsmann, der alle Uebrigen weit übersteht, aber wegen seiner sittlichen Flecken verkannt, sich eine Wirksamkeit erringen muß und durch die Verhältnisse auf die Bahn der Demagogie gedrängt wird, während er nach seinen Ueberzeugungen und Ansichten lieber auf Seite der Monarchie gestanden wäre, um ihr Reformator und Retter zu werden. Während alle Andern im Dunkeln tappen und über das eigentliche Ziel im Unklaren sind, weiß er allein, was geschehen muß, und fühlt die Kraft in sich, es zu vollbringen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. März.

Nro. 35.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Neuere Werke über die Geschichte der
Revolutionszeit.

(Fortsetzung.)

Deßhalb muß er sich den Weg zu einer Verbindung mit dem Hofe bahnen, was ihm durch seinen Freund La Marck endlich gelingt. Daß er, um nicht durch Anfechtungen seiner Gläubiger am politischen Wirken gehindert zu werden, vom König sich seine Schulden zahlen ließ, daß er, der über dem politischen Treiben nicht Zeit fand, sein gar nicht unbedeutendes väterliches Erbe anzutreten, einen weitem monatlichen Gehalt vom König annahm, darf nicht als gemeine Bestechung, sondern muß als das Verhältniß einer gegenseitigen Leistung betrachtet werden, die ebenso wenig Unehrenhaftes hat, als die Befoldung eines hohen Staatsdieners. Daß aber, um einen Staat aus einer gefährlichen Krisis zu retten, um als Führer eine wildbewegte mißtrauische Menge mit sich fortzureißen, noch mehr erfordert wird, als ein auch noch so überlegenes staatsmännisches Talent, tiefe Einsicht und Scharfblick und mächtige Rednergabe, daß auch der Eindruck einer achtungsgebietenden Persönlichkeit und edlen Gesinnung dazu kommen muß, um das unbedingte Vertrauen zu gewinnen, das dürfen wir nicht vergessen, wenn sich die Frage aufdrängt, ob, wenn der Hof rechtzeitig auf Mirabeau's Rathschläge eingegangen und ihm nicht bloß mit halben Maaßregeln, sondern mit ganzer Hingebung und entschiedenem Handeln gefolgt wäre, es nicht möglich gewesen wäre, von der Revolution auf die Bahn der Reform ein-

zulenzen. Wir müssen bedenken, daß Mirabeau mit dem Ruf, den er von seinem frühern Leben her in die Nationalversammlung mitgebracht hatte, weder hier noch bei Hof das unbedingte Vertrauen finden konnte, das ihm die unbeschränkte Leitung der Dinge hätte in die Hände spielen können. Mirabeau war ein riesiges Talent, aber er besaß nicht die Tugend des Charakters, welche die erfolgreiche Wirksamkeit eines Staatsmannes bedingt. Das Richtige über Mirabeau hat schon Niebuhr in seiner Geschichte des Zeitalters der Revolution Bd. I. S. 160 und 236 und ff. geahnt und ausgesprochen, ohne noch im Besiz der Aufklärungen zu sein, die uns seine Staatschriften und Briefe geben. Einiges davon hat zuerst Mirabeau's Adoptivsohn Montigny in dem 7 und 8 Band der „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau. Paris 1835“ gegeben. Diese sind zuerst, nebst ungedruckten Memoiren Mallouets, von J. Droz in seiner *histoire du règne de Louis XVI* Bd. III. und dann von Dahlmann in seiner Geschichte der französischen Revolution, und bald darauf von Dönniges in einer Reihe von Artikeln in den Monatsblättern zur Allgemeinen Zeitung Jahrg. 1845 und 1846 verarbeitet worden. Doch waren sie keineswegs genügend zu einer richtigen Würdigung Mirabeau's und zu einem zusammenhängenden Verständniß seiner Pläne und seines Verhältnisses zum Hofe zu führen. Erst seitdem Bacourt die „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck pendant les années 1789, 1790 et 1791 3 vols. Paris 1851“ herausgegeben hat, liegen die Acten vollständig vor, und die staatsmännische Größe

Mirabeau's steht nun in ihrer ganzen Bedeutung vor uns.

Von diesem neuen Material hat zuerst Zinkeisen Gebrauch gemacht und in dem ersten Band seines obengenannten Werkes (S. 475 — 609) eine ausführliche Darlegung der conservativen Plane und Bestrebungen Mirabeau's gegeben, die ganz geeignet ist, über den wahren Sachverhalt gehörig zu orientiren. Auf diese neuen Documente stützt nun auch Sybel seine Auffassung Mirabeau's und der Anfänge der Revolution. Er stellt Mirabeau sehr hoch und hält ihn für den einzigen unter den damaligen Staatsmännern Frankreichs, der über die Lage der Dinge ein völlig klares Bewußtsein gehabt habe, der begriffen habe, daß der Feudalstaat unmöglich, und daß jeder Versuch zu seinen Gunsten ein Selbstmord der Regierung wäre, der aber auch mit voller Deutlichkeit das Bild des neuen Frankreichs bis in die Einzelheiten der Verwaltung hinab vor Augen gehabt habe. Nicht die Formel einer Staatsdoctrin, nicht das Erzeugniß einer politischen Philosophie, sondern die Summe einer reichen Erfahrung, eines breiten und tiefen Studiums, einer unvergleichlichen Beobachtung habe ihm die Ueberlegenheit und Sicherheit verschafft, mit welcher er seine Forderungen geltend machte. Die Natur der Menschen, die Bedürfnisse der Gesellschaft, die Fähigkeit seiner Landsleute habe er genau gekannt.

Die Bildung einer zugleich starken und populären Regierung war der Mittelpunkt, um den sich Mirabeau's Schritte sämmtlich bewegten. Nicht in einer Definition der Grundsätze oder in einer Form der Regierung fand er das volksthümliche Element, sondern in Befreiung des Volkes und Staates von den Banden der Einzelprivilegien und Monopolen, in Erlösung des religiösen Gewissens von den Befehlen einer bevorrechteten Kirche, der Arbeit von dem grundherrlichen und Zunftzwange, des Kapitals von dem Monopol der Börse und der Hauptstadt, der Rechtspflege von dem Privatbesitze der Gutsherrn und der Parlamente, der Finanzen von der privilegierten Eigensucht des Hofadels, der Verwaltung aus dem Erbganze der kaiserlichen Aemter, der Nationalität aus den Schranken der Binnenzölle

und Provinzialprivilegien. Erst als Folgerung aus all diesem erschien ihm die Umgestaltung der Regierung hervorgehen zu müssen.

Als einen Wendepunct für Mirabeau's Plane und seine Versuche zu Rettung des Königthums betrachtet Sybel die Verwerfung des am 6 Nov. 1789 vorgebrachten Antrags, den Ministern beratende Stimme in der Nationalversammlung einzuräumen. Nur unter dieser Bedingung hätte Mirabeau mit Erfolg in das Ministerium eintreten können. Daß nun die Nationalversammlung unter Einwirkung Lafayette's und Neckers, die ihre doch unhaltbare Macht festhalten und nicht mit Mirabeau theilen wollten, diesen Antrag ablehnte und dagegen am 7 November den Beschluß faßte, daß kein Abgeordneter in das Ministerium eintreten dürfe, dies war nicht nur ein Misstrauensvotum gegen Mirabeau, sondern entschied auch nach Sybels Ansicht das Schicksal der Monarchie in Frankreich, denn es schnitt den einzigen Weg ab, auf dem das damalige Frankreich zu einer mächtigen Regierungsgewalt hätte gelangen können, und bezeichnete mit unverhüllter Schärfe jeden Minister und damit den König selbst als Feind der Nation. Der organische Zusammenhang zwischen der Nation und der Regierung war damit abgebrochen. Die Versammlung wies mit jenem Beschluß den unmittelbaren Einfluß auf die Lenker der Regierung zurück und kündigte dagegen unaufhörliche Eingriffe in die Einzelheiten der Verwaltung an, unter denen die Existenz des Königthums zuletzt unterliegen mußte. Der Beschluß vom 7 November verurtheilte den König zu völliger Nichtigkeit auf dem Gebiet der Verwaltung, und die Anarchie war damit in Frankreich gesetzlich festgestellt.

In der ganzen folgenden Thätigkeit der constituirenden Versammlung sieht Sybel einen Beleg für diese Behauptung. Dadurch, daß alle Verfügungen und Amtsgewalten, selbst die Gerichte in letzter Instanz der Entscheidung und Wahl des souveränen Volkes unterworfen wurden, war der Einfluß der Regierung auf dieselben gelähmt und die Gerichte aller wahren Selbständigkeit beraubt.

Durch dieses unglückselige System einer Verwaltung, wie sie aus den Berathungen der Natio-

nal-Versammlung hervorgieng, waren alle Reformpläne Mirabeau's zu nichte gemacht, nur ein Glied seines Systems blieb erhalten, der Beschluß über die Einziehung der geistlichen Güter. Aber diese Maßregel, die auf die Voraussetzung gebaut war, daß eine starke Regierung den Credit des Staates heben und die Verwendung des dem Staate zur Verfügung gestellten Grundes und Bodens weise überwachen sollte, wirkte jetzt durchaus zerstörend. Mit der Verschleuderung der Kirchengüter für das augenblickliche Bedürfnis begann jene finanzielle Schwinderei, wodurch die Finanznoth immer mehr gesteigert wurde, und der Unsegen des ungerechten am Clerus verübten Raubes trug jetzt die schlimmsten Früchte.

Das zweite Buch schildert die „erste Einwirkung der Revolution auf Europa“ und legt in einem sehr lesenswerthen Ueberblick der politischen Verhältnisse Mitteleuropas die historischen Voraussetzungen des österreichisch-preussischen Dualismus dar. Die Entfremdung Oesterreichs von Deutschland und die völlige Abgestorbenheit der deutschen Reichsverfassung ist dem Verfasser ein so unzweifelhaftes Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung seit der Reformation, daß eine Wiederbelebung des deutschen Reichs und eine deutsch-nationale Politik von Oesterreich vernünftigerweise weder erwartet noch gefordert werden konnte. Dagegen ist ihm Preußen so entschieden der Vertreter der deutschen Interessen, daß Friedrich II. mit Allem, was er gegen Oesterreich, gegen Joseph und gegen das Reich unternimmt, ganz im deutschen Rechte und Interesse handelt *). „Indem er den Krieg gegen die Königin von Ungarn im Bunde mit Kaiser Karl VII. und dem deutschen Reiche begann, indem er später die Frucht seiner Siege zugleich gegen Maria Theresia von Oesterreich, gegen den Kaiser Franz und das deutsche Reich vertheidigte, wechselte er nur scheinbar sein Verhältniß zu den wahren Interessen des deutschen Volkes. Ueberall verband sich in ihm das Streben nach eigener Vergrößerung mit dem Plane einer deutschen Regeneration. Sein Bündniß mit Kaiser Karl VII.

beruhte auf dem Gedanken, die deutsche Reichsverfassung durch einen lebensfähigen Staatenbund zu ersetzen; sein Krieg gegen Franz I. erschütterte eben diese Verfassung durch das militärische Bündniß der kräftigen Staaten Norddeutschlands; sein Gegensatz gegen Joseph II. endete in dem deutschen Fürstebunde, der alle deutschen Lande modernen Bestandes umfaßte. Bei allen diesen Dingen wirkte, wie kaum der Bemerkung bedarf, ebenso viel persönlicher, als preussischer Ehrgeiz, wie deutscher Patriotismus und Gemeinsinn; aber daß Beides in diesem Staate sich nicht wie in Oesterreich widersprach, sondern in seinen Folgen zusammenfiel, dies gerade entschied über Preußens Aufgabe und Deutschlands Zukunft.“

Am entschiedensten weicht Sybels Auffassung der politischen Verhältnisse Europas von der sonst herkömmlichen in der polnischen Frage ab. Schon in der Vorrede beklagt er das Ueberwiegen des ausländischen Standpunctes in den polnischen Geschichten: hier liege der ziemlich beispiellose Fall vor, daß die Sieger in einer gewaltsamen Katastrophe den Besiegten das Wort beinahe ausschließlich gelassen haben. Auf dem deutschen Standpunct drängt sich ihm nun die Ansicht auf, daß es für Preußen eine politische Nothwendigkeit war, durch die Befreiung des vorherrschend deutschen und evangelischen Westpreußens von der verhassten polnischen Fremdherrschaft die Mark und das Herzogthum zu einem zusammenhängenden Staatsganzen zu vereinigen. Ueberhaupt habe Preußen im Kampfe für deutsche Nationalität an den Ostgränzen ein entschiedenes Interesse gehabt, Polen als ein mächtiges Reich nicht aufkommen zu lassen. Denn dieses habe im 16. Jahrhundert für den Osten Europas dieselbe Aufgabe sich gestellt, welcher Spanien für den Westen nachgestrebt habe, Beherrschung der Welt im Namen des katholischen Glaubens, Vertretung des katholischen Prinzips in der europäischen Staatenfamilie. So lange Polen existirte, habe es darnach trachten müssen, Westpreußen wieder katholisch und Königsberg wieder polnisch zu machen. Der Sieg der katholischen Reaction wäre aber hier auch der Untergang des deutschen Elementes gewesen. Deshalb habe Preußen jede Gelegenheit ergreifen müssen,

*) Sybel I. S. 13 f.

die polnische Macht zu brechen. Nur ein gutmüthiger Kosmopolitismus habe die Unvereinbarkeit polnischer Macht und preussischer Existenz übersehen und an Preußen die Anforderung stellen können, einen Staat zu kräftigen, dessen erstes Lebenszeichen die Zerstücklung Preußens gewesen sein würde. Auch jetzt könne man es nur als ein Glück für Deutschland preisen, daß Polen nicht groß und mächtig geblieben sei, denn weit entfernt eine kriegerische Vormauer für Deutschland gegen Rußland zu werden, wäre es bei dem heftigen Haß des polnischen Adels gegen Alles, was deutsch heißt, Deutschland feindselig geblieben und ganz entweder in den Besitz Rußlands oder wenigstens unter russischen Einfluß gekommen. Die Theilung Polens wird daher Preußen keineswegs zum Verbrechen, sondern zum nationalen Verdienst angerechnet, und der preussischen Politik nur der Vorwurf gemacht, daß sie sich von Oesterreich eine Zeit lang zum Verzichten auf die Erwerbung Danzigs und Thorn's bewegen lassen und den Schein erweckt habe, als ob sie zur Erhaltung des polnischen Reichs die Hand habe bieten wollen. Wer ein Herz für Preußen habe, müsse es bedauern, daß der König im Jahr 1790 sich nicht offen vor aller Welt von dem Vertrag mit Oesterreich zu Gunsten Polens losgesagt und so den in der Wirklichkeit gar nicht begründeten Schein einer Treulosigkeit sich zugezogen habe.

Von dem Standpunkt preussisch-deutscher Politik aus werden auch die revolutionären Centralisationsbestrebungen Kaiser Josephs II. beurtheilt. Vermehrung der österreichischen Macht, nicht Wiederherstellung des deutschen Reiches war der Gedanke, aus dem seine Versuche hervorgingen, die süddeutschen Lande herbeizuziehen. Er wollte sein mittelalterliches Oesterreich dem modernen Preußen ebenbürtig machen. Es sollte ein centralisirter Staat wie das damalige Preußen werden, es sollte kein fremder Einfluß weder des deutschen Reiches noch der römischen Kirche ferner auf sein Inneres einwirken dürfen, es sollte nach allen Seiten hin abgerundete und wo möglich erweiterte Gränzen erhalten, und so aus der Mitte Europas hervor an die erste Machtstelle des Welttheils treten. In diesem leitenden Gesichtspunct seiner Politik findet S.

die Lösung der Widersprüche, in welche sich sein Thun verwickelt, darin findet er die Erklärung, daß derselbe Joseph, der mit so ernstlichem Eifer das Beste seiner Unterthanen will, mit nackter Gewaltthätigkeit ihre Religion u. Sprache und ihr Gemüthsgefühl antastet, und nach Außen als rücksichtsloser Eroberer austritt.

Aus den Gefahren, die Joseph auf diesem Weg der österreichischen Monarchie bereitet hatte, erwuchs nun seinem Nachfolger Leopold die schwierige Aufgabe, auf eine nüchterne Bahn einzulenken, auf kühne Eroberungspläne zu verzichten und doch seinem Rivalen Preußen, wo der Minister Herzberg noch im Geiste Friedrichs des Großen die auswärtige Politik lenkte, kein Wachstum zu gestatten. Durch diese Rücksichten wurde vorherrschend die europäische Politik überhaupt und insbesondere das Verhalten gegenüber der Türkei, Polen und Frankreich bestimmt. Es handelte sich darum, ob auch Preußen zum Aufgeben seiner Eroberungspolitik bestimmt werden konnte, oder ob es über Polen zum Krieg zwischen Preußen und Oesterreich kommen mußte. Sybel bemüht sich im zweiten und sechsten Capitel des zweiten Buchs den Gang der diplomatischen Verhandlungen und die Schwankungen der österreichisch-preussischen Politik zu verfolgen und ins Klare zu setzen, und eben diese Auseinandersetzungen sind ein Hauptverdienst seines Werkes. Es wird daraus klar, wie Friedrich Wilhelms II. Wunsch, den Kaiser Leopold zum Bundesgenossen gegen die Revolution in Frankreich zu gewinnen, wesentlich dazu beigetragen hat, ihn in der polnischen Frage nachgiebig zu stimmen und überhaupt ihn zum Aufgeben der Herzberg'schen Oppositionspolitik gegen Oesterreich zu bewegen, wie aber doch der Gegensatz mehr verhüllt, als versöhnt, das Bündniß so locker war, die realen Interessen so auseinandergingen, daß es nicht zum gemeinschaftlichen Krieg hätte kommen können, wenn nicht von der französischen Kriegspartei Herausforderung und Angriff ausgegangen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. März.

Nro. 36.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1854.

Neuere Werke über die Geschichte der
Revolutionzeit.

(Fortsetzung.)

Wir können dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er durch ein tieferes Eingehen auf die diplomatischen Verhandlungen die Entstehungsweise, sowie die innere Schwäche der ersten Coalition gegen Frankreich klarer, als irgend einer seiner Vorgänger dargelegt hat.

Versuchen wir die Grundzüge der diplomatischen Bewegung, wie sie S. darstellt, mit einigen Worten zu vergegenwärtigen. Herzberg, ein gelehriger Schüler Friedrichs des Großen, hatte erkannt, daß der erste und letzte Schritt in der deutschen Sache die Abwehr der österreichischen Offensive und diese nur auf dem weiteren Felde der europäischen Politik zu erzielen sei. Er wünschte daher Polen und der Pforte Vertrauen zu Preußen einzuschließen und sie dadurch gegen die Kaiserhöfe standhaft zu erhalten; in diesem Sinn belebte er die Kriegslust der Türken und begünstigte einige Aenderungen in der polnischen Verfassung. Weiter aber wollte er nicht gehen, denn eine völlige Erstarkung Polens schien ihm nicht in preussischem Interesse zu sein, er widerrieth daher ein förmliches Bündniß sowohl mit Polen als der Pforte, weil er glaubte, dies würde Preußen nur die Hände binden. Den an der Donau stegreichen Kaiserhöfen wollte er einen kleinen Theil der Beute lassen, um hiefür entsprechende Vortheile für Preußen herauszuschlagen. Rußland sollte den Schwe-

den ein Stück von Finnland, Oesterreich den Polen ein Stück von Galizien herausgeben. Dafür sollte Polen die Städte Danzig und Thorn und Schweden einen Theil Pommerns an Preußen abtreten. Die Betheiligten waren nicht abgeneigt auf diese Vorschläge einzugehen, nur Kaiser Leopold wollte lieber auf jede Erwerbung an der Donau verzichten, als Preußen an der Dssee sich verstärken lassen. Er wandte sich persönlich an Friedrich Wilhelm II., und brachte diesen dazu, ein Bündniß mit der Pforte und Polen einzugehen, ohne letzteres zur Abtretung von Danzig und Thorn zu verpflichten. Zugleich brach in Amerika ein Streit zwischen Spanien und England über den Besitz des Noatkasundes in Kalifornien aus, und die spanische Regierung mahnte die französische in Folge des bourbonischen Familienpactes um bundesfreundliche Hülfe gegen England. In Frankreich aber hatte schon im Winter 1789 — 90 eine Fraction an Krieg gedacht, um durch ihn die revolutionären Kräfte abzulenken. Besonders Lafayette, der in den Niederlanden gegen den von England beschützten Prinzen von Oranien und in Belgien gegen Oesterreich revolutionäre Propaganda machte, war ziemlich kriegslustig gegen England, und das linke Centrum der Nationalversammlung war bereit, das französische Ministerium zum Krieg gegen England zu unterstützen. Kaiser Leopold aber, der vor Allem fürchtete, eine kriegerische Krisis könnte Preußen die Möglichkeit einer Eroberung verschaffen, erklärte sich überaus friedfertig und sogar geneigt, den Franzosen einen Theil Belgiens abzutreten, und England, das Preußens Ausdehnung an der Dssee auch nicht gerne sah, stimmte bei. In Frankreich

aber äußerte die Kriegsfrage jetzt einen wesentlichen Einfluß auf die Stellung der Parteien, indem Lafayette in der Hoffnung, ein Krieg würde die Gewalt des Königthums stärken, für denselben, die Jacobiner daselbe fürchtend für den Frieden arbeiteten und darauf antrugen, dem König das Recht über Krieg und Frieden zu nehmen. In diese Zeit des Kampfes über das königliche Recht über Krieg und Frieden fällt nun die erste Anknüpfung eines Verhältnisses zwischen dem Hof und Mirabeau, der es übernahm, in der Nationalversammlung die Interessen des Thrones zu vertreten, unter der Bedingung, daß es sich nicht um Herstellung des alten Feudalstaates handle. In der Kriegsfrage gieng er von der Ueberzeugung aus, daß ein auswärtiger Krieg das größte Unheil wäre, welches die französische Regierung in ihrer dormaligen Lage betreffen könnte. Er wollte Frieden wie die Jacobiner, aber gerade um sie durch den Frieden zu entwaffnen. Um zu dem von ihm gewünschten Ergebniß zu gelangen, schlug er einen Mittelweg ein, forderte Subsidien zu einer vertheidigenden Rüstung und Entscheidung über Krieg und Frieden durch König und Reichstag gemeinsam. Damit siegte er, und ein Angriffskrieg Frankreichs gegen England war beseitigt.

Auch die Differenzen zwischen Oesterreich und Preußen wurden jetzt unter englischer Mitwirkung ausgeglichen und zu Reichenbach der Vertrag abgeschlossen, durch welchen Oesterreich zwar auf alle Eroberungen an der Donau verzichtete, aber auch alle Herzbergischen Tauschpläne wegfielen, und Preußen zur Garantie der österreichischen Niederlande genöthigt wurde. Preußen war jetzt zurückgedrängt, die Macht Kaiser Leopolds befestigt, aber die politischen Wirren hatten darum noch keinen befriedigenden Abschluß erreicht. Die Art, wie Oesterreich die Vortheile des Reichenbacher Vertrages ausbeutete, erzeugte in Preußen eine bittere Stimmung gegen daselbe. Der Friede mit der Pforte fand Schwierigkeiten, da weder Rußland noch Oesterreich geneigt waren, alle Vortheile aufzugeben; die Pforte von Rußland bedrängt wollte von dem preussischen Bündnisse Gebrauch machen und mahnte um Hülfe, auch

England schickte sich an, zu Gunsten der Pforte zu rüsten. Aber Leopold wußte auch jetzt wieder die Kriegsgefahr zu beseitigen und den König von Preußen an seiner schwachen Seite zu fassen. Da er bemerkte, wie sehr Friedrich Wilhelm II. von dem Wunsch beseelt war, die preussische Macht gegen die französische Revolution verwenden zu können, ließ er ihm durch Bischoffswerder andeuten, er sei recht gerne bereit, mit Preußen zusammenzugehen, sehe aber keine Möglichkeit dazu, so lange ein entschiedener Feind Oesterreichs, wie Graf Herzberg, an der Spitze des dortigen Cabinettes stehe. Da entschloß sich der König von Preußen seinen Minister zu opfern, indem er ihm zwei Collegen, Alvensleben und Schulenburg zur Seite setzte. England, dessen Ostseehandel durch einen russischen Krieg sehr gefährdet erschien, wollte auf einmal auch nichts mehr davon wissen. Preußen war isolirt und nun trat eine Katastrophe in Polen ein, welche das bisherige Gewebe der preussischen Bemühungen vollständig zerriß. In Polen hatte die österreichische Diplomatie sich fortwährend bemüht, Mißtrauen gegen Preußen zu nähren. Gerade als in Folge der gehemmten Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und der Pforte ein Krieg Preußens gegen Rußland nöthig zu werden schien, berichtete der polnische Gesandte in Wien, Friedrich Wilhelm II. habe dem österreichischen Hofe eine neue Theilung Polens vorgeschlagen. Die Nachricht fand Glauben, eine Mitbetheiligung Rußlands schien sich von selbst zu verstehen. Diese neue Gefahr und die stets wachsende Anarchie im Inneren und der Rath Oesterreichs trieb die Parteien in Polen, sich (am 3 Mai 1791) zu einem Staatsstreich zu vereinigen, zur Einführung einer neuen Verfassung, die das Reich zum Widerstand gegen seine Feinde stark machen sollte.

Sybel deutet in seiner Darstellung an, daß dies Ereigniß eine von Oesterreich gegen Preußen gelegte Mine gewesen sei. Der österreichische Gesandte war der einzige, der vorher Kunde von dem Unternehmen hatte, ehe noch die Eidesleistung auf die neue Verfassung vollzogen war, Kaunitz hatte Nachricht, ehe noch der polnische Gesandte etwas von der Sache wußte, er sandte an den Kurfürsten

von Sachsen, dessen Haus in der neuen Verfassung die erbliche Königswürde in Polen zugebacht war, ein warmes Glückwünschungsschreiben. Die Häupter des polnischen Reichstages waren immer mit Oesterreich in enger Verbindung gestanden; die Polen berufen sich auf den Rath der befreundeten Mächte; unter diesen kann nur Oesterreich verstanden sein; Frankreich war genug mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, England und Holland auf Preußens Seite, Oesterreich dagegen hatte das größte Interesse, das Heranwachsen Polens zwischen Preußen und Rußland zu fördern.

Preußen, meint Sybel, hätte sogleich entschiedenen Protest gegen den polnischen Staatsstreich einlegen sollen und sich so den Schein der Treulosigkeit ersparen können. Daß man jetzt in Preußen ernstlich damit umgieng, sich an Oesterreich zu rächen, davon findet S. mehrere Anzeichen. Dem Herzog von Braunschweig wurde der Oberbefehl der aufzustellenden Armee insgeheim angetragen, der augenscheinlich gegen Oesterreich gerichtete Operationsplan vorgelegt, und er gieng mit Freuden darauf ein. Sybel vermuthet, daß Preußen in Petersburg anbieten ließ, es wolle die russischen Absichten gegen Polen nicht hindern, wenn man den preussischen Waffen gegen Oesterreich kein Hinderniß in den Weg lege.

Daß es nicht zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich kam, daß vielmehr das ganze System der preussischen Politik gewechselt und das Heil in engem Anschluß an Oesterreich gesucht wurde, dies läßt sich nur aus Friedrich Wilhelms sehnlichem Wunsch, gegen die französische Revolution ins Feld zu ziehen, erklären. Aber doch trug Kaiser Leopold immer noch Bedenken, mit Preußen einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen. Sein Scharsblick konnte sich nicht darüber täuschen, daß ein Staat wie das damalige Preußen nicht auf die Dauer seine Zukunft einem sogenannten conservativen System opfern würde.

Wie standhaft Leopold in seiner Abneigung vor einem gemeinschaftlichen Krieg mit Preußen gegen Frankreich war, zeigt auch eine genaue Betrachtung

der Conferenz in Pilnitz, wo nach allgemeiner Annahme die erste Coalition zum Angriffe gegen die französische Revolution beschlossen worden sein soll. Sybel weist nach, daß das Ganze nur ein vollständig mißglückter Versuch der nordischen Mächte und der Emigranten war, Leopold zu sich herüberzuziehen. Der Hergang in Pilnitz war nach ihm folgender. Fortwährend gedrängt, endlich einmal sich an die Spitze der gemeinsamen Sache zu stellen, versuchte Leopold zur Dämpfung des Kriegseifers noch einmal das Mittel persönlicher Einwirkung auf Friedrich Wilhelm und gieng auf den Vorschlag einer Zusammenkunft in Pilnitz (am 25 Aug. 1791) ein. Im Begriff, dorthin abzugehen, wurde er höchst unvermuthet durch einen Besuch des Grafen Artois überrascht, der sich durch keine auch noch so verständliche Andeutung abhalten ließ, den Conferenzen zu Pilnitz beizuwohnen. Dort schlug nun der Kaiser, der kürzlich durch ein Gutachten des deutschen Reiches über die Elsaßer Besitzungen ersucht worden war, die nöthigen Maaßregeln zum Schutze deutschen Eigenthums zu ergreifen, einfache Zurüstungen zur Gränzvertheidigung vor, während Hannover gegen alle Maaßregeln Einsprache erhob. Beide wurden jedoch überstimmt, und es wurde endlich auf das Drängen des Grafen von Artois von dem Kaiser und dem König von Preußen eine Erklärung unterzeichnet, welche in allgemeinen Ausdrücken Hülfe zusagte, aber ihre Spitze verlor durch die bestimmt betonte Voraussetzung, daß man alle europäischen Mächte zur Mitwirkung einladen und „dann und in diesem Falle“ ernstlich zu Werke gehen wolle. Kaiser Leopold gab dem in Wien zurückgebliebenen Kauniz Nachricht davon mit dem Beifahr, er möge ruhig sein, er habe sich durchaus im Allgemeinen und von jeder bindenden Zusicherung ferne gehalten. Einige bestimmter gehaltene Artikel blieben ununterzeichnet auf dem Tische liegen. Als bald nachher die Erklärung selbst durch Calonne veröffentlicht wurde, erschien ein Artikel in der Brüsseler Hofzeitung, sie sei unter besonderen Umständen ertheilt und jetzt bereits als nicht geschehen zu betrachten. Der österreichische Gesandte in Paris, Graf Mercy, schrieb am 4 Sept. an Grafen La Mark, Mirabeau's Freund: die Betheiligten seien zwar noch nicht ganz

einig über Mittel und Zeitpunkt des Vörschlagens, aber in vollem Einvernehmen über den Zweck, nur Einer — der Kaiser — habe eine abweichende Ansicht und werde von den Uebrigen um so mehr als Widersacher betrachtet, als auch in den übrigen Punkten seine Interessen von den übrigen abweichend.

Die Partei in Frankreich, welche den Krieg zum Ausbruch brachte, war die Gironde. Ihre Bestrebungen werden von Sybel im dritten Buch geschildert, welches vom Sturz des französischen Königthums handelt. Dem Sturz des Königthums war der des Clerus und Adels vorhergegangen. Die Vernichtung des ersteren als ersten Standes im Feudalstaat, meint S., hätte stattfinden können, ohne daß die socialen Grundlagen des Staats erschüttert worden wären, aber der Fanatismus, mit dem man gegen den Clerus als Träger des im Volk wurzelnden Glaubens zu Felde zog, habe den Bürgerkrieg zum Ausbruch gebracht. Die Aufhebung der bisherigen Kirchenverfassung, die Umwandlung der Kirchendiener in Staats- und Volksdiener, die neue Beraubung der Kirchengüter, vereinigte einen großen Theil des Volks zum Widerstand, drängte den König vollends zum Bruch mit der Revolution, und der Widerstand, welcher der Revolutionspartei nun entgegentrat, erzeugte jene fanatische Erbitterung gegen Alles, was mit Königthum und Kirche zusammenhieng. Doch trat nach dem Schlusse der Nationalversammlung gegen Ende des Jahres 1791 eine tiefe Abspannung der Mittelklassen ein, man sehnte sich nach einem endlichen Abschlusse der Bewegung, die neuen Wahlen fanden wenig Theilnahme, und wenn jetzt ein staatsmännischer Held wie Mirabeau vorhanden gewesen wäre, um die conservativen Elemente zusammenzufassen, hätte, wie Sybel andeutet, dem Weitergreifen des revolutionären Sturmes Einhalt gethan werden können. Aber jetzt war es die Partei der Gironde, die das Feuer der Revolution schürte und den Kampf gegen die Monarchie mit allen Mitteln zu Ende zu bringen suchte. Sie war es, welche, um die revolutionäre Energie zu steigern, den Krieg gegen die auswärtigen Mächte herbeizuführen suchte und zu diesem Ende

allerhand Angriffswaffen in Anwendung brachte, namentlich die Verfolgung gegen Priester und Auswanderer mit größtem Eifer betrieb. Sybel legt großes Gewicht darauf, diese Anklage gegen die Gironde festzustellen. „Es ist wichtig,“ sagt er (S. 297), „diese unzweifelhaften Thatsachen fest in das Auge zu fassen, um sich von einer der größten Täuschungen frei zu erhalten, welche jemals durch Partei- und Nationalinteresse um ein großes geschichtliches Ereigniß gelegt worden sind. Tausendmal ist es wiederholt worden; der Krieg, welchen Frankreich gegen die Mächte begann, war nur die Abwehr gegen die Feindseligkeit, womit diese und der katholische Klerus die Freiheit von 1789 und die Verfassung von 1791 bedrohten. In Wahrheit aber sind wenige geschichtliche Thatsachen gewisser, als das gerade Gegentheil jenes Satzes; der Krieg ist durch die Gironde begonnen worden, um die monarchische Verfassung von 1791 zu beseitigen, und Ludwig XVI., die Feuillants und Kaiser Leopold wurden von ihnen bedrängt, weil sie alle diese letzte Stellung vor der Republik gegen den Angriff der Jacobiner zu behaupten suchten. Der König wünschte für spätere Zeit eine Reform der Verfassung auf friedlichem Wege, die Gironde aber begann den Krieg, um den gewaltsamen Sturz der Verfassung sofort zu erreichen. Bei der augenblicklichen Ruhe bedurfte sie dazu einer erneuerten Nahrung, sie mußte durch ein starkes Reizmittel die Masse der Nation wieder in die Wege der Jacobiner zurückschrecken.“

Diese Politik der Girondisten wird sofort im weiteren Verlauf der Revolutionsgeschichte überzeugend nachgewiesen. Sie trieben es gewaltsam zum Bruch mit Oesterreich in dem Wahne, Preußen zum Verbündeten gewinnen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. März.

Nro. 37.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Neuere Werke über die Geschichte der
Revolutionszeit.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe war schwierig, da Robespierre und seine Partei in richtiger Ahnung, welche Gefahr der Freiheit von einem siegreichen Heer und Feldherrn drohe, gegen den Krieg arbeitete, und der Kaiser Leopold, wie wir oben gesehen, nüchterner als der König von Preußen, eine sehr vorsichtige und gemäßigte Sprache führte, seine Forderungen auf Entschädigung der elsässischen Fürsten und des Papstes beschränkte, die bereits gerüsteten Kurfürsten zur Vorsicht mahnte und immer noch auf die constitutionelle Partei in Frankreich hoffte. Die Girondisten griffen unermüdet das französische Volk bei seinem Stolz an und stellten ihm vor, wie schmäblich es wäre, von fremden Despoten sich eine Aenderung der Verfassung andictieren zu lassen. Endlich gelang es ihnen doch, sich des Ministeriums wieder zu bemächtigen, den König zur Kriegserklärung zu zwingen, während andererseits der Tod Leopolds und die Kriegslust des Königs von Preußen ihre Pläne begünstigten.

Daß die Gironde den Krieg eifrig betrieb, geht schon aus ihren Reden in der Nationalversammlung hervor; es ist auch in den meisten ausführlichen Darstellungen der Revolutionsgeschichte hervorgehoben, aber Sybel sucht nachzuweisen, daß der Angriff von der Gironde ausgegangen ist, daß sie die Maaßregeln gegen die Emigranten durchsetzte,

die barsche Sprache gegen die fremden Mächte führte, um sie zum Krieg herauszufordern und zu nöthigen. Ebenso verdanken wir ihm eine richtige Schilderung der deutschen Rüstungen. In den meisten Geschichtsdarstellungen erscheinen die Verbündeten voll Eifer, die französischen Jacobiner zu züchtigen, Sybel aber zeigt, wie zwar Friedrich Wilhelm II. voll ritterlicher Lust und Ungeduld gewesen sei, die Revolution zu bändigen, sein Feldherr, der Herzog von Braunschweig aber gar keine sonderliche Lust am Kriege gehabt, viel lieber gegen die Oesterreicher gezogen wäre, die er sammt den Emigranten von ganzer Seele haßte, wie er denn auch jenes pomphafte Kriegsmanifest wider Willen und aus Ungeschick, eine abweichende Ansicht geltend zu machen, sich aufbringen ließ. Wie wenig Neigung Kaiser Leopold zum Krieg hatte, wie Franz II. nur in einem gewissen jugendlichen Leichtsinne zustimmte, wie wenig die deutschen Reichsfürsten außer dem Landgrafen von Hessenkassel kriegerisch gesinnt waren, welches Mißtrauen der Oesterreicher gegen Preußen und der Reichstruppen gegen beide bestand, wie der Unmuth und die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig die kriegerischen Bewegungen hemmte und alle Erfolge vernichten mußte, ist zwar auch sonst bekannt, aber Sybel hat das Alles trefflich im Zusammenhang gezeichnet und durch allerlei neue einzelne Züge bestärkt.

Mit dem Uebergang der französischen Vertheidigung in das System des Eroberungskrieges schließt der erste Band. Ein zweiter soll die polnische Theilung, die österreichischen Versuche gegen Bayern und

die Auflösung der Coalition von mehreren Seiten in neuem Lichte zeigen; ein dritter und letzter den mißlungenen Versuch der Seemächte, das Bündniß zu erneuern, den Aufstand und die Vernichtung Polens, den Sturz der Jacobinerherrschaft und den Abschluß der Conventregierung darstellen.

Die Probe des ersten Bandes läßt ein Werk erwarten, das sich dem Besten anreicht, was über jene Zeit geschrieben worden. Die Ausbeute aus neuen vom Verfasser zum erstenmal benützten Quellen ist zwar nicht der Art, daß das Urtheil über die Begebenheiten wesentlich verändert würde, aber besonders, was die politischen Verhältnisse betrifft, jedenfalls bedeutend genug, um eine neue Bearbeitung des Stoffes zu rechtfertigen; sodann zeichnet sich das Werk durch den Ausdruck einer ehrenwerthen, gesunden politischen Gesinnung und tieferen Einsicht unter den Revolutionsgeschichten vortheilhaft aus, endlich befriedigt es die Anforderungen, die man in künstlerischer Hinsicht an den Geschichtschreiber machen kann, in nicht gewöhnlichem Grade. Wir machen in dieser Beziehung auf die Schilderung Mirabeau's, Dumouriez, Karbonnes, der Madame Roland, Kaiser Josephs, des Herzogs von Braunschweig, der allgemeinen Lage Europas und der Kriegsbewegungen aufmerksam. Für die wissenschaftliche Benützung des Buches vermiffen wir nur das Eine, daß der Verfasser versäumt hat, seine abweichenden Notizen und Ansichten in den neuen von ihm zuerst benützten Quellen nachzuweisen.

Beinahe dieselbe Periode der französischen Revolution, wie Sybels Werk, behandelt Zinkeisen in seiner Geschichte des Jacobinerclubs, nämlich die Zeit von 1789 bis 1794. Obgleich dem Titel nach nur Geschichte eines Clubs oder Clubwesens, wird sie bei der wichtigen Rolle, die jener Club in der Geschichte der revolutionären Bewegung gespielt hat, eine ziemlich vollständige Geschichte der Revolution selbst, um so mehr, da der Verfasser es unerläßlich erachtet hat, „auf einige Puncte der Revolutionsgeschichte etwas näher einzugehen, ohne deren klares Erfassen die Stellung und Wirksamkeit der Parteien im Allgemeinen und des Jacobinerclubs im Besondern nach den verschiedenen Phasen

ihrer Entwicklung nicht leicht verständlich gewesen wäre.“ Der Unterschied von einer vollständigen Geschichte ist hauptsächlich der, daß Auszüge aus Flug- und Zeitschriften, aus Reden in den Clubs und der Nationalversammlung, überhaupt das gesprochene und geschriebene Wort in den Vordergrund treten, die eigentlichen Handlungen und Ereignisse aber nur kurz erwähnt werden, was freilich der ganzen Darstellung etwas Ermüdendes, Undramatisches giebt.

Die Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sind nicht, wie bei Sybel, ungedruckte archivalische Schätze, Correspondenzen der mithandelnden Personen u. s. w., dagegen gedruckte Quellenschriften in einer seltenen Vollständigkeit, namentlich Flugchriften und Journale aus der Revolutionszeit, die zum Theil große Seltenheiten geworden sind, und die der Verfasser theils in Paris aufzutreiben, theils in der Berliner Bibliothek zu finden so glücklich war. Bedeutende Ausbeute hat der Mirabeau'sche Briefwechsel, die von Sayou herausgegebenen Briefe und Denkschriften Mallet du Pan's gewährt, sodann die *histoire parlementaire* von Buchez und Roux. Dieses Material hat nun der Verfasser mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit benützt und mit anerkanntem Scharfblick interessante Einzelheiten ans Licht gezogen. Es wird uns die innere Geschichte der Ereignisse vor Augen gerückt.

Der erste Band umfaßt die Geschichte des Jacobinerclubs und des französischen Clubwesens überhaupt bis zur Trennung der Feuillants von den Jacobinern im Juli 1791. Sehr interessant ist die Entstehungsgeschichte des Jacobinerclubs, der sich zuerst als Club Breton, aus Abgeordneten der Bretagne im Mai 1789, durch eine zufällig hingeworfene Aeußerung Mirabeau's veranlaßt, zu Versailles bildete. Er hatte anfänglich so wenig die spätere republicanische Tendenz, daß er in aller Unschuld zuerst bei der Regierung Anhalt und Leitung suchte und den Minister Necke um Berathung angien. Von diesem wurde er aber höchst ungeschickterweise abgewiesen. Necke erklärte, er könne sich in kein Verhältniß zu dem Club einlassen, „weil dies seiner Moral und seinen Prinzipien zuwider wäre.“ Jetzt suchte der vom Ministerium geringschäßig behandelte

Verein seine eigenen Wege, gerieth auf Seite der Opposition und wurde so allmählich zu jener furchtbaren Macht, welche das Geschick Frankreichs bestimmte. Ein Hauptbestandtheil des ersten Bandes ist die schon oben erwähnte Orientierung über das Verhältniß Mirabeau's zur Revolution und zum Hofe.

Der zweite Band behandelt die Geschichte des Clubs seit der Trennung der Feuillants von den Jacobinern im Juli 1791 bis zur Schließung desselben im November 1794, und die spätern Versuche seiner Wiederherstellung, mithin die ganze Zeit des aufgeregtesten Kampfes der Parteien. Der Verfasser giebt hier noch mehr als im ersten Bande seiner Neigung, die Revolutionsgeschichte selbst her einzuziehen, nach und schildert den Parteilampf der Jacobiner gegen die Feuillants, und nachher der Bergpartei gegen die Gironde mit großer Ausführlichkeit. Die Kriegsfrage findet hier eine mit den Ansichten Sybels ganz übereinstimmende Erledigung. Daß die Gironde den Krieg mit aller Macht betrieb und recht eigentlich herausgefordert habe, wird aus den Reden der Parteihäupter ganz klar; sie hielt den Krieg nicht nur zur Beseitigung der Verfassung, sondern überhaupt zur Befestigung des neuen Frankreichs in der europäischen Staatenfamilie durchaus für nöthig. Die Politik der Gironde erscheint in Zinkeisen's Darstellung in keinem glänzenden Lichte. Ihre Schwachheiten und Halbheiten treten recht deutlich hervor. Auch zur Charakteristik Neckers, Lafayette's, Danton's, Robespierre und A. giebt der Verfasser interessante Beiträge, welche dazu dienen können, die Bewunderung, welche diesen Revolutionshelden schon gezollt worden ist, herabzustimmen. Besonders Necker und Lafayette erscheinen sowohl in Zinkeisen's als in Sybels Darstellung als unsfähige Politiker, die aller schöpferischen Gedanken und Energie entbehrten.

Zinkeisen's Werk verdient als eine sehr tüchtige, fleißige Arbeit, welche die Revolutionsgeschichte in wesentlichen Punkten aufgehellert hat, alle Anerkennung. Nur dürfte es weniger weitsehend und in Mittheilung von Redeauszügen sowie in allgemeinen Betrachtungen etwas sparsamer sein.

Das dritte Werk, dessen Besprechung wir in der Ueberschrift angekündigt haben, Menzels Geschichte Europa's von 1789 bis 1815, giebt sich nicht als Ergebnis neuer Forschung, sondern als eine populäre Geschichte für das größere Publicum mit deutscher und conservativer Richtung. Eben in dieser letzten Beziehung glaubt Menzel eine nicht überflüssige Ergänzung der bisherigen Bearbeiter bieten zu können, indem die meisten nicht nur das geschichtliche Material aus französischen und französisch gesinnten Schriftstellern entnehmen, sondern auch ihren socialen, politischen und kirchlichen Voraussetzungen folgen, und so die Geschichte der französischen Revolution von dem Standpunct der in ihr zur Geltung gekommenen Grundsätze aus schreiben. Menzel dagegen stellt sich auf den deutschen, conservativen und kirchlichen Standpunct, auf dem sich natürlich Manches ganz anders ausnimmt. Er will nämlich zeigen, daß die für Deutschland schlimmen Wirkungen der französischen Revolution nicht bloß in Folge der Ereignisse, sondern deswegen eingetreten seien, weil eine falsche Bildung, Glaubenslosigkeit und schlechte Sitten den geistigen Boden der deutschen Nation unterwühlt hatten. Es sei daher keine Heilung der durch die französische Revolution geschlagenen Wunden, keine nationale Wiedergeburt Deutschlands zu erwarten, so lange nicht die gottlose französische Bildung ausgetrieben sei. Menzel findet auch in den neueren nationalen Bewegungen Deutschlands noch viel zu viel zerstörendes des Franzosenthum und macht dem deutschen Parlament den in dieser Allgemeinheit durchaus ungerathenen Vorwurf, daß es nur der französischen Revolution die Schube ausgetreten habe, anstatt sich auf den ächten deutschen Volksboden zu stellen.

Abgesehen von diesem Uebermaß der Tendenz hat diese neue Revolutionsgeschichte entschiedene Vorzüge vor den meisten für ein größeres Publicum bestimmten geschichtlichen Darstellungen jener denkwürdigen Zeit. Sie ist wirklich in deutschem Sinn und mit patriotischer Wärme geschrieben, giebt den reichen Stoff in zweckmäßiger Vertheilung und geistreicher Gruppierung, weiß Bekanntes durch charakteristische Züge neu zu beleben und zu würzen,

und beleuchtet die Dinge in der Regel durch ein verständiges und gesundes politisches Urtheil. Auf Benützung neuer bisher unbekannter Quellen macht Menzel keinen Anspruch, dagegen zeigt er, daß er mit der einschlägigen Literatur wohl vertraut ist und sich nicht mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln begnügt hat. Einige Lücken sind uns allerdings hin und wieder aufgefallen; so ist die Ausbeute, welche der Mirabeau'sche Briefwechsel gewährt, unbeachtet geblieben, Mirabeau ist noch ganz in der alten Weise als ein genialer Abenteurer behandelt. Auch die allgemeinen politischen Verhältnisse Europas, welche dessen Stellung zur Revolution so wesentlich bedingten, der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, die polnische Frage sind durchaus ungenügend abgemacht, was einem freilich um so mehr auffällt, wenn man von dem Lesen des Sybel'schen Buches herkommt. Menzel konnte dasselbe freilich nicht mehr als Vorarbeit benützen, aber es war auch ohne Sybel eine für die Zwecke einer übersichtlichen Darstellung genüendere Orientierung möglich. Eine klare Darlegung der politischen Verhältnisse, welche das Verhalten der europäischen Mächte zur französischen Revolution bestimmten, lag dem Verfasser um so mehr ob, als er sich die Aufgabe gestellt hat, die Geschichte nicht vom französischen, sondern vom deutschen Standpunkte aus zu schreiben.

Erst bei Gelegenheit des Rastatter Congresses kommt der Verfasser auf die deutschen Zustände zu sprechen, um die Wehrlosigkeit des deutschen Reichs daraus zu erklären, daß die höheren Classen der Gesellschaft in Deutschland ohne Ausnahme moralisch geschwächt gewesen, und im Bann einer falschen Bildung, den Franzosen ihre Ueberlegenheit erleichtert und zugestanden haben. Die damalige deutsche Bildung sei freilich nicht im Stande gewesen, die Regierungen auf eine würdigere und nationalere Politik hinzuweisen, sie habe vielmehr alle ihre Schwächen und Fehler begünstigt und provocirt. In ähnlicher Weise wird die Schmach der Rheinbundspolitik aus der Haltung des deutschen Volkes, aus dem Benehmen der hervorragenden Gei-

ster, der deutschen Schriftsteller erklärt und entschuldigt. Mit Schonung wird der Anschluß der deutschen Fürsten an Napoleon erzählt, aber ohne Rücksicht das Verhalten Göthe's, Johannes von Müller's und anderer Schriftsteller gegen Napoleon und die deutsche Sache an den Pranger gestellt. Nur Jean Paul und E. M. Arndt werden als ehrenwerthe Ausnahmen gerühmt. Wo das Volk aber wirklich eine nationale Haltung zeigt, wird seine Erhebung mit Wärme und sichtbarer Vorliebe dargestellt. So der Tirolerkrieg, der spanische Kampf und der preussische Frühling von 1813. Mit vielleicht zu günstigen Voraussetzungen werden die Widerstandsversuche Oesterreichs im Jahr 1805 und 1809 und ihr tragischer Ausgang aufgefaßt, während die Demüthigung Preußens mit einiger Genugthuung, man könnte fast sagen, mit einer gewissen Schadenfreude erzählt wird. Auch die Reformen der Stein'schen Verwaltung werden mit einiger Ungunst besprochen. Der Verfasser erkennt zwar den kräftigen Charakter und patriotischen Geist des Freiherrn vom Stein gebührend an, hat aber für seine Gesetzgebung nur Worte des Tadel's. Die Städteordnung habe keinen Erfah geben können für das alte Gemeinwesen wohlhabender und sittenreiner Städte, die Aufhebung des Zunftwesens aber den Rest des guten alten Bürgerthums zerstört.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. März.

Nro. 38.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Neuere Werke über die Geschichte der
Revolutionszeit.

(Schluß.)

Der Schluß der Kriegszeit, der Wiener Congress und Pariser Frieden ist wieder etwas flüchtig behandelt, aber das Unbefriedigende der neuen Ordnung der Dinge freimütig ausgesprochen. Bezeichnend für Menzels Ansichten über das Wesen des modernen Constitutionalismus ist das, was er über die südwestlichen Staaten Deutschlands sagt. Sie „blieben beständig von Frankreich bedroht, also auch immer unter einem gewissen moralischen Einfluß Frankreichs. Daraus erklärt sich der Eifer, mit dem überall in den vormaligen Rheinbundstaaten von Seiten der kleinen deutschen Regierungen das Kammerhsystem, welches Talleyrand und Fouché den Bourbons aufgedrungen hatten, nachgeahmt und von Seiten der Bevölkerungen auch ganz wieder im Sinne der französischen Opposition aufgefaßt wurde. — Die Fürsten hielten unter dem constitutionellen Aushängeschild das Schwert der Souveränität fest; die Kammern sind zu schwach geblieben und haben nur, um das neue Scheinrecht auf dem Papier zu erobern, das gute wahre althistorische Recht der Corporationen, der Gemeinden und der Kirche mit Füßen getreten.“ Einen Abschluß der revolutionären Bewegungen glaubt Menzel für die nächste Zukunft keineswegs hoffen zu dürfen, wie bisher Revolution und Reaction mit einander gewechselt haben, so werde auch auf die neueste Reaction wieder eine Revolution folgen. Der letzte

Halt gegen die Revolution werde aber die Kirche sein. Sie könne nicht revolutionär werden, es liege daher in der Natur der Dinge, daß sich früher oder später die Staatsregierungen und alle conservativen Schattierungen mit ihr vertragen und sich ihrem höheren Gesetz unterwerfen müssen, wenn noch irgend ein Schutz und Halt im allgemeinen revolutionären Brande für sie bleiben solle. Alle Zwischenzustände und Mittelparteien werden am Ende verschwinden, und es werde nur noch die Kirche der Revolution gegenüberstehen.

Klüpfel.

Shanghai Almanac for 1852 and 1853.

Almanacke und Kalender bilden seit Jahrhunderten einen Zweig der chinesischen Volksliteratur. Dieser Gattung einflußreicher Schriften haben sich jetzt die christlichen Sendboten bemächtigt, um mittels dieser volksthümlichen Literatur die östlichen Völker mit dem Evangelium und den westlichen Wissenschaften bekannt zu machen. Hr. Dr. Macgowan von der ärztlichen Mission der amerikanischen Methodisten ist Herausgeber dieses Almanachs, welcher in chinesischer Sprache die Ueberschrift führt: Po we tong schu, Allgemein faßliches Buch über allerlei Gegenstände. Im ersten Jahrgange wird unter andern die Lehre von der Electricität — von Macgowan mit einem neugemachten Worte, Lienki, Blitzmaterie benannt, — die Lehre vom Ma-

XXXVIII. 38

gnetismus und Galvanismus, sowie die Einrichtung elektromagnetischer Telegraphen besprochen. Zur Erläuterung sind eine Anzahl Abbildungen hinzugefügt. Der Doctor belehrt die Chinesen, wie man in wenigen Minuten eine Nachricht von Peking nach Canton bringen, welcher Maschinerie und Schriftzeichen man sich hiezu bedienen könne. Auch von dem unterseeischen Telegraphen, der England und Frankreich verbindet, ist hier die Rede sowie von dem Plane, einen Telegraphen von England nach Amerika zu ziehen. Ein anderer Sendbote Dr. Moncrieff schreibt über Arithmetik, um die Bewohner des Mittelreichs mit unserer Rechenkunst bekannt zu machen. Sie sollen einsehen, daß Rechnungen nach europäischer Weise viel leichter sind als die mittelst der bekannten chinesischen Rechenmaschine, welche im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen nach Rußland und Polen gebracht wurde.

Dr. Parker hat einen mit mehreren lithographischen Abbildungen versehenen Bericht über das Wirken der medicinischen Anstalt im Jahre 1850 der Oeffentlichkeit übergeben. Er soll in medicinischer Beziehung großes Interesse gewähren; man ersehe auch hieraus die Unwissenheit der Chinesen, namentlich bei allen chirurgischen Operationen. Dr. Parker, der seit 1851 alle Geschäfte eines Gesandten und Consuls, eines Richters, und Dolmetsch vereinigt, hat bloß 6000 Dollars Besoldung, während der erste englische Dolmetsch allein 800 Pfund bezieht. Man sieht die Amerikaner verstehen sich auf die wohlfeile Regierung, — was mit eine Ursache ist ihrer wundervollen Entwicklung. Uebersteigt doch die Besoldung des Statthalters von Hongkong, nahe an 10,000 fl. den Gehalt des Präsidenten der vereinigten Staaten. Der eine hat 6000 und der andere 25,000 Dollars.

Das Reich des Himmelssohnes heißt Tienbia, — Alle Lande unter dem Himmel. Nach seinem canonischen Rechte ist der Himmelssohn alleiniger Herr aller Lebendigen; die ihm widerstreben, leben außerhalb der Cultur, außerhalb der Glückseligkeit. Zur Bezeichnung dieser Barbaren werden nach den verschiedenen Himmelsgegenden eigene Worte gebraucht: Man, I, Ti, Hiong. Die englischen Behörden sind vollkommen in ihrem Rechte, schimpf-

liche Bezeichnungen dieser Art nicht zu dulden. Je mehr die Kraft mangelt, desto mehr sieht man auf Formen; der Macht geziemt es aber, dem feigen Hochmuth mit Gewalt entgegen zu treten. Wie sehr die Chinesen an der schimpflichen Bezeichnung der Fremden hängen, zeigt die doppelte Ausgabe der Vertrags mit den vereinigten Staaten. In der Ausgabe für die Fremden fehlt das beleidigende Wort, während es sich findet in dem Abdruck für die stolzen Söhne der Lang. Die über den Gebrauch des Wortes I gepflogene Unterhandlung, worüber im Almanach ebenfalls berichtet wird, ist sehr bezeichnend für die feige lügnerische Diplomatie des östlichen Asiens. Der englische Consul zu Canton findet das Wort in dem Erlaß eines Bezirksbeamten und erhebt Beschwerde. Herr Elmslie, lautet die Antwort, sei irthümlich berichtet, das Wort wäre unschuldiger Bedeutung und von jeher im Gebrauche zur Bezeichnung der Ausländer. Nun schreibt der Bevollmächtigte Großbritanniens Dr. Bowring ein und bringt in Erinnerung, wie China seit dem Frieden zu Nanjing sich verpflichtet habe, andere Völker ebenbürtig zu behandeln, und wie auf frühere Vorstellungen die Erlasse mit dem Worte I zurückgenommen wurden. Die Antwort des kaiserlichen Commissärs und Statthalters der beiden Kuang ist lächerlich lügenhaft, — würdig eines chinesischen Falschaff. „Der Statthalter schämt sich so ungelehrt und unwissend zu sein; habe er doch niemals Studien gemacht, noch den klassischen Schriften, den Geschichtschreibern und Wörterbüchern irgend eine anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet. Jetzt vernehme er zum erstenmale in seinem Leben, daß das Wort I etwas Schlimmes bedeute, und werde demgemäß den untergeordneten Beamten befehlen, es nicht mehr zu gebrauchen.“

Der zweite Jahrgang des Almanachs zerfällt in zwei Theile: ein Kalender mit meteorologischen Tabellen und eine Anzahl vermischter Aufsätze, dem Herald entnommen, welche theilweise ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Einführung der europäischen Astronomie in China mittelst der Jesuiten und die Lebensbeschreibung des Siu Kuangki, von Duhalde und Anderen Paulus Siu geheißen, stehen in innerem Zusammenhange.

Dieser berühmte Minister und Schriftsteller der letzteren Ming war ein Schüler des Matthäus Ricci, sein vorzüglichster Neophyt und Hort gegen die Anklagen und Verfolgungen des ausschließenden Chinesenthums. Seine Werke werden immer noch von Neuem aufgelegt. So ist von seiner Encyclopädie des Landbaues vor Kurzem zu Schanghai eine Ausgabe in 60 Bänden erschienen, mit einer Menge Abbildungen der behandelten Naturgegenstände.

Der Verfasser dieser Kalender-Abhandlungen schreibt vorzüglich nach einheimischen chinesischen Quellen, wodurch diese Arbeiten einen besondern Werth erhalten. Der Minister und Akademiker Juen juen, der größte und umfassendste Gelehrte Ost-Asiens während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — er war Oberstatthalter von Kuangtung und Kuangsi während meines Aufenthaltes im Mittelreiche — schrieb unter andern auch eine Geschichte der Astronomie, woraus hier nach manchen Richtungen lehrreiche Auszüge mitgetheilt werden. Juen ist sehr ungehalten über seine Landsleute, daß sie der Fremden als Lehrer bedürfen, noch mehr über jene christlichen Mandarine, welche den jesuitischen Sendboten das Wort redeten. „Sollen wir von dem überaus reinen Herrscherhause immer Nachtreter sein der Europäer in den astronomischen Wissenschaften? Wir bedürfen nur eines neuen Kuoscheking — ein berühmter Astronom im dreizehnten Jahrhundert — um alle Ansprüche des Westens auf Wissenschaft zu nichte zu machen. Vieles, was uns die Europäer lehrten, mögen sie ursprünglich von China erhalten haben; sagen sie doch selbst, daß die Algebra aus dem Osten stammt. Es sind glückliche Leute, diese spätgeborenen Europäer; sie können die Forschungen der früheren Geschlechter benutzen. Sie selbst hätten wohl keine Erfindungen gemacht; denn es sind Menschen sehr geringer geistiger Fähigkeiten.“ — Wie muß es bei den Massen aussehen, wenn wir solche hervorragende Männer, welchen alle aus europäischen Sprachen übersetzten Werke zu Gebote standen, der Art von nationalen Vorurtheilen geblendet finden! Die Bewegung der Erde und alle Wahrheiten, welche hiermit zusammenhangen, werden in modernen Büchern des Mittelreiches, deren jährlich eine große Menge zum Theil sehr kost-

bare erscheint, für europäische westliche „Abgeschmacktheiten“ erklärt, die keine ernstliche Besprechung verdienten.

Der evangelische Sendbote Bettelheim, ein Deutscher aus Ungarn, lebt seit mehreren Jahren mit seiner Familie zu Napakiang, Napaku bei den Japanern, einem Hasenplage unfern der Hauptstadt des Inselreiches Lieukieu oder Lutschu. Der Auszug seines Berichtes über die Schiffsmission auf dieser theils China, theils Japan zurechnenden Gruppe enthält mehrere Thatsachen zur Kenntniß dieser 36 Eilande und der menschenfeindlichen Politik der japanischen Gebieter. B. erzählt, wie ein Infasse, der sich zum Christenthum bekannte, durch allerlei Peinigungen der Lieukieu Behörden seinen Tod gefunden hat, und wünscht nun, daß England und Nordamerika mittels Waffengewalt dem Evangelium freien Zutritt erzwingen. „Sobald dies geschehen, sind diese Inseln eine zweite Sandwichsgruppe im westlichen stillen Ocean, wo China, Japan und die Christenheit zu gegenseitigem Vortheile in die mannigfachsten Berührungen kommen werden.“

Die acht Briefe über das Binnenland in der Umgegend von Sutschu, mehrere Auszüge aus dem Tagebuch des Dr. Macgowan und der Ausflug nach Nanking sind, abgesehen von ihrem bleibenden Werthe, in den Tagen, wo die Ming Heere sich in diesen Gegenden ausbreiten, zeitgemäße, schätzbare Mittheilungen. Jenkins, ein evangelischer Sendbote aus Amerika, beginnt diese Briefe mit den Vorkehrungen, wie der Fremdling als Chinese auftreten könne; Kopfschur und ein künstlicher Zopf bildeten damals noch die wichtigsten. Der Reisende findet allenthalben in diesen fruchtbaren Gegenden Kiangnan eine überraschend dichte Bevölkerung. Soll doch Sutschu mit seinen Vorstädten eine Einwohnerzahl von 1½ Million enthalten; Ortschaften von 20000 bis 40000 Seelen gelten für unbedeutend und sind in Menge vorhanden. Er beschreibt auch die tausenderlei Vorkehrungen, um diese Massen zu ernähren. Das Dungwesen erhält hier manche Bereicherung. Unter andern wird auch zu dem Endzweck der Schlamm der Flüsse und Kanäle mittels einfa-

her Vorkehrungen aus ihrem Bett emporgehoben und über Land und Acker ausgebreitet.

Keine andere Stadt, Peking allein ausgenommen, kann mit Nanking in Betreff der großen Gebäude, der herrlichen Paläste, der vielen steinernen, auf zahlreichen Bögen ruhenden Brücken, wie auch in Betreff des herrlichen gesunden Klimas, des Umfanges der Stadtmauern und der großen Bevölkerung, der Fruchtbarkeit des nahen Landes, in welcher Beziehung die Nord-Residenz weit hinter der südlichen zurücksteht, und der manigfachen Industrie ihrer Bewohner verglichen werden. Ebenso übertrifft die Bevölkerung durch ihre reine, der Schriftsprache sich nähernde Mundart, durch ihr gebildetes, freundliches Betragen alle anderen Bewohner des östlichen Landes. Dies wird so allgemein anerkannt, daß Waaren von Nanking sich im Mittelreiche desselben Rufes erfreuen, wie bei uns die englischen. Wenn die Kaufleute in Canton irgend einen Gegenstand anpreisen wollen, so sagen sie, er komme von Nanking, wie der Schreiber dieses selbst mehrmals erfahren hat. Die innere Stadtmauer beträgt fünf deutsche Meilen, und die äußere, welche über Berg und Thal zieht, aber nur da errichtet wurde, wo der Stadt bei einem feindlichen Anfälle besondere Gefahr drohen könnte, ist noch viel größer. Zwei Reiter, die früh am Morgen, so lauten wenigstens die übertriebenen Angaben der Chinesen, aus einem Thor in entgegengesetzter Richtung ritten, würden sich erst am Abend desselben Tages begegnen. Auch hier, wie sonst allenthalben in den größeren Städten, war ehemals, vor ihrer Einnahme durch die Taiping, die chinesische Stadt von der mandtschurischen durch besondere Wälle und Thore getrennt.

Das eigenthümlichste und bekannteste Monument der Stadt ist der sogenannte jetzt zum großen Theil zerstörte Porzellan-Thurm in dem Paonganße oder dem Tempel der Dankbarkeit. Die buddhistischen Tempel und Aschenbehälter, wo nämlich die Ueberbleibsel der verbrannten Leichname aufbewahrt werden, bestehen nach den mythischen Zahlen dieser Religionslehre theils aus sieben, theils aus neun oder dreizehn Stockwerken. Ein solcher Tempel von neun Stockwerken ist nun dieser vielbesprochene, zu den Weltwundern gezählte Thurm. Der Bau des Tem-

pels ward im Jahre 1413 während der Regierungsperiode Songlo begonnen und erst 1422 vollendet. Die Kosten beliefen sich auf die bedeutende Summe von 2,458,484 Unzen reinen Silbers oder nahe an 10 Millionen Gulden unseres Geldes. Der Tempel ist mit einem marmornen Geländer umgeben. Man steigt auf 10 bis 12 Stufen, die rings umher laufen, empor. Der Saal, welcher eigentlich den Tempel vorstellt, ist hundert Fuß tief, hat einen marmornen Grund von einem Fuß und ringsherum Sitze von zwei Fuß Höhe. Die Dächer sind mit grünen Ziegeln bedeckt. Das innere Holzwerk ist bemalt und mit Figuren geschmückt, die künstlich in einander verschlungen sind und von welchen die Chinesen mit der größten Bewunderung sprechen. Der Saal hat kein anderes Licht als das, welches durch die Thüren hineinfällt. Drei derselben sind auf der Morgenseite; durch sie geht man auch in den Thurm, der einen Theil des Tempels bildet. Dieser Thurm ist ein Achteck, 120 Fuß im Umfang, so daß jede Seite ohngefähr 16 Fuß beträgt. Er ist von außen mit einer Mauer von eben dieser Gestalt eingefast, ungfähr dritthalb Klafter davon abgehend; sie ist von mäßiger Höhe und mit lackierten Ziegeln bedeckt, die bis an den Thurm reichen und eine angenehme Gallerie bilden. Jedes der drei ersten Stockwerke ist mit einem eigenen drei Fuß breiten Kranze geziert, die mit Dächern von derselben Beschaffenheit, wie das der Mauer bedeckt sind, nur daß sie nicht so weit hervorreichen. Es ist der Thurm von außen mit verschiedenfarbigem Porzellan belegt. Die Zimmer sind mit allerlei Gemälden verziert; in den Zimmern der obersten Stockwerke befinden sich unzählige kleine Aushöhlungen mit buddhistischen Götterbildern versehen. Das Innere des Thurmes ist ganz vergoldet, mit Marmor oder anderen Steinen ausgelegt, und der Thurm selbst über 200 Fuß hoch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. März.

Nro. 39.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Shanghai Almanac for 1852 and 1853.

(Schluß.)

Ehemals gehörten auch die kaiserlichen Gräber, welche beim Einfalle der Mandchu zerstört wurden, zu den Herrlichkeiten der Stadt. Die aus der Mongolenherrschaft stammenden Instrumente des berühmten Observatoriums wurden während der Regierung Kanghi's nach Peking gebracht. Diese Instrumente, welche die Bewunderung der Missionäre erregten, sind aber nicht von Chinesen, sondern von muhamedanischen Astronomen und Künstlern des Westens gefertigt worden.

In der Umgebung der Stadt findet man in Fülle die gelbliche Gattung von Baumwolle, welche von Nanking ihren Namen führt. Die Staude ist keineswegs von denen der übrigen Baumwolle verschieden; die Baumwolle von Nanking erhält bloß ihre eigenthümliche Farbe von der besonderen Natur des Bodens. Nicht minder wichtig ist die Tong-Pflanze, welche deshalb so genannt wurde, weil sie von den Ärzten als auflösendes und abführendes Mittel gebraucht wird. Sie dient aber überdies zu vielen anderen Dingen. Man macht aus der leichten Rinde der Pflanze Kopfkissen und Schuhsohlen; dann wird das weiche sammtartige Mark der Pflanze in Streifen geschnitten, die man bei uns gemeinhin Reispapier nennt, auf welchen die herrlichen Darstellungen von Blumen und Früchten, von Pflanzen, Thieren und Menschen in einer Farbenpracht abgebildet sind, welche alle Bestrebungen unserer Künst-

ler, weil diese des trefflichen Stoffes entbehren, hinter sich lassen.

Diese Pflanze gedeiht am besten an den Abhängen der Gebirge in einem schattigen, der Sonne nicht ausgesetzten Erdreich; sie hat fette und dicke Blätter, welche denen der Palme Christi oder Kreuzblume gleichen. Der Stamm, welcher sich unefähr eine Elle hoch erheben mag, und unten faustdick ist, gleicht dem des Bambus und ist ebenfalls in mehrere Reihen und Glieder abgetheilt. Das Mark, nicht ganz so schwammig, wie das des Hollunders, befindet sich mitten im Stamme. Dieses Mark nun, welches schon von Natur blätterweise über einander geschichtet ist, wird zwischen zwei fein polierte Kupferplatten gepreßt und dann mit einem scharfen Messer in dünne Scheiben geschnitten.

Zum Malen hierauf bedient man sich bloß der Wasserfarben. Es wird aber jedes einzelne Stück der Figuren besonders gefertigt, die dann vermittels einer dick eingesottene Reispappe aneinander gesügt werden. Ist der Künstler zu Ende, so zieht er das Ganze sehr schnell durch aufgelöstes Wachs oder überstreicht es damit vermittels eines Pinsels. Dies verleiht den Farben den frischen und unachahmlichen Glanz. Man wählt zu diesen Geschäfte einen heiteren Tag; feuchte und trübe Witterung ist der Arbeit ungünstig. Bevor Kiangnan noch so stark bevölkert war, wuchs hier die Pflanze in großer Menge; sie ward in der Folgezeit durch die Cultur des Bodens verdrängt, und mußte dann von Neuem ausgesät und angepflanzt werden. In den Gebirgen der Kreise Ssetschuen und Hukuang findet man

sie heutigen Tages noch wild wachsend in großer Menge. Die Leute sammeln hier die Stengel und fenden sie in Ballen nach Nanking, wo man sich am besten auf die Bereitung dieses Markpapiers versteht. Die Einwohner kochen übrigens auch die Pflanze zu einer Art Latwerge, welche, zum Einmachen der Früchte verwendet, ihnen eine angenehme Süße verleiht.

Während der Monate April und Mai ist der Fischfang im Strome am ergiebigsten. Zu dieser Zeit wird auch eine besondere feine Fischart gefangen, von welcher ganze Ladungen, in Eis eingehüllt, das man zu diesem Endzweck wie in Europa in großen Eiskellern verwahrt, auf dem Canale nach Hof gesandt werden. Mehrere hierzu bestimmte Regierungs-Fahrzeuge, wegen des Reichswappens, welches sie führen, Drachenschiffe genannt, die den Weg von beinahe zweihundert deutschen Meilen in acht bis zehn Tagen zurücklegen, wurden von den Kriegern der neuen Tsiping Dynastie um Nanking vorgefunden und als gute Prise erklärt.

Der Schanghai Almanach wird hoffentlich fortgesetzt, und wir werden dann im Stande sein, auch die folgenden Jahrgänge in den G. A. zu besprechen und ihren wesentlichen Inhalt mitzutheilen.

K. Fr. Neumann.

ΣΥΓΓΡΑΜΜΑ ΤΡΙΚΟΥΠΗ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ. ΤΟΜΟΣ Α.
(Spyridion Trikupis' Geschichte des hellenischen Aufstandes. Erster Theil. London 1853.)

Zweiter Artikel.

Alexander Ypsilanti, dessen Auftreten in der Moldau und Walachei Herr Trikupis im dritten Capitel seines Werkes schildert, fand diese reichen Provinzen ohne türkische Besatzung, und die Fürsten nebst ihrem Anhang meist Glieder des geheimen Bundes bereit ihn aufzunehmen. Ein Walache voll

Muth und Eifer für seine Heimat, früher als Offizier im russischen Dienste, Theodor Vladimír, genannt Vladimireskos, selbst Mitglied der Hetärie, war ihm sogar im Aufstand zuvorgekommen, und nach dem plötzlichen Tode des Fürsten Alexander Souhos noch vor der Ankunft seines Nachfolgers mit nur 30 Mann in die kleine Walachei eingerückt. Er verkündete, er sei ein treuer Unterthan des Sultan, das Land solle nur von dem Druck des Phanarioten befreit und in den Genuß seiner alten Rechte wieder eingesetzt werden. So hatten ihm die Hetäristen gerathen, um die wahre Natur des Aufstandes hinter einer Bewegung zu verhüllen, die in jedem Falle geeignet war, die Aufmerksamkeit der Pforte vom eigentlichen Griechenland abzulenken und ihre Kriegsschaaren nach der Donau zu ziehen, wo man hinter den Walachen die Russen erwartete, deren Hülfe Vladimír auf eigene Hand verheißen hatte. Zwar sendete der neue Fürst Ekerlakos Kallimakis, so wie die Nachricht zu ihm nach Constantinopel gelangte, seine Stellvertreter (ἀνθυπουργός) nach Bucharest und diese schickten ungesäumt ein Corps von 600 Mann gegen den Blachen; doch die drei Anführer desselben, unter ihnen Johann Pharmakis aus Macedonien, der tapfere und patriotische Georgakis und der schlaue Sabbas, ein Blache, waren selbst in der Verschwörung und unterstützten im Geheimen ihren Bundesgenossen, der, während sie in Krajowa säumten, sich durch Werbung unter den Panduren*) und die ihnen zuströmenden Hetäristen verstärken und gegen jeden Angriff sichern konnte. Wie dieses geschehen, brach er unbehelligt in die große Walachei ein und erreichte Bucharest am 15 März 1821. Dorthin berief er eine Versammlung von Notabeln; diese sollten über das öffentliche Wohl berathen. Die Pforte werde 15,000 Bewaffnete unter seinen Befehl stellen und sei bereit, allen Beschwerden abzuhelpen. Bald nach ihm kamen

*) Panduren sind die Bauern der kleinen Walachei, von Kindesbeinen im Gebrauche der Waffen geübt, Freunde der Jagd, und mehr dem umherstreifenden Leben als der Arbeit zugethan. Aus ihnen werden die Polizeiwachen zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung geworben.

auch die oben genannten Waffenhäuptlinge in Bucharest an, bezogen in der Nähe der Stadt feste Stellungen und traten mit ihm in Unterhandlung.

Das war der Zustand der Walachei, während Alexander Ipsilanti mit zwei jüngern Brüdern, drei Begleitern und zwei Dienern am 22 Febr. in russischer Uniform über den Pruth gieng und von wenig bewaffneten Hetärissen empfangen, ungesäumt nach Jassy zog. Dort stellten andere Bewaffnete sich unter seinen Befehl, dazu eine große Zahl Freiwilliger, meist Jünglinge voll Enthusiasmus aus der Classe der Studierenden. Der Fürst der Moldau, Michael Souhos, war selbst in der Hetärie und hatte mit Ipsilanti über die Zeit des Ausbruches in Unterhandlung gestanden. Nicht i. J. 1825, wie man wollte, sondern erst 1827 sollte die Bewegung beginnen. Der schlaue Phanariot wollte die Zeit seiner gewinnreichen Herrschaft möglichst lang ausdehnen, und gerieth bei der Nachricht über den plötzlichen Einbruch in sein Land in nicht geringe Bestürzung; doch er wagte keinen Widerstand in der Ueberzeugung, daß Rußland das ganze Drama leite und nach der Ausfuhr der Ankömmlinge seine Schaaren unmittelbar hinter ihm einrücken würden. Seinem Beispiele folgten die Beamten, die Bojaren und die Häuptlinge des fürstlichen Militärs. Die Festungen der Provinz waren schwach oder gar nicht besetzt; aber statt sie durch rasche Angriffe zu nehmen, besetzte sich ein Capitain Ipsilantis auf eigne Hand mit dem Blute friedlicher Türken, die in Braila und Galatz Geschäfte trieben. Gleiches Loos traf während der Nacht nach des Fürsten Ankunft in Jassy die türkische Wache des Fürsten und die türkischen Kaufleute, welche man in Verwahrhaftigkeit genommen hatte, und Ipsilanti sand nicht einmal den Muth solche Thaten öffentlich zu mißbilligen, durch welche der Beginn eines Kampfes für „Freiheit und Geseßlichkeit“ besetzt wurde, ja, er pries in einem Tagesebefehl als glänzende That, was in Galatz geschehen war. Damit nicht zufrieden, ließ er einen Bankführer der Hetärie und seinen Sohn gefangen setzen, um ihn zur Auslieferung ihrer Cassen zu zwingen; und obgleich die Untersuchung der Bankbücher gezeigt hatte, daß dort keine

Capitalien der Hetärissen lagen, erhielten doch die Gefangenen ihre Freiheit erst wieder, nachdem sie 60,000 Piafter zum Gebrauche des Heeres bezahlt hatten. Diese Gewaltthätigkeit und dieser Raub, sagt Trikupis p. 54, versetzten die Reichen in Bestürzung und trugen wesentlich zu der Flucht bei, durch welche sich nach wenig Tagen zwei der mächtigsten Bojaren den Folgen dieses Verfahrens entzogen. Zugleich enthüllten sie die Geringsfügigkeit der Mittel des Fürsten und erregten sehr ernste Zweifel an der in Aussicht gestellten Mitwirkung von Rußland, daß, wenn es in das Unternehmen verwickelt war, ihn nicht mit leeren Händen zu demselben entlassen hätte. Seine übrigen Maßnahmen waren wo möglich noch schlechter berechnet. Er verkündigte unmittelbar nach seiner Ankunft in einem Lande, das von Herren und Knechten bewohnt wurde, die Gleichheit vor dem Geseß, wodurch die Herrn von ihm zurückgestoßen wurden, während die Knechte nicht einmal verstanden, was er ihnen bot, und sandte seiner Verkündigung am folgenden Tag eine zweite des Inhalts nach, daß er nur durch die Moldau seinen Weg nach Griechenland nähme, das ihn zum Kampfe gegen den Tyrannen rufe, und bald darauf eine dritte an die Hellenen, die er zu dem Kampfe für Glauben und Vaterland mit der Versicherung aufforderte, daß eine große Macht ihn beschütze.

Da aber in Folge davon das Einrücken türkischer Streitkräfte gefürchtet wurde, sandte der Hospodar und seine Bojaren an den Kaiser Alexander nach Laibach eine Adresse mit der Bitte, es zu verhindern. An eben diesen schrieb Ipsilanti, um zu melden, daß er den Kampf für die Freiheit von Hellas unternommen habe und die Gründe seines Entschlusses darzulegen. Zwar wurde diese auf Täuschung begründete, gleich zu Anfang durch unnütze Grausamkeit, durch Schwäche und Verkehrtheit verstärkte Bewegung durch den Enthusiasmus, namentlich der griechischen Bewohner der Provinzen und vor Allem der Jugend, so wie durch die noch wenig erschütterte Hoffnung auf russischen Beistand und den Eifer der Geistlichkeit noch mehr gehoben, und ein feierliches Te deum in der Hauptkirche, welchem Ipsilanti als Oberfeldherr mit allen ihm zugefallenen

Capitänen bewohnte, gab dem Metropolit von Jassy Gelegenheit, die Fahne der Befreier vor allem Volke zu segnen und dem Anführer ein geweihtes Schwert mit den Worten zu überreichen: „Umgürte deine Lenden mit dieser Waffe du, o Mächtiger durch deine Männlichkeit und Schönheit; gebrauche sie mit Kraft, schreite glücklich voran und sei König! (βασιλεύς)“ und ein Militärbefehl ernannte die Obersten, die Hauptleute, und bestimmte die Heeresverwaltung; aber Ipsilanti weilte, wo jeder Augenblick Verzögerung Gefahr brachte, noch 6 Tage in Jassy, rückte dann mit 800 Mann nach Bucharest aus und ließ auf dem Wege überall verkündigen, daß man für 10,000 Soldaten Quartier bereiten solle, während er in der Moldau die schlechteste Meinung über seine Unfähigkeit, über die Verwerflichkeit seiner Vertrauten und die Uebersahl des Volkes zurückließ, das sich ihm angeschlossen hatte. Der Zug gieng langsam mit längeren Standquartieren, unter allerlei kriegerischen Uebungen und Zugängen von Capitänen, und erst nach vier Wochen kam man nach Bucharest, wo Bladimirskoos mit seinen Leuten und die ihm noch entgegenstehenden Capitäne gelagert waren und die wlachische Bewegung mit der griechischen zusammenschloß. Zwar kam es äußerlich zu einer Vereinbarung zwischen den Parteien, zwischen Sabbas und Georgakis, aber nur dieser war der hellenischen Sache treu ergeben und stand dem Fürsten unerschütterlich zur Seite; die andern heuchelten anfangs und verließen ihn bald. Das Volk aber war eher enttäuscht und verabscheute das Unternehmen, welches für eine ihm fremde Sache den Ruin der Provinzen in Aussicht stellte, sobald eine feindliche Macht dem zusammengelaufenen Schwarm entgegentrat, in welchem nur eine geringere Zahl, vorzüglich die des Georgakis und die jüngeren Leute der gebildeten Stände zum Theil verläßig waren. „Das,“ schließt der Verfasser diesen Abschnitt, „war der Zustand der Dinge in der Moldau und Walachei vor dem Anfange des April und wir wenden zunächst unsere Blicke auf die Lage der Dinge in Hellas selbst.“

Im folgenden vierten Abschnitt wird nun zunächst die Erhebung des Peloponneses beschrieben.

Das Land stellt sich in seiner Abgeschlossenheit und Größe und durch seine zahlreiche und thätige Bevölkerung als das Bollwerk, oder, wie Strabo es nennt, als die Akropole von Hellas dar, und wurde darum gleich anfangs der Mittelpunct der nationalen Bewegungen, welche von da sich über die vorliegenden Lande und die Inseln verbreiteten. Der Druck der türkischen Regierung wurde durch den Einfluß der Primaten gemildert, welche sich jährlich zweimal in der Hauptstadt Tripolizza zur Berathung vereinigten und ihre Abgeordneten in Constantinopel hatten, welche über die Verwaltung des Peloponneses eine oft heilsame Controle ausübten. Das Innere der Türkenherrschaft und die wilde Barbarei der Paschas blieb jedoch unverändert und der letzte, der im Peloponnes einzog, Churid Pascha, erschoss mit eigener Hand den Wagenführer, dessen Galecke auf dem Wege nach Tripolizza in den Défiléen nicht vorwärts zu bringen war, und als im nächsten Quartier bei einer Moschee die Eseltreiber der Eparchie während der Nacht flüchtig geworden waren, gab er Befehl, den Ortsvorsteher, einen geachteten Primaten, zu enthaupten. In Tripolizza angekommen, ließ er von Hausmeister seines Hôtels, der nicht gleich bei der Hand war ihm die inneren Gemächer zu zeigen, die vorderen Zähne ausreißen und entließ die zur Huldigung eintretende Versammlung mit den wahnsinnigen Worten: „Gott mag den Gerechten vor meinem Schwerte schützen.“ Der Süden, das Land der alten Lakonen, hatte seine Gebirge frei bewahrt, und die Familie Mauromichalis stand mit der Würde der „Bey“ (Fürsten) bekleidet an der Spitze.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. April.

Nro. 40.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

ΣΥΓΓΡΑΜΜΑ ΤΡΙΚΟΥΠΗ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ.

(Schluß.)

Hier bildete sich der eine Herd des Aufstandes, der andere in Achaia besonders in Patras, das sich zu einem blühenden Emporium erhoben hatte, mit den jonischen Inseln, Triest und Illyrien in vielem Verkehr stand, und von dem Siege der türk. Hauptbehörden fern ablag. Selbst die hier wohnenden Türken waren milderer Gesinnung. Noch ehe die Hetärie dort bekannt wurde, war der Erzbischof Germanos, Andreas Païmis, der Vorsteher (προεστώς) von Karytäne und Andreas Londos, der von Bossizza in enger Verbindung, welcher sie ihr ganzes Leben hindurch unter dem Wechsel aller politischen Katastrophen treu blieben. Ost standen sie unter sich und mit ihren Freunden in Beratung über die Interessen des Landes, das, je mehr es an Wohlstand und Bildung gewann, desto tiefer den Druck der zwar ermäßigten, aber immer noch geschlossenen und barbarischen Herrschaft empfand.

Wie die Maina das kriegerische, wurde Patras das politische Centrum des Aufstandes. Die Hetärie war schon im J. 1819 über den Peloponnes verbreitet und Petros Mauromichalis hatte seinen Freund Kyriakos Kamarinos aus Odessa, der ihn in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht hatte, nach Petersburg mit Schreiben an den Grafen Capodistria und Kaiser Alexander geschickt, in denen er sich für das große Werk ihnen zur Verfügung

stellte und für die Ausführung Mittel und Hilfe begehrte. Dort erfuhr er zu seinem Schrecken, daß der Kaiser wie seine Minister die Hetärie und ihre Zwecke mit Entschiedenheit als übereilt und verderblich mißbilligte; doch war er nicht im Stande, die Enttäuschung nach dem Peloponnes zu bringen. Die Hetärie ließ ihn auf dem Heimweg ermorden und seine Papiere vernichten. Die Bewegung nahm nun ihren Lauf; sie blieb weder dem Divan noch den Behörden verborgen, doch leitete man die Aufregung von Ali Pascha von Janina her, der damals zu den Waffen gegen den Sultan gegriffen hatte und war überzeugt, mit seiner Besiegung würde sie von selbst aufhören; darum, als der furchtbare Chursid Pascha aus dem Peloponnes nach Epirus geschickt wurde, ließ er seine Familie und seine Schätze in Tripolizza. Eine Schaar von 1000 Bewaffneten, die er später zur Verstärkung der Besatzung von seinem Heere dahin beorderte, schien ihm hinreichend, den friedfertigen und unterwürfigen Peloponnes in Ruhe zu halten. Indes rüsteten die Mainoten im Geheimen; die alten Capitaine, Häuptlinge von Familien, welche den Türken nie gebient hatten und als Klephten bezeichnet wurden, die Kumanioten, die Pegimezas, die Mpagutas verließen die Gebirge und erschienen in Waffen, und bald erfuhr man, daß der mehr noch als diese gefürchtete Theodor Kolokotronis, den die Türken ausgetrieben hatten, aus Bante nach der Maina gekommen war und von Petros Mauromichalis verborgen gehalten wurde.

Man erfuhr, den 25 März alten Styls werde die Maina unter den Waffen sein und den Capitainen der
XXXVIII. 40

inneren Eparchieen die Hand reichen. In Folge dieser und anderer Anzeigen des drohenden Ausbruches luden die Türken die Primaten und die Bischöfe des Peloponneses nach Tripolika unter dem Vorwande die Landesangelegenheiten zu berathen, in der That um sie als Geiseln für die Ruhe der Eparchieen festzuhalten. Diese Notabeln, sämmtlich Glieder der Hetärie, waren nicht unvorbereitet. Schon im Frühjahr 1820 waren sie zur besonderen Berathung in Tripolika vereinigt gewesen, hatten ihre inneren Zwiste beigelegt, sich zu gemeinsamen Vorkehrungen verbunden und einen Mann ihres Vertrauens, den Johann Paparigopulos nach Petersburg geschickt, der dort die oberste Regierung der Hetärie erforschen und ihre Weisungen einholen sollte, und als darauf ein Abgesandter von Alex. Ypsilanti, Gregorios Dikäs, gegen Ende des Jahres nach dem Peloponnes kam, der den Fürsten als das „Haupt der hohen Regierung (της υψηλής αρχής)“ verkündigte, sich aber als ein eben so kecker als thörichter Bursche von schlechtem Wandel bald um alles Vertrauen brachte, war ein Theil von ihnen zu Bonika wieder in Berathung getreten, um die abenteuerlichen Forderungen der „hohen Regierung“ und ihres alter ego abzulehnen und sich über das zu verständigen, was bis zum Eintritt der verkündigten Katastrophe zu thun sei; aber auch mit den Primaten von Hydra, Spezia und Psara in Verbindung zu treten. Nach diesen Vorgängen begriffen die Notabeln wohl, was ihre Einberufung nach Tripolika zu bedeuten habe, doch achteten sie unmöglich, durch offenen Widerstand der Gewaltthätigkeit der Türken zu entgehen, und hofften ihren Verdacht durch ihr Erscheinen selbst zu beschwichtigen.

Auch an Petros Mauromichalis, den Fürsten der Maina, gegen den der Verdacht am stärksten war, erging die Einladung, in Tripolika zu erscheinen. Er selbst, als das Haupt der ganzen Bewegung, konnte sich dieser Gefahr nicht unterziehen, aber er faßte den heroischen Entschluß, seinen sechzehnjährigen Sohn Anastasios, einen der schönsten Söhne seines Volkes, dahin zu schicken. „Ich weiß, rief er aus, man wird ihn als Geisel behalten; kommt er um, so ist er weder der erste noch wird er der letzte

unseres Geschlechtes sein, der sich dem Vaterlande opfert.“ Anastasios entgieng dem Tode, weil man ihn als Pfand der Auslieferung betrachtete, und wurde später bei der Erstürmung von Tripolika unter den Frauen des Harem gefunden, unter denen man ihn verborgen hatte. Seine Ankunft bestärkte die Türken in ihrem Vertrauen, das noch vermehrt wurde, als kurz darauf die Erzbischöfe und die Primaten, einer nach dem andern einzogen. Nur Germanos, der Erzbischof von Patras, und die Primaten von Kalabryta, Bostizza und Patras blieben aus. Auch der von Gastuni, Georgios Sissinis, erschien nicht; schon unterwegs war er auf den Rath der Freunde umgekehrt.

Am größten war die Aufregung in Patras, doch gelang es dem Andreas Lodos, welchen der Erzbischof aus Bostizza zu Hülfe gerufen hatte, die Versammlung der Agas zu beschwichtigen. Zu ihrer weiteren Beruhigung brachen bald darauf auch die Primaten von Achaia, den Erzbischof an ihrer Spitze, nach Tripolika auf; doch hielten sie nach genauer Erkundigung in Kalabryta bei Zaïmis an, sendeten den türkischen Behörden von dort aus in erdichteten Briefen die Nachricht, daß man in Tripolika auf ihren Untergang bedacht sei und verweigerten die Weiterreise. Die darauf eingeleiteten Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, sie zerstreuten sich in ihre Sitze und fiengen an Bewaffnete zu sammeln, um beim Eintreffen weiterer Weisungen von Außen zum Kampfe gerüstet zu sein.

Der fünfte Abschnitt des Werkes schildert den Ausbruch des Kampfes, dessen Signal von einem alten verschlossenen und an türkisches Wesen gewöhnten Primaten von Kalabryta, Asimakis Zaïmis, dadurch gegeben wurde, daß er durch zwei Räuber in seinem Dienste einem Bey aus Pala, welcher den Tribut seines Bezirkes nach Tripolika führte, auf dem Wege einen Hinterhalt legen ließ. Der Bey entgieng zwar ihren Flintenschüssen, aber er brachte Bestürzung nach der Hauptstadt und diese steigerte sich dadurch, daß auch an andern Orten die Räuber in Bewegung kamen und die türkischen Obrigkeiten in ihren Ortscastellen überfielen und tödteten. Der Bey von Kalabryta war der erste, der

sich mit den Seinigen in zwei feste Thürme einschloß, worauf der Capitän Sotiris Charolampis mit einer bewaffneten Schaar in die Stadt drang und ihn belagerte. Auf die Kunde von diesem Ereigniß verließen alle Türken Bostizza mit ihren Familien und schiffen sich unbehelliget nach Galaxidi ein, und die von Patras schlossen sich mit den Ihrigen in die Festung, von welcher die Stadt beherrscht wird. Dieses geschah am 21 März, und desselben Tages kamen ihnen 100 Bewaffnete von Rhion zu Hülfe. Diese wilde Schaar verbreitete sich in der Stadt, berauschte sich in einer Schenke, steckte diese dann in Brand, tödtete den Wirth und griff das Haus des Papadiamantopoulos an; hier fanden sie Widerstand, und die auf der Burg durch den Lärm, das Schießen und den Brand der Häuser aufgeregten fiengen an, die Stadt zu beschießen. Bald war Brand und Kampf durch alle Straßen verbreitet, ein Theil der Bevölkerung, mit ihnen die Consuln von Rußland und Schweden, flüchteten sich mit den Ihrigen auf die Schiffe. Während der Nacht vertheilte Panagiotis Karazas, bis dahin einfacher Handwerker, der mit einer bewaffneten Schaar aus der Umgegend der Stadt zu Hülfe gekommen war, die Seinigen in den Straßen, ließ alle Orte zur Wache rufen und hinderte dadurch die türkische Besatzung, während der Dunkelheit sich zu Mord und Brand über die Stadt zu verbreiten. Am folgenden Morgen waren sämtliche Türken in die Burg zurückgezogen und fuhren fort die Stadt zu beschießen, in welche während des ganzen Tages die Primaten mit bewaffneten Schaaren ihren Einzug hielten. Mit Begeisterung wurden sie empfangen und bezogen ein Lager südlich bei der Kirche des hl. Gregorios. Ueber diese erhob am 25 März alt. St. der Erzbischof das Kreuz und empfing unter ihm den Eid aller Versammelten zum Kampfe für den Glauben und das Vaterland. Seitdem wird dieser Tag als der Anfang der hellenischen Epanastasis gefeiert. Indes kam den in der Burg eingeschlossenen über Missolonghi und Rhion unerwartete Hülfe. Es waren Leute des Jussuf Pascha von Cuböa, die auf dem Zuge nach Janina die Kunde von ihrer Bedrängniß erhalten hatten und umgekehrt waren, die Belagerten zu befreien. Es gelang dem Pascha ohne vielen Kampf

in die Burg zu kommen. Von da aus drang er mit Feuer und Schwert gegen die Stadt vor, die des Krieges noch ungewohnten Schaaren der Aufständigen zerstreuten sich und das reiche Emporium ward ein Opfer des Raubes, des Mordes, der Plünderung und des Brandes.

Der Untergang von Patras brachte den ganzen Peloponnes unter die Waffen. Am 23 Mai war Petros Mauromichalis über die Gränze gegangen und besetzte Kalamata ohne Widerstand, entließ die Türken unter Gewähr ihres Lebens und ihrer Ehre, und zum allgemeinen Führer erwählt, berief er eine Gerusia von fünfundzwanzig Primaten aus den nächsten Eparchieen, an deren Spitze er die oberste Leitung der Geschäfte übernahm. Eine Proclamation verkündigte die Wiederherstellung der hellenischen Nation, die Waffenhäuptlinge zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten, um die türkischen Behörden zu vertreiben und die neue Macht einzusetzen. Die Feinde, überzeugt, daß eine mächtige unsichtbare Hand die Bewegung leite, überließen den Aufständischen die offenen Orte und schlossen sich in die Burgen. Selbst die wildesten und tapfersten unter ihnen, die Bewohner der Dtschaften um Barduni (*Μπαρδουνιώτια*), die als Aufrührer und Räuber oft ihren eigenen Glaubensgenossen furchtbar waren, verließen in eiliger Flucht ihre besetzten Wohnungen, um den Franken zu entfliehen, deren Ankunft man ihnen gemeldet hatte. Sie wollten Tripolizza erreichen, ehe der Weg dahin versperrt würde. Dahin oder nach Patras flohen auch aus den inneren Eparchieen die türkischen Besatzungen und Familien, die dem Isthmus nahe Wohnenden schlossen sich in Akrokorinth, die von Argos in Nauplia ein und wurden bald von den kriegsgeübten Schaaren der Nachbarn und andern Aufständischen belagert.

Indes waren überall die Primaten und Waffenhäuptlinge zu ihrer Verfolgung aufgebrochen und am Alpheos (Rufia) zwischen Leontari und Karytäne kam es zum ersten geordneten Treffen zwischen den Dämanen und den Christen, die mit Kolo-kotronis und seinem Corps Mainoten den Abzug der Pharaniten angriffen, welche mit aller Habe unter

dem Schutze bewaffneter Schaaren nach Tripolizza auswanderten. Der Kampf währte den ganzen Tag und wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Am folgenden Tag begann er von Neuem beim Uebergang über den Fluß. Viele Türken fanden an dem Ufer, noch mehr in den Wellen ihren Untergang, vorzüglich Frauen und Kinder, die man über die steilen Ufer hinab voraus getrieben hatte. Die Uebrigen zogen sich in die Burg des nahen Gastuni und wurden dort eingeschlossen. Während des Kampfes und gleich nach ihm war eine große Zahl von Häuptlingen zu Hülfe geeilt. Die beiden Plaputas, Elias Mauromichalis, Kanellos Delianis und Andere. Am 29 April waren 6000 Mann Bewaffnete vor Karvtäne unter Führung des Theodor Kolokotronis vereinigt. Während in solcher Weise die türkische Bevölkerung von panischem Schrecken ergriffen ihren Herd und den größten Theil ihrer Habe verließ, um in den Festungen Schutz zu suchen, wagten nur die Türken von Vala, ein stolzes albanesisches Geschlecht, ihre Sitze zu behaupten; voll Muth und Hoffnung plünderten sie die Gegend umher, um am Ende, doch erst nach drei Monaten der Flucht aus dem Lande sich anzuschließen und den Weg über Patras nach Missolonghi zu suchen. Im Uebrigen hatten drei Wochen hingereicht, die Macht der Türken im Peloponnes zu brechen und die Fahnen des Kreuzes auf allen Gebirgen desselben aufzupflanzen.

So weit der Verfasser über die Erhebung des Peloponneses, welche die Erhebung der ganzen hellenischen Bevölkerung auf dem Festland und den Inseln nach sich zog. Wir konnten nur eine Skizze der Darstellung geben, deren Einzelheiten meist neu sind und uns das Innere einer Begebenheit, die kaum ein Menschenalter hinter uns liegt, in ihm aber die Ursachen und den Beginn einer Erschütterung enthüllen, welche mit der Türkei ganz Europa in Bewegung gebracht, das neugriechische Reich unter der Dynastie Wittelsbach begründet, dann gehemmt und eben jetzt in eine neue Phase getreten ist, welche in die welthistorischen Ereignisse unserer Tage rasch eingreifen, diesen zum Heile der unterdrückten Christenheit jener Länder eine neue

Hoffnung der Erlösung vorzubereiten unternommen hat. Die folgenden Abschnitte dieses wichtigen Geschichtswerkes führen uns zunächst auf die tragischen Ereignisse von Constantinopel, und es wird durch die Wichtigkeit ihrer noch jetzt fortdauernden Wirkungen gerechtfertigt erscheinen, wenn wir auf den weiteren Inhalt der Erzählung in einem spätern Artikel zurückkommen.

Fr. Thiersch.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
K. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- P. H. Maillé, Nouvelle théorie des hydrométeores. Par. 1853.
- G. Osann, Erfahrungen in dem Gebiete des Galvanismus. Erlangen 1852.
- E. Plantamour, Résumé des observations thermométriques et barométriques faites à l'observatoire de Genève et au Grand St. Bernard pendant les dix-armées 1841 à 1850. Genève 1851.
- Dr. B. Th. Rieß, Die Lehre von der Reibungselektricität. Berlin 1853. 2 Bde.
- Dr. W. Schrader, Foucault's Pendelversuch als Beweis für die Aendrerung der Erde. Halle 1853.
- J. A. Suppan, Die Hypsometrie. Innsbruck 1834.
- Dr. W. J. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder. Bief. 1. Berlin 1853.
- Th. L. W. Bischoff, Der Harnstoff als Maas des Stoffwechsels. Gießen 1853.
- Rob. Galloway, Vorschule der qualitativen chemischen Analyse; deutsch mit Zusätzen von Dr. Th. Gerding. Leipzig 1853.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. April.

Nro. 41.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am
14 Januar 1854.

1) Herr Mac. Melloni in Neapel hat unterm
12 Dez. v. J. angezeigt, daß er seine Ab-
handlungen über den Magnetismus der Fels-
arten durch Vermittlung der k. b. Gesandts-
chaft an die k. Akademie der Wissenschaften
abgesandt habe. Er giebt zugleich eine Ueber-
sicht der Resultate seiner Arbeit, welche hier
in deutscher Uebersetzung angeschlossen wird.

Die Eaven und fast alle Felsarten, welche
durch Anziehung auf einen oder den andern magne-
tischen Pol wirken, sind magnetisirt und besitzen
demgemäß Punkte, welche mit Süd- und Nordmag-
netismus versehen sind.

Dieser magnetische Zustand ist bisher übersehen
worden, weil die repulsive Thätigkeit, wodurch er
sich von der einfachen magnetischen Affection unter-
scheidet, im Allgemeinen sehr schwach ist, und man
in einer sehr geringen Entfernung der Magnetnadel
oder des Magnetstabes geriren muß, was in den
nächsten Theilen des Minerals attractive Kräfte von
reactiver Natur entwickelt, welche von stärkerer In-
tensität sind, als die repulsiven Actionen des Ge-
steins.

Um das schwache Magnetisirtsein der Mineral-
substanzen zur Evidenz zu bringen, muß man ein
Magnetoscop zu Hülfe nehmen, d. h. ein astatisches

System, dessen beide Elemente länger und weiter
von einander entfernt sind, als jene eines sehr em-
pfindlichen Galvanometers, und also gestatten, das
Mineral in geeigneter Entfernung von der obern
Nadel zu halten, damit aber die Entwicklung der
Attraction aus Reaction zu vermeiden.

Mehrere Felsarten, die in ihrem natürlichen
Zustande keine anscheinende Action weder auf das
Magnetoscop noch auf die einfache Declinationsnadel
haben, ziehen die beiden Extremitäten eines Mag-
netstabes von beträchtlichen Dimensionen, der in sei-
nem Schwerpunkte aufgehängt ist, an, und erlangen
gleichzeitig eine permanente, durch das Magnetoscop
nachweisbare magnetische Kraft.

Es geht aus dieser Thatsache und aus den
mehr oder weniger intensiven Actionen, welche jede
Mineralspecies auf Magnetstäben von verschiedenen
Dimensionen ausübt, hervor, daß die Coercitivkraft
sich verändert, wenn sie von einer in die andere
magnetische Felsart übergeht.

Dieselben Erfahrungen und der mehr oder min-
der ausgesprochene magnetische Zustand fast aller ei-
senhaltigen Terrains leiten auf den Schluß, daß
diejenige Methode erschöpft (épuisée) ist, welche man
in der letzten Zeit angewendet, indem man die ge-
pulverten Gesteine der Anziehung eines energischen
Magnets aussetzte, um, mit Berücksichtigung der
Quantitätsverhältnisse der angezogenen Massen auf
die magnetischen Kräfte der Gesteine und in Folge
davon auf die Störungen zu schließen, welche sie
in ihrem ganzen (unversehrten) Zustand auf diejenigen
Instrumente äußern, die zur Erforschung des Erd-
magnetismus bestimmt sind.

Bei gleichen Intensitäten ist die Wirkung der Störung, welche von der magnetischen Reaction der Gesteine ausgeht, um vieles geringer als die ihrer magnetischen Kraft. Sie verbreitet sich nicht unbegrenzt in dem Raum, wie die directen Kräfte der Anziehung und Abstoßung, und sie erlischt vollständig in einer gewissen Entfernung, welche von der magnetischen Kraft der angewendeten Instrumente abhängt.

Der Stahl und die eisenhaltigen Gesteine können magnetisirt sein, so daß sie mit derselben Extremität die Erscheinung der Abstoßung und der Anziehung an den homologen Polen zweier Magnete von verschiedenem Volum hervorbringen.

Diese Erfahrungen, welche sich unbegrenzt darstellen, wenn man die Körper in angemessener Entfernung hält, scheinen zu der Folgerung zu führen, daß die Coercitivkraft der magnetisirbaren Substanzen keine einfache ist, wie man bisher angenommen, sondern daß sie zusammengesetzt ist von zwei verschiedenen Elementen einer magnetisch resistirenden und einer magnetisch persistirenden Action.

2) Hr. Akademiker Dr. Vogel jun. las:

Ueber den chemischen Vorgang des Keimens.

„Die beim Keimen eintretenden Erscheinungen lassen sich im Allgemeinen auf eine Ausscheidung

	C	H	O	N	
Vor dem Keimen enthielten	2,405	1,222	0,144	0,866	0,173
Nach dem Keimen enthielten	2,241	1,154	0,141	0,767	0,179

Der ganze Verlust bei dem Keimen betrug 0,164 Grmm., während der Verlust für den Kohlenstoff allein 0,068 ausmachte. Die Analyse zeigt, daß in diesem besonderem Falle der Ueberschuß des übrigen Verlustes nicht ganz dem Wasser zuzuschreiben ist, weil er sich zum Theil als Kohlenoxyd berechnen läßt, denn es erfordern 0,068 Kohlenstoff 0,089 Sauerstoff, welche 0,157 Kohlenoxyd bilden. Wäre der Versuch mit dem Klee-

von Kohlensäure und Wasser zurückführen. Längere Zeit hindurch erschien diese Ansicht als völlig genügend, welche auch in so weit ganz richtig ist, da bei jeder Keimung leicht nachweisbar als nie fehlendes Product Kohlensäure auftritt. Erst in der neueren Zeit sind Zweifel über diese nur aus den Endresultaten gewonnene Erklärung der Vorgänge beim Keimen angeregt worden und es sind allerdings Gründe vorhanden, welche zu der Annahme führen, daß die ganze Stoffumwandlung nicht so einfach vor sich gehe, als sie nach den bisherigen Versuchen erscheinen mußte. Offenbar ist die Keimung einem langsamen Verbrennungsproceß vergleichbar; der Kohlenstoff des Saamens verbindet sich mit dem Sauerstoff der Atmosphäre zu Kohlensäure. Bei einer jeden langsamen Verbrennung des Kohlenstoffs bilden sich aber bekanntlich Zwischenverbindungen, besonders Kohlenoxydgas. Man dürfte daher schon a priori der Analogie nach vermuthen, daß unter Umständen auch bei der Keimung neben der Kohlensäure andere unvollkommene Verbindungen des Kohlenstoffs mit Sauerstoff auftreten.

Bouffingault *) war der erste, welcher die Gegenwart des Kohlenoxydgases beim Keimen auf analytischem Wege darzuthun suchte. Kleesaamen wurde bei 110° C. getrocknet, befeuchtet; nach dem Keimen, wenn die Wurzeln eine Länge von $\frac{1}{2}$ bis 1 Centim. erreicht hatten, wieder getrocknet und analysirt.

*) Landwirthschaft Bd. I. 26.

saamen während der ersten Periode des Keimens in einem verschlossenen Gefäße vorgenommen worden, so würde sich das Volumen der Luft vermehrt haben, indem 1 Volumen Kohlenoxyd + $\frac{1}{2}$ Volumen Sauerstoff = 1 Volumen Kohlensäure ist. So ist denn klar, daß sich das Volumen der ganzen Luftmasse um die Hälfte des aus dem Korne entwickelten Volumens des Kohlenoxyds vermehrt hat. Natürlich wäre diese Volumvergrößerung, die im

vorliegenden Fall ungefähr 64 Cub. Centim. betrug, im verschlossenen Gefäße unbemerkt geblieben; denn man hätte mehrere Liter atmosphärische Luft nehmen müssen, um für die 2,4 Grmm. Saamen ein zum Keimen günstiges Verhältniß herbeizuführen, und dann wäre wohl die Zunahme des Volumens ein

	C	H	O	N
2,439 vor dem Keimen:	1,137	+ 0,141	+ 1,077	+ 0,084
2,365 nach dem Keimen:	1,111	+ 0,140	+ 1,026	+ 0,088

Auch hier zeigt sich aus der Berechnung, daß der dem Saamen durch den Keimungsproceß entzogene Kohlenstoff nicht seiner ganzen Quantität nach in Kohlensäure übergegangen ist, sondern daß sich neben der Kohlensäure noch eine andere Drydationsstufe des Kohlenstoffs gebildet haben müsse.

In den Boussingault'schen Versuchen ist, wie man sieht, das Auftreten des Kohlenoxyds während der Keimung nicht direct nachgewiesen, sondern nur durch Rechnung gefunden. Diese Lücke auszufüllen und auf unzweifelhafte Art die Gegenwart des Kohlenoxyds oder anderer Kohlenstoffverbindungen als Producte des Keimprocesses durch den Versuch nachzuweisen, sind die folgenden Versuche angestellt worden. Sie bezwecken, wie bemerkt, zunächst nur den directen Nachweis, daß sich bei der Keimung außer der Kohlensäure noch eine andere gasförmige Verbindung des Kohlenstoffs erzeuge, ohne vorläufig die Natur dieser Verbindung näher zu bestimmen. Die Auffindung dieses neben der Kohlensäure entstehenden Productes beruht auf der Thatsache, daß sowohl das Kohlenoxyd als auch die Kohlenwasserstoffe, wenn sie mit Sauerstoff geglüht werden, in Kohlensäure übergehen.

Um eine gehörige Menge einer durch die Keimung veränderten Luft zu erhalten, wurden verschiedene Saamen, Gersten, Weizen ic. unter einer 3 Liter Luft haltenden Glasglocke zum Keimen gebracht. Nach 2 Tagen, nachdem die Keimung bereits begonnen, wurde die Luft aus der Glocke in einer geräumigen Flasche durch Schütteln mit Kalilauge von Kohlensäure möglichst befreit, die Saamen aber, welche nicht gekeimt hatten, entfernt, durch frische ersetzt und mit erneuter atmosphärischer Luft in Berührung gesetzt. Nach vollendeter Kei-

zung brachte ich die auf die angegebene Weise erhaltene und von Kohlensäure befreite Luft in einen Gasometer und verwendete sie auf folgende Weise zum Versuch. Die Luft durchströmte vom Gasometer aus zuerst einen hohen Cylinder mit Kalilauge und von da einen ebenfalls mit Kalilauge gefüllten Kugelapparat, um sie von der letzten Spur Kohlensäure zu befreien. Etwa mit übergerissene Kohlensäurehaltige Kalilauge wurde in einem röhrenförmigen Chlorcalciumrohre absorbiert, von welchem aus das Gas in vollkommen klarem Barytwasser geleitet wurde zur sichern Ueberzeugung, daß die Kohlensäure bis auf die letzte Spur vollständig absorbiert war. Auf diesem Punkte angekommen besteht nun die Luft aus Sauerstoff, Stickstoff und der fraglichen Kohlenstoffverbindung, welche letztere beim Erhitzen mit dem vorhandenen Sauerstoff Kohlensäure liefern muß. Um die Verbrennung möglichst vollständig zu erzielen, gieng das Gas direct aus dem klar bleibenden Barytwasser durch ein enges mit gewundenem Platindraht gefülltes Verbrennungsrohr, welches mit Weingeistlampen bis zum Rothglühen erhitzt war. Das geglühte Gasgemenge wurde sofort in Barytwasser geleitet; es ist klar, daß bei der geringsten Spur etwa durch den Verbrennungsproceß gebildeter Kohlensäure das Barytwasser eine Trübung zeigen mußte.

Man muß sich vorher durch Versuche von der völligen Abwesenheit organischer Verunreinigungen in dem Verbrennungsrohre überzeugt haben. Gewöhnliche Luft in solcher Weise behandelt zeigte niemals eine Trübung des Barytwassers, während unbedeutende Spuren absichtlich derselben zugesetzten Kohlenoxydgases deutlich entdeckt werden konnten. Die größte Schwierigkeit ist es hiebei, die Luft vollkommen von ihrem Kohlensäuregehalt zu befreien, weß-

halb es durchaus nothwendig ist, daß das Gemeng vor dem Blühen durch Barytwasser hindurchstreicht, um durch dessen Klarbleiben der völligen Abwesenheit der Kohlensäure gewiß zu werden.

In der angegebenen Art ist wiederholt die Luft, worin verschiedene Saamen den Keimungsproceß durchlaufen hatten, untersucht und stets eine stärkere oder geringere Trübung des Barytwassers wahrgenommen worden. Es unterliegt demnach kaum einem Zweifel, daß sich während der Keimung neben der Kohlensäure noch andere Kohlenstoffverbindungen bilden, und zwar scheint sich nach diesen vorläufigen Versuchen deren Menge in den späteren Perioden der Keimung zu vermehren.“

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am
11 Februar 1854.

1) Durch Allerhöchstes Rescript vom 6 Nov. v. Js. wurde die Akademie der Wissenschaften in Bezug auf ihren Bericht vom 3 Juni v. Js. beauftragt, zum Zwecke einer neuen Regelung der Abgabe von Normalbranntweinwagen (Alkoholometern — Aräometern) und des obligaten Gebrauches derselben im öffentlichen Verkehr, die wissenschaftlichen Grundlagen festzustellen, nach welchen der Seiner Majestät dem Könige zu unterbreitende Entwurf über die in Anwendung zu bringenden Alkoholometer nebst Vollzugs-Instruction auszuarbeiten sein werde.

Da es gemäß der Aeußerung des k. k. Staatsministeriums für Handel und öffentliche Arbeiten im Interesse der inländischen Branntwein- und Spiritus-Fabrication gelegen sei, bei der Abfassung der neuen Verordnung sich möglichst vollständig demjenigen Systeme anzuschließen, welches in den an Bayern gränzenden deutschen Staaten, mit welchen der größte Spiritus-Verkehr besteht, Geltung hat, so wurde die Weisung beigefügt, bei der Abfassung des Gutachtens vorzugsweise das System des Alko-

holometers nach Tralles in Betracht zu ziehen, auf welches ohnehin auch die bisher in Bayern geltenden Anordnungen basirt sind.

Diesem Allerhöchsten Befehl entsprechend wurde die math. phys. Classe beauftragt, die zum Vollzug geeignete Commission einzusetzen. Diese wurde aus den Akademikern Steinheil, Ohm, Baron von Liebig und Pettenkofer gebildet und hat ihren Bericht durch die Classe an den Vorstand der Akademie zur Beförderung an das k. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten unterm 15 diez eingereicht.

Zufolge dieses Berichtes hat sie in gemeinsamer Berathung die Principien festgestellt, auf welche eine Regulierung des Verkaufes von Spirituosen basirt werden muß, wenn diese Maafregel möglichste Sicherheit und Bequemlichkeit im Verkehr bieten soll, und dabei volle Rücksicht auf die in den Nachbarstaaten bestehenden Einrichtungen genommen.

Da auch nach Feststellung der Principien der Entwurf einer speziellen Vollzugs-Instruction für das Aichungsamt, eine Vorschrift für die Anfertigung und für den Gebrauch der Alkoholometer und einer Verordnung darüber nur aus spezieller Sachkenntniß hervorgehen und nur dann der volle Erfolg erreicht werden kann, wenn das Ganze ohne Abänderung zum Vollzuge kömmt, so hat die Commission auch diese Arbeit ihrem Berichte beigefügt.

Die Beilagen sind nach der k. k. österreichischen Verordnung vom 1 April 1853 Z. 563. H/M., die Regulierung der Gehaltsbestimmung des Branntweines mittelst genauer Instrumente (Verordnungsblatt 1853 Nr. 32 vom 24 April) bearbeitet und es ist die Commission nur da von den österreichischen Bestimmungen abgewichen, wo es durch Landesverhältnisse und zur Erzielung größerer Sicherheit im Geschäfte geboten und nöthig war, Zweideutigkeiten zu vermeiden, möglichste Bequemlichkeit zu erzielen und die Instrumente vor Verfälschung sicher zu stellen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. April.

Nro. 42.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2) Das k. Cultusministerium hat der k. Akademie Kunde gegeben, daß die im Revierbezirk Bernhof, k. Forstamts Bilsack, neu entdeckte Stalaktitenhöhle, den Anträgen der k. Akademie gemäß, für das Publicum auf Staatskosten zugänglich gemacht und für die Sicherheit dieser wegen ihres ursprünglichen Zustandes besonders interessanten Höhle Sorge getragen worden sei.

3) Herr Akademiker Dr. Andreas Wagner erstattete folgenden Bericht über die urweltlichen Arten von Wirbelthieren, deren Knochen-Überreste durch die von dem Herrn Akademiker Dr. Johannes Roth bei Pikermi in Griechenland während des Winters 18 $\frac{1}{2}$ $\frac{2}{3}$ unternommenen Ausgrabungen aufgefunden wurden.

„Unser geehrter Collega, Herr Prof. Dr. Johannes Roth hat bekanntlich während seines Aufenthaltes in Griechenland im Winter 18 $\frac{1}{2}$ $\frac{2}{3}$ umfassende Ausgrabungen nach fossilen Knochen-Überresten bei Pikermi vornehmen lassen und die ganze reiche Ausbeute der palaeontologischen Sammlung des Staates zum Geschenk gemacht. Er selbst hat hierüber bereits in der vorigen Dezembersitzung an die Klasse einen allgemeinen Bericht über die Lagerungsverhältnisse und die wichtigsten Funde dieses merkwürdigen Knochenlagers erstattet, über welches

bisher kein näherer Aufschluß gegeben worden war. Seiner freundlichen Aufforderung, mit ihm gemeinschaftlich die Bestimmung dieser Ueberreste vorzunehmen, habe ich um so lieber entsprochen, als ich der erste war, der auf selbige aufmerksam machte und in zwei, in die Denkschriften unserer Akademie aufgenommenen Abhandlungen mehrere der dort vorkommenden urweltlichen Arten in Beschreibungen und Abbildungen zur Publicität brachte. Wir haben nun die Musterung dieser reichen Schätze vollendet und nicht weniger als 19 Arten unter ihnen erkannt, über welche ich mir jetzt die Ehre geben werde, der hochgeehrten Klasse einen kurzen Bericht zu erstatten, indem ich mir zugleich erlaube unsere Abhandlung zur Ausnahme in die Denkschriften zu überreichen.

Von Affen war mir schon bei der ersten Acquisition, die ich im Jahre 1838 von einigen der in Griechenland vorkommenden fossilen Thierüberreste zu machen Gelegenheit hatte, zwei kleine Fragmente vom Schädel, einige Zähne enthaltend, zugegangen, an denen ich einen neuen Typus, eine Mittelform zwischen Gibbons (Hylobates) und Schlangaffen (Semnopithecus) erkannte, und ihm den Namen Mesopithecus pentelicus beilegte. Auf so wenige Anhaltspuncte gestützt, war die gegebene Bestimmung gewissermaßen ein Wagnisstück, das jedoch durch die von unserm Herrn Collegen gewonnene Ausbeute vollkommen gerechtfertigt worden ist. Er hat nämlich ein weit besser erhaltenes Schädel-Fragment mitgebracht und außerdem noch mehrere Kiefer, so daß wir jetzt das ganze Zahnsystem, selbst das Milchgebiß besitzen. Daraus haben wir nun ersehen, daß

das Gebiß wesentlich mit dem der Sclankaffen, die Schädelform mehr mit der der Gibbon's stimmt. Ein Unterkiefer und eine Hälfte des Oberkiefers von größeren Dimensionen als alle andern hat uns auf die Vermuthung geführt, daß sie eine zweite Art, *Mesopithecus major*, anzeigen könnten.

Weber Handflügler noch Insectenfresser haben sich zu erkennen gegeben, dagegen 5 Arten von Raubthieren, zugleich eben so viel Gattungen angehörend. Mir selbst war davon früher nur eine einzige bekannt und zwar lediglich nach 3 Zähnen, auf welche ich die neue Gattung *Galeotherium* gründete, deren Namen, weil er gleichzeitig von Herrn Dr. Säger einem ganz andern Thiere beigelegt wurde, ich späterhin in *Ictitherium* umwandelte. Mit besserem Materiale jetzt als früher versehen, konnten wir diese den Viverrinen angehörige Gattung nunmehr sicherer feststellen und gaben der Art den Namen *Ictitherium viverrinum*.

Nicht ohne Verwunderung fanden wir den jetzt nur dem Norden angehörigen Biefraß als einen Gefährten der Affen, freilich in einer besondern Art, *Gulo primigenius* von uns benannt, die demnach ein wärmeres Klima als ihr noch jetzt lebender Verwandter ertragen konnte.

Eine ganze Unterkieferhälfte gab uns eine neue Species von Hyänen, die *Hyaena eximia*, zu erkennen, die sowohl von den lebenden als den fossilen Arten sich ausreichend unterscheidet.

Auf einen urweltlichen Wolf wurden wir durch ein Schädel-Fragment geführt; derselbe erreichte jedoch nicht ganz die Größe unseres europäischen Wolfes, und sein Gaumen ist verhältnißmäßig etwas schmaler. Wir haben ihn als *Canis lupus primigenius* bezeichnet, um einerseits seine Verwandtschaft mit den andern Hundarten, andererseits auch noch den Umstand anzudeuten, daß er an Alter allen seinen Stammesgenossen vorangeht.

Das Kapitalstück aus der Ordnung der Fleischfresser ist aber ein Schädel vom *Machaerodus* oder dem löwenartigen Thiere, das im Gebiße mit den großen Katzenarten übereinkommt, jedoch durch seine enorm langen obern Eckzähne, die nicht kegelförmig,

sondern flach zusammengedrückt und zweischneidig sind, sich auffallend unterscheidet. Ueberreste dieses Raubthiers gehören ohnedies zu den allerfeltesten Vorkommnissen; ein Schädel aber, wie der uns vorliegende, mit dem vollständigen Gebiße der beiden Kiefer ist vorher gar nicht bekannt gewesen. Die nächste Verwandtschaft desselben gibt sich mit der Art zu erkennen, die bisher nur nach einigen bei Eppelsheim, in der Kenthöhle in England und im südlichen Frankreich gefundenen Eckzähnen und einem Schneidezahne als *M. cultridens* und *latidens* bestimmt worden war; nach der Verschiedenheit in der Größe der untern Eckzähne haben wir den uns vorliegenden Schädel als *Machaerodus leoninus* unterschieden. An Größe übertraf unsere Art den Löwen und Tiger, und nur der ebenfalls ausgestorbene Höhlentiger (*Felis spelaea*) konnte sich in dieser Beziehung mit ihr messen. An einem Krallengliede, das noch in Verbindung mit der mittlern, seitlich ausgeschweiften zweiten Phalanx stand, konnten wir uns überzeugen, daß der *Machaerodus* gleich den Katzen einziehbare Krallen hatte; eben so wurden wir belehrt, daß der von mir früher einem löwenartigen Thiere zugeschriebene Ellenbogenknorren vielmehr von dieser Gattung herkommen werde.

Die Ordnung der Naget war in den frühern Erwerbungen nur durch einen einzigen Schneidezahn repräsentirt worden, für welchen ich die neue Gattung *Lamprodon* errichtete. Auch diesmal ist der Zugang an Nagern sehr spärlich gewesen, indem er nur aus zwei vereinzelt untern Backenzähnen besteht, die entschieden einem biberartigen Thiere entfallen sind, gleichwohl mit den Zähnen der bekanntesten Arten derselben nicht identificirt werden können und deshalb zur Aufstellung einer besondern Species: *Castor atticus*, Veranlassung gaben.

Ueberraschend war es für uns, die dormalen der gemäßigten nördlichen Zone ganz abgehende Ordnung der Zahnklücker bei Piskermi ebenfalls vertreten zu finden. Zwei große Phalangen, deren hintere Gelenkfläche nicht auf das hintere Ende beschränkt ist, sondern wider alle Regel auf der Oberseite liegt, verräth uns die erst nach einzelnen Stücken bekannte Gattung *Macrotherium*.

Die Mehrzahl aller Knochen gehört aber den Hufthieren an, und darunter wieder in überwiegender Menge dem ältesten unter den urweltlichen Pferden, dem *Hippotherium gracile*, von dem die neueste Ausgrabung alle Knochen des Skelets, viele in zahlreichen Exemplaren, geliefert hat; selbst das Milchgebiß und der so frühzeitig verschwindende erste Lückenzahn, der sogenannte Wolfszahn der Hippologen, ist vorhanden. Mit 3 Unterkiefern hat sich auch das von Gervais neuerdings aufgestellte *Hipparion prostylum* eingefunden, dessen Art-Berechtigung wir jedoch bezweifeln.

Eine Art von Schweinen, größer als unser Wildschwein, weist sehr auf *Sus antiquus* aus Südfrankreich hin, bietet aber doch Differenzen zur Unterscheidung dar. Um an den berühmten erymanthischen Eber der mythischen Zeit zu erinnern, in welchem Geoffroy St. Hilaire nach den artistischen Darstellungen der Alten eine wirkliche, nunmehr aber ausgestorbene Species zu erkennen glaubte, haben wir die neue Art mit dem Namen *Sus erymanthus* bedacht; sie war jedenfalls an Kraft und Stärke kein unwürdiger Genosse ihres altherühmten vorhistorischen Stammesverwandten.

Während aber durch unsern Herrn Kollegen die urweltlichen griechischen Pachydermen mit der eben erwähnten Gattung bereichert wurden, ist es ihm nicht gelungen, irgend eine Spur vom *Dinotherium* zu ermitteln, so sorgfältig er auch bei Pizkermi darnach suchte. Man kennt den ganzen Schädel- und Zahnbau dieses merkwürdigen Thieres, aber von der Beschaffenheit des Rumpfes und der Gliedmassen hat man keine Kunde und daher konnte die Streitfrage, ob es den Dickhäutern oder den pflanzenfressenden Wallen angehöre, noch nicht zur definitiven Bescheidung gebracht werden. Ich hatte vermuthet, daß ein aus der frühern Sendung des Herrn Dr. Lindermayer herstammendes Fragment des Oberarms, dem beide Enden fehlten, wenn es nicht etwa von einem *Mastodon* herkäme, dem *Dinotherium* zuzuschreiben sein dürfte, indeß die neu erlangten Materialien haben diese Vermuthung nicht bestätigt. Ein Humerus, dem nur das obere Ende fehlt, hat unzweifelhaft erkennen lassen, daß er gleich dem andern eben erwähnten vom *Mastodon* ab-

stammt und daß letzterer nur in Folge der Verdrückung eine Alteration seiner Formen erlitten hat. Die Gattung *Mastodon* ist uns aber weiter angezeigt durch einen Femur, der, obwohl ihm das obere Ende abgeht, doch noch eine Länge von dritthalb Fuß besitzt, ferner durch 10 Knochen aus der Hand und dem Fuße und durch einen Mittelfußknochen.

Vom Nashorne sind abermals viele Theile zugekommen, darunter als wichtigstes ein Mittelstück des Schädels, die 4 ersten Wechselzähne enthaltend und hinter ihnen den fünften, der aber noch in seinem Zahnfache eingeschlossen ist. Das Individuum, von dem dieser Schädel herrührt, war demnach noch jung; die Beschaffenheit seiner Zähne kommt mit der von *Rhinoceros Schleiermacheri* überein.

Nächst den Einhufern haben die Wiederkäuher bei der neuen Ausgrabung die meisten Ueberreste geliefert. Unter ihnen hatte ich früher nur 2 Arten: *Antilope Lindermayeri* und *A. capricornis* unterscheiden können; jetzt, mit weit größerem Materiale als früher versehen, haben wir 5 erkannt. Zuvörderst haben sich wieder in großer Anzahl die beiden eben genannten Antilopen eingestellt, und zwar besitzen wir jetzt von der *Antilope Lindermayeri* zwei ganze Hörner, während vorher von denselben nur Fragmente vorhanden waren.

Ein 3te Art, die wir nach einem Gaumenstück mit den beiden Zahnreihen als *Antilope speciosa* unterschieden, zeichnet sich vor den beiden andern Species dadurch aus, daß ihre Backenzähne keine Säulchen oder Backen zwischen den Pfeilern, wie bei diesen tragen, und daher mehr mit denen der lebenden Antilopen übereinkommen.

Von Ziegen und Rindern hatte man bisher überhaupt in den Tertiärbildungen keine Anzeichen aufgefunden; Herr Collega Roth war so glücklich, beide Gattungen unter den Ablagerungen von Pizkermi nachzuweisen. Zwei ziegenartig gebildete Hörner oder vielmehr Stirnzapfen gaben eine große Ziege zu erkennen, der wir, um abermals an den altgriechischen Sagenkreis anzuknüpfen, den Namen *Capra amalthea* beilegte. Aus gleichem Grunde erhielt der urweltliche Dachs, den wir aus einer Reihe von Backenzähnen und Gliedmassenknochen erkann-

ten, den Namen *Bos marathonus*; seine Größe, die um ein Viertel die eines sechsährigen Wisents (*Bos Bison* s. *Bonasmus*) übertraf, berechtigt ihn, den Namen des durch die Thaten des Herkules und Theseus berühmten marathonischen Stieres zu tragen.

Endlich hat auch noch die Klasse der Vögel einen Repräsentanten gestellt, zwar einen sehr unscheinlichen und zwerghaften, denn seine ganze Länge beträgt nur 7 Linien, aber doch einen für diese Klasse sehr charakteristischen, nämlich die erste Phalanx des Mittelfingers der Vorderhand, die nach ihrer Länge auf einen Vogel ohngefähr von der Größe des Huhnes schließen läßt. Fossile Ueberreste von Vögeln gehören aber überhaupt zu den großen Seltenheiten, und deshalb ist dieses winzige Knöchelchen von einer palaeontologischen Bedeutsamkeit.

So ist denn die Mühe und Zeit, die unser Herr Collega auf die Ausgrabungen bei Piskermi verwandte, durch eine reiche Ausbeute belohnt worden, indem er von 19 verschiedenen Thierformen Ueberreste zusammen brachte, unter denen 13 als neue Arten sich ergeben haben.“

4) Herr Akademiker v. Kobell trug:

Ueber Chloritoid von Breggratten in Tirol und Klinochlor von Markt Leugast im Bayreuthischen und über die Scheidung von Eisenoxyd und Eisenoxydul bei diesen und ähnlichen Silicaten Folgendes vor.

„Ich erhielt im vorigen Sommer einige Mineralien von neuen Fundorten zu Breggratten in Tirol und erkannte darunter einen Chloritoid, welcher große Aehnlichkeit mit dem vom Ural hat. Er ist von schwärzlichgrüner Farbe und kommt mit Quarz vor, welcher ihn oft in ganz feinen Spalten durchsetzt. Ich habe eine Analyse dieser Varietät mit besonderer Berücksichtigung des Gehaltes an Eisenoxyd und Eisenoxydul angestellt und zu diesem Zwecke die hitherto gangbaren Methoden näher geprüft. Scheerer hat für ähnliche Silicate, welche nur schwer oder

gar nicht von Salzsäure angegriffen werden, die Zersetzung mit concentrirter bis zum Kochen erhitzter Schwefelsäure in einer Atmosphäre von Kohlenensäure vorgeschlagen. Ich habe mich überzeugt, daß diese Methode nicht verläßig ist, da, wie sich vermuthen ließ, bei Gegenwart von Eisenoxydul die concentrirte Schwefelsäure bei der angegebenen Erhitzung zerfällt und Eisenoxyd gebildet wird. Es bedarf dazu keineswegs ein längeres Kochen oder Abbrauchen bis zur Trockne, und natürlich kommt es dann nur darauf an, wie lange man die Behandlung mit der Schwefelsäure fortsetzt, um immer mehr Eisenoxyd zu erhalten. Um darüber einen entscheidenden Versuch zu machen, übergieß ich in einem Glaskolben pulverisirten Eisenvitriol mit einer ziemlichen Menge concentrirter Schwefelsäure, verschloß den Kolben mit einem Gasrohr, welches mit Thon und Asbest eingepaßt wurde und erhitzte ihn bis zum Kochpunkt ohne es zum eigentlichen Kochen zu treiben. Die Dämpfe leitete ich in verdünnte Salzsäure und erkannte schon an dem Geruche der letztern, daß sich schweflichte Säure gebildet habe, so wie noch auffallender daran, daß diese Salzsäure mit Zink viel Schwefelwasserstoff entwickelte, wie der reichliche Niederschlag bewies, welchen das Gas in essigsaurer Bleioxydlösung hervorbrachte. Die Salzsäure und Schwefelsäure waren vorher mit demselben Zink untersucht worden, gaben aber kein Schwefelwasserstoffgas. Durch andere Versuche überzeugte ich mich, daß eine mäßig verdünnte Schwefelsäure bei Zuströmen von kohlen-säurem Gas ziemlich befriedigende Resultate gebe, die besten erhielt ich aber mit einem Gemisch von 1 Vol. concentrirter Schwefelsäure, 2 Vol. Wasser und 1 Vol. concentrirter Salzsäure.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. April.

Nro. 43.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Chloritoid von Bregratten in Tyrol und Klinochlor von Markt Leugast im Bayreuthischen und über die Scheidung von Eisenoxyd und Eisenoxydul bei diesen und ähnlichen Silicaten.

(Schluß.)

Mit dieser Mischung (ich nahm für 4 Grammen Probe 1 Vol. = $\frac{1}{2}$ Cub. Zoll) kochte ich eine Quantität feines Pulver des Chloritoid unter Zufließen von kohlenfauerm Gas, welches in den Kolben geleitet wurde, bis die Flüssigkeit nahe auf die Hälfte eingekocht war, kühlte sie dann mit hineingebrachtem Schnee ab, neutralisirte im Kolben sogleich mit festem kohlenfauerm Ammoniak und zuletzt mit doppelt kohlenfauerm Natrum, verdünnte mit ausgekochtem in verschlossenen Gefäße erkalteten Wasser, ließ in einem geschlossenen Cylinderglas sedimentieren, filtrirte, dampfte das Filtrat ein, oxydirte mit chlofauerm Kali &c. Ich erhielt auf diese Weise das Verhältniß im Chloritoid von 0,05 Eisenoxyd und 0,279 Eisenoxydul.

Vergleichend stellte ich einen Versuch nach Hermann's Methode an. Ich erhitzte $2\frac{1}{2}$ Grammen Chloritoidpulver mit 10 Grammen fein geriebenem Boraxglas in einer kleinen Retorte von dünnem Glase, und um aller Drydation durch Luftzutritt

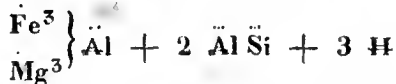
vorzubeugen, brachte ich die Röhre der Retorte mit einer Flasche in hermetische Verbindung, in welcher ich vor dem Versuche etwas Phosphor verbrannte und dann verschloß. Es konnte auf diese Weise nur Stickstoff mit der glühenden Masse in Berührung kommen, welchem ich vor kohlenfauerm Gas den Vorzug gab, da dieses möglicherweise hätte zersetzt werden können, wie man es vom geglühten Eisenspath weiß. Das Erhitzen geschah über zwei Weingeistlampen bis zum Erweichen der Retorte, wobei ein Theil der Masse geschmolzen, ein Theil nur zusammengesintert war. Beim Erkalten springt die Retorte gewöhnlich, es wurde daher der Theil, welcher den Fluß enthielt, abgeschlagen und in einer bedeckten Schaafe vollends erkalten lassen. Die Masse wurde dann mit dem anhängenden Glase zerrieben und in einem Kolben mit concentrirter Salzsäure unter Einströmen von Kohlenfäure gekocht, dann mit Wasser der Kolben gefüllt, 5 — 6 dünne Kupferstreifen von 49 Grammen Gewicht hineingesteckt und wohl verschlossen. Nach zwei Tagen hatte das Kupfer 0,05 Grammen an Gewicht verloren. Die Flüssigkeit wurde filtrirt, eingedampft, mit chlofauerm Kali oxydirt, hinlänglich gekocht und mit obigem Kupfer in einen Kolben gebracht und wie vorher verfahren. Es waren 0,30 Kupfer aufgelöst worden, davon sind 0,05 als zur Verwandlung des vorher gebildeten Kupferchlorids in Chlorür abzuführen, kommen also 0,25 für das Eisen in Rechnung. Es ergiebt sich daraus ein Verhältniß von 0,063 Eisenoxyd zu 0,284 Eisenoxydul (0,316 Dryd) und wenn man beide Versuche auf gleiche Mengen Eisenoxyd berechnet, so zeigt der Versuch

mit der Schwefelsalzsäure 0,279 Eisenorydul, der Versuch mit Borax und mit der Kupferprobe 0,2695. Die Versuche stimmen also befriedigend überein. Ich möchte aber doch die Hermann'sche Methode unter den erwähnten Gatteln der Behandlung mit Schwefelsalzsäure vorziehen, denn um die letztere mit kohlen-sauerem Ammoniak zu neutralisieren, bedarf man dessen eine große Menge und können beim Auswaschen und Filtrieren leichter Fehler entstehen, als bei der Behandlung der mit Borax aufgeschlossenen Masse mit Salzsäure und Kupfer.

Bei der vollständigen Analyse des Chloritoids von Breggratten wurde die Probe mit Kali aufgeschlossen, das Eisen als Dryd bestimmt und nach den oben angeführten Versuchen das Drydul berechnet. Die Analyse gab:

		Sauerstoff	
Kieselerde	26,19	13,59	
Thonerde	38,30	17,90	19,69
Eisenorydul	6,00	1,79	
Eisenorydul	21,11	4,68	6,00
Kalkerde	3,30	1,32	
Wasser	5,50	4,88	

Da im Vergleich mit den andern Analysen des Chloritoids der Gehalt an Kieselerde etwas zu groß ist und wahrscheinlich von fein eingemengtem Quarz herrührt, so ist die Formel nicht ganz genau festzustellen. Sie nähert sich dem Ausdruck



Klinochlor.

Der Klinochlor war bisher nur von Chester County in Pennsylvanien bekannt, ich habe dieses Mineral nun auch in Bayern zu Markt Leugast im Bayreuthischen aufgefunden. Es bildet großblättrige Massen, welche wie Glimmer in einer Richtung sehr vollkommen spaltbar sind. Der amerikanische Klinochlor kommt zum Theil in dreiseitigen tafelförmigen Krystallen vor, welche über einander geschichtet sind und ganz das Ansehen haben als wären es Segmente eines Rhomboeders mit der basischen Flä-

che. Die Untersuchung von Blake*) hat aber gezeigt, daß diese Krystalle zweiarig sind. Die Blätter des Klinochlors von Markt Leugast zeigen Spaltungsrichtungen nach einem rhomb. Prisma von nahe 120° und brachydiagonal. Im polarisirten Lichte bemerkt man die Ringsysteme zweiariger Mineralien, doch fließen sie manchmal in einander und sind weniger deutlich erkennbar als beim amerikanischen Klinochlor. Da nach Dove einarige Krystalle zuweilen ähnliche Erscheinungen zeigen, so ersuchte ich Herrn Prof. Ohm einige Platten zu untersuchen. Derselbe erkannte sie aber ebenfalls als zweiarig.

Das chemische Verhalten ist bei beiden Mineralien ganz dasselbe.

Vor dem Löthrohr sind sie an dünnen Kanten schmelzbar, etwas über 5 zu einer licht gelblichen Masse. In Borax sind sie mit lebhaftem Brausen auflöslich und geben bei hinlänglichem Blasen ein klares chromgrünes Glas.

Mit Phosphorsalz brausen sie ebenfalls anfangs, dann werden sie ruhig mit Auscheidung eines Kieselskeletts zu einem chromgrünen Glase aufgelöst, welches beim Erkalten von fein vertheilter Kieselerde etwas getrübt ist.

Mit Soda schmelzen sie unvollkommen zu einer gelblichen Masse.

Im Kolben geben sie Wasser.

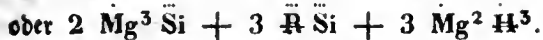
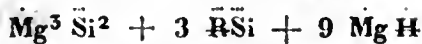
Von Salzsäure werden sie nur schwer angegriffen, von concentrirter Schwefelsäure vollkommen zersetzt. Der Klinochlor von Chester County ist von W. S. Craw**) analysirt worden. Ein Versuch zur Bestimmung von Eisenorydul wurde nicht gemacht. Die Analyse gab:

		Sauerstoff	
Kieselerde	31,344	16,284	
Thonerde	17,467	8,164	9,848
Eisenorydul	3,855	1,156	
Chromorydul	1,686	0,528	
Kalkerde	33,440	13,376	
Wasser	12,599	11,190	
	100,391		

*) The American Journal. Vol. XII. p. 339.

**) The American Journal Nr. 38. 1852. pag. 222.

Craw berechnet daraus die Formel



Meine Analyse des Klinochlors von Markt Eugast gab:

		Sauerstoff	
Kieselerde	33,49	17,38	
Thonerde	15,37	7,18	} 8,04
Eisenoxyd	2,30	0,69	
Chromoxyd	0,55	0,17	} 14,11
Kalkerde	32,94	13,17	
Eisenoxydul	4,25	0,94	
Wasser	11,50	10,22	
	100,40		

Die Formel nähert sich dem Ausdruck



und differiert also von der, welche Craw erhalten hat, gleichwohl ist mit Rücksicht auf die physischen Eigenschaften anzunehmen, daß beide Mineralien zu derselben Species gehören. Bei dergleichen Silicaten aus ein Paar Analysen Formeln zu berechnen, bleibt immer unsicher und es ist mit chemischen Differenzen ebenso zu halten wie mit andern in den Winkeln der Krystalle, im spec. Gewicht, Härte zc. Es muß der Gesamtcharakter in Rechnung gebracht werden, um nicht Unterschiede für wesentlich zu nehmen, welche am Ende nur in den Schwierigkeiten der Beobachtung und Analyse oder in den Unvollkommenheiten der Mittel und des Materials ihren Grund haben. Uebrigens scheinen die chemischen Formeln, wie sie gewöhnlich gegeben werden, nicht in allen Fällen genügen zu können; denn es giebt deren gar manche, wo wesentliche Bruchtheile in den Proportionen mit den einfachen ganzen Zahlen nicht auszugleichen sind, welche gewöhnlich nur für zulässig gehalten werden.

Der Klinochlor von Markt Eugast soll in Serpentin vorkommen.

Ebenderselbe las: Ueber die Bestimmung von Thonerde und Eisenoxyd.

Es ist bekannt, wie langsam das vollkommene Auswaschen des Thonerdehydrats von statten geht, welches man aus der Kalilösung bei der gewöhnlichen Trennung dieser Erde vom Eisenoxyd erhält und gewiß ist öfters der Thonerdegehalt wegen nicht hinlänglichen Auswaschens etwas zu hoch bei den Analysen angegeben worden. In einem Falle, wo ich bei einer Analyse einen Ueberschuß erhielt, untersuchte ich die bestimmte Thonerde, zerrieb sie mit Wasser und versetzte das Wasser mit Silberauflösung, wobei ich eine Trübung von Chlor Silber erhielt. In Folge dieser Beobachtung schien es mir wahrscheinlich, daß man das Auswaschen obigen Thonerdehydrats abkürzen und auf einfacherem Wege zu einer genauen Bestimmung der Erde gelangen könne. Es wurde eine Quantität Thonerdehydrat auf gewöhnliche Weise aus der Kalilösung gefällt und filtriert. Nachdem einigemal Wasser aufgegossen war, ließ ich das Präcipitat trocknen und erhitzte es dann mit dem Filtrum im Platintiegel bis zum anfangenden Glühen. Dann zerrieb ich die spröde gewordene Masse mit Wasser und filtrierte abermals. Das Auswaschen (a) gieng nun sehr schnell von statten und dann wurde die Erde scharf geglüht und gewogen. Sie wog 0,53 Grammen. In Schwefelsäure gelöst, mit Ammoniak gefällt und weiter bestimmt, war das Gewicht ganz dasselbe. Das Waschwasser von (a) dampfte ich ab und erhielt eine beträchtliche Menge Chlorkalium, welches sich aber ganz frei von Thonerde erwies. Das Auswaschen des Thonerdehydrats ist wegen der gallertartigen Beschaffenheit des Niederschlags schwierig; durch Trocknen und Erhitzen, wie angegeben, wird ihm der größte Theil des Wassers entzogen und dann läßt sich die zerriebene Erde wie Sand auswaschen. Bei der hiezu nöthigen anfangenden Rothglühitze wird aber das beigemengte Chlorkalium nicht zersetzt. Ebenso kann man mit dem Eisenoxyd verfahren, welches zur Trennung der Thonerde mit Kalilauge behandelt wurde. Die gewöhnliche Vorschrift ist, dasselbe in Salzsäure aufzulösen und durch Ammo-

niak zu fällen und dann erst zu bestimmen. Dabei findet leicht ein Verlust statt. Man kann aber so erhaltenes Eisenoryd ohne Wiederauflösen in Salzsäure zc. unmittelbar mit dem Filtrum zum Glühen erhitzen, dann mit Wasser zerreiben und nun von der kleinen Menge Kali durch Auswaschen auf dem Filtrum leicht und schnell befreien. Eine so bestimmte Quantität, wieder in Salzsäure gelöst und mit Ammoniak gefällt, zeigte im Gewicht nicht die geringste Differenz.

5) Hr. Akademiker Vogel jun. las:

a) Ueber die Erzeugung hoher Temperaturen.

Vor einiger Zeit habe ich die Ehre gehabt, in die Denkschriften der k. Akademie eine Arbeit über die Construction einer neuen Aeolipile niederzulegen und mir dabei vorbehalten, über die Anwendung der mit diesem Instrumente erzielten hohen Temperaturen auf schwer schmelzbare Silicate, Thonverbindungen und ähnliche Stoffe fernere Versuche anzustellen.

Die von mir angegebene Aeolipile hat durch die seit jener Zeit ihr gewordene vielfache Anwendung auch in ihrer Construction einige Veränderungen erfahren, welche, da sie ihren Gebrauch zu sichern und zu erweitern im Stande sind, ich hier vor Allem mittheilen möchte.

Wenn der Druck, welcher das Sauerstoffgas aus dem Gasometer in die Lampe leitet, durch theilweise Schließung des an dem Gasometer selbst befindlichen Hahnes geschwächt oder durch völlige Schließung gänzlich aufgehoben wird, so kann es vorkommen, daß die Aetherdämpfe, welche den inneren Raum der Lampe anfüllen, auch in die zum Gasometer führende Verbindungsrohre überströmen und dadurch beim Entzünden eine Verbrennung derselben veranlassen. Unter sehr zahlreichen Versuchen ist es einmal vorgekommen, daß die Kautschukverbindung verbrannte, indem sie sich in der angegebenen Weise ganz mit Aetherdämpfen gefüllt hatte. Diesem Zurücktretten des Aetherdampfes ist nun völlig vorgebeugt dadurch, daß an der Aeolipile selbst und zwar am Ende des Messingrohres, welches durch Kautschuk mit dem Gasometer in Verbindung gesetzt wird, ein

Wechsel angebracht worden ist. Hiedurch wird, wenn der Versuch unterbrochen werden soll, einerseits das Zufließen des Sauerstoffgases abgeschnitten und andererseits das Zufließen des Aetherdampfes verhindert.

Eine weitere Verbesserung liegt in der genauen und willkürlichen Regulierung des Aetherdampfes. Dieselbe wird nun bezweckt durch die Anwendung einer kleinen Lampe, deren Docht durch einen einfachen Schraubenmechanismus leicht vergrößert und verkleinert werden kann. In dieser Weise gelingt es bei einiger Uebung, die Regulierung des Sauerstoffstroms und des Aetherdampfes so zu erzielen, daß eine kurze Stechflamme gewonnen wird, wie wir sie früher nicht erhalten konnten.

Die Versuche, statt des Aethers wohlfeilere Brennmaterialien, namentlich Terpentinöl und Camphin anzuwenden, haben zu dem Resultate geführt, daß beide letzteren bei gehöriger Behandlung der Strömungen sehr wohl und ohne allen Rücksatz angewendet werden können. Indes giebt der Aether stets die höchste Temperatur.

Versuche mit Benzol haben gezeigt, daß die damit erzielte Temperatur der durch Aether erhaltenen nicht wesentlich nachstehe und wenn dieser Körper weniger kostspielig dargestellt werden könnte, den Aether zu ersetzen im Stande wäre.

Um die Verschiedenheit der Temperaturen, welche durch die Abänderung des Verfahrens erzielt werden, zu messen, haben wir ein System von Platindrähten von verschiedener Dicke und zwar von $\frac{1}{2}$ Linie bis zu $1\frac{1}{2}$ Linie im Gebrauche und zur vergleichsweise annähernden Bestimmung so hoher Temperaturen als sehr zweckmäßig erkannt.

Was die Anwendung zu Schmelzungen selbst anbelangt, so erwähnen wir außer den Gemengen zur Darstellung einiger künstlicher Edelsteine die Schmelzung des Berylls und der chemisch reinen Thonerde, welche durch Fällung aus essigsaurer Thonerde durch Ammoniak erhalten worden war. Die geschmolzene Thonerde zeigte eine so große Härte, daß Glas und Stahl davon angegriffen wurden.

Endlich wurden Versuche mit Hartlöthungen angestellt, welche günstige Resultate ergaben.

(Schluß des Bulletin folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. April.

Nro. 44.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß des Bulletins Nr. 11.)

Hr. Vogel jun. las ferner:

b) Ueber das Verhältniß des amorphen Phosphors zur Vegetation.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der krystallisierte Phosphor als ein starkes Gift auf den thierischen Organismus wirkt und deshalb auch unter verschiedenen Formen zu Vergiftungen verwendet wird. Auffallender Weise zeigt der amorphe Phosphor nicht diese schädliche Wirkung. De Bry hat gezeigt, daß man von dem amorphen Phosphor in nicht unbedeutenden Quantitäten innerlich geben kann, ohne Vergiftungserscheinungen zu veranlassen. Es schien mir von Interesse, die Wirkung dieses Körpers auf das Keimen der Saamen kennen zu lernen.

Zu den Versuchen wurde der amorphe Phosphor als rothes Pulver, wie er gewöhnlich im Handel vorkommt, angewendet. Nachdem der Phosphor mit destilliertem Wasser zu einem feuchten Teige angerührt war, wurden in denselben Kressensaamen gesät. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß, um zu einem Resultat zu gelangen, bei diesen Versuchen die Saamen nicht nahe oder dicht auf einander gelegt werden dürfen, sondern daß zwischen den einzelnen Körnern gehörige Zwischenräume gelassen werden müssen, damit jeder Saame ohne den andern zu berühren, von seiner Unterlage von allen

Seiten umschlossen werde. Nach Verlauf mehrerer Tage zeigte sich durchaus keine Entwicklung des Keimes, während zur nämlichen Zeit zum Vergleich auf gepulverten Bergkrystall gelegte Saamen den Keimproceß durchlaufen hatten. Das mit dem Phosphor in Berührung stehende Wasser hatte stark saure Reaction angenommen und es zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß der amorphe Phosphor selbst eminent sauer reagierte, bedingt durch Phosphorsäure und phosphorige Säure. Eine Quantität amorphen Phosphors wurde nun so lange mit destilliertem kochendem Wasser gewaschen, bis dieses die Lacmüstinctur nicht mehr röthete. Auf solche Weise gereinigter Phosphor zeigt auch nach längerer Berührung mit Wasser und Luft keine Säurebildung mehr. Auf diesen gewaschenen Phosphor wurden von Neuem Kressensaamen gesät; doch auch hier zeigte sich keine Spur einer Keimung. Der amorphe Phosphor hat eine große Neigung, Wasser zu absorbieren und damit eine feste Masse zu bilden, ganz entgegengesetzt dem Verhalten der gewaschenen Schwefelblumen, welche bekanntlich schwer zu bereiten sind. Der mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührte amorphe Phosphor war stets nach ganz kurzer Zeit wieder hart geworden, so daß in diesem Umstande ein mechanisches Hinderniß der Keimung gesucht werden darf, indem es auch bei sehr häufigem Begießen nicht möglich war, die zum Keimen nothwendige weiche Form zu erhalten.

Um den gehörigen Feuchtigkeitsgrad zu geben, wurde gewaschener amorpher Phosphor auf Filtrierpapier ausgebreitet und so auf eine mit Wasser gefüllte Untertasse gelegt, daß derselbe immer von

unten aus feucht erhalten werden konnte. Auf diese Weise ist es mir gelungen, einige Saamen zum Keimen zu bringen, obgleich erst nach dem sechsten Tage, während bekanntlich die Kresse schon nach 24 Stunden unter gewöhnlichen Verhältnissen sich entwickelt.

Der zu den Vegetationsversuchen verwendete amorphe Phosphor war durch kochende Salpetersäure vorher von einem sehr geringen Gehalt an Arsenik befreit worden, Spuren, welche indeß so unbedeutend waren, daß sie nur mittelst des Marsh'schen Apparates wahrgenommen werden und somit kaum der Vegetation schaden konnten.

Es darf daher angenommen werden, daß der dem animalischen Leben nicht schädliche amorphe Phosphor auf die Vegetation einen ungünstigen Einfluß ausübt, jedenfalls den Keimproceß wesentlich verzögert.

Sitzung der historischen Classe am 21 Januar 1854.

1) Hr. Landrichter Gerstner verlas einen Bericht des Frhrn. v. Hormayr über Leibnizens literarischen Nachlaß in Hannover, den derselbe zu Hannover im Jahre 1833 an das Ministerium, dieses an die Akademie eingesandt. Da schon Perß in Berlin über diesen Gegenstand Bericht erstattet, so hat dieser Vortrag zur Nachricht gedient.

2) Der zweite Reichsarchiv-Sekretär Herr Muffat trug über ein „Bündniß des Adels und der Städte zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen König Ludwig und seinem Bruder Rudolf im Jahre 1315“ vor. Die Classe beschließt, diesen Vortrag in die Denkschriften aufzunehmen.

Sitzung der historischen Classe am 18 Februar 1854.

1) Durch das Präsidium wurde unterm 15 Februar l. Js. der Classe eine Zuschrift des Herrn

Jšidor Proschko, k. k. Staatsbeamten und Sekretärs des Museums Francisco-Carolinum in Linz d. d. 10 Februar d. Js. sammt zwei Schriften als Geschenk für die hohe Classe zugesandt. Die eine ist der XIII. Bericht des besagten Museums. Linz 1853. 8; die andere hat Herrn Proschko zum Verfasser und ist betitelt:

„Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Ens, nach den besten Quellen bearbeitet und gemeinschaftlich geschildert u. Linz 1849. kl. 8.“

Die Berathung über diese Schriften wird einer künftigen Sitzung vorbehalten.

2) Hr. geheimer Rath v. Aretin erstattete mündlichen Bericht über den Zustand der topographischen Deckengemälde im k. Antiquarium, Namens der Commission, welche zur Untersuchung und Beurtheilung jener Gemälde ernannt worden war. Die Gemälde leiden mehr oder minder vom Mauerfraß. Das Bild des Schlosses des Herzogs Sigmund zu Manhosen ist bereits zu Grunde gegangen. Andern Bildern steht in Kurzem Aehnliches bevor.

Es wurde beschlossen, die Abzeichnung der Gemälde vornehmen zu lassen und die Zeichnungen dem Archive des Antiquariums zum Behufe der Mittheilung an diejenigen einzuverleiben, die davon einen wissenschaftlichen Gebrauch zu machen die Absicht haben.

3) Der zweite Reichsarchiv-Sekretär Hr. Muffat hielt Vortrag über ein geistliches Schauspiel, das im Jahre 1510 hier in München aufgeführt und auch hierorts in Quartformat und mit Holzschnitten gedruckt wurde. Der Titel ist:

„Von den angen Bericht des sterbenden Menschen.“

Die Classe beschloß, folgende kurze Notiz über dieses Schauspiel im Bulletin der Akademie zu veröffentlichen.

Unter Hinweisung auf Mone's Ausspruch, daß die Geschichte der Literatur noch der Bekanntmachung und Erklärung der alten Schauspiele bedürfe, weil das alte Drama gegenüber dem Epos und der Lyrik noch so wenig bekannt und gewürdigt ist, daß dieser Mangel eine auffallende Lücke in der Geschichte unserer Literatur bildet, machte der Verfasser auf ein geistliches Schauspiel aufmerksam, das in mehrfacher Hinsicht näher besprochen zu werden verdient. Denn nicht nur, daß es einen Bayern zum Verfasser zu haben scheint, ist es auch noch dadurch merkwürdig, daß es zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in München zur Darstellung kam, und in München auch gedruckt wurde, somit einen Beitrag zur Geschichte des Schauspielwesens und insbesondere zur Geschichte der Buchdruckerkunst in München liefert.

Auf den Inhalt dieser „Moralität“ übergehend, skizzirte er den leitenden Grundgedanken derselben, welcher dahin zielt, veranschaulicht zu machen, daß der Mensch stets so leben und handeln solle, um auf seinem Sterbebette mit Beruhigung auf seine Laufbahn zurückblicken und getrost dem Tode entgegensetzen zu können. Durch seinen Lebenswandel werde der Mensch sein eigener Richter, der nach Maafgabe seines Verhaltens auf dieser Welt sich selber das Urtheil spreche, welchen Lohn er jenseits zu erwarten habe.

Daher auch der Titel dieses Schauspieles:

„Von dem angen Gericht des sterbenden Menschen.“

Nach einer genauen Besprechung und Darstellung des Inhaltes einer jeden der vier Abtheilungen, in welche dasselbe zerfällt, wies der Verfasser nach, daß dieses Schauspiel in München wirklich zur Aufführung gekommen sei, indem dieses sowohl aus dem Titelblatte, auf welchem ausdrücklich bemerkt ist, daß diese „Exempel“ im Jahre 1510 zu München gehalten worden, als auch aus der Rede des ersten Precursor (jede Abtheilung wird nämlich durch einen Precursor eröffnet, welcher den Inhalt der nachfolgenden Darstellung kurz angiebt) hervorgeht, in welcher es heißt:

„Herumb so bitt wir herren, man unnd frauen,
 „Und alle so unns zu thund schauen
 „Ze wöllet schwingen mit stillem mut
 „Uns nemen mit dem andern für gut . . .“

Der Schluß dieses Vortrages lautet:

Hinsichtlich des Ortes und der Einrichtung des Schauspielplatzes giebt der Druck dieses Stückes nicht die geringste Andeutung, man müßte denn annehmen, die beigegebenen, ziemlich rohen Holzschnitte sollten denselben versinnlichen. Jedenfalls waren die dabei angewendeten scenischen Hilfsmittel ganz einfach; denn so wird z. B. die Seele des sterbenden Menschen, welche der Engel aufnimmt und vor Gott führt, durch ein Knäblein dargestellt, welches verborgen unter der Decke des Sterbenden lag, und bei dessen Abscheiden von dem Engel daraus hervorgezogen wurde.

Auch über den Verfasser dieses geistlichen Schauspieles fehlt jedwede Kunde; bekannt ist aber, daß damals in München die Kunst des Meistergelanges in hoher Blüthe stand, weshalb die Möglichkeit nicht ferne liegt, daß ein hiesiger Meisterfänger der Urheber desselben sei, und damit nicht ohne Einfluß auf Hans Sachs' Ausbildung blieb, der ja selber bekennt, sein erstes Gedicht habe er gemacht:

„Zu München als man zelt zwar
 „Fünfftzehenhundert viertzehen Jar
 „Halff auch daselb die Schul verwalten
 „Ihet darnach auch selber Schul halten . . .“

Was endlich den Druck dieses Schauspieles betrifft, befindet sich das einzige bisher davon bekannte Exemplar auf der an solchen literarischen Seltenheiten überaus reichen hiesigen königlichen Hof- und Staatsbibliothek.

Es enthält 46 Quartblätter mit Holzschnitten, die sich mehrmal wiederholen. Der Titel selber ist in Holz geschnitten und lautet:

Got zu lob dem menschen zu besserung sind
 diese figur vnd Exempel vom angen gericht
 vnd sterbenden mesche zu munichen gehalten
 worden. 1.5.1.0

Auf der Stirnseite des letzten Blattes heißt es:
 Hye enndet sich das büchel von dem angen
 gericht des sterbenden menschen, mit Exempel vnd
 figuren.

Gedruckt zu München von mayster hannssen schobffer Anno &c. im zehenden jare. Am freitag vor Marie Magdalene.

Darunter folgt dann das bayrische Wappen.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe
am 14 Januar 1854.

Herr Professor Haneberg legt derselben eine Grammatik und ein Lexikon der Dschipue-Sprache von Baraga vor, (die Grammatik ist schon 1850, das Wörterbuch 1853 gedruckt zu Detroit in Nordamerika), und knüpft daran Bemerkungen über den Charakter der Sprache und das Verdienstliche jener Arbeit.

Derselbe theilt folgende Bemerkungen über die von der sunnitischen Norm abweichenden Lehren des Scheich Ibn Arabi und dessen Schriften mit.

Das bibliographische Lexikon von Hadschi Chalfa hat den Scheich Ibn Arabi nicht nur als fruchtbaren Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts der Hidschra öfter genannt, sondern ihn in einer Art charakterisirt, welche Aufmerksamkeit erregt. Ibn Arabi wird dort nämlich als ein Lehrer bezeichnet, dessen Schriften kaum mit dem rechtmäßigen Islam in Einklang zu bringen wären.

Dieser Wink mußte um so mehr zu einer nähern Untersuchung antreiben, da sich zeigte, daß bereits Zeitgenossen Ibn Arabi's ähnlich von ihm urtheilten.

Ibn Mogaizil z. B. giebt nicht nur selbst zu erkennen, daß er die Schriften Ibn Arabi's für gefährlich halte, sondern er führt Stimmen von Zeitgenossen desselben an, die ihn geradezu als Atheisten (زندیق) bezeichnen.¹⁾ Leider versäumen es diese strengen Richter insgesammt, näher anzugeben, worin denn die Abweichungen bestanden,

welche so harte Urtheile veranlaßten. Will man dieser Sache auf den Grund kommen, so müssen die Schriften des Scheich, besonders seine „Siegelringe“ oder „Krystalle“ durchmustert und mit der Norm des Islam verglichen werden.

So mühsam diese Untersuchung ist, so möchte sie doch nicht ohne Gewinn für die Geschichte sein, wenn anders diese sich auch um Ideen zu kümmern hat, welche in weiten Kreisen eine Macht geübt, oder gegen bereits zur Herrschaft gelangte Ideen mit einigem Erfolge gekämpft haben.

Ueber die Lebensverhältnisse des merkwürdigen Scheich geben die gewöhnlichen biographischen Werke keinen Aufschluß.²⁾

Bei Ibn Chalikan findet sich zwar die Biographie eines Ibn al Arabi aus Andalusien (Nr. 6), welcher als Schüler von Gasali eine sufische Tendenz verfolgte und als Gesandter am Hofe des Mowahaden-Sultans von Marokko um 1248³⁾ starb, aber er ist von unserm Mohjieddin Ibn Arabi verschieden, obwohl, wie es scheint, Ibn Chalikan Einiges aus dem Leben des Letzteren in das des ersteren übertragen hat. Nawawi und Sobki (mittlere tabakat) geben keinen Aufschluß.

2) Herr von Hammer hat bei der kurzen aber schätzbaren Notiz, welche er über Ibn Arabi der Geschichte des osmanischen Reiches einwebte (Bd. I. S. 770. Zweite Ausg. 1834), ungenannte Quellen benützt.

3) Hammer, Gemäldesaal III. Bd. S. 191.

Dieser Scheich heißt Ibn al arabi; dagegen der von uns beleuchtete: Ibn Arabi bei Ibn Mogaizil, al arabi in der Rehmischen Handschrift 19.

In der Bulaker Ausgabe heißt er auch einfach: Arabi; z. B. S. 5 Z. 3. S. 590 unten.

Tezkeret ul hikem. Bulak 1837 schreibt S. 296 ibn Arabi, S. 126 Mohji-ed-din al-arabi.

(Schluß folgt.)

1) Cod. Rehm. 53 f. 121 ff.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. April.

Nro. 45.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß des Bulletin Nr. 12.)

Herr Professor Hanneberg: Ueber die von der sunnitischen Norm abweichenden Lehren des Scheich Ibn Arabi und dessen Schriften.

Bei solcher Armuth an sichern Nachrichten sind wir auf die zerstreuten Notizen angewiesen, welche sich in den Werken Ibn Arabi's finden und auf die höchst schätzbaren Mittheilungen, welche Ibn Mogaizil in einer für die Geschichte des Eufismus wichtigen Handschrift macht.

Das Wenige, was wir auf diese Weise mit Sicherheit über Ibn Arabi erfahren, reicht indessen vollkommen hin, um auf die wichtigsten Seiten seiner Lehre Licht zu werfen; wir erfahren nämlich, daß er sich in einem ebenso manigfachen Wechsel von Ländern, Sitten und Anschauungen herumtrieb, wie seine Schriften eine Mischung von weither zusammengesetzten Gedanken darbieten.

Mohjieddin Abu Abdallah ibn Mohammed ibn Ali ibn Achmed (Mohammed)⁴⁾ ibn Arabi ist nach Ibn Mogaizil i. J. 560 d. H. 1164 in der andalusischen Stadt Murcia geboren. (Ibn. Mog. f. 121.)

Seine Jugend fällt demnach in jene Zeit der

(4) Diesen Hauptnamen finde ich außer bei Herbelot nur noch in dem Divan Cod. par. arab. 1453.

angestrengtesten Kämpfe, welche den kühnen Aufschwung der Mohwaheden-Dynastie begleiteten.

Nach Ibn Mogaizil machte er umfassende Studien, namentlich bei Ibn Paschkwal (بشكوال)⁵⁾. Er widmete sich der Rechtskunde und folgte, wie fast alle Angehörigen des maurischen Spanien und Nordafrikas, der Schule Ibn Maleks⁶⁾.

Er sei dann auf Reisen gegangen und habe sich namentlich längere Zeit in Rum (روم) d. h. in Kleinasien aufgehalten⁷⁾. Endlich habe er sich dem Leben der Eufis gewidmet.

Nach einer Stelle in den „Kry stallen“ befand er sich i. J. 1190 (586) in Kordowa⁸⁾; zehn Jahre später, nach einer von Ibn Mogaizil aufbewahrten Selbstangabe (597 — 1200) in Chariach⁹⁾.

Geraume Zeit später (1215, H. 611) finden wir ihn in Mekka¹⁰⁾ und zwar nicht bloß in der

5) Daß nach Mogaizil f. 121. b. derselbe Paschkwal (Pascalis?) Lehrer Ibn Arabi's ist, der nach Ibn Chall. Nr. 6 für Ibn al Arabi eine Autorität war, ist wohl nichts als eine Namensverwechslung.

6) Letztern Umstand hebt der Commentar der Bulaker Ausg. der Fohuß hervor.

7) *وسكن الروم مدة* Ibn Mog. f. 121. b.

8) Cod. Rehm. 19. f. 61.

9) Ibn Mog. f. 121 |ب. بخاريه. Ich wage ohne

Hilfe einer zweiten Handschrift keine Bestimmung.

10) Cod. arab. bibl. paris. fond. anc. Nr. 1453 c. f. 11. Im Jahre 615 war Ibn Arabi schon wieder von Mekka fort. S. Flügel, Dschordschani praef. p. V. Daß die „Eröffnungen von Mekka“ vor

Weise schnell vorüberziehender Pilger, sondern für längere Zeit. Während seines Aufenthaltes an der Caaba verfaßte er ein Werk, das er „Mekkanische Eröffnungen“ nannte.

Die angegebenen Punkte, welche er berührt hat, setzen natürlich eine Wanderung durch verschiedene Länder voraus. Namentlich mag er in Aegypten längere Zeit verweilt haben. Seine Beziehung zu Ibn Faridh und El-Schadili läßt dieses voraussetzen. Sein Aufenthalt in den verschiedenen Ländern war kein isolirter, er verschmähte es nicht in der Fremde zu lernen, obwohl er dabei von einem mysteriösen Geschnacke geleitet war. Er eignete sich manche Notiz aus den verschiedenen Sprachgebieten an, die er durchstreifte, um nicht in Rücksicht auf die mir vorgekommenen Worterklärungen die Behauptung zu wagen, daß er gegen die Gewohnheit seiner Glaubensgenossen fremde Sprachen gelernt habe. Spuren von einer Kenntniß des Koptischen finden sich z. B. in einer originellen und ganz richtigen Erklärung des Namen Moses¹¹⁾; ebenso einzelne Formeln aus dem Indischen und Altperasischen¹²⁾ einerseits und dem Griechischen¹³⁾ andererseits. —

Daß er von nicht moslimischen Religionen vorzüglich die jüdische und christliche kennen zu lernen Gelegenheit hatte, versteht sich von selbst; daß er diese Gelegenheit, wenn auch nicht gründlich, doch weit mehr als die große Menge seiner Glaubensgenossen benutzte, beweisen seine Schriften.

Den Schluß seiner Irrfahrten machte er durch seinen längern Aufenthalt in Damaskus, wo er etwa 80 Jahre alt i. J. 1240 (638 nach Herbe-

den „Siegelringen“ oder „Krytallen“ geschrieben sind, sagt Cod. Rehm. 29 f. 166 a. unten.

11) Cod. 19. f. 146 a. Man fand ihn bei einem Baume im Meere; da nannte ihn Pharao „Mosa“.

12) Cod. 839 anc. paris. f. 201. *والموهو الماء بالتبطينة والسبا مو الشجر*
انبرت كند يعنى

وما الحيوة (هوم) und um (اوم).

13) 3. B. اذيسر Acther.

lot S. 121) starb und wo wir ihn bereits i. J. 1229 (627) finden.

Seine Schriften sind sehr zahlreich. Sie sind theils in Prosa, theils in Versen geschrieben. Ihr Inhalt gehört größtentheils der Sufilehre an. Gedruckt ist davon in Europa nichts, als eine kurze nur wenige Blätter umfassende Zusammenstellung von Ausdrücken aus dem Gebiete der Sufiliteratur. (Dschordschani definitiones ed. Flügel 1845.) Das bei weitem berühmteste seiner Werke ist jenes, welches er *فُصُورُ الْحَكِيمِ* nannte.

Es giebt eine Menge Commentare darüber. Abschriften sind häufig; eine correcte, aber flüchtig geschriebene gehört dem Stifte St. Bonifaz¹⁴⁾. In Bulak bei Kairo ist das Werk in Druck erschienen¹⁵⁾ mit einem sehr weitläufigen türkischen Commentar. Ich habe diese Ausgabe benützt und gefunden, daß der Commentar in sofern von geringem Werthe ist, als er sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Uebereinstimmung der Lehre Ibn Arabi's mit dem sunnitischen Lehrbegriffe nachzuweisen. Doch enthält er gute Lesarten und manchmal sprachliche Erklärungen.

Bedeutend für die Beurtheilung der Lehre Ibn Arabi's ist die poetische Schrift: „die große Wallfahrt“. Doch beruht die Annahme der genannten Autorschaft lediglich auf der in der Anmerkung dargebotenen Combination¹⁶⁾.

Nächst den „Siegelringen“ oder „Krytallen“

14) Es ist Codex Rehm. 19, nach welchem ich citire.

15) Daß sich diese Ausgabe auf der k. Staatsbibliothek vorfinde, wurde mir von Hrn. Prof. Jos. Müller freundlichst mitgetheilt.

16) Cod. Rehm. 6 enthält den Diwan des Muhammed Wefä. Auf die kleineren Gedichte, welche da von f. 1 — 111 stehen, folgt bis f. 161 eine große Kaside von mehr als 1000 Versen. Sie hat die Ueberschrift:

*وهذه التايبة المباركة المسماة بلحج
الاكبر*

Diese Tajah ist nicht die berühmte des Ibn Faredh, Auch hat sie nichts mit jener tajah gemein, welche S. Chalfa außer der des Ibn Faredh aufführt.

Der Name *الحج الاكبر* „die große Welt-

sind die mekkanischen Eröffnungen, aus welchen sich im Commentar der Bulaker Ausgabe viele Auszüge finden, das bedeutendste Werk Ibn Arabi's. —

Bei einer Durchmusterung der wichtigsten Schriften dieses Scheich hat sich neben Vielem, was allgemein fufisch ist, auch vieles gezeigt, was originell, anderes, was gegenüber dem normalen Islam kühn und neu ist, aber diesem geradezu widerspricht.

Die wichtigsten Abweichungen bestehen in Folgendem: Ibn Arabi widerspricht der scholastischen Trennung der göttlichen Attribute von den Eigenschaften der Schöpfung (الصفات): er faßte das göttliche Wesen geradezu als Weltseele. — Mit dieser Versenkung Gottes in der Welt und der Welt in Gott geht — und das tritt bei Ibn Arabi ganz besonders hervor — ein Divinationswesen Hand in Hand, worin man auf den ersten Blick wohl nur etwas erkennen möchte, was eines so sehr nach Selbständigkeit ringenden Geistes ganz unwürdig wäre.

Wer sollte es glauben, daß derselbe Ibn Arabi, welcher sich von den Fesseln der arabischen Scholastik frei zu machen verstand und sich im Gegensatz zu toden Schulwiffereien eines lebendigen Wissens und unmittelbarer Anschauung rühmte, einen großen Theil seiner Berühmtheit im Oriente dem Umstande verdankt, daß er Meister in der Astrologie und einer eigenthümlichen Berechnung der Zukunft war, welche علم الزايرجة — etwa Punctirkunst — heißt.

Die Berechnung der Zukunft wurde in einer

fabret“ kann auf die Spur führen. Nämlich H. Chalfa kennt (III. S. 18 nr. 4411) eine Kaside العلم العظيم, die er groß nennt. Er schreibt sie dem Scheich Mohji-eddin ibn Arabi zu. Lesen wir bei H. Ch. statt العلم العظيم, was einzig zu العلم العظيم im Mosa paßt, so stimmen die Titel überein.

Zur Gewißheit wird diese Combination dadurch, daß Cod. Rehm 53 b. 128 العلم العظيم „die größte“ als Schrift vom Mohji-eddin angeführt wird — wenn diese nicht prosaisch ist.

solchen Ausdehnung getrieben, daß man förmliche Chroniken der Zukunft verfaßte, worin die Schicksale einzelner Reiche und Dynastien verzeichnet waren. Auch die Reiche des Islam hatten ihre sibyllinischen Bücher. Eines der schönsten Exemplare bewahrt die Bibliothek von Brüssel.

Die Berechnung, worauf diese Orakel beruhen, mag nun freilich vielfältig in gedankenloser Anwendung vorliegender Normen getrieben worden sein. Aber die Normen selbst und der Glaube an die ganze Sache beruht auf der Vorstellung, daß die Welt unmittelbar und in allen Theilen nicht nur ein göttliches, mathematisch bestimmtes Gesetz, sondern das ganze göttliche Gesetz in sich trage. Eine Berechnung der Zukunft hat dann einen Sinn, wenn ohne Dazwischentreten überweltlicher, neuer Einwirkungen eines persönlichen und allmächtigen Wesens die Erscheinungen im Einzelnen das Ergebnis von Kräften purer Nothwendigkeit sind. Ist das Göttliche die Weltseele, so liegt der Reiz zu weissagendem Calcul nahe. Ibn Arabi ist sich selbst nicht untreu geworden, wenn er solchen Calcul betrieb. Er ist in diesem Fache eine der höchsten Autoritäten.

Die biblioth. imper. zu Paris bewahrt eine Handschrift, worin unter Voranstellung seines Namens großentheils in oratorischer schwebender Haltung, doch oft mit chronikenhafter Genauigkeit die Zukunft und zwar insbesondere die des osmanischen Reiches bestimmt wird¹⁷⁾.

Obwohl diese Divination seit dem 13 Jahrh. sehr beliebt wurde und die Begründer der osmanischen Herrschaft in Kleinasien sich von Adepten dieser Kunst den Weg zu ihren Siegen vorzeichnen ließen¹⁸⁾, so galt doch nach dem normalen Bekenntnis des Islam zur Zeit Ibn Arabi's diese Berechnung als Verleugnung des wahren Glaubens¹⁹⁾. Will man die hier versuchte Verbindung der Divination mit den pantheistischen Anschauungen von

17) Cod. arab. suppl. 856. f. 86. a. ist angekündigt, daß i. J. 1290 d. H. die Leuchte des Islam auflöschen werde. Wir befinden uns i. J. 1270 d. H.

18) S. Muradgea d' Ohsson, tableau gén. t. I. S. 349 ff. Kleine Ausgabe.

19) Man sehe Nesefi's Glaubenslehre (عتايد). Das. S. 332.

Gott als der Weltseele nicht gutheißen, so wird das Problem, welches die Lehre und das Wirken Ibn Arabi's darbietet um eine Schwierigkeit größer; es ist nämlich dann einerseits zu erklären, wie eine förmliche Hieromantie neben einer von der herrschenden Scholastik verworfenen Lehre über das höchste Wesen in den Islam habe eintreten können.

Viel größeren Anstoß mußte indeß anderes erregen, was in Ibn Arabi's Werken sich zeigt, nämlich die Lehre, daß alle Religionen wesentlich gleich seien. Er steht mit dieser Lehre nicht allein, aber einerseits gehört er zu den ersten, die, obwohl exoterisch der Sunna angehörig, sie esoterisch vortrugen, und dann ist die Art und Weise seiner Würdigung der verschiedenen religiösen Systeme und mitten darunter des Islam und seines Stifters originell. Während er in Christus den Geist des Lebens incarnirt sieht, der durch alle Schöpfung weht und wirkt, erweist er dem Muhammed die zweideutige Ehre, Repräsentant des geheimnisvollen Sinnes der Frauenliebe zu sein. Er rechnet die geistigen Menschen aller Stämme zum achten Islam (Cod. Rehm 6. f. 136). Auch die Heiden beten im Grunde den wahren Gott an, u. s. w.²⁰⁾ Wie immer solche Grundsätze sich verkleiden mochten, sie mußten in jeder Gestalt den Moslim von altem Schlage alarmiren.

Dazu kommt die ungewöhnliche Kühnheit, womit Ibn Arabi in seinen poetischen Schriften ehrwürdige Dinge, wie die Thorah von Moses, zum Spiele sehr sinnlicher Schilderungen verwendet²¹⁾; obwohl ich hierauf kein großes Gewicht legen möchte, da die Aechtheit des unter Ibn Arabi's Namen uns aufbewahrte Gaselen-Divans nicht feststeht.

Immerhin ist Ibn Arabi zu einer Zeit, wo

20) Die Belegstellen, welche beim mündlichen Vortrage mitgetheilt wurden und wohl noch eine Vermehrung erfahren werden, können hier in diesem Auszuge nicht Platz finden.

21) Dieß geschieht in dem Divan Cod. paris. arab. 1453 anc. am Schluß: نبت التصايد... عن كلام سيدنا محيي الدين ابن العربي الطائي الحاتمي. Mitten in der Sammlung sagt der Verfasser:

die Zaubermusik der Mesnevi = Verse Dschelaled-din's noch das Ohr der besonnenen Wächter der Islam-Lehre nicht bestochen hatte, mit Lehren aufgetreten, welche dem alten Islam in wesentlichen Punkten widersprachen.

Wie es gekommen sei, daß solche Lehren geduldet und ihr Urheber sogar vom Sultan Selim I. mit einem schönen Grabdome²²⁾ vor allen Moslimen königlich geehrt wurde, hat der Vortrag zu erklären gesucht. Die weissagende Hülse, welche Ibn Arabi — und seine (?) kleinasiatische Schule²³⁾ — dem heranwachsenden Geschlechte der osmanischen Sultane erwies, mag zu den sichersten Elementen der gegebenen Erklärung gehören.

Vielleicht gehörte die Lehre Ibn Arabi's zu den providentiell beschützten Gährungsstoffen, welche den Islam durchdringen mußten, bis er seine Sendung erfüllt haben würde.

... اوعدت علي عندها في كتاب وسينة بالخصوص

Er giebt sich also als Verfasser der „Siegelringe“ zu erkennen. Doch muß man billig daran Anstoß nehmen, daß die leichtfertigen Gedichte dieser Sammlung i. J. 611 (1215) in Mekka geschrieben sein wollen. Wie konnte damals das Buch der „Siegelringe“ citirt werden, da dieses 14 Jahre später in Damaskus geschrieben wurde? Ich gebe mich immer mehr der für Ibn Arabi ehrenvollen Vermuthung hin, daß der Verfasser des eben angeführten Divans den Namen des berühmten andalusischen Scheichs mißbeachtet habe, um seine Verse in Umlauf zu setzen. Auch das erregt Anstoß, daß hier ابن العربي mit dem Artikel geschrieben wird, während in den zuverlässigeren Quellen entweder العربي

oder ابن عربي, oder عربي erscheint. In der Nichtbeachtung dieser Kleinigkeit verräth sich vielleicht der spätere Verfälscher.

22) Sieh von Hammer, Geschichte des osman. R. I. S. 795.

23) Muradgea d'Ohsson I. S. 349 Kleine Ausg. Hammer, Gesch. des osm. R. I. S. 65 u. 770 II. Ausg. Pesth. 1834.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. April.

Nro. 46.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am
11. Februar 1854.

- 1) Hr. Rector Halm legt seine Ausgabe des Florus und den ersten Theil des zweiten Bandes des von ihm in Gemeinschaft mit Professor Baier besorgten Cicero vor, mit näherer Angabe dessen, was in beiden Werken für Verbesserung der Texte geleistet worden ist.
- 2) der Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften legt der Classe vor:
 - a) einen Gypsabguß des von ihm in den Denkschriften der Akademie V. Bd. II. Abth. p. 107 sq. beschriebenen silbernen Gefäßes;
 - b) einige große und massive bronzene Spanzgen mit eingebogenen Enden, welche im sogenannten Teufelsgraben bei Holzkirchen bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues gefunden wurden, deren Bestimmung bis jetzt noch nicht ermittelt worden ist.
- 3) Hr. Professor Prantl berichtete über einen Abschnitt seiner in Bälde erscheinenden Geschichte der Logik, und zwar zunächst über jenen Theil derselben, welcher die Entwicklung der Logik nach Aristoteles bis zum Schlusse

des Alterthums betrifft. Folgendes ist ein Auszug des Berichtes.

Die Geschichte der Logik hat außer dem wissenschaftlichen Interesse, welches jeder Zweig der Culturgeschichte für sich in Anspruch nehmen muß, auch noch den Neben-Erfolg, daß sie schlagend den Unwerth und die Bodenlosigkeit der formalen Schul-Logik erweist, wofern unter Kennern ein solcher Nachweis noch nöthig scheinen kann, nachdem von der Theorie aus die wissenschaftliche Berechtigung jener sogenannten „Logik“ schon seit geraumer Zeit verneint ist.

Insoferne in unserer abendländischen Culturgeschichte der Verlauf der Logik auf das griechisch-römische Alterthum als seine Quelle zurückführt, ist in letzterer Beziehung der Grundgedanke, welchen die Geschichte der Logik nachweist, folgender: Bei den Griechen ist es der dieser Nation angeborne Hang zum Rhetorismus, aus welchem die ersten Veranlassungen einer Logik in jener Zeit fließen, in welcher der Sinn überhaupt sich von den Kosmogonien und der hieraus erwachsenden Naturphilosophie sich abwendet und den practischen Interessen des menschlichen Subjectes folgt. Aus der Sokratischen Forderung, welche diesem Betriebe der Sophisten entgegentrat, erhob sich die platonisch-aristotelische Philosophie, welche in der Festhaltung und Gliederung des Gegensatzes zwischen dem Dialektischen und Apodeiktischen im Stande war, ein Princip der rhetorisch-logischen Technik aufzustellen, durch welches die Logik in innigem wissenschaftlichem Verbande mit der Philosophie überhaupt oder mit der sogenannten Metaphysik ihr wahres Leben und ihren

wahren Werth erweisen konnte. Unmittelbar aber nach diesem Aufblühen der antiken Speculation zu ihrem Höhepunct brach die Spannkraft des griechischen Geistes in sich zusammen und fiel gänzlich in den alten Erbfehler des Rhetorismus zurück, so daß auch alle Benützung der platonisch-aristotelischen Lehren in der Secten-Philosophie nur die Unfähigkeit jener Zeit in philosophischem Verständnisse bezeugt. Kurz, wie die Logik aus der Rhetorik entsprossen war, — allerdings kann man fragen, ob dies überhaupt der wirkliche Ursprung derselben sei —, ebenso gieng sie wieder in die Rhetorik zurück, und dieser Abhub der Cultur einer Nation, welche ohnedies zu frivolem Leichtsinne des Theoretisirens und des Doctrinarismus geneigt war, wurde dann auf Jahrhunderte hinaus in der sich bildenden formalen Schul-Logik die speculative Natur der Jugend.

-Sene Verschlechterung nun der aristotelischen Logik, welche in einem Verluste des Zusammenhanges mit den obersten philosophischen Principien und in dem Aufwande eines hiemit völlig particularen Scharffsinnes sowie in der Sucht nach Handgreiflichem und Katechismus-artigem beruht, zeigt sich schon bei den nächsten Schülern des Aristoteles, den älteren Peripatetikern. Wenn auch Theophrast und Eudemus überwiegend sich nur als Commentatoren der Schriften ihres Lehrers bethätigten, und hiedurch bis ins Mittelalter ein zäheres Leben und eine schulmäßigere Reinheit der aristotelischen Lehre veranlaßten, so zeigen sie hiebei doch schon in Bezug auf die Methode eine oft auf's Aeußerste und bis zum Unfuge getriebene Distinction der vieldeutigen Bezeichnungen und in Bezug auf das Princip ein ausschließliches Ausgehen von der äußeren grammatischen Form des Urtheiles mit Vernachlässigung und Mißkennen des Begriffes und seiner Bedeutung. So liegt bei ihnen das Verderbniß der Logik allerdings mehr in einer unbewußten Schwäche der philosophischen Anschauung Betreffs einer einheitlichen Systematik des Wissens, als darin, daß sie irgend eine selbständige Grundüberzeugung über Wesen und Bedeutung der Logik gehabt hätten. Die Quellen, aus welchen wir die Kunde dieser Degene-

ration der Logik schöpfen, fließen, wenn auch zerstreut, doch weit zahlreicher, als man glauben möchte, und es läßt sich mit nur einiger Combination mit ziemlicher Sicherheit von Einem auf Anderes schließen, so daß die Einsicht erwächst, daß die ersten Keime der formalen Auffassung und Gestaltung der Logik bereits hier vollständig vorliegen. Es wird nämlich zunächst in der Lehre vom Urtheile das für die Bedeutung des Begriffes so wichtige Verhältniß der Inhärenzien und Attribute vernachlässigt, und die Stellung der Negation im Satze nur äußerlich grammatisch aufgefaßt; sodann in jenen Functionen des Urtheiles, welche für die Syllogistik von Wichtigkeit sind, nämlich in der Umkehrung und Modalität, begegnen wir einer schon völlig schulmäßigen Fassung des Lehrsatzes, daß das allgemein verneinende Urtheil rein umkehrbar sei, wobei ausdrücklich die tiefe Begründung, welche Aristoteles hiefür gab, verschmätzt wird; und bei der Modalität wird mit ausgesprochener Aenderung des aristotelischen Begriffes der Möglichkeit diese von dem Verkehre mit der Nothwendigkeit völlig abgeschnitten, so daß nur die formale Geltung dieses modalen Verhältnisses übrig bleibt, und daher in der Umkehrung der Möglichkeits-Urtheile sogar gegen Aristoteles polemisirt wird. Den gleichen schlechthin formalen Charakter hat es auch, wenn Theophrast in der eigentlichen Lehre vom Syllogismus bei der ersten Figur die Zahl der vier aristotelischen Schluß-Modi durch eine bloß tändelnde Umkehrung des Schlusssatzes oder Umkehrung und Vertauschung der Prämissen auf neun erhöht, wobei nämlich die in der Scholastik sogenannten indirecten Syllogismen entstehen; ja selbst groß und durchgreifend ist die Differenz dieser ersten Peripatetiker von Aristoteles in der Lehre von jenen Syllogismen, welche aus Combinationen von Nothwendigkeits- und Möglichkeits-Urtheilen entweder unter sich oder mit Urtheilen des Stattfindens bestehen; hier nämlich wird um jeden Preis schon der formale Grundsatz *Conclusio sequitur partem debiliorem* überall durchgeführt, wobei die klarsten Beweise dafür sich ergeben, wie hohl und bloß formell nicht nur, wie oben bemerkt, die Möglichkeit, sondern auch das Urtheil des Stattfindens bereits gefaßt wurde, und wie sehr die Bedeutung der aristotelischen objec-

ctiv real den Dingen inwohnenden Möglichkeit, Nothwendigkeit oder Wirklichkeit verloren gieng. Auch die Entwicklung der Lehre vom hypothetischen und disjunctiven Schlusse, welche dem Theophrast und Eudemos gewöhnlich zum besonderen Verdienste angerechnet wird (gerade als hätte sie Aristoteles vergessen!), beruht auf dem gleichen Uebergewichte des äußeren formalen Charakters der Urtheile, wenn sie auch von dem Blödsinne der Schul-Logik in diesem Gebiete noch weit entfernt ist. Es werden nämlich bei Theophrast und Eudemos die formellen Bedingungen untersucht, unter welchen eine Voraussetzung, die dadurch etwas Unbestimmtes an sich hat, daß sie entweder in einem Conditional- oder in einem disjunctiven Satze besteht, durch die „Hinzunahme“ einer bestimmten als factisch feststehenden Aussage zu einem bestimmten Resultate entweder für die Apodosis des Conditional-Satzes oder für die Geltung eines Gliedes der Disjunction gebracht werden könne. Und so werden außer den Syllogismen *κατὰ πρόκλησιν*, welche eine eigenthümliche Mittelstufe zwischen den kategorischen und den Voraussetzungs-Schlüssen bilden, und außer den *δι' ὅλον ὑποθετικοί*, in welchen die Conditional-Form auch im Schlusssatze bestehen bleibt, fünf Figuren der Syllogismen *κατὰ μετάλησιν*, d. h. der eigentlichen Voraussetzungs-Schlüsse entwickelt; eine Nebenart derselben sind die sogenannten Qualitäts-Schlüsse (*κατὰ ποιότητα*), nämlich Schlüsse *ἀπὸ τοῦ μᾶλλον*, *ἀπὸ τοῦ ἥττον*, *ἀπὸ τοῦ ὁμοίου*. Und wenn sich nun für diese Erweiterung der Syllogistik mit Sicherheit die betreffende Stelle der aristotelischen ersten Analytik bezeichnen läßt, wo Theophrast sie einfügte, so fehlt es auch nicht gänzlich an Notizen, welche die zweite Analytik betreffen. Ein reicheres Material aber hinwiederum mußte sich für die mehr rhetorische Richtung des Theophrast und Eudemos auf dem Gebiete der Logik ergeben; und es läßt sich wohl mit Bestimmtheit nachweisen, daß in der Theophrastischen Behandlung der Logik die ersten Keime der *Quinque voces* des Porphyrius liegen.

Von den Epikureern hat die Geschichte der Logik wenig zu berichten; ihre „Kanonik“ diente nur den praktischen Zwecken der Sensualtheorie; eh-

renwerth aber ist, daß sie auf die in der Sprache liegende Festigkeit und Bestimmtheit viel Gewicht legten, sowie daß sie gegen das von den Stoikern formal gefaßte principium identitatis zum Aergernisse Cicero's Verwahrung einlegten. Hingegen bei den Stoikern, welche in der ausschließlich praktischen Tendenz der Philosophie mit den Epikureern zusammentreffen, liegt jener Rückfall der Logik in die subjectiv praktische Rhetorik der vorsokratischen Zeit am ausgesprochensten zu Tage. Sie nehmen die Logik als Theil, nicht als Organon der Philosophie, da ihnen natürlich alles Wissen ebenso zusammengehörig sein mußte, wie ihre pantheistische Anschauung es forderte; aber der stoische Pantheismus ist im Dienste des menschlichen Handelns, und daher sind alle stoischen Angaben über das Princip der Dialektik, welche die Form der Wissenschaft entwickeln soll, höchst leichtfertig, was um so empörender ist, da sie die platonisch-aristotelische Philosophie nicht bloß vor sich liegen hatten, sondern auch getreulich ausschrieben, sowohl die Natur-Philosophie als auch die Logik, natürlich beides kopflos, da sie die principielle Differenz gar nicht bemerkten. Alles Geschwätz der Stoiker über *πρόληψις* und *κοινὰ ἔννοια* ist völlig unphilosophisch, aber für die Geschichte der Logik darum von großer Bedeutung, weil hier ausgesprochener Weise in der Lehre von den *λεκτά* (dem unbegriffenen Standpuncte der platonisch-aristotelischen Dialektik) und in den Unterschieden von *σημαίνόμενον* und *γωνή* die erste Quelle des mittelalterlichen Nominalismus vorliegt. So beruht die Entartung der Logik innerhalb der Stoa nicht mehr auf bloßer unbewusster Schwäche der Speculation wie bei den älteren Peripatetikern, sondern auf einem völligen Nichtvorhandensein eines logischen Principes überhaupt, und die Logik wird hier positiv scholastisch-rhetorisch. So werden die Kategorien zu schulmäßigen allgemeinsten Fächern gemacht und höchst bequem als die obersten objectiven Gattungen (*γενικώτατα*) betrachtet, mit der ausgesprochenen Absicht, die aristotelischen Kategorien zu vereinfachen; wobei dann natürlich für die Logik die Entfremdung vom realen Leben des Begriffes den Einfluß hat, daß einerseits bereits hier der hohle und leerste Begriff „Etwas“ (*τι*), bei wel-

dem man sich gerade gar Nichts mehr denken kann, als das oberste Allgemeinste erscheint, und andererseits die geforderte Zurückführung aller Begriffe unter die höchsten Gattungen zu dem geistlosesten Fächerwerk der Division und Subdivision u. führt. Außerdem ferner gilt jene hohle Allgemeinheit als das „Einfachste“, und so wird die Lehre von den Begriffen als die Lehre von dem Einfacheren nun vorausgestellt; so haben wir es der Stoa und unserem vom Mittelalter geerbten Schulpedantismus zu verdanken, daß dieser Widersinn einer Vorausstellung des Begriffes vor dem Urtheile noch heutzutage in der Logik einheimisch ist. Die stoische Lehre vom Urtheil zeigt ganz natürlich den äußersten Formalismus in Behandlung der Negation, woraus die Spielereien mit Conträr und Contradictorisch entstehen, und außerdem eine lächerliche Sucht, die Zahl aller möglichen Combinationen von Urtheilen zu erschöpfen (für das bejahende Urtheil soll es 101,049, und für das verneinende 310,952 Combinationen geben, — wirklich Schade, daß gewisse „Logiker“ diese Untersuchungen nicht weiterführten!). In der Syllogistik wurde ein Hauptgewicht auf die von den Peripatetikern eingeführten Voraussetzungs-Schlüsse gelegt, und es zeigen sich hier die ersten Spuren des formal gefaßten principium causalitatis, sowie für das kategorische Urtheil mit dem principium identitatis et contradictionis schon gar schrecklich Ernst gemacht wird. Uebrigens ist auch hier der disjunctive Schluß ebenso wenig wie bei den Peripatetikern eine eigene dem hypothetischen coordinierte Species, sondern fällt noch als die eine Abtheilung unter die Voraussetzungschlüsse; ganz eigenthümlich aber ist das Verhältniß und die Stellung dieser letzteren überhaupt zu den kategorischen Schlüssen. Außerdem werden sehr viele Tändeleien in der Syllogistik mit den Fangschlüssen aller Art erwähnt, und es nehmen die Stoiker den ganzen Schatz dieser rhetorischen Kunststücke, wie er schon bei den Sophisten und den Megarikern sich zum Theile ausgebildet hat, förmlich in die Theorie auf, indem sie für jede mögliche Form einen technischen Ausdruck aufstellen. So gestaltet sich hier ein Interesse der Rhetorik an der Logik (Cicero's Topik), und in die Geschichte der letzteren tritt Manches aus dem Gebiete der

ersteren ein, sowie an die Auffassung der *γωνή* sich Grammatisches anlehnt. — Die spätere Stoa, z. B. Epiktet, ist schon gleichgültig gegen die Logik als solche.

Die späteren Peripatetiker, welche fest an der Ansicht halten, daß die Logik nur Organon der Philosophie sei, werden ihrerseits wieder von den grammatischen Auffassungen der Stoa berührt, was sich namentlich in ihrer Lehre von den verschiedenen Arten der Sätze sowie in den Controversen über Conträr und Contradictorisch zeigt; von Einfluß für die mittelalterliche Logik ist, daß sie den hypothetischen und disjunctiven Schluß bereits vor den kategorischen stellen. Von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der Logik jener Zeit sind sämtliche Schriften des Galenus, da derselbe überall, auch bei rein medicinischen Gegenständen, von der vorhandenen logischen Technik ausgesprochener Weise Gebrauch macht; wir finden bei ihm, welcher allerdings nicht als reiner Peripatetiker, sondern als Synkretist, zu betrachten ist, schon die Ansicht, daß die Kategorien der Anfang der Logik seien, und höchst wahrscheinlich hat auch er die nachmaligen *Quinque voces* schon mit denselben in Verbindung gebracht; über das principium identitatis und seines Gleichen aber äußert er sehr gesunde Ansichten. Die Lehre vom Urtheile und der Conversion und Contraposition erscheint bei ihm sehr ausgebildet, und in der Syllogistik behandelte er noch die oben erwähnten combinirten Schlüsse, welche das Mittelalter alsbald fallen ließ; der disjunctive Schluß ist auch hier von den Voraussetzungschlüssen noch nicht getrennt.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. April.

Nro. 47.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß des Bulletins Nr. 14.)

Hr. Prof. Prantl: Ueber Geschichte der Logik.

Daß die von M. Minas i. J. 1844 aus einer Handschrift vom Berge Athos herausgegebene *Ἀναλεκτικὴ Εἰσαγωγή* des Galenus nicht von Galenus sei, muß Jedem auf den ersten Blick klar sein, nicht so dem Herausgeber. Uebrigens ist die Schrift, welche sehr viel Stoisches enthält, in Bezug auf die Form aber von Barbarismen wimmelt, ein höchst merkwürdiges Document für Geschichte der Logik, so z. B. macht der Verfasser derselben wirklich so sehr mit den Kategorien selbst für die Syllogistik Ernst, daß er eigene Syllogismen des Wo, des Wann, des *πᾶσχειν*, *ἔχειν* u. s. f. entwickelt. Was Minas von der vierten Schlußfigur, welche in diesem Compendium gelehrt werde, sagt, ist eitel Verede. Eine gewisse auffallende Ähnlichkeit aber mit dieser *Εἰσαγωγή* hat in manchen Punkten die Schrift des Appulejus de interpretatione, welche zwar ohne allen Verstand und ohne alle Kritik verfaßt ist, aber einigen Aufschluß darbietet, wie damals die Logik in den Schulen behandelt worden sei; z. B. die *quinque voces* kommen hier schon ganz ausgesprochen vor. Auch glaube ich, daß aus diesem Büchlein des Appulejus sich das Räthsel über die Entstehung der vierten Schlußfigur auf sprachlichem Wege lösen läßt, wenigstens ist so viel gewiß, daß irgend ein Scholasticus mit gleichem Rechte aus Appulejus diese Figur hätte

herausfinden können, wie dieselbe in irgend einer Schrift des Galenus wider Willen des Galenus mag entdeckt worden sein; das zweideutige Verdienst liegt jedenfalls auf Seite derjenigen, welche die vierte Figur aus älteren Schriften herausgelesen haben, sowie auf Seite Jener, welche sagen, Aristoteles habe sie übersehen. Uebrigens schöpften aus dieser trüben Quelle, die im Buche des Appulejus fließt, Martianus Capella und Isidor.

In die Zeit der Commentatoren nun fällt jene Behandlung der Logik, welche für das Mittelalter und namentlich für die Entstehung der Schulcompendien von besonderem Einflusse war, wenn auch letztere, wie wir sogleich sehen werden, aus ganz verschiedenen Quellen zusammengelassen sind. Zunächst stellte sich eine metaphysische Geltung der Kategorien schon durch die Controversen mit den Stoikern und Neuplatonikern ein, und die vielen Streitigkeiten über einzelne oder mehrere Kategorien, wovon Simplicius berichtet, sind nur ein Vorspiel der scholastischen Ontologie. Aber daneben wurde durchgängig die Ansicht festgehalten, daß die Kategorien, soweit sie *σημαντικαὶ γοῶναι* sind, zur Logik gehören, denn nur das *σημανόμενον* fällt der Metaphysik anheim (Nominalismus); und auf diese Weise dann bilden die Kategorien die Einleitung der Logik mit Bewahrung des stoischen Standpunktes, daß das Einfache vor dem Zusammengesetzten zu behandeln sei; und es kehrt wirklich unzähligemal bei den Commentatoren eine solche Angabe der Reihenfolge der logischen Disciplinen wieder, ja es wird wegen des ununterbrochenen Zusammenhanges der

menschlichen Geistes thätigkeit sogar die ewige Seligkeit von der Kenntniß der Kategorien abhängig gemacht. Aber eben nun, soweit die Kategorien *οργανικά* sind, fallen sie in die menschliche Rede, in den Satz, hinein (noch immer Nachwirkung des platonisch-aristotelischen Dialektischen), und hier war dann die Veranlassung gegeben, daß mit dem rhetorischen Betriebe der Logik, wie er sich an die stets bearbeitete Topik angeschlossen, nun auch die Behandlung der Kategorien sich verknüpfte, und dies ist die Bedeutung und die Tendenz der *Εισαγωγή* oder der *Quinque voces* des Porphyrius, weil eben jedes Urtheil nur eines jener fünf Momente aussprechen könne. So also wird der Inhalt der Topik die Einleitung zu den Kategorien. Diesen Zusammenhang der *Quinque voces* und der Kategorien mit der Topik sprach jener Aristoteliker völlig richtig und consequent aus, welcher verlangte, es solle bei dem logischen Unterrichte auf die Kategorien sogleich die Topik, und dann erst die Lehre vom Urtheile und Schlusse folgen. Durch jene *Quinque voces* aber nun enthält die Schrift des Porphyrius, welche allbekanntlich eines der verbreitetsten Schulbücher des Mittelalters wurde, die Lehre vom Begriffe, und zwar nur diese; wenn auch die Umkehrung besprochen wird, so ist sie da nur im Dienste des *ἰδιου*. Und da denn nun seit der Stoa der Begriff einmal vorausgestellt war, so wird die *Εισαγωγή* auch factisch die Einleitung des logischen Unterrichtes. Porphyrius also giebt nur das eine Drittel der Compendien der formalen Logik, wobei auch schon die ontologische Geltung der Kategorien der mittelalterlichen Metaphysik hinübergewiesen war. Woher nun die anderen zwei Drittheile? Manche Controversen über die *διαφορά*, über den constituirenden oder disjunctiven Unterschied, oder die nach den *Quinque voces* durchgeführten reichhaltigsten Eintheilungen und *Tabulae logicae* ließen erwarten, daß aus Porphyrius eine ausführliche Theorie des disjunctiven Urtheiles sich entwickle: aber es findet sich davon keine Spur, und auch ein Experiment, mit jeder Kategorie die Negation zu verbinden, scheint für die Lehre vom Urtheile unfruchtbar geblieben zu sein. Alles, was sich an die *Quinque voces* angeschlossen, diente nur der Lehre vom Begriffe.

Hingegen liegt bei den peripatetisch gesinnten Commentatoren ein reiches Material aller möglichen Erwägungen Betreffs der Lehre vom Urtheile vor, welches aber nicht unmittelbar in die Unterrichtsschulen, und also auch nicht in die formale Schullogik übergieng, sondern Sache gelehrter Thätigkeit war. Hierbei finden wir bei den strengeren Peripatetikern, unter welchen natürlich Alexander der strengste ist, sogar manches Zurückdenken zu einer reineren Lehre in Ausscheidung grammatischer Auswüchse, während die eigentlich logischen Functionen, z. B. des Urtheiles in Qualität, Quantität, Modalität, Conversion, Opposition, Contraposition, ausführlich erörtert und förmliche Canones aufgestellt werden. Ein nicht-aristotelischer Bestandtheil aber in der Lehre vom Urtheile, welcher aus der Stoa vererbt war, blieb in der Lehre vom hypothetischen und disjunctiven Urtheile, immer aber noch mit Unterordnung des letzteren unter das erstere. In der Syllogistik erkennen wir die Schwäche und Schulmäßigkeit in plumper Polemik gegen den Inductions-Schluß, sowie die spitzfindige Bodenlosigkeit in der Casuistik über maior und minor, und außerdem sind die hypothetischen und disjunctiven Schlüsse immer noch ein Lieblings-Thema. Aber eben die Syllogistik nun hatte wieder für die Rhetoren-Schulen einen Werth und wurde dort auch reich betrieben, wie manche klagenden Ausrufe über wirkliche Schulfuchseriei bei den Zeitgenossen zeigen. Und da waren nun zu diesem Behufe Schul-Compendien nöthig; aber in diesen wird von der Lehre vom Urtheile eben nur das Nothdürftige aufgenommen, d. h. die Lehre von der Umkehrung, und es erscheint da das Urtheil in keinerlei Weise selbständig, sondern nur im Dienste der Syllogistik. Es besteht zwischen diesen Compendien und der *Isagoge* des Porphyrius kein Zusammenhang. (Solcher Compendien sind uns einige im Gefolge der Commentatoren überliefert.) — Also floß in letzter Instanz die in den Schulen übliche Logik beiderseits aus der Rhetorik, aber in verschiedener Weise: die Kategorien und die *Isagoge* aus der Topik, die Lehre vom Urtheile aber, soweit sie in den Schulen da ist, und die Lehre vom Schlusse aus der rhetorischen Disciplin von der *argumentatio*. Ein Zusammenhang beider unter sich oder mit

einem gemeinschaftlichen Principe der ganzen Logik besteht nicht, daher auch der scholastische Unfug in Voranstellung der sogenannten drei Principien oder der Vorausschiebung einer psychologischen Einleitung sich nirgends findet, wenn auch Gelegenheit genug gewesen wäre, solches anzuführen, falls es in der Schule existiert hätte. Aber Ein Compiler ist es, welcher diese zwei Bestandtheile der logischen Disciplin nebeneinander, ja auch einzelne Theile derselben monographisch, behandelte, — Boëthius, und von ihm führt der Weg zu Scotus und überhaupt ins Mittelalter. Später erst bereichert sich die Disciplin durch Kenntnissnahme des in den Schulen selbst nie gekannten Aristoteles und seiner Commentatoren durch die Vermittlung der Araber, und hier zeigte dann das Mittelalter sein ihm überhaupt eigenthümliches Bestreben, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, auch darin, daß es in das unorganische wie vom Winde zusammengetragene Material der Logik „Methode“ bringen wollte, und es bilden sich, besonders durch die Pabuaner-Schule, jene logischen Compendien, welche die allbekannten drei Theile enthalten und sämmtlich fortan nur unbedeutende Variationen des Einen Themas ausmachen.

Rede des Geheimen Rathes Fr. v. Thiersch, vorgetragen bei der 95. Stiftungsfest der königl. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1854 mit Nachweisen über die neuesten Erfolge der durch die Akademie geführten naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreichs.

Wir feiern heute durch diese festliche Versammlung den 95. Stiftungstag der k. Akademie der Wissenschaften, deren Urkunde von Churfürst Maximilian Joseph am 28. März 1759 zu einer Zeit vollzogen wurde, wo die edelsten und besten

Männer in Bayern, an ihrer Spitze Kreitmeyer und Lori von dem Verlangen ergriffen waren, in ihrer Heimat der geistigen Bevormundung eines mächtigen Ordens ein Asyl freier wissenschaftlicher Thätigkeit und Forschung entgegenzustellen, und dadurch an der heilverkündenden Bewegung für Wissenschaft und Bildung Theil zu nehmen, deren Morgen damals über Deutschland aufgegangen war.

Die Stiftungsurkunde athmet den Geist fürstlichen Wohlwollens, und zeugt von hoher Achtung für die Wissenschaft und von klarer Einsicht in die Bedingungen, ohne welche zumal in jener Epoche eine solche Stiftung nicht gedeihen konnte.

Die Akademie wird mit äußeren Ehren und Auszeichnungen umgeben, nach dem Bedürfnis jener Zeit reichlich ausgestattet, mit voller Freiheit der Wahl aller inländischen und auswärtigen Mitglieder ohne Unterschied der Confession betraut und von jeder Censur ihrer Schriften befreit.

Am Schlusse übergibt der Stifter sie der Theilnahme und Förderung des Landes mit den Worten: „So befehlen Wir allen und jeden Unserer Unterthanen, welche vermög aufhabender Unserer Bedienungen oder sonst aus eigenen Einsichten Unsere Akademie befördern können, (solcher) um so lieber allen Beistand und Vorschub zu leisten, je gewisser wir eines jeden Verdienste (um sie) mit churfürstlichen Gnaden und Beförderung vor andern zu erkennen geruhen werden.“

Die junge Anstalt wurde von den Parteien im Innern mit getheilter, vom übrigen Deutschland mit allgemeiner Freude begrüßt und gedieh unter der weisen und milden Pflege ihres Gründers zum Wohle und zur Ehre des Landes.

Nachdem im Laufe der Zeiten unter Karl Theodor sie durch Beschränkung ihrer freien Bewegung gelitten hatte und zugleich das Maßverhältniß zwischen ihren Mitteln und den Anforderungen der rasch fortschreitenden Wissenschaften immer greller hervorgetreten war, erfolgte unter einem zweiten Maximilian Joseph ihre jenen Bedürfnissen und der Würde des zum Königreiche erhobenen Staates entsprechende Erweiterung und Vermehrung ihrer Hülfsmittel durch die Urkunde vom 1. Mai 1807, welche

von der Erklärung eingeleitet wird, „die Erfahrung aller Zeiten habe bewährt, daß die Erhöhung des Wohlstandes eines Staates durch eine manigfaltige und vollkommene Benützung der physischen Vortheile seines Bodens und seiner Lage mit der geistigen Ausbildung seiner Einwohner immer gleichen Schritt gehalten habe, und daß die Zunahme dieses Wohlstandes immer von dem Grade abgehangen, in welchem die Wissenschaften in einem solchen Staate betrieben, die Entdeckungen und Erfindungen der Vor- und Mitwelt der Aufmerksamkeit und Anwendung gewürdigt und Veranlassungen und Antriebe gegeben wurden, zum Wettstreit in diesen Bestrebungen gegen andere Staaten nicht zurückzubleiben.“

Wir übergehen an diesem Orte, was in den spätern Jahren genannter Regierung, dann unter der folgenden durch die Organisations-Urkunde vom 21 März 1827 die Akademie an formellen Umgestaltungen erfahren hat, um so mehr, da durch dieselben das Innere, d. i. die freie Bewegung des wissenschaftlichen Betriebes unter den von ihr gewählten oder ihr zugewiesenen Mitgliedern nicht gestört wurde. — Daß aber durch jene Urkunde, unter welcher wir noch jetzt stehen, die von der Akademie theils gegründeten, theils erweiterten wissenschaftlichen Anstalten des Staates von ihr getrennt und unter einem Generalconservatorium vereinigt wurden, darf eher als ein Gewinn betrachtet werden, da die Akademie dadurch der administrativen Verantwortlichkeit enthoben wurde, während auch in dem neuen Verhältnisse jene Anstalten und Sammlungen nicht aufgehört haben, als die ihr zu ihren Arbeiten nothwendigen Attribute betrachtet zu werden; indeß wurde dadurch eine Ausscheidung der Hülfsmittel für das Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und die Akademie der Wissenschaften herbeigeführt, und der Akademie blieb für ihre Bedürfnisse nur die Summe von jährlichen 12,000 fl. zur Verfügung, welche zwar für ihre unmittelbare Thätigkeit und für den Druck, die Honorierung u. Ausstattung ihrer Reden und Denkschriften, für die Herausgabe der Annalen der Sternwarte und der Monumenta boica, ebenso für ihre Ver-

waltung hinreichen, nicht aber für den Druck ihrer Bulletins noch für die ihr durch das neue Statut zugewiesene Herausgabe einer Literaturzeitung, nicht für die antiquarische Untersuchung des Königreiches durch die erste Classe, nicht für die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches durch die zweite, nicht für die Herstellung eines topographisch-historischen Lexikons von Bayern durch die dritte, noch endlich zur Unterstützung rühmlicher und wichtiger literarischer Unternehmungen, für welche der Akademie zu Berlin aus eigenen Fonds jährlich 5000 Thaler, der k. k. Akademie zu Wien eine noch größere Summe und die Hülfe der großartigen Hofbuchdruckerei zur Verfügung stehen.

Mit hohem königlichem Vertrauen hat Seine Majestät unser gegenwärtig herrschender Beschützer, gleich in der ersten Periode seiner Regierung, die Akademie in die volle Freiheit der Wahl ihrer Mitglieder wieder eingesetzt und mit nicht genug zu preisender Bereitwilligkeit ist Er und sind nach seinen Weisungen die Vertreter und Vollstrecker des königlichen Willens bemüht, dem eben berührten Mangel zu Hülfe zu kommen.

Einzelne Unterstützungen literarischer Werke und des Druckes der gelehrten Anzeigen wurden aus andern verfügbaren Mitteln gewährt, die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches, deren neueste Resultate in zwei wichtigen Werken heute zur Vorlage kommen, wurde durch Anweisung auf den leider in früherer Zeit überbürdeten Reservefond ermöglicht, der botanisch-phytologische Theil derselben durch Beiträge des k. Staatsministeriums für Handel und öffentliche Arbeiten gefördert und die naturwissenschaftlich technische Commission bei der Akademie fortdauernd durch großmüthige Unterstützung aus der k. Cabinetsschatz in den Stand gesetzt, ihre eben so wichtigen als umfassenden Untersuchungen zu verfolgen, während durch die Erweiterung des chemischen, die neue Gründung des physiologischen Institutes unserer wissenschaftlichen Thätigkeit neue Wege geöffnet und ihr auch in diesem Jahre neue Kräfte zur Verfügung gestellt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. April.

Nro. 48.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95. Stiftungsfeier
der k. Akademie der Wissenschaften am 28
März 1854.

(Fortsetzung.)

Da aber die durch jene Aufgaben und diese neue Schöpfungen gehobene Stellung und erweiterte Thätigkeit der Akademie und ein ihrer Kraft und Bereitwilligkeit entsprechendes Gedeihen von der Erweiterung und Consolidierung ihrer Fonds abhängig sind, so dürfen wir die gegründete Hoffnung hegen, daß es der bewährten Sorgfalt der k. Behörden gelingen werde, unter königlicher Regide die Hindernisse, welche früher diesem Wunsche von anderer Seite entgegengestellt wurden, zu besiegen und dadurch die in großem und freiem Geiste gegründete Stiftung am Schlusse des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes einem gesicherten und reichen Gedeihen entgegenzuführen.

Die Akademie begriff gleich bei ihrer Stiftung die Wissenschaften, welche man gegenwärtig als die Wissenschaften des Geistes und der Natur zu bezeichnen und zu trennen gewohnt ist, in jener untrennbaren Genossenschaft, durch deren Wahrung und Pflege allein Kraft und Gesundheit des ganzen von ihnen getragenen idealen Organismus des menschlichen Geschlechtes bedingt ist.

Die Naturwissenschaften haben seitdem ihr Gebiet in das Unermeßliche erweitert. Sie haben durch Entdeckung neuer Naturkräfte und durch die Anwendung ihrer Gesetze früher nicht geahnte Quellen des Wohlstandes und des Reichthums den Staaten, wie den Einzelnen geöffnet. Sie feiern darum unter allgemeinem Zuruf ihren Triumphzug durch Europa, der in nächster Zukunft seine Trophäen auch unter uns entfalten wird. Viele haben sogar sie als die allein geltenden betrachtet und dargestellt, gegenüber von welchen der Glanz der Philosophie, der Literatur und der Geschichte verblasse. Wer aber mit der Arbeit und den Erfolgen auf diesem andern Gebiete vertraut ist, dem ist nicht verborgen geblieben, daß auch auf ihm Neugestaltung und Erfolg, wenn gleich weniger greifbar, doch nicht geringer sind, daß die Philosophie das Wesen des Geistes und seiner Offenbarungen und die Gränzen des Erkennbaren schärfer wie je bestimmt hat, daß die Sprachkunde bis in die fernsten Zonen lebender, und bis zu den entlegensten Gräbern untergegangener Völker vorgedrungen ist, die Werke ihres Geistes erschlossen und den Zusammenhang der neben und nacheinander auftretenden Nationen in Abstammung und Verwandtschaft, in Sprache, Sitten und Formen des öffentlichen Lebens, in Kunst, Wissen und Glauben enthüllt hat, daß die Geschichte unterstützt von großartigen Entdeckungen im Orient in Verbindung mit Philologie die Nacht der Vergangenheit über seinen Ländern erhellt, daß sie durch Erschließung und weise Benützung bis dahin versäumter Quellen der mittleren und neueren Zeit, die Kunde dieser Epochen fester begründet und durch tief ein-

dringende Darstellung neugestaltet, daß die Wissenschaft des Geistes in ihrer Ausbreitung auf Unterricht, Erziehung, Gesetzgebung und Politik, durch Wahrung und Vertretung freier Forschung und durch Gestaltung edler Geisteswerke ihren ursprünglichen Rang und Einfluß in dem mächtigen Reiche höherer Bildung würdig behauptet hat.

Nur da, wo man unbeirrt von der Gewalt des Greifbaren und unmittelbar Nützlichen, das Wesen und Verhältniß beider auf Erforschung der Natur und des geistigen Gebietes gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen in das Auge faßt, und in ihrer unlöslichen Zusammengehörigkeit begreift, wird man den wahren Charakter der Wissenschaft zu verstehen und nach dem Ausdrucke unserer ersten Stiftungs-Urkunde ihre „Ehrenwürdigkeit“ anzuerkennen befugt und bereit sein. Keine Anstalten sind mehr berufen und mehr geeignet, jenen innern Verkehr von beiden zur Geltung zu bringen und zu wahren, als die auf beide gegründeten und zu ihrer gemeinsamen Pflege verpflichteten Akademien der Wissenschaften, zumal, wenn sie gleich der unsrigen sich des Glückes erfreuen, unter dem Schutze und der Fürsorge eines Monarchen zu stehen, welcher seine hohe Achtung für die Wissenschaften, seine Anerkennung eines jeden Verdienstes auf ihrem weiten Gebiete und dem der Kunst und seine Pflege der für sie vorbereitenden oder ihr dienenden Anstalten durch Thaten, würdig der besten Epochen der Geschichte, zu verkündigen nicht müde wird.

Wir gehen ernsten Zeiten auch für die Wissenschaft entgegen. Während der Boden der europäischen Staatenordnung noch von den Eyschütterungen einer nahen unheilichwangeren Vergangenheit bebzt, haben sich über unserm Horizont Gewitter aufgethürmt, die mit noch größeren Stürmen drohen, und verwirren sich durch tief eingreifende Antinomien mehr und mehr die Begriffe der christlichen Völker über das, was unsern Vorfahren als das Palladium ihrer Wohlfahrt heilig und jedes Kampfes würdig gedacht wurde.

In solcher Lage ergeht an diese von der Weisheit der Vorfahren gegründeten und unter dem erlauchten Schutze ihrer Nachfolger gewährten Anstalten

wissenschaftlicher Erforschung und Bildung mit erhöhtem Ernste die Mahnung, unbeirrt von dem Getöse äußerer Bewegung die ihnen vertrauten Güter mit voller Hingebung zu wahren, zu pflegen und die Erfolge der Wissenschaft nicht nur als die verzüngende, sondern auch als die bewahrende Kraft menschlicher Einrichtungen und Bestrebungen und in der stillen Zurückgezogenheit ihrer Thätigkeit jene Freistatt zu zeigen,

Welche der Sturm nicht erschüttert, des Regens feuchtender Schauer
Nimmer beneht, noch der Schnee, des Frostes eifriger Sprößling,
Fallend verhüllt, um welche von Wolken frei sich des Aethers
Keines Gewölb ausdehnt und in reichlichen Strömen das Licht strahlt¹⁾.

Die Akademie hat auch im verflossenen Jahre ihre Thätigkeit in festbegründeter Ordnung regelmäßig fortgeführt.

Anlangend die Organe ihrer Verwaltung, so wurde der Vorstand derselben von Seiner Majestät dem Könige auch für die nächste dreijährige Periode bestätigt, und der Secretär der zweiten Classe durch die Wahl derselben ebenfalls für die nächste Periode von drei Jahren mit der Führung ihres Secretariats betraut.

Jede der drei Classen hat sich durch Zugang neuer Mitglieder verstärkt, und über das Verhältniß der nach München berufenen auswärtigen Mitglieder zu den residierenden wurde allerhöchste Entscheidung gegeben. Eine nöthig gewordene Revision unserer veralteten Geschäftsordnung ist eingeleitet und wird demnächst zur Beschlußnahme und zum Antrag an die allerhöchste Stelle gebracht werden.

Unsere Verbindungen mit auswärtigen gelehrten Gesellschaften und Akademien haben sich in ers-

1) Lucretius de rerum natura l. III. 18 ff.:
Apparet divum numen sedesque quietae
Quas neque concutiunt venti, nec nubila nimbis
Adspergunt; neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat; semper sine nubibus aether
Integer et large diffuso lumine ridet.

freulicher Art erweitert und der dadurch begründete Tauschverkehr akademischer Druckschriften, welcher alle wissenschaftlichen Länder von Europa, Amerika und Asien umfaßt, fährt fort, die k. Hof- und Staatsbibliothek mit werthvollen und zum Theil kostbaren Werken in steigender Zahl zu bereichern.

Dem Wunsche auswärtiger Behörden, wissenschaftlicher Anstalten und geistlicher Corporationen nach dem Besitze unserer akademischen Schriften hat die Akademie durch Uebersendung einzelner oder größerer Folgen bereitwillig entsprochen, auch hat die königliche Munificenz uns in den Stand gesetzt, mehreren literarischen Unternehmungen einheimischer Gelehrten und auswärtiger Mitglieder uns förderlich zu erweisen ²⁾.

Die Thätigkeit der drei Classen folgt diesem geordneten Gange der Verwaltung und in ihren Sitzungen sind nicht nur die Arbeiten einzelner Mitglieder, sondern auch die wissenschaftlichen Aufträge der obersten königlichen Behörden zur Berathung und Beschlußnahme gekommen. Von diesen werden hier namentlich der Bericht über einen neuen, für das ganze Land berechneten Alkoholometer und der Entwurf der Instruction zu seiner Einführung wegen ihrer weitgehenden Wichtigkeit angeführt ³⁾.

Von ihren Arbeiten ist ein Theil in den neuen Abtheilungen der Denkschriften, deren neunzehnter Band sich im Drucke befindet, ein anderer in den Bulletins der Classensitzungen, welche mit den gelehrten Anzeigen verbunden sind, erschienen, neben welchen diese Anzeigen selbst, desgleichen die Monumenta

2) Unterstützung wissenschaftlicher Werke und Reisen wurden auf Antrag der Akademie durch das k. Staatsministerium für Cultus und Unterricht theils aus akademischen, theils aus andern verfügbaren Mitteln bewilliget. Dem Antrage geht eine Prüfung der Classe voraus, zu welcher der Gegenstand gehört. Die Initiative dazu wird gewöhnlich vom k. Ministerium gegeben.

3) Ueber die Arbeiten der über diesen Gegenstand niedergesetzten Commission berichtet das Bulletin der Sitzung der zweiten Classe Nr. 9 p. 335. 336 der gel. Anzeigen.

boica und die Annalen der Sternwarte ihren ungehörten Fortgang haben ⁴⁾.

4) Wir liefern hier die Zusammenstellung des Inhaltes der drei Bände der Denkschriften (des sechsten jeder Classe), deren Druck in die letzte dreijährige Periode fällt.

Erste Classe. Orientalische Literatur: Ueber einige eingeschobene Stellen des Vendidad, von Friedrich Spiegel. — Der neunzehnte Fargard des Vendidad, von demselben. — Griechische Sprache und Literatur: Disquisitiones de analogiae graecae capitibus minus cognitis. Scripsit Fr. Thiersch. — Studien zu Thucydides von Georg Thomaß. — Ueber die Probleme des Aristoteles von Karl Prantl. — Ueber die Rhetorik des Aristoteles von Leonhard Spengel. — Ueber die in Demosthenes Rede für die Krone enthaltene Grabschrift auf die bei Chäroneia gefallenen Athenäer von J. v. G. Fröhlich. — Griechische Archäologie: Ueber das Erechtheum auf der Burg von Athen. Zweite Abhandlung (mit architektonischen Zeichnungen von Eduard Meißner) von Fr. Thiersch. — Die Geologie der Griechen und Römer. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Ernst v. Lasaulx. — Lateinische Literatur: Ueber einige Gedichte des Valerius Catullus von J. v. G. Fröhlich. — Romanische Literatur: Ueber ein Fragment des Guillaume d'Orange von Conrad Hofmann. — Nachrichten und Berichte dazu von ebendenselben.

Die im Jahre 1853 vollendete erste Abtheilung des siebenten Bandes enthält die Abhandlungen: Ueber die Ursagen der arischen Völker von Friedr. Windischmann. — Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen von Ernst v. Lasaulx. — Ueber die Entwicklung der aristotelischen Logik aus der platonischen Philosophie von Karl Prantl. — Aus der mittelalterlichen Numismatik: Die ältesten in Koburg und Hildburghausen geschlagenen Münzen von Franz Streber mit 2 Tafeln Abbildungen. — Von der zweiten im Druck begriffenen Abtheilung ist erschienen: Disquisitiones de analogiae graecae capitibus minus cognitis scripsit Fr. Thiersch. Pars secunda. — Der neunzehnte Fargard des Vendidad, III. Abthl. von Fr. Spiegel.

Der VI. Band der zweiten Classe enthält aus dem Fache der Chemie: Chemische Untersuchung der Adelsheitsquelle zu Heilbronn in Oberbancn von Max Pettenkofer. — Physik: Ueber den Einfluß der Vegetation auf die Atmosphäre von August Vogel junior und W. E. Wittwer.

— Ueber Bildung galvanischer Kupferplatten vorzüglich zum Zwecke der Galvanographie mittelst des Trommel-Apparates von Franz von Kobell. — Astronomie: Beschreibung der von der Münchener Sternwarte zu den Beobachtungen verwendeten neuen Instrumente und Apparate von J. Lamont mit 8 Tafeln. — Paläontologie: Beiträge zur Kenntniß der in den lithographischen Schiefeln abgelagerten urweltlichen Fische mit 4 Tafeln von Andreas Wagner. — Beschreibung einer neuen Art von Ornithocephalus nebst kritischer Vergleichung der in der k. paläontologischen Sammlung zu München aufgestellten Arten aus dieser Gattung, mit 2 Tafeln, von ebendemselben. — Charakteristik der in den Höhlen um Muggendorf aufgefundenen urweltlichen Säugthier-Arten mit einer Tafel, von ebendemselben. — Beiträge zur Unterscheidung der im süddeutschen Elias vorkommenden Arten von Ichthyosaurus mit 1 Tafel, von ebendemselben.

Von dem siebenten Bande dieser Classe ist i. J. 1853 die erste Abtheilung erschienen. Sie enthält: Theoretische Bemerkungen über die Gestaltungsstände des Eisens von J. N. von Zuchs. — Ueber Löhrröhrgebläse und die Construction einer neuen Neolipile von August Vogel jun. — Erklärung aller in einarigen Krystallplatten zwischen geradlinig polarisirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenz-Erscheinungen in mathematischer Form mitgetheilt (erste Hälfte) von Georg Ohm. — Ueber Bau und Entwicklung der Eichen und Samen der Mistel von L. E. Treviranus. Mit 2 Tafeln. — Versuch eines Commentars über die Pflanzen in den Werken von Maregrav und Piso über Brasilien nebst weiteren Erörterungen über die Flora dieses Reiches von K. Fr. Ph. von Martius. — Beschreibung einer fossilen Schildkröte und etlicher anderer Reptilien-Überreste aus den lithographischen Schiefeln und dem Grünsandsteine von Kelheim von Andreas Wagner. Mit 3 Tafeln.

Der sechste Band der historischen Classe liefert für die Kunde der Römerniederlassungen unter uns eine Abhandlung über die römischen Wartthürme in Bayern von Sebastian Mügel, — für mittelalterliche Zustände: Culturgeschichtliche Forschungen über die Alpen vom 8 und 9 Jahrhundert von J. E. v. Koch-Sternfeld. — Aus der bairischen Geschichte: Ueber Otto den Großen und seine Brüder von J. Nep. Buchinger. — Ueber die Herkunft und Genealogie der Grafen von Burghausen, Schala, Peilstein und Mören von ebendemselben. — Ueber den letzten bayerischen Landtag vom Jahre 1669 von Andreas Buchner, — ferner eine ausführliche Geschichte der Landgrafen von Leuchten-

berg in drei Abtheilungen von Franz Mich. Wittmann. — Außerdem: Ueber die Handelsverbindungen der Portugiesen mit Timbuktu von Friedr. Kunstmann. — Ueber Golgatha und das heilige Grab (mit einem Schattenriß von Jerusalem) von Jacob Phil. Fallmerayer.

Die im Jahre 1853 erschienene erste Abtheilung des siebenten Bandes enthält die Abhandlungen: Ueber den Unterschied der Sueven und Sassen von Fr. M. Wittmann. — Das todte Meer von Jac. Ph. Fallmerayer. — Eine griechische Original-Urkunde zur Geschichte der anatolischen Kirche. Schreiben des griechischen Patriarchen Maximus von Constantinopel an den Dogen Giovanni Mocenigo von Venedig. Januar 1480. Von Georg Martin Thomaß. — Rückblick auf die Vorgeschichte von Bayern, als Anhang zu den culturgeschichtlichen Forschungen über die Alpen vom 9 bis 11 Jahrhundert. Mit genealogischen Schemen. Von J. E. Ritter von Koch-Sternfeld.

Es ist die Vorkehrung getroffen, daß jede Abhandlung der Deutschriften in besonderen Abdrücken mit eigenem Titel und besonderer Paginierung in den Buchhandel kommt und allein bezogen werden kann.

Von den Monumentis boicis ist an die Vollendung des Index generalis im Jahre 1852 das Urbarium ducatus Baiuariae antiquissimum (a. 1240) als Vol. XXXV. geschlossen worden. Der nächste in Druck begriffene Band wird die übrigen bayerischen Salbücher des k. Archivs enthalten. — Die Annalen der k. Sternwarte bei München von J. Lamont sind im Jahre 1850 mit dem vierten Bande, im Jahre 1852 mit dem fünften, und im vergangenen Jahre mit dem sechsten (der vollständigen Sammlung 17. 18. 19) fortgesetzt worden. Ebenderselbe hat im Jahre 1851 auf akademische Kosten Beobachtungen vom Peissenberg herausgegeben, welche sich in den handschriftlichen Vorräthen der Akademie vorfinden. Sie haben den Vorzug, daß sie eine fortgehende (nur an einigen Stellen lückenhaft gewordene) Beobachtung von mehr als fünfzig Jahren umfassen, und mit großer Sorgfalt und mit denselben Instrumenten gemacht worden sind. Sie tragen den Titel: Beobachtungen des meteorologischen Observatoriums auf dem hohen Peissenberge von 1792 — 1850, auf öffentliche Kosten herausgegeben von J. Lamont. — Erster Supplementband zu den Annalen der Münchener Sternwarte.

(Fortsetzung der Rede und Schluß der Note im nächsten Blatte.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. April.

Nro. 49.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95. Stiftungsfeier der k. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1854.

(Fortsetzung.)

Die naturwissenschaftlich-technische Commission bei der Akademie hat sich bei Förderung der von

(Schluß der Note 1.)

Akademische Reden dieses Zeitraumes: 1851. Ueber die wissensch. Thätigkeit der k. Akad. d. W. während 1848 bis 1851, von Fr. v. Thiersch. — Schilderung der Naturverhältnisse in Süd-Absfinien, von J. R. Roth. — Denkrede auf H. Fr. Link, von C. Fr. Ph. v. Martins. — Die Germanen und die Römer in ihrem Wechselverhältnisse vor dem Falle des Westreiches, von Fr. M. Wittmann. — 1852. Ueber die wissenschaftliche Seite der prakt. Thätigkeit nebst biogr. Nachrichten über die Akademiker v. Reichenbach, v. Fraunhofer jun. und v. Roth, von Fr. v. Thiersch. — Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie, von C. Prantl. — Rede zur Vorfeier des h. Geburtsfestes Sr. M. des Königs Maximilian II. nebst einer Darstellung über das Leben und Wirken von J. A. Schmeisser, von Fr. v. Thiersch. — Ueber den Chemismus der Vegetation, von A. Vogel jun. — 1853. Rede zur 94. Stiftungsfeier der k. Akad. d. W., von Fr. v. Thiersch. — Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen, von Fr. Kunstmann. — Rede zur Vorfeier des h. Geburtsfestes Sr. M. des Königs Maximilian II., von Fr. v.

Thiersch. — Die classischen Studien und ihre Gegner, von J. G. Krabinger. — Die Bewegung der Bevölkerung in Bayern von Fr. B. W. v. Hermann.

5) Der Antrag zur naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches war in Folge der Entlastung des Mannheimer-Reservefonds von einer Leibrente im Betrag von jährlich 1200 fl. am 14. Januar 1849 seitens der k. Akademie gestellt worden, welche diese Rente für genannten Zweck in Anspruch nahm. Nach Berathung des Ganzen und Einzelnen durch eine Commission der II. Classe wurden als Sparten jener Erforschung:

- 1) die meteorologisch-magnetische durch Hrn. Conservator Lamont,
- 2) die hydrodynamische durch Hrn. Conservator Steinheil,
- 3) die mineralogisch-geognostische durch die Hrn. Conservatoren Schachäutl und Franz von Kobell,
- 4) die phytologisch-botanische durch Hrn. Conservator v. Martins,
- 5) die zoologisch-paläontologische durch Hrn. Conservator Andreas Wagner zu besorgen —

bezeichnet, über deren Behandlung von den mit ihnen Vertrauten einläßliche Berichte geliefert wurden.

Es kam auf je eine dieser Sparten nur der jährliche Betrag von 300 fl. (die fünfte Sparte ward auf die Regie der akademischen Cassé überwiesen), Summen, welche bei Unternehmen, die durch umfassende Reisen

ersten Jahres zur Vollendung von zwei Werken geführt, die hiemit zur Vortage kommen.

und Beobachtungen an Ort und Stelle mußten geführt werden und dazu Vorkehrungen, Apparate und Instrumente mehrfacher Art bedurften, allerdings in grossem Mißverhältniß erscheinen; indeß galt es eben den Anfang zu machen, mit möglichster Sparsamkeit zu verfahren (die Diäten wurden dabei auf täglich 2 fl. gerechnet). Hatte das Unternehmen in seinen ersten Resultaten den erwünschten Erfolg, so ließ sich bei seiner Wichtigkeit auf weitere Hülfe rechnen.

Die königliche Genehmigung des Planes erfolgte am 18 August 1849. Schon im Herbst dieses Jahres wurde das Werk in Angriff genommen und in den folgenden Jahren 1850, 51, 52 fortgesetzt. Nur die hydrodynamische Sparte erlitt durch den Abgang des Hrn. v. Steinheil nach Wien eine Unterbrechung. Die einzelnen Untersuchungen sollten als „Beiträge zur naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches“ unabhängig von einander, aber übereinstimmend in Druck und Ausstattung veröffentlicht werden. — Schon im Jahre 1851 erschien der erste Beitrag der geognostischen Section: „Geognostische Untersuchung des südbayerischen Alpengebirges von Conservator J. Schafhäütl, München in der literarisch-artistischen Anstalt 1851 mit 44 Steintafeln, 1 Karte und 2 Tabellen. Als Anhang: Studien des königl. Bergmeisters Heiler über die Lagerungsverhältnisse des Gebirges und des Salzgebildes bei Berchtesgaden.“ Die Vollendung des Werkes in so kurzer Zeit wurde dadurch ermöglicht, daß dem Verfasser die Resultate seiner früheren Untersuchungen auf diesem Gebiete zur Verfügung standen. Um die Herstellung der Ausgabe, ihre Ausstattung und die Honorierung der Arbeit zu erleichtern, übernahm die Akademie die Hälfte der Druckkosten und der Ausstattung, sowie 125 Exemplare zu 12 Kr. den Bogen. Der die Akademie betreffende Theil der Auflage wurde in jährlichen Raten aus ihrer Reserve bestritten. Uebrigens ist zu erinnern, daß um dieselbe Zeit auf Veranlassung unseres Hrn. Collegen, Ministerialraths v. Hermann, Mitgliedes der zweiten Ständekammer — bei Verathung des Budgets der noch laufenden Finanzperiode für den speziellen Zweck der „geognostischen Untersuchung der bayerischen Lande“ eine jährliche Summe war bewilligt worden. Der Antrag gieng auf jährlich 10,000 fl. und die zweite Kammer trat ihm bei der Wichtigkeit der Sache

Das eine, vom Hrn. Conservator und Akade-

und des in Aussicht stehenden großen Nutzens solcher Forschung ohne Bedenken bei; auch die Regierung war unbedingt darauf eingegangen; doch die erste Kammer beschränkte die Bewilligung auf 5000 fl. jährlich; wie wir hören, weil der von ihrem Referenten darüber befragte Oberberg- und Salinen-Administrator, welcher seitdem mit seinen Ansichten zu Grabe gegangen ist, erklärt hatte, er wisse nicht, was er mit so viel Geld anfangen solle. Die Untersuchung wird übrigens vom Bergmeister Dr. Gumbel und den von ihm geleiteten Gehülften geführt und steht unter der Controle einer Commission, deren Mitglied Hr. Conservator Schafhäütl ist. — Diese Untersuchung hat mit dem bayerischen Walde begonnen und bereits das Material von drei verschiedenen Jahrgängen ihrer Arbeit geliefert. Zur Veröffentlichung ist davon bis jezo noch nichts gelangt, diese aber war in der letzten Zeit in ersten Angriff gekommen. Eine Vereinbarung zwischen der Commission der Akademie und der des Finanzministeriums bezüglich der Führung und Veröffentlichung ihrer geognostischen Arbeiten ist von der Akademie in Antrag gekommen, damit doppelte Führung und Verschiedenheit der Resultate vermieden werde, welche weder der Sache förderlich ist, noch den dabei theilhaftigen Personen zur Ehre gereicht.

Mit dem Schlusse des Sommers 1852 waren die Arbeiten der meteorologisch, magnetischen und der phytologisch-botanischen Untersuchungen, welche die Commission auf Antrag des Hrn. Conservators v. Martins an Hrn. Dr. Sendter, Adjuncten der botanischen Anstalt des Staates, überwiesen hatte, so weit gediehen, daß ihr Druck nicht zu verschieben war. Die Summen fehlten, mit welchen die Akademie der Verlagshandlung die Herausgabe erleichtert hatte. Dazu mußte die Arbeit von Lamont, da sie ungeachtet ihrer Wichtigkeit nur auf eine kleine Zahl von Käufern rechnen konnte, von der Akademie ganz in Verlag genommen werden. Diesen Schwierigkeiten zu begegnen und um die Erscheinung der beiden Werke nicht zum Nachtheil der Sache zu verschieben, blieb nichts übrig, als die weiteren Untersuchungen selbst auf zu ei Jahre zu verschieben und die dadurch gewonnene Summe von 2400 fl. für jene Zwecke zu verwenden. Indes zeigte sich, daß wenigstens in diesem zweiten Jahre die Untersuchung nicht ganz ruhen kann. Es muß für die magnetischen Ortsbestimmungen der zweite Theil, für die botanische Sparte zur Untersuchung

miker Lamont ⁶⁾, welchem die Sparte der elektrischen Untersuchungen aufgetragen ist, liefert ein möglichst vollständiges System magnetischer Constanten und Ortsbestimmungen im Königreiche und einiger angränzenden Staaten, in welche dieses System ausläuft und sich fortsetzt. In unmittelbarer Verbindung steht es darum mit dem im Jahre 1840 von Alexander v. Humboldt im Verein mit europäischen Celebritäten eingeleiteten großen Unternehmen, welches eine umfassende Ergründung des Erdmagnetismus, seine Bewegung, Declination, Aenderung und Störung und ihres Zusammenhanges mit dem Laufe der Sonne, seines Einflusses auf die physikalische Beschaffenheit der Atmosphäre zum Zwecke hat, eines Einflusses, von welchem Feuchtigkeit und Wärme, Gang und Bewegung der Winde und Stürme, sowie die Erträgnisse des Bodens wesentlich bedingt werden.

Was nun für das Allgemeine, was für das Ganze des Erdkörpers durch eine große Zahl weitgreifender Expeditionen und permanenter Institute in den vier Welttheilen geleistet wurde, das geschieht in Bezug auf Bayern durch das vorliegende Werk, in welchem die von dem Verfasser seit

der Alpen die Ebene des bayerischen Waldes gewonnen werden, da während dieses Sommers die geognostischen Untersuchungen des Finanzministeriums dort noch verweilen werden, und mit diesen die botanische im engsten Verkehre und Zusammenhang steht. Auch drängt die ichtnologische Untersuchung der bayerischen Seen gerade jetzt, wo mit ihr die künstliche Fischvermehrung in Verbindung gebracht werden soll. Ueber diese drei Punkte sind Seitens der Akademie die entsprechenden Anträge an das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten erstattet worden und wir sehen ihrer Genehmigung um so vertrauensvoller entgegen, da der Aufwand dieser drei Sparten für diesen Sommer nicht über 1500 fl. betragen würde.

- 6) Unter dem Titel: Magnetische Ortsbestimmungen, ausgeführt an verschiedenen Punkten des Königreiches Bayern und an einigen auswärtigen Stationen von Dr. J. Lamont. 1 Thl. enthaltend die allgemeinen Abhandlungen zur Bestimmung des Laufes der magnetischen Curven in Bayern. Mit 18 lithographirten Tafeln. München 1854.

vier Jahren mit Ausdauer und Genauigkeit vorgenommenen Bestimmungen der magnetischen Linien, ihr Zusammenhang unter einander und ihr Wechsel, als eine Arbeit vorgelegt werden, der wohl kaum irgend eine auf dem Festlande vorgenommene dieser Art an Manigfaltigkeit des Stoffes und Genauigkeit der Bestimmung der Tabellen und Zeichnungen gleich kommt ⁷⁾.

- 7) Die Wichtigkeit des Werkes wird es rechtfertigen, wenn wir den eben vorgetragenen Andeutungen den Bericht über dasselbe, dem sie für den Zweck der Rede entnommen sind, in den Anmerkungen vollständig folgen lassen.

„Daß bei der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreichs die Herstellung magnetischer Bestimmungen als eine Hauptaufgabe betrachtet worden ist, stand mit früheren Begebnissen in engem Zusammenhange. Schon im Jahre 1810, als A. v. Humboldt im Vereine mit einigen der ersten wissenschaftlichen Celebritäten unsers Zeitalters den Impuls gegeben, und von jenen europäischen Staaten, die mit wohlberechneter Rücksicht auf die geistige Entwicklung der Völker in der Förderung großer wissenschaftlicher Unternehmungen einen rühmlichen Wettstreit zu entwickeln gewohnt sind, alleenthalben Expeditionen und permanente Institute zur Erforschung des Erdmagnetismus ausgerüstet wurden, hatte Seine Majestät der regierende König, damals als Kronprinz, die an der hiesigen Sternwarte in gleicher Absicht begonnenen Anstalten durch fürstliche Munificenz zu entsprechender Wirksamkeit erhoben.

Während von jener Epoche angefangen bis auf den heutigen Tag die in steter Folge hervortretenden Aenderungen des Erdmagnetismus durch ununterbrochene Beobachtung ermittelt, und deren Zusammenhang mit dem Laufe der Sonne und den vielen daran sich knüpfenden physischen Vorgängen unablässig verfolgt werden, hat sich ein zweites nicht minder wichtiges Problem zur Lösung dar. Wie die Sonne als einzige Quelle atmosphärischer Wärme an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche in gar verschiedenem Maaße stand und Aenderung der Temperatur bedingt, so äußert sich auch der Magnetismus der Erde an jedem Orte in anderer Weise. Diese Aeusserungen der magnetischen Kraft — die Richtung der Compagnadel und die Stärke, womit sie in ihrer Richtung erhalten wird — in den verschiedenen Theilen des Königreiches durch Beobachtung zu ermitteln, bildete eine Aufgabe, die nicht

Ein noch in der Ausführung begriffener magnetischer Atlas von Bayern wird dieses Werk als

bloß vermöge innerer Beziehungen, sondern auch in so ferne, als sie dem bereits Begonnenen zur Ergänzung dienen sollte, besonderer Berücksichtigung würdig schien.

Auf Grund dieser Verhältnisse ist dem Conservator der K. Sternwarte der Auftrag zu Theil geworden, die zur nähern Erforschung des Erdmagnetismus erforderlichen Arbeiten auszuführen.

Die Messungen wurden im Jahre 1849 in Südbayern angefangen, und in den späteren Jahren nach Maaßgabe der verfügbaren Mittel über den bayerischen Wald, Franken, Schwaben und die Pfalz ausgedehnt. Der letztverlossene Herbst wurde vorzugsweise zur Herstellung eines Anschlusses an auswärtige Beobachtungen verwendet, und deshalb in Berlin, Wien und Paris, wie früher schon in Brüssel und London, vergleichende Messungen angestellt.

Die sämtlichen Ergebnisse dieser umfassenden Arbeiten sind es, welche die Akademie eben jetzt unter dem Titel „Magnetische Ortsbestimmungen im Königreich Bayern“ durch den Druck veröffentlicht hat. Den Männern des Faches werden hiermit die magnetischen Verhältnisse einer bisher unerforschten Länderstrecke aufgedeckt und eine Sammlung von Thatfachen mitgetheilt, der wohl keine sonst auf dem Continent unternommene Operation an Reichhaltigkeit des Materials wie an Präcision der Bestimmungen gleich kommt.

Unabhängig von den höhern wissenschaftlichen Beziehungen betrachtet, bietet der Inhalt einfach ein Bild der gegenwärtigen Vertheilung des Erdmagnetismus innerhalb der Gränzen Bayerns dar. In dem Maaße, als man von Osten nach Westen fortschreitet, weicht die Nadel immer weiter von der Mittaglinie ab. In Süden ist die Kraft am schwächsten, in Norden stärker und ein allmählicher Uebergang findet in der Richtung von Süden nach Norden statt. Inmitten dieses gesetzmäßigen Verlaufes treten jedoch von Zeit zu Zeit auf kleinere Ausdehnung abnorme Verhältnisse ein. In der Gegend von Salzburg und in der Mitte des bayerischen Waldes, in der Umgebung von Bamberg und an der westlichen und nordöstlichen Gränze der Pfalz trifft man solche Unregelmäßigkeiten in besonders hervortretendem Maaße an. Die eigentliche Natur dieser bisher unerklärt gebliebenen Einflüsse muß erst eine tiefer eindringende Special-Untersuchung ent-

der erste Theil eines auf größeren Umfang berechneten Unternehmens abschließen, während der in der Vorbereitung begriffene zweite Band die Untersuchungen in das Einzelne zu führen bestimmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

hüllen. So viel scheint sich aber jetzt schon herauszustellen, daß die vorkommenden Einflüsse vorzugsweise in senkrechter Richtung sich äßern, und höchst wahrscheinlich isolierten unter der Erde befindlichen Massen ihren Ursprung verdanken. Ist einmal durch weitere Forschung der Zusammenhang von Wirkung und Ursache hergestellt, so mögen magnetische Messungen — außer ihren eigenthümlichen Beziehungen — im Gebiete der Geognosie von hoher Wichtigkeit sich erweisen.

Will man übrigens die in Bayern nun vollendeten Messungen richtig würdigen, so muß der höhere Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Principien in das Auge gefaßt werden.

Der Weg, auf welchem die mathematische Erforschung der Naturkräfte in ihrer Entwicklung vorschreitet, ist nicht durch Willkür und Zufall bedingt: eine festbegründete Methode hat längst Geltung gewonnen, und durch die riesenhaften Fortschritte, zu denen sie geführt, den unzweifelhaftesten Beweis ihrer Zweckmäßigkeit geliefert. Als Grundlage bei dieser Methode wird gefordert, daß die Erscheinungen genau verzeichnet und in ihrem Verlaufe verfolgt werden. Was das Gebiet des Erdmagnetismus betrifft, so sind wir erst an der äußersten Gränze angelangt, und die Aufgabe des Forschers geht zunächst dahin, eine genaue Verzeichnung der Erscheinungen zu bewerkstelligen. Dies ist es nun, was durch die „magnetischen Ortsbestimmungen“ erzielt wird; und darin liegt denn auch die eigentliche Bedeutung des Werkes: es ist eine Fundamental-Arbeit, auf welche jede spätere Untersuchung sich gründen muß.“

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. April.

Nro. 50.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95. Stiftungsfeier
der k. Akademie der Wissenschaften am 28
März 1854.

(Fortsetzung.)

Wie das eben erwähnte Werk sich an die Magnetologie⁸⁾ des Erdkörpers reiht, so knüpft sich das andere ebenfalls an eine neue von demselben größten Naturforscher der Epoche in das Dasein gerufene Wissenschaft, die von ihm Pflanzengeographie⁹⁾ genannt wurde.

Diese hat die Verbreitung der Pflanzenarten, die Einwirkung örtlicher Lage, die der Temperatur und Bodenbeschaffenheit auf die Vegetation zum Gegenstande, und zum Zwecke, die Gesetzmäßigkeit der unter der Zusammenwirkung dieser Factoren auftretenden Ordnungen und Gruppen der Pflanzen, so wie die Bedingungen des Lebens und Gedeihens bis in das Einzelne hinein darzulegen, dadurch aber für Landbau und Forstwirtschaft eine neue und festere Grundlage zu gewinnen.

Es stellt also diese Untersuchung dem Systeme der animalischen Organismen, ihres Ursprungs, ihres Gedeihens, ihrer Ausbreitung nach Gattungen und Arten ein analoges System der vegetabilischen Organismen entgegen, dessen sprossende und blühende

8) Die Benennung der hier aufgestellten Wissenschaft ist noch schwankend. Sie ist nicht Lehre vom Magnet oder von der magnetischen Kraft im Allgemeinen, wohl aber seiner Erscheinungen in Bezug auf den Erdkörper. Wäre sie die allgemeine Magnetologie, so stünde ihr zu, die offenbar den Weltraum erfüllende, die Bewegung des Lichtes retardierende stoffliche Weltung (den Aether) und in ihm den Magnetismus oder vielmehr beide, Aether und Magnetismus, als identisch darzustellen, um dann bei seinem Eintritt in die Atmosphäre des Erdkörpers ihn unter Afficirung derselben als Elektrizität erscheinen zu lassen. Diese und die damit zusammenhängende Frage von Licht und Wärme und von den stofflichen Unterschieden und Verdichtungen liegen, als die Genesis der Natur bedingend, der hier auftretenden Lehre fern, die allein die Erforschung des Magnetismus am Erdkörper, die Gesetze seiner Bewegungen und ihre Folgen zum Gegenstande hat, also Magnetologie des Erdkörpers genannt werden kann.

9) Die Benennung der Pflanzen-Geographie war für den Anfang und das erste Auftreten dieser Erforschungen vollkommen berechtigt. Es galt das Vorkommen der Pflanzen nach Längen und Breiten ihres Wohnortes und nach ihrer Erhebung über das Meer zu bestimmen und ihre Erscheinungen auf Grund und Boden zu beziehen. Seitdem aber ist die Untersuchung mit Hülfe des Mikroskopes in das Innere der Gewebe und mit Hülfe der Chemie in die Beschaffenheit ihrer stofflichen Mischung eingedrungen und hat die dadurch gewonnenen Einsichten in Beziehung zu Bodenbeschaffenheit, Licht, Temperatur und Wasser gebracht, um aus der vereinigten Wirkung dieser Potenzen die Genesis und die Bedingungen ihrer Ausbreitung und ihres Gedeihens zu erklären. Sie ist dadurch allgemeine Phytologie des Erdkörpers geworden und es ist vielleicht hier der Ort, bei der Anzeige eines Werkes, in welchem sie mit Bezug auf Südbayern diesen Charakter in so vorzüglichem Grade entfaltet, diesen ihr allein noch entsprechenden Namen geltend zu machen.

Stämme, Geschlechter und Familien einer vegetabilischen Bevölkerung ähnlichen Bedingungen der Fortpflanzung, der Verbreitung und des Gedeihens unterworfen sind. Unter diesem Gesichtspunkte einer regenerirten und allgemeinen Botanik stellt das vorliegende Werk die Phytologie von Südbayern, d. i. des südlich der Donau gelegenen Theiles des Königreiches dar¹⁰⁾. Sein Verfasser, Herr Dr. Sendtner, Adjunct der botanischen Anstalt, wurde auf Antrag des Conservators des botanischen Gartens, Herrn Dr. v. Martius, und unter Respicienz desselben von der Commission mit der Ausführung betraut, und hat sich durch Auffassung und Behandlung des nun vorliegenden Theiles der Unternehmung des in ihn gesetzten Vertrauens vollkommen würdig erwiesen.

Er untersucht in dem gegebenen Landestheile mit größter Sorgfalt die atmosphärischen Einflüsse der Luft und Temperatur, die physisch-chemische Beschaffenheit des Bodens, die Quellen, ihren Gehalt und ihre Wärme, die Lage der Hauptorte nach den Weltgegenden und verfolgt auf genetischem Wege die unter diesen verbundenen Wirkungen sich bildenden Pflanzengruppen, welche sofort bezüglich ihrer Bestandtheile, ihrer Standörtlichkeit und ihrer Vegetationsform erklärt werden. Er kommt auf diesem sorgfältig eingehaltenen Gang einer von dem Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitenden Entwicklung bezüglich der 1692 Gebirgspflanzen, die er von Südbayern nachweist, zu wichtigen und größtentheils neuen Resultaten.

Eben so bedeutsam wie die wissenschaftlichen Ergebnisse sind auch die praktischen, die aus den nach diesen Grundsätzen geführten Untersuchungen unserer Waldungen, Wiesen und weitverbreiteten Moore für das Gedeihen, für die Verhältnisse des Ertrages und bezüglich der Moore für deren Culturfähigkeit gezogen werden.

Beide Werke dürfen darum als wahre Bereicherung ihrer Wissenschaft, als Grundbücher bezeichnet werden, auf welche sich jeder Bau dahin be-

10) Unter dem Titel: Die Vegetations-Verhältnisse Südbayerns nach den Grundsätzen der Pflanzengeographie und mit Bezugnahme auf Landescultur geschildert von D. Sendtner.

züglicher wissenschaftlicher Disciplinen mit Sicherheit gründen läßt¹¹⁾.

Obwohl die uns hier gegönnte Zeit nicht gestattet, in ihr Einzelnes des Weitern einzugehen,

11) Der Bericht, welcher über Sendtner's Buch eingegangen, ist ebenfalls als eine vollständigere Anzeige seines Inhaltes zur wörtlichen Aufnahme geeignet. Er lautet:

„Die Ordnung in der Verbreitung der Pflanzentypen und die Gesetzmäßigkeit in dieser Ordnung ist der Gegenstand der Pflanzengeographie, eines neuen erst durch Humboldt ins Leben gerufenen Zweiges der Wissenschaft, der selbst wieder eine der wichtigsten Grundlagen bildet für den Landbau und die Forstlehre. Von diesem Standpunkte hat daher der Verf. die Vegetationsverhältnisse Südbayerns, d. h. Bayerns südlich der Donau, aufgestellt.“

Er verstand unter Vegetationsverhältnissen die Mannigfaltigkeit der fertigen Pflanzendecke zugleich mit ihren äußern Ursachen. Das Bestreben der Darstellung gieng dahin, die Ordnung und Gesetzmäßigkeit dieser complicirten Beziehungen evident zu erhalten, indem sie von der Betrachtung des Einfachen auf die des Zusammengesetzten übergleng. Die Einflüsse, von welchen die Gestalt der Vegetation abhängt, lassen sich nämlich als einfache und zusammengesetzte betrachten. Die einfachen Einflüsse sind die allgemeinen Factoren der Vegetation, und ihrer Wirkung entspricht ein Complex von Erscheinungen, der sich unter dem Begriff „Pflanzengruppen“ zu erkennen giebt (z. B. Pflanzenregionen, Pflanzen gewisser Bodenarten, Kalkpflanzen, Rieselpflanzen, Wasserpflanzen u. s. w.). Die zusammengesetzten, aus der Combination dieser Factoren entstandenen, bilden das, was man als Standörtlichkeiten zu bezeichnen pflegt (Wald, Wiese, Moor u. s. w.) und diesen Standörtlichkeiten entsprechen eigenthümliche „Vegetationsformen“, die aus den den herrschenden Factoren zukommenden Pflanzengruppen hervorgegangen sind.

Der Verf. folgt diesem Entwicklungsgange. Er schildert erst die Beschaffenheit der einzelnen Factoren in Südbayern, ganz abgesehen von ihrer Wirkung; dann aber wird ihre Wirkungsweise auf das Pflanzenreich untersucht, die der einfachen und zusammengesetzten Factoren, der Pflanzengruppen und der Vegetationsformen.

Unter den Resultaten der Untersuchungen können folgende hervorgehoben werden.

Jeder Pflanzenart ist ein besonderer Verbreitungsbezirk angewiesen, dessen Grenzen sowohl nach den

können wir doch nicht umhin, einiger Beobachtun-

Dimensionen der geographischen Länge und Breite, als nach der Höhe über dem Meere ihre bestimmte, sowohl von rein geographischen als von äußern damit zusammenhängenden Einflüssen abhängige Lage haben.

In Südbayern befinden sich 1692 Gefäßpflanzen (darunter 1274 Dicotyledonen, 375 Monocotyledonen, 43 Gefäßkryptogamen). Von diesen 1692 Gefäßpflanzen erreichen sämmtliche die oberste Gränze ihres Vorkommens nach der Elevation über dem Meere, ein nicht unbeträchtlicher Theil zugleich auch die Gränzen ihrer horizontalen Verbreitung, nämlich 362 Arten oder 22 Proc. Die Betrachtung dieser letzten Gränzlinien führt zu lehrreichen Resultaten. Es ergiebt sich, daß es vorherrschend südliche und östliche Pflanzen sind, die in Südbayern ihre Gränze finden, und daß die Flora dieses Gebietes bei weitem mehr zum Charakter der westlichen Nachbarländer als der östlichen hinneigt. Ferner sind es nicht Wasserscheiden, welche die Pflanzenarten trennen, sondern Flüsse. Mit Skandinavien hat Bayern ungleich mehr Ebenenpflanzen als Alpenpflanzen gemein.

Unter den Einflüssen des Klimas wurden die Wirkungen, welche die Unterschiede der Wärme auf die Vegetation hervorrufen, mit besonderer Sorgfalt untersucht. Da die Beobachtungen einzelner weniger Fälle leicht zu Täuschungen führen, so war schon deshalb bei den Untersuchungen darauf Bedacht genommen worden, das den Schlüssen dienende Material so reichhaltig als möglich auszustatten. Es sind daher vom Verf. in den Alpen über 100 einzelne Bergbesteigungen vorgenommen worden, um die Höhen-Gränzen aller dort vorkommenden Pflanzenarten mit genauen Instrumenten zu messen. So gelang es z. B. für die obere Gränze der Fichte allein 167 Beobachtungen zu sammeln. Die daraus gezogenen Mittel dienten dann weiteren Schlüssen zu genauen Anhaltspunkten.

Bei solchen Untersuchungen fand nun alles Berücksichtigung, was auf die Temperaturverhältnisse außer der Höhe über dem Meere noch von Einfluß ist. Die Resultate stimmten befriedigend mit den auf theoretischem Wege berechneten Bedingungen überein. Es zeigte sich unter andern, daß die Höhendifferenz der Baumgränzen je nach der Lage gegen die verschiedenen Himmelsgegenden bei ihrer günstigsten Exposition, nämlich nach Südwest von ihrer ungünstigsten, der nordöstlichen 661 Par. Fuß beträgt, um welche letztere niedriger ist. Nach der Berechnung des Hrn. Akademikers Lamont ist der

gen zu denken, die auch ihrer Seits die Zusam-

Unterschied gleicher Temperaturlinien an den bezeichneten Expositionen 638'. Ebenso übereinstimmend zeigten sich die Unterschiede der Pflanzengränzen in Thälern und an freien Berghängen mit den Temperaturbestimmungen, welche der bayerische Bergmeister Dr. Gumbel aus der Untersuchung der Quellwärme gezogen hat. Erstere betragen im Mittel 675', letztere 651'. Um so viel rücken beide in den Thälern herab. Es hat sich ferner herausgestellt, daß die Pflanzengränzen in dem östlichen Theile unserer Alpen weit tiefer sind als in dem westlichen, im Vorderzuge derselben mehr als in dem Hauptzuge. Der Verf. hat den genauen Zusammenhang dieser Thatsachen mit Temperaturverhältnissen nachgewiesen, die Ursachen dieser Unterschiede erklärt, und den Werth ihrer Größe in Zahlen ausgedrückt.

Auch die andern klimatischen Einflüsse auf die Pflanzen fanden der Reihe nach ihre Behandlung. Einen wichtigen Abschnitt bildet die Beziehung der Pflanze zum Boden.

Bis in die letzte Zeit bekämpften sich unter den Pflanzengeographen zwei Ansichten, deren eine das Vorkommen der Pflanze rein von den chemischen Stoffen des Bodens abhängig wissen wollte, die andere bloß von dessen physikalischer Beschaffenheit. In dieser Frage ließ der Verf. die Thatsachen entscheiden, die aus der großen Zahl der Beobachtungen in Auswahl zu Gebote standen. Wie schon die Theorie erwarten ließ, gemäß welcher das Dasein der Pflanze das Vorhandensein der ihr nothwendigen Mineralstoffe im Boden voraussetzt, ließ sich in der That im natürlichen Vorkommen der Gewächse der chemische Gehalt des Bodens als nothwendige Bedingung nachweisen. Nach der Verschiedenheit dieser Bedingungen gestalten sich Pflanzengruppen, die von ganz anderer Gestalt sind als diejenigen, welche dessen physikalische Zustände hervorrufen. Nicht bloß erfordern die Pflanzen gewisse Mineralstoffe, sowohl im Allgemeinen als im Besondern, sondern es giebt auch solche Stoffe, deren Dasein gewissen Pflanzen schadet, obgleich sie andern erforderlich sind. Ein solcher Stoff ist z. B. der Ammoniak, der Kohlen-saurer Kalk. Ebenso bestimmt, wie die Erfahrungen der Landwirtschaft, bewährte auch die Betrachtung der wilden Natur die Richtigkeit der bekannten Lehre des Hrn. Barv. Liebig von der Bedeutung der Mineralstoffe im Boden für die Ernährung der Pflanzen. So beweisen dieses unter andern die sogenannten Unkräuter, die nur den unorganischen und nicht den organischen Stoffen des Düngers folgen, und die wilden

mengehörigkeit der hier in Frage stehenden Wissen-

Pflanzen verrathen an Neunbrüchen, wie z. B. in den Alpen an Felsstürzen, deren Schutt aller organischen Stoffe entbehret, den reichen Vorrath an bestimmten löslichen unorganischen Stoffen als den Grund der Fruchtbarkeit u. s. w.

Die regelmäßige Aenderung, welche die Höhe über dem Meere in den Vegetationsgruppen hervorruft, bildet die Pflanzenregionen. Ihre Eintheilung geschah früher nach willkürlich gewählten künstlichen Principien, indem die einen die runden Ziffern in Fußern, oder nach andern in Metres ausgedrückt, andere Temperaturgrade, wieder andere das Austreten einzelner Pflanzenarten maassgebend machten. Der Verf. überließ diese Bestimmung der Summe aller vorkommenden Pflanzen und unterschied die Regionen nach denjenigen Höhenstufen, wo sich die meisten Veränderungen in der Vegetation ereignen.

In der Darstellung der Vegetationsformen gieng der Verf. ausführlich zu Werke, indem er nicht bloß genaue Rechenhaft von ihrer Beschaffenheit im Gebiete gab, sondern ihre Beziehungen theils zu den Factoren, theils zu der Nutzenanwendung in der Landesbewirthschaftung entwickelte, so weit es der Umfang des Werkes gestattete. In der Schilderung des Waldes wurde nicht bloß seine allgemeine Bedeutung im Haushalte des Staates auseinander gesetzt, sondern die Naturgeschichte jeder einzelnen Baumart nach neuen Originalen gezeichnet. Von diesen Schilderungen empfängt die Lehre der Forstwirthschaft jedenfalls wertvolle Beiträge.

Die Resultate der Untersuchungen über die Moore haben sich einer gewissen Vollständigkeit zu erfreuen durch die nachhaltigen Mittel, welche durch die Unterstützung von Seite des h. K. Ministeriums des Handels dem Verf. zu ihrer Untersuchung dargeboten worden sind. Keine Gegend in Süddeutschland dürfte hiezu geeigneter erscheinen als Südbanern, dessen Moore einen Flächenraum von nahezu zwanzig Quadratmeilen einnehmen, eine Größe von manchem deutschen souveränen Fürstenthum. Die Erforschung ihrer Ursachen, die Eigenheiten ihrer Bildung war um so wichtiger, als sich zunächst an sie die Möglichkeit ihrer Cultur knüpft. Die Resultate, welche der Verf. erlangt hat, sind ebenso neu als entscheidend. Südbanern hat zwei wesentlich verschiedene Formen von Mooren, die schon der Technik nicht unbekannt geblieben sind, so daß sie dafür die Unterscheidung von Hoch- und Wiesemooren in Anwendung brachte, ohne sich jedoch Rechenhaft von den Ursachen dieser Verschieden-

schaften, der Phytologie, Chemie, Magnetologie und Geognosie zur Anerkennung bringen.

(Schluß folgt.)

heiten geben zu können. Der Verf. hat nachgewiesen, daß ihre Verschiedenheiten in der chemischen Zusammensetzung des Bodens begründet sind, indem die Unterlage der erstern von kalireichen Thonsilicaten ohne Kohlensäuren Kalk, die der letztern von einer eigenthümlichen Art Kohlensäuren Kalkes, dem sogenannten Alm gebildet wird. So sind auch die Pflanzen, welche diese Unterschiede charakterisieren, in jenen Kiesel- und Kalkpflanzen, in diesen Kalkpflanzen.

Die Entstehung der Moore steht mit geognostischen Verhältnissen im Zusammenhange, welche durch Holzschnitte erläutert, sind.

Die Verwendung der Moore, die Frage ihrer Culturfähigkeit findet vom Standpuncte der Wissenschaft sowohl eine allgemeine als specielle Beurtheilung, welche in der richtigen Praxis die erste Bedingung ist. Die theoretisch entwickelte Möglichkeit der Cultur findet aber auch in der Erfahrung ihre Bestätigung. Entgegengesetzte Erfahrungen beweisen nur die Fehlerhaftigkeit der Maassregeln, nicht die Unmöglichkeit des Gelingens. Die zu befolgenden Culturmaassregeln sind nämlich keineswegs für alle Moore dieselben, und was in dem einen angezeigt ist, ist in dem andern direct schädlich. Die Natur giebt hierin die deutlichsten Fingerzeige. Wir sehen z. B. die häufig sich wiederholenden Ueberflämmungen durch die Isar keine günstige Veränderung in den Mooren ihrer Ufer hervorrufen, während die nämliche Schlammart in den Hochmooren die günstigste Wirkung hat.

Bei der speciellen Schilderung der wichtigeren Moore ist auf die Bedingungen ihrer Cultur Rücksicht genommen worden. Der gelungene Versuch einer 26jährigen Cultur in dem Pangermoore bei Rosenheim durch den verstorbenen Forstmeister von Larosée erhielt einen ausführlichen Bericht. Die hiebei angewendeten Culturemittel und ihre Wirkungen wurden durch eine bildliche Darstellung erläutert.

Das Werk schließt eine Aufzählung der im Bezirke aufgefundenen Gefäßpflanzen mit Angabe ihrer Verbreitung und ihres Vorkommens.

Außer 18 Holzschnitten sind dem Werke 9 Tafeln und eine Karte des Bezirkes nach pflanzengeographischer Eintheilung beigegeben."

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. April.

Nro. 51.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95. Stiftungsfeier
der k. Akademie der Wissenschaften am 28
März 1854.

(Schluß.)

Wie man weiß, hatte unser verehrtes Mitglied Baron Dr. v. Liebig, der Lehre, daß das Vorkommen der Pflanzen von der mechanisch-physikalischen Beschaffenheit des Bodens allein abhängig sei, die Chemische entgegengestellt, nach welcher bezüglich des Bodens jenes Vorkommen allein von dem Vorrath und Verhältniß der in dem Boden enthaltenen löslichen Stoffe bedingt wird, und darauf die Agriculturchemie gegründet. Was aus der Theorie und dem Bau der Culturgewächse sich als vollkommen begründet erweist, hat durch des Verfassers sehr zahlreiche und wohlverbundene Beobachtungen der wildwachsenden Vegetation sich dadurch bestätigt, daß Pflanzen, die an bestimmte Stoffe gebunden sind, da verschwinden, wo sie jener Stoffe entbehren, oder der Einwirkung anderer ihnen feindseligen ausgesetzt sind und daß die wilden Pflanzen, die Unkräuter, welche nur von den unorganischen Stoffen des Düngers sich nähren, an den Felsstücken der Alpen, die aller organischen Stoffe entbehren, aus ihrer nackten Unterlage und den löslichen unorganischen Stoffen derselben die ihnen nöthige Nahrung ziehen und in üppigem Wuchse gedeihen.

Ebenso merkwürdig ist für jene Zusammengehörigkeit der Magnetologie und Geognosie die Beobachtung von Lamont, daß die Bewegung der magnetischen Nadel auf der Linie von Traunstein über Regensburg nach dem bayerischen Walde von der durch die magnetischen Gesetze gebotenen Richtung in so auffallender Weise abweicht, daß die Erscheinung aus der zu Tage liegenden Beschaffenheit der Gegend und der Züge der Gebirge nicht zu erklären war. Da aber die verborgenen Einflüsse sich vorzüglich in senkrechter Richtung äußern, so wurde der Verfasser zu der Annahme geführt, daß sie durch feste unter deren Boden, wo sie erscheinen, verborgene Gebirgsmassen erregt werden, indem, wie man weiß, große Massen festen Gesteines der Gebirge die Nadel stärker afficieren, als der alluviale Grund der Ebene. Er baute darauf die Voraussetzung, daß magnetische Messung außer ihrem Gebiete auch auf dem der Geognosie sich von hoher Wichtigkeit erweisen würde.

Dieser höchst merkwürdigen Erfahrung kommt nun auf dem Gebiete der geognostischen Erforschung, welche unabhängig von der akademischen durch die k. Berg- und Salinen-Administration unter Leitung des auch wissenschaftlich sehr befähigten Bergmeisters Dr. Gumbel geführt wird, die Beobachtung über die geognostische Beschaffenheit der Bodenfläche auf jener Linie der magnetischen Störungen erklärend entgegen, über welche Herr Dr. Gumbel, dazu eingeladen, sich dahin erklärt, die Gliederungen und Gesteinsbeschaffenheit der Flößformation im bayerischen Alpengebirge seien so verschieden

und abweichend von den entsprechenden Verhältnissen und Formationen am Nordrand der großen bayerischen Hochebene, daß man die Entwicklungsformen von beiden nicht für bloße Modificationen der Erzeugnisse eines und desselben Bildungsmeeres halten könne. Es sei vielmehr Grund zu der Annahme vorhanden, daß beide in verschiedenen Meeresboden entstanden seien, und daß der sie bei ihrer Bildung trennende Gebirgszug in die große Spalte zwischen Alpen und Donau versunken sei, welche später mit tertiären, quartären und alluvialen Schichten eingeebnet wurde¹²⁾.

Wir wünschen den Urhebern dieser Entdeckungen eines unter der Donauebene versunkenen Urgebirges Glück zu derselben, als zu einer fast schon zur Thatsache erhobenen neuen Bestätigung des alten: „nil mortalibus arduum“ und der Befähigung

12) Folgendes ist die Erklärung des Hrn. Dr. Gumbel über den bewegten Gegenstand.

„Die Gliederung und Gesteinsbeschaffenheit der Flößformationen in unserem bairischen Alpengebirge sind so verschieden und abweichend von den entsprechenden Verhältnissen, welche die gleichalterigen Formationen am Nordrand der großen bairischen Hochebene (zwischen Alpen und Donau) erkennen lassen, daß man beide Entwicklungsformen nicht für bloße Modificationen derselben Bildungen an verschiedenen Puncten des nämlichen Bildungsmeeres erklären kann.

Es ist vielmehr Grund vorhanden anzunehmen, daß beide in verschiedenen getrennten Meeresbecken entstanden, obwohl im zwischenliegenden Terrain in der gegenwärtigen Oberflächenbeschaffenheit eine solche trennende Gebirgsmasse nicht mehr besteht, sondern jetzt eine Ebene gefunden wird. Es muß daher angenommen werden, daß der einst als trennender Meeresrücken hervorragende Gebirgsthail in die große Spalte zwischen Alpen und Donau versenkt sei, welche später mit tertiären, quartären und alluvialen Schichten eingeebnet wurde.

Mit dieser Annahme stimmt höchst bemerkenswerth die interessante Beobachtung des Hrn. Akademikers Prof. J. Lamont überein, welcher in diesem flachen Schuttland bedeutende magnetische Irregularitäten fand, deren Grund nicht wohl in etwas Anderem als in jenem versenkten Urgebirgsthail gesucht werden kann.“

der verbundenen Wissenschaft auch in das Innere der Erde zu bringen und zu sehen, was dort dem menschlichen Auge für immer verborgen schien.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Februar 1854.

- Von dem k. b. Oberlieutenant und Brigadeadjutanten
Hrn. J. G. Heilmann in Ingolstadt:
Geschichte Bayerns. Regensburg 1853. 8.
- Die Kriegskunst der Preußen unter König Friedrich dem Großen. I. u. II. Abtheilung. Leipzig und Meissen 1852 u. 1853. 8.
- Von dem Hrn. Grafen v. Mailath, z. Z. hier:
Geschichte der Magyaren. 4 und 5 Band. Regensburg 1853. 8.
- Von der Societé impériale d'archéologie in St. Petersburg:
Mémoires XVIII. Vol. 6. No. 3. St. Petersburg. 1852. 8.
- Von dem Hrn. Eduard Reusch in Tübingen:
Der Spitzbogen und die Grundlinien seines Maßwerkes. Mit XXV Tafeln. Stuttgart 1854. 4.
- Von dem Hrn. J. E. Kopp in Luzern:
Geschichtsblätter aus der Schweiz. 1 Jahrgang. 2 Heft. Luzern 1854. 8.
- Von der Académie des sciences in Paris:
Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXVII. No. 22. 23. Nov. 24 — 26. Dec. 1853. Tom. XXXVIII. No. 1. Janvier 1854. Paris 1854. 4.
- Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg:
Verhandlungen. 15 Band. 7 Band neue Folge. Regensburg 1853. 8.
- Von dem Hrn. Theodor Panofka in Berlin:
Zur Erklärung des Plinius. Antikenkranz zum dreizehnten Berliner Winkelmannsfest. Nebst 12 bildlichen Darstellungen. Berlin 1853. 4.

Von der Chemical Society in London:
Quarterly Journal. No. XXII. XXIII. 2 July. 3 Oct.
1853. London 1853. 8.

Von dem Comité de la langue de l'histoire et des
arts de la France in Paris:

Bulletin des sociétés savantes missions scientifiques et
littéraires. Tom. I. Janv. 1854. Paris 1854. 8.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften
in Berlin:

Monatsbericht 1853. Berlin 1853. 8.

Von dem Hrn. Grunert in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Physik. 21 Th. 4 Heft. 22
Th. 1 Heft. Greifswalde 1853. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Kopen-
hagen:

Videnskaberne Selskabs Skrifter. Femte Raekke. Na-
turvidenskabelig og mathematisk af deling. III.
Th. Kiöbenhavn 1853. 4.

Tables du Soleil par P. A. Hansen et G. F. R. Oluf-
sen. Kiöbenhavn 1853. 4.

Von der American Academy of arts and sciences
in Cambridge:

Memoires. New series. Vol. V. Part I. Cambridge
1853. 4.

Von dem Hrn. Dr. Pfeiffer in Stuttgart:

Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und
Literatur. Nikolaus von Jeroschin. Stuttg. 1853. 8.

Von dem naturforschenden Verein zu Riga:

Correspondenzblatt. Sechster Jahrgang. 1852. 53. Riga
1853. 8.

Von dem Hrn. Dr. Schweigger in Halle:

Ueber stöchiometrische Reihen. Halle 1853. 8.

Ueber medicinische Missionsanstalten. Halle. 8.

Ueber die Auffindung der zwei ersten Uranus-Trabanten
durch Cassell. Halle. 8.

Von dem Hrn. Kölliker in Leipzig:

Die Schwimmpolypen oder Siphonophoren von Mes-
sina mit 12 Tafeln. Leipzig 1853. 4.

Von dem Hrn. Rector Halm hier:

Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum Teub-
neriana. — Juli Flori epitom. de Tito Livio bel-
lorum omnium annorum DCC libri duo. Luci Am-

pelii liber memorialis recognovit Eduardus Woelff-
lin. 1854. 8.

Von den Herren Baiter und Halm:

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex
recensione Jos. Casp. Orellii. Editio altera emen-
dator. Turici 1854. 8.

Von dem Hrn. Scheikh Mouhammad Uyyad Ef-
Tantavv in St. Petersburg:

Traité de la langue arabe vulgaire. Leipzig 1848. 4.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:
Dreizehnter Bericht. Linz 1853. 8.

Von dem Hrn. Franz Isidor Prochko in Linz:
Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Enns.
Linz 1849. 8.

Von dem Hrn. J. Bauquelin in Paris:
De l'application de la suture enchevillée à l'operation
de l'entropion spasmodique. Paris 1853. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und
Alterthumskunde in Schwerin:
Jahrbücher und Jahresberichte. 18 Jahrgang. Schwerin
1853. 8.

Quartal-Bericht XVIII. 2. 3. XIX. 1. Jan. April. Oct.
1853. Schwerin. 8.

Von dem Hrn. Alfed Reumont in Florenz:
Il Cardinale Wolsey e santa sede. Firenze 1853. 8.

Von dem Hrn. v. Maurer dahier:
Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und
Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. Mün-
chen 1854. 8.

M ä r z 1 8 5 4.

Von dem historischen Verein für das Großherzog-
thum Hessen in Darmstadt:
Archiv für heilische Geschichte und Alterthumskunde. 6
Bd. 3 Heft. Darmstadt 1851. 8.

Periodische Blätter. Oct. 1852. Jan. 1853. No. 1.
Mai 1853. Cassel. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in
Leipzig:
Zeitschrift. Bd. 8. 2 Heft. Leipzig 1854. 8.

- Von dem Hrn. Dr. Albrecht Weber in Leipzig:
Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen
Alterthums 3 Bds. 1 Heft. Berlin 1853. 8.
- Von dem Hrn. P. A. Hansen in Seeberg:
Entwicklung der negativen und ungeraden Potenzen der
Quadratwurzel der Function ix . Leipzig 1854. 8.
Entwicklung des Products einer Potenz des Radius
Sectoris mit dem sinus oder cosinus eines vielfa-
chen der wahren Anomalie der Reihen. Leipzig
1853. 8.
- Tables du soleil exécutées d'après les ordres de la
société royale des sciences de Copenhague par
P. A. Hansen et C. T. R. Olufsen. Copenhague
1853. 4.
- Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische
Cultur in Breslau:
Denkschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.
Breslau 1853. 4.
- Von der Biblioteca universitaria in Pisa:
Annali delle università Toscane. Tom. I. II. III. Sci-
enze cosmologiche. Fasc. I. II. Pisa 1852. 53. 4.
Annali. Tom. III. Scienze Nologiche. Fasc. I. Pisa
1853. 4.
- Von dem Hrn. Dr. Steiner in Seligenstadt:
Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. 3
Th. 1 Heft. Seligenstadt 1854. 8.
- Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften
in Berlin:
Monatsberichte: December 1853. Januar 1854. Ber-
lin. 8.
- Von der Société vaudoise des sciences naturelles
in Lausanne:
Bulletin No. 30. Tom. III. Année 1853. Lausanne. 8.
- Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und
Technik in Speier:
Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer.
Bd. XXVII Heft V. VI. November u. December
1853. Band 1. Heft 1. Januar 1854. Speier
1854. 8.
- Von dem Comité de la langue, de l'histoire et des
arts de la France in Paris:
Bulletin des sociétés savantes, missions scientifiques et
littéraires. T. I. II. Livr. Février 1854. Paris. 8.
- Von der Société Linnéenne de Normandie in
Caen:
Mémoires. Années 1849 — 1853. Neuvième volume.
Paris 1853. 4.
- Von der Société des sciences naturelles in Cherbourg:
Mémoires. 1 Vol. 1 u. 2 Livr. Cherbourg 1852. 8.
- Von dem Hrn. E. J. Pictet in Genf:
Matériaux pour la paléontologie suisse ou recueil de
monographies sur les fossiles du Jura et des Alpes.
1 Livr. Genève 1854. 4.
- Von dem Hrn. E. v. Littrow in Wien:
Annalen der Sternwarte in Wien. 3 Folge. 3 Band.
Jahrg. 1853. Wien 1854. 8.
- Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:
Zeitschrift. März III. 1854. München. 8.
- Von der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz:
Abhandlungen. 6 Bd. II. Heft. Görlitz 1853. 8.
- Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rhein-
lande in Bonn:
Jahrbücher XX. 10 Jahrgang. 2 Bonn 1853. 8.
Das Judenbad zu Andernach. Einladungsprogramm zu
der am Geburtstage Winkelmanns den 9 December
1853 stattfindenden Generalversammlung. Bonn
1853. 4.
- Von dem naturhistorischen Verein der preussischen
Rheinlande und Westphalens in-Bonn:
Verhandlungen. 10 Jahrgang. 3 und 4. Heft Bonn
1853. 8.
- Von der Asiatic Society of Bengal in London:
Journal. No. CCXXXVI. No. V. 1853. Lond. 1853. 8.
- Von dem Hrn. E. J. Sasse in Dresden:
Beobachtungen über die Bitterungs- und Vegetations-
Verhältnisse des Dresdner Elbthales während der
Jahre 1847 — 1852. Dresden 1853. 8.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Mai.

Nro. 52.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Alciphronis rhetoris epistolae cum adnotatione critica editae ab Augusto Meineke. Lipsiae sumtibus et typis B. G. Teubneri MCXXXLIII. IV, 179. 8.

Von Menanders Wit und Geist hat sich ein Nachklang nicht bloß bei den lateinischen Komikern und Lucian, sondern auch bei Alciphron, dem trefflichsten unter den griechischen Epistolographen erhalten (vgl. den Artikel „Menander“ von Preller in Pauly's Real-Encyclopädie IV p. 1779). Man wird unbedenklich die Annahme aufstellen dürfen, daß manche Charaktere, die jener ausgebildet hatte, leicht seizziert in die vorliegende Briefsammlung übertragen worden sind, hie und da selbst mit Beibehaltung der eigenen Worte des Dichters; dergleichen Meineke p. 90, 93, 112, 123, 158, 173 nachweist*). Damit soll dem Alciphron das Verdienst sinniger Erfindung nicht abgesprochen sein, der frische und gewandte Ton seiner Briefe zeigt, daß er selbst in der Benützung fremden Gutes noch originell blieb.

Wie groß der Umfang seiner Sammlung ursprünglich war, ist bei der durchaus fragmentari-

schen Form, welche sämtliche Handschriften in sehr verschiedener Weise darbieten, nicht mehr auszumitteln, gewiß aber rührt die Ordnung derselben in der seit Bergler feststehenden Vulgata nicht vom Verfasser selbst her, oder was sollte ihn bewogen haben, die Briefe der Fischer durch die der Parasiten I, 20 — 23, der Bauern I, 24 — 28, der Hetären I, 29 — 40, II, 1 — 4 zu unterbrechen, um III, 1 — 3 endlich zu jenen zurückzuführen, dann III, 4 — 8 Parasiten, 9 — 41 Bauern, und 42 — 72 abermals Parasiten redend einzuführen? Eher könnte die in Vat. 140 (*ψ*) eingehaltene Reihenfolge für authentisch gelten; hier beginnen die Fischer, folgen die Landleute und dann die Parasiten; beide letzteren sind aber nicht vollzählig. Umgekehrt ist die Anordnung in dem vorzüglichen Ven. cl. VIII, 2, Parasiten, Landleute, Fischer. Nur die ländlichen Briefe hat Vind. 342, der beste Codex des Alciphron, in dem allein die zehn III, 32 — 41 stehen; nur die der Fischer, (außer den 4 parasitischen III, 4 — 8) enthält unser Pal. 155 (*D*), aus welchem die ersten 8 des dritten Buches in den Barberin. übergegangen sind. Etwas verwirrt ist die Ordnung im Par. 1696 (*F*).

In allen diesen Handschriften fehlen die Hetärenepisteln, welche sich vollständig im Flor. Plut. LIX, 7, in dem Pal. 132 (*C*) und in dem Par. 3050 (*A*) finden, theilweise im Par. 3021, 2832, 3054, Vind. 318 (*II*, *Ξ*, *Φ*, *A*). Man muß sehr bedauern, daß gerade dieser anziehendste Theil der Sammlung der stärksten Corruption un-

*) Vielleicht ist auch III 73, 2 οἶνος ἡμῶς ἢ φιλάτη γῆ — τοὺς ἐαυτῆς τροφίμους ἀνεθρέψατο, wofür Philostratus Imag. II. 24 (129, 3) οἶνος ἢ φιλάτη γῆ· τοὺς ἐαυτῆς ἀθλητὰς ἀποτελεῖ, aus derselben Quelle herzuleiten.

terlegen ist, denn die genannten Manuscripte halten mit den eben bezeichneten nicht von fern den Vergleich aus; ein umgekehrtes Verhältniß wäre zu wünschen, da die übrigen besser conservirten Briefe sich wie Vorstudien zu diesen *ἐταιρικά* ausnehmen, welche nicht allein ausgeführter und umfangreicher, sondern auch mit einer viel größeren Feinheit, Delicately und Laune geschrieben sind.

Der Pal. C. und Par. A oder ein ihm ganz ähnlicher Codex liegen der Aldina von 1499 und der Genevensis 1606 zu Grunde, welche beide Ausgaben gar keinen kritischen Werth haben. Bergler setzte aus dem Wiener 342 und einigen Vatikanischen Handschriften das dritte Buch hinzu, sein Commentar war für jene Zeiten gewiß ein Meisterstück, der überdies viele evidente Emendationen enthält. Wenig hat Wagner geleistet; desto anerkannterwerth ist Seilers kürzlich erschienene Edition, namentlich durch die Vergleichen von vieler vorher noch nicht benützter Handschriften und die gut ausgestatteten Indices. In der Verwendung jener Hilfsmittel durfte der Herausgeber weniger ängstlich verfahren und überhaupt der Conjecturalkritik einen größeren Spielraum gewähren, wenn dem Leser die Lectüre nicht zu sehr erschwert werden sollte. Dafür hat nun die neueste Ausgabe, welche mit überraschender Schnelligkeit auf die von Seiler gefolgt ist, in reichem Maße gesorgt. Meineke wurde bereits durch die Specialausgabe der Fragmente von Meander und Philemon veranlaßt, sich näher mit Alciphron zu beschäftigen, daher wohl manche Emendationen von älterem Datum sein mögen, wie es von *παρασκηρίσις* II, 4, 5 bekannt ist, andere sind aber durch die neugewonnenen Varianten hervorgerufen, wie viele im dritten Buch. Wir wollen unter der großen Menge derselben nur I, 18, 2 ἡγάσθης, 21, κρίνον, 39 .. τὰ παρὰ ποργύραν ποργυρᾶ II, 2, 9 χωρισμὸν, 4, 3 δρῆς, III, 1, 3 ἀταῖς ἐνορχεῖσθαι ταῖς Χάρσιν, 12, 1 μεταξὺ, 48, 5 — καλῶν χάριν οἴσεσθαι, 55, 4 πεπρωθῆναι beispielweise hervorheben, an die p. 92, 93, 103, 104, 105, 109, 116, 122, 123, 132, 142, 144, 149, 151, 162 vorgeschlagenen Ergänzungen, die p. 89, 98, 99, 105, 112, 124, 132, 136, 138, 147, 155, 157, 159 aufge-

deckten Interpolationen erinnern, um dem sich dafür interessirenden Leser vorerst eine Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Beiträge zu geben, und daran die Besprechung einiger Stellen knüpfen, über welche wir anderer Meinung sind. Dabei wird mehrere-male Keil's Recension von Seilers Ausgabe (Jhrb. f. Phil. LXVIII, 37 sqq.) zu berücksichtigen sein.

I, 1. Es würde für unsern Pal. 132 (C) einen Beweis besonderer Trefflichkeit abgeben, wenn sich bestätigte, was zu §. 4 Seiler in der kritischen Note sagt: τὰς ἀσίσλας Hemsterh. ad Hesych. col. 589 Alb. — ex C nihil enotatum, unde conicias, eum habere ἀσίσλας. Aber er hat, wie die meisten andern τὰς εἰλας. Aus dem zunächst folgenden ὑπερῶν αὐτῶν will M. mit Tilgung von καὶ und veränderter Construction ἀπ' αὐτῶν machen; eher liegt darin ein Adjectiv im Sinne von ὑπεραίσιον oder περιούσιον, περισσὸν verborgen.

I, 2. Ἄν τὸν βυθὸν ἀποξίνουσι ist wohl nichts auszusetzen, da die Geschäfte des Landmanns häufig metaphorisch dem Fischer beigelegt werden; man vergleiche die von Seiler zu I, 4, 1 gesammelten Stellen, namentlich Anthol. Pal. IX, 242 πόντου ἀροτρευτήρ, und Callimach fr. 436 ἀρότας κύματος Ἀορίου. In demselben Brief möchten wir nicht wie M. das von I dargebotene κομίζειν nach ἐπέτατε verschmähnen, denn daß der lateinische Sprachgebrauch von impere auch hier Anwendung finden müsse, wird erst noch zu belegen sein. Eben-da haben die Worte τὰ ἐκ τῆς θαλάττης ἔρια, ἃ γύεται ἐπιεικῶς ἐν εὐρυνόμης λήμνον viele Vermuthungen hervorgerufen. - Mit Uebergehung der Aelteren begnügen wir uns die drei neuesten anzuführen: Eoback Pathol. serm. Gr. elem. I, p. 34 schlug vor ἐν Εὐρυνόμης λιμῶνι, Keil (Neue Jahrb. für Philologie LXVIII, 48 ἐν Εὐρυνόμης τεμένει, Meineke hier (p. 88) ἐν Ἐρμιόνης λιμένι, mit dem Zusatz: Hermionensium portum si marinae lanae, de qua Salmasius ad Tertullianum de pall. p. 218 et Casaubonus ad Athen. III, p. 89 egerunt, feracem fuisse alio quodam testimonio constaret rem confectam dicerem. Nunc incerta res est, nec mirabor, si quis me ipsum cum ceteris hariolatum esse dixerit? Allerdings hätten die Leute erst eine weite Fahrt von Munychia nach

Hermione machen müssen, um den Befehlen ihres Herrn nachzukommen. Daß nun der Einwand, ein Ausdruck wie ἐν Εὐφροσύνης λευκῶνι oder τεμένει sich übel im Briefe des Fischers ausnehme, wird durch die Voraussetzung, daß jene irgendwie populär geworden seien, gehoben; für beide appellativa aber, die dem corrupten Ἀήμων nicht sehr ähnlich sehen, dürfte wohl δερνίω eintreten, vgl. Pind. Nem. I, 3. Uebrigens wird man auch zugeben, daß neben dieser poetischen Bezeichnung der Meerestiefe (nach II. Σ, 398) der einfach prosaische ἐκ τῆς θαλάσσης ungehörig ist, ferner daß ἐπιεικῶς auf ein Adjectiv, welches weggefallen ist, nothwendig bezogen werden muß. Demnach schrieb Alciphron etwa so: καὶ τὰ ἔρια, ἃ γύεται ἐπιεικῶς δυσέρετα ἐν Εὐφροσύνης δερνίω. Das ἐπερδήσαμεν am Schluß des Briefes ist nicht mit der Lesart in A ἐποδήσαμεν zu vertauschen, vgl. Lys. XXXII, 11.

I, 4. Für δημοτικὰ διαγράφονται will M. δημογραφικὰ δ. lesen, weil jenes nur von der Staatsverwaltung verstanden werden könne. Vielleicht ist diese Behauptung da gegründet, wo es sich um den ächten Atticismus handelt, aber Lucian setzt Paras. 1 die δημοτικὰς τέχνας den edleren wie μουσικῇ, ιατρικῇ, ἡγορικῇ entgegen, und in dieser Bedeutung wird man auch hier das Wort zu nehmen haben. In gleicher Weise scheint auch I, 6 σὺ δὲ ῥάδιος ὦν τῷ ὀφθαλμῷ keiner Aenderung zu bedürfen, wenn man damit Luc. de merc. cond. 40 σὺ δὲ Ἕλληνα καὶ ῥάδιος τὸν τρόπον zusammenhält. Die μέτοικος aus Hermione, welche §. 2 als Verföhlerin des Euthybulus erscheint, soll der Piraeus ἐπὶ κακῷ τῶν ἐρώντων aufgenommen haben, denn sie verschlingt Alles, wie eine Charybdis. Für ἐρώντων liest eine Handschrift ἐράντων, womit wir dem Wort, welches der Gedankengang des Briefes verlangt, etwas näher kommen; dies ist weder ἐραστῶν noch ὀρώντων, sondern χρημάτων. Die Einwohner des Piraeus haben jene Hetaïre zum großen Nachtheil ihres Vermögens aufgenommen, vgl. I, 18, 3.

I, 9. Die λυπηρὰ παραμυθία wird sich als kräftigere Bezeichnung neben der λυπηρὰ behaupten können; das zweite παραμυθίαν scheint nur von

fremder Hand zur Erleichterung des Lesers beigelegt, da es zu τὴν παρ' ἡμῶν supplirt werden soll; das dritte §. 3 πάντως γὰρ πρὸς τῇ καταβολῇ τὰργυρίον ἔσται παρ' αὐτοῖς τις διὰ σοῦ παραμυθία Διονυσίων ἢ Ἀπατουρίων τελομένων fällt auf diese Weise nicht mehr als lästige Wiederholung auf; für παρ' αὐτοῖς aber muß es wohl παρ' αὐτῶν heißen.

I, 12, 4. Hier hat Pal. 155 (D) nicht wie Seiler angiebt, κρημὸς καὶ θάλαττα γέρομεν ἄμα, sondern wie Ven. κρ. κ. θάλατταν φ. α. γερομένων δὲ ἄμα. Daß γερομένων durch πλοῖζομένων zu ersetzen sei, glauben wir weniger annehmen zu dürfen, als daß das erste γέρομεν ἄμα gestrichen werden müsse, und der Bericht, welcher sich zunächst auf den Pamphilus bezieht, dann fortfahre mit τῷ δὲ ἄμα, so daß die parenthetische Bemerkung des Mausibius einfach mit γέρομεν schließt. Die Zusammenstellung von κρημὸς und θάλατταν hat schon Keil (l. c. 50) verworfen und für die Lesart in Γ κρημὸς καὶ θάλαττος sich erklärt.

I, 15 bemerkt M. zu ἀδίκους αἰτεῖν χάριτας: haec si de muneribus intelligenda sunt quae quis praeter ius fasque expetit, satis mire locutus est Alciphro. Doch wird eine χάρις der Art eben so gut ἀδικός heißen dürfen, wie I, 20 die τύχη beides ist: unverbient. Man vergleiche auch Menand. IV, p. 135, vs. 7.

I, 28 scheint G. Hermanns ἐρωτικὸν ἀναπτειεῖς die von M. bezeichnete Lücke sehr befriedigend auszufüllen. I, 30 ist τυγχάνουσαι, aber ohne Artitel gewiß das Richtige, aber der Zusatz τοῖς διδοῦσιν macht die Construction unnöthigerweise schwerfällig, παρὰ τῶν ἐραστῶν geht ja vorher und die Beziehung auf dieselben versteht sich von selbst.

I, 34. Mit Bezug auf die von Thais gegen Euthydemus ausgesprochene Drohung, daß sie seinen Lehrer und Nebenbuhler zulassen wolle, nachdem sie ihn bisher abgewiesen habe, muß sie schreiben τὸ τέως μὲν ὄν αὐτὸν οὐ προστέμην statt τότε μὲν ὄν κτλ. Weßhalb im nächsten Satze περιβάλλουσα κομᾶσθαι M. einem Glossator zuweist, ist nicht abzusehen, es genügt, mit Seiler ἔχειν nach χρυσίον einzuschreiben.

I, 35, 3 muß wohl μικρὰ δ' ἔτ' ἐστὶ μοι

παρὰ ψυχῇ gelesen werden statt $\mu. \delta'$ ἐπεστι, und in der Erwiederung I, 36, 3 πόθεν übergehen in τὸ λοιπὸν, an ἀώρῳ τάφῳ §. 5 hat, wie es scheint noch Niemand Anstoß genommen, wo doch ἀώρον $\tau.$ zu erwarten war.

I, 38. Die schöne Bacchis ist verschieden und hat dem Euthyklus nur das Andenken an ihre Liebe hinterlassen: ἔρωτος ὅσον ἡδίστου τὸ τέλος οὐ πονηροῦ νῦν μνήμην. Abresch und Jacobs wollten ἡδίστου τότε, τοσοῦτον πικροῦ $v. \mu.$, welchen M. folgt. Aber πικρὸς würde den Ausdruck des Widrigen und Vorwurfsvollen enthalten, dagegen war ἡδίστος τὸ τέλος jenes Liebesverhältniß in demselben Sinn, wie I, 34, wo Thais dem Euthydemus zuruft: ἐπιδειξώμεθα ἀλλήλοις τὸ καλὸν τέλος τῆς ἡδονῆς; jenes τέλος ist der Reiz, welchen der Moment des Liebesgenusses gewährt. Nur τοσοῦτον πονηροῦ werden wir schreiben müssen für οὐ πονηροῦ, sonst kann sich die folgende Bethuerung οὐ γὰρ ἐκλήσομαι ποτε Βακχίδος, οὐχ οὔτος ἔσται χρόνος nicht ungezwungen anschließen. In demselben Brief §. 4 spricht Euthyklus von einem Satrapen, dessen glänzende Versprechen bei Bacchis ohne Erfolg geblieben wären: ἐσόβει εἰνούχους ὑπισχνούμενος καὶ Θεραπαίνας καὶ κόσμον τιὰ βαρβαρικὸν καὶ ἡμῶς ἄκοντα αὐτὸν οὐ προσέτεο. Keil (l. c. 47) glaubte das vielversuchte ἄκοντα ließe sich vielleicht halten, indem darin läge, wie unwillkommen ihm die Zurückweisung gewesen sei; aber das wird Niemand bezweifeln. Zu stark ist auf der andern Seite M's. κλάοντα, und wo solche Ausbrüche erotischer Desperation vorkommen, ist der Liebende in der Regel (vgl. I, 36) wirklich auf Thränen beschränkt und vermag durch nichts anderes seine Leidenschaft zu bezeugen. Eher wird ἐκετεῖοντα (vgl. I, 31, 4) der hier dargestellten Situation entsprechen. Außerdem ist es sonderbar, daß die Athetische Hetäre durch einen barbarischen Schmuck gewonnen werden soll, vermuthlich heißt es κόσμον πᾶν βασιλικόν, vgl. II, 3, 5 δεῖται μὲν πάσας δεήσεις καὶ προτρέπεται βασιλικῶς ὑπισχνούμενος. Weiterhin §. 6 hat M. einen dankenswerthen Wink gegeben p. 106 in sequentibus verbis ἀρτίως μὲν latere opinor participium verbi, a quo dativi τοῖς ἡδίστοις ἀπολαύμασι pendeant. Nur in Betreff

dieses ἀπολαύμασι, welches M's. und auch Keil's Conjectur für κολάσμασι oder κολαύμασι ist, können wir nicht zustimmen, denn dem παιδοῖς ἡμῶσι muß ein anderer holder Gegenstand an der Geliebten, etwas concretes also, entsprechen. Das werden die ἀγκάλαι sein (II, 3, 9 ἡδίων γὰρ — τὰς σὰς Θεραπειῶν μᾶλλον ἀγκάλας), denen nun was vorhergeht und folgt, sich etwa so accomodiren mag: τὰς ἡδίστας ἐκεῖνας ἀγκάλας ἐμοὶ συνημοσμένη.

I, 39 beginnt mit Vorwürfen, die Megara ihrer Freundin Bacchis macht; diese hatte sich, ihrem Adonis zu lieb, bei einem Festmale nicht eingefunden, zu dem an den Dionysien viele Hetären von der Glykera gebeten waren; οὐχ ἦκεις εἰ μὴ δι' ἐκείνην οὐδὲ τὰς γίλας ἰδεῖν γυναικας ἀνασχομένη. Diese Stelle ist sehr verschiedenen Euren unterworfen worden: Bergler schlägt vor: οἶμαι δι' ἐκείνον, was nach dem ersten Satz des Briefes die größte Platitude wäre, Keil will (l. c. 53) οὐχ vor ἦκεις streichen und δι' ἐκείνον lesen, mit der Version: „auf die Einladung der Glykera kämest du, ja, wenn du nicht verhindert wüdest.“ Dagegen glaubt M. nur mittelst eines Zusatzes helfen zu können: sententia hoc fere postulat: οὐχ ἦκεις, οὐ μὴν δι' ἐκείνην [μόνον, ἀλλ'] οὐδὲ τὰς γίλας —. Auch Seiler ruft aus: locus sane mutilus et corruptus. Letzteres wohl, ersteres schwerlich. Schreibt man οὐχ ἦκεις, οὐ μὰ Δε' ἐκείνην κτλ., so ist ohne starke Aenderungen der Gedanke ungezwungen ausgesprochen, welchen hier Megara sagen zu müssen sich gedrungen fühlt.

II, I, 6 hatte Bergler ohne Zweifel Recht, σοι nach κοσμεῖν zu tilgen, denn was Lamia und ihres gleichen bei andern Liebhabern thun, soll gerade bei Demetrius keine Anwendung finden.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Mai.

Nro. 53.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Alciphronis rhetoris epistolae cum adnotatione critica editae ab Augusto Meinekio.

(Fortsetzung.)

II, 2, 2. Wenn Keil (l. c. 56) nicht das *ἀστομάχητον* der Handschriften durch Hinweisung auf ziemlich entlegene Quellen (auf einer Gemme Ficoroni's steht *ἀστομαχι* und *astomachetus* selber ist auf zwei lateinischen Inschriften nachgewiesen, bei Meinesius cl. 12 n. 124 p. 691 und bei Gruter DCCL. n. 14) einigermaßen gesichert hätte, würde Ref. ein anderes Prädicat proponiren, welches zugleich den Widerwillen der Leontion gegen die philosophische Unterhaltung, mit der sie Epikur langweilte, ausdrücke: *ἀστοιχείωτον*. Dem Buchstaben nach näher, aber dem Gedanken der Hetäre wenig angemessen ist M.'s *ἀστομάχητον*, worüber er folgende Erklärung giebt: *verbum ἀστομαχείν proprie dicitur de iis, qui suas ipsi causas defendunt, quod vides quam facile in eam sententiam deflecti possit, qua quis pro se ipse pugnare, vel sui iuris esse dicitur. Vom folgenden urtheilt er: graviter corrupta sunt, sed frustra coniecturis tentata. Post ὄντως fortasse lacuna indicanda et tum scribendum ἐπεὶ πολιορκητὴν ἔχω τοιοῦτον κτλ.* Eine Lücke vermögen wir hier nicht zu entdecken, es wird genügen aus dem *ἐπι* vor *πολιορκητὴν*, in welchem Keil und Andere eine Abkürzung von *Ἐπίκουρον* sehen, welches zur Erklärung beige geschrieben worden sei, *ἐγὼ* zu machen, und mit Keil *τοῦτον* zu lesen; die Verfasserin des Briefes wird wirklich belagert, die Geliebte des Po-

liorketes erleidet solche Angriffe nicht. Die *διάπαστοι ἐπιστολαὶ*, welche Epikur an jene richtete, trieben sie bis zur Verzweiflung; damit ist der weit-schweifige Stil des Philosophen charakterisirt, weshalb wir es nicht billigen können, daß M. *ἀδιαπύστους* aus dem Flor. ausnahm, es liegt in jenem Prädicat mehr Spott als in diesem, mit welchem Leontion sich nur über zu viele Liebesbriefe beklagen würde; auch ist dasselbe schon mit den *ἐπιστολαὶ ἀδιάλειπτοι* zu Anfang des Schreibens gesagt. Epikur machte sich ihr besonders dadurch mißliebiger, daß er bei ihr gern den schönen Timarchus, noch dazu seinen Schüler, verdrängt hätte. Sie führt ihn redend ein: *ὁ Ἄρρεὺς οὗτος ἔξελθε, γησὶν, ἐκ τῆς ἐμῆς μοναρχίας καὶ μὴ πρόσθι Λεοντίῳ*. So kann er sprechen, indem er sich für den Thyeskes hält, der von Aerope dem finstern Atreus vorgezogen wurde. Aber dieser, wie Timarchus, hatte ältere Ansprüche auf den Besitz des geliebten Weibes. Daher fügt Leontion hinzu: *ὡς οὐ δικαιότερον ἐκείνον ἐροῦντος· σὺ μὲν οὐκ ἔμῃ πρόσθι τῇ ἐμῇ*, und vergleicht endlich die Unverträglichkeit des ergrauten Anbeters mit der Duldsamkeit des jugendlichen: *καὶ ὁ μὲν νεανίσκος ὦν ἀνέχεται τὸν ἕτερον ἀντεραστὴν γέροντα, ὁ δὲ τὸν δικαιότερον οὐχ ὑπομένει*. So las man bisher, M. hat aus Flor. *ἕτερον* für *ἕτερον* eingeführt „quod res ipsa commendare videtur.“ Ob aber *ὁ ἕτερος ἀ.* nicht noch einen andern *πρότερος* vorauszusetzen nöthigt, der dem Timarchus ebenfalls entgegen wirkte? Uns scheint *ἕτερον* aus *ἑσὸν* verborben, *γέροντα* aber das Glossen davon; zu dem *ἑσὸς ἀντεραστῆς* muß dann der in der Blüthe seiner Jahre Liebende den Gegensatz bilden, *ὁ ἐγ' ἡλικίας ἐρῶν*, vgl. I, 37, 4; der Satz würde

demnach so lauten: *καὶ ὁ μὲν νεανίσκος τὸν ἑρῶν ἀντεραστὴν ἀνέχεται, ὁ δὲ τὸν ἐφ' ἡλικίας ἐρῶν οὐχ ἰπομένει.* Bei dem Gedanken, sich von ihrem Theuern trennen zu müssen, was nöthig wird, wenn sie dem Epikur entfliehen will, überfliegt sie bald Frost bald Hitze, ihr Herz ist wie umgekehrt: *ἄρτι ἀπέψνυμαι καὶ ἰδρῶ καὶ τὰ ἄκρα καὶ ἡ καρδία μου ἀνέστραπται.* Man hat sich viel mit diesen *ἄκρα* abgeplagt, Seiler versichert, daß es keiner Aenderung bedürfe: *vertam sudo vel in extremis partibus, quod fieri non solet, nisi sudor sit vehementissimus.* Dawider bemerkt Keil (l. c. 57) „man schwigt stets nur an den äußersten Theilen des Leibes, darum scheint diese ausdrückliche Erwähnung ganz müßig.“ Er selbst will nach Porson's Vorgang *κατ' ἄκρας* lesen, nur mit dem Unterschied, daß Porson *κατάκρας* mit *ἡ καρδία* verband, nicht mit *ἰδρῶ*, was der Sinn giebt: „ich schwitze von oben herab, d. h. über den ganzen Leib ergießt sich der Schweiß.“ Vielleicht hat Alciphron an keine Extremitäten und auch kein Schwitzen von oben herab gedacht, sondern nur an einen schnellen Wechsel der Temperatur in dem fieberhaft aufgeregten Körper, das konnte heißen: *ἄρτι ἀπέψνυμαι καὶ ἰδρωκα παραχρῆμα* (*παραντία?*).

II, 3, 7. Menander fügt seinem Brief von Glykera den des Ptolemäus bei *ἵνα μὴ κόπτω σε δις καὶ τοῖς ἐμοῖς καὶ τοῖς ἐκείνου γράμμασιν ἐντυγχάνουσαν.* Und doch muß die Freundin jezt beide Briefe lesen. Daher bemerkt M.: „haec corrupta esse et contrariam potius requiri sententiam iam olim indicavi; quod enim Reiskius aliique existimant, scriptorem eorum quae in prima (priore?) harum epistolarum scripserat immemorem hariolatum esse (II, 4, 2), non video equidem quo quis iure id contendat. Fortasse lenissima correctione vitium ita tolli potest, ut scribatur *ἵνα δὴ κόπτω σε δις* scilicet ut bis te fatigem et meas et regis literas legentem. Ironicus orationis color ab hoc loco non alienus est.“ Diesem Vorschlag steht aber das Folgende entgegen: *ἃ δὲ ἐπιστέλλειν αὐτῷ ἔγνωκα βούλομαι σε εἰδέναι*, es steht voraus, daß Menander etwas übergangen habe, und dies ist natürlich die ausführliche Inhaltsangabe von dem Briefe des

Ptolemäus, wie bereits Keil erinnert (l. c. 58). Kurz vorher §. 6 kann der Satz *ἀλλ' ὄψεται καὶ βουλευσεται τὰ ἴδια οὗτος*: *ἐγὼ δὲ οὐ περιμενώ βουλὰς* nicht so aus der Feder des Briefstellers geflossen sein, denn erstens wäre *τὰ ἴδια* eine nicht eben gratiöse Wiederholung aus §. 5, zweitens würde Menander der Glykera damit, daß er keine Rathschläge abwartete, ein schlechtes Compliment machen, endlich enthalten die Worte *ἐγὼ δὲ κτέ.* keine Antithese zu dem, was Philemon thun wird. Diese Schwierigkeiten lösen sich mittelst der Aenderungen *βουλεύσεται ἴδια* — *οὐ πρὸς ἑμαυτὸν μόνον βουλεύσομαι*, welche wenigstens den Zusammenhang des Schreibens hier herstellen dürften. Im §. 9 ist nicht nur das glücklich von Bergler constituirte *αὐλὰς* in den codd. ausgefallen, sondern auch ein locales Adverbium, etwa *οὗ*, welches der nöthigen Verbindung mit dem vorhergehenden wegen dem Text künftig eingereiht werden muß. In §. 10 will M. *γνώμενα* in *ὑμνούμενα* oder *καλούμενα* verwandeln, eher wird *ἀγαθὰ* zu streichen sein; denn *παρὰ τούτοις* kann, wie er selbst erinnert, nur auf die Hofleute gehen. Alle die schönen Dinge, welche das Leben bei einem König bietet, mag der Dichter nicht vertauschen *τῶν κατ' ἔτος χοῶν καὶ τῶν ἐν τοῖς θεάτροις Ἀθηναίων καὶ τῆς χθιζῆς ὁμολογίας καὶ τῶν τοῦ Ἀνκείου γυμνασίων καὶ τῆς ἱερᾶς Ἀκαδημίας.* Was ist *χθιζῆ ὁμολογία*? Jacobs schrieb dafür *ἀστικῆς στωμυλίας*, G. Hermann *σχολικῆς ὁμολογίας*, Meineke *χρυσῆς βωμολοχίας*, und behauptet gewiß so viel mit Recht, daß etwas *cum publicis ludis coniunctum* verlangt werde; aber Menander würde nicht vorzugsweise die *Indiceros et petulantes comoediae iocos* mit dem Beiwort *χρυσῆς* beehrt haben, und die *βωμολοχία* liegt der handschriftlichen Tradition schon ferner; die besten Bücher haben *ἀμολογία* oder *ἀνολογία*, das leitet wohl auf *σεμολογία*, als Bezeichnung der damals noch bestehenden Tragödiendichtung, welche M. unter den Vorzügen Athens kaum übergeben konnte. Schwieriger ist ein entsprechendes Adjectiv zu finden, denn *χορικῆς, τραγικῆς, Θυμελικῆς, ἀγωνιστικῆς* — das alles stimmt entweder nicht zu den gewählten Namen, oder hat keine Aehnlichkeit mit dem corrupten Wort in den Handschriften. Menander fährt fort §. 11 *ποῦ γὰρ ἐν Αἰγύπτῳ ὄψο-*

μαὶ ἐκκλησίαν — ποῦ δὲ Θεσμοθέτας ἐν ταῖς ἰεραῖς κόμαις κεκισσωμένους. Man hat auf πομπαῖς gerathen, wie Keil (l. c. 59), welcher C. Insc. 2144 citirt: στεφανηφορεῖν Ἐρετριεῖς πάντας καὶ τοὺς ἐνοικοῦντας κίττου στέφανον τῇ πομπῇ τοῦ Διονύσου, oder auf κόμοις, wie Reiske, oder κόμαις zu halten gesucht, wie Bergk; Meineke gedenkt die Lebart κόμαις im Flor. durch Stellen wie Luc. de salt. 5 ἐν — πολιᾷ τῇ κόμῃ und Alciphro. III, 40, 3 ἡμίγυμος ἐν τριβωνίῳ zu stützen, doch scheint das Epitheton ἰεραῖς dieser Interpretation entgegen zu sein. Angenommen, daß die Θεσμοθетен bei den dramatischen Aufführungen präsidirten, worauf der Epheukranz deutet, wird ἀγωνία (vgl. Plat. de leg. 765) hier am Platz sein. In §. 14 vermuthet M. einen Defect, denn ineptissime verba οὔτε στρατιώτας — γύλακας iunguntur superioribus. Non dubium est plura excidisse: itaque lacunae signa posui. Und doch scheint, wenn man nur mit Jacobs *αἰδεῖται* setzt für *δεῖται*, eine befriedigende Verbindung denkbar; weil Glykera keine mächtige Herrscherin ist, hat Menander mit ihr leichteres Spiel als mit Ptolemäus und solchen großen Herren, die einmal abwendig gemacht durch nichts mehr zu gewinnen sind. Daß der Rhein dem attischen Dichter nicht bekannt sein konnte, ist offenbar, darum wird seine Erwähnung Alciphron gewiß hier unterlassen haben, vielleicht nannte er aber den Strymon. Am Schluß des Briefes drückt Menander unter andern Wünschen, womit er den Ptolemäus apostrophirt, auch den aus: ἐμοὶ γένοιτο — τὸν ἐπ' ἐσχάρας ἑμνήσαι καὶ ἔτος Διονύσου. Wir glauben in diesem Dionysos den von Cleutherä zu entdecken, welcher alljährlich laut der Angabe bei Pausanias I, 29, 2 in den Tempel bei der Akademie, natürlich in Prozession und unter Gesängen, getragen wurde, das war ein bedeutendes Fest für die Athener, vgl. Philostr. V. Soph. II, 235; 31 (549 ed. Ol.). Mit Annahme einer starken Corruption, dergleichen aber in den Handschriften des Alciphron manche vorkommen, wird es erlaubt sein zu lesen τὸν Ἐλευθερέα. Hätte der Schriftsteller von dem A. ἐν ἀγροῖς sprechen wollen, so würde er sich schwerlich des Ausdrucks τὸν ἐπ' ἐσχάτιας bedient haben, welchen M. hier als identisch mit ἐν ἀγρῷ setzt (p. 115). Zu dem

A. Ἐλευθερέος würde der des Ptolemäus, von dem Glykera II, 4, 9 spricht, einen artigen Gegensatz bilden.

II, 4. Die Antwort der Glykera bietet auch manche Schwierigkeiten, deren sichere Lösung kaum zu erwarten steht, dar. So z. B. gleich §. 2. Die Freundinnen bemerken ihre Aufregung, welche Menanders Brief bewirkt hat, und fragen τί ἄρα, τί σοι Τηλικούτου γέγονεν ἀγαθόν, ὅτι καὶ ψυχῇ καὶ σώματι καὶ πᾶσιν ἀλλοιοτέρα νῦν ἡμῖν τις πέφυκας; καὶ τὸ σῶμα γεγάνωσαι. Hier ist τὸ σῶμα sicher corrupt, aber die vorgeschlagenen Aenderungen in τὸ ὄμμα τὸ στόμα, τὸ σχῆμα passen nicht viel besser, M. möchte es lieber ganz streichen; wir dachten an τοσοῦτον. Für σὺν τῇ β. σφραγίδι hat der cod. Dorvill. σὺν ἐαυτῇ β. σ., das führt auf αὐτῇ (ohne σὺν). Auffallend ist gleich darauf ἔφρασαν statt ἤφρασαν, was man als Nachlässigkeit des Ausdrucks betrachten könnte, wenn A. nicht etwa ἐξήρασαν schrieb. Denn I, 14, 2, was M. citirt, giebt zu dieser Verwechslung keinen Beleg. Bei der Aufführung der Menandrischen Stücke steht Glykera, wie sie selbst §. 5 erzählt, neben dem Dichter in ängstlicher Spannung, so wie aber das Theater seinen Beifall zu erkennen giebt, umarmt sie ihn feurig; hier wird vor καὶ τρέμονσα die Interpunction wegfallen und nach τότε ein δὲ eingeschoben werden müssen. Sie nennt daselbst ihren Geliebten τὴν ἰερὰν τῶν δραμάτων ἐκείνην κεφαλὴν. M. hatte gegründete Ursache zu erinnern „mirum non haesisse viros doctos in sacro illo fabularum capite“; doch mit der von ihm in Vorschlag gebrachten ἰερὰ τῶν Χαρίτων ἐκείνην κεφαλὴν kommt man auch nicht viel weiter. Es wäre möglich, daß der Verfasser der Briefe von Phalaris, wenn er den Stesichorus in sehr ähnlicher Weise als τὴν ἰερὰν τὴν ἑμνοπόλον ἐκείνην κεφαλὴν preist (ep. 76), unsere Passage oder eine gemeinsame Quelle vor Augen gehabt, mithin Alciphron mit Anwendung auf Menander diesen einen δραματογόνος oder auch δραματοπόλος κ. genannt hätte. Die Bereitwilligkeit, den Freund nach Aegypten zu begleiten, spricht Gl. jetzt in den Worten (§. 9) aus: παρῆσα τὴν μητέρα — ἐαυτῆς ἔσομαι σημιπλεύσασά σοι· καὶ σφόδρα τῶν ἐνθάλασσῶν γεγέννημαι, εὐ οἶδα (εὐ

δ' οἶδα haben (A E) καὶ ἐκκλωμένης κόπτης ναυτίας ἐγὼ θεραπεύσω, θάληω σου τὸ ἀσθενοῦν τῶν πελαγισμῶν. Unsere unmaßgeblichen Conjecturen sind für diese Stelle ἔσομαι — καὶ γὰρ σφόδρα — εὖ δ' οἶδα καὶ κυκλουμένης κ. ναυτίας — θεραπεύσω σε καὶ θάληω. Daß die Vergleichung der Gl. mit Ariadne wirklich lückenhaft sei, was M. annimmt, dürfte noch einigem Zweifel unterliegen. In dem mehrfach behandelten καὶ ἐρημίαις ναυσικαῖς steckt vielleicht nur ein simples καὶ ταῖς ἐ. ἐκείναις, weder νησιωτικαῖς, noch Ναξιακαῖς u. dgl., und für ἡ πατρίς (§. 10) werden οἱ φράτορες eintreten können. Die Freundschaft der beiden Liebenden ist darum so fest, weil zu der Leidenschaft, welche sie für einander empfinden, die geistige Mittheilung hinzukömmt. Menander hat der Gl. in seinem Briefe gesagt: Du bist mir Rath und Aeopag und Heliata; stolz darauf, daß jener ihr die Entscheidung überlassen will, ob er nach Aegypten gehen oder in Athen bleiben soll, schreibt sie (§. 12) ἔστι γὰρ ὡς βίαιος ἢ ἐμπαθῆς φίλια οὕτω καὶ εὐδιάλυτος, οἷς δὲ παραβεβληνται καὶ βουλαί, ἀρραγέστερον ἐν τούτοις ἤδη τὸ ἔργον οὔτε ἀμυγῆς ἠδοναῖς τε καὶ διὰ τὸ πλεῖθος, οὔτε περιδεῆς· λύσεις δὲ τὴν γνώμην ὡς γε πολλάκις περὶ τούτων αὐτὸς νοουθετῶν με διδάσκεις. M. corrigirt οὔτε α. ἢ. ἔσται διὰ τὸ πάθος, οὔτε περιδεῆς διὰ τὸ ἦθος und vermuthet übrigens· θῆσει δὲ für λύσεις δέ. Davon wird ἔσται διὰ τὸ πάθος dankbar anzunehmen sein, aber διὰ τὸ ἦθος führt von dem Gedanken ab, welchen Gl. aufstellt und mit Variation wiederholt; diesen gewinnen wir mit leichten Abänderungen: οὔτε γὰρ ἀμυγῆς ἠδονῆς ἔσται διὰ τὸ πάθος οὔτε περιδεῆς λύσεως διὰ τὴν γνώμην, ὡς γε (nicht ὅς γε, wie M. hat), und damit eine völlige Concinnität der Sätze, in welchen die Sicherheit des Verhältnisses (τὸ ἔργον) dem εὐδιάλυτον der ἐμπαθῆς φίλια entgegengesetzt wird. Die Construction von ἀμυγῆς kann unter andern mit Luc. Anach. 25 belegt werden, die γνώμη Menanders heißt aber Gl. selbst II, 3, 6. Zu den räthselhaften ἀγρία φύλλα τῶν ἀνθρώπων, die schon eine Legion von Vermuthungen veranlaßt haben, sollte man eigentlich nichts weiter beifügen, wenn ein Meineke in Bezug darauf erklärt de postremis — restituendis despero. übrigens gehen

die Vorschläge alle dahin, einen Pflanzennamen hereinzubringen; es wäre aber möglich, daß eine allgemeinere Bezeichnung wie τῶν μαντικῶν (Blätter von denen, die bei der Weissagung gebraucht werden) die Reihe der aufgezählten Gegenstände schließt. Wir kommen an die corrupteste Partie des Briefes, wo Gl. bittet, ihr anzugeben, wie lange er ausbleiben werde: ἴν' ἐγὼ μὲν καταδράμω πρὸς σέ, τὴν δὲ Φρυγίαν ταύτην ἐτοιμάσωμαι ἤδη καὶ ἄμελετᾶν πειράξεις ἀπὸ σαντοῦ μὲ τὸν Πειραιᾶ καὶ τὸ ἀγρίδιον καὶ τὴν Μουνυχίαν καὶ κατ' ὀλίγον ὅπως ἐκπέσωσι τῆς ψυχῆς· οὐ δύναμαι ταῦτα ποιεῖν μὰ τοὺς θεοὺς, σὺ δὲ οὐ δύνασαι διαπεπλεγμένος ὅλως ἤδη μοι. Darnach scheint es, als wolle sie den Argwohn äufsern, Menander habe vor, durch seinen Aufenthalt im Piræus u. sich des Umganges mit seiner Freundin allmählich zu entwöhnen; wenn er den Versuch wirklich anstellen wollte, dürfte sie ihm keine Visite in Begleitung der Phrygeria machen. Dieser Sinn würde sich ergeben, ohne daß das Einzelne garantirt werden kann, wenn man läse: ἴν' ἐγὼ — ἐτοιμάσωμαι, εἰ μὴ καὶ μελετᾶν πειράξῃ ἐπὶ σαντοῦ τὸν Πειραιᾶ καὶ τὴν Ἀγρυλὴν καὶ τὴν Μουνυχίαν οἰκῶν κατ' ὀλίγον ὅπως ἐκπέσω σοι τῆς ψυχῆς. οὐ δύναμαι ταῦτα ἐπινοεῖν μὰ τοὺς θεοὺς, σὺ δὲ οὐ δύνασαι ποιεῖν κτέ. M. sagt sequentia item pessime habita sunt — suspicabar καὶ δὴ μελετᾶν πειράξεις ἀπὸ σαντοῦ με — accusativi τὸν Πειραιᾶ — Μουνυχίαν a verbo μελετᾶν suspensi sunt nota structura, qua subiectum enunciationis relativae in obiectum primariae enunciationis transit. Sensus igitur fuerit: ac fortasse me operam dare conaris, ut Piræeus, ut agellus, ut Munychia (quibus in locis Glycera cum Menandro versari solebat) sensim ex animo meo elabantur.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Mai.

Nro. 54.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Alciphronis rhetoris epistolae cum adnotatione critica editae ab Augusto Meinekio.

(Schluß.)

Diese Art zu reden ist indeß zu gekünstelt und geschraubt, und der Sinn, der in die Worte gelegt wird, scheint mit den nächstfolgenden Betheuerungen von Anhänglichkeit und Treue in keiner rechten Verbindung zu stehen. In dem oben vom Ref. proponierten Text ist *πειρά* mit Bezug auf 19 *ὡστε πειρά* gesetzt; zwischen Piräeus und Munychia schien nur für einen andern Demosnamen Platz zu sein, *κατ' ὄλιγον* würde besser hinter *ὅπως* seine Stelle finden, *ταῦτα* ist von Jacobs (statt *πάντα*), dessen *οὐδὲ σὺ* durch die jetzt getroffenen Aenderungen überflüssig wird. In der Aufzählung der Stücke des Menander ist eine Lücke im Namen *Σικνώριον*, darauf folgt *οὖν ἄλλο*. M. ergänzt *Σικνώριον*, *εἶθ' ὅτι* *οὖν ἄλλο*. Aber nicht jedes andere würde dem Geschmack des Ptolemäus zusagen, weshalb eher der Titel eines Stückes in jenem *οὖν ἄλλο* (etwa *Ξενολόγον*) versteckt sein mag. Wie kommt Gl. zu der Urtheilskraft *τὰ Μενάνδρου διακρίνει*? Das hat sie die Liebe gelehrt: *σοφὸν ἔχω σοὺ τὸν ἔρωτα καὶ ταῦτ' εἰδέναι δύνασθαι*. Ohne diese Triebfeder würde sie es nicht so weit gebracht haben, denn *αἰδοῦμεθα, μὰ τὴν Ἀρτεμιν ἀνάξιοι ὑμῶν εἶναι μὴ θάττον μανθάνουσαι*. Mit diesen Aussprüchen steht der dazwischen liegende *σὺ γάρ με ἐδίδαξας εἰργνῆ γυναῖκα ταχέως παρ' ἐρώτων μανθάνειν, ἀλλ' οἰκονομοῦσιν ἔρωτες σπεύδοντες* wenigstens theilweise nicht in Harmonie, denn mit den letzten Worten

wird dem Drängen der Eroten eine Wirkung zugescriben, die sonst ausbleiben würde. Gl. ist bescheiden und gesteht nur, durch die Scheu, von ihrem Freund für beschränkt gehalten zu werden, zu großer geistiger Anstrengung getrieben worden zu sein. Jenes *ἀλλὰ* enthält nun einen Wink, daß der vorhergehende Satz das Gegentheil aussprechen muß, und daß *ἐρώτων* verschrieben ist, etwa aus *ἐτέρων*. Gl. wird also gesagt haben *σὺ γάρ με ἐδίδαξας οὐκ εἰργνῆ γυναῖκα παρ' ἐτέρων μανθάνειν, ἀλλ' οἰκονομοῦσιν ἔρωτες σπ.* Dasselbe Bild, wenn auch nicht in Bezug zu den Eroten, hat Alciphron I, 10 *ἐπ' ἀνιχνεύσεως τῆ τύχῃ τοὺς οἰκασ ἐπέτρεψαν*. Am Schluß des Briefes §. 21 hätte Berglers *ἀπίμωνα* für *ἀκίμωνα* Ausnahme finden sollen.

III, 2. Hier hat unsere Handschrift (155) nicht *κορικῶς*, sonder *κωρικῶς*. Statt mit Valdenaer *ἦτις δέον* zu lesen, glaubt Ref. an eine tiefer gehende Corruption dieser Stelle, worauf eben die Uebersetzung *ἦτις δὲ αἰσχύνεσθαι κωρικῶς* führt; und da Meineke das Perfect *ἀπέξυσαι* in den Text gesetzt hat, wird es um so eher angehen, ihm ein entsprechendes zuzugesellen: *ἦτις δὲ αἰσχύνεως ἀλιγώρησας καὶ ἀπέξυσαι κτέ.*

III, 6. *Αρεπιθυμος* wird wohl §. 2 gescriben haben *ἢ μὲν γὰρ αἰεὶ αἰτεῖ*, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. Im folgenden Brief §. 6 möchten wir *ἀλγίτοις* mit *ἀκαλήφαις* vertauschen.

III, 11. Die Frau des Dryantides hieß vielleicht *Χιόνιον*, da *Χιόνη* ein häufiger Weibername
XXXVIII. 54

ist. Zu §. 3 ist die Anmerkung: ἀμλλᾶ ἐν ταῖς sanum esse non potest, ἀμλλᾶσαι ταῖς B (d. h. cod. Vindob. b) ἀμλλαι ἐν ταῖς Ven. Fort. ἐν-ἀμλλος εἶ vel ἀμλλος εἶ. Hesych. ἀμλλότεροι, ἐπὶ πλέον ἐρίζοντες. Indes möchte die Lesart jener besten Handschrift eher auf ἀμλλᾶσθαι leiten, was dann von διανοῆ abhänge. Für die Construction vergleiche man, wenn es dessen noch bedarf, I, 11, 1, III, 70, 2.

III, 12, 2. Der Ziegenhirt Prätinas hat durch sein Flötenspiel die Heerde bezaubert, sie verläßt ihre Weide und lauscht seinen Tönen: ὄλαι τοῦ μέλους ἐγένοντο· ἐγὼ δὲ ἐν μέσαις ταῖς ἡδοναῖς ἐμμούμην τὸν παῖδα τῆς Καλλιότης. Wagner und Seiler hielten Reiskes ἐν μέσοις τοῖς Ἠδωνοῖς für eine treffende Verbesserung, obgleich die Ἠδωνοι gar nicht hieher gehören, und nahmen es in den Text auf, M. setzt ἐν μέσαις ταῖς νομαῖς an die Stelle. Soll das die Ziegenheerde bedeuten, oder die Wiese, auf welcher Pr. sich hören läßt? Beides würde dem schon Erzählten keine neue Wendung geben, und die Ähnlichkeit mit Orpheus wäre so nicht genugsam motiviert. Das Publicum des thracischen Sängers waren alle möglichen Thiere, und hier müssen die Ziegen instar omnium sein; diese Auffassung ergiebt sich, wenn wir ἐν μέσοις τοῖς κνωδάλοις schreiben. In ähnlicher Allgemeinheit braucht Aristophanes Lys. 476 das Wort.

III, 13, 2. Die Note ante μεμνημένων errore typographi excidit τῶν hat sich aus III, 40 hieher verirrt, und zu III, 18 ist von eodem suasore bemerkt, was unter III, 19 stehen sollte.

III, 22, 3 dürfte νεκρὸν als überflüssiger und störender Zusatz zu streichen und mit einem bloßen καὶ zu vertauschen sein.

III, 24. Von einem Sklaven, der die Ziegen seines Herrn theils aufgezehrt, theils verhandelt hat, erzählt letzterer: καὶ τῷ μὲν ἢ γαστήρ τῆς κραιπάλης ἐμπύπλαι, καὶ τὰ λοιπὰ τῆς τενθείας διαπανταί. Kann man aber κραιπάλη auch von über großem Fleischgenuß brauchen? Und was sind τὰ λοιπὰ? Doch der Ertrag seines Verkaufs, der aber damit nicht verständlich bezeichnet wird. Deutlicher

wäre κρεωφαγίας für jenes, und τὰ τῆς πωλῆς für dieses, indem der Artikel vor τενθεία wegfiel. In §. 2 ist der ganze Satz αἶγες δὲ — οἴχονται, nicht bloß das von M. verdächtigte αἶ πρότερον, schwerlich ächt. Dasselbe möchte Ref. III, 51 von den Worten τύμβου (οὔ) περιχυθέντος, und III, 62 fin. von der Explication ἐκεῖνος γὰρ λύτρα παρὰ τῶν μουχῶν ἐπὶ τῆ γαιετῆ πραττόμενος ἀθροῦς τῆς τιμωρίας ἡγίει behaupten; kann sich auch von der Zweckmäßigkeit der Anrede mit λαλιότερε τραγόνος neben μακάριε τῆς γλώττης in III, 29, 2 nicht überzeugen. Zu Anfang dieses Briefes begleitet M. die Worte ἠπιστάμην σε — ἀπλοῖκὸν εἶναι ἄνθρωπον καὶ αὐτόχημα τὸν ἀπὸ τῆς ἀγροικίας ἀγροικον mit der Note: ἀγροικον Seilerus inclusit; fortasse recte, quamquam proverbialiter dictum videri potest ὁ ἀπὸ ἀγροικίας ἀγροικος. Eleganter Berglerus 'merum de rure rusticum'. Ehe indes diese Eleganz durch analoge Fälle bestätigt wird, wird die Stelle für corrupt gelten müssen, vielleicht verschrieben aus αὐτοχρ. τύπον τῆς ἀγρ. mit Weglassung natürlich von ἀγροικον.

III, 37. Angenommen, daß Hermaphroditus einen Cultus in Alopeke neben der Aphrodite hatte, könnte die Schwierigkeit hier mit einer ganz kleinen Aenderung τοῦ Ἀλ. statt τῷ Ἀλ. gehoben werden. Für ἀναμένουσα §. 2 würde πάσχειν μέλλουσα jedes Falls richtiger sein, wenn nicht jenes Verbum selbst eine solche Bedeutung haben kann, was aber nicht wahrscheinlich ist.

III, 53 ist ἐκ τῶν δωρημάτων unpassend, denn der Zusammenhang verlangt die Bezeichnung des auf unrechtmäßige Weise erworbenen Gutes. M. fragt: An forte ἐκ τῶν γωρημάτων scribendum? at exemplum huius vocis habeo nullum. Itaque vide an fuerit ἀδικημάτων. Das läge zu weit ab, auch wäre der Plural auffallend, denn ein Diebstahl hat mehrere δωρήματα verschafft. Vielleicht genügt es τοιούτων einzuschieben.

III, 55, 10 ist κεκληρωμένων (die Vulgata) keiner ungezwungenen Erklärung fähig und κεκλημένων, was Bergler vorschlug, eine sehr wohlfeile Conjectur, nicht so nahe liegend M.'s πεπληρωμέ-

von, was er mit Eur. Iph. T. 299 belegt. Der Schlussatz des Briefes *εὐδοκίμει δὲ μόνος ὁ τῶν σοφῶν λῆρος* scheint einen Wink darüber zu geben, was an der fraglichen Stelle ursprünglich stand, etwa *τὸ γὰρ θεῶν καὶ τὴν θυμηδίαν παρεῖχεν οὐδεὶς τῶν εἰς αὐτὸ τὸ ληρεῖν παρελημμένων*. vgl. III, 48, 2. Da die Philosophen sich so zum Besten gaben, waren andere komische Darstellungen überflüssig geworden. Ist dies der Sinn des Autors, so wird der vorhergehende Satz kaum anders lauten können als *ὥστε ἡμῶν τῶν παρασῆτων οὐδεὶς ἔν τῆν λόγος*.

Die Fragmente, welche aus Par. 3021 (II) und dem Florentiner cod. bei Seiler zuerst vollständig erschienen sind, (bei Wagner ist das letzte und längste nur in einigen kurzen Sätzen erhalten, 'pauca ex eo frustula e Valckenarii Dorvillii Bernardi annotationibus petita collegit Wagnerus' sagt C.) halten wir, aufrichtig gestanden, nicht für ächte Erzeugnisse der Alciphronischen Muse, wenigstens sind sie von seinem Geiste sehr verlassen, mögen aber als Nachahmungsversuche gelten, wie sich manches an die Texte auch späterer Schriftsteller, z. B. des Dio Chrysostomus angelehnt hat. Das sechste Bruchstück, welchem nur wenig vom Anfang fehlt, könnte allensfalls Aristänetus gemacht haben, an dessen Art es überall erinnert.

Kayser.

1. Zur Erklärung des Plinius. Antikenkranz zum dreizehnten Berliner Winkelmannsfest geweiht von Theodor Panofka. Nebst zwölf bildlichen Darstellungen. Berlin 1853; gedruckt auf Kosten der archäologischen Gesellschaft. 22 S. 4. mit einer lithographischen Erläuterungstafel.
2. Die Hadeskappe. Programm des archäologisch-numismatischen Instituts in Göttingen zum Winkelmannstage 1853

von Dr. Karl Friedrich Hermann. Mit einer Steindrucktafel. Göttingen, gedruckt in der Dieterich'schen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kästner.) 33 S. 8. nebst Erklärung der Bildtafel und der Tafel selbst.

Schon seit dem Jahre 1851 liegen uns, mit Volumen V, C. Plinii Secundi Naturalis Historiae Libri XXXVII. Recensuit Julius Sillig *) auch die Kunstbücher dieses Encyclopädisten in dieser größeren Ausgabe, als die gereiften Früchte der seit beinahe dreißig Jahren unermüdeten Aufforderungen und Anstrengungen des von Thiersch, v. Jan u. A., besonders aber Jul. Sillig's selbst, als eine höchst erfreuliche Erscheinung vor; und wenn wir der besten der dabei benutzten Handschriften, des codex Bambergensis, gedenken, so hat auch in dieser Hinsicht Bayern den ersten Anspruch auf diesen der Wissenschaft und Kunst gewordenen literarischen Gewinn. Auch ist Bayern sowohl in Betracht kritischer Hülfsmittel als der Leistungen seiner Philologen und Archäologen, nicht ohne Antheil an dem für die Kunstdenkmäler des Alterthums so wichtigen griechischen Periegeten Pausanias geblieben, dessen Münchner Handschrift (Nr. 404 Augustan.) für die Schubart-Walzische Ausgabe theilweise verglichen ist (und für dessen so eben 1853 von Schubart allein begonnene Edition ich bei dieser Gelegenheit nach einer vor mir liegenden Probe auf die Copiae Victorianae aufmerksam machen will). — Doch darüber, so wie über eine andere gleichzeitige Schrift Panofka's: „Proben eines archäologischen Commentars zu Pausanias mit 28 Bildwerken Berlin 1853,“ deren Einsicht mir noch nicht gestattet ist, wird wohl ein anderer Kritiker zunächst in dieser gelehrten Zeitschrift Bericht abstaten. Ich selbst muß mich vor jetzt auf die Anzeige der zwei oben angekündigten Schriften beschränken.

1) Hamb. et Gothae 1851; welcher Ausgabe nun auch noch ein Supplement aus dem Palimpsest des Plinius, das Hr. v. Bethmann beschreibt, in den Monatsberichten der Berl. Akad. 1853, S. 684, zu wünschen ist.

Der Verfasser von Nr. 1, den wir schon früher in diesen Blättern selbst als einen genialen Archäologen zu bezeichnen veranlaßt waren, kündigt nach einer Rüge der Gleichgültigkeit der meisten Philologen gegen das biblische Alterthum, Zweck und Inhalt vorliegender Festschrift mit den Worten an (S. 3 f.): „Wir unternehmen es, in den folgenden Blättern an einigen wichtigen Stellen des Plinius nachzuweisen, welch' erheblichen Beistand die Kunstdenkmälerkenntniß für die richtige Auffassungsweise der classischen Schriftsteller anzubieten vermag. — Was aber den Inhalt des vorliegenden Programms betrifft, so dürfte die Wahl der darin behandelten Gegenstände ihn als ein zeitgemäßes Opfer zum Andenken des unsterblichen Gründers alter Kunstgeschichte (Winckelmann's) wohl hinlänglich rechtfertigen.“

I. Gemälde im Tempel der Artemis Alpheionia in Elis.

1. Zeus in Geburtswehen der Athene; von Kleantes. (Erläuterungstafel Nr. 1.)
2. Die Einnahme von Ilios; von Kleantes. (Erläuterungstafel Nr. 2.)
3. Artemis zu Greis; von Xregon. (Erläuterungstafel Nr. 3 und 4.)

Plin. Naturgesch. XXXV. 2) 3. 5: „Die Frage nach den Anfängen der Malerei ist ungewiß und liegt nicht im Plane unseres Werkes. Die Aegypter behaupten offenbar in eitler Prahlerei, sie sei sechs tausend Jahre früher als sie nach Griechenland übergieng, bei ihnen erfunden worden; die Griechen aber, die einen, sie sei in Sicyon, die andern aber bei den Korinthern erfunden, alle, indem der Schatten des Menschen durch Linien umzogen ward; daher ist sie zuerst eine solche, nachher mit einzelnen Farben auch monochromatos einfarbig genannt worden, nachdem die schwierigere erfunden war; und eine solche besteht noch jetzt; die Umrißzeichnung hat der Aegypter Philocles oder der Korinther Kleantes erfunden.“

2) Nicht XXX., wie hier und im Verfolg einigemal gedruckt worden, nämlich Vol. V. p. 206. Sillig. ed. maior.

„Ueber die Arbeiten dieses Kleantes, welchen Athenagoras (Legat. pro Christian. 14. pag. 59. ed. Dechair) ebenfalls zu den ersten Erfindern der Graphik zählt, giebt uns Strabo VIII, p. 343 (p. 528. ed. Almel.) werthvolle Auskunft: „Im Tempel der Artemis Alpheionia sind Gemälde von Kleantes und Xregon aus Korinth³⁾, von ersterem die Einnahme von Ilios und die Geburt der Athene⁴⁾, von letzterem Artemis, auf einem sehr ansehnlichen Greif hoch getragen.“ Bestätigend und ergänzend spricht sich über das zweite Gemälde des Kleantes Athenäus VIII. p. 346. c. (p. 758. ed. G. Dindf.) folgendermaßen aus: „ich kenne auch das im Gebiet von Pisa im Hieron der Artemis Alpheiosa (*Alγειώσας* Dindf., der in der Note die Variante *Alγειώσης* angiebt, aber die beim Strabo l. c. nicht) aufgestellte Gemälde: es ist vom Korinthier Kleantes; in demselben ist Poseidon dargestellt, dem Zeus bei seinen Geburtswehen einen Thunfisch herbeibringend, wie Demetrios (von Skepsis, Schüler des Krates) im achten Buch seines troischen Diakosmos erzählt.“ (Dieser *Τρωικός διάκοσμος* hatte dreißig Bücher; vgl. Fragm. Historiæ. graec. IV. p. 382. Panoška bemerkt mit Recht, daß jenes Bild bei Gelegenheit des Gemäldes „Zerstörung Trojas“ ohne Zweifel mit beschrieben worden.)

(Fortsetzung folgt.)

- 3) *Ἐν δὲ τῷ τῆς Ἀλγειωνίας ἱερῷ, γραφαὶ Κλεάντους τε καὶ Ἀρήγοντος, ἀνδρῶν Κορινθίων κτλ.*
- 4) *Τροίης ἄλωσις καὶ Ἀθηνᾶς γοαί.* Die letztere Ueberschrift führt auch ein beim Philostratus beschriebenes großes Gemälde, s. *Imagg.* II. 27. p. 430 ed. L. Kayser; vergl. jetzt *Symbolik* III. S. 427 f.; 523 f. dritte Ausg. und zur Archäologie III. S. 151 f., und daselbst die weiteren Nachweisungen. Hätte Hr. Panoška diese meine Schriften nachgelesen, so würde ihm nicht begegnet sein, was seinem gelehrten Amtsgenossen Ed. Gerhard früher begegnete, daß er auf der folgenden Seite (6) eine von mir selbst 1848 berichtigte falsche Dentung noch einmal erwähnt hätte (s. diese gelehrte Anzeige 1852, Nr. 40. S. 327. II. 2).

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Mai.

Nro. 55.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

1. Zur Erklärung des Plinius.
2. Die Hadeskappe.

(Fortsetzung.)

„In einer mehrfach bereits publicirten archaischen Amphora des Karlsruher Museum (Erläuterungstafel Nr. 1.) glaube ich eine Copie dieses merkwürdigen Gemäldes des Kleantes zu entdecken. Daß auf derselben Zeus mit Athene, nicht mit Dionysos, hochschwanger entgegentritt, hätte nicht in Frage gestellt werden sollen, da letzter Handlung nicht allein der vom Gewand verdeckte Schenkel, sondern weit mehr noch der Eileithyien nach dem Haupt des Zeus gerichtete Händebewegung entgegensteht. Nächst den beiden Geburtsgöttinnen vertritt links Hermes in dieser Scene des Hephaistos Stelle, schon durch sein Verhältniß zu Maja dazu berechtigt; seine zur Abwehr von Neid und sonstigem Bösen den Fascinus (*βασκανος*) reproducierende rechte Hand steht zur Gebärde der Händeausbreitung der Eileithyien im Verhältniß negativer und positiver Hülfe. Daß übrigens die Vase wegen ihres beschränkten Umfangs nicht das vollständige Gemälde des Kleantes wiedergeben konnte, erhellt einerseits aus dem Vergleich derselben mit zahlreichen andern gleichen Gegenstandes in alterthümlichem Styl, welche statt unserer Vierzahl von Gottheiten, gewöhnlich eine Fünf- oder Siebenzahl derselben uns vor Augen führen, andererseits aber aus dem Mangel jenes von Athenäus näher beschriebenen Poseidon. Wer den von mir als Restaurationsversuch auf der rechten

Seite des Gemäldes hinzugefügten Poseidon mit Thunfisch und Dreizack im Verhältniß zu den übrigen Figuren betrachtet, wird einräumen müssen, daß durch ihn die gesammte Composition an sinnigem, bisher vermißten Parallelismus wesentlich gewinnt.“

Wir geben nicht bloß diesem Anspruch des Verfassers unsere volle Zustimmung, sondern sind auch, indem wir auf der Erläuterungstafel den zwei Gruppen Nr. 1 (die Geburtswehen des Zeus) und Nr. 2 (der Tod des Priamos) unsere Blicke zuwenden, eine ungemein ansprechende Symmetrie anzuerkennen so zu sagen genöthigt. Ja wir finden auch die weitere Annahme unsers Archäologen, daß in jenem Tempel der Artemis Alpheiossa in Elis die zwei ersten Gemälde des Kleantes die beiden langen Wände des Gebäudes schmückten, hingegen das Bild des Argon (Artemis zu Greif, also nur eine einzige Figur) die schmale Hinterwand zwischen jenen beiden, der Thüre gegenüber, sehr glücklich und der inneren Ideenverbindung in den dreien Malereien vollkommen entsprechend; aber nun verbietet uns die hier vorgeschriebene Kürze, den Entwicklungen des Verfassers zu folgen, wie er den *Zeus λεχεάτης* (den Niederkömmler, wie Panofka überseht; s. Pausan. VIII. 12. 6. Vol. III. p. 123 ed. Schub. et Walz) mit dem *Ποσειδών Κυλικηρός* in Verbindung bringt; wie er den Namen der Stadt *Κυλικος* von *κύω*, schwanger sein, ableitet; wie dem mit der Athene schwangeren Zeus der Bruder Poseidon als hülfreicher Beistand erscheint; wie jener Gott als Winter die Athene hervorbringt, daß in diesem Mythos und seinen bildlichen Darstellungen die Geburt des Früh-

lings versinnlicht ist; wie einerseits auf der Karlsruher Vase der Widderkopf so wie auf deren Restauration der Thunfisch in Poseidons Hand als Zeichen der wieder eröffneten Fischerei und Schifffahrt (auch auf Erzmunzen dieser Seestadt) Symbole des Frühlings; wie auf dem anderen Bilde des Kleantes, Troja's Zerstörung, „Pyrrhos“ (der Feurige), indem er den greisen Priamos ermordet, die Idee des von jugendlicher Sonne herbeigeführten Winterendes treffend ausdrückt.“⁵⁾

Die Erörterung über das dritte Tempelbild in Elis eröffnet der Verfasser (S. 8) mit den Worten: „Insofern Strabo einen sehr stattlichen Greif

5) Mit dieser Deutung des Attributs eines Seegottes, des Thunfisches, und einer Kriegsscene fordert mich der Verfasser auf, an eine Erzählung des Herodot zu erinnern (I. 62), die ich nach der Uebersetzung Fr. Lange's in den Schlussworten hier mittheilen will. Pisistratus kommt auf seinem zweiten Zuge gegen Athen von Marathon bis zu dem Tempel der Pallanischen Athenäa, und lagert sich mit den Seinen den Athenern gegenüber: „Und daselbst trat den Peisistratos an durch göttliche Schickung Amphylos von Acharnä, ein Seher; der trat ihn an, und sagte ihm im Sechsmasß diesen Spruch:

Ausgespannt ist jezo das Netz und der Haimen
geworfen,

Und bald strömen hinein Thunfische bei nächtlichem Mondglanz.

Also sprach er in seiner Gottbegeisterung, und Peisistratos verstand des Spruches Sinn und sagte, er nähme ihn an und führte sein Heer vorwärts.“ Dachte Pisistratus dabei bloß an das Schicksal des im Netze gefangenen Fisches oder auch an dessen Namen *ἰβρος* und an *ἰβρος* (impetus, bellum)? — So fragte ich nicht, dachte vielmehr an Sardivenales, und begnügte mich, den Spruch jenes Grafen anzuführen: „Zürich ist von meinen Herrschaften, wie ein Fisch vom Garn umgeben.“ (S. meine Note zur Stelle ed. Baehr et Cr. I. p. 155).

als Träger dieser sonst nicht beschriebenen Artemis *Ἄρτεμις ἀναγερούμενη ἐνὶ γυντὸς σφόδρα εὐδοκίμων*) angiebt, müssen wir diesem Thier eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und auf dem Gebiete antiker Kunst nach Bildwerken uns umsehen, wo Gottheiten auf demselben reitend uns begegnen“, und bringt uns eine Bilderreihe zur Anschauung, der wir natürlich wiederum in ihrem Detail nicht folgen können. Wir heben nur Folgendes aus: erstens die Erinnerung an den Greifen als Beißiger von Nemesis und Dike, deren Rad vorzugsweise unter seiner Obhut steht, und eine Greifgetragene Artemis, insofern sie den Begriff der Nemesis in sich aufnimmt, nicht bloß mit Rücksicht auf das Bild des Untergangs Troja's als Zeugniß ihrer unbesiegbaren Allmacht, sondern zugleich an das Bild der Geburt der Athene, deren Helm als der Verfechterin des Rechts nicht selten Greifen schmücken; zweitens die Bemerkung, daß wir für die Vorstellung dieser Artemis nicht sowohl im Kreise jungfräulicher Jagdgöttinnen ein Vorbild zu suchen haben, sondern unter den verschleierten Bildern, die den Begriff matronaler Naturgottheiten ausdrücken, einen angemessenen Typus zu wählen. Drittens die Ergänzung, daß dem Verfasser die Schrift von Christian Walz: *de Nemese Graecorum*, Tubingae 1852, 4. mit 2 Bildertafeln, vorzügliche Dienste hätte leisten können; worüber ich mich jetzt auf meinen Bericht in diesen gelehrten Anzeigen, 1852, Nr. 10 und 11 berufen kann, jedoch nicht veräumen will, bei dieser Gelegenheit viertens mich auch selbst zu ergänzen, indem ich über eine Denkschrift vom Jahr 1848 mit einigen Worten nachträglich spreche, nämlich über: Raoul-Rochette *Mémoire sur un vase peint inédit de Fabrique Corinthienne* (in den *Monuments de l'Institut Archéol.* Tome IV. mit Pl. XL.); wo die colorirte Bilddarstellung einer verschleierten Frau zwischen einem Greif und einem Pferde erscheint, wovon der französische Archäolog (p. 30) die Deutung giebt: es sei die Nacht zwischen dem Greif, dem Symbol des Tags und dem Rosß, dem der Nacht und des Todes, so daß der Lauf des menschlichen Lebens in seinen zwei Gegensätzen dargestellt sei. Dabei wird jedoch bei diesen als korinthisch

bezeichneten Vasenbildern des Korinthiers Uregon keine Erwähnung gethan. — Endlich fünftens, wenn Panofka (S. 10) ein Gemmenbild der Artemis des Uregon für entsprechend erklärt, so lassen wir das dahin gestellt sein; wenn er aber mit Anführung des Pausanias VI. 22. 5. von einer Artemis Alpheionia spricht, so heißt es dorten: *Ἀλφειῶνας Ἀρτέμιδος*, aber auch nicht *Ἀλφειᾶνας*, wie Pape diese Artemis in Elis geschrieben (s. jetzt p. 477. 9. ed. rec. Schubarti). Diese etwas ausführlichere Besprechung des ersten Artikels über die Tempelgemälde von Kleantes und Uregon trägt wieder dazu bei, des genialen Panofka's Geist und Art genügend zu charakterisieren, beides von ihrer vortheilhaften Seite, die sich in hellen Blicken und glücklichen Ausdeutungen kund giebt, als von der Kehrseite, welche in zu ausschweifender Hindeutung auf elementarische Dinge sich bewegt, der Manier Forchhammers gleich, dessen Schriften auch häufig angeführt werden, und zu häufig mit nicht immer ungezwungenen Etymologien spielt.

Ueber den zweiten und dritten Artikel muß ich mich nun desto kürzer fassen.

II. Wandgemälde im Juno-Tempel zu Lanuvium.

4 u. 5. Atalante und Helena. (Erläuterungstafel Nr. 5 und 6.)

Plin. Naturgesch. XXXV. (nicht XXX.) 3, 6 (p. 207 ed. maj. Sillig.) „Denn es war schon auch in Italien die Malerei eine vollendete. Es existieren wenigstens noch heutzutage Malereien älter als Rom, zu Ardea in heiligen Gebäuden, denen ich wenigstens keine gleichzeitige kenne, die eine so lange Zeit des Daches beraubt sich wie frisch erhalten haben, auf ähnliche Weise zu Lanuvium, wo Atalante und Helena nah bei einander nackt gemalt sind, beide von vorzüglicher Gestalt, aber die eine als Jungfrau, nicht einmal durch den Einsturz des Tempels erschüttert; Cajus der Fürst (nämlich Caligula) hat von

Wollust entzündet sie fortzunehmen versucht, wenn es nur die Beschaffenheit des Anwurfs gestattet hätte“ (si tectori, i. e. tectorii, wie Harduin giebt; über andere große Abweichungen s. man Sillig). Denn in diesem ganzen Artikel kann ich mich darauf nicht einlassen, dem Verfasser in seinen meistens glücklichen Beweisführungen zu folgen, und muß mich begnügen, zuvörderst einige kritische Berichtigungen ungenauer Citate, deren in dieser Schrift mehrere sich finden, nachzuweisen, etliche philologische Bemerkungen einzuschalten, und am Schluß das Hauptergebniß dieser ganzen schönen Parallele von Schrift- und Kunstwerken mit den eignen Worten unsers Archäologen den Lesern mitzutheilen.

Demgemäß muß Seite 13 oben, wo von dem Bade der Helena im Hafen von Korinth die Rede ist, Paus. II, 2, 3. corrigirt werden, nämlich p. 107. supr. ed. Schub. rec. Sodann gebührt das Verdienst der Nachweisung der verschiedenen Helena=Quellen in altgriechischen Ländern dem Herrn Roulez (ad Ptolem. Hephaest. V. p. 27. und p. 107. ed. Lips. Aquisgr. et Brux.) — aber freilich das weit größere, der Ausdeutung aus Kunstdenkmalern, muß dem Herrn Panofka verbleiben. — Schon auf derselben und der folgenden Seite können wir mit unserm geistreichen Kunstforscher auf das fruchtbare Endergebniß übergehen. „Werfen wir, sagt er daselbst, einen letzten Blick auf die beiden Wandgemälde, so überrascht uns eben so sehr die Symmetrie ihrer Kunstformen als der Gegensatz ihrer Ideen. Hinsichtlich dieses letzteren bieten wir schließlich denen, welchen die von uns früher (im Programm Atalanta und Atlas, Jahr 1851 S. 9, 10) hervorgehobene kosmische Beziehung der Atalante und Helena auf Morgen- und Abendlicht weniger einleuchten mochte, zum Ersatz folgende Stelle des Athenäus [XIV, 618 d. ⁶] zu

6) Velmehr XV. p. 687, C. p. 1531. ed. Dindf., wo es heißt: *Σοφοκλῆς δ' ὁ ποιητὴς ἐν Κρισηε τῷ δράματι*, wo auf diese treffliche Verbesserung von Tyrwhitt, statt des handschriftlichen *Κρησ*,

ethischer Erläuterung an: „Der Dichter Sophokles führt in seinem Drama „das Urtheil“ Aphrodite als Göttin der Lust (*Ἥδονή*) herbei, die sich mit wohlriechendem Del einsalbt und in den Spiegel sieht, Athene dagegen, da sie die Klugheit, den Verstand und außerdem noch die Lüchtigkeit (*Ἀπειρία*) vorstellt, sich des Del's bedienend zu gymnastischen Uebungen.“ Eine solche *Ἥδονή* Wolllust vergegenwärtigt meines Erachtens eine fast nackt auf ihrem Peplos, der nur den linken Arm und das Bein verdeckt, knieende Frau, die sich aufmerksam in dem Spiegel beschaut (Erläuterungstafel Nr. 7). Die auffallende Aehnlichkeit dieser Vorstellung mit unserm Helenabild bestimmte mich, sie in diesen Cyclus mit aufzunehmen; sie kann durchaus nicht befremden, sobald wir erwägen, daß Helena zu Hedone in eben so naher Geistesverwandtschaft wie Atalanta zu Arete steht.“

III. Gemälde des Nikomachos.

6. Victoria oder Cos, von Plancus auf das Capitol geweiht. (Erläuterungstafel Nr. 8.)
7. Raub der Proserpina im Tempel der Minerva ebendasselbst. Erläuterungstafel Nr. 12.)
8. Bacchantinnen von Satyrn mit Leidenschaft erfaßt.

Die dritte Stelle des Plinius, welche der Verfasser zum Gegenstand seiner Untersuchungen macht, steht in demselben Buch XXXV. 10. 36 (p. 248 ed. maj.).

„Diesen (dem Apelles, Zeuxis und Protogenes) muß auch Nikomachos, des Aristaeus Sohn und Schüler (kurz vor Apelles) zugerechnet werden; er malte den Raub der Proserpina, welches Bild auf Holz auf dem Capitol im Tempel der Minerva über der Capelle der Iuventas war; und auf dem-

selben Capitol Victoria ein Biergespann in die Luft fortreißend (*Victoria quadrigam in sublimem rapiens*), ein Gemälde, das der Feldherr Plancus geweiht hatte“ u. s. w., denn es folgen noch andere Angaben von Gemälden desselben Meisters, und die Notiz: „Und es gab keinen andern, der in dieser Kunst schneller war;“ worauf sodann zum Beleg eine charakteristische Erzählung folgt.

Hierauf hebt Panofka das von Plinius angeführte Gemälde des Nikomachos hervor; erklärt nach einem Silberdenar der Gens Plautia mit dem Schrift- und Bildwerk: „L. Plautius, mit Maske von vorn. Rv. Plancus Aurora, den vier Sonnenrossen voranschwebend“ im Widerspruch gegen andere Ausdeutungen, die Aurora oder Victoria auf der Vorderseite der Münze, und das Haupt der Medusa oder das Gorgoneum auf der Rückseite aus der Vorstellung in dem Gemälde des Nikomachos, welches als von Plancus auf das Capitolium geweiht von Plinius kürzlich beschrieben wird.

Mit welchem Aufwand von Scharfsinn, Combinationsgabe, Belesenheit und Denkmälerkunde die Ausdeutung dieses Gemäldes so wie des andern (der Raub der Proserpina) von unserm Archäologen nun durchgeführt worden, darüber muß ich mir ungern versagen in's Einzelne einzugehen, und mich begnügen, gegen den Schluß hin noch einige Sätze näher zu bezeichnen.

(Schluß folgt.)

aufmerksam zu machen war; s. Sophoclis Fragg. p. 628. Vol. II. ed. Burnei. Lond. p. 206 und dorten die Nachweisungen auf Luciani Dearum Iudicium p. 252. ed. Wezst. und auf Ez. Spanh. ad Callimach. Lavacr. Pallad. v. 15.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Mai.

Nro. 56.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

1. Zur Erklärung des Plinius.

2. Die Hadeskappe.

(Schluß.)

So heißt es (S. 18 ff.): „Aus den angeführten Bildwerken und ihrer Erläuterung ziehen wir den Schluß, daß der Gegensatz zwischen Sieg und Untergang, gleichbedeutend mit dem von Morgen und Abend, der antiken Kunst gar häufig einen von neuern Künstlern und Archäologen nicht genug in Anschlag gebrachten geistreichen Vorwurf (Gegenstand) darbot. Denselben Idengegensatz sprechen nicht minder klar und sinnig die beiden Gemälde des Nikomachos auf dem Capitol aus. Denn wenn das Gorgoneion als Sinnbild des Todes keines Beweises bedarf, ⁷⁾ so wird man uns zugehen, dem Raub der blumenlesenden Kora durch das finstere Vorgespann des Pluton liege derselbe Sinn des Todes zu Grunde. Sein Platz über der Kapelle der Juventas wird denen nicht willkürlich gewählt erscheinen, welche sich daran erinnern, daß Juventas der römische Name für Hebe-Dia ist, und die von dem Sonnenadler Zeus aus ihrem nächtlichen und winterlichen Schlummer

erwachende, von der Erde emporgetragene Tag- (Dies) und Frühlingsgöttin bezeichnet, also der Idee nach mit der Cos des Nikomachos zusammenfällt.“

Wie wir uns aber dies Bild zu denken haben, welches als Seitenstück ebenfalls eines Rundbildes componirt sein mußte, und nicht figurenreicher als das der Cos, nur Pluto mit Proserpina im Arm auf einem Biergespann enthalten durfte, darüber vermag ein unedirtes Erzmedaillon von Kyzikos mit demselben Gegenstand geschmückt (aus der herzogl. Gothaer Sammlung; s. die Tafel Nr. 12) eine befriedigende Auskunft zu geben. — Diese Aufschlüsse geben am Ende dieser Festschrift dem Verfasser zur Anerkennung zweier erst seit Winkelmanntretener höchst folgereicher Entdeckungen Anlaß. Die eine, die wir hauptsächlich dem Duc de Luyne und dem Hrn. Raoul-Rochette verdanken, daß dieselben vorzüglichsten Kunstwerke auf Gemmen und Münzen als Schöpfungen ein und desselben Stempelschneiders uns entgegen treten. Die andere Entdeckung besteht in dem vorzüglich von älteren, besonders aber neuern Numismatikern, namentlich Cavodoni, Millingen und Streber gegebenen Nachweis von Copien berühmter Statuen und Gruppen in den Typen antiker Münzen. — „Daß aber drittens, schließt darauf der Verfasser mit den Worten, auch Nachbildungen berühmter Gemälde auf Münzen und Gemmen sich entdecken lassen, stand weniger zu erwarten, ergiebt sich aber dennoch unleugbar als Resultat der vorliegenden Forschung und empfiehlt sich als neue, für die Kunstgeschichte frucht-

7) Vergl. jetzt Raoul-Rochette, Notice sur les fouilles de Capoue, und daselbst das Basrelief in einem Grabe von Capua, worauf Perseus der Minerva das Haupt der Medusa darbringt; s. pl. I. mit der Erklärung; III. p. 35. Paris 1853. Ich werde unten bei dem Bericht über unser Nr. 2. zu S. 13 darauf zurückkommen.

bare Thatsache allen Wissenschaftsgegnossen zu gewissenhafter Prüfung und glücklicher Nuzanwendung.“

2. Die Hadeskappe von K. Fr. Hermann.

Wenn der Verfasser in den großen Kreis seiner literarischen Leistungen die eigentliche Mythologie nicht hineingezogen hat, so habe ich daraus weder auf Abneigung gegen dieses Fach der Alterthumswissenschaften, noch auf Mangel an Beruf dazu bei ihm schließen wollen oder können, obgleich ich immer erwartet habe, daß sein mythologisches Verfahren hauptsächlich ein dialektisches sein, d. h. mehr im Kreise des Verstandes als der Einbildungskraft sich bewegen werde; womit jedoch keineswegs gesagt werden soll, daß er versäumen werde, aus dem Gebiete der Kunstdenkmäler, worauf er sich schon bisher durch andere Schriften einheimisch gezeigt, anschauliche Belege für seine Mythologumen beizubringen. Die Richtung, welche in der Regel unsers Verfassers Erörterungen nehmen, ist die der Abwehr alles Ausländischen von den Gränzen der griechischen Göttermymthen und Heroen-Sagen, also im Ganzen die des sel. K. D. Müller; und wenn K. Fr. Hermann, als Nachfolger auf dessen Lehrstuhl, dieses System noch jetzt vertritt, so könnte man dieses Verfahren bei einem Andern als eine Pietät gegen den Vorgänger erklären wollen, bei ihm jedoch, meinem vormaligen Zuhörer und fortwährend treuen Freunde, beruht es auf längst gehegter eigener Ueberzeugung, und wenn es überhaupt würdig ist, seine Sache mit ehrlichen Waffen bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, so gehört gegenwärtig ein besonderer Muth dazu, das Ueberfluthen orientalischer Elemente über die hellenischen Gränzen in gewissen Schranken zu halten.

Nachdem ich mit diesen wenigen Zügen den Geist dieser gehaltvollen Festschrift hinlänglich glaube angedeutet zu haben, trage ich kein Bedenken, das Urtheil vorauszuschicken, daß sie in der Wahl des Gegenstandes sowohl als meistens auch in der Aus-

führung des großen Kunstheros, dessen Andenken sie gewidmet, würdig ist. Die Wahl könnte nicht glücklicher sein: die Aufgabe hat keinen zu großen Umfang und dabei doch eine reiche Manigfaltigkeit an Inhalt; — von oberasiatischer Lichtlehre an bis zu der Tarnkappe im Liebe der Nibelungen. Die Ausführung aber ist so gelehrt und zeugt von so umfassender Bekanntschaft mit den Schriftstellern und Kunstdenkmälern, daß man den Forschungen des Verfassers in's Einzelne nicht folgen kann. — Und so will denn auch ich unmittelbar auf den Kern des Büchleins und einige Sätze lossteuern, worin unsere Wege auseinandergehen; sodann aus Schrift und Bild einige Belege für meine Antithesen beibringen. Schon kurz nach dem Eingang (S. 4) wird über Perseus, seine Attribute, Thaten und Schicksale in griechischer Sage der Ausspruch gethan: „— aber welche dieser Seiten man in's Auge fasse, so bietet keine derselben einen Grund dar, sie von Außen her auf griechischen Boden verpflanzt zu denken.“ Ueber des Perseus Flügel-Helm erklärt sich der Verfasser (S. 9) in folgenden Worten: „Dazu kommt, daß gerade mit dem ausländischen Charakter, den die spätere Mythologie und ein Theil der heutigen Symbolik Perseus beilegen will, diese Kopfbedeckung und Helmzier nichts gemein hat. Perseus, erzählt Herodot (VI. 54. vergl. VII. 150 und 61) den Persern nach, war ein Assyrier und wurde dann Grieche, Perseus, sagt Creuzer, ist ein alter Sonnensohn aus dem hohen Asien, wie Dschemschid der Sonnenheld, der Jahresfürst, der mit goldenem Schwerte die Erde spaltet und befruchtet (Symbol. IV. S. 246); ich will nicht fragen, ob und welche Wahrheit in diesen Auffassungen liegt, wohl aber ob die griechische Kunst, die Perseus als einen ihrer Heroen aufnahm, gleichwohl jenen Ursprung durch diese Kopfbedeckung habe ausdrücken wollen oder können, und glaube nicht bloß um der Incongruenz der letzteren mit seinem übrigen Costume, sondern auch um ihrer selbst willen, solche Absicht entschieden leugnen zu müssen. Der ihr zu Grund liegende Typus ist, wie gesagt, die phrygische Mütze; daß diese aber Tiara heißen, geschweige denn „an die uralte persische Königstracht und Priestertracht erinnert habe,

die unter dem Namen *Kyrbassia* einen solchen vorwärts sich neigenden Kuffatz hatte, nach und nach aber nun in diesen abgestumpften Wulst ausartete,“ ist eine Behauptung Böttigers (fl. Schriften II. S. 262; Kunstmythol. I. S. 422, u. Zoëga Abhandl. S. 153), die weder durch die persischen noch durch die neuentdeckten assyrischen Denkmäler bestätigt wird und am wenigsten dazu gebraucht werden kann, das Vorkommen jenes Lappus bei Perseus durch eine assyrische oder persische Abstammung desselben zu motivieren“ u. s. w.; denn in die weiteren Erörterungen, die nun mit großer Umständlichkeit über die verschiedenen Kopfbedeckungen des Perseus geführt werden, können wir, unserm Verfasser unmöglich folgen. Eines aber will ich festhalten, was ich schon oben zu Panofka's Schrift S. 18 berührte: In einem antiken Grabmal von Capua ist an der Vorderseite zu Häupten des Leichnams ein Basrelief befestigt, worauf der ganz unbehelmte und nackte, aber mit Flügelschuhen versehene Perseus der behelmten vollständig bekleideten Pallas = Athene das Haupt der Medusa übergiebt; wogegen sie ihm ihren Schild zum Abblitz darbietet. Beide Personen sind ganz und gar in rein griechischem Styl und Costume gehalten, aber an der Wand der Hinterseite erscheint in ganz archaischem Charakter in der Mitte blätterartiger Windungen (Schnörkel) mit einem Kuffatz von Palmetten, ganz fremd dem griechischen Kopfschmuck, das Haupt einer Frau, welcher Palmetten = Kuffatz mit seinem Beiwerk sich bei den neuesten Ausgrabungen zu Nimrud = Nineveh in einer elfenbeinernen Thronverzierung ganz übereinstimmend wiedergefunden hat, und worin man mit Recht das Haupt der über Leben und Tod waltenden asiatischen Naturgöttin erkannt hat. ⁸⁾ —

8) S. Raoul-Rochette, Notice sur les fouilles de Capoue, Paris 1853 p. 31 sqq. p. 72 sqq. mit der Abbildung der Gräber auf der angehängten Kupfertafel Nr. 1 und Nr. 2 und mit den p. 73 Nr. 1, 2, 3 in den Text eingedruckten Frauenhäuptern und Verzierungen. Uebliche finden sich in Gräbern vom alten Eäre. — Die folgende Auffassung von mir selbst ist belegt durch Symbolik I. S. 236 ff. 288 f. II. S. 619 ff. III. S. 288 f. und IV. S. 242 ff.

Ich aber trage kein Bedenken auszusprechen: Dieser Perseus, wenn gleich unbekleidet und ohne Flügelhelm und völlig in griechisch = schöner Gestalt und Costumierung auftretend, ist dennoch der Assyrer, ist dennoch Mithras, der vermittelnde Lichtgott, der gerechte Todtschläger des Todes, dessen Schreckenshaupt er so eben der Lichtgöttin Pallas = Athene dargebracht; und so erscheint er hier, ihr huldigend, über dem Haupte des Leichnams, als beflügelter Herold des Lebens.

Aus der Untersuchung über die Hadeskappe selbst kann ich mir zum Schluß nicht versagen, folgende schöne Andeutung mit des Verfassers eignen Worten hervorzuheben (S. 20 f.). „Was aber die antike Kunst bestimmen konnte, eine Kopfbedeckung, die ihr von der Poesie als Hadeskappe überliefert worden war, gerade in die Form einer barbarischen Königsmütze zu kleiden, ist leicht einzusehen, wenn man nur die ältere griechische Vorstellung von der Existenz nach dem Tode im Sinne des Alterthums auffaßt, und damit die Vorstellungen combinirt, die sich für jene Zeiten mit dem Begriffe des Erils und des Aufenthalts im Auslande überhaupt verbanden. Das Eril galt der Todesstrafe gleich; aus seiner bürgerlichen Rechtssphäre herausgerissen glaubte sich der Grieche des besseren Theiles seiner selbst beraubt (vergl. Hermanns Staatsalterth. §. 9 Note 27); — was lag da näher, als umgekehrt auch den Tod als ewige Verbannung aufzufassen (aeternum exilium bei Horat. Od. II. 3. 28. vergl. gottesdienstl. Alterth. §. 40 Note 27), und den Zustand nach dem Tode, wo der Mensch nur noch sein eigener Schatten zu bleiben schien, mit der rechtlosen Stellung unter einem barbarischen Despoten zu vergleichen?“ u. s. w. — Gewiß eine scharfsinnige Weise, barbarische Königsmützen in Vasenbildern aus griechisch = patriotischen Neigungen und Vorstellungen zu erklären. — Wie nun aber, wenn man sagen wollte, der melische Dichter Lasos von Hermione benannte in einem Festgesang an Demeter die Gottheit seiner Vaterstadt, den Hades, *Κλύμενος* (Symbolik IV. S. 228 und 239 und die Verse selbst jetzt in Lyrici Poetae Graece. p. 863 ed. Th. Bergk), „weil er Alle zu sich ruft,“ wie man

erklärte. Gerade so hatten aber die Ebräer Scheol, das personifizierte Todtenreich, den Orcus (Psalm. 49. 15. Hiob. 27. 8) in ihrer Sprache so genannt, „weil er alle zu sich rufet“ —? Deswegen fällt mir aber nicht ein, den Klymenos des Esos vom Scheol des Hiob und des Psalmisten herzuleiten, oder so zu sagen orientalisieren zu wollen, wo so allgemein menschliche Anschauungen und Gefühle vorliegen.

Es folgt am Schluß eine Steindrucktafel und gegenüber (S. 34): Erklärung der Bildtafel

- Nr. 1. Kopf des Perseus von der Vase Coghill bei Millingen 28.
- Nr. 2. Derselbe bei Inghirami. Pitt. di vasi 366.
- Nr. 3. Derselbe bei Zahn, Verb. d. Leipz. Gesellsch. 1847.
- Nr. 4. Derselbe bei Curtius, Herakles der Satyr. Berlin 1852.
- Nr. 5. Kopf des Tantalos auf der Unterweltsvase von Canosa (in der Münchner Pinakothek) bei Millin T. 3 (im Bilderheft zur Symbolik Bd. II. 2ter Ausg.; bei Guigniaut pl. CXLIX. Nr. 555. bei K. D. Müller u. A.)
- Nr. 6. Kopf des Hades im Bullet. arch. Napoléon. 1853. T. 6.
- Nr. 7. Kopf des Priamos aus den Monum. dell' Institut. archéol. V. 11.
- Nr. 8. Hadeskappe bei Raoul-Rochette Monum. d'Antiq. fig. 72 a.
- Nr. 9. Münze von Sinope bei Eckhel Num. anecd. XL. 6 (vgl. die zum Theil bedeutungsvollern Münzen von Seriphos mit dem Perseushelm, a) mit dem Bliß, b) mit dem Adlerkopf, bei Cadalvène Méd. gr. pl. 22 et 24. vgl. Guigniaut Nro. CLVIII bis; 613 b. und anders bei Werthof, S. 63 f.; Guigniaut Nr. CLXII. 613 c. und auf einer Nolaner Vase bei Gerhard, Vasenbilder Taf. LXXXIX. 3 und 4).

Friedrich Kreuzer.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert. Paris 1851.

Zweiter Artikel.

Im ersten Artikel haben wir Herrn Opperts Erklärung des altpersischen Textes der großen Inschrift von Behistun ausführlich besprochen. Es bleiben noch die kleineren Inschriften zu betrachten übrig, die zu Murghab, Persepolis, Elvend, Nakhskustam und sonst gefunden worden sind. Auch diese sind dreisprachig, wie jene zu Behistun, hier aber sind die Uebersetzungen bereits bekannt gemacht, wir haben also ein Hülfsmittel zur Erklärung mehr, denn diese Uebersetzungen haben bereits Dienste geleistet und werden künftighin noch wichtiger werden als bisher.

Auch in den kleineren Inschriften hat Hr. D. manche Verbesserung gemacht. So berichtigt er (T. XVIII. p. 566) die bisherige Auffassung der Worte *hya siyatim adâ martiyahyâ* d. h. *il a donné à l'homme sa supériorité* (O. 5. 6. und sonst). Schon Rawlinson hatte p. 286 seiner Analyse bemerkt, daß nach den Inschriften der zweiten Gattung zu schließen, in dieser Verbindung der Genitiv *martiyahyâ* statt eines Dativs stehe. — Ibid. p. 579 erhalten wir die richtige Deutung des Wortes *niba* (H. 8 und sonst) auf Grund des iranischen Wortvorrathes. Gewiß mit Recht zieht Hr. D. *huzv. 𐬀𐬀 neup. nék und nékô* hieher, nur muß man diese Formen nicht unmittelbar auf *niba*, sondern eine *gunirte* Form *načbaka* zurückführen. — Ibid. p. 581 verbessert Hr. D. Rawl. Lesung *hartuv* (H. 14) richtig in *haratuv*.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München:

herausgegeben von Mitgliedern

12. Mai.

Nro. 57.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Das schwierige Wort thadaya (NR. 58.) ist gleichfalls von Hrn. D. richtig erklärt worden, was ich früher (zur Interpr. des Vendidad p. 26) über dieses Wort gesagt habe, läßt sich sehr wohl damit vereinigen. Der T. XIX. p. 183 ff. gemachte Vorschlag, das von Rawl. durch naqa wiedergegebene Wort narthaha zu lesen, ist zwar sehr scharfsinnig, läßt mich aber noch zweifelhaft. — Als Verbesserungen an Hrn. D.'s Texte heben wir hervor: T. XIX. p. 152 (= NR. 7) ist wohl framātaram und nicht framātāram zu lesen, man vergl. darüber Rawl. p. 291 seiner Analyse. — ibid. p. 152 (= NR. 13) ist Hakhāmanisiya nach puthra beizufügen. — ibid. p. 154 (= NR. 30) ist Machiyā statt des fehlerhaften Mādaiyā zu lesen, wie Rawl. in seiner note on the Persian inscriptions at Behistun p. XXI bereits bemerkt hat, auch hier dient die Inschrift zweiter Gattung zur Bestätigung dieser Correctur. Die Bemerkungen über dieses Wort bei Hrn. D. p. 164 ff. fallen demnach weg. — ibid. p. 165 muß Rawl. Ergänzung didiy statt des von Hrn. D. in den Text gesetzten dipim beibehalten werden. — ib. p. 181 (= A, 20) lese man khsāyathiyahyā st. kshāyathiya. — ibid. p. 182 (= C. 6) lese man narthaha narthahānām statt narthahanam. — ibid. p. 198 (= L.) lese man narthabahyā statt

narthahyā (cf. C. 9). — In der Uebersetzung sind einige Verbesserungen von Holzmann nachzutragen, die aber Hrn. D. unbekannt geblieben sind. I, 19 ff. (cf. T. XIX. p. 141) stehen die Worte: yadiy awathā maniyāhy hachā aniyānā mā tarçam imam Pārçam kāram pādīy, was Hr. D. folgendermaßen übersetzt: Quand tu règnes de cette manière, je ne crains rien d'un ennemi. Protége cet état de Perse. Hier hat H. (Heidelb. Jahrb. 1849 p. 811 ff.) gewiß das Richtige getroffen, wenn er übersetzt: Wenn du so denkst, „vor keinem Feinde möchte ich zittern,“ so pflege das persische Heer. Maniyāhy kommt von der auch im Avesta vorkommenden Wurzel man (denken, glauben), awathā bezieht sich nicht auf das vorhergehende, sondern auf das folgende, die Worte hachā aniyānā mā tarçam sind directe Rede, die ohnehin oft genug in den Keilinschriften vorkommt. Auf die so schwierige Stelle NR. 30—47 ist Hr. D. gar nicht näher eingegangen, weil er sie für ziemlich hoffnungslos hält, nichts desto weniger hat H. a. a. D. mehrere sehr beachtenswerthe Verbesserungen gegeben, auf die wir der Kürze wegen verweisen. — In der Erklärung des Einzelnen bemerken wir Folgendes: Hrn. D.'s Versuch (cf. T. XVIII. p. 576. XIX. 149) den iranischen Namen für Persepolis zu finden, können wir nicht beitreten. Dieser soll nach ihm Pārçatachāra oder Pārçatakhra gelautet haben, daraus soll das moderne Istakhr verflümmelt sein. Ich habe bereits früher hierorts angemerkt, daß Istakhr das çtakhra des Avesta sei, Persepolis findet in dem Ausdrücke Erān-schehr sein vollkommenes Analogon. Bei dieser Gelegenheit hat aber Hr. D. die

XXXVIII. 57

beiden iranischen Wurzeln tak und tanj richtig geschieden. Zu der ersten, die auch in den Vedas „gehen“ bedeutet (vgl. auch paritakmya Rgv. XXXI. 6), gehört das häufig vorkommende tach, neupers. takhten laufen, auch das p. 161 erwähnte derezitaka, schnell laufend (Vendidab XXII. 8) hätte hieher gezogen werden sollen. Zu tanj gehört tanjista und neup. tang, enge. — T. XIX. p. 197. Statt athaṅgina lese ich athaṅgaina, sehe also darin ein Adjectivum des Stoffes, denn die Endung aina wird doch wohl wie aēna im Avesta, in im Neupersischen, einen Stoff ausdrücken, Rawl. Uebersetzung „steinern“ gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit.

Eine gesonderte Betrachtung erfordert endlich auch noch die Inschrift des Artarerres Schus. Mit Recht macht Hr. D. auf ihre Wichtigkeit aufmerksam; sie ist von hoher Bedeutung für die Geschichte, denn in dem kurzen Geschlechtsregister faßt sie die Regententafel der achämenidischen Fürsten kurz zusammen und bestätigt dadurch die Nachrichten der Griechen über das persische Reich. In sprachlicher Hinsicht ist diese Inschrift, welche ungefähr aus dem Jahre 350 v. Chr. Geb. stammt, ein merkwürdiger Beleg des Verfalles der altpersischen Sprache. Hr. D. hat T. XIX. pag. 205 die einzelnen sprachlichen Eigenthümlichkeiten dieser kurzen Inschrift aufgezählt, es sind ihrer nicht weniger als drei und zwanzig. Diese Inschrift kommt an mehreren Stellen vor, mit denselben Eigenthümlichkeiten, so daß dieselben nicht der Unachtsamkeit zugeschrieben werden können. Diese Eigenthümlichkeiten finden aber auch im Avesta verwandte Erscheinungen. Die acc. humām, sāyatām erinnern an die dort vorkommenden acc. auf aām von Wörtern auf n, va, z. B. thrishāum Vendidad Fg. V. 78, VI. 69, VII. 149, XVI. 7. acc. von thrishva, chathrushāum ibid. VI. 69, XVI. 7, von chathrusva, gātāum XV. 117, von gātu, dādaraum IX. 30, von dādaru. Wer sich die Mühe geben will, die obigen Stellen in meinem Variantenverzeichnisse zum Vendidad nachzuschlagen, der wird finden, daß diese Lesarten gut beglaubigt und sehr beachtungswerth sind. — Mām Artakhsathrā khsāyathiya erinnert an die Appositionen des Avesta, die in den Nominativ gesetzt sind, z. B. Yaçna

cap. 9. haōmō . . . rādheñcha bakhshaiti mōshu. jaidhyamnō. Vendidad Fg. III. 84. friyāi. çtareto gātu. çayamnō und viele ähnliche, oder wie hurayāo vā madhus vā. ibid. XIV. 72. — Mām könnte vielleicht für den Nominativ stehen wie das persische mēm cf. meine Parsigr. S. 51.

Unsere erste Aufgabe ist erfüllt, wir haben Hr. D.'s Erklärung besprochen und beigelegt, was wir zur Verbesserung des Textes und Berichtigung der Uebersetzung bemerken zu können glaubten. Fragen wir nun, in welchem Verhältnisse der Dialect der Keilinschriften zu seinen Schwesterdialekten, denen des Avesta stehe, so verlohnt es sich wohl der Mühe, bei dieser hochwichtigen Frage etwas zu verweilen. Bei den großen Verlusten, welche die ältere persische Literatur erlitten hat, ist es hoch anzuschlagen, daß wir aus den beiden wichtigsten Perioden der persischen Entwicklung unverderbte Denkmale besitzen, deren Abfassung wir fast bis aufs Jahr bestimmen können. Die Inschriften und Münzen der alten persischen Könige müssen für den iranischen Philologen die festen Punkte bilden, um welche er die anderen Denkmale gruppieren kann. Diese Monumente sind für den ganzen Sprachstamm rücksichtlich der Altersbestimmung ein weit sicherer Maassstab als irgend eine Seitenverwandte. Das Sanskrit und Lithauische sind Schwestersprachen, aber welche weite Kluft trennt ihre Denkmale!

Rassen hat es zuerst versucht (Zeitschrift f. d. Kunde des Morgenl. VI. p. 529 ff.) das Verhältniß des Altpersischen zu den übrigen Schwestersprachen zu bestimmen, seitdem ist die dringliche Frage ausführlich nicht mehr erörtert worden. In Europa, zumal in Deutschland ist bis jetzt die Ansicht ziemlich allgemein, das Avesta sei — sowohl der Sprache wie dem Ideenkreise nach — mit den Vedas aufs innigste verbunden. Dies nöthigt die Abfassung des Avesta in eine sehr frühe Zeit zu setzen, vor die Zeit des Darius. Rawlinson dagegen hat die entgegengesetzte Ansicht geltend gemacht. Bereits im Jahre 1840 (cf. J. Wilson: the Parsi religion p. 403) sagt er: I can now safely assert that the Persian language of the ages of Cyrus and Darius is unquestionably the parent

of that tongue which we call the Zend. In seiner Arbeit über die Keilinschriften hat er dieselbe Meinung wiederholt ausgesprochen cf. p. 8. 9, p. 51 Not. und sonst. I am obliged to say, sagt er in der zuletzt angeführten Stelle, that M. Burnoufs arguments have altogether failed to convince me, that the Zend was immediately cognate with the Vedic Sanskrit, or indeed, that it was ever a spoken tongue. Auf diese Aeußerung des gefeierten Mannes hat meines Wissens in Deutschland noch Niemand Rücksicht genommen. Ganz in ähnlicher Art spricht sich nun auch Hr. D. aus: T. XVII. p. 280. Bei Gelegenheit der Erklärung des Wortes haraiva meint er, die Form harôyûm sei une de ces corruptions énormes qui se trouvent par centaines dans la langue du Zendavesta. Estropiée, so fährt er fort, et altérée continuellement pendant des siècles par des prêtres ignorants qui n'avaient pas la moindre connaissance de l'idiome sacré dans lequel ils murmuraient leurs prières, cette langue nous est parvenue dans un tel état de défiguration, que les peuples qui la parlaient jadis ne la reconnaîtraient plus aux lambeaux qui nous en sont transmis. Hr. D. legt dann noch weiter seine Ansicht über den Dialect des Avesta dar, welche dahin geht, daß uns dieser Dialect nicht in seiner ursprünglichen Schrift erhalten, sondern später umgeschrieben und sein Lautsystem durch unwissende Priester verdorben worden sei. Wir werden unten wieder auf seine Ansicht zurückkommen, jetzt fragt es sich um zwei Dinge: 1) Ist das Avesta älter als die Keilinschriften oder ist das Umgekehrte der Fall? 2) Sind die Verderbnisse der Sprache des Avesta eine Folge der Unwissenheit der Ueberlieferer, oder eine organische Entwicklung? Um diese Fragen zu entscheiden wird es nöthig sein, den Dialect der Keilinschriften einer- und des Avesta andererseits genauer mit einander zu vergleichen als bisher geschehen ist.

Es muß zuerst anerkannt werden, daß die Sprache der Keilinschriften und die Sprache des Avesta verschiedene Dialecte sind. Dies beweist vor Allem der Wortschatz. Mehrere ganz gewöhnliche

sowohl den Keilinschriften als dem mittleren und neueren Persischen bekannte Wörter sind im Avesta durch andre ersetzt, oder finden sich in andrer Bedeutung. So heißt in den Keilinschriften kaufa Berg, im Huzvaresch 𐎧𐎱𐎠𐎿, parsi und neup. köh, im Avesta (Vend. Farg. XXII. 10) wird kaöfa für den Höcker eines Kamels gebraucht, das gewöhnliche Wort für Berg ist gairi, welches das Huzvaresch und Parsi auch noch kennen, aber seltener gebrauchen, auch im Afghanischen und andern Dialecten hat sich das Wort erhalten. Gauba heißt in den Keilinschriften „sprechen,“ man hat darin längst Huzv. 𐎠𐎹𐎡𐎹, parsi und neup. göftan erkannt, das Avesta gebraucht uj, mru, vach, aber die Wurzel gauba vermag wenigstens ich nicht zu belegen. Für Erde ist in den Keilinschriften bumi das gewöhnliche Wort, im Avesta kann ich dieses Wort nur im zweiten Theile des Yaçna belegen, die übrigen Theile so wie die neueren Dialecte gebrauchen das Wort selten. Die Wurzel rag bedeutet in den Keilinschriften, im Huzvaresch, Parsi und Neuperfischen „kommen,“ aber im Avesta kann ich sie nicht belegen. Taumâ ist in den Keilinschriften weiblichen, im Avesta sächlichen Geschlechtes. Der Infinitiv geht, wie Hr. D. gezeigt hat, in den Keilinschriften auf tanaïy aus, dies ist der Locativ eine Suffires tana, im Avesta auf tée, der Dativendung eines Suffires ti. Eine Form wie hiyâ wird man im Avesta vergeblich suchen, aber Parsi hét ist zu vergleichen. Diese Thatsachen werden hinreichen, um die Verschiedenheit beider Dialecte festzustellen.

Wenden wir uns nunmehr zu den einzelnen Lauten und zunächst zu den Consonanten. Was 1) die Gutturalen betrifft, so entspricht k der Keilinschriften dem k des Avesta: kaufu und kaöfa, kashiy und kaçhit, varkâna und vehrkâna, seltener entspricht kh wie amâkham = ahmakem. Ueberhaupt zeigt sich kh selten vor einem Vocale, ein Beispiel ist Hakhâmanis, im Avesta (wo dieselbe Regel gilt) ist hakha Freund vorhanden. Das altpersische aspirirte kh zeigt sich unter gleichen Bedingungen wie kh im Avesta cf. khsathram und khshathram, chakhriyâ und châkhraen, bâkhttris

und bākhdhi. Das altp. g entspricht häufig genug dem g, z. B. agarbāya und gerew, gaita und gaetha, gausa und gaosha, häufig aber auch dem gh z. B. tigra und tighra, haga und bagha, Čuguda und Čughdha. — 2) Palatale. Diese entsprechen in beiden Dialecten einander vollkommen, hachā und hacha, chischiy und chis, chit, cha-

khriyā und chākhraen. J zeigt sich in zwei verschiedenen Gestalten, in einer vor a wie jadyāmiy und jaidhyēmi, in der andern vor i, z. B. jiwā, jiwāhy mit jivya, daß dieser letzte Buchstabe ein Palatal wie Rawlinson will, und nicht ein Sibilant sei, wie Hr. D. vermuthet, zeigt der Wechsel in adurujiya und daraujana. Vor u sind die Palatalen noch nicht gefunden worden und Rawlinson hat (p. 96) bezweifelt, ob sie überhaupt vorkommen. Ich sehe dazu keinen Grund, da sich im Avesta chi, chvat, junta, jvat findet. — 3) Dele. Hier ist t = t: brātā und brāta, atarça und tereçenti, baçta und baçta, karta und kereta u. s. w. Schließendes t wird in den Keilinschriften bekanntlich nicht geschrieben, im Avesta aber in dh verwandelt, denn daß das schließende t ein dh sei, erhellt daraus, daß es in den letztgenannten Buchstaben übergeht, wenn ein Vocal Zutritt, cf. thisto und adhbisto, kat und kadha, yat und yadhōit

und viele andre. Die harte Aspirata tritt wieder unter denselben Bedingungen auf wie im Avesta: awatha und avathā, gaita und gaetha, thuwām und thwaām, doch leidet in den Keilinschriften das Vorkommen dieses Buchstaben eine Beschränkung durch die Gruppe, die ihr ausdrückt, cf. puthra und puthra, khsathra und khsathra u. s. w. Dagegen drückt d der Inschriften sowohl d als dh das Avesta aus: dahyu und daqyu, daraga und daregha, hadis und hadhis, awadā und avadha, yadiy und yēidhi, idā und idha. Ueber den Wechsel des d mit z cf. unten. — 4) Labiale. Hier entspricht p dem p: upaçtām und upaçtaām, puthra und puthra, parābara und para barenti, napā und napāt, und f dem f, z. B. kaufa und kaofa, frabara und frabereta und viele andre. Altperisch b entspricht sowohl dem b als w des Avesta, denn

daß der letztere Buchstabe die Aspirate von b ist, bezweifle ich nicht im geringsten, wenn es auch wahr ist, daß w häufig mit v wechselt, und die Aussprache von w und v nicht sehr verschieden gewesen sein kann. Man vgl. brātā und brāta, bākhtris und bākhdhi, abara und barat, dann agarbāyatā zu

gerew, abiy zu aiwi. 5) Die Halbvocale entsprechen sich der Reihe nach a) y = y: Dahyunām = daqyunām, awāçtāyam = avaçtaya, duvitiya = bitya, aniya = anya. Zuweilen entspricht ē im Avesta cf. wayam und vaēm. b) r = r: paruwa = paðurva, haruwa = haurva; abara = barat

u. s. f. c) w = v wayam = vaēm, dahyāwa = daghāvō, awadā = avadha, vitha und viç. Zuweilen hat sich v im Avesta vocalisirt, cf. awam und aōm. d) l fehlt bekanntlich beiden Dialecten gänzlich, vielleicht ist es durch d ersetzt in dipis, wozu ich defter, diwēr in den neuern Dialecten stellen und auf skr. lip zurückführen möchte. Hr. D. vergleicht skr. dip. — 6) Zischlaute: dem ç der Keilinschriften entspricht auch ç im Avesta: Čuguda = Čugdha, awāçtāyam = avaçtaya, baçta = baçta, daçta = zaçta. S ist s. cf. Vistāçpa = Viçtāçpa, mathista und mazista, patis und paitis. Häufig entspricht auch sh dem s der Keilinschriften, cf. gausa und gaosha. Für z haben wir nur einen Laut, daß zh des Avesta ist noch nicht da, Beispiele die verglichen werden könnten, fehlen bis jetzt. 7) Nasale. Die Keilinschrift kennt deren zwei n und m, das Avesta drei n, ñ und m, ñ wird vor Consonanten geschrieben, in diesem Falle lassen die Keilinschriften n ganz weg, Hr. D. hat diesen wahrscheinlich bloß graphischen Mangel dadurch ergänzt, daß er auch in den Keilinschriften dieses fehlende n durch ñ ausdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Mai.

Nro. 58.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Es bleiben uns nur 8) noch h und uwa zu betrachten übrig. Der Laut des h muß ein sehr schwacher gewesen sein, im Anlaute entspricht h dem h des Avesta, z. B. hadā, hachā, hadis, haruwa und hadha, hacha, hadhis, haurva im Avesta. Im Inlaute entspricht dem h im Avesta gh, z. B. nāha und nāoghana, aha und ag'hat, athaha und çag'hat. Häufig aber wird h gar nicht geschrieben, wo es im Avesta steht, z. B. amiy = ahmi, amā-kham und ahmakem, thātiy*) = çag'haiti. Sehr häufig ist besonders der Wegfall am Anfange der Wörter, wo die verwandten Sprachen und Dialecte su und hu setzen, z. B. umartiya, uwaçpa etc. Daß diese Auslassung des anlautenden h bloß griechisch sei, zeigen die neueren Dialecte, die nicht bloß die Aspiration erhalten, sondern noch verhärtet haben (cf. meine Parsigrammatik §. 15, c) Anm. und Grn. D's. Bemerkung T. XVII. p. 277). Auch im Avesta giebt es Anzeichen, daß der Laut h ein sehr schwacher sei. Schon Burnouf hat die Bemerkung gemacht, daß der Diphthong é, während er vor der Partikel cha gewöhnlich in aë gedehnt

wird, in der Genitivendung ahé bleibt, man sagt ahécha nicht ahaécha. Dies erklärt sich meines Erachtens aus dem schwachen Laute des h, ahé lautete fast wie aë, daher war die Dehnung unzulässig. Wie u dem hu des Avesta, so entspricht uwa statt huwa dem hv des Avesta, dem sv der verwandten Sprachen, im Avesta hat sich hv nur theilweise erhalten, cf. hvarē, hvañum, hvazātō, gewöhnlich steht dafür das Zeichen, welches wir durch q wiedergeben, daß aber dieses Zeichen eine Gruppe sei, hat F. Müller (Journal as. Avril 1839 pag. 302) gezeigt und zugleich nachgewiesen, daß bis in die erste Zeit des Islam herein noch deutlich die beiden Elemente: die Aspiration und der u Laut gehört wurden. Dasselbe zeigen die griechischen Wörter, denn sie geben Uwarazimis, qairizānum mit Χοράσιμοι oder Χοράσιμοι, Harauwatis, haraqaiti durch Ἀραχώσια, Patisuwaris durch Πάτισυχορείς, Uwakhsathra durch Κωξάθρης, qāthra durch χοάθρας. Da nun auch die verwandten Sprachen einen Doppellaut zeigen, so darf man annehmen, daß dies auch in den älteren persischen Sprachen der Fall gewesen und die Aussprache des neupersischen خو erst spätere Entartung sei. Diese neupersische Aussprache des خو als ein Laut läßt sich übrigens schon bei Misami belegen (cf. Vullers. inst. ling. pers. §. 30 Not. und meine Chrest. persica p. 94).

Aus obiger Untersuchung des Consonantensystems stellt sich heraus, daß beide Dialecte zwar auf einer Stufe stehen, daß aber die Keilinschriften der weichen Aspiraten gh, dh, hh und aller Wahrscheinlichkeit nach auch zh entbehren, welche sich aber im Avesta finden.

XXXVIII. 58

*) Zusammengezogen aus thahatiy cf. D. T. XVII. p. 265.

Ebenso ist den Keilinschriften sh unbekannt, dem Avesta gehört aber dieser Buchstabe an und man darf nicht mit Rawlinson schließen, daß derselbe der Sprache nicht angehöre, weil ihn einzelne Handschriften nicht zeigen. Noch ist zu bemerken, daß sich dieses sh oder s der Keilinschriften im Avesta bisweilen in h geschwächt hat. Wir wenden uns nunmehr zu den Vocalen.

Man hat längst wohl eingesehen, daß die Keilschrift wesentlich auf semitischen Grundlagen beruhe, namentlich, daß die drei Vocale die drei semitischen *matres lectionis* repräsentiren. Im Allgemeinen drückt von diesen *matres lectionis*, besonders a nur den langen Laut aus, während kurzes a dem Consonanten inhärrt, ü und i sind im Inlaute selten, im Auslaute Regel, sie werden durch iy, uv gegeben. Daß man jedoch aus ihnen nicht ganz sicher auf die Quantität schließen darf, möge das Folgende zeigen: I. A. 1) ñ, dem Consonanten inhärrt, entspricht dem a und ä des Avesta: khsathram und khsathrem, adam und azem, mazda und mazda, dahyus und daqyus, karta und kereta. 2) ä entspricht a) dem kurzen a des Avesta im In- und Auslaute: azem und adam, amiy und ahmi, amâkhem und ahmâkem, manâ und mana, idâ und idha, hachâ und hacha u. s. w. b) ä entspricht als langer Vocal den drei Vocalen â, aû und âo im Avesta: napâ und napât, bâkhtis und bâkhdhi, brâtâ und brâta, mâm und maûm, nâma und naûma, upaçtâm und upaçtaûm, nâham und nâoghana, ob âha dem ag'hat oder âogh'a des Avesta entspricht, wage ich nicht zu bestimmen. Von dieser Regel finden sich Ausnahmen. Die Genitive der Monatsnamen auf a endigen auf hya, nicht auf hyâ wie die übrigen Wörter, der Grund ist, wie Hr. D. T. XVII. p. 382 richtig angegeben hat, weil sie gewissermaßen als componiert mit dem darauffolgenden mâhyâ angesehen werden. Schwankend ist die Schreibart Auramazdâhâ und Auramazdâha in den Inschriften von Persepolis. Statt Ariyâramna, wie die große Inschrift von Behistun zeigt, (Col. I. §. 2 l. 5) steht in den kleineren Inschriften daselbst (A, 7) Ariyâramna. Man schreibt bald

utâmayi, indem man die Dehnung des Endlautes beibehält trotz der angehängten Enklitika, bald aber auch utamay (cf. z. B. D, 15; E, 18 aber A, 29). Eine ähnliche *scriptio defectiva* sehe ich NR. 7. 8. in framâtaram statt framâtâram, ein Schreibfehler ist schwerlich anzunehmen, wie schon Karol. zur Stelle bemerkt hat. Vielleicht darf man auch in awâctâya eine ähnliche *scr. plena* annehmen und auch adânâ mit der Wurzel zan, wissen, im Avesta zusammenstellen. Ebenso schwankt a und â in der Genitivendung auf ais z. B. Chispais und Chispâis. II I. Der Vocal i entspricht dem i und ä des Avesta: bâkhtis und bâkhdhi, hadis und hadhis, Vistâcpa und Vistâcpa, tigra und tighra, Hiûdus und hêndu. Langes i habe ich nur sicher im Auslaute gefunden, z. B. râdiy, das pron. demonstr. das gewöhnlich iyam gelesen wird, läßt sich auch im Lesen, doch ist dies nicht durchaus notwendig; für niyastâya (K. 21, 23) wäre ich versucht ništâya zu lesen, weil s statt ç nicht zu erklären ist, wenn nicht ein i vorhergeht. Wenn ein schließendes iy in die Mitte des Wortes zu stehen kommt, so kann y wegfallen, z. B. duraiâpiy NR. yadipadiy NR. 38. III U entspricht dem u und û, z. B. upâ und upa, puthra und puthra, dahyus und daqyus, dagegen duraiy und dūrê (cf. Vend. Farg. VIII. 27 l. XIX. 15), skr. dūra, bumi und bhûmi, skr. bhûmi, in letzteren Fällen wird u defectiv geschrieben sein. Als eine *scr. plena*, in der Mitte des Wortes betrachte ich tuwm = tûm im Avesta, gewöhnlich tuwam gelesen, es läßt sich aber nicht absehen, warum in tuwam das w keine aspirirende Kraft haben soll wie im Acc. thuwâm. Hr. D's. Versuch, die Verschiedenheit der Formen tuwam und thuwâm durch den Accent zu erklären, kann ich nicht beistimmen. Nach demselben Principe erklären sich paruwnam neben parunâm (cf. NR. 6. 7), parnw neben paru. Im Auslaute wie danautw, pâtw ist die Dehnung das gewöhnliche. IV Ai. Dieser Diphthong entspricht den Lauten ê, æ, ôi im Avesta, maiy = mê, saiy = shê in den Locativen der Wörter auf a u. s. w., aita = aêtat, gaitha = gaêtha, dem haraiwa der Keilinschriften würde haraêva im Avesta entsprechen; naiy = noit, ais in Chispais etc. ist mit der Endung ôis in

mâzdayaçnois etc. zu vergleichen. Ein Wechsel zwischen ae und ôi tritt Avesta ziemlich häufig ein, aus vîdaeva wird der Acc. vîdôyûm gebildet, aus dem eben erwähnten haraeva der Acc. harôyûm; ich kann nicht einsehen, warum Hr. D. in der letztgenannten Form eine Verderbung sehen will, es ist dies vielmehr eine ganz regelrechte Entwicklung. V Au entspricht dem aô, ô des Avesta: kausa = kaôsa, gausa und gaosha, huwa = hô oder besser hau. Wenn der schließende Diphthong in die Mitte zu stehen kommt, so kann das w wegfallen, daher hausaiy H, 3, was man nicht mit Hrn. D. für einen Fehler halten darf.

Wir überblicken nunmehr den Kreis des altpersischen Lautsystems und fragen, welcher der beiden verglichenen Dialecte der ältere und ursprüngliche sei? Die Vocale können meiner Ueberzeugung nach gar nicht in die Vergleichung gezogen werden. Ich gebe gerne zu, daß in der großen Mehrzahl der Inschriften das Lautsystem im Ganzen treu überliefert sei und daß man zur Zeit des Darius und Xerxes so sprach, wie wir lesen. Ob dies aber auch noch zur Zeit des Artaxerxes Dchus der Fall war, ob nicht mancher der Laute, die wir a und i lesen, in e und o verdunkelt war, wird Niemand mit Bestimmtheit zu sagen vermögen. Noch weniger dürfte das Vocalsystem des Avesta für diese Frage von Werth sein, dieses ist meiner Ansicht nach sehr spät und datirt erst aus der Zeit, in welcher der Text in die Schriftart umgeschrieben wurde, in der er uns vorliegt. Es bleiben uns also die Consonanten übrig und hier haben wir gesehen, daß sich die einzelnen Consonanten im Ganzen ziemlich regelmäßig entsprechen, die Entwicklung der weicheren Spirans aber nicht als ein sicheres Merkmal des späteren Alters zu betrachten sei. Indessen deuten doch einzelne sichere Erscheinungen, wenn wir sie in ihrem geschichtlichen Verlaufe verfolgen, das spätere Alter des Avestatextes an. Es sind dies die Folgenden: 1) Wir haben eben gesehen, daß dem th der Keilinschriften gemeiniglich th im Avesta entspricht. In mehreren Fällen entspricht aber dem th im Avesta auch ç z. B. thâtiy, thaha = çag'haiti, çag'hat; vith = viç; zu mathista stellen wir

maçô, maçyehi, mazista im Superlativ ist offenbar eine weitere Erweichung eingetreten. Betrachten wir diese Erscheinung in ihrem Verlaufe, so finden wir, daß sich unter den Varianten des Avesta schon ç = th findet, z. B. pathanayao und paçanayao Vend. Fg. XIX. 15, jathai und jaçai ib. 60, çwarstanaum und thwarstanaum ibid. 78, jathaiti und jaçaiti ibid. 98. Daß dieser Wechsel nicht ein zufälliger, sondern in der nahen Verwandtschaft der Laute begründeter sei, zeigt das Guzväresch, wo th geradezu in ç übergeht, cf. thri, çi, neup. çi; thwasha, çpihr neup. çpihir; dôithra, doier u. a. m. Wir dürfen also wohl diese Erscheinung so ansehen, daß ç = th im Avesta ein Fortschreiten der Sprache, eine Verschmelzung zweier Laute sei. 2) Eine ähnliche Bemerkung trifft das s. Wir haben oben die drei harten Zischlaute ç, s und sh angenommen und Rawlinsons Annahme abgewiesen, als sei der letzte Buchstabe überflüssig. Es ist bekannt, daß der Vocal in manchen Fällen auf den nachfolgenden Sibilanten einwirkt, man schreibt im Altpersischen daçta aber mathista, aistata, ebenso im Avesta zaçta aber mazista, nazdistata histaiti. Indes zeigen sich im Avesta schon gewöhnlich Varianten wie iriçta, vahiçta etc., und das Guzväresch zeigt dieselbe Neigung zur Umwandlung des s in ç und schreibt riçt, nazdiçt, ebenso das Parsi und Neup., cf. aistatâ, histaiti mit êçtâden (cf. Vulfers inst. I. p. 48). Wir treffen auch hier wieder den Anfang einer den späteren Sprachen eigenen Lautentwicklung. 3) Betrachten wir die Consonantengruppen: dem bakhtris der Keilinschriften entspricht bakhdhi im Avesta, eine offenbar verstümmelte Form, r ist ganz abgefallen, die tenuis ist in die weiche Aspirate übergegangen. An analogen Beispielen im Avesta fehlt es nicht. Cf. aôkhata und aôkhatha, apâkhtarât im Plur. apâkhdhraeïbyo oder apâkhdharaeïbyo: vâkhs Acc. vâkshem, Plur. vâghlzhïbyo mit doppelter Erweichung, naptârem und nafedhrô, afs und aiwyô, çufraum und çuwrya, khraôçyô und khraozhdista, maçyô und mazista, dushni und duzhni, und viele andere. Zunahme der Aspiration bemerkt man noch in den neueren Dialecten, z. B. giristen zu gerepta, kurdisch rozh zu neup. roz, afgh. nazhd für neup.

nazd. Analogien für diese Aspirationen und Erweichungen innerhalb der Keilinschriften weiß ich keine anzugeben. 4) Als eine Art von Aspiration darf man wohl den Fall betrachten, wenn dem sanskritischen Palatalen j oder h im Avesta nicht wieder j, sondern z entspricht. Für dieses z ist in den westlichen Dialecten älterer und neuerer Zeit großentheils d eingetreten, cf. sfr. jush zu daustā, neup. doçt = zusta zaōshō, sfr. druh, adurjiya neup. darogh = drujaiti drukhs draogo, sfr. aham = adam azem êyō, ih, sfr. hasta daçta neup. daçt = zaçta χειρ u. lat. gestare, sfr. hridaya (in den Keilinschr. nicht vorhanden) neup. dil = zarēdhaya *καρδια*, cor, darayō neup. daryā = zarayo; didā neup. diz, daēza sfr. deha, dih, sañdih. Seltner ist z aus d entstanden, sfr. yadi, altp. yadiy, im Avesta yēidhi und yēzi; gauda = gūza, sfr. guh, wozu Bopp gr. *καύθω* vergleicht. 5) Ist das Abfallen von Consonanten zu beachten. Im Altperischen wird ein schließendes h, t, n nicht geschrieben, doch wurden diese Consonanten wohl gehört; wären sie gänzlich verschwunden gewesen, so würden die Endvoale gedehnt worden sein, da dies nicht der Fall ist, so darf man sicher annehmen, daß sie für das Bewußtsein des Schreibenden noch vorhanden waren. Ebenso ist es gewiß nur graphisch, daß n vor Consonanten nicht geschrieben wird, im Hebräischen ist bekanntlich ganz dasselbe der Fall, wenn man sich das erst spät eingefügte Verdopplungszeichen hinwegdenkt. Beiläufig bemerke ich hier, daß ich zu den Wörtern, wo dieses n zu ergänzen ist, auch açanbāra zähle, welches Wort bisher açbāra gelesen wird. Gewöhnlich bleibt ç vor m und n (açmānam, vaçna), nicht aber vor den weichen Consonanten g, j, d, folglich auch nicht vor h, man müßte azbāra erwarten. Aber auch zugegeben, daß die Gruppe çh erlaubt wäre, erregt Bedenken, daß nach der gewöhnlichen Erklärung des Wortes (Reiter) sfr. açvah . . . sich aç in h verwandelt haben müßte. Diese Schwierigkeiten sind so groß, daß Hr. D. (T. XVIII. p. 535) erklärt, die Erklärung dieses Wortes sei keineswegs als gesichert zu betrachten. Ich schlage nun vor açanbāra zu lesen, açan wäre das stärkere Thema des im Avesta vorkommenden Wortes açna, Schleuder (ebenso wechseln khshapan und khshafna im Avesta). Sollte

der Begriff Schleuderer, *σφενδαρίας* zu enge erscheinen, so kann man açan in der weiteren Bedeutung „Geschloß“ fassen. Einen wirklichen Abfall muß man in viçam = viçpam annehmen, vielleicht auch in ahatiy, wenn man asyati als Grundform ansetzen darf. Im Avesta ist die Abwerfung der Laute y, v weiter fortgeschritten, besonders h, sh, z scheinen sie nicht nach sich zu lieben, z. B. Wahyazdāto gegen vagho (Comp.), dahyāwa und daghāvo, irishantānm und irishyēiti, zēmō statt zyēmō, chathrushanañm statt chathrushvanañm, fragharēnti, nizbayagha sind ebenso zu erklären. In wenigen Fällen bleibt y nach h, dann verhärtet sich aber h in ç, welcher Buchstabe in solchen Wörtern bloßem h (nicht hv) entspricht, cf. daçyus, nēmagyāmahy, qyāt (für hyāt cf. hyārē). D ist

abgefallen in bityō, während es sich in adhbitim erhalten hat (altp. dūvitiya), r in hākhdhi = hākhtris. Analog ist im Avesta nach kasha statt karsha (in naçukasha) mēsha, amēsha, mashyō; die wohl sämtlich zu mērēsh gehören. In den neueren iranischen Sprachen hat sich bekanntlich diese Abschleifung noch fortgesetzt, cf. parshiti und poscht, keresh und kasiden, ziehen. Hieher gehört endlich auch das Herabsinken der Gruppe khsh in sh, welche in den neueren Sprachen sehr gewöhnlich, im Altp. unbelegt, im Avesta aber im Beginne ist, cf. shōithra, shayana, shiti neben khshōithna, ashi Auge neben aiwyakhs, tash statt takhs u. a. m. Nach allem diesen wird wohl der Schluß erlaubt scheinen, daß auch das Consonantensystem des Avesta nicht mehr ganz auf derselben Stufe stehe wie das der Keilinschriften.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Mai.

Nro. 59.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Schluß.)

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch das Flexionsystem der beiden altiranischen Dialecte in derselben Weise mit einander vergleichen. Die nothwendigsten Belege für die Formenlehre hat Hr. D. schon früher zusammengestellt (Lautsystem p. 24 — 39), für die Sprache des Avesta findet man das Nöthige in Bopp's vergleichender Grammatik.

Ref. hat sich bestrebt, Alles nur irgend Zweifelhaftes abzuweisen, was für ein späteres Alter des Avesta spricht, und doch sprechen, wie ihm bedünkt, mehrere Gründe dafür, daß die Sprache des Avesta später organisch fortentwickelt, nicht bloß durch die Abschreiber verschlechtert sei. Zwei Dinge sind aber bis jetzt beim Avesta nicht geschieden worden, die dem Raume und der Zeit nach auseinanderfallen: Abfassung und Redaction. Dem Raume nach fallen beide Factoren auseinander, denn die Abfassung weist uns nach Ost-, die Redaction aber durchaus nach Westpersien, der Zeit nach fallen sie auseinander, denn die schriftliche Abfassung des Avesta fällt nach der ganz unverdächtigen Tradition der Parsen erst nach Alexander, also spät, die Abfassung kann älter sein entweder der Form oder dem Inhalte nach. Es läßt sich bei der so späten Schließung des Kanon von vorneherein vermuthen, daß

sowohl das von Alters her Geheiligte als auch das Zeitgemäße vereinigt wurden, daß also Schriften verschiedenen Alters beisammen stehen, welche erst durch Kritik gesondert werden müssen. Die Vergleichung der Vedas mit dem Avesta hat schon viel Licht über dieses zuletzt genannte Buch verbreitet und wird es auch in Zukunft thun, besonders was grammatische Dinge betrifft, vergesse man nur nicht, daß auch die iranischen Sprachen ein reiches so gut als ganz unausgebeutetes Material besitzen, das besonders für das Lexikon unentbehrlich ist. Gründlichkeit wird in jeder Beziehung noth thun, besonders aber überhebe sich keine der Hülfswissenschaften, die einzig heilsame zu sein, bei einem so dunklen Werke müssen alle Hülfsmittel benutzt werden. Nur so wird es gelingen, eine iranische Philologie zu erbauen, deren Gründung der jetzigen Zeit als eine zu lösende Aufgabe gegeben ist.

Fr. Spiegel.

Grundzüge der Physiologie des Nervensystems von Dr. C. Eckhard. (Gießen 1854.) gr. 8. 169 S.

Fast ein Decennium ist vorüber, seit die Litteratur mit einer umfassenden Bearbeitung der Nervenphysiologie bereichert wurde. Es geschah dies in dem werthvollen Artikel Volkmanns in R. Wagners Handwörterbuch. Dieser Arbeit waren die Epoche

machenden Untersuchungen Bidder's und Volkmann's, sowie Kölliker's vorangegangen. Ist auch in dieser Beziehung unser Gesichtskreis seit der Zeit noch mehr erweitert worden, so durfte doch dazumal schon eine Vereinigung des zerstreuten, und kritische Bearbeitung des massenhaft angehäuften Materiales versucht werden. War damals der Wendepunct unserer ganzen Anschauung in den anatomischen Entdeckungen gelegen, so finden wir ihn jetzt in den physikalischen Forschungen, welchen Du Bois-Reymond's Genie und Ausdauer die mit den jetzigen Mitteln erreichbare Vollendung gegeben hat.

Es dürfte deßhalb nicht unwillkommen sein, hier auf Dr. Eckhardt's Schrift insofern hinzuweisen, als sich daraus ersehen läßt, wie sich von jenem so ganz neuen Standpunct aus unsre Ansichten über die gesammte Nervenphysiologie gestaltet haben.

Die ganze Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte, deren erster die wichtigsten Lehren der galvanischen Ströme als Fundament für das Verständnis der in den Nerven entdeckten enthält, so wie eine Einsicht in die passendsten Methoden der elektrischen Reizung gewährt. Der zweite enthält die Nervenphysik, d. h. das, was wir bis jetzt physikalisch von dem Zustand ihrer Ruhe und Erregung kennen gelernt haben; der dritte die specielle Nervenphysiologie. Der uns zugemessene Raum möge einer kurzen Prüfung der letzteren gewidmet sein.

Diese wird in drei Theilen betrachtet, nämlich 1) Darstellung der Erscheinungen des Thierkörpers, welche ganz oder zum Theil von dem Nervensystem abhängen. 2) Untersuchung der dabei in den Nerven stattfindenden Vorgänge. 3) Physiologie der Centralorgane und ihrer Nerven im Einzelnen.

Zu 1). Vom Nervensystem als abhängig wird das ganze psychische Leben „in allen seinen verschiedenen Ausprägungen“ betrachtet. Der Verfasser hält dies als über allem Zweifel erhaben, obwohl keineswegs diese Frage schon vereinigt ist, daß man zu einem solchen Ausspruch vollkommen berechtigt wäre; wie man z. B. in diesen Blättern aus meiner Kritik der Pflüger'schen Schrift entnehmen kann.

Zweitens ist vom Nervensystem abhängig ein großer Theil von Bewegungsphänomenen, nämlich

an den Muskeln, in welchen jede Nervenerregung eine gegenseitige Annäherung der Moleküle zur Folge hat. An diesem Ort wird die Frage ventilirt, ob die Muskeln sich auch für sich ohne Vermittlung der Nerven verkürzen könnten? Alle Beweise, welche hiefür beigebracht worden sind, werden von dem Verf. verworfen, weil man nicht beweisen könne, daß die feinste Nervenverbreitung in den Muskeln bei den Experimenten, welche die Nerven lähmen, wirklich und vollständig paralytisch seien. Der Verf. ist aber auch nicht im Stand das Gegentheil zu beweisen, so daß die Grundlage für die Widerlegung jenes Beweises zum mindesten eben so hypothetisch ist, wie für den Beweis selbst.

Ausbleiben der Entwicklung von Muskeln, deren Nerv nicht zur Entwicklung gekommen war, und eine gewisse Methode der elektrischen Reizung, welche den Nerv bis zu seinen feinsten Verzweigungen hin zu paralytisieren vermöge, worauf sodann der Muskel unerregbar wird (wovon weiter unten), werden von dem Verf. als die Muskelirritabilität widerlegend betrachtet.

Ferner wird die Frage erhoben, ob der Nerv nicht auch im Stande sein könne wie eine Verkürzung, so auch eine Verlängerung oder Erschlaffung herbeizuführen? Die auf den Vagus bezüglichen, von Weber entdeckten Thatsachen (Herbeiführen des Stillstandes des Herzens); so wie Kölliker's Vermuthung einer derartigen Wirkung auf die Muskelzellen des Penis bei der Erektion werden als von complicierten Ursachen abhängig nicht als directe Beweise anerkannt, wie dieses auch wohl noch nicht mit Recht geschehen kann. Die ganze Frage hat jedoch nur dann einen Sinn, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß bei der Nervenwirkung als muskelverkürzender Impuls ohne Weiteres die Attraction der festen Theile der Muskelfaser vergrößert wird. Diese, wie ich glaube, allgemein gültige Annahme bedürfte jedoch noch eines stringenten Beweises. Daß complicirtere Proceße dazwischen liegen, ergibt sich aus der von Weber entdeckten Thatsache, daß bis zu einem gewissen Grad belastete Muskeln sich unter dem Einfluß eines Reizes, der ihre Nerven trifft, verlängern. Es

ist also ausgemacht, daß die Nervenirregung unter Umständen eine Muskelverlängerung herbeiführen könne. Ich hoffe an einem andern Ort die Weise beizubringen, daß die Veränderungen der Dimensionen an den Primitivfasern der Muskeln Folgewirkungen der durch die Nerven in der Muskel-Flüssigkeit erzeugten chemischen Veränderungen und damit unmittelbar verbundener Quellungenverschiedenheiten der Fasern sind.

Drittens machen sich große Reihen von Ernährungsvorgängen als abhängig von dem Nervensystem bemerklich, wobei vorläufig ihr directer und indirecter Einfluß noch zweifelhaft bleibt. Viertens wird der Einfluß des Nervensystems auf die Absonderung besprochen und folgende Möglichkeiten desselben hervorgehoben. Sein Einfluß bezieht sich auf Veränderung des sogenannten Gefäßtonus, oder auf Veränderung der die Diffusionen bestimmenden Drüsenmembranen, oder auf die Ausführungsgänge, so daß die Entleerung des Secretes wesentlich davon abhängt, oder endlich auf eine directe chemische Einwirkung auf die wesentlichen Bestandtheile der Drüsenelemente. Die letztere Annahme wird durch das bekannte Experiment Ludwigs an den Speicheldrüsen für bewiesen gehalten, während der sich auf die Entleerung beziehende Nerven einfluß durch des Verf. Experimente an den Hautdrüsen der Kröten erhärtet wird.

Der 11te §. handelt von dem Innervationsvorgang.

Darunter werden diejenigen Vorgänge begriffen, welche im Nerv mit Ausschluß des ihm zugehörigen Centralorganes vor sich gehen, wenn das Organ, in welches er dringt, in Thätigkeit geräth. Die Aufgabe ist: die Natur dieser Vorgänge zu ergründen und zwar unter Zuhilfenahme der Erscheinungen, welche dabei an den mit dem Nervo zusammenhängenden Organtheilen beobachtet werden. Als wichtigstes Untersuchungsobject dient das Frochpräparat: nerv. ischiaticus mit dem daran hängenden musculus gastrocnemius. Dabei wird untersucht: 1) Bedingungen und Gesetze, in Folge welcher das Präparat bei Application von Reizen zuckt. 2) Abhängigkeit seiner Thätigkeit von anderweitigen Um-

ständen und die durch diese erzeugte Modification jener. 3) Die Möglichkeit aus diesen Thatsachen und den Gesetzen der Nervenphysik eine Theorie der Zuckung erregenden Nervenaction zu entwerfen.

a) Erscheinungen und Gesetze der Reizung. 1) Elektrische Reizung. Hiefür verdanken wir das Fundamentalgesetz du Bois-Reymond, welches lautet: „Nicht der absolute Werth der Stromdichte ist das die Zuckung bedingende Moment, sondern die Größe ihrer Schwankung innerhalb zweier, auf einander folgender sehr kleiner Zeittheilchen, und im Allgemeinen ist die Zuckung um so stärker, je größer die Schwankung des Stromes in der Zeiteinheit ist.“ Beginnende Elektrolyse der Nervensubstanz durch sehr starke constante Ketten ist die Ursache der scheinbaren Ausnahmen von diesem Gesetz in den Fällen, in welchen die Kette durch den Nerv kontinuierlich geschlossen bleibt.

Die Stärke der Zuckung wächst mit Vergrößerung der Schwankungen unverhältnißmäßig rasch und erreicht bald ein nicht mehr sich steigendes Maximum. Außerdem ist sie abhängig von der Stromrichtung. Bei dem absteigenden Strom (die positive Elektrode näher dem Rückenmark als die negative) ist die Schließungszuckung stärker, bei dem aufsteigenden die Öffnungszuckung. Unter gewissen noch nicht näher eruirten Umständen findet eine Umkehr dieses Gesetzes „Ritter'sche Anomalien“ statt. Vergrößerung der erregten Nervenstücke verstärkt ceteris paribus die Zuckung. Am ungünstigsten wirkt die gegen die Längsachse des Nerv senkrechte Richtung des elektrischen Stromes.

Nun werden die Betrachtungen „der unipolaren Inductionszuckung“ und der „secundären Zuckung“ vom Nerven aus eingeschaltet.

Die unipolare Inductionszuckung hat den Grund ihrer Möglichkeit in dem oben erörterten Gesetz, daß zur elektrischen Vertheilung in einem secundären Drahtkreis der primäre nicht geschlossen zu sein braucht. Die Zuckung am Präparat entsteht also, wenn man den Nerv auf ein Ende des secundären Kreises auslegt und in dem primären irgend welche Schwankung der Stromstärke erzeugt, während man das Präparat ableitend berührt. Absolut nothwen-

dig ist dabei aber eine vollständige Isolierung des Präparates sowohl als der ganzen Vorrichtung.

Die Zuckung entsteht und zwar stärker bei ableitender Berührung des Muskels als bei ableitender Berührung des zweiten Endes des Inductionskreises. Sie tritt auch auf, wenn die Enden des durchschnittenen Nerven einander vollständig berühren. Die Erklärung dieser auffallenden Phänomene ist in der Anhäufung freier Elektrizität an den Enden des offenen Inductionskreises gegeben, welcher hier gleich einer offenen Säule wirkt. Sehr wenig hievon verschieden sind die Erscheinungen, wenn man den Nerv auf einen die beiden metallischen Enden des Inductionskreises verbindenden feuchten Leiter (Enden) auflegt, dessen Richtung die des Nerv kreuzt.

Bei Unterbindung des Nerven tritt dann noch Zuckung auf, wenn man den Nerv näher dem einen oder anderen Ende des metallischen Theiles des Bogens auf den nassen Faden auflegt, und das Präparat oder den Inductionskreis ableitend berührt, weil auch bei unvollkommen geschlossener Kette noch freie Elektrizität mit hoher Spannung angesammelt ist. Hieraus folgt die praktische Regel, bei feinen Versuchen an den Nerven für vollkommene Isolation des Präparates und der Vorrichtungen zu sorgen.

Die „secundäre Zuckung vom Nerven aus“ wird im Gegensatz zu der secundären vom tetanisirten Muskel aus durch den Elektrotonus in der Nervensubstanz bewirkt, vom anderen dagegen durch dessen Stromschwankung bei seinen tetanischen Zuckungen. Herbeigeführt wird diese Zuckung, wenn ein tetanisirtes Nervenstück längs dem Nerv des Froschpräparates, oder im Bogen an den letzteren so angelegt wird, daß ein Punct der Oberfläche jenes einen Punct der Oberfläche dieses, und zugleich der Querschnitt jenes einen anderen Punct der Oberfläche dieses berührt. Die erstere Anordnung ist in der Natur durch die Juxtaposition der Primitivfasern in einem Nerv gegeben. Es entsteht also bei elektrischer Reizung der Fasern aa, welche die Muskeln AA versorgen, außer in diesen, auch in den von den daneben liegenden Fasern bb versorgten Muskeln BB eine Zuckung, welche „die

paradore“ genannt wird, weil sie die Theorie der isolirten Nervenleitung für elektrische Reize wenigstens ungünstig macht. Es erklärt sich diese auffallende Erscheinung aus dem secundär elektrotonischen Zustand eines Nervenstückes, welches mit einem zweiten von einem galvanischen Strom primär durchzogenen in Contact gebracht wird, wobei das erstere selbst den Schließungsbogen für die in dem erregten Nervenstück entwickelten Ströme abgiebt, und wobei in dem anliegenden Nerv diese Ströme in der der Richtung des primär erregenden Stromes entgegengesetzten circulieren.

Die thermische Reizung hängt in ihren Folgen von den Temperaturgraden des destillirten Wassers ab, in welchem man den Nerv verweilen läßt. Zwischen 30 und 54° R. treten keine Zuckungen auf; dagegen nimmt nach einem bestimmten Gesetz nämlich von 30 bis 35° sehr rasch, dann weniger rasch bis 40° und von da ab bis gegen 54° mehr stätig die Lebensfähigkeit (Reizbarkeit) in dem Wasser ab, und von dem Punct an, wo dieselbe nur noch die kürzeste Zeit bestehen kann, fangen die Zuckungen an aufzutreten, als Folge „der momentanen Zerstörung der Nervenstructur.“

Die chemische Reizung. Der Verfasser ist der Ansicht, daß trotz der verschiedenen Natur der chemischen Reize in allen Fällen, in welchen Zuckung entsteht, diese Folge einer momentanen Zerstörung der Nervensubstanz sei. Er theilt die Agentien ein in solche, welche ohne Zuckung zu erregen den Nerv allmählich tödten: fette Oele, Lösungen vieler Metallsalze zc., zweitens in solche, welche nur einzelne kurze Zuckungen bei raschem Absterben der Nerven hervorrufen: (anorganische Säuren, fixe Alkalien, Alkohol,) endlich solche, welche oft bis zu $\frac{1}{4}$ Stunde anhaltende Vibrationen in den Muskeln erzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Mai.

Nro. 60.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Grundzüge der Physiologie des Nervensystems
von Dr. Eckhard.

(Fortsetzung.)

Der Effect hängt wesentlich von der Concentration der Lösungen ab. Wird dem Nerv rasch sein Wasser entzogen (durch Einbetten in trocknes Zuckerpulver ic.), so entsteht bei Entziehung dieses Elementes, wie wahrscheinlich jedes anderen dem Nerv eigenthümlichen, Zuckung.

Der qualitative und quantitative Werth der Effecte, welche diese verschiedenen Reize hervorbringen, hängt außerdem noch von besondern Umständen ab, 1) von inneren (Ernährungs-) Verhältnissen, 2) von der Temperatur, mit deren Verminderung die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenerregung abnimmt. Locale Erkältung des Nerv vermindert nicht die Hubhöhe des Muskels, wohl aber die Geschwindigkeit, mit welcher sich seine Contraction im Verlauf der Zeit entwickelt.

Am merkwürdigsten sind die Folgen des Durchleitens eines constanten galvanischen Stromes während der Application der Reize. Die von dem Verf. aufgefundenen Thatsachen sind folgende. Bei Reizung einer bestimmten nicht zu verändernden Nervestelle durch einen constanten Strom mehrerer Elemente bleiben alle oberhalb dieser Stelle auf den Nerv applicierten, sonst Zuckung verursachenden Reize wirkungslos, so lange jener constante „hemmende Strom“ andauert. Reizung einer dem Muskel näher gelegenen Nervestelle verlangt eine größere Stärke

des hemmenden Stromes. Application eines chemischen Reizes oberhalb der hemmenden Kette bleibt bei deren absteigender Richtung leichter erfolglos, Application eines galvanischen an derselben Stelle oder auch unterhalb bei aufsteigender Richtung des hemmenden Stromes; während bei der letzteren Anordnung für den chemischen Reiz dann der aufsteigende Strom ebenfalls günstiger wirkt.

Wird ein constanter Strom vor Application der Reize durch den Nerv geleitet, so erhält man eine Modification der Erregbarkeit, z. B. nach längerer Reizung mit einem starken aufsteigenden Strom, mit Hülfe dessen sich die oben erwähnte Ritter'sche Anomalie willkürlich hervorrufen läßt.

Im letzten Abschnitt dieses Theiles stellt sich der Verf. die Aufgabe, eine Vorstellung von der Nervenerregung und deren Fortpflanzung zu geben. Betrachtungen über die Schnelligkeit und die Richtung, in welcher sich dieser Vorgang fortpflanzt, werden vorausgeschickt.

Der 12 §. handelt von der Physiologie der Centralorgane und ihrer einzelnen Nerven. Die Centralorgane werden von dem Verf. als Ausgangspuncte willkürlicher, reflectorischer und automatischer Bewegungen characterisirt, ohne daß ihre anatomischen Verhältnisse näher berücksichtigt werden. Dieses Verfahren zu definieren findet eine große Berechtigung darin, daß noch immer unbekannt ist, in welchen functionellen Beziehungen Fasern und Nervenzellen (Ganglienkugeln) zu einander stehen, so daß es wohl wahr ist, wenn man sagt: es treten jene angegebenen Thätigkeitsäußerungen des Nerven-

systems nur in dem Bezirk hervor, in welchem irgendwo gleichzeitig Nerv und Ganglienkugel ange-
troffen wird, ohne daß man jedoch aus diesem gleich-
zeitigen Auftreten derselben die Entstehungsform je-
ner Thätigkeiten ableiten könnte.

Bei Betrachtung des Gehirns und seiner Ner-
ven bespricht der Verf. zuerst die automatischen Er-
regungen des ersteren. Solcher selbst erregenden
Stellen im Gehirn sind folgende experimentell ge-
nauer localisierbar: 1) die von Flourens genauer
bestimmte für die Athembewegung. Sie geht oben
(oder vorn) über das foramen coecum, hinten über
die Verbindungsstelle der hinteren Pyramiden weg,
und liegt hauptsächlich (mit einer Linie Ausdeh-
nung) in der Spitze der grauen Masse des calamus
scriptorius. Die zweite nicht so genau localisierte,
auch im verlängerten Mark befindliche, ist die für
die Schluckbewegungen, welche wenigstens in der
Speiseröhre rein automatisch austreten. Die dritte
von Bernard entdeckte liegt mehr nach vorn als die
erste der genannten, steht in bestimmten Beziehun-
gen zu dem Gang des Stoffwandels, da sie das
Austreten von Zucker im Harn verhindert.

Der Untersuchung über die reflectorischen Er-
scheinungen des Gehirns schickt der Verfasser allge-
meine Betrachtungen über die Reflexbewegungen vor-
aus, deren Inhalt ich hier um so eher übergehen
darf, als er aus dem in meinem Bericht über die
Pflüger'sche Schrift Gesagten den Lesern dieser Blät-
ter als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Psychische Thätigkeiten des Hirns, so weit sie
experimentell zu verfolgen sind, sind Empfindung
und Willen (willkürliche Bewegung).

In Beziehung auf die Empfindungserscheinun-
gen heben wir hier nur Einiges heraus: 1) Es ist
bis jetzt noch nicht ermittelt, ob eine spezifische Ener-
gie der Sinnesnerven besteht, und wodurch sie ver-
mittelt wird. 2) Es hat sich gezeigt, daß inner-
halb einer gegebenen Zeit nur eine ganz bestimmte
Anzahl einzelner Empfindungen möglich ist, abhän-
gig von der Dauer und Intensität des Einzelein-
druckes. 3) Gegenüber den elektrischen Reizen zeigt
Haut-, Geschmacks- und Sehnerv ein von den mo-

torischen Nerven verschiedenes Verhalten, indem diese
(wahrscheinlich alle sensiblen Nerven) nicht bloß jede
hinlänglich große Schwankung der Stromdichte, son-
dern auch die sich gleich bleibende absolute Höhe
derselben beantworten. 4) Ob das Muskelgefühl
von eigenen in den Muskeln verbreiteten sensiblen,
oder von den motorischen Nerven selbst vermittelt
werde, bleibt unausgemacht.

Bei der Gleichartigkeit der Ergebnisse elektro-
dynamischer Untersuchungen an den sensiblen und
motorischen Nerven muß wegen der Differenz der
Empfindungsqualität, je nach Ort der Application
des Reizes und Natur der Erreger angenommen
werden, „daß auch je der Charakter der im Nerven
entstehenden Bewegung ein verschiedener ist, dessen
Besonderheit aufzufassen bis jetzt keinem physikali-
schen Instrument möglich war.“ Hierin liegt der
Werth der elektrischen Wirkungen im Nerv, wie
mir scheint, am sprechendsten dargethan. Was wir
in Beziehung auf sein Verhalten gegen die Mag-
netnadel kennen gelernt haben, ist eine große Be-
reicherung unserer Kenntnisse über einen Theil seiner
wichtigsten physikalischen Eigenschaften, aber nur be-
schränkte Einseitigkeit könnte sich schmickeln, hiemit
schon die vollkommene Erkenntniß von dem Wesen
der Vorgänge in den Nerven bei ihrer Thätigkeit
erforscht zu haben.

Die zweite Eigenthümlichkeit des Hirns ist die
willkürliche Erregung, über deren Mechanismus zur
Erzeugung des ersten Impulses nichts bekannt ist.
In Beziehung auf die äußere Erscheinung des Be-
wegungsvorganges läßt sich aus der Entdeckung
der secundären Zuckung vom Muskel aus bewei-
sen, daß bei der künstlichen Erregung nicht eine
stetige, sondern discontinuirliche Zusammenziehung
und wahrscheinlich auch eine derartige Nerventhätig-
keit statt finde. Ferner sind die durch künstliche
Nervenerregung und durch natürliche (von Seite der
Centralorgane z. B. nach Strychnin-Vergiftung)
identisch. Die Menge der gleichzeitig erregbaren
Primitivfasern hat zwei extreme Gränzen, so daß
nie eine einzige und nie eine gewisse Summe zu-
gleich innerviert werden kann. — Die willkürliche

Erregung der motorischen Nerven ist abhängig von Sinnes-thätigkeit und Urtheil wie von den wechselnden Zuständen des Hirns selbst.

Zuletzt werden die nach Hirnverletzungen vorkommenden Drehbewegungen besprochen, und deren Beobachtung als noch nicht reif für eine Erklärung erachtet.

Von den Betrachtungen über die Physiologie der einzelnen Hirnnerven heben wir nur Einzelnes hervor. Das Interessanteste ist die Bewegungshemmung, welche durch intensive Reize der Vagi erzielt werden kann. Sie macht sich geltend sowohl in Beziehung auf die Herzthätigkeit als in Beziehung auf die Respiration.

Durchschneidung der beiden Vagi ruft nämlich momentan eine Beschleunigung des Herzschlages herbei; ihre gleichzeitige Reizung durch Inductionsströme verlangsamt denselben, oder bringt ihn ganz zum Stillstand; das Herz verharrt dabei in der Diastole. Reizung der mit dem Centrum noch zusammenhängenden Schnittenden der Vagi durch einen gelinden Strom beschleunigt, durch einen sehr starken sistirt die Athembewegung unter dauernder Contraction der Expirationsmuskeln. Von allen Theorien wird, wie auch mir scheint, mit volstem Recht der beigelegt, daß die hemmende Wirkung der Nerven, welche man hier beobachtet, nicht direct die Muskeln trifft, sondern die Centralorgane, von denen aus automatisch die rhythmische Bewegung unterhalten wird. Im einen Fall also die in dem Herzen befindlichen Ganglien, im anderen die Portion der medulla oblongata, von welcher aus nach obigem die Athembewegung reguliert wird.

Der Mitwirkung der Vagus-Thätigkeit bei der Verdauung im Magen wird nur ein mittelbarer Werth beigelegt.

Bei Untersuchung des Rückenmarkes und seiner Nerven wird zuvörderst die Frage nach dem Faserverlauf im Rückenmark als noch nicht gelöst angesehen, indem sich sowohl gegen die Beweise für den continuierlichen Faserverlauf als für das von Volkmann vermuthete intermediäre Fasersystem gewichtige

Gründe aufzählen lassen, nur scheinen die physiologischen Experimente, ohne jedoch volle Beweiskraft zu haben, mehr für die Volkmann'sche Annahme als die eines continuierlichen Faserverlaufes zu sprechen.

In Beziehung auf den Bell'schen Lehrsatz von den motorischen und sensiblen Wurzeln wird die dagegen erhobene Einwendung, auf der Thatsache fußend, daß bei starker elektrischer Reizung der peripherischen Schnittenden hinterer Wurzeln Bewegung entstehen kann, beseitigt durch die hierbei auftretende paradoxe Zuckung, welche wegen der Juxtaposition sensibler und motorischer Fasern unterhalb der gereizten Stelle leicht zu Stande kommen kann.

Für die Function der Rückenmarksabtheilungen wird allein das als feststehend angesehen, daß die hintere Hälfte sensibel, die vordere motorisch wirkt, und daß jede Faser vor ihrem centralen Ende irgendwo einmal die Medianebene des Markes überschreitet.

Das Rückenmark enthält automatische Erregungsstellen, bewiesen durch die rhythmischen Bewegungen der Lymphherzen der Amphibien. Hingegen habe ich nur die in meinem letzten Bericht hervorgehobene Einwendung zu machen, indem ich nach Zerstörung d. h. Entfernung des ganzen Rückenmarkes die Herzen mit unverändertem Rhythmus und Modus fortzuschlagen sah. Das Rückenmark ist ferner der Sitz reflectorischer Thätigkeit, deren Ausbreitung in hohem Grad von dem Maaß seiner Erregbarkeit abhängig ist; zugleich stehen gewisse Hautstellen zu gewissen Muskelgruppen in einer näheren reflectorischen Beziehung als zu anderen; auch geschieht die Uebertragung der Erregung viel leichter auf die motorischen Fasern der gleichen als der entgegengesetzten Seite. Von den Hautverzweigungen aus lassen sich viel leichter und in ausgedehnterem Maaß Reflexbewegungen hervorrufen, als von ihren Stämmen und sensiblen Wurzeln. Als Grund hievon wird vermuthet, das je nachdem die Reize hier oder dort appliciert werden, Erregungen verschiedener Art hervorgerufen werden, deren jede einer anderen Centralstelle entspräche. Wer in dem elektrischen Verhalten der Nerven bei Reizen das ganze

Räthsel der Innervation gelöst glaubt, würde dieser Hypothese nicht beipflichten können. (R) Von den sensiblen Rückenmarkswurzeln aus können auch in den von den Kopfnerven versorgten Muskeln reflectorische Zuckungen erzeugt werden. Ebenso kann sich diese Wirkung auf die vom Sympathicus versorgten Theile und umgekehrt von diesen auf willkürlich bewegbare Muskeln ausdehnen. Die Frage nach dem Verlauf der einzelnen Primitivfasern in Muskeln und Hautstellen bis zu ihren centralen Enden hin ist noch als unerledigt zu betrachten.

Die Ganglien und der Sympathicus. In Beziehung auf seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vom Cerebrospinalsystem in anatomischer Rücksicht berührt der Verf. nur die obschwebende Streitfrage und geht sogleich zu der physiologischen Frage nach den Nervenerscheinungen im Gebiet des Sympathicus (im Sinn der größeren Anatomie genommen) und den in ihm als Centralorgane anzuerkennenden Theilen über. In diesem ganzen Nervencomplex zeigt sich eine Gemeingefühls-Empfindungen vermittelnde Thätigkeit, welche jedoch nur unter besonderen Verhältnissen auftritt, und abhängig gedacht wird von den in seinem Verlauf spärlich eingestreuten Rückenmarksfasern.

Im Sympathicus kommen selbsterregende Stellen vor, deren Sitz in den Ganglien zu suchen ist. Diese vermitteln automatische Bewegungen vor allem im Herzen, welches blutleer und aus dem Körper herausgeschnitten noch fortpulsiert, ferner des Darmkanales. Die letzte Form dieser Bewegungen scheint aus einem Zusammenwirken verschiedener Ganglienmassen hervorzugehen. Diese Centralmassen des Sympathicus sind für Ernährung und Absonderung von größter Wichtigkeit. Armann hat die Abhängigkeit der Ernährung der Extremitäten, die Secretion der Galle und des Urins von der Integrität der Spinalganglien experimentell dargethan, wodurch zugleich der anatomische Fund bestätigt wird, daß die Ganglienzellen der Spinalganglien je eine den Nervenfasern zum Ursprung dienen, welche theils mit dem Stamm des betreffenden Rückenmarksnerven in die Gewebe der Extremitäten, theils

im ramus communicans in das Eingeweidesystem dringen. Endlich erweist sich der Sympathicus auch als reflectorisch thätig.

Zum Entscheid der Frage, „welche einzelne Theile werden von den einzelnen Theilen des Sympathicus beherrscht?“ liefern folgende Thatsachen spärliche Beiträge: Tetanisieren des Halstheiles des Sympathicus erzeugt Erweiterung der Pupille; seine Durchschneidung verändert die Ernährungsverhältnisse am Hals und Kopf. Andere Resultate von dieser Stelle aus genommen sind noch zweifelhaft. Reizung der pars thoracica soll Brusttaorta, Hohlvenen, ductus thoracicus, außerdem die dünnen Gedärme contrahieren machen, Reizung der nervi splanchnici den Gallengang. Die des plexus solaris und mesaraicus soll die dünnen Gedärme, die der pars lumbaris und sacralis Dünndarm, Blinddarm, Grimms- und Mastdarm, Harnleiter, Samenleiter, Urinblase und fallopische Röhren und den Uterus zur Contraction bestimmen.

Die ganze Schrift trägt das Gepräge gewissenhafter Wahrheitsliebe, und ist besonders wegen der Klarheit, mit welcher der physikalische Theil bearbeitet ist, allen denen zu empfehlen, welche aus Mangel an Vorkenntniß mit einer gewissen Scheu, selbst mit einem Vorurtheil gegen die Untersuchungsmethode auf dieses ganz neue Gebiet der Forschung blicken.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München:

herausgegeben von Mitgliedern

22. Mai.

Nro. 61.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Grundzüge der Physiologie des Nervensystems
von Dr. C. Eckhard.

(Schluß.)

Am Schluß möge dem Leser ein möglichst gedrängter Ueberblick des gegenwärtigen Standes der Nervenphysik, des wichtigsten Theiles der Schrift, die Untersuchung der physikalischen Eigenschaften der außer allem Zusammenhang mit dem Körper befindlichen Nerven, nicht unwillkommen sein.

Ueber die chemischen Verhältnisse der Nervensubstanz geht der Verf. sehr schnell hinweg, und hat dazu ein Recht, in so ferne die Chemie bis jetzt noch nicht im Stande war, die Beziehungen der Nervensubstanz zur Nervenfuction in eine passende Relation zu bringen. Hat sich der Verf. auch die Aufgabe gestellt, einzig und allein das feststehende Thatsächliche mitzutheilen, so dürften meiner subjectiven Ueberzeugung nach in einer besonders zu Lehrzwecken bestimmten Schrift die Anregungen nicht fehlen, welche zu weiteren Ueberlegungen führend davor bewahren, in den elektrischen Erscheinungen an der Nervensubstanz ihre Function und Eigenthümlichkeit schon vollständig erschöpft zu glauben. Selbst aber in Hinsicht auf jene allein dürfte die große Veränderlichkeit der Marksubstanz, ihre leichte Alteration durch die verschiedensten indifferenten Flüssigkeiten nicht verschwiegen werden. Die Theorie der Elektrolyse der Nervensubstanz bei ihrem Erregungszustand gewinnt dadurch eine weitere Stütze, zumal, wie ich gefunden habe, von isolirten Ner-

venbündeln nicht unbeträchtliche Quantitäten Kohlensäure entwickelt werden, wenn sie anhaltend tetanisirt werden.

Daß dagegen die Untersuchungen Wertheim's über die Cohäsions- und Elasticitätsverhältnisse der Nervensubstanz an diesem Ort übergangen wurden, läßt sich weniger tadeln.

Den einleitenden Bemerkungen zufolge kann es nicht auffallen, daß die elektrischen Eigenschaften der Nerven am ausführlichsten besprochen werden, und zwar erstens ihr Leitungsvermögen, und dann die als Electricitäts-Erreger aufzutreten.

Der §. 7 handelt von dem galvanischen Leitungsvermögen und dem ruhenden Nervenstrom. Das Leitungsvermögen der Nerven ist circa 200—400 Millionenmal geringer als das des Kupfers, circa 1,6mal schlechter als das der Muskelsubstanz.

Von größerer Wichtigkeit ist das elektromotorische Vermögen der Nerven und zwar erstens dann, wenn er ohne Reiz, isolirt vom Centralorgan und peripherischen Sinnes- oder Bewegungs-Apparaten, hierauf geprüft wird. Dies geschieht mittelst eines Multiplicators von 12—16000 Windungen eines 0,15^{mm} dicken Kupferdrahtes und astatischem Nadel-paar. Die zu Platinplatten ausgebreiteten metallischen Enden des Kupferdrahtes tauchen in Kochsalz-lösung, in der sich Fließpapierbällchen befinden, welche am Rand der Gefäße hervorragen, und auf welche, durch in Eiweiß getränkte Häutchen geschützt, der Nerv aufgelegt wird. Es erfolgt ein Ausschlag, so wie ein dritter über beide Bällchen herüber ge-brückter mit Kochsalzlösung getränkter Bausch abge-

hoben wird. Sogleich auftretende, nicht zu beseitigende Polarisation der Platinplatten, läßt die bleibende Ablenkung viel kleiner erscheinen, als man dem ersten Ausschlag nach erwarten sollte.

Mit dieser Prüfungsmethode erhält man folgende Resultate:

1) In jedem (sensiblen oder motorischen) lebendigen Nerv kreist ein von der natürlichen Oberfläche (natürlicher Längsschnitt) gegen den künstlich gemachten Querschnitt des Nerv gerichteter Strom. 2) Zwei Punkte, ungleich weit vom geometrischen mittleren Querschnitt aufgelegte Punkte der natürlichen Oberfläche geben einen wenn auch sehr viel schwächeren Strom zu erkennen. 3) Jeder künstliche Querschnitt des Hirns oder Rückenmarkes verhält sich negativ gegen die positive Oberfläche. 4) Motorische und sensible Nerven, graue und weiße Hirnsubstanz verhalten sich elektromotorisch gleich. 5) Die Stärke der Ströme ist Null, wenn symmetrisch zum geometrisch mittleren Querschnitt zwei Punkte des Nerv aufgelegt werden; sie wächst in dem Maas, als man bei gleicher Spannweite immer mehr von jenem „elektromotorischen Aequator“ nach dem Querschnitt rückt und erreicht ihr Maximum, wenn einer Seite jener, anderer Seite der Querschnitt ausliegt.

Diese Thatsachen führten zu folgender von Du Bois gegebener Erklärung: „Der Nerv bestehe aus einer unbestimmten Menge überall mit feuchter Schicht umgebener peripolarer Moleküle, welche sämmtlich aus einer positiven Aequatorial- und zwei negativen Polarzonen zusammengesetzt, und deren die letzteren verbindende Aen alle der Längsaxe der Nerven parallel gerichtet seien.“

Dieses Theorem wird nach Du Bois Vorgang an einem Zinkkupferschema geprüft, und durch diese künstliche Anordnung bestätigt. Hieraus ergibt sich aber noch weiter folgende Grundanschauung: Jedes Nervenmolekül liefert Ströme, welche durch die dasselbe umgebende flüssige Schicht und die ganze Masse des Nerv geschlossen sind, so daß also der Nerv stets als im Zustand einer geschlossenen Kette befindlich gedacht werden muß. Es sind also die im Multiplicatorkreis beobachteten Ströme abgeleitete, deren Wirkungen auf die Nadel gar nichts

über die wirklichen elektromotorischen Kräfte in der Nervensubstanz aussagen. Diesem „elektromotorischen Verhalten“ des nicht erregten Nerv steht der „Elektrotonus“ entgegen: nämlich der Zustand, in welchem der Nerv erregt ist.

Die Art und Weise der Erregung spielt hierbei eine wichtige Rolle.

Erster Fall. Der Nerv schließt mit einem beliebigen Stück seiner Länge eine constante Kette. Es fängt dann der Nerv unter Beibehaltung seines ursprünglichen Wirkungsgesetzes auf allen Punkten seiner Länge an im Sinne des erregenden Stromes selbst zu wirken; begreiflich, daß dann der ursprüngliche Nervenstrom einen Zuwachs erleidet, wenn der Strom der erregenden constanten Kette gleichgerichtet ist mit jenem, und eine Abnahme, wenn das Entgegengesetzte stattfindet.

Das zweite Nervenstück heißt das „erregte“, das im Multiplicatorkreis befindliche das „abgeleitete.“ Im ersten jener Fälle sagt man, der Nerv sei in der „positiven“, im zweiten, er sei in der „negativen Phase.“

Die Größe des Elektrotonus ist abhängig 1) von der Lebens Eigenschaft des Nerv (tote Nerven zeigen ihn gar nicht); 2) von der Länge der erregten Strecke; 3) von der Stromdichte des erregenden Galvanismus; 4) von dem Winkel, welchen dieser Strom mit der Längsaxe des Nerven bildet; 5) von der Nähe des abgeleiteten und erregten Stückes, indem er auf gleiche Längen in der Nähe der Elektroden mehr als in größerer Entfernung und schließlich fast gar nicht mehr abnimmt. In Beziehung auf 1 — 4 wächst der Elektrotonus mit der Zunahme jener Umstände.

Die Vermuthung, daß der Elektrotonus der abgeleiteten Strecke directe Fortwirkung des in der erregten circulierenden constanten Stromes wäre, ist experimentell widerlegt. Die Theorie des Elektrotonus setzt für den ruhenden Nervenstrom die Gegenwart peripolarer Moleküle voraus, zusammengesetzt aus zwei mit ihren positiven Zonen aneinander stoßenden dipolaren Molekülen, welche sich im Elektrotonus säulenartig anordnen, und zwar in Folge einer Fern-

wirkung der einzelnen Moleküle auf einander, was das Hinausgehen des Zustandes über die Grenzen der erregten Stelle erklärt.

Bei Ermittlung der elektrischen Eigenschaften des tetanisirten Nerv geschieht die Erregung des Nerv durch fortwährend unterbrochene Ströme. Der Ausdruck „tetanisirt“ rührt von der Wirkung eines so gereizten motorischen Nerv auf den Muskel her, welcher dabei in Tetanus geräth. Sind die tetanisirenden galvanischen Ströme gleich gerichtet, so ist die Wirkung auf den Nerv gleich der durch Reizung mittelst eines ebenso gerichteten constanten Stromes. Geschieht die Reizung durch schnell hintereinander auftretende einander entgegengesetzte Ströme, so entsteht unter allen Umständen eine Schwächung des ursprünglichen Nervenstroms, eine „negative Stromschwankung.“ Diese tritt auch bei chemischer, mechanischer und thermischer Reizung auf, und nimmt zu mit der Leistungsfähigkeit des Nerv, der Stromdichte, der Länge der erregten Strecke, und dem Winkel, welchen die Stromrichtung mit der Längsachse des Nerv macht.

Muskel und Nerv gleichen sich in dieser Beziehung in allen Punkten außer darin, daß der Muskel so gut wie gar keinen Elektrotonus zeigt.

Dr. E. Harleß.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
K. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Regnault-Strecker, Lehrb. der Chemie. 2te verb. Aufl. Bd. 1. Anorganische Chemie. Braunschweig 1853.

Dr. J. E. C. Schweigger, Ueber stöchiometrische

Reihen im Sinne Richter's auf dem wissenschaftl. Standpuncte der neuesten Zeit. Halle 1853.

J. G. Fischer, Die Einheit in der organischen Natur. Hamburg 1853.

A. Pouquet, Histoire des sciences au moyen âge, ou Albert-le-Grand et son époque. Par. 1853.

Dr. E. Ludw. Dolefschal, Memoranda der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Wien 1853.

E. G. Siebel, Allgemeine Zoologie. Säugethiere. Lief. 1. Leipzig 1853.

F. Levdig, Anatomisch-histologische Untersuchungen über Fische und Reptilien. Berlin 1853.

H. v. Meyer, Ueber die Reptilien und Säugethiere der versch. Zeiten der Erde. Frankf. 1852.

H. Milne-Edwards, Das Verfahren der Natur bei Gestaltung des Thierreichs. Stuttg. 1853.

Museum Heineanum. Catalog der ornithologischen Sammlung des Ferd. Heine, bearb. von Dr. J. Cavanis. Th. 1. enth. Oscines. Halberstadt 1852.

Dr. R. A. Philippi, Handbuch der Conchyliologie und Malacozologie. Halle 1852.

Rang et Souleyet, Histoire naturelle des mollusques ptéropodes. Par. 1852.

Dr. D. Schmidt, Lehrbuch der Zoologie. Abth. 1. Wien 1853.

Fried. von Tschudi, Das Thierleben der Alpenwelt. Leipzig 1853.

Dr. A. de Bary, Untersuchungen über die Brandpilze und die durch sie verursachten Krankheiten der Pflanzen. Berlin 1853.

F. Th. Bratranek, Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt. Leipzig 1853.

A. de Brébisson, Flore de Normandie. 2 édit. augmentée. Caen 1849.

Dr. R. Müller, Deutschlands Moose. Lief. 1. 2. Halle 1853.

Dr. E. v. Pansner, Versuch einer Monographie der Stachelbeeren. Bearb. u. geordnet von H. Maurer. Jena 1852.

Dr. H. Schacht, Der Baum. Studien über Bau und Leben der höheren Gewächse. Berlin 1853.

Franz Unger, Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, nachgewiesen in der Vegetation des nordöstlichen Tyrols. Wien 1836.

Dr. Fr. Wimmer, Das Pflanzenreich. Breslau 1853.

Dr. M. Willkomm, Sertum Florae Hispanicae. Lpz. 1852.

Dr. B. Cotta, Praktische Geognosie für Land- und Forstwirthe und Techniker. Dresden 1852.

- Dr. H. v. Dechen, Geognost. Beschreibung des Siebengebirges am Rhein. Bonn 1853.
- Dr. C. v. Ettingshausen, Die Tertiär-Floren der österreichischen Monarchie. Wien 1851.
- Paolo Gorini, Sull' origine delle montagne e dei Vulcani. Lodi 1851.
- U. Pechholdt, Silification organischer Körper. Halle 1853.
- J. Steininger, Geognostische Beschreibung der Eifel. Trier 1853.
- Ad. de Signo, Uebersicht der geschichteten Gebirge der venetianischen Alpen. Wien 1850.
- J. C. Nesselbit, Der peruanische Guano. Frei bearb. v. Ch. H. Schmidt. Weimar 1853.
- Fr. Ott. Rothe, Die Korb-Vienenzucht. Glogau 1853.
- A. Brongniart, Traité des Arts céramiques. T. 1. 2. Aves Atlas. Par. 1844.
- Dr. H. Schacht, Die Prüfung der im Handel vorkommenden Gewebe durch das Mikroskop und durch chemische Reagentien. Berlin 1853.
- Dr. C. Hartmann, Die Fortschritte der Bergbaukunst seit den letzten 10 Jahren. Weimar 1852.
- Dr. Karl Hartmann, Prakt. Handbuch der Roß- und Stabeisen-Fabrication. Mit Atlas. Leipzig 1853.
- Alb. Miller, Der süddeutsche Salzbergbau in technischer Beziehung dargestellt. Wien 1853.
- J. E. Zeller, Die Staatspapier- und Actienbörse. Leipzig 1846.
- Ch. Gouraud, Essai sur la liberté du Commerce des Nations. Examen de la théorie anglaise du libre-échange. Par. 1853.
- Stern, Lehre über Wechsel und Wechselverkehr. Gießen 1853.
- Vertrag über die Fortdauer und Erweiterung des Zoll- und Handelsvereines vom 4 April 1853. Berlin 1853.
- Dr. A. H. Völker, Der österreich. preussische Handels- und Zollvertrag. Neustadt 1853.
- Vorschlag zu einem neuen allgemeinen Münzsysteme für Deutschland. Buchholz 1853.
- Die Wiener Zoll-Conferenzen. Wien 1852.

VI. Anthropologia.

- C. G. Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt. Leipzig 1853.
- Fr. Weinknecht, Umriss der Phrenologie. Bunzlau 1853.

- Dr. Eznig, Réfutation des différentes sectes des Perses, de la religion des Perses, de la religion des sages de la Grèce, de la secte de Marcion. Par. 1853.
- R. Sp. Hardy, A manual of Buddhism in its modern development: translated from Singhalese Mss. Lond. 1853.
- G. Kloss, Geschichte der Freimaurerei in Frankreich aus ächten Urkunden dargestellt. (1725—1830.) Bd. 1. Darmstadt 1852.
- Br. J. L. Th. Merzdorf, Geschichte der Freimaurerlogen im Herzogthum Oldenburg. Oldemb. 1852.
- A. Simon, Le culte des morts chez les principaux peuples anciens et modernes. Limoges 1852.
- J. Toland, A critical history of the celtic religion, and learning: containing an account of the Druids. Edinb. 1815.
- H. Weiß, Geschichte des Kostüms. Die Tracht 10. der vornehmsten Völker der östlichen Erdhälfte. 1 Abth. Th. 1. Afrika. Berlin 1853.
- D. Börner, Die Lehre vom Bewußtsein in ihrer pädagog. und didact. Anwendung. (Gekrönte Preisschrift.) Freiberg 1853.
- Hegel's Ansichten über Erziehung und Unterricht. Herausg. von Dr. G. Thaulow. Th. 1. Kiel 1853.
- Dr. L. W. Mauthner Ritter von Mantstein. Kinder-Diätetik. Wien 1853.
- N. Tommaseo, Sull' Educazione. Firenze 1851.
- Dr. Fr. Heberweg, Die Entwicklung des Bewußtseins durch den Lehrer und Erzieher. (Eine gekrönte Preisschrift.) Berlin 1853.

VII. Philosophia.

- Dr. F. E. Fülleborn, Kleine Schriften in Beziehung auf die Einheitslehre oder Grundwissenschaft. Heft 1. Marienwerder 1853.
- Dr. Noack, Geschichte der Philosophie. Weimar 1853.
- E. Renan, Averroës et l'Averroïsme. Paris 1852.
- Dr. H. Ritter, Versuch zur Verständigung über die neueste deutsche Philosophie seit Kant. Braunschw. 1853.
- R. Wichmann, Die Entwicklung der Philosophie. Berlin 1852.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Mai.

Nro. 62.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1854.

Additamenta zur Flora des Quadersandsteins in Sachsen von Ernst von Dttö. 2. Heft, enthaltend meist noch nicht oder wenig bekannte Pflanzen. Mit neun lithographirten Doppeltafeln. Leipzig. Verlag von Joh. Guss. Meyer. 1854.

Wir haben im Oct. 1853 in Nr. 52 und 53 der gel. Anz. der ersten unter obigem Titel erschienenen Schrift desselben Verf. eine ausführliche Anzeige gewidmet und freuen uns, nach kurzer Frist eine Fortsetzung derselben mit der Bezeichnung als zweites Heft ankündigen zu können, indem es dem ersten Hefte nicht nur in der Eleganz der äußeren Ausstattung gleichkommt, sondern dasselbe auch in der größeren Zahl von (9) Doppeltafeln und durch die Manigfaltigkeit der darauf dargestellten zum Theil neuen Pflanzenformen übertrifft.

Dem Vorworte zufolge stammen einige derselben aus der Gegend von Niederschöna bei Freiberg und aus der Gegend von Königsstein, die meisten aber wie die des ersten Heftes aus der Gegend von Dresden und Dippoldswalde. Der Verf. rühmt in dem Vorworte die ihm von verschiedenen Gelehrten gewährte Unterstützung, welcher er auch zum Theil die von ihm benützte Literatur verdankt, in deren Verzeichniß jedoch keine der Schriften Ad. Brongniarts ¹⁾ aufgeführt ist.

1) Seine in dem Prodrömus des plantes fossiles 1828 gegebene Uebersicht der Kreideflora weist freilich gegenüber der von Unger und von dem Verf. mitge-

Die von dem Verf. im ersten und zweiten Hefte beschriebenen Pflanzen sind nach dem alphabetischen Verzeichnisse folgende: Abietinae, Algae, Algae dubiae, Annularia Sternb., Arundinites Wolf. v. Otto, Asterophyllites Brongn., Astrosoma radiceforme v. Otto, Banksia prototypus v. Ettingh., Carpolithes, Chondrites Sternb., Chondrites furcellatus Roem. — Coniferae, Coniferenzapfen, Conospermum cretosum v. Otto, Credneria Zenker, Cunninghamites Sternb., Cunninghamites oxycedrus Presl. C. Mantelli Gein. — Cupressinae, Cupressinea insignis Gein. — Cycadeae, Cylindrites spongioides Goeppl., Dicotyledonenblätter, Dicotyledonenhölzer, Dilleniae, Flabellarienblätter, Florideae, Geinitzia cretacea Endlicher. Gramineae, Gyrophyllites Kwassizensis Glocker, Halyserites Sternb., Halyserites Reichi Sternb., Juliflorae dubiae, Keckia annulata Glock. K. cylindrica v. Otto, K. nodulosa v. Otto, K. vesiculosa v. O., Laminarites Sternb., Münsteria Sternb.

theilten noch bedeutend weniger Gattungen und Arten auf. Ihre Zahl ist jedoch nach der 1850 in Halle erschienenen Uebersetzung (von Dr. E. Müller) der im XI. Bande in den Annales des sciences nat. eingerückten chronologischen Uebersicht der Vegetationsperioden und der verschiedenen Floren auf der Oberfläche der Erde und nach der Uebersicht der urweltlichen Pflanzen des Kreidegebirgs überhaupt und der Nacher Kreideschichten insbesondere von Dr. Deben (Verhandl. des naturhist. Vereins der preussischen Rheinlande Jahrg. V. 1848) noch bedeutend größer, und hat nach den mündlichen Mittheilungen desselben an Ref. noch um's Doppelte in Folge neuerer Untersuchungen zugenommen.

Palmae, Palmacites varians Corda, Pecopterides, Phyceae, Phyceae dubiae, Pinns exogyra Corda. Plantae fossiles affinitatis dubiae, Proteaceae, Protopterideen, Pterophyllum Germari v. Otto, Sphacrococcites Sternb. Brongn., Spongia Ottoi Gein., Spongites saxonicus Gein. Strobili, Syringodendron ähnliche Pflanzen, Zamioctrobus Endlicher. In der nun folgenden Einleitung ist zunächst auf den Reichthum der Steinkohlenformation als einer Landflora gegenüber der Kreideformation als einer Meerflora hingewiesen, in welcher jedoch in neuerer Zeit eine größere Zahl von Pflanzen aufgefunden wurde, welche zum Theil gleichfalls der Landflora angehören. Der Verf. theilt nun zunächst die Schichtenfolge, der Quaderbrüche von Paulsdorf bei Dippoldswalde mit, wo der untere Quader sich durch die reichliche Beimischung von Glimmer auszeichnet, welcher dem unterliegenden Gneuß entlehnt ist. Dieser bildet auch das unterste Glied in der Schichtenfolge des Quaders von Niederschöna bei Freiberg. Beide ziemlich entfernte Ablagerungen sind sich dennoch ähnlich, namentlich in Absicht auf die in ihnen befindlichen Schieferthone, welche sich aus dem Schlamm gebildet haben mögen, der aus den in das Quadermeer sich ergießenden Strömen oder in Folge von Ueberschwemmungen sich abgesetzt und daher auch Ueberreste von Landpflanzen mit sich geführt hat, von welchen der Verf. auch einige in sein Werk aufgenommen hat. Der speciellen Beschreibung der von ihm angeführten Pflanzen ist die kurze Charakteristik der Gattungen und Arten derselben vorausgeschickt und zwar mit den Worten der Schriftsteller, welche diese Charakteristik zuerst aufgestellt haben. Wir müssen uns indeß begnügen, auf einzelne derselben besonders aufmerksam zu machen und unsere Bemerkungen beizufügen. Von *Halyserites Reichii* Sternb. Tab. 1 Fig. 1 aus dem Schieferthone von Niederschöna hat Bronn (Lethaea Tab. 28 Fig. 1) eine nahezu übereinstimmende Abbildung eines eben daher rührenden Exemplars geliefert. Zu den schon im ersten Hefte angeführten Pflanzen ist die Beschreibung und Abbildung weiterer ausgezeichnetere Exemplare hinzugekommen, namentlich von der *Keckia cylindrica* v. Otto und der *Keckia annulata* Gl.; sie scheinen jedoch noch nicht für die Frage, ob die fragliche Pflanze den Fucoi-

den oder den Spongien zugehöre, entscheidend, indem ähnliche Verzweigungen der Spitze des Stammes auch vielen Spongien zukommen. Ihre p. 9 angeregte Vergleichung mit *Lessonia angustifolia* aus der Magellanstraße scheint jedoch, wie mit einer Umbellifere überhaupt, etwas befremdend und selbst die Aehnlichkeit im Aeußeren nach der gegebenen Abbildung der *Lessonia* nicht deutlich. — Die grüne Färbung der *Keckia annulata* Gl., welche übrigens den Exemplaren des Verf. durchaus fehlt, ist ihm zufolge wohl nicht von Blattgrün abzuleiten, wie Glocker meint, sondern eher von Pinguit oder eigentlich von dem Eisengehalt des letztern. Wir bemerken hiezu, daß die im Keupersandsteine bisweilen vorkommenden grün gefärbten Calamiten durch Kupfer gefärbt sind, das auch auf der Oberfläche der Platten hin und wieder als Anflug von Malachit oder Kupferlasur erscheint, daß aber manche auch wohl durch Eisen grün gefärbt sein dürften, wie die kleinen nicht selten in ihm vorkommenden Thonieren. Des gleichzeitigen Vorkommens mit der *Keckia annulata* wegen wird eines von Glöcker bei Kwassitz in Mähren aufgefundenen organischen Rests erwähnt, den er mit dem Namen *Gyrophyllites Kwassizensis* (Nova Acta Nat. Cur. Tom. XIX. 2 Suppl. p. 322) bezeichnet. Die regelmäßige Anlagerung von 10 fast gleichen im Kreise gestellten Strahlen um einen in der Mitte befindlichen Stiel weicht doch zu viel von den Tab. IV Fig. 7 dargestellten Exemplaren von *Spongia Ottoi* Gein. ab, als daß wir ohne genaue Vergleichung der Originale ihrer Identität mit Hr. v. Otto zustimmen möchten, wenn gleich das häufige Vorkommen der *Spongia Ottoi* mit den Tab. IV Fig. 7 abgebildeten ähnlichen Pflanzenformen sehr dafür spricht. Letztere würden wir übrigens eher für Spongien (von welchen viele eine ähnliche Theilung in Aeste zeigen, wie dies der bloße Anblick der Esper'schen Tafeln ergiebt) als für Amorphozoen Benf. annehmen, oder da mit letzterem Ausdruck kein bestimmter Charakter verbunden ist²⁾, lieber gestehen, daß wir sie noch nicht mit Wahrscheinlichkeit oder

2) Vergl. Bronn's Lethaea 3 Aufl. 1 Hef. pag. 44 Suppl. Taf. Tab. XII. Fig. 7.

Sicherheit zu deuten wüßten. Letztere Aeußerung findet vorerst wenigstens auch eine Anwendung auf den sehr merkwürdigen Abdruck, welchen Hr. v. Ditto mit dem Namen *Asterosoma radiceforme* bezeichnet und durch Abbildung von einem kleinen und 3 großen Exemplaren erläutert. An den 4 bis jetzt bekannten Exemplaren zeigen sich 6 bis 7. Strahlenlappen von 3 — 4'' Länge. An dem besterhaltenen Exemplar hat jeder Strahl oder Lappen die Form eines lang gezogenen Rhombus und in seiner Mitte der Länge nach eine rundliche erhabene Wulst, welche nach dem Endpunkte zu in eine Spitze ausläuft. Diese Strahlen umweben an allen Exemplaren eine beiläufig 8'' im Durchmesser haltende Bruchfläche, vielleicht eines abgebrochenen Stieles. Unter mehreren Deutungen spricht sich der Verf. für die Annahme aus, daß das Fossil der Abdruck des Basaltstückes einer Alge sei und führt dafür eine analoge Spaltung des Basaltstückes an einem Tab. I Fig. 2 abgebildeten Exemplar der *Keckia annulata* an. Den Haftlappen eines Fucoiden oder einer Spongie dürfte jedoch schwerlich bei mehreren Exemplaren eine so gleichbleibende Spaltung in Zahl und Form zukommen. Wir glauben daher eher die wenn gleich von dem Verf. zurückgewiesene Ansicht, daß der Abdruck von einem dem Geaster ähnlichen Pilze herrühre, annehmen zu dürfen, sofern z. B. der *Geaster fornicatus* (Nees v. Esenb. System der Pilze Tab. XI Fig. 2) bei seinem etwas festeren Gewebe wohl einen Abdruck in dem Sand zurückgelassen haben könnte, wie denn bekanntlich saftigere Pilze in feinem Sande zur Aufbewahrung getrocknet werden. Wir haben überdies früher auf das wahrscheinliche Vorkommen von pilzartigen Körpern an den Hölzern des Quadersandsteins hingewiesen, und es dürfte also, wenn diese Ansicht annehmbar sein sollte, auch das Vorkommen eines Geaster nicht gerade unerwartet sein. Eine äußere Aehnlichkeit zeigt übrigens die Form des *Asterosoma* mit den Lappen mancher Früchte z. B. von *Gossypium* und einer uns erst kürzlich aus Bahia zugewandenen unbekanntem Frucht, bei welcher nur die Zahl der Lappen in der Regel geringer ist. Ebenso ließe es sich mit der sternförmigen Zusammensetzung der Schuppen einer Knospe

von *Cycas revoluta* vergleichen, namentlich der Basis des Stamms von *Cycas revoluta* in der Abbildung Tab. X der 1853 erschienenen Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Hierbei scheint eine Verwechslung stattgefunden zu haben, denn an der Tab. XIV Fig. 1 der Supplementtafeln von Bronns *Leithaea* dargestellten *Chondrites hollensis* sind die Keste gegen die Spitze verschmälert, bei dem Ditto'schen Exemplar verdickt, abgesehen von dem Zweifel, welchen die Verschiedenheit der Formation gegen die Identität beider Fossilien erregen muß. Von *Sphaerococcites striolatus* Presl. und von *Chondrites furcellatus* Roemer, so wie von einem weiteren *Chondrites*, der mit *Ch. hollensis* aus dem Lias die meiste Aehnlichkeit haben soll, sind Abbildungen geliefert, die dagegen von *Asterophyllum Brong.*, *Annularia Sternb.* fehlen, weil sie erst nach Vollendung der Tafeln aufgefunden worden sind. Dasselbe gilt von unbedeutlichen Ueberresten einer *Pecopteris* von Niederschöna, indeß mehrere abgebildete Stammsstücke allerdings auf eine Verwandtschaft mit dem *Syringodendron* der Steinkohlenformation hinweisen. Es dürfte dies nicht so befremden, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, sofern die Wiederkehr ähnlicher äußerer Bedingungen auch wohl die Entstehung verwandter oder sogar übereinstimmender Pflanzenformen zur Folge haben kann. Bedenkt man überdies, daß solche Stämme noch mehr oder weniger vollständig erhalten oft aus weiter Ferne hergeschwemmt werden, so würde es nicht ganz unerwartet sein, wenn dieselben vegetabilischen Formen in sehr verschiedenen Formationen bisweilen vorkommen, indem die eine fossile Flora (Steinkohlenflora) an einem Orte schon völlig geschlossen sein könnte, während an einem andern Orte eine andere Formation (Quader) sich erst bildete, und somit solche andern Formationen ursprünglich eigenthümliche Pflanzenreste in sich aufnehmen könnte. Es giebt wohl ebenso Findlinge unter den fossilen Pflanzen und Thieren, wie es Findlinge unter den Aufschwemmungen giebt. Finden sich ja die erraticen Blöcke und die Geschiebe der scandinavischen Gebirgsarten bis tief nach Deutschland verseht, wo sie sogar in

einzelnen Geröllablagerungen angehäuft sind³⁾. Hr. v. Otto macht selbst auf die Masse solcher Anschwemmungen verschiedener Vegetabilien in dem pag. 4 angeführten Beispiele der hölzernen Berge aufmerksam, welche Admiral Wrangel in dem sibirischen Eismeere fand, so wie auf der andern Seite (p. 26) auf die Möglichkeit, daß Sigillarien als den Euphorbiäen der Jetztzeit ähnliche Formen zur Zeit der Bildung des Quadergebirgs das Festland geschmückt haben könnten. Es läßt sich immerhin auch dafür anführen, daß die den Coniferen verwandten Pflanzen, namentlich die im Bogesensandsteine häufiger vorkommenden Volkien in einzelnen Exemplaren im Muschelkalke, Keuper und Lias angetroffen werden. Als Belege für das Vorkommen von Gramineen führt der Verf. unter dem Namen *Arundinites Wolfardtii* mehrere Stämme mit queergehender Gliederung auf, welche indeß nicht so regelmäßig erscheint, daß sie als organische Gliederung, wie bei den lebenden Arundinaceen und den fossilen Calamiten mit Sicherheit angenommen werden könnte; auch ist die Form der abgebildeten Blattreste und ihre Befestigung an den Gelenken des Stamms nicht deutlich genug, um ein sicheres Urtheil über ihr Verhältniß zu dem Stamme zu gestatten. Auffallend ist überdies, daß an diesen Stämmen, wenn sie baumartigen Gramineen zugehörten, die Längstreifung oder Furchung ganz fehlt, welche sich doch an den Calamiten der Steinkohlen- und der Keuper-Formation (obnerachtet namentlich an den Calamiten der Keuperformation kaum eine Spur des innern Gewebes übrig geblieben ist) so vollständig erhalten hat. Es ist dies allerdings bei diesen baumartigen Equiseten nicht unerwartet, wenn die Rinde ebenso wie bei den jetzt lebenden Schachtelhalmen kieselhaltig ist, was nach dem von G. Wilson⁴⁾ nicht bloß bei den Equiseten, sondern auch bei mehreren Gramineen nachgewiesenen Gehalte an Fluor auch bei den fossilen Gramineen angenommen werden könnte. Unter der Aufschrift *Plantae fossiles dubiae affini-*

tatis führt der Verf. mehrere Stämme auf, über deren Palmennatur jedoch die abgebildeten Exemplare keinen sicheren Aufschluß geben. Ueber die rippenartigen Körper, welche der Verf. schon im ersten Hefte Tab. VII Fig. 3 und 4 abgebildet hat und jetzt in Verbindung mit den Tab. VI abgebildeten Stämmen setzt, haben wir uns schon früher dahin erklärt, daß ihnen nichts organisches zu Grunde liege. Dies ist aber ohne Zweifel bei den in diese Abtheilung aufgenommenen dubiösen Pflanzenüberresten der Fall, bei welchen die Gefäßbündel des Stamms auf die Form des Petrificats allerdings von Einfluß gewesen sein konnte. Die Tab. IV Fig. 5 und 6 abgebildeten Formen mögen immerhin Ueberreste von Früchten sein, welche aber vorerst nicht näher bestimmbar sind, wenn auch ihre Uebereinstimmung mit Carboliten aus dem Eisensande von Aachen außer Zweifel wäre.

Als Repräsentanten von Cycadeen bildet der Verf. einen Stamm von Paulsdorf Tab. V Fig. 1 auf $\frac{1}{6}$ seiner natürlichen Größe verkleinert ab, welche $7\frac{1}{2}$ Länge und 9" Breite beträgt. Wir misskennen den Scharfsinn nicht, mit welchem der Verfasser sowohl auf die glatte Beschaffenheit des Stamms, als auf die Fig. 2 dargestellte Durchschnittsfläche seine Ansicht gründet, glauben aber, daß dafür noch bestimmtere Belege erforderlich sein werden, wie dies aus der Vergleichen dieses Durchschnitts mit dem von *Cycas revoluta* (Bridgew. Bücher Tab. 59 Fig. 3) sich ergibt. Inzwischen dient der Ansicht des Verf. einigermaßen zur Stütze das entschiedene Vorkommen eines *Pterophyllum* (*Germari*) Otto Tab. V Fig. 3 und 4, daß von den früher von Göppert beschriebenen Arten von *Pterophyllum* verschieden ist.

(Schluß folgt.)

3) Glockner über die nordischen Geschiebe der Oberggend bei Breslau. Acta Nat. Cur. T. XXIV. P. 1 p. 411.

4) Pflanzl. Jahrbuch. für 1852 p. 351.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München:

herausgegeben von Mitgliedern

26. Mai.

Nro. 63.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Additamenta zur Flora des Quadersandsteins in Sachsen.

(Schluß.)

Dagegen kommt das *Pterophyllum Germari Ottoi* so nahe mit der von Bronn (*Lothaea* Tab. 28 Fig. 14) dargestellten *Nilsonia Brongnarti*, nam. in der Form und Anheftung der Fliederblätter überein, daß wir die allerdings bedeutendere Dicke der Rhachis nicht für ausreichend für die Aufstellung einer neuen Species halten konnten. In Beziehung auf diese Pflanze glauben wir übrigens auf das Vorkommen ähnlicher Formen aus dem Keuper und Lias hinweisen zu dürfen.

Der *Zamiostrobus* Tab. V. Fig. 5 u. 6 nam. Fig. 6 dient als weiterer Beleg für das Vorkommen von Ueberresten von Zamien in der Kreidformation. Die Schuppen Fig. 5 könnten zwar auch als Ueberreste einer Coniferenfrucht gedeutet werden, inzwischen sind für das Vorkommen von Coniferen, abgesehen von den wahrscheinlich dazu gehörigen Stammstöcken, mehrere bestimmtere Belege von dem Verf. beigebracht, zum Theil nach ihm von Cotta mitgetheilten Zeichnungen solcher Ueberreste, welche jetzt in der Berliner Sammlung sich befinden. Dies gilt nam. von der *Cupressina insignis* Gein., von welcher auf Tab. VIII. Zweige, Blütenköpchen und Fruchtzapfen dargestellt sind, welche ebenso, wie die eigenen Exemplare des Verf., in dem Schieferthone von Niederschöna gefunden wurden. — Aus eben dieser Schichte stammen auch die unter der Abthei-

lung *Abietinae* aufgeführten Ueberreste von *Cunninghamia*, von welchen besonders die Zweige und Zapfen von *Cunninghamites oxycedrus* Presl. dem Schieferthone des untern Quaders von Niederschöna gleichfalls nach einer Zeichnung von Cotta und aus der eigenen Sammlung des Verf. deutlich sind. Derselben ist auch die Abbildung eines Exemplars von *Cunninghamites Mantelli* aus dem Plänerfall zu Strehlen bei Dresden entlehnt. Das eben daher erhaltene Tab. VIII. Fig. 9 abgebildete Petrefact stellt ohne Zweifel Pinusnadeln dar, und ist daher dem von Mantell (*Geology of Sussex* Tab. IX. Fig. 2 und 12) abgebildeten Exemplar, das Mantell gleichfalls als von Pinusnadeln herrührend annimmt, ähnlich. Die Identität beider scheint jedoch noch zweifelhaft.

Der aus dem Schieferthone von Paulsdorf erhaltene, dem *Cunninghamites oxycedrus* Presl. zugeschriebene *Strobilus* Tab. VIII. Fig. 6 hat der Abbildung zufolge fast mehr Aehnlichkeit mit der Frucht einer *Zamia* als einer *Pinus*, indefs der von Niederschöna erhaltene Zapfen Fig. 10 allerdings dem von *Pinus abies* sehr ähnlich ist. Da beide sich indefs jetzt in der Berliner Sammlung befinden, so dürfen wir wohl von daher auf eine bestimmtere Deutung dieser Petrefacte hoffen. Die in der Abtheilung *Proteaceae* aufgeführten Pflanzenüberreste, nam. die Phylliten aus dem Schieferthone des untern Quaders von Paulsdorf bieten durch die Uebereinstimmung der Formen mit den in Niederschöna sowohl als mit den von Perutz in Böhmen und den von Ettinghausen von Sokka in Steier-

mark und Segor in Krain gefundenen ein besonderes Interesse für die Vergleichung der Formationen selbst dar. Der Verf. hebt indeß hauptsächlich die Aehnlichkeit seines *Conospermum cretosum* mit dem *Conospermum macrophyllum* von Ettingh. hervor, indeß die Beschaffenheit der von Hrn. v. Otto abgebildeten Frucht mit den generischen Charakteren von *Conospermum*, wie sie Gärtner (de fructibus et seminibus plantarum p. 198) und mit der Tab. 215. Fig. 7 gegebenen Abbildung von *Conospermum taxifolium* aufgestellt hat, nicht übereinzustimmen scheint. Die mit *Banksia prototypus* v. Ettingh. bezeichneten Blattabdrücke von Niederschöna Tab. IX. Fig. 2 stimmen allerdings mit der Beschreibung von Ettinghausens l. c. p. 24 überein, die sich gleichfalls auf Exemplare von Niederschöna gründet und unter den lebenden Arten der *Banksia attenuata* Rob. Br. am meisten ähnlich ist.

Für die Uebereinstimmung der Formation von Paulsdorf mit der von Peruz in Böhmen könnten auch die Blätter, welche Corda einer *Dilleniaceae* zuschreibt, angeführt werden, indeß kommt die betreffende Form doch sehr vielen Pflanzen zu. — Endlich bildet der Verf. unter einer Abtheilung *Juliflorae dubiae* Tab. IX. Fig. 8. 9. 10 Bruchstücke von gelappten Blättern von Paulsdorf ab, welche er zu *Credneria* Zenker stellt unter Bezugnahme auf Bronn's Charakteristik und Abbildungen Tab. XXVIII. Fig. 10 u. 11. Sie scheinen uns jedoch vielmehr mit den von Reuß Tab. LI. Fig. 4 u. 5 abgebildeten Blättern aus dem Plänerkalk Aehnlichkeit zu haben. Es dürfte daher wenigstens die Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, daß beide Arten derselben Gattung angehören. Die von Reuß dargestellten Exemplare kommen aber sehr nahe überein mit den von Viviane ⁵⁾ aus dem tertiären Gypse von Tortona abgebildeten Blättern, welche er der Gattung *Acer* zuschreibt und welche er zum Theil unter die Pflanzen rechnet, deren lebende Originale noch in der Gegend vorkommen. Zu näherer Vergleichung mit den von Hrn. v. Otto angeführten

5) Mémoires de la Société géologique de France T. II. p. 131 Tab. X. Fig. 1 u. 3. Tab. XI. Fig. 6.

Pflanzen und zu Ergänzung der Quaderflora konnten wir die Abdrücke einer Reihe von Blättern und einiger Früchte aus dem zweiten und dritten oberen Quaderbrüche von Altmoletain unweit Mährisch Trübau benützen, welche das königl. Naturalienkabinet ebenso, wie mehrere früher von uns angeführte fossile Pflanzen Hrn. Prof. von Stocker in Breslau verdankt. Am meisten Aehnlichkeit haben jene Blattabdrücke mit den von Göppert (N. Acta Nat. Cur. Vol. XIX. P. 2. Tab. LI. Fig. 4) abgebildeten Blattabdrücken aus dem Quadersandsteine in der Nähe von Tiefensfurt bei Bunzlau, aus welchem auch der Blattabdruck der *Flabellaria chamaerophylla* ibid. Tab. LII. Fig. 1 stammt. Nach Göppert's Aeußerung weicht jenes Blatt von allen ihm bekannten europäischen Formen ab, und es gestattet auch wohl das Mitvorkommen der jedenfalls der außereuropäischen Flora angehörigen *Flabellaria* jene bei der Vergleichung zu Hülfe zu nehmen. Die Exemplare von Dicotyledonenblättern von Altmoletain kommen in der Hauptform mit einander überein, so daß sie ohne allen Zweifel einer und derselben Pflanze zugehören. Sie sind lanzettförmig zugespitzt und verschmälern sich ebenso gegen den Blattstiel, allein ihre Breite wechselt von $1\frac{1}{2}$ bis 4" in der Mitte. Eines der vollständigsten Blätter hat bei einer Breite von 22" eine Länge von 8" ohne den Blattstiel, der in der Regel nicht über 1" lang gewesen zu sein scheint. Außer der zuvor angeführten Analogie mit den von Göppert aus dem Quadersandstein von Tiefensfurt abgebildeten Blättern könnten die Blätter aus den Ablagerungen von Denningen, nam. der *Juglans acuminata* und *Bruckmanni* Al. Braun., so wie des *Laurus primigenia*, *Salix grandifolia* und *Apocynophyllum lanceolatum* aus der Braunkohle von Querslein bei Bonn ⁶⁾ in Vergleichung gezogen werden, die jedoch nicht für die Identität der einen oder andern dieser Blattformen mit jenen von Moletain spricht. Da indeß die Flora von Altmoletain zugleich Ueberreste von *Alnus* und *Pinus* nach den vorliegenden Exemplaren aufweist,

6) Palaeontographica von Dunfer und H. v. Meyer II. Bd. Tab. XX. Fig. 6. und Fig. 1 — 3 und Tab. XXI. Fig. 1.

welche auch in den andern Quaderablagerungen vorkommen, so dürfte das häufigere Vorkommen jener Juglans- oder Quercus-Blätter, der jetzigen Flora Amerikas am ehesten vergleichbar, nicht bloß auf ein Hinzutreten einer Landflora überhaupt zu der Meeresflora bei der Bildung des Quaders hinweisen, sondern auch auf das Hinzutreten einer den verschiedenen Quaderbrüchen entsprechenden Localflora, und vielleicht auf die Zeit des Abfallens der Blätter, nach Analogie der früher wie jetzt noch im Herbst anzunehmenden Vorgänge, indem zu dieser Annahme fast nothwendig die große Zahl dieser Blätter ohne Verbindung mit andern Theilen des Baums oder Strauchs, dem sie angehört haben mochten, führt.

Dr. G. Jäger.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der K. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- Catus, Des Antibarbarus logicus 2te verb. Auflage. Th. 1. Allgemeine formale Logik. Halle 1853.
- J. Dittes, Das menschliche Bewußtsein. (Gekrönte Preisschrift.) Leipz. 1853.
- Francis Drake, Memoir of a Metaphysician. London 1853.
- M. Droßbach, Die individuelle Unsterblichkeit vom monadisch-metaphys. Standpunkte aus betrachtet. Olmütz 1853.
- J. Kiesel, Der idealistisch-realistische Proceß des Bewußtseins. Würzburg 1852.
- Dr. E. Schmidt, Harmonie der Welten. Leipz. 1853.
- Dr. H. Strauss-Durekheim, Théologie de la nature. T. I — III. Par. 1852.
- M. A. Sunderhoff, Die Hoffnung der Unsterblichkeit vom Standpunkte der Natur betrachtet. Nordhausen 1853.

- H. M. Chalzbäus, Philosophie und Christenthum. Kiel 1853.
- P. V. Glade, De l'ordre moral selon le christianisme et l'histoire. T. I. Par. 1853.
- E. Noack, Die Theologie als Religionsphilosophie in ihrem wissenschaftlichen Organismus. Lübeck 1853.

VIII. Aesthetica.

- A. Chassang, Des essais dramatiques imités de l'antiquité au XIV. et au XV. siècle. Par. 1852.
- N. Fischer, Ueber Protestantismus und Katholicismus in der Kunst. Berlin 1853.
- Dr. Jos. Hillebrand, Lehrbuch der literar-Aesthetik. Bd. 1. 2. Mainz 1827.
- Dr. J. Frauenstädt, Aesthetische Fragen. Dessau 1852.
- Franz Müller, Ueber Richard Wagner's Tannhäuser- und Sängerkrieg auf Wartburg. Weimar 1853.
- G. Stier, Inscriptiones Vitebergae latinae. Die latein. Inschriften Wittenbergs. Abth. 1. Wittenberg 1853.
- C. F. Girard, Scenes de la vie Baloise pendant la semaine de la bataille de Saint-Jacques. Bale 1844.
- N. Heine, Die verbannten Götter. Aus dem Franz. Berlin 1853.
- H. Kühnholtz, Des Spinola de Gènes et de la complainte, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Montpellier 1852.
- H. Monin, Dissertation sur le Roman de Roncevaux. Par. 1832.
- C. de Villevauil, Légende d'Alexandre le Grand au XII. siècle d'après les manuscrits de la Bibliothèque nationale. Par. 1853.
- J. Payne Collier, Notes and Emendations to the Text of Shakespeare's plays, from Early Manuscript Corrections in a Copy of the Folio 1632. Lond. 1852.
- P. Collier, The poetical Decameron or ten conversations on English poets and poetry. Vol. 1. 2. Edinb. 1820.
- G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Ate gänzl. umgearb. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1853.
- Hoffmann v. Fallersleben, Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel. Aus einer Trierer Handschrift des 15 Jahrhunderts. Erster Druck. Hannov. 1853.
- Martin Opitz, Gedichte. Mit Anmerkungen von Bodmer und Breitinger. Zürich 1745.

- E. Ofenbrüggen, Nordische Bilder. Leipzig 1853.
 K. W. Osterwald, Zwein, ein keltischer Frühlingsgott. Halle 1853.
 Luc. Reich, Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald. Karlsruhe 1853.
 E. Schefer, Die Sibylle von Mantua. Hamb. 1852.
 Fr. Jos. Schild, Juraklänge in Solothurner Mundart. Zürich 1853.
 Dr. A. Schütt, Helgoland. Freib. 1852.
 A. v. Sternberg, Macargan oder die Philosophie des 18 Jahrhunderts. Leipzig 1853.
 C. Stöber, Sabina, die Bleicherin. Das Buch der Armen. Dresden 1852.
 Talvi, Die Auswanderer. 2 Theile. Leipzig 1852.
 Jul. Wiedede, Bilder aus dem Kriegsleben. Stuttgart. 1853.
 Lajetchnikoff, The Heretic, or the german stranger. Transl. by Th. B. Shaw. Vol. 1. 2. 3. London 1845.
 A. Loosjes, Lotgevallen van den heere Reinoud Jan van Golstein tot Scherpenzeel. Deel 1—4. Haarlem 1810.
 — —, Het leven van Johannes Wouter Blommesteijn. Deel 1 — 4. Haarlem 1816.
 J. A. Schuller, Aus der Walachei. Romänische Gedichte und Sprichwörter. Hermannstadt 1851.
 E. Tegnér, Nattvards-Barnen. Andra Upplagen. Stockholm 1821.
 Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Göthe u. dem Rathe Weüner. Leipzig 1853.
 C. J. Fox, Memorials and Correspondence. Ed. by Lord John Russell. Vol. 1. 2. Lond. 1853.
 Buch der Sinnsprüche. Eine Concordanz poetischer Sinnsprüche des Morgen- und Abendlandes, gesammelt von W. K. Mit einem Vorwort von W. Wackernagel. Leipzig 1853.
 E. v. Lengerke, Eine Vision. Königsberg 1844.
 K. Simrock, Das deutsche Räthselbuch. Frankfurt 1853.
 F. D. Heinrich, Leben und Werke der berühmtesten Maler aller Zeiten und Länder. Bd. I. Lief. 1. 2. Berlin 1853.
 Fr. Rugler, Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. Th. 1. Lief. 1. Stuttgart. 1853.
 D. Möllinger, Lehrbuch der di- isometrischen und mono-isometrischen Parallelperspective. Zürich 1853.
 J. G. v. Nand t, Verzeichniß meiner Kupferstichsam-

lung als Leitsaden zur Geschichte der Kupferstecherkunst. Leipzig 1853.

- D. Kraushaar, Der accordliche Gegensatz und die Begründung der Scala. Cassel 1852.
 Rich. Pohl, Kunstliche Briefe. Bd. 1. Leipz. 1853.
 F. Wied, Clavier und Gesang. Didaktisches und Poetisches. Leipzig 1853.

IX. Politica.

- C. J. Demaistre, Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, et des autres institutions humaines. Lyon 1849.
 Th. Doubleday, Mundane moral Government; its analogy with the system of material government. Edinburgh 1852.
 G. C. Lewis, A treatise on the methods of observation and reasoning in politics. Vol. 1. 2. London 1852.
 G. Masuyer, Considérations sur l'état actuel des sociétés en Europe. Par. 1818.
 Ed. v. Miltenstein, Für den Thron. Denkschrift für Fürsten und Völker. Leipzig 1853.
 Du principe d'autorité depuis 1789. Par. 1853.
 U. Heinsius, Handbuch der menschlichen Wohlfahrtsökonomie. Berlin 1853.
 H. S. Herz, Die Lehre von Arbeit und Kapital. Hamburg 1853.
 Flor. Lysen, Etudes sur l'histoire de l'économie politique depuis les temps les plus reculés jusqu'au XVI. siècle. Brux. 1853.
 J. R. McCulloch, Treatises and essays on subjects connected with economical policy. Edinb. 1853.
 G. R. Richards, Drei volkswirtschaftliche Vorträge. Deutsch von L. Bucher. Berlin 1853.
 H. Schulze-Delitzsch, Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter. Leipzig 1853.
 E. Sulzer, Ein Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Zürich 1852.
 M. L. Mezières, L'économie ou remède du Paupérisme. 2 edition. Par. 1853.
 Wilh. v. Salzweckel, Das Proletariat, seine Erscheinung, seine Ursachen und seine Abwehr. Königsberg 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Mai.

Nro. 64.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Theoretische, praktische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe. Von Dr. Sheridan Muspratt, Begründer und Director des Collegiums für Chemie in Liverpool 2c. Ausgabe für Deutschland. Unter specieller Mitwirkung des Verfassers und mit vielen Original-Zusätzen desselben. Uebersetzt von F. Stohmann, Assistenten am chemischen Laboratorium des Professors Graham in London. Mit gegen 1000 in den Text eingedruckten Holzschnitten aus dem rühmlichst bekannten Atelier von G. Mezger in Braunschweig. Erste Lieferung. Braunschweig, C. A. Schwertsche und Sohn. 1854.

Beinahe möchte es überflüssig erscheinen, das vorliegende Werk unseren Lesern zu empfehlen, da dessen hoher Werth schon von den Koryphäen der Wissenschaft volle und verdiente Würdigung gefunden hat. Nur directe Aufforderung und die Hoffnung, vielleicht den Schatz der hier niedergelegten Erfahrungen der deutschen Technik und Wissenschaft in weiteren Kreisen zu eröffnen, hat uns veranlaßt, auch in diesen Blättern den Ausdruck dankbarer Anerkennung niederzulegen.

Es ist des Verf. Standpunct, die Erwerbung chemischer Kenntnisse, welche heut zu Tage durch den raschen Fortschritt der Künste und Gewerbe gewissermaßen erforderlich werden, möglichst zu erleichtern,

zugleich aber auch durch die Auseinandersetzung theoretischer Entwicklungen die technischen Vorgänge zu erklären, auf ihre wissenschaftliche Basis zurückzuführen und somit geistbildend zu wirken.

Zur Lösung einer so schwierigen Aufgabe ist wohl nur der wirklich befähigt, dem neben allgemein naturwissenschaftlicher Bildung die Gelegenheit geworden, sich mit allen Zweigen der chemischen Technologie praktisch vertraut zu machen. Wo könnte dies aber besser geschehen, als in England, dessen Haupt- und Lebensnerv in seiner Industrie und Technik liegt? Dem Verf. ist es schon durch seine Stellung gewährt worden, die Materialien einer chemischen Technologie aus den besten Quellen zu schöpfen, während seine gründlichen theoretischen Kenntnisse ihn zu der klaren und scharfen Darlegung der schwierigsten Prozesse und der diesen zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Axiome im hohen Grade befähigt.

Gewiß ist es zu billigen, daß der Verf. die alphabetische Eintheilung bei seinem Werke gewählt hat. Die consequente Durchführung dieser Ordnung ist nicht nur im Allgemeinen die bequemste und angenehmste, sondern da das Buch besonders für Techniker, überhaupt für solche berechnet ist, welche mit der Wissenschaft weniger vertraut sind, in der That nothwendig, um die Benützung des reichen Materials für den Einzelnen möglichst zu erleichtern.

Die vorliegende Lieferung ist mit zahlreichen und schönen Holzschnitten ausgestattet, welche den Werth des Werkes erhöhen und zur Anschaulichmachung der einzelnen Fabricationszweige wesentlich

beitragen. Man ist bei illustrierten Werken chemischen und technischen Inhaltes schon lange daran gewöhnt worden, unter den Illustrationen fast nur oft gesehene alte Bekannte wieder anzutreffen und wird hier freudig überrascht, fast nur neue und originelle, und wie es scheint von den geschicktesten Händen ausgeführte Zeichnungen zu finden.

Die Vieserung beginnt ohne weitere Einleitung der alphabetischen Ordnung gemäß mit der Abhandlung der Acetylsäure. In der ganzen technischen Chemie wird es kaum einen Artikel geben, der in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung ein so großes und allgemeines Interesse gewährt, als gerade die Essigbildung; denn während durch den täglichen Gebrauch und die manigfache Anwendung des Essigs und der essigsauren Salze in den verschiedenen Zweigen der Industrie einerseits die Aufmerksamkeit des Technikers in besonderem Grade auf diesen Fabricationszweig hingeleitet wird, so bietet andererseits die Theorie der Essiggährung noch manche Schwierigkeit, welche in ihren Details zu erklären der mehr und mehr fortschreitenden Ausbildung der Chemie vorbehalten bleibt. Nach unserm gegenwärtigen Standpunkte ist es kaum möglich eine Theorie aufzustellen, nach welcher sich die Essigbildung in allen Fällen erklären läßt, um so weniger, wenn man die Essigbildungsmethode, die sich auf die trockne Destillation des Holzes gründet, in den Kreis der Betrachtung hereinzieht. Deshalb sind auch die ersten Vieserungen, da sie einen in jeder Beziehung so schwierigen Gegenstand behandeln, schon vollkommen geeignet, ein gegründetes Urtheil über die Befähigung des Verf. zu bieten, ein solches Werk mit so großer Aussicht auf Erfolg zu unternehmen.

Außer den gewöhnlichen Methoden der Darstellung reiner Essigsäure beschreibt der Verf. die von einer sehr instructiven Illustration begleitete Bereitungsart direct aus Alkohol vermittelt Platinschwamm. Der bekannte Versuch, Essigsäure zu bilden durch die Berührung von Platinschwamm mit Alkohol hat Veranlassung gegeben, ungeachtet der großen Kostspieligkeit des Platins, diese Methode zur Fabrication der Essigsäure im größeren Maaßstabe in An-

wendung zu bringen. Zur Ausführung im Großen bedient man sich nach des Verf. Angabe in England gläserner oder hölzerner Kammern mit Dächern von Glas, damit die Sonnenwärme den Proceß begünstigen könne. In den Kammern befinden sich flache Porcellanschaalen mit Alkohol gefüllt, und über diesen auf Dreifüßen in Uhrgläsern Platinschwamm. Sobald durch Dampfheizung die Temperatur im Innern der Kammer auf 33° C. erhoben ist, beginnt die Säurebildung. Die Dämpfe der Säure, welche durch ihre Reinheit vor der nach andern Methoden dargestellten Säure besonderen Vorzug verdient, verdichten sich theils in der Atmosphäre des Apparats, theils an den Wänden desselben, und gelangen so entweder in die Porcellanschaalen zurück oder sammeln sich in einem am Boden befindlichen Reservoir. Nach der vom Verf. mitgetheilten Berechnung kann man mit einem Kasten von 12 Cubikfuß Inhalt und 3 bis 4 Unzen Platinschwamm täglich 1 Pfund absoluten Alkohol in Essigsäure verwandeln; hätte man daher einen Vorrath von 34 Pfund Platinschwamm zum Betriebe, so könnte man in einer Kammer von entsprechendem Raume 300 Pfund Alkohol in derselben Zeit oxydieren und dadurch in einfacher Weise Essigsäure von der größten Reinheit in bedeutender Quantität erzeugen.

Der Verf. geht hierauf zur Theorie der Essigbildung selbst über. Die Aehnlichkeit, welche der Essigbildungsproceß in manchen Punkten mit den übrigen Gährungsproceßten zeigt, ist die Veranlassung gewesen, den Ausdruck Essiggährung auch hier beizubehalten. Als feststehende Thatsache wird einfach anerkannt, daß die Verwandlung des Alkohols in Essigsäure in der Abscheidung von 2 At. H aus dem Ersteren und in Hinzufügung von 2 At. O besteht; diese Veränderungen finden aber nicht gleichzeitig, sondern nach einander statt, so daß die Bildung des Aldehyds eine Mittelstufe zwischen beiden ist.

Nach einer sehr praktischen Abhandlung über die Fabrication des Weinessigs bespricht der Verf. das Wesen der Essigmutter. Wir verdanken bekanntlich den ausgezeichneten Arbeiten Mulder's die größten Bereicherungen unserer Kenntnisse des Es-

figferments. Den von Mulder aufgestellten Ansichten schließt sich der Verf. an und betrachtet die Essigmutter als ein kryptogamisches Gewächs, welches im Essig lebt und aus seinen Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Während diese Pflanze stets im Wein- und Bieressig vorkommt, *Mycoderma vini* und *Mycoderma cerevisiae*, so ist sie dagegen noch niemals im Holzeßig beobachtet worden. Entzieht man der Pflanze durch lange Digestion mit Kalilauge und lange fortgesetztes Kochen mit concentrirter Essigsäure ihren ganzen Gehalt an Protein, so bleibt reine Cellulose zurück nach der Formel $C_{24} H_{21} O_{21}$ zusammengesetzt.

Man ersieht aus dem Mitgetheilten, daß der Verf. sich nicht auf die Darlegung praktischer Regeln und Vorschriften für die Techniker beschränkt, sondern durch Beziehung rein wissenschaftlicher Forschungen seinen Gegenstand gründlich zu erklären und ihn so durch eine höhere Weihe zu beleben gewußt hat.

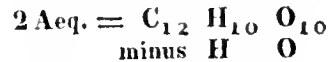
Sehr ausführlich giebt der Verf. die Fabrication des Malz-, Getreide- und Bieressigs, indem bei weitem der größte Theil des Essigs in England aus Würze gewonnen wird.

Bei Beschreibung der Schnelleßigfabrication nimmt der Verf. mit Recht Gelegenheit zu zeigen, wie oft Entdeckungen auf dem Gebiete der theoretischen Chemie, anfangs ohne Bedeutung und werthlos für die Praxis erscheinend, in der Folge von der höchsten Wichtigkeit für den Fabricanten werden können. Die Methode der Schnelleßigfabrication auf die Drydation des Alkohols basiert, macht es vor Allem nothwendig, letzterem eine möglichst große Oberfläche darzubieten. Hierbei aber verflüchtigt sich eine bedeutende Menge Essig und auch der halbfertige Essig, das Aldehyd, um so mehr, da in den Essigbildern eine weit höhere Temperatur herrscht, als in den Müttern. Dieß kann unter Umständen so weit gehen, daß nach Beendigung des Processes kaum eine Spur Essigsäure zurückbleibt. Bei der ersten Anwendung der Schnelleßigfabrication wurde dieser Verlust nicht selten so fühlbar, daß man nahe daran war, die Einführung der neuen Methode im Ganzen zu verwerfen, da damals das Aldehyd noch

nicht bekannt war. Nach der Entdeckung dieses Körpers konnte über die Fehlerhaftigkeit der Fabrication, welche in einer unvollständigen Verbrennung des Aldehyds lag, kein Zweifel mehr sein. Nachdem durch Vergrößerung der Luflöcher der Luftzutritt in den Apparat vermehrt worden, hatte der Nachtheil vollständige Abhülfe gefunden.

Hier erwähnt der Verf. der von Stenhouse gemachten interessanten Beobachtung, daß Seegewächse, wenn sie bei $35^{\circ}C$ in Berührung mit Kalk in Gährung versetzt werden, Essigsäure liefern, die sich mit dem Kalk verbindet und sich als essigsaurer Kalk in der Lösung befindet. Verschiedene Arten von Seegewächsen liefern durchschnittlich eine Ausbeute von $1\frac{1}{2}$ Proc. wasserfreie Essigsäure. Hierin liegt offenbar die Möglichkeit einer Essiggewinnung; da an den nördlichen Küsten Europas unendliche Massen des Materials aufgehäuft sind, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Methode demnächst zu einer Ausführung des Fabricationszweiges im großen Maaßstabe Veranlassung geben dürfte.

So sehr auch in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Chemiker sich der Essigbereitung aus den Destillationsproducten des Holzes zugewendet hat, so ist es doch noch nicht gelungen, eine völlig genügende theoretische Erklärung dieses Vorgangs zu geben. Offenbar werden die Elementarbestandtheile des Holzes durch erhöhte Temperatur bei Abschluß der atmosphärischen Luft auf eine andere Art gruppiert und bilden theils gasförmige, theils flüssige Verbindungen. Die Bildung der Essigsäure bei der trocknen Destillation des Holzes läßt sich hypothetisch am besten so darstellen, daß man die Zusammensetzung des Holzes als $C^6 H^5 O^5$ annimmt.



wasserfreie Essigsäure.

Es ist die anschaulichste Betrachtungsweise, daß dem Holze durch die höhere Temperatur etwas Wasserstoff und Sauerstoff, d. i. Wasser, entzogen wird, um es in Essigsäure zu verwandeln.

Hier bei der Auseinandersetzung der verschiedenen der Destillation des Holzes angehörenden Operationen zeigt es sich recht auffallend, wie sehr der Verf. durch seine günstige äußere Stellung schon zur Erfassung seines Gegenstandes befähigt wird. Mit den größten derartigen Fabriken Englands und Frankreichs in regem persönlichen Verkehr, finden wir von dem Verf. ein Bild entworfen, welches Jedermann über den genannten Fabricationszweig nicht nur von seiner theoretischen und praktischen Seite vollständig aufklärt, sondern auch durch die den gangbarsten Fabriken entnommenen Zahlenresultate in mercantilischer Hinsicht die wichtigsten Aufschlüsse gewährt.

Als eine der bedeutendsten Verbesserungen in dieser Beziehung bespricht der Verf. die in neuerer Zeit angegebene Methode, die Dämpfe der Holzdestillationsproducte schon während der Verkohlung mit solchen trocknen Körpern in Verbindung zu setzen, die von den sich dabei bildenden Substanzen nur die wasserfreie Essigsäure absorbieren, so daß auf diese Weise gleich ein trocknes essigsaures Salz erhalten wird. Nach den Localitätsverhältnissen wird hiezu Kali, Natron, Kalk, Baryt angewendet, deren essigsaure Salze bei der Temperatur nicht zerfließt werden, und deshalb dem Zwecke am besten entsprechen. Diese Methode erscheint um so bemerkenswerther, da sie bei jeder Verkohlungsweise ausgeführt werden kann; der Verf. beschreibt eine sehr einfache Vorrichtung, wodurch sie sich mit der Meilerverkohlung in Verbindung setzen läßt. Wir müssen in dieser Beziehung auf das Werk selbst verweisen.

Es folgt nun die Abhandlung des Holzgeistes, bei welchem Abschnitte der Verf. in sehr instructiver Weise die Reinigung der Destillationsproducte durch zweifach chromsaures Kali oder übermangansaures Kali mit Hilfe des Sonnenlichtes bespricht. Dieses von Wildsmith angegebene patentierte Verfahren beruht darauf, daß die Chromsäure in Berührung mit Kohlenwasserstoffen leicht einen Theil ihres Sauerstoffs abgibt und selbst zu Chromoxyd reducirt wird.

Diese kurzen Mittheilungen werden vorläufig genügen, um über den Werth und die vorzügliche Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes ein Urtheil zu gewinnen. Die deutsche Bearbeitung ist von F. Stohmann, Assistenten im chemischen Laboratorium des Professors Graham in London besorgt, zu welchem Zwecke ihm von dem englischen Verf. selbst die thätigste Unterstützung zugesagt worden ist. Wenn daher, was den Inhalt und die factische Auffassung des englischen Originals anbelangt, gewiß nichts zu wünschen übrig bleibt, so könnte der günstige Eindruck des Werkes vielleicht noch dadurch erhöht werden, daß uns eine fließendere deutsche Ausdrucksweise die Uebersetzung weniger fühlbar machte.

A. Vogel jun.

R. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- A. Schulz, Was ist bei den bestehenden Armegelegen von einer wohlorganisirten Armenkrankenpflege zu verlangen? Berlin 1853.
- Aus dem Tagbuch eines Soldaten aber keines Kanjuechtes. Leipzig 1853.
- P. G. Bomms, Veldtogt van het Fransch-Afrikaansche Leger tegen Klein-Kabylie in de eerste helft van 1851. Hertogenbosch 1852.
- H. D. v. Bülow, Militärische und vermischte Schriften. Leipzig 1853.
- J. Némény, Die Belagerungen der Festung Ofen, in den Jahren 1686 und 1849. Pesth 1853.
- M. Fr. Thielen, Der Uebergang über den Rhein der verbündeten Hauptarmee am 21 December 1813. Wien 1853.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. Mai.

Nro. 65.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1854.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Eine vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde gekrönte Preisschrift von G. D. Teutsch. Kronstadt. Druck und Verlag von Johann Gött. I, II, III Hest. 388 S. 1852. 1853.

So merklich sich in Ursprung, Entwicklung und Wechselbeziehung die berühmten Colonien der Hellenen von den mächtigen Anpflanzungen unterscheiden, welche in der mittlern und neueren Zeit, namentlich von germanischen Stämmen, ausgegangen sind, so lassen sie sich doch rückfichtlich ihrer Wirkung ohne Gefahr vergleichen. Man kann ungewagt die Behauptung aufstellen: was im Alterthum die Griechen durch ihre ebenso zahlreichen als glücklich gewählten Pflanzstätten für die Civilisation der damals bekannten Erde gethan haben, das leisteten und leisten auch fürder in weiterem Kreis und mächtigerem Umfang die Colonien derjenigen Staaten, in deren Bevölkerung ein lebendiger Strom deutschen Blutes fließt. Wie jene vom Phasis und der Nordküste des Pontus Eurinus bis nach Massilia und Gades rings um den Bord des Mittelmeeres Sitze und Cultur, Wohlstand und Kunst, mildern Sinn und geistiges Leben getragen und überall befestigt haben, so wurde es, nachdem Rom in staunenswerther Weise seine Zwingherrschaft ausgespielt und sich viele Ankömmlinge in das reiche Erbthum getheilt hatten, die besondere Aufgabe deutscher Kraft, deutscher Ausdauer und deutschen Geistes, früher kaum gekannte, andere sich neu

erschließende Länder und Völker, die ausgedehnten Gestade der nordischen und westlichen Meere, die ungeheuern Waldreviere und Stromgebiete im Osten unseres Continents zu öffnen, zu erobern, zu durchdringen und sie einer höheren Besittung und einer edleren Lebensart zuzuführen.

Um das Fernliegende zu übergeben und nichts zu sagen von den blühenden Reichen jenseits der Meere, von den großartigen Handelsstaaten, vom Aufbau der neuen Welt durch sächsische Thatkraft, welche Strecken, welche Ländermassen hat nicht an den Zuflüssen der Dffec, wie im ganzen Imperium des Donaustromes vor Jahrhunderten das gute deutsche Schwert erobert, der Fleiß des deutschen Bauers gerodet und besät, die Rührigkeit und Geschicklichkeit des deutschen Bürgers mit Städten gesichert und bereichert? Eine Geschichte der deutschen Colonien des Mittelalters würde, wie wenig anderes mehr, ein beredtes Zeugniß geben, was wir früher vermocht, was wir ehemals geschaffen haben; aber *qui olim honi aequique Cherusci nunc inertes ac stulti vocantur: quia inter impotentes et validos falso quiescas. ubi manu agitur, modestia ac prohibita nomina superioris sunt.*

Ein merkwürdiges Beispiel von deutscher Ausdauer, Zähigkeit und Unverwundlichkeit giebt jene Ansiedlung, welche seit dem zweiten Säculum dieses Jahrtausends in den Alpenthäälern der Siebenbürger-Karpaten durch alle Stürme der Zeiten sich mannhaft erhalten hat. Die Sachsen und Deutschen Siebenbürgens haben nicht bloß die Sitze und Stät-

ten, welche sie einst begründet, tapferen Muthes behauptet und unter sich die lautere Treue der alten Eidgenossenschaft ruhmvoll bewahrt, sondern auch dem allgemeinen größern Vaterland die Pfandschaft nationaler und geistiger Angehörigkeit unverbrüchlich geleistet. Wie die Töchterstaaten von Hellas das heilige Feuer vom heimatlichen Herde auf fremdem Boden sorgsam erhielten, so nähren sie fort und fort das theure Gedächtniß der großen Mutter, und jede neue Entwicklung, zumal jede neue Frucht des geistigen Lebens am alten Stamme, treibt auch dort im „Lande jenseits des Waldes“ frische und fröhliche Triebe.

So hat sich denn in unserer Zeit auch in Siebenbürgen, selbst mitten unter schwerer Drangsal und arger Verfolgung, ein reges Streben geltend gemacht, die volksthümliche Geschichte, die historische Entwicklung des eigenen Landes wahrhafter kennen zu lernen und dem Bewußtsein der Gegenwart die Vergangenheit lebendig vorzustellen. Schon 1842 traten daselbst zu gemeinsamer Förderung dieser edlen Sache die Freunde der Wissenschaft zusammen und bildeten eine feste Körperschaft in dem „Verein für Siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt“. Dieser hat seitdem für die Forschung des schönen Sachsenlandes in Rücksicht auf Boden, Klima, Volk, Sprache, Sitte, Recht und Geschichte trefflich gewirkt und selbst unter den jüngsten Leiden, welche die Scenen der alten Türkenzüge greulich wiedergaben, das erlesene Amt nie versäumt. Die Veröffentlichungen dieses wissenschaftlichen Vereines haben zu verschiedenen Zweigen unserer Kenntnisse auch auswärts schätzbare Beiträge geliefert, und die Leistungen unserer ferneren Landsleute, durch den Verkehr der Gegenwart schnell übermittelt, haben mit Recht die Anerkennung befugten Urtheils gefunden.

Unter den wackern Männern und Gelehrten Siebenbürgens verdient als Forscher auf dem historischen Felde eine hervorragende Stelle Herr G. D. Deutsch, der Rector des Gymnasiums in Schäßburg. Ihm verdanken wir eine Geschichte der deutschen Ansiedlungen im südöstlichen Karpatenland, im alten Dacien, und auf sie auch das deutsche Volk hinzuweisen, bezweckt diese Anzeige.

Der Verfasser hat sich schon mehrfach als sorgfältiger und strengrichtender Forscher, wie als pflichtbewußter Freund der Schule und der Bildung bekannt gemacht. So in seinen „Beiträgen zur Geschichte Siebenbürgens unter König Ludwig I 1342 — 1382 (aus dem II Hefte des II Bandes des Jahrgangs 1850 des von der kais. Akad. d. W. herausgegebenen Archivs für Kunde östereich. Geschichtsquellen besonders abgedruckt). Ein interessantes Schriftchen ist ferner: „die Schäßburger Gemeinderechnung von 1522. Züge aus dem sächsischen Leben zur Zeit des Untergangs des ungarischen Reichs. Kronstadt. 1853“. Daß solche statistische Actenstücke in das innere Leben eines Volks oder einer Gemeinschaft eine viel sicherere Einschau gewähren, als Berichte und Schilderungen, das weiß man heute allgemein. Noch erwähnen wir hier zwei Programme ebendesselben: „die Geschichte des Schäßburger Gymnasiums“. Kronstadt 1852 u. 1853. Dieselben reichen bis jetzt bis zum Jahre 1741, und gehören sonder Zweifel durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, durch die Gediegenheit der Behandlung und durch den klaren offenen und gesunden Sinn des Verfassers als Pädagogen zu dem besten, was wir in der Art haben. Ohne weitschweifiges, oft beliebtes Wortgepränge enthüllt der Verfasser aus Acten die Geschichte seiner Schule, stellt sie neben die wichtigen Verhältnisse des jedesmaligen politischen Zustandes oder beleuchtet diesen aus jener, und vergleicht damit in statthafter Analogie die entsprechenden Erscheinungen in deutschen Landen überhaupt.

Eine wahre Lust für einen verständigen, seiner Würde stübewußten und rechtschaffenen Lehrer sind darin mehrere Auszüge oder Mittheilungen alter Schulrechte und Schulbücher; ich meine vorzugsweise das „Schulrecht von Deutschkreuz“ bei Schäßburg v. J. 1593, und den „Kinderdonat“ von Magister Valentin Greiffing, Rector in Kronstadt, v. J. 1693. Da ist alles markig und wie aus einem Guß; man merkt den wahren Magister, wenn der Rector in der Vorrede „vom rechten Gebrauch dieses Kinder-Donats“ mahnt: „vor allen Dingen wird auf Seiten des Praeceptoris erfordert eine große Geduld, daß man mit der Jugend mit

aller Bescheidenheit umgehe, ihrem Unverstand zu gute halte und eine Sache so lang treibe, bis er vermerket, daß sie verstanden wird“. Gegen diesen ersten und letzten Satz aller Schulmeisterei kämpft freilich das Jahrhundert geistreicher Epicer:

occidit miseros crambe repetita magistros!

Oder läßt sich über den Werth und die hohe Bedeutung einer tüchtigen Schulbildung ein edleres Bekenntniß ablegen, als wenn es in einer Synode v. J. 1572 heißt: *ingens thesaurus ex scholastica disciplina et pia institutione puerili ad omnes homines emanat; sunt enim scholae bene constitutae quasi publicae officinae doctrinarum, prudentiae, virtutum et disciplinae.* —

Was nun die berührte Geschichte der Siebenbürger Sachsen betrifft, so erfüllt sie neben dem Zwecke ein volksthümliches Buch zu werden, zugleich die höheren Anforderungen der historischen Wissenschaft. So einfach und prunklos die Erzählung fortschreitet, so tritt doch überall ein genaues Studium der Quellen und eine innige Bekanntschaft mit den früheren Zuständen des Volkes hervor. Mit einem warmen Gefühle für das, was dem Manne ein heiliges Gut, ein Kleinod im Vaterlande geworden ist, paart sich eine natürliche frische Darstellung, das Bestreben der Vorfahren Tugend und Energie als kräftiges Beispiel zur Nachahmung hinzustellen trübt dabei nicht das Urtheil über jene Verhältnisse, welche den Gang der eigenen Geschichte mit bestimmt haben.

Die vorliegenden drei Hefte behandeln die Siebenbürgische Geschichte bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Nach einer kurzen Vorgeschichte von Transsilvanien giebt das erste Heft die Entstehung und den Fortgang der deutschen Colonien daselbst bis zum Aussterben des Arpadenstammes in Ungarn im Jahre 1301. Die erste und bedeutendste Einwanderung geschah auf den Ruf des Königs Geisa II (1141 — 1161). Sie faßte zunächst im Süden des Landes Fuß und verbreitete sich allmählich in das Innere desselben: vom „alten Land“, wie es noch heute heißt, mit den Capiteln Hermannstadt, Lechs-

kirch, Schenk, hinauf an den Alt, zwischen den Kuckeln und im Unterwalb. Bald und noch unter Geisa wurde der Bisftriger Kreis von Sachsen bevölkert, während das Burzenland erst im folgenden Jahrhundert die deutschen Anbauer erhielt.

Geisa hatte sie gerufen *ad retinendam coronam*, zur Erhaltung der Krone, und diese Schrift führt das Siegel der Hermannstädter Provinz, und trägt die Fahne derselben. Es war also die Wehrkraft deutscher Männer, welcher der König zum Schutze seines Reiches und seiner Gewalt bedurfte, und eben deswegen gab er den „Gästen“ bedeutende Rechte und Freiheiten; unter andern haben sie kirchliche Selbständigkeit, sie wählen ihre Priester.

Den Umfang dieser Rechte zu erkennen, ermöglicht der von Andreas II gegebene goldene Freibrief vom J. 1224, eine Urkunde, welche die eigentliche Grundlage des Sachsenthums in Siebenbürgen geworden ist, und die deshalb bis in späte Zeiten von den Königen und Landesherrn bestätigt wurde.

Diese denkwürdige Handfeste ist nicht bloß vollständig in deutscher Uebersetzung wiedergegeben, sondern sachgemäß und eingehend erläutert. Wir geben nur die Hauptstücke als Beweis, wie damals in der losgetrennten fernen Colonie bürgerliche Freiheit und nationale Einigung rechtlich und vertragsmäßig gesichert oder vorbereitet wurde, während im Mutterlande germanisches Recht und volksthümliches Freiheitum fast schon ganz fremdartigem Einfluß und gewaltthätigem Uebergrieff feudaler Stände erlegen war.

Die Urkunde bestätigt zuvörderst die frühere Freiheit und nicht den getrennten, sondern den vereinten deutschen Ansiedlern. Sie bilden ein Volk, den Hermannstädter Gau; ihr Land ist frei und eigen; der „Sachsenboden“ hat zugleich ausschließliches Bürgerrecht und vollkommene Rechtsgleichheit. Oberhaupt des Gaus ist der König und an seiner Statt der von ihm gesetzte Graf. Die übrigen Richter wählt das Volk; dies wählt auch die Pfarrer und giebt ihnen, nicht dem Bischof den Zehnten. Das Gewohnheitsrecht dient als Gesetz.

Die Sachsen haben ferner gänzliche Zoll-

freiheit im ungarischen Reich und freien Markt im eignen Land, und noch andere Vortheile im Handel und Wandel.

Für diese Zugeständnisse und Rechte leisten die Sachsen, alle ohne Unterschied, eine gemeinschaftliche Steuer, zum Nutzen der königlichen Kammer (*in eorum camerae*), jährlich 500 Mark Silbers. Diese Steuer ist kein Bodenzins, sondern eine Reichssteuer. Dieselben leisten ferner die Heeresfolge, 500 Mann, wenn der König innerhalb des Reiches persönlich zu Felde zieht, sonst nur 100, und bloß 50, wenn er einen Großen ins Feld schickt.

Endlich setzt die Urkunde noch fest, was das Land beim Besuche des Königs oder des Voivoden im Dienste des Königs pflichtmäßig zu leisten hat. Auf diesem goldenen Freibrief „haben die Väter — also der Verfasser — am Ende der Christenheit durch ihre Tugenden ein Gemeinwesen errichtet, das fern von Deutschland deutsch, umgeben von geknechteten Völkern frei geblieben ist und Wohlstand und Bildung errungen hat, wie sie diese Tugenden sonst nicht kennen.“

Das zweite Heft verweilt vorzüglich bei der Geschichte Siebenbürgens unter den Königen aus dem Haus Anjou-Neapel: „Das Jahrhundert der Anjou ist der Sachsen schönster Zeitraum“, und führt sie dann fort bis zum Untergang des ungarischen Reichs als eines selbständigen nach der furchtbaren Schlacht bei Mohatsch 1526. Neben der Darstellung der politischen Verhältnisse, namentlich der gewaltigen und folgenreichen Einfälle der Türken, findet hier die innere staatliche und culturgeschichtliche Entwicklung des Sachsenvolkes eine ausgedehnte Erörterung. Ueberhaupt ist diese Seite des Volkslebens mit besonderer Liebe und Genauigkeit behandelt. Dem Verfasser standen hiebei offenbar schöne archivalische Hilfsmittel zur Hand.

Die Capitel: die älteste Zunftordnung, Entstehung der Städte, von der Stellung der Sachsen im ungarischen Reichsland, von ihrer Wehrhaftigkeit, dem Erbrichterthum (das allmählich an die Stelle des Gemeindings getreten war), von ihrer Innerversaffung, von ihrer Gewerbs- und Handelsthätigkeit, von ihrer Bildung und ihren Sitten

während der letzten drei Könige haben nicht bloß für den Historiker, sondern auch für den Nationalstatistiker und Rechtsgelehrten vielfach Interessantes.

Zu den wichtigeren Thatsachen dieser Periode gehört ferner die Eintheilung des Gaues in Stühle, im 14 Jahrhundert, wahrscheinlich die alten Markstättensprengel, der Bund der drei ständischen Völker Siebenbürgens, der Sachsen, Sekler und Ungarn zu gegenseitigem Schutz und Trutz (i. J. 1437), und der Anfang der kirchlichen Reformen, die auch dort mit dem Hussitenthum und mit den denkwürdigen Entschlüssen der großen Concilien von Constanz und Basel innig zusammenhängen. Die sächsischen Kaufleute brachten die Basler Schriften in die Heimat, wie später die Wittenberger. So gieng auch dort die antipapistische Bewegung des Clerus in seinen Würdenträgern und Vorständen über auf niedere Geistliche und Laien. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es dabei, daß die sächsischen Geistlichen schon im 15 Jahrhundert die Erlaubniß der Ehe haben: doch sollen sie nur einmal und nur eine Jungfrau, keine Wittwe heirathen.

Der rasche und unblutige Sieg des neuen Glaubens über den alten und die damit verbundenen Umgestaltungen des öffentlichen Lebens füllen einen Theil des dritten Heftes. 1545 wird die Confessio Augustana feierlich auf der Synode von Medwisch angenommen; 1554 erklärt der Landtag ebenda, der Glaube der Christen sei einer, wenn auch verschiedene kirchliche Gebräuche herrschten; 1557 in Thorenburg, 1563 und 1564 in Schäßburg spricht ebenderselbe Freiheit des Glaubens und gegenseitige Anerkennung der Kirchen aus, und so sehen wir dort Lutheraner und Calvinisten, Katholiken und Unitarier in Eintracht und unter gleichem Schutze des Gesetzes leben, während im Mutterlande der erste Religionskrieg entbrannte und ein zweiter, der dreißigjährige, ein Jahrhundert später eine beschränktere Christen-Liebe mit unsäglichen Opfern nationaler Kraft und Größe kaum erstreiten konnte.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Juni.

Nro. 66.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für
das sächsische Volk.

(Schluß.)

Wie damals in Deutschland, so schmückten auch im Sachsenland herrliche Charaktere das Jahrhundert, ein Markus Pemfflinger als Führer und Rathsherr, ein Johannes Honterus als Reformator sind Männer von echtem Korn und Schrot und reichen dem ganzen Vaterland zur Ehre. Und wenn der Fürst Stefan Bathori zwar den Jesuiten Zutritt gestattet, aber die Verfolgung Andersgläubiger zurückweist: „er sei ein Herrscher über die Völker, nicht über die Gewissen. Denn dreierlei habe Gott sich vorbehalten: aus nichts etwas zu schaffen, die Zukunft zu wissen und über die Gewissen zu herrschen“, so steht er mit dieser Denkart hoch über seiner und über späterer Zeit, wie der damalige Kaiser, der edle Maximilian II.

Der andere Theil des Hestes giebt uns das Bild einer wilden wirren Zeit, wo die inneren Kämpfe, die Kriege um die Krone unter den Fürsten aus dem Hause Zapolya gegen die Ansprüche der Habsburger, die Gewebe von Heuchelei und Täuschung, die ein Martinuzzi spinnet, dem Lande viel größere Wunden schlagen, als die Türken und ihre damals alles erschreckenden Heere. Mußte doch der Führer der Truppen Ferdinands, Kaskaldo, er den ein Zeitgenosse „den schlechtesten

von allen Sterblichen“ nennt, von seinen Soldnern gestehen: „Es hat niemals so zuchtlose, hartnäckige und bestialische Leute gegeben. Ueberall haben sie sich so grausam gezeigt, daß die Einwohner lieber Sklaven der Türken werden wollen, als sie im Hause haben!“

Daneben finden die inneren Zustände des Sachsenvolkes wieder eine besondere Berücksichtigung. Die Ausarbeitung eines geschriebenen Gesetzbuches durch Mathias Fronius „der Sachsen in Siebenbürgen Statuta oder eigen Landrecht“, bestätigt unter dem thätigen Königsrichter Albert Huet durch Stefan Bathori (1583) — es enthält in vier Büchern das Gesetz über die Ermählung der Amtleute und eine Gerichtsordnung, das Ehrecht, das Erbrecht, das Sachenrecht und das peinliche Recht — die Verfassung des Landes und die Verhältnisse der drei verbundenen Nationen, die Landtage der „ganzen Universität der Sachsen“ oder der „Teutschen yn Siebenbürgen“, d. h. die Vertretung der ganzen „Nation“ „in der Hermannstadt“, das Steuer- und Abgabenverhältniß, die Heeresfolge, die Vertheidigungsmittel, Handel, Verkehr und Gewerbe, die Entwicklung des Bürgerthums, das Gemeinwesen überhaupt, Kirchen- und Schulordnung — all dieses füllt einen guten Theil des dritten Hestes.

Dem Wunsche, was hier aus Urkunden und Acten zum allgemeinen Bedürfniß ans Licht gebracht ist, das in den Originalen und in ganzen beglaubigten Abdrücken vor Augen zu haben, wird, soviel Referent unterrichtet ist, später ein eigener

Codex diplomaticus der Siebenbürger Geschichte
Erfüllung geben.

G. M. Thomas.

L. Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von
Tübingen nach meist ungedruckten Quellen,
nebst Urkundenbuch. Ein Beitrag zur schwä-
bischen und deutschen Geschichte. Tübingen
1853. XXXII, 606 S. Urk. Buch 293.

Voranstehendes Buch ist eine der bedeutendsten
neueren Leistungen auf dem Gebiete der schwäbischen
Geschichtsforschung. Da die Besitzungen der Tü-
binger Pfalzgrafen eine ziemlich große Ausdehnung
im südwestlichen Deutschland hatten, mithin die Ge-
schichte des Hauses vielfältig in die Local- und
Adelsgeschichte dieser Gegenden verflochten ist, so
gewährt das umfangreiche urkundliche Material, wel-
ches hier größtentheils zum erstenmale benützt ist,
eine reiche Ausbeute für die Einzelgeschichte, beson-
ders des 13 und 14 Jahrhunderts.

Die Einleitung beschäftigt sich zunächst mit
Untersuchungen über den Ursprung der Burg, wel-
che dem pfalzgräflichen Geschlechte den Namen ge-
geben hat. Da hier urkundliche Nachrichten fehlen,
so war der Verfasser auf Vermuthungen angewiesen,
deren Ergebnis ist, daß die Burg ursprünglich ein
Kastell oder Stationsplatz der Römer gewesen sein
möge, wofür die in der Nähe vorbeiführenden Rö-
merstraßen, sowie die benachbarte römische Nieder-
lassung in Kottenburg am Neckar (Sumlocenne) spre-
chen. Eine weitere Vermuthung ist dann die, daß
die Burg in den Zeiten der früheren deutschen Kai-
ser als Palatium bei Jagden im Schönbuchwalde
gedient haben könnte, der, wie aus spätern Urkun-
den hervorgeht, ein Reichsforst war und in der
Folge als Reichslehen an das nach Tübingen be-
nannte Grafenhaus kam. Die erste geschichtliche
Erwähnung der Burg als castrum, quod Twingia
vocatur kommt im J. 1078 vor, wo sie nach der
Erzählung der Gesta Trevirorum (ed. Wytttenbach

T. I p. 157) von König Heinrich IV belagert
wurde.

Der Gau, in welchem die ersten Spuren der
Tübinger Grafen sich finden, ist der Nagoldgau,
und der Verfasser sucht wahrscheinlich zu machen,
daß ein Graf Anselm, der in einer Urkunde Kaiser
Otto's I vom J. 966 als Graf des Nagoldgaus
vorkommt, der Ahne der späteren Tübinger Grafen
gewesen sei. Dies beruht nun freilich auf einer
Vermuthung, die auf die Voraussetzung gestützt ist,
daß die Gaugrafenwürde bereits um jene Zeit nach
Herkommen erblich gewesen sei, und die Wiederho-
lung derselben Vornamen auf Abstammung aus dem-
selben Geschlechte schließen lasse. In einer Schen-
kungsurkunde Kaiser Heinrich's II vom J. 1007
(Monum. boica T. XXVIII p. 379) kommt näm-
lich ein Graf Hugo vor, zu dessen Grafschaft der
Schönbuch als Huntare gehörte, im J. 1048 ein
Anselm als Graf des Nagoldgaus, 1085 abermals
ein Graf dieses Namens und entschieden ein Tü-
binger; die Söhne dieses letzteren, Heinrich und
Hugo, treten 1087 und 1088 mit der Bezeich-
nung Grafen von Tüwingen auf und der erstere
erscheint urkundlich als Graf des Nagoldgaues. Von
diesen geht die Reihe der Glieder der Familie un-
unterbrochen fort, auch erscheint der Nagoldgau mit
den dazu gehörigen Bezirken, wenn nicht als die
anererbte Grafschaft, doch als Heimat der ältesten
Besitzungen der Familie. Wir sehen, die Beweis-
führung für den genealogischen Zusammenhang mit
jenem ersten Graf Hugo ruht auf etwas schwachen
Stützen.

Die historisch-genealogische Sicherheit beginnt
erst mit dem Grafen Hugo, der im castrum Twin-
gen im J. 1078 vom Kaiser Heinrich IV belagert
wird, und mit seinen Brüdern Anselm und Sige-
bot im J. 1080 das Kloster Blaubeuren stiftet.
Aus den Schenkungen der drei Brüder an dieses
Kloster wird nun ein Theil des ältesten Besitzstan-
des der Familie nachgewiesen. Da aber weder eine
Stiftungsurkunde noch die einzelnen Schenkungsbriefe
vorliegen, so mußte der Verfasser das Verzeichniß
derselben aus der ums J. 1520 geschriebenen Chro-
nik des Blaubeurer Abtes Tübingius entnehmen,
der sie nach seiner Angabe aus sehr alten Aufzeich-

nungen, die er im Kloster vorfand, machte. Die Annahme, daß alle diese Güter zur ursprünglichen Stiftung gehört haben, ist daher nicht ganz sicher, sie können auch durch spätere Schenkung in den Besitz des Klosters gekommen sein. Es werden 20 verschiedene Güter und Dottschaften aufgezählt, welche auf diese Weise aus dem Besitz der Grafen von Tübingen in den des Klosters Blaubeuren gekommen wären. Sie lagen meistens in der Nähe von Blaubeuren auf der Alb, nicht in dem als ursprüngliche Heimat der Familie zugewiesenen Nagoldgau. Dies weist auf einen durch Heirath gewonnenen Nebenbesitz der Familie hin, der sich wohl an die Burg Ruck und Gerhausen knüpfte, wo der eine Bruder Graf Hugo's, Sigibot hauste. Da die Stiftung aber eine von den drei Brüdern gemeinschaftlich gemachte erscheint, so waren diese Güter auf der Alb nicht von Sigibot, sondern von einem früheren Vorfahr der drei Brüder erheirathet, was der Verfasser auch deshalb für wahrscheinlich hält, weil schon früher ein Graf Hugo von Grafeneck (das in der Nähe von Blaubeuren liegt) vorkommt, den er wegen des Vornamens Hugo auch für einen Verwandten des Nagoldgaugrafen hält. Eine andere Klostersiftung der Familie, die Marchthal im J. 1171, giebt ebenfalls Zeugniß, daß sie auf der Donauseite der Alb begütert war.

Die pfalzgräflische Würde kam etwa um die Mitte des 12 Jahrhunderts an das Tübinger Grafenhaus. Ueber die Veranlassung zur Erwerbung dieser Würde vermochte der Verfasser keine Nachricht aufzufinden, und der Zeitpunkt derselben kann nur durch eine wahrscheinliche Vermuthung bestimmt werden. In einer Urkunde König Conrads III vom J. 1146 kommt nämlich ein Hugo comes palatinus vor. Daß dieser ein Tübinger gewesen sei, glaubt Schmid deshalb annehmen zu dürfen, weil gleichzeitig kein anderer Pfalzgraf dieses Namens vorkommt. Uebrigens lassen sich nur zwei Fälle nachweisen, daß ein Graf von Tübingen wirklich das pfalzgräflische Amt, den Vorsitz bei dem königlichen Gericht, ausgeübt hat. Das einmal ist es eben dieser Hugo, der in einem Schenkungsbrief (ohne Jahr) an das Kloster Reichenbach als der

pfalzgräflische Vorsitzer des Gerichts bei Hohenmurr in der Nähe von Rottweil genannt wird, und dann ein Pfalzgraf Rudolph, der 1190 zu Hall an des Königs statt zu Gericht sitzt und eine Streitfrage entscheidet, die ein Bischof vor ihn gebracht hatte. Daß aber die Seniores des Tübinger Grafenhauses den pfalzgräflischen Titel unbestritten geführt haben, dafür finden sich zahlreiche Belege.

Eine Hauptbegebenheit in der Geschichte des Tübinger Grafenhauses ist dessen Fehde mit dem Welfischen Hause, in welche ein Hugo II um's Jahr 1164 sich mit Herzog Welf VII einließ und worin er zuerst siegte, aber in der Folge nach einem Urtheilspruch Barbarossa's sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die große Zahl der Bundesgenossen und Vasallen, mit denen Hugo in dieser Fehde auftritt, zeigt die Macht und das Ansehen des Hauses. Schmid beschreibt diese Begebenheiten als den Glanzpunct der pfalzgräflichen Geschichte so ausführlich, als die Quellen es möglich machen. Diese bestehen aber bloß in einem Bericht, den ein zeitgenössischer Weingartner Mönch (der Anonymus Weingartensis in Hess' monumenta guelfica) giebt, und einem anderen von einem Otto de S. Blasio, ebenfalls einem Zeitgenossen, dessen Chronicon dem Hermannus Contractus einverleibt ist.

Der Kreis der Besitzungen des pfalzgräflichen Hauses, der sich unter diesem Hugo II nachweisen läßt, ist um vieles ansehnlicher als früher, Hugo selbst spricht in einer Urkunde vom J. 1171 von dem Besitzstand seines Hauses als von seiner terra, die in feoda ab imperio (hauptsächlich der Schönbuch), in feoda ab principibus und in possessiones jure proprietatis bestehe.

(Schluß folgt.)

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
K. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.
Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

X. Medicina.

- Dr. Ch. Daremberg, Notices et extraits des manuscrits médicaux grecs, latins et français des principales bibliothèques de l'Europe. Manuscrits grecs d'Angleterre. I. Partie. Par. 1853.
- Hannoversche Geseßgebung über das Medicinalwesen. Hannover 1853.
- C. A. Lutgert, Adnotationes ad tabulam medicinae historicam in ordinem chronol. et philos. redactam. Lugd. Bat. 1852.
- Dr. S. J. Otterburg, Der dermalige Zustand der Medicin in Deutschland. Aus dem Franz. von Dr. H. Hartmann. Heft 1. Weimar 1853.
- S. J. Otterbourg, Aperçu historique sur la médecine contemporaine de l'Allemagne. Pathologie interne. Carlsruhe 1852.
- C. Armann, Beiträge zur mikroskop. Anatomie und Physiologie des Ganglien-Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere. Berlin 1853.
- Flaxmann, Anatomical studies of the bones and muscles. London 1833.
- C. Ludwig, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Bd. I. 1 Abth. Heidelb. 1852.
- Dr. H. Puschka, Der Nervus phrenicus des Menschen. Tübingen 1852.
- G. Meißner, Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Haut. Leipzig 1853.
- Dr. v. J. Nega, Beiträge zur Kenntniß der Function der Atrioventricular-Klappen des Herzens u. Breslau 1852.
- C. Pflüger, Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere u. Berlin 1853.
- Dr. O. L. Bang, Haandbog i Therapien. Kjobenhavn 1852.
- R. Carmichael, An essay on the venereal diseases. P. 1. 2. Dublin 1814.
- Dr. E. Fleury, Praktisch-kritische Abhandlung über die Wasserheilkunde von Dr. G. W. Scharlau. Stettin 1853.
- Dr. H. J. Johnson, Die Behandlung unheilbarer Krankheiten mittelst der hydropath. Curmethode. U. d. Engl. von H. Hartmann. Weimar 1853.
- C. Kiffel, Handbuch der naturwissenschaftlichen Therapie. Erlangen 1853.
- Dr. L. Krappe, Grundriß einer Diätetik für das weibliche Geschlecht. Berlin 1852.
- S. Landmann, Ueber Erkenntniß und Heilung der Epilepsie. Fürth 1853.
- Dr. H. Lebert, Traité pratiques des maladies cancéreuses. Paris 1851.
- Dr. H. Lippert, Die Pathologie und Therapie der venerischen Krankheiten. Nach Ph. Ricords System entworfen. 2te Ausg. Hamb. 1852.
- Dr. E. Martin, Ueber die Eierstockswassersuchten. Jena 1852.
- Dr. W. J. Th. Mauch, Die asthmatischen Krankheiten der Kinder. Th. 1. Berlin 1853.
- Dr. M. Morison, Physiognomik der Geisteskrankheiten. Lief. 1. Leipzig 1853.
- Dr. L. Nagel, Beitrag zur Erkenntniß und Heilung derjenigen Krankheiten des Magens, welche man Magenverhärtung u. s. w. nennt. Eisenberg 1853.
- Dr. J. Pigeaux, Traité pratique des maladies des vaisseaux. Par. 1843.
- M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. 3te verb. Aufl. Bd. I. Abth. 1. Berlin 1853.
- Dr. G. E. Fr. Rothamel, Die Geethisten. Cassel 1852.
- Dr. G. W. Scharlau, Theoret. prakt. Abhandlungen über den Typhus, die Cholera, die Chlorosis und die Harnröhren-Verengerungen. Stettin 1853.
- De la Syphilisation, Communications à l'Académie nationale de Médecine par M. Ricord Bégin etc. Par. 1853.
- J. C. J. Wallerz, Abhandlung über die Neuralgien. Nach der franz. Ausgabe übers. von Dr. K. G. Gruner. Braunschw. 1852.
- Fr. Vasani, Storia singolare d'una febbre miliare. Verona 1815.
- A. de Cassis Vidal, Abhandlung über die venerischen Krankheiten. In's Deutsche übertragen von einem prakt. Arzte. Lief. 1 — 9. Leipzig 1853.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Juni.

Nro. 67.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

L. Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen nach meist ungedruckten Quellen, nebst Urkundenbuch.

(Schluß.)

Zu den Besitzungen in der Nähe von Tübingen und gegen den Schwarzwald hin waren durch Heirath mit der Erbtöchter Graf Rudolphs von Bregenz die churräthischen Besitzungen des bregenzischen Grafenhauses auf Hugo übergegangen. Sein Haupterbe war sein erstgeborener Sohn Rudolph, der sich hauptsächlich durch die Stiftung des Klosters Bebenhausen einen Namen in der Geschichte gemacht hat, welche in den Jahren 1187 — 1191 zum Vollzug kam, nachdem in einer schweren Krankheit der Entschluß dazu gereift war. Aus dem Stiftungsbrief von 1191 ist wieder ein Verzeichniß pfalzgräflicher Besitzungen zu entnehmen, das Schmid noch aus anderen Quellen ergänzt hat. Die Zusammenstellung, die er S. 129 — 134 giebt, zeigt ein sehr ansehnliches, in verschiedenen Gegenden des südwestlichen Deutschlands zerstreutes Territorium, das an Ausdehnung in ganz Schwaben nur dem hohenstaufischen, welfischen und zähringischen nachstand. Die Bregenzer Erbschaft wurde Rudolphs jüngerm Bruder Hugo zugetheilt, die Abtheilung aber nicht so streng durchgeführt, daß Hugo keinen Antheil an dem alten Familiengut, Rudolph dagegen gar nichts von der mütterlichen Erbschaft bekommen hätte.

Der Stifter des Klosters Bebenhausen ist der

einzig Pfalzgraf von Tübingen, der auch in Reichsangelegenheiten eine Rolle spielte. Er erscheint öfters im Gefolge Barbarossas und später Heinrichs VI, nimmt auf dem Städtetag in Piacenza thätigen Antheil an den Verhandlungen, durch welche der Constanzer Friede eingeleitet wurde, verhandelt mit Herzog Berthold von Zähringen, um ihn zu bewegen, zu Gunsten des Hohenstaufen Philipp von der Bewerbung um die Königskrone zurückzutreten, ist später in der Umgebung Philipps zu Bamberg, erscheint aber nach dessen Ermordung unter den Anhängern des welfischen Hauses, wendet sich bald darauf wieder dem hohenstaufischen Hause zu, findet sich im März 1213 mit einigen seiner Vasallen bei dem jungen Friedrich II ein und wohnt im Juli 1215 der Kaiserkrönung in Aachen bei. Rudolphs zweiter Sohn, ebenfalls Rudolph genannt, kommt zwar öfters in Urkunden vor, aber meistens nur als Zeuge, woraus wir jedoch schließen können, daß er häufig in der Umgebung Kaiser Friedrichs war. Die Zahl der Ortschaften, welche zur Pfalzgrafschaft Tübingen gehörten, oder in welchen die Grafen wenigstens begütert waren, vermehrt sich nach Schmid's Zusammenstellung für die Zeit dieses zweiten Rudolph wieder ansehnlich. Von jetzt an aber ist in Folge von Fehden und Theilungen eine Abnahme bemerklich. Schon in der folgenden Generation theilt sich das Haus in drei verschiedene Linien, Tübingen, Böblingen und Asperg, und im Jahr 1301 sieht sich Graf Gottfried genöthigt, Burg und Stadt Tübingen mit Allem, was dazu gehörte, an das durch die Schenkungen des Hauses reich gewordene Kloster Bebenhausen zu verkaufen.

Das Kloster gestattete zwar schon im folgenden Jahr, daß der Graf sein Stammgut gegen dieselbe Summe, um die es verkauft worden, und Einräumung verschiedener Bergünstigungen wieder sollte auslösen dürfen, was auch wirklich vollzogen wurde, aber das Haus konnte seinen Besitz nicht mehr behaupten; der Enkel jenes Grafen Gottfried I, Gottfried III, mußte Stadt und Burg Tübingen 1342 an die Grafen von Württemberg verkaufen, die überhaupt als Erben der pfalzgräflich Tübingischen Macht in Schwaben eintraten. Die Familie gerieth im dreißigjährigen Krieg in große Armuth und der letzte legitime männliche Sproßling starb im J. 1634. In demselben Jahre übergab ein natürlicher Sohn des Hauses, Johann Georg von Tübingen, als württembergischer Commandant des Schlosses Hohentübingen, dasselbe an den Herzog von Lothringen, und starb, mit einer Tübinger Bürgerstochter verheirathet, 1667.

Das Urkundenbuch enthält 230 auf die Geschichte der Pfalzgrafen sich beziehende Urkunden, theils im Auszug, theils in vollständigem Abdruck, sorgfältig redigiert. Sie gewähren auch für Sitten- und Rechtsgeschichte manche Ausbeute. In letzterer Beziehung machen wir besonders auf das Tübinger Stadtrecht aufmerksam. Die meisten derselben stammen aus dem ehemaligen Bebenhauser Archiv, das im 30jährigen Kriege nach Salem geflüchtet und von dort durch den gegenwärtigen Besitzer Salems, den Markgrafen Wilhelm, dem Carlsruher Archiv einverleibt worden ist. Auch das württembergische Staatsarchiv, das Tübinger Hospitalarchiv, das Horber und einige Familienarchive der Umgegend liefern namhafte Beiträge.

Der Verfasser hat bei dieser mühevollen Arbeit eben so viel Fleiß und Sorgfalt als Geschick, aus einzelnen Notizen historische Thatsachen zu combinieren, bewährt; demungeachtet kann das Buch nur für den Gelehrten Werth haben, denn um einen größeren Leserkreis zu interessieren, fehlt es ihm zu sehr an ausführlichen Nachrichten über die Persönlichkeiten seiner Helden.

Klüpfel.

Martini Minoritae continuatio suevica posterior. Herausgeg. von Oberstudienrath von Stälin. 11 S. Stuttgart bei Blum und Vogel. 1854.

Dieses kleine Fragment einer Chronik, dessen Herausgabe wir dem verdienstvollen Geschichtschreiber Schwabens verdanken, bildet einen Theil der vielen Fortsetzungen, welche sich den Flores temporum des Minderbruders Martin anschließen. Eine derselben ist der im Speirer Sprengel entstandene Johannes Fistenport, welche vom Jahr 1352 bis 1421 geht. Eine Handschrift dieses Fistenports, die sich in der Stuttgarter königlichen Handbibliothek befindet, enthält noch eine weitere Fortsetzung zu den Jahren 1423 bis 1475. Diese ist es, die Stälin hier hat abdrucken lassen. Er glaubt, sie sei in einem altwürttembergischen Kloster verfaßt, und wahrscheinlich vom Kloster Bebenhausen nach Weingarten gekommen, von wo sie in die königliche Handbibliothek kam. Der geschichtliche Inhalt giebt uns gerade keine neue Ausbeute von Thatsachen, ist aber als Beitrag und Bestätigung anderweitiger Nachrichten um so mehr von Werth, als die Chronik wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig mit den Begebenheiten geschrieben ist. Die wichtigsten hier berührten Begebenheiten sind: der Krieg zwischen den deutschen Reichsstädten und Fürsten im J. 1449; der Romzug Kaiser Friedrichs III 1452; die Stiftung der Universität Freiburg und Basel 1460; eine Fehde zwischen Pfalzgraf Friedrich, Herzog Ludwig von Bayern und Andern auf einer, und Albrecht von Brandenburg, Carl von Baden, Ulrich von Württemberg und Andern auf der andern Seite im J. 1462; die Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III und seines Sohnes Maximilian mit dem flüchtigen Türken Bajazitt Dsman, eines angeblichen Bruders oder Sohnes des Sultans, in Regensburg; die Belagerung der Stadt Neuß durch Kaiser Friedrich III im Jahr 1474. Der Verfasser giebt hier ein Verzeichniß der Fürsten und Städte, die im Gefolge des Kaisers auftreten. Es bildet eine Ergänzung zu der Liste der Speirer Chronik, welche in Mone's Quellenammlung zur

badischen Geschichte Bd. I abgedruckt ist, und von der es hin und wieder abweicht.

Die Jahreszahlen sind in der Handschrift theilweise falsch angegeben und von dem Herausgeber berichtigt, überhaupt, wo es nöthig schien, kritische Noten beigefügt.

Klüpfel.

Dynastische Forschungen von Leopold Frhrn. v. Ledebur. Erstes Heft. Berlin. Verlag von Ludwig Rauch. 1853. 8.

Der Verfasser des vorliegenden Heftes, seit einer Reihe von Jahren durch seine kritischen Arbeiten auf dem Gebiete der älteren deutschen Geschichte und Geographie rühmlichst bekannt, nimmt sich damit eines lange vernachlässigten Zweiges der historischen Hülfswissenschaften an. Nicht mit Unrecht behauptet der Verf. in der Vorrede, daß mit der außerordentlichen Anhäufung urkundlichen Materiales, welches seit einem halben Jahrhunderte gründlicheren Studien der Vergangenheit zugestossen ist, und mit den anerkennungswerthen Bemühungen in correcterer Gestalt die Quellschriften des Mittelalters zugänglich zu machen, kritisch-genealogische Forschungen selbst bei den mächtigsten dynastischen Geschlechtern offenbar nicht Schritt gehalten haben. Mit demselben überzeugt, daß man solcher Forschungen für die Territorial-Geschichte Deutschlands nicht entbehren könne, müssen wir offen gestehen, daß, wenn auch, wie der Verfasser behauptet, seit der französischen Revolution bei den meisten Historikern eine entschiedene antidynastische Strömung sich geltend gemacht hat, die Ursache dieser Vernachlässigung nur eine Folge des geringschätzenden Mißtrauens ist, mit welchem Arbeiten dieser Art betrachtet werden, wodurch Mancher abgeschreckt wird, sich auf diesem Gebiete vernehmen zu lassen, ein Mißtrauen, an welchem jedoch ein großer Theil der Schriftsteller selbst Schuld trägt, indem auch solche, denen ein

kritisches Urtheil nicht abgesprochen werden kann, dadurch, daß sie zu viel beweisen wollten, und zu sehr zu unhaltbaren Hypothesen ihre Zuflucht nahmen, statt des Mißtrauens eine Mißachtung solcher Forschungen hervorriefen, so daß manches wirklich Neue und Haltbare mit dem vielen Unstichhaltigen unbeachtet liegen blieb; eine Wahrnehmung, die sich bei der weitem Besprechung dieses Heftes als leidige Wahrheit herausstellen wird.

Von den sieben Aufsätzen dieses ersten Heftes behandelt I. Die Grafen von Jülich und ihre Stammgenossen.

Mit Rig (in v. Ledebur's allgem. Archiv XI. 129 — 131) in der Primogenitur dieses Hauses die Träger des Namens Gerhard in sechs Generationen ordnend, und derselben noch einen Wilhelm (1143 — 1176) als Sohn Gotfrieds, diesen aber als Bruder Gerhards IV. einreichend, weist der Verfasser die Herrn von Wickrath und Hochstaden ältern Stammes in den Jülichischen Stamm als Secundogenitur ein, als deren Nebenzweig er auch die Herren von Gladebach und Hengebach, zugleich Bögte von Soest, aufstellt, für dessen Urheber er einen Ethelger hält, welcher 1085 ohne Hinzufügung eines Besignamens, und 1094 mit dem Beinamen von Hengebach erscheint, den er als Bruder des Grafen Gerhard von Hochstaden und des Erzbischofes Hermann III. von Köln, und somit für einen Sohn des Siegburgischen Bogtes Gerlach von Wickrath, zugleich aber für den Vater der Luitgard (Gemahlin des Grafen Heinrich von Ragenellenbogen und später Goswins von Stableck) und deren Brüder hält, zu denen er auch einen Hermann von Hengebach (1122 u. 1124) rechnet. Dieser Hermann ist ihm Vater von Dietrich, Walter und Eberhard von Hengebach (zw. 1136 — 1166), deren letzterem er vier Söhne giebt, von denen der älteste Hermann mit seiner Gemahlin Ida einen Sohn Dietrich erzeugte, der zwar seinen Vater überlebte, aber als Kind starb, worauf Eberhards jüngerer Sohn, gleichfalls Eberhard, Erbe der Hengebachischen Güter und durch seine Gemahlin Lutta auch Erbe der Jülichischen Lande wurde, worin sich die Lösung des schwierigsten Knotens in

der Erb- und Stammfolge des Zülich'schen Geschlechtes findet.

Die Uebersicht des genealogischen Zusammenhanges des Zülich'schen Stammes, wie ihn der Verfasser in §. 7 entwirft, gewährt daher ein ganz anderes Bild, als die bisherigen Stammtafeln dieses Hauses. Freilich mangelt bei manchen Annahmen noch der Beweis. Wenn aber der Verfasser auch den Gerhardus Mosellensis (dessen Alpertus de diversitate temporum bei Pertz Mon. Germ. VI. 702. 710. 714. 717 erwähnt), welcher in jenem zu Anfang des 11 Jahrhunderts zwischen den beiden am Niederrhein begüterten Grafen Wichman im Hamalande und Baldrich im Cleve'schen ausgebrochenen blutigen Familienzwiste als des letztern Freund und Verwandter genannt wird, und das für unüberwindlich gehaltene Felsenschloß Hengebach (das heutige Heimbach am Einflusse der Urst in die Roer) im J. 1002 erobert hatte, für ein und dieselbe Person hält mit dem Grafen des Zülichgau's, den er als Gerhard I. (1003 — 1029) aufführt, so können wir damit nicht einverstanden sein.

Dietmar erzählt zum J. 1017 das mörderische Gefecht zwischen Herzog Gotfried von Lothringen und dem Grafen Gerhard, in welchem des letztern Sohn, Siegfried, Neffe der Kaiserin, mit Balderich und vielen andern in Gotfrieds Gefangenschaft gerieth, Conrad aber, der nachherige Kaiser, verwundet wurde. Der hier als Gerhards Parteigänger genannte Balderich ist unstreitig derselbe, welchen Alpertus als Verbündeten jenes Gerhard mit dem Beinamen Mosellensis bezeichnet.

Sind aber die von den beiden Schriftstellern genannten Gerharde identisch, so folgt aus Dietmar, der Gerhards Sohn Siegfried einen Neffen der Kaiserin nennt (unter welcher nur Cunigunde verstanden werden kann), daß dessen Vater derjenige Gerhard sein müsse, welcher Eva, die Schwester der Cunigunde, zur Gattin hatte, und somit zugleich ein Bruder der Adelheid, welche mit Heinrich aus dem sogenannten salischen Hause vermählt, Mutter des nachmaligen Königs Conrad wurde, welcher im J.

1017, wie oben bemerkt, auf seines Oheims Gerhard Seite stand. Und eben diese Adelheid wird bei Wippo als aus dem edelsten Geschlechte Lotharingens entsprossen genannt, womit der Beiname Mosellensis, welchen Gerhard bei dem Alpertus führt, trefflich übereinstimmt, da dieses Geschlecht auch zu dem mosellanischen oder lotharingischen Herzogthume gelangte.

Die Erwähnung dieses Geschlechtes giebt uns zugleich Gelegenheit zur Erhärtung der Eingangsgemachten Behauptung über die Vernachlässigung des genealogischen Studiums, eine Bemerkung zu einer Note in den Monum. Germ. zu machen. Das Chronicon. S. Michaelis in pago Virdunensi (in den Mon. Germ. VI. p. 84 b) hat uns zum J. 1034 folgende Nachricht aufbewahrt.

Die Abtei S. Michael hatte in der Gegend von Sainctois (südlich von Toul) Besitzungen gehabt, welche die Herzoge als Bögte des Klosters an sich gezogen, und zum Theile wieder als Lehen vergeben hatten. Da nach dem Tode des Herzogs Dietrich, dessen Sohnes und Enkels, nur mehr zwei Prinzessinnen, Sophie und Beatrix, am Leben waren, welche von der Kaiserin, ihrer Mutter Schwester (amita) am königlichen Hofe erzogen wurden, wandte der Abt sich an den Kaiser, und erhielt auf das Fürwort der beiden jugendlichen Waisen, an die er sich gewendet hatte, des Seelenheils ihrer Eltern eingedenk zu sein, die Erfüllung seiner Bitte um Zurückstellung der entriessenen Güter, indem ihm der Kaiser zugleich den Grafen Gerhard, seinen Neffen (nepos), der in jener Gegend an Besitz und Reichthum vor Allen mächtig dastand, als Vogt und Beschützer aufstellte.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Juni.

Nro. 68.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Dynastische Forschungen von Leopold Frhrn.
v. Ledebur.

(Schluß.)

Die Note 20 giebt hinsichtlich des Sohnes Herzog Dietrichs folgendes: *Fridericus II, qui anno 1033 obierat. De eius filio nihil compertum habemus. Cum Laurentius vero in hist. Virdun. dicat, Fridericum, filium Theoderici ante patrem obiisse, quod falsum esse constat, fortasse Friderici II filium pariter Fridericum nominatum intellexit. Huic fortasse nupsit soror quaedam Cunegundis imperatricis, ex qua filias Sophiam et Beatricem accepit, id quod statuit Belhomme Antiq. Voges. p. 239 ut monet Stenzel Fr. K. II, p. 116.*

Wäre dem Verfasser dieser Note die Genealogie der deutschen Kaisersfamilien besser im Gedächtnisse gewesen, hätte ihm sogleich erinnerlich sein müssen, daß hier nicht die Kaiserin Cunigunde zu verstehen sei, sondern Gisela, die Gemahlin K. Conrads, welche wirklich die amita der beiden Schwestern Sophie und Beatrix, Töchter aus der Ehe von Giselens Schwester Mathilde mit dem Herzoge Friedrich von Lothringen war.

Der im weitem Verlaufe der Erzählung erwähnte Graf Gerhard ist als Sohn Adelberts, des Bruders von K. Conrads Mutter Adelheid, wirklich ein nepos augusti. Auch ein von dem Verf. vorliegender Schrift gemachter Ausspruch giebt uns den Beweis, wie wenige Beachtung wirkliche Entdeckun-

gen auf dem Gebiete genealogischer Forschung finden. Bei Besprechung der Herrn von Gladebach sagt er von Luitgard (welche mit Heinrich von Kazenellenbogen und dann mit Grafen Goswin von Staleck vermählt gewesen), „unbekannt war bisher, welchem Geschlechte Luitgard entsprossen war u.“

Gensler hat diese Entdeckung schon vor fünfzig Jahren gemacht, und selbe in seiner Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld, Schleusingen 1803, mitgetheilt, indem er S. 153 wörtlich aufführt: „Heinrich Gr. von Kazenellenbogen † 1102. Gem. Luitgard, deren Brüder Erlach, Theodorich und Adelger Dynasten von Gladebach im Bergischen waren, wie aus dem Zusammenhalt der 17 Urk. im Diplomatar des III Theils der Kremerischen Beiträge zur Gütch- u. Bergischen Geschichte v. J. 1102 mit der Urk. 19 vom J. 1117 l. c. erhellt, wo die in jener Urkunde mit ihrer Mutter ohne Geschlechtsnamen benannten Brüder nun mit dem Familiennamen Theodericus de Gladbach et Adelgerus frater eius erscheinen. Ein Umstand, der dem scharfsinnigen Wenk entgangen, und noch nicht bemerkt worden ist.“

In dem zweiten Aufsatze: Der Antoingsche Stamm mit seinen Zweigen, wird der Ursprung der Grafen von Wassenberg und Cleve und deren Zweige, der Grafen von Gelbern, Kessel, Kridenbach, Heinsberg und Falkenburg nach den Herzogenrather Klosternachrichten von zwei Brüdern Gerhard und Rutger abgeleitet, welche, Flandern verlassend, sich unter den Schutz des römischen Königs begaben und von diesem zu Wassenberg und Cleve Besitzungen erhielten.

Gerhard wurde der Gründer des Wassenbergischen Geschlechtes, in welchem die Herrn von Antoing die Primogenitur bildeten, während die Secundogenitur sich in die Linien von Wassenberg (mit den Zweigen von Wassenberg-Geldern und Kessel-Kriekenbach) und von Heinsberg-Falkenburg absonderte. Rutger wurde der Gründer des Hauses Cleve. Alle diese Zweige werden in besondern Paragraphen weiter besprochen, bei deren einem, welcher von den Grafen von Heinsberg und Falkenburg handelt, wir länger verweilen müssen.

Goswin von Heinsberg, welcher in den Jahren 1051 — 1061 in den Urkunden als Zeuge erscheint, wird als Enkel jenes Gerhard von Antoing angenommen, der um 1020 zu Wassenberg einen neuen Anfsitz erwarb, und dennoch soll dieser Enkel eine Gattin gehabt haben, die mit seinem Großvater in gleichem Alter hätte stehen müssen. Es wird ihm nämlich nach einer Stelle des Annalista Saxo, die Dda, die Tochter des am 15 März 990 verstorbenen Grafen Siegfried von Walbeck als Gattin beigegeben, mit der er zwei Söhne, die Grafen Gerhard und Goswin den Jüngern gezeugt habe, von denen der erstere in den J. 1105 — 1129, letzterer zwischen 1085 — 1166 gelebt haben soll. Hält man diese Zahlen als die Ein- und Ausgangspunkte zweier Menschenalter zusammen, so müßte daraus folgen, daß, wenn auch Dda im letzten Lebensjahre ihres Vaters geboren wäre, zwischen dem Jahre ihrer Geburt und dem letzten urkundlichen Auftreten ihres zweitgeborenen Sohnes 176 Jahre in Mitte lägen, ein Zeitraum für zwei Generationen, der augenscheinlich ins Unglaubliche geht.

Der Ursprung dieses Irrthums, den auch G. W. v. Raumer in seinen Stammtafeln theilt, liegt auch darin, daß man die Herren von Heinsberg, die ja nach den Nachrichten des Klosters Herzogenrath Sprossen des Gerhards von Antoing sind, der erst um 1020 sich zu Wassenberg niederließ, mit dem ältern Falkenburgischen Geschlechte für identisch hielt, und damit auch die ältere Dda von Walbeck mit einer jüngern Dda in eine Person verschmolz, während sie doch von einander geschieden werden müssen. Auch giebt der Annalista Saxo ausdrücklich

an, die Dda von Walbeck habe den Herrn Goswin von Falkenburg geehlicht, nicht von Heinsberg, so daß seine Angabe ganz gut aufrecht erhalten werden kann, indem zwischen der Dda, welche den Goswin von Falkenburg als Gatten hatte, und der Dda von Heinsberg, die mit ihren Söhnen Gerhard und Goswin (dem Gemahle der Adelheid) das Kloster Heinsberg stiftete, nothwendig ein Unterschied gemacht werden muß, da zwischen beiden gleichnamigen Matrizen unstreitig mehrere Generationen liegen.

Ein gleicher Irrthum liegt in der Angabe, Graf Gerhard (der Dda von Walbeck Sohn) habe sich mit des Grafen Dietrich von Plögecke Tochter Irmengard, der am 26 November 1154 verstorbenen Wittwe des Markgrafen Udo der Nordmark, vermählt. Daß der Annalista Saxo, der auch hiezu angezogen wird, in der theilweise angeführten Stelle von zwei verschiedenen Irmengarden spreche, ergibt sich aus der oben entwickelten Zeitenfolge von selber. Der Annalista Saxo sagt: Theodericus comes de Ploceke . . . genuit . . . duas filias Irmingardem et Adelheidem Irmingardis nupsit Udoni marchioni totaque haereditas avi sui Conradi comitis (von Magdeburg) cessit ei, genuitque ei Henricum marchionem et duas filias. Filiam autem praenominati Sigefridi de Waldbicka nomine Odam accepit quidam illustris nomine Goswinus de Valckenberch, peperitque illi Gerhardum et Gozuvinum comites. Gerhardus comes duxit Irmingardim marchionissam viduam Udonis marchionis, quibus ambobus illicite nupserat, quia utriusque neptis consanguinea fuit. Die Bemerkung des Annalista, daß die Irmengard, welche zuerst mit einem Markgrafen Udo und dann mit dem Grafen Gerhard (den Sohn der Dda von Walbeck) verheirathet war, mit beiden in unerlaubter Ehe gestanden sei, kann unmöglich auf die Irmengard, Tochter des Dietrich von Plögecke, bezogen werden. Diese, Udo's von Stade Wittwe, wird von dem Erzbischofe Adalbero von Hamburg im J. 1143 nobilis et religiosa domna genannt *), ein

*) Vide Lappenberg Hamburg. Urkundenbuch p. 159 Nr. 169.

Prädicat, daß er ihr gewiß nicht beigelegt hätte, falls sie wiederholt Ehen eingegangen, welche den Kirchengeboten zuwider liefen.

Nehmen wir an, Oda von Walbeck, Gerhards Mutter, habe diesen ihren Sohn erst in sehr hohem Alter geboren, so hätte derselbe seine Ehe mit der Wittwe des im J. 1106 gestorbenen Markgrafen Udo von Stade erst im J. 1107, also 117 Jahre nach dem mindest möglichen Geburtsjahre seiner Mutter eingehen können!

Doch dieser Mißgriff ist schon ein alter, und bereits von Albertus Stadensis begangen, der die von dem Annalista Saxo gegebene Nachricht mißverstehend, die Irmengard, welche den nördlichen Markgrafen Udo zum Gatten hatte, in zweiter Ehe den Gerhard von Heinsberg heirathen läßt. Er sagt: *Marchio Udo . . . Helperici comitis de Ploceke . . . sororem . . . Ermengardim duxit, . . . mortuo Udone et filio suo Heinrico, Ermengardis nupsit Gerardo de Heinsberg, fratri Gozwini, ex qua habuit filium Sifridum . . . insuper filiam Udam, quam duxit Sifridus de Erteneburg.* Durch diese Angabe würde die Ehe Gerhards mit dieser Irmengard noch weiter hinausgerückt, denn Markgraf Heinrich starb erst 1128, nach dessen Tode sich Irmengard mit Gerhard verheirathet hätte, und doch soll der aus dieser Ehe entsprossene Sohn Sigfried schon 1137 auf dem Zuge König Lothars bei Bari in Italien umgekommen sein.

Alle diese Unmöglichkeiten hat der oben erwähnte Gensler in seinem Werke aufgedeckt, und dem Gerhard eine andere Irmengard als Gattin ermittelt, auf welche die Nachricht des Annalista Saxo über ihre zweimalige gegen die Kirchengebote eingegangene Ehe vollkommen paßt, jene Irmengard nämlich, welche zuerst Ditto, den Neffen des Erzbischofs Ditmar, zum Gatten hatte, und deshalb in den Kirchenbann kam, womit des Annalista Saxo Nachricht trefflich übereinstimmt. Ditmar sagt zum J. 1017: *Mense eodem et XVII Kal. April. magna sit in Niumagen synodus, et nepos meus Otto et uxor eius Irmengard, consanguinitate proxima iniuste diu coniuncti ob inobedientiam con-*

tinua vocationis excommunicati sunt, cooperatores vero eorum ab episcopis vocantur ad satisfactionem. Die übrigen Lebensverhältnisse dieses Ditto, nach seinem Schlosse von Hammerstein benannt, haben die Schriftsteller über das heffisch-conradinische Haus hinlänglich entwickelt. Gensler weist ihm auch den Besitz einer Markgrafschaft nach, die ihm seiner blutschänderischen Ehe wegen gerichtlich abgesprochen und entzogen wurde, so daß auch in dieser Hinsicht die Angabe des Annalista, der ihn Markgraf nennt, gerechtfertigt erscheint. Ob aber Irmengard, wie Gensler will, eine Tochter Conrads von Worms sei, ist eine Frage, die einer weitern Untersuchung vorbehalten bleiben muß. Aus diesen Bemerkungen geht aber hervor, daß die S. 27 gegebene Stammtafel des Heinsbergischen Geschlechtes eine bedeutende Veränderung zu erleiden habe.

In Numer III werden die Besitzungen aufgezählt, nach denen sich die alten Grafen von Cleve Antoingeschen Stammes außer ihrer Stammburg Cleve genannt haben. Es sind Tomburg an der Eifel, Heinsberg *), Dinslaken, Meissen, Saarbrücken, Hülchrab (im heut. Kreise Grevenbroich), Kervenheim (im Kreise Geldern), Linn (im heutigen Kreise Arefeld).

*) Hier wird eines im J. 1172 verstorbenen Grafen Dietrich von Cleve und seiner Gattin Adelhheit gedacht. Da der letztern Geschlecht nicht angegeben ist, wird es nicht überflüssig sein anzuführen, daß sie eine der Erbtöchter des Grafen Gebhard II. von Sulzbach war, und ihrem Gatten einen Theil des reichen Nachlasses ihres Vaters zubrachte, den sie nachher an K. Friedrich I. verkaufte, wie dies aus des Prof. Moriz Stammreihe und Geschichte der Grafen von Sulzbach in den Abhandlungen der histor. Classe der k. b. Akademie der Wissensch. Bd. I. Th. II. München 1833 ausführlich zu ersehen. Durch die von Lacomblet, Urkundenb. f. d. Gesch. des Niederrheins Bd. I. Nr. 404 mitgetheilte Urkunde ergiebt sich zugleich, — was Moriz vergeblich zu ermitteln gesucht hatte, — welcher Dietrich von Cleve deren Gatte gewesen, indem sich derselbe als der Sohn Arnolds (dessen Anniversar auf X. Kal. Mart.) und der Ida (deren Anniversar VI. Kal. Aug.) herausstellt.

IV. Die Grafen von Mörs.

Um das mit dem J. 1226 plötzlich erfolgte Auftreten eines gräflichen Geschlechtes zu erklären, das mit der schwankenden Bezeichnung comes, nobilis vir, dominus oder wohl gar bloß mit Angabe der ritterlichen Würde, als miles seine Mitglieder bezeichnet, in Lehensabhängigkeit von den Grafen von Cleve steht, und erst im 14ten Jahrhunderte durch Erbschaften, Familienverbindungen und ausgezeichnete Persönlichkeiten, besonders als Geistliche, eine große Bedeutung gewinnt, sieht der Verf. sich veranlaßt, da früher nicht eine Spur von einem dynastischen oder ritterlichen Geschlechte angetroffen wird, den ersten Träger dieses Namens, Grafen Dietrich, unter einem dynastischen Geschlechte der Nachbarschaft zu suchen, und findet durch das Wappenbild desselben die Hinweisung auf das Geschlecht der Grafen von Bianden, so daß er in dem genannten Grafen Dietrich von Mörs den Urenkel des von 1124 — 1172 erscheinenden Grafen Friedrich von Bianden zu erkennen glaubt.

In dem fünften Aufsatze: „Historisch diplomatischer Nachweis, daß die Herrn von Schöppingk in ihren älteren Vorfahren dem höhern deutschen Adel angehört haben,“ wird den Freiherrn op dem Hamme genannt Schöppingk, welche nach einer aus dem Ritterschafts-Archive zu Mitau beigebrachten Stammtafel durch einen Johann aus dem Amte Camen in Westphalen stammen, als ursprüngliche und Namen gebende Wiege das im Regierungsbezirke Münster gelegene Städtchen Schöppingen ermittelt, und die Träger dieses Namens ursprünglich als nobiles viri und somit als dynastischen Ursprunges, später als Ministerialen nachgewiesen, bis sie aus dieser Gegend verschwinden, indem sie sich nach einem vorübergehenden Ansitze in der Grafschaft Mark, nach Curland wandten.

VI. Die Grafen von Sayn, Dießischen Stammes.

Zu Ermittlung der Vorfahren der beiden um die Mitte des 12 Jahrhunderts vorkommenden zwei Brüder Heinrich und Eberhard Grafen von Sayn, wird der Beweis geführt, daß Heinrich von Dieß,

welcher in K. Friedrich I. Urkunden so oft erscheint, mit dem obigen Heinrich von Sayn identisch sei, und daß seines Bruders Eberhard Sohn, Heinrich, nachdem der Lehensbesitz von Saffenberg und die obere Schirmvogtei über die Kirche S. Petri, über Bonn u. m. a. von dem Erzbischofe von Cöln den mächtigen Grafen von Saffenberg entzogen worden war, sich auch Graf von Saffenberg genannt habe, und daß Bruno IV., Erzbischof von Cöln, dem Saynischen Geschlechte angehöre.

Der Aufsatz VII: „Die edlen Herren von Holte,“ entwickelt die Geschichte eines westphälischen Adelsgeschlechtes, früher dynastischen, später ritterlichen Standes!

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen, als mit Stenzels Worten, die er bei Besprechung der Genealogie des fränkischen Kaiserhauses niedersetzte:

„Ich gestehe, daß ich nur einen Genealogen kenne, der zuweilen, doch selten irrte, dem man daher mit Zuversicht vertrauen kann, nämlich Johann David Köler. Möchte er doch ein Muster für neuere Genealogen geworden sein.“

K. A. Muffat.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Juni.

Nro. 69.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Geschichte Bayerns. Zum Gebrauche bei academischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Dr. M. Th. Conzen, Prof. der Geschichte an der Universität Würzburg. Münzster. Verlag der Coppenrathschen Buch- und Kunsthandlung. 1853. 8. S. VIII u. 307.

Die bayerische Geschichte hat theils im Einzelnen, theils im Ganzen von früher Zeit her viele und mitunter ausgezeichnete Bearbeiter gefunden. Doch aber stellt sich, da in der neuesten Zeit viele neue Quellen aufgeschlossen, Einzelheiten trefflich beleuchtet, auch manche hergebrachte Irrthümer berichtigt wurden, eine wiederholte Bearbeitung als dringend nothwendig dar, eine Bearbeitung, welche vorzugsweise für die gebildeten Kreise des Volkes berechnet ist. Das größte Verdienst Westenrieders als Historikers liegt, wie Ref. dafür hält, ausschließlich darin, daß er es wie keiner vor ihm und nach ihm verstand, die Vaterlandsgeschichte zum Gemeingut des Volkes zu machen. Und eines zweiten Westenrieders bedürfen wir jetzt.

Der Verf. der vorliegenden Geschichte mußte, da er sie zunächst zu academischen Vorträgen bestimmte, eine andere Bahn gehen, und es ist nicht zu verkennen, daß er seine Aufgabe in entsprechender Weise theils schon gelöst hat, theils, wie die vorliegende erste Abtheilung erwarten läßt, in kurzer Zeit lösen wird.

In fast allen bisherigen ähnlichen Werken wurde ausschließlich nur die Geschichte Altbayerns behandelt,

die der neu erworbenen Provinzen aber entweder gänzlich übergangen, oder doch nur nebenher berührt, in dem vorliegenden Werke dagegen hat die Geschichte aller Bestandtheile des Königreiches eine gleichmäßige Berücksichtigung gefunden.

Wenn der Hr. Verf. als die Aufgabe der bayerischen Geschichte die Darstellung bezeichnet, wie sich die öffentlichen Verhältnisse auf dem dormaligen Gebiete des Königreiches Bayern von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage entwickelt haben, so sind die Grenzen derselben dem Begriffe nach zu enge gesteckt. Glücklicher Weise hat sich der Verf. dieser Beschränkung in der Ausführung selbst nicht unterworfen.

Ganz besonders verdienstlich ist die Zusammenstellung der bayerischen Geschichtslitteratur, die längst dringendes Bedürfnis war. Auf Vollständigkeit kann dieselbe zwar allerdings nicht Anspruch machen, doch wird man nicht leicht ein Werk, das einigermaßen Beachtung verdient, vermissen, und besonders dankenswerth ist, daß der Verf. die urkundlichen Mittheilungen und Elaborate, welche in den verschiedenen Zeitschriften, namentlich in denen der historischen Vereine sich finden, sorgfältig und in zweckmäßiger Ordnung zusammengestellt hat. Ausführlich verbreitet er sich über die Entstehung und die Leistungen der historischen Vereine in Bayern, und giebt denselben verschiedene Rathschläge, von denen besonders der alle Beachtung verdient, daß dieselben die Mittheilung von Ausarbeitungen möglichst beschränken, dagegen vorzugsweise quellenmäßiges Material veröffentlichen möchten. Als eine vorzüg-

XXXVIII. 69

liche, bisher aber soviel als gar nicht beachtete Aufgabe der historischen Vereine bezeichnet der Verf. die Herstellung einer bibliotheca (historiae) Bavarica d. h. eines systematischen Verzeichnisses aller die Geschichte Bayerns betreffenden Druckschriften und zugänglichen Handschriften — ein sehr verdienstliches Werk, dessen Ausführung nicht so schwierig ist, als man sich vielleicht denkt, da, was bereits von Weber, Kretin, Reithofer (Mspt.) und hier von dem Verf. geleistet wurde, sich un schwer vervollständigen ließe.

In der vorliegenden ersten Abtheilung, welcher dem Plane gemäß noch zwei folgen sollen, behandelt der Verf. die Geschichte von den frühesten Zeiten bis zur Wiederaufstellung der Volksherrzoge d. h. bis zu Anfang des 10 Jahrh. und theilt dieselbe in drei Perioden. Er hebt zweckmäßig mit den Kelten an, da dieselben die ersten Bewohner der nachher bayerischen Lande waren, geht dann von diesen über auf die Germanen und die Römer in Deutschland, stellt sodann die Berührungen und Verhältnisse beider in Kürze dar und gelangt so zu den Baiuwaren. Ueber die Abkunft derselben sind wir noch keineswegs hinlänglich aufgeklärt trotz der vielen gelehrten Forschungen, welche hierüber veröffentlicht sind. Vor noch nicht gar langer Zeit galt es als unanfechtbare Gewißheit, daß die keltischen Bojen der Bayern Stammväter seien, und als eine Veründigung an der bayerischen Nation, wenn man auch nur leise Zweifel dagegen sich zu äußern erlaubte, indem so dieselben um ihr hohes, ehrwürdiges Alter gebracht würde. Es kostete schwere Kämpfe, bis es gelang diese fixe Idee zu überwältigen, und schon schien sie für immer beseitigt zu sein, als unlängst neuerdings alles Ernstes die glorreiche Abkunft der Bayern von den Bojen als eine unangreifbare Thatsache hingestellt wurde ohne die geringste Rücksichtnahme auf die wichtigen Gründe, welche dagegen längst ans Licht gestellt worden sind. Selbst die bestimmtesten Nachrichten eines Cäsar, Tacitus und anderer Quellen-Geschichtschreiber bestehen nicht vor dem Richtersthule dieses überschwänglichen Patriotismus. Da nämlich in der deutschen Sprache, in dem ganzen deutschen Wesen der Bay-

ern der entschiedenste Beweis gegen die keltische Abkunft derselben liegt, so behauptet er nun im völligen Widerspruche mit den Quellenchriftstellern, die Bojen seien gleichfalls Deutsche gewesen. Der Patriotismus bedarf keines Beweises. Noch nennt man uns genau das Jahr und selbst die Stelle, wann und wo die stets landesflüchtigen Bojen, nachdem die Stürme der großen deutschen Völkerströmung ausgelobt hatten, unter Führung des Herzogs Theodo in ihre alte Heimat Bayern, welches ihnen die Germanen, die alle Provinzen des römischen Reiches überschwemmten und besetzten, offen gelassen haben sollen, wieder eingezogen, nämlich i. J. 508 bei dem heutigen Dietfurt d. h. „Theodosfurt“ an der Altmühl. Da es mehrere Ortschaften dieses Namens giebt, im Badischen allein drei, im Oesterreichischen zwei, so wird der Herzog Theodo auf seinen Wanderungen ohne Zweifel auch dorthin gekommen sein, und „Dietwege“, deren es ebenfalls mehrere giebt, z. B. in der Würzburger Markung, bei Dichtlingen im Badischen, bei Altesheim im Elsaßischen, im Hamburgischen, endlich in Speier vormals selbst eine „Dietprücke“, werden wohl die Straßen sein, auf welchen Herzog Theodo seine Bojen nach Bayern zurückgeführt hat. Wir wissen nun zwar allerdings gewiß, daß das Wort „Diet“ in gar keiner Beziehung zu Theodo steht, sondern einfach „Volk“ heißt, wie denn auch in einer Urkunde das Wort „Dietweg“ durch die Apposition „solkweg“ erklärt ist, allein der Patriotismus läßt sich durch dergleichen nicht irre machen. Das sollte jetzt, nachdem das Studium der altdentschen Sprache so große Fortschritte gemacht hat, nicht mehr unbekannt sein. Der Verf. der vorliegenden Geschichte hat diese boische Abkunft kurz in folgenden Worten, die den Kern bilden, abgefertigt: „Abgesehen davon, daß ein Volk wie die Bojer (Bojen), das zersplittert und dessen Nationalität gebrochen war, sich nach vierhundertjähriger Knechtschaft schwerlich zu solcher Kraft erheben kann, so ist es doch unmöglich, daß ein ächt deutsches Volk, wie die Bayern, von einem keltischen Volke stamme.“

In der neuesten Zeit hat sich die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß die Bayern von den

Markomanen abstammen, allein sie fand starken Widerspruch von Seite derer, welche den Bayern ein Völkergemisch, nämlich die Sthyren, Turkelinge, Rugen, Heruler und Markomanen als Stammväter anweisen. Man sieht, daß beide Ansichten doch nicht sehr weit auseinander gehen, da die Markomanen auch nach dieser Ansicht als Theilhaber erscheinen. Der Hr. Verf. hat sich für das Völkergemisch ausgesprochen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil neben dem herrschenden herzoglichen Geschlechte noch fünf andere bevorzugte, denselben fast gleichberechtigte Geschlechter vorhanden waren, was sich nur durch die Annahme erklären lasse, daß dieselben die Fürstengeschlechter der einzelnen zu einem Ganzen sich vereinigenden Stämme seien. Sieht man dies zu, so muß man auch einräumen, daß die einzelnen Fürsten dieser verschiedenen Völker freiwillig ihre Herzogsrechte an einen derselben abgetreten haben, da, wären sie der Gewalt erlegen, ihnen wohl schwerlich solche Vorzüge würden eingeräumt worden sein. Die freiwillige Entfugung hat aber so geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie ohne ein ausdrückliches Zeugniß, welches jedoch nicht vorhanden ist, kaum wird angenommen werden dürfen. Außerdem steht das Dasein dieser fünf bevorzugten Familien der Ansicht, welche die Markomanen ausschließlich für die Stammväter der Bayern erklärt, keineswegs entgegen, da dieselben nicht ein in sich abgeschlossenes Volk, sondern vielmehr ein Verein mehrerer unter sich verbündeter Völker waren. Zu diesem Vereine gehörten, wie wir namentlich wissen, die Quaden und die Mariskanen. Ist somit auch die Abkunft der Bayern noch keineswegs hinlänglich ermittelt, so steht doch ihre deutsche Herkunft fest.

Die vielen Theodonen, welche uns die Sage vorführt, hat der Verf. wie billig dem Fabelreiche, welchem sie angehören, nicht zu entreißen versucht, sondern in Uebereinstimmung mit den Quellen die Reihe der agilolfingischen Herzoge mit Garibald eröffnet. Ihre Wiederbelebung hat man in der neuesten Zeit nur aus dem Grunde versucht, um die Ankunft des heil. Rupert in den Ausgang des sechsten Jahrhunderts hinaufrücken zu können und um

so für die bayerische Nation ein ganzes Jahrhundert (freilich ein Vacuum) zu gewinnen. Der Verf. erörtert weitläufig (S. 191) die Geschichte des noch schwebenden Streitcs. Gegen das traditionelle System hat denn auch der Verf. sich mit Recht dahin ausgesprochen, daß „die vorhandenen Quellen, wie sie vorliegen, zur Annahme des kritischen Systemes zwingen.“ Eine von Nebenrückichten freie, leidenschaftslose Forschung, eine solche, welche eben nur der Wahrheit nachstrebt und welche allein der Wissenschaft frommt, wird wohl kaum je zu einem anderen Resultate führen, es müßten denn neue Quellen, welche dagegen Zeugniß geben, aufgefunden werden. Von derselben Seite her ward uns jüngst ohne Zweifel auch zur Bethätigung des Patriotismus verkündigt, daß die Sthyren von den Agilolfingern abstammen, eine Behauptung, welche, da sie jeglichen Grundes entbehrt, im Ernst gar nicht auf den Markt gebracht werden sollte. Als sichereren Stammvater der Sthyren kennen wir den Markgrafen Liutpold, einen Abkömmling der Karlinge, ungewiß, ob von männlicher oder weiblicher Seite derselben. Der Verf. hat die verschiedenen Ansichten der Forscher über denselben bündig zusammengestellt (S. 238). Paul Diaconus' liebliche Erzählung von der Werbung des Langobarden Königes Luthari um die Hand der schönen Theodolinde wurde, da sie mehr einem Roman, als einem historischen Factum ähnlich sieht, und weil sie sich mit Fredegars Nachrichten nicht gut vereinigen läßt, vielfach bezweifelt, wird jedoch beglaubiget durch eine erst in jüngster Zeit entdeckte langobardische Chronik aus dem siebenten Jahrhundert, welche dieselbe Thatsache und im Wesentlichen, wenn auch nur kurz auf dieselbe Weise berichtet.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
K. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.
Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- Dr. Fr. Wurmb und Dr. H. Caspar, Homöopathisch-
Klinische Studien. Wien 1852.
- D. Bahr's, Die Heilung des Scirrhus und Krebs.
Magdeb. 1853.
- Dr. F. W. G. Benedict, Abhandlungen aus dem Ge-
biete der Augenheilkunde. Bd. 1. 2. Breslau 1842
— 1845.
- Ch. Deval, Abhandlung über die Amaurose oder den
schwarzen Star. Ins Deutsche übertragen von J.
Herzfelder. Quedlinb. 1854.
- Dr. Rob. Dürr, Die operative Medicin und chirurgi-
sche Anatomie. Lief. 1. Schwäb. Hall 1853.
- A. Hannover, Das Auge. Leipzig 1852.
- W. Einhart, Ueber die Schenkelhernie. Erlangen 1852.
- Dr. A. Smee, Das Sehvermögen in seinem gesunden
und krankhaften Zustande. Weimar 1853.
- Dr. A. J. van Heckeren, De operatione Rhinoplas-
tica secundum clinici chirurgie Bonnensis En-
cheiresis. Bonnae 1853.
- Dr. L. Verhaeghe, Mémoire sur un nouveau pro-
cédé opératoire pour la guérison des ruptures
complètes du périnée. Brux. 1852.
- Dr. Jos. E. v. Wattmann, Ueber die Steinzerboh-
rung und ihr Verhältniß zum Blasenschnitte. Wien
1835.
- —, Ueber Verrenkung am Hüftgelenke und
ihre Einrichtung. Wien 1826.
- Dr. A. Wernher, Handbuch der allgemeinen und spe-
ziellen Chirurgie. Bd. 1. 2. Gießen 1846—1851.
- Dr. D. H. With, Das Ohrentönen und die nervöse
Schwerhörigkeit. Altona 1853.
- Dr. Ch. Braun, Monographie des eaux minérales de
Wiesbaden. I Cahier. Wiesbad. 1852.
- J. Ferstl v. Förstenaun, Die Bade- u. Anstalt zu
Euhatschowitz in Mähren. Wien 1853.
- J. Fischel, Prag's F. F. Irrenanstalt. Erlangen 1853.
- Dr. A. Gödden, Die Carbonisation des Blutes als Heil-
mittel. Berlin 1853.

- Dr. Guggenbühl, Der Abendberg im Kanton Bern.
Die Heilung und Verhütung des Cretinismus und
ihre neuesten Fortschritte. Bern 1853.
- B. M. Lersch, Einleitung in die Mineralquellen. Lief.
1. Erlangen 1852.
- E. Hering, Amerikanische Arzneiprüfungen. Heft. 1. 2.
3. Leipzig 1853.
- Dr. Fr. Krauß, Beschreibung der Mineralquelle zu
Mergentheim. Stuttgart 1853.
- Dr. E. J. Melicher, Erster Bericht über das Institut
für Schwedische Heilgymnastik und Orthopädie zu
Wien. Wien 1853.
- Dr. Mialhe, Die Rezeptirkunst. Deutsch von Dr. R.
Biesel. Breslau 1852.
- Dr. Fr. Müller, Kurze Abhandlung über den Gebrauch
und die Wirksamkeit der Heilquellen zu Homburg
vor der Höhe. 6 Aufl. Homburg 1853.
- Will. T. G. Morton, Sulphuric Ether. 2 Reports.
Boston 1852.
- Dr. Fr. Desterlen, Handbuch der Heilmittellehre. 5te
umgearb. Aufl. Tübingen 1853.
- Dr. G. Porges, Specifische Wirkungsweise und phy-
siologische Analysen der Carlsbader Heilquellen. Des-
sau 1853.
- Dr. L. Posner, Encyclopädisches Handbuch der Brun-
nen- und Badekunde. Th. 1. Berlin 1853.
- Dr. A. Reumont, Denkschrift über die Einrichtung
vollständ. Apparate zum Einathmen der Gase und
Dämpfe der Schwefel-Thermen zu Aachen. Aachen
1853.
- Dr. H. G. Schneider, Handbuch der reinen Pharma-
kodynamik. Lief. 1. Magdeb. 1853.
- Dr. K. Schöman, Lehrbuch der Arzneimittellehre. Je-
na 1853.
- Dr. A. Schwabe, Bad Ilmenau am Thüringer Walde.
Jena 1853.
- L. Trautwein, Die Soolquellen zu Kreuznach. Kreuz-
nach 1853.
- B. Zanon e G. A. Cenedella, Analisi e giudizio
delle acque artesiane di Venezia. Venezia 1847.
- Dr. F. H. Arneith, Ueber Geburtshilfe und Gynäko-
logie in Frankreich, Großbritannien und Irland.
Wien 1853.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Juni.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Geschichte Bayerns u. von Conzen.

(Schluß.)

Mit mehr Grund wird bezweifelt, daß Waldrada ihre Mutter und Garibalds Gemahlin war. Dieser Zweifel gründet sich auf Paul Diaconus Geschichte, welcher zufolge jener Garibald, der sich mit Waldrada vermählte, ein ganz anderer war als der bayerische Herzog, indem er diesem den Königstitel giebt, während er jenen einen Vasallen des fränkischen Königs Chlotar (unum ex suis) nennt. Auch Gregors von Tours Nachricht, daß der Gemahl der Waldrada Herzog war, läßt es zweifelhaft, ob darunter der bayerische Herzog gemeint sei, da es im fränkischen Reiche viele Herzoge gegeben. Dies ist zwar allerdings richtig, allein wären damals mehrere Herzoge dieses Namens vorhanden gewesen, so darf man wohl annehmen, daß dieser Geschichtschreiber, um keine Verwechslung zu veranlassen, Waldradas Gemahl näher gekennzeichnet haben würde, daher gestattet sein mag, dieselbe auch fernerhin als die Gemahlin des bayerischen Herzogs Garibald gelten zu lassen, obgleich erst in der jüngsten Zeit wieder ernstlichst Einsprache dagegen erhoben wurde. Auf dieser Thatsache beruht die Annahme, daß damals schon, da die herzogliche Familie dem Christenthume zugethan war, wenigstens der größere Theil der Bayern dem Heidenthume entsagt haben mußte, daher denn auch die Vertreter der Ansicht, daß der heil. Rupert schon zu Ende des 6 Jahrhunderts nach Bayern gekommen, zum Erweise derselben auf sie sich berufen. Der verdiente Forscher

Blumberger dagegen behauptet, wie schon früher, so erst jüngst wieder, daß weder die Bayern, noch auch die herzogliche Familie damals schon zum Christenthume sich bekannt haben, ferner, daß die Missionäre Eustachius und Agilius, welche als die ersten bekannten Heidenbekehrer der Bayern angesehen werden, gar nicht nach Bayern gekommen, indem die „Bajoarier“ oder „Bodoarier“, zu denen sich jene begaben, nicht die Bayern, sondern eine Völkerschaft in Frankreich in der Nähe von Luxeuil gewesen. Allein die Behauptung ist nicht haltbar. Allerdings zwar ließen die Namensformen „Bajoarier“ und „Bodoarier“ bezweifeln, daß darunter die Bayern gemeint seien, allein da in der Legende jener Missionäre gesagt wird, daß dieses Volk „in extrema Germania“ wohne, und daß sie, um dahin zu gelangen, ihren Weg „per Germaniae sinus“ nahmen, so ist hiemit Bayern unzweifelhaft bezeichnet. Der Hr. Verf. hat sich daher auch für die ältere wohlbegründete Ansicht ausgesprochen.

Verhältnißmäßig sehr ausführlich hat der Verf. die Rubrik „das Land und seine Gaue“ behandelt und sich hiebei von der Ansicht leiten lassen, daß die Gränzen der Gaue sich nur aus den Urkunden, aus jenen nämlich, welche neben den Ortschaften zugleich auch die Gaue benennen, zu welchen jene gehörten, ermitteln lassen, daher des Ritters von Lang Ansicht, daß die Gränzen der Gaue nur aus den Gränzen der kirchlichen Bezirke erkannt werden können, indem die Gränzen der letzteren mit denen der ersteren völlig zusammenfallen, verworfen. Allerdings haben sich mehrere der gründlichsten For-

XXXVIII. 70

scher von dieser Ansicht abgewendet, allein die Gründe, welche man gegen sie geltend gemacht hat, sind nicht ausreichend. Die erheblichste Einwendung ist die, daß diese kirchlichen Gebiete erst geschaffen wurden, als die Gaue sich schon aufgelöst hatten. Dies ist allerdings richtig, doch die Folgerung daraus möchte sich bestreiten lassen. Eine wichtige, bisher jedoch so viel als gar nicht beantwortete Vorfrage ist die: wie wurden die Gaue geschaffen? Sind sie ein Werk der Willkür, oder der naturgemäßen Entwicklung? Die Antwort kann gar nicht zweifelhaft sein für jeden, der nicht die organisierenden Liebhabereien der Neuzeit auf die älteren Zeiten überträgt. Und eben das, was die weltlichen Gebiete geschaffen, und was ihre Gränzen bestimmte, schuf und umgränzte auch die geistlichen Gebiete, und eben darum wird angenommen werden müssen, daß die Gränzen beider in der Regel dieselben sind. Es ist übrigens hier nicht der Platz, dies weiter auszuführen und zu begründen.

Der heftige Streit über die Gränzen des Nordgaves und insbesondere über die Frage: ob er fränkisch oder bayerisch gewesen, war unnöthig und nur dadurch veranlaßt, daß man die verschiedenen Zeiten nicht auseinander gehalten hat. Der Hr. Verf. hat dies ganz richtig erkannt. Wenn derselbe bemerkt, daß die Grafen des Nordgaves keine Gau-, sondern Markgrafen waren, so ist dies nur zum Theile richtig oder könnte doch Mißverständnisse veranlassen; denn die Markgrafen waren zugleich auch Gaugrafen, und die Grafen der Untergauc, z. B. des Gaves Rudmarsberg, waren keine Mark-, sondern bloß Gaugrafen. Die Frage: ob der Nordgau unter der Regierung des Herzogs Thassilo II zu Bayern gehörte, ist noch sehr bestritten, doch unterliegt es zufolge der Urkunde, welche von Karl d. Gr. über die Theilung des Reiches (806) unter seine Söhne ausgefertigt wurde, wohl kaum einem Zweifel, daß der Nordgau damals nicht mehr zu Bayern gehörte, sondern wahrscheinlich schon in Folge des unglücklichen Kampfes des Herzogs Odilo mit den fränkischen Gewalthabern im J. 743 abgerissen wurde. Dieser Ansicht ist auch der Verf. und mit Recht beigetreten.

Man sieht es diesem Werke leicht an, daß es

auf sorgfältigem Studium der Quellen und zugleich auch auf entsprechender Benützung der einschlägigen neueren Literatur beruhe. Sollte dessen ungeachtet manches zu beanstanden sein, so verliert darum dieses Werk nichts an seinem vorzüglichen Werthe. Wenn der Verf. z. B. den Donaugau bei Straubing an den Kelsgau gränzen läßt, oder wenn er sagt, daß mansus durchschnittlich 40 Morgen umfaßt haben mochte, während mansus ursprünglich dieselbe Bedeutung hat, wie mansio, und demnach nur der Raum zu verstehen ist, auf welchem sich die Gebäude eines Hofes befanden, so sind dies kaum nennenswerthe Versehen. Etwas mißliebiger erscheint dem Ref., daß der Hr. Verf. in Schreibung der Eigennamen der erst in neuerer Zeit üblich gewordenen Orthographie gefolgt ist. So schreibt er, um nur ein Beispiel anzuführen, „Altaich,“ während nunmehr keinem Zweifel unterliegen kann, daß nur „Altach“ die richtige Form ist. Jetzt, nachdem die Kenntniß der altdeutschen Sprache so große Fortschritte gemacht hat, darf man derlei Fehler nicht ganz ungerügt hingehen lassen, an diesem Werke um so weniger, als es sonst auf der Höhe der Wissenschaft steht.

Franz. Mich. Wittmann.

Die Jahresberichte des vaterländischen Museums Carolino - Augusteum der Landeshauptstadt Salzburg für die Jahre 1850 — 53. Mit xylographirten und lithographischen Tafeln. Salzburg. 8.

Was Gemeinsinn und das redliche Streben des einzelnen Mannes zu leisten vermögen, davon giebt das Museum Carolino - Augusteum ein merkwürdiges Beispiel. Aus den kleinen Ursprüngen einer Waffensammlung, die der dermalige Director des Museums, der k. k. Leihhausverwalter Süß, im Jahre 1835 anlegte, erwuchs durch die Bemühung des Gründers und den patriotischen Sinn der Bewohner des Kronlandes Salzburg, dem ehrenvolle

Anerkennung gebührt, die Sammlung zu einem höchst interessanten Antiken-, Kunst- und Naturalienkabinett. Die Geschichte des Museums zerfällt in zwei Perioden. Die erste beginnt mit dem Jahre 1835, dem seiner Gründung, und reicht bis zum Jahre 1850, in welchem Ihre Majestät, die Kaiserin Mutter Carolina von Oesterreich, das Protectorat des Museums übernahm. Während dieser Periode führt dasselbe den Namen: Städtisches Museum. Die in diese Periode fallenden Erwerbungen finden sich in den von Hrn. Süß herausgegebenen Schriften: Das städtische Museum. Salzburg 1844 und in den vom Jahre 1844 bis 1849 herausgegebenen Quartal-Berichten verzeichnet. Die zweite Periode, seit welcher das Museum den Namen Museum Carolino-Augusteum führt, beginnt mit dem Jahre 1850 und reicht bis auf die Gegenwart. Die Erwerbungen dieser Periode sind in den vier, in den Jahren 1850 — 53 erschienenen Jahresberichten, die der Gegenstand unserer Besprechung sein werden, enthalten.

Die Sammlung scheidet sich in die Alterthümer, die Gemälde und Handzeichnungen, die Modelle, Naturalien, die Bibliothek mit dem Archive und die Münzen, welche, so weit es die Räumlichkeit gestattet, systematisch geordnet, in fünf Sälen aufgestellt sind.

Die Alterthümer scheiden sich (Jahresbericht 1850 S. 15. 1851 S. 25. 1852 S. 34. 1853 S. 32) in antike und mittelalterliche. Die erstern bilden das sogenannte Antiquarium Romanum, das den ersten und fünften Saal umfaßt. Die Steindenkmäler, deren Anzahl bedeutend ist, sind theils Ueberreste der von dem Minister Manfredini aus allen Gegenden des Salzburgergebietes nach Salzburg gebrachten — viele giengen zu Grunde, einige kamen nach Wien ins Antikenkabinett —, theils sind sie Erwerbungen der neuesten Zeit. Die Lapidar-denkmäler zerfallen in die inschriftlichen (beschrieben und abgebildet in der Abhandlung: die römischen Denkmäler Salzburgs und seines weitern Gebietes. I. Abtheilung, die Schriftmale von Prof. Jos. v. Hefner, im I Bände der philosophisch-historischen Classe der kaisert. Akademie der Wissenschaften

in Wien) und in die bildlichen. Von den erstern sind zu nennen die Meilensteine der Kaiser Severus und Caracalla, nebst dem des Gordianus; von den Grabsteinen der des N. Munatius Lupus, Soldaten der 8 Cohorte des Augustus mit dessen Büste in Relief und der, welchen Placidus Vincius dreien aus seiner Familie errichten ließ. Der Stein hat das merkwürdige Relief eines Schwanes, der seine Fittiche zur letzten Fahrt des Erdenlebens hebt und seinen Hals emporstreckt, als fänge er sein Sterbelied.

Die bildlichen Denkmäler sind fast sämmtlich aus weißem Marmor. Referent hebt nur ein Paar von ihnen heraus, deren Bilder, wie ihm scheint, bisher nicht die richtige Deutung erhielten. Das eine Relief rührt, nach Angabe des Jahresberichtes 1850 S. 14, aus Bischofshofen her, und ist, wie die zur rechten Seite vorfindlichen Löcher für Klammern zeigen, ein Theil eines aus mehreren Stücken bestandenen Monuments. Das Hochrelief zeigt einen aus Quadern aufgeführten Thurm, an dessen unterm, vorspringendem Stützwerke zwei Männergestalten mit Lorbeer bekränzt und einem runden Schilde an der Linken sichtbar sind, wovon die eine einen Gegenstand, wie eine Fackel oder Gefäß gestaltet, in wagrechter Richtung hinaushält. Der obere Theil des Thurmes ist zerstört und man glaubt auch hier eine beschildete Figur zu erblicken. Auf der Erde links steht ein Gegenstand, den man für eine Ara halten könnte. Ref. glaubt in dem Bilde zwei Späher (speculatores) zu erblicken, die eine Siegesnachricht entfernten Kriegern mittheilen, die ara könnte auf ein Opfer, den Göttern deshalb dargebracht, deuten. Hr. Director Arnetz erklärt (in seinen archäolog. Analecten S. 3 Taf. IV) das Relief als in Bezug auf Hero, die mit einer Priesterin der Aphrodite auf dem Thurme stehend dem schwimmenden Leander den Hellespont beleuchtet. Gegen diese Erklärung streitet aber offenbar der Umstand, daß die Figuren männlich sind. Ein zweites Relief (Jahresbericht 1851 S. 27), das einen nackten Mann vorstellt, der, auf das linke Knie niedergelassen, mit der rechten Hand einen Stock gegen ein heranspringendes Thier schwingt,

wurde bisher als Mithras oder Theseus gedeutet. Die Erklärung ist aber unrichtig. Es ist Aktäon, wie er mit einem Hirtenstabe (*λαγωβόλος*), dessen sich auch Theseus auf dem Voiger-Mosaik als Waffe gegen den Minotaurus bedient, einen ihn angreifenden Hund nieder schlägt. Die sprossenden Hörner Aktäons sah man für einen Nimbus und den Hund für den Urstier Abudad des Mithras, oder den marathonischen Stier oder die Sau Phaia, die Theseus erlegte, an.

Den Steindenkmälern reihen sich die Mosaiken an, die im Jahre 1841 am Michaelsplaz in Salzburg bei Grundsteinlegung des Mozartdenkmals gefunden wurden (Jahresb. 1851 S. 26). Der größte Theil jenes Fundes ist leider vernichtet; denn durch die schlechte Verpackung und das feuchte Local in der Winterresidenz, wo die Kisten mit den Mosaikböden nach ihrer Aushebung untergebracht waren, haben diese so gelitten, daß von 150 Kisten nur der Inhalt von 44 als unbeschädigt erfunden wurde. Unter den zu Grunde gegangenen sind leider auch die zwei schönen jugendlichen Köpfe mit den phrygischen Mützen, so wie eine der drei Ringerguppen, nämlich jene, wo der eine Ringer den andern umfaßt hält, oder, wie die lithographirte Zeichnung ungenau giebt, sich der eine auf den Rücken des andern geschwungen hat. Auch von den beiden Greifenköpfen hat derjenige, der an Gesichtsbildung der ältere ist, stark gelitten, indem die rechte Seite des Gesichtes gänzlich zerstört ist. Man glaubte bisher in diesen Greifenköpfen mit dem abgehauenen Horn, aus dem Blut träufelt, das eine züngelnde Schlange auffängt, den Achelous zu erkennen, dem Herkules im Ringkampfe ein Horn abgebrochen hatte. Näher steht es, dem Bilde eine mithrische Deutung zu geben und in dem Greifenkopfe den Pan, das Symbol der ganzen Natur, in dem Himmel, Erde, Unterwelt und alle Elemente und Geschöpfe begriffen sind (vergl. Kreuzer, deutsche Schriften zur Archäologie II. S. 319), zu erkennen. Mithras, der Mittler, verstümmelt dem Pan das eine Horn, und als aus dessen Blut die Animalien und Vegetabilien hervorschießen wollten, da kam die Schlange und tauchte ihre Giftzunge leckend in das Blut und ver-

giftete jene schon in ihren Keimen, d. h. alle aus dem Universalkörper des Ur- und Naturgottes Pan hervorgegangenen Dinge sind schon in ihrem Schöpfungsact verunreinigt worden. Wir sehen auf unserm Mosaikbilde nur die Wirkung, nicht die Handlung. Der die Schöpfung vermittelnde Demiurg, Mithras, bleibt gleichsam hinter der Scene; er zeigt sich nicht selbst, wir sehen nur das verstümmelte Horn des Naturgottes. Pan vertritt hier den Urstier Abudad. Ersterer ist nämlich der Gott des personificierten Kriegsfreites und Schreckens. In seinem Namen und unter seinem Schutze kämpfen die Mithrasdiener, besonders aber die Mitglieder desjenigen Grades der Mithrasweihen, die sich als milites und unter diesem Namen dem heiligen Streiten des Parsismus besonders geweiht hatten (Kreuzer a. a. D. S. 309) — und das sind die Athleten, deren Bilder, als im Faust- und Ringkampf begriffene Agonisten wir auf unserer Mosaik erblicken.

Mit den Mosaiken steht ein Modell oder eine plastische Darstellung in Verbindung, das die Gebäudeüberreste, in welchen jene gefunden wurden, veranschaulicht. Es ist nach Angabe der Schrift: das städtische Museum S. 14 Nr. 27 von dem Schloßverwaltungs-Controleur Ant. Schmid verfertigt. An dieses Modell reiht sich ein anderes an, von dem Geometer Louis Grenier im J. 1818 gearbeitet, das die von dem jetzigen Geheimenrathe Fr. v. Thiersch im J. 1815 auf den Voigerfeldern ausgegrabenen Ueberreste einer römischen Villa darstellt.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Juni.

Nro. 71.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Die Jahresberichte des vaterländischen Museums
Carolino - Augusteum der Landeshauptstadt
Salzburg für die Jahre 1850 — 53.

(Schluß.)

Dieses Modell nimmt unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch, da bisher kein Situationsplan jener Ausgrabungen veröffentlicht wurde und man sich nach den verworrenen und unwissenschaftlichen Mittheilungen, die Kurz von Goldenstein in seinen Süvaviensischen Antiken giebt, durchaus kein Bild jener Gebäudeüberreste entwerfen kann. Das seither für verloren gehaltene Modell fand sich in dem Naturalien-Cabinette des Gymnasiums wieder (Jahresbericht 1852 S. 34 Nr. 2).

Nach den Mosaiken muß der Birgelsstein'schen Sammlung gedacht werden. Sie enthält jene alterthümlichen Gegenstände, welche zwischen den Jahren 1837 und 1847 in dem röm. Bustum auf dem Birgelsstein von dem Kaufmanne Wilhelm Balde ausgegraben wurden. Die Sammlung, deren Kaufsumme 2083 Gulden beträgt, wurde durch patriotische Beiträge für das Museum erworben. Obwohl an Zahl der Gegenstände geringer, als die von Sr. M. König Ludwig früher erworbenen zwei Birgelsstein'schen Sammlungen, kann sie doch mit diesen kühn in die Schranken treten, da sie nur antike, wirklich auf dem Bustum ausgegrabene Gegenstände enthält, während die Münchner Sammlung mit einer Unzahl moderner und gefälschter Gegenstände angefüllt ist, deren Anblick auch die wirk-

lichen Antiken in Mißtrauen bringt. Daher man den Wunsch nicht unterdrücken kann, es möge die Sammlung in Bälde von diesem Unrathe gesäubert werden, wodurch es sich zeigen wird, daß der zurückbleibende Theil mehr werth ist, als jetzt das Ganze. Die interessantesten Stücke der Birgelsstein'schen Sammlung des Museums sind unstreitig die Terrakotten aus weißem Thone (Jahresb. 1852 S. 42). Sie sind Gebilde der ars cretaria, die zwar die Classiker nicht namentlich erwähnen, deren aber häufig auf röm. Inschriften gedacht wird. Diese Thongebilde bestehen in Statuetten, Büsten und Thiergehalten, die aus zwei Hälften zusammengesetzt und von außerordentlicher Leichtigkeit sind. Es wiederholen sich hier die Göttergestalten, die in derselben Bildung auch anderwärts vorkommen, Venus, als Libitina gedacht, Merkur, als Seelenführer u. dergl. Besonders häufig ist das in Ländern, welche keltische Bevölkerung hatten, gefundene Gebilde einer in einem Sessel mit Strohgeflechte sitzenden Frau mit zwei Kindern an der Brust, die das Motiv einer Gebärenden oder Säugenden sein dürfte. Das werthvollste Stück der Sammlung ist unstreitig eine Familiengruppe, die auch in dem Wiesbadner Museum vorkommt, nämlich eine Frau, nackt bis auf einen im Rücken herabfallenden Mantel, mit 5 Kindern, die einander die Hände auf den Kopf legen, was auch die Mutter den beiden ihr zunächst stehenden thut. Unbemerkt blieb bisher, daß sich unter den Terrakotten dieser Sammlung auch die keltischen Matronen (matres) finden. Es sind drei Statuetten in sitzender Stellung, mit dem den Müttern eigenthümlichen hohen Haarpuge

und den bis an die Knöchel reichenden Gewändern. Die erste hält einen Hund auf dem Arme, die zweite in der Rechten eine Schale, in der Linken ein Füllhorn, die dritte hat dieselben Attribute und dazu noch auf dem Kniee eine viereckige Tafel. Die wahrscheinlich aus gnostischer Zeit stammenden Zerrbilder von Gottheiten in der Münchner Sammlung fehlen hier ganz. Unter den Büsten zeichnet sich eine männliche aus, die sich in der Mitte einer mit Kanellierungen verzierten Scheibe befindet.

Als Uebergang von den Alterthümern zu den Gegenständen der Neuzeit des Museums dient die des Mittelalters. Dahin gehören die Rüstungen, die Waffen und die Fahnen. Sie haben nicht bloß das Interesse, das ihre schönen Formen wecken, sondern auch geschichtliche Bedeutsamkeit. Lederschilde, Rosschweife, orientalische Waffen rufen den Feldzug der Salzburger Truppen gegen die Pforte ins Gedächtniß. Eine hölzerne Kanone mahnt an den Bauernkrieg gegen den Erzbischof Matthäus Lang (Jahrb. 1851 S. 30, 4), eine steinerne Handmühle mit dem Wappen des Erzbischofs Leonhard von Keutschach, aus der Festung Werfen, an eine Belagerung derselben. Eine Sammlung alterthümlicher Musikinstrumente (Jahresb. 1851. S. 32 Nr. 12. 1852 S. 46. 8. 11) hat für Mozarts Geburtsstadt viel locales Interesse. Für das Studium der Trachten bieten die Marmorstatuen aus der im Jahre 1598 abgebrannten Domkirche, so wie die zweier aus dem 12 Jahrhundert (Jahresb. 1850 Nr. 8. 9. 16. 1851 S. 30, 8), so wie die Geräthschaften, Kleidungsstücke, Trinkbecher, Hüte, Glasgemälde u. dgl. (städt. Mus. S. 26 — 36) viel Bemerkenswerthes. Rückfichtlich der Technik muß eine sogenannte gegossene Steinstatue, die hl. Katharina vorstellend, ein Werk des Erzbischofs Thimo (1090 — 1101), erwähnt werden.

Die Gemälde, für deren Aufstellung der dritte Saal bestimmt ist, liefern reichen Stoff für die Kunstgeschichte des Kronlandes. Die Sammlung zählt mehr als 200 Delgemälde von fast allen Malern, die seit zwei Jahrhunderten in Salzburg lebten und wirkten. Unter den sehr zahlreichen Handzeichnungen nehmen Pezolds Originalhandzeichnun-

gen zu Schöns Werke: Denkmäler der mittelalterlichen Kunst in Salzburg, eine vorzügliche Stelle ein (Jahresb. 1852 S. 62).

Für solche, die sich für Naturgeschichte interessieren, ist das im vierten Saale aufgestellte Naturalienkabinet nicht ohne Interesse. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Sammlung europäischer Schmetterlinge, ein Geschenk des Herrn Erzbischofs Fürsten von Schwarzenberg, und die Mineraliensammlung, eine Nebenbuhlerin der bekannten des Stiftes St. Peter. (Jahresb. 1850 S. 17 Nr. 7. 1851 S. 40 — 43. 1852 S. 50 — 53. 1853 S. 49 — 52. Vergl. städt. Museum S. 117 — 140.)

Die Bibliothek, wie die Jahresberichte 1850 S. 7 — 11. 1851 S. 7 — 22. 1852 S. 7 — 30. 1853 S. 3 — 30 ausweisen, aus Schenkungen und Ankäufen gebildet, ist vorzüglich bestimmt Werke aufzunehmen, die in oder über Salzburg im Druck erschienen. Mit der Bibliothek ist auch eine kleine Handschriftensammlung, in der die Werke des Galenus in latein. Uebersetzung, auf Pergament, vorkommen, verbunden, so wie ein Archiv, dessen Urkunden und Siegel vom Jahre 1318 bis zum Jahre 1800 reichen. Unter den Urkunden zeichnet sich die des Igelbundes vom Jahre 1403 mit ihren etlichen und dreißig Siegeln aus. Die Bibliothek nimmt mit dem Archive den fünften Saal ein.

Die reichhaltige Münzsammlung scheidet sich in die im Gebiete von Salzburg aufgefundenen Römermünzen von Augustus bis auf Romulus Augustulus, und in die Münzen, die auf Salzburgs Geschichte Bezug haben, geprägt von Erz- oder Suffraganbischöfen vom J. 1106 — 1806.

Anlangend die den Jahresberichten beigegebenen Lithographien und Xylographien, so verdienen die an den Titelblättern angebrachten Porträte des Grafen von Herbenstein und des Fürsten von Lobkowitz als sehr gelungen genannt zu werden; untergeordneten Werthes sind die Xylographien, die manche verzeichnete Stelle enthalten, so ist z. B. das Badebecken, in dem sogenannten Römerbade im St.

Johannispitale, eisförmig statt rund dargestellt (Jahresb. 1851), und Merkur erscheint auf der IV Tafel des Jahresb. 1852 statt mit der Flügelhaube mit verworrenen Haaren und einer Art Horn.

Alle Anerkennung verdient es, daß der Herausgeber der Jahresberichte es nicht bei der bloßen Aufzählung der erworbenen Gegenstände, der Rechnungsablage, der Namhaftmachung der Mitglieder u. dgl. bewenden ließ, sondern auch selbständige historische Aufsätze lieferte, wie im Jahresb. 1850 S. 29 — 41 die Reihenfolge der Bürgermeister der Landeshauptstadt Salzburg vom J. 1481 — 1850 und im Jahresb. 1853 S. 63 — 89 die mittelalterlichen Burgen und Schlösser im Herzogthume Salzburg.

Indem Ref. die volle Anerkennung dem verdienstlichen Unternehmen der Herausgabe der Jahresberichte des Museums Carolino-Augusteum ausspricht, kann er den Wunsch nicht unterdrücken, es möge in den fernern Jahresberichten auch Rücksicht auf den Stil genommen werden, daß er frei sei von Provinzialismen, wie beilich statt beiläufig, von Sprachfehlern wie gemalene st. gemalte Wapen, von Druckfehlern, wie Basiliken st. Basiliken, und endlich, daß eine gewisse Gränze bei Titulaturen und Lobesertheilungen beobachtet werde.

Jos. v. Hefner.

Trikupis' Geschichte des griechischen Aufstandes.

Dritter Artikel.

Der sechste Abschnitt behandelt die tragischen Ereignisse, zu welchen der Ausbruch des Aufstandes in den Donaufürstenthümern und im Peloponnes, zu Constantinopel und anderwärts geführt hat. Schon zu Anfang des Januar war der Pforte durch die bei Sendlingen des Ypsilanti gefundenen Briefe sichere Kunde von den Plänen der das ganze Reich um-

fassenden Verschwörung zugekommen, sie gerieth aber erst in ernstliche Unruhe, als das Vorhaben der Befreundeten (*philoxoi*) bekannt wurde, Constantinopel anzuzünden und die Türken zu ermorden. Da begannen die Maaßregeln gegen die Griechen, zuerst Ausweisung der in Stambul nicht wohnhaften Individuen dieser Nation, Nachforschung nach verborgenen Waffen und Vertheilung von Waffen an die türkische Bevölkerung, mit der Weisung, auf ein gegebenes Zeichen von ihnen gegen die Christen Gebrauch zu machen. Dieser Befehl vorzüglich war es, der später das unerfättliche Blutvergießen herbeiführte, als der Ausbruch geschah war. Am 1 (13) März (1821) kam die Meldung vom Einfall Ypsilantis. Sofort entwichen die Geschäftsführer und Verwandten der Fürsten nach Odessa, und dem Patriarchen wurde befohlen, in Hirtenbriefen die „treuen Unterthanen“ von dem Verbrechen abzumahnern. Die heilige Synode folgte der Weisung und belegte die Aufständischen, vor Allem Ypsilanti und M. Souho (den Fürsten der Moldau) mit kirchlichem Fluch und Bann. Die Bannbulle wurde zu größerem Schrecken von den Gliedern der Synode auf dem Altare der Hauptkirche unterschrieben. Sie that vereinzelt Wirkung in den Fürstenthümern, keine in Griechenland. Die Zeiten, wo solches wirkte, waren vorüber. In Constantinopel stieg die Zahl der Glieder großer Familien, welche sich durch die Flucht retteten. Am 8ten wurde ein geheimer Fernan in allen Moscheen verlesen, in welchen „die Gläubigen“ zur Abwehr des drohenden Angriffes der im Reiche eingensifeten Feinde und zum Ankauf von Waffen aufgefordert wurden. Wer kein Geld habe, solle seine Kleider dafür hingeben, denn die Gefahr sei eine allgemeine und für Alle. Am 9 wurde der Patriarch aufgefordert, Bischöfe von Ansehen an die Pforte zu senden. Es wurden nun Erzbischöfe geschickt und gefangen gehalten; keiner von ihnen kehrte zurück und sie wurden beim Ueberfluthen der türkischen Rache aus ihren Gefängnissen gezogen, um gehängt zu werden. Am 14 wurden asiatische Streitkräfte in die Stadt übergeführt und die Bevölkerung nun förmlich unter die Waffen gerufen. Damit begann die allgemeine, die gräuelhafte Verfolgung. Nicht nach besonderer Verschuldung wurde mehr ge-

fragt, der Sultan hielt alle griechischen Rajas der Verschwörung schuldig. Alle, die in irgend einem Ansehen standen, wurden ergriffen, zum Theil auf der StraÙe geschlachtet, oder vor ihren Thüren, im Angesicht ihrer Frauen und Kinder aufgehängt. Mit dem Morde gieng die Plünderung, die Schändung der Weiber, ihrer Töchter und Söhne, Entweihung der Kirchen unter Mißhandlungen und den ärgsten von der mordenden und raubenden Menge ausgestoßenen Vermüschungen. Diese Gräueltaten steigerten sich noch, als am 3 April die Nachricht von dem Aufstand des Peloponnes eintraf, und am 9 d. i. am heil. Ostersonntag traf das Loos auch den Patriarchen, den frommen und unschuldigen Gregorios. Er ward seines Amtes entsezt und während sein unmittelbar darauf gewählter Nachfolger die Bestätigung des Sultan und die Begrüßung der Synode empfieng, am großen Thore des Patriarchats gleich einem Mißethäter aufgehängt. Das Todesurtheil, welches über dem Leichnam angeheftet wurde, besagte, daß „der treulose Patriarch unmöglich der Verschwörung seines Volkes fremd könne gewesen sein, dessen werde die hohe Pforte von vielen Seiten versichert, auch sei er im Peloponnes zu Kalabrita geboren, wo die Verschwörung ausgebrochen. Seine Pflicht sei gewesen, die Rajas zu belehren, daß ihr Wagniß übel und unausführbar sei, weil „muhamedanische Macht und Religion vor mehr als 1000 Jahren von Gott gekommen, durch Offenbarung und Wunder bestätigt und bestimmt sei, bis an der Welt Ende zu dauern“ und die Schuldigen anzugeben. Statt dessen habe der „Uebelthäter in der Verstocktheit seines Herzens von dem Vorhaben seiner Untergebenen nicht nur keine Anzeige gemacht, sondern „nach allem Anscheine“ sei er selbst geheimer Theilhaber und Führer der Verschwörung gewesen, darum müsse er vertilgt werden, als schuldig, daß das ganze Volk der Hellenen unter dem Borne Gottes falle und vertilgt werde, wenn auch viele Unschuldige darunter seien.“

Der Patriarch wußte, wie jeder Grieche und jedes Glied der türkischen Regierung, daß Etwas gegen die türkische Regierung im Gange sei, aber er kannte weder Umfang der Verschwörung, noch

welche daran Theil hatten, und hatte, wo des Vorhabens gedroht wurde, mit aller Entschiedenheit von ihm abgemahnt, da er es als ein hoffnungsloses und verderbliches betrachtete. Auch war er ohne Weigerung darauf eingegangen, beim Ausbruch die Theilnehmer mit den höchsten Kirchenstrafen zu belegen. So starb er nicht als Mitschuldiger, sondern als Märtyrer, und seine nach solchen Gründen beschlossene Verurtheilung und in solcher Weise erfolgte Hinrichtung enthüllte der entrüsteten Christenheit, daß sie es noch fortwährend mit dem wilden, rücksichtslosen und verblendeten Fanatismus zu thun habe, der diese barbarische Rache vor 400 Jahren über den Bosphorus geführt hat. Dem griechischen Aufstande aber gab dieses Martyrium, welchem unmittelbar das der übrigen Bischöfe und Erzbischöfe der Synode folgte, den Stempel der Weihe und der öffentlichen Meinung einen gerechten Grund, gegen die Pforte mit jener Entschiedenheit aufzutreten, die nach allen Hemmungen, welche zuletzt den frommen Kaiser Alexander in das Grab brachten, unter seinem entschlossenen Bruder zu dem Kriege führte, der mit dem Frieden von Adrianopel, der Anerkennung von Griechenland und mit der seitdem lethal gewordenen Schwächung des türkischen Reiches geendet hat.

Der peinliche Eindruck, welchen die Hinrichtung des Oberhauptes der anatolischen Kirche aller Orten hervorbrachte, wurde noch geschärft durch die Mißhandlung des Leichnams, der in die Hände der Juden gerieth, durch die Straßen von Stambul geschleift und in das Meer geworfen wurde. Er wurde da von einem slavonischen Fischer aufgefangen, nach Oessa entführt und auf Grund und Boden des russischen Reiches unter der Trauer seiner Bevölkerung auf eine seinen Tugenden und seinen Würden entsprechende Weise begraben.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Juni.

Nro. 72.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Trikupis' Geschichte des griechischen Aufstandes.

(Schluß.)

Mit dem Tode des Patriarchen war die fanatische Wuth des Volkes nicht gesättiget, sondern noch gesteigert worden, und die Zahl der in den Häusern und auf den Straßen einzeln und schaarenweise Gemordeten überstieg nach mäßiger Schätzung in Constanstinopel allein 10,000. Dabei wurden die Kirchen geplündert, das Patriarchion gestürmt und der neu gewählte Patriarch nur mit Mühe von der herbeigekommenen bewaffneten Macht auf die Polizei in Sicherheit gebracht. Gleichwohl wurde der neue Großwesier des Amtes entsetzt, weil er „des Blutes der Christen geschonet habe.“ — Hierauf erlitt auch der mehr als hundertjährige Bischof von Nigriopolis und sein achtzigjähriger Sohn, der Vorsteher von Rodostos, den Martyrtod. Den folgenden Tag wurden ihnen die noch übrigen Glieder der Synode nachgesendet. Sie folgten den Henkern unter dem Gefange: „Selig ist der Weg, den wir heute wandeln.“ Vielen Priestern wurde noch im Angesichte des Stranges Leben, Ehre und Reichthum verheissen, wenn sie ihren Glauben verleugnen würden. Keiner tauschte diese Güter um solchen Preis ein und der christliche Clerus wiederholte das Beispiel der höchsten Tugenden, welches die blutigsten Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern gegeben hatten. Das Alles geschah unter den Augen der in Stambul vertretenen christlichen Mächte.

Man wird daraus schließen, was sich in andern Städten des Reiches, zumal in den großen, in Smyrna, in Thessalonich, in Adrianopel ereignet hat. In Adrianopel zierte damals Kyrillos den erzbischöflichen Sitz, ein Greis, der das Leben eines Heiligen führte und von der Bevölkerung als ein solcher verehrt wurde. Es ist derselbe, den nach Entsetzung des Patriarchen Gregorios die Versammlung der Synode, der Notablen und die Vorsteher der Gewerbe einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt und den der Sultan eben deshalb verweigert hatte. In ihm sollte die Tugend und die Frömmigkeit selbst mit dem Strange bestraft werden. Er erbat sich einige Augenblicke, um zu beten, verrichtete das Gebet schweigend, rief dann mit lauter Stimme: „Gedenke mein, o Herr, in deinem Reiche,“ und übergab seine Seele in die Hände seines Schöpfers. Dieses Alles geschah vor 33 Jahren in dem Reiche, welches zu beschützen jeho die Flotten und Heere der westlichen Mächte der Christenheit ausgezogen sind, nachdem englische Staatsmänner unter Zurs des Parlaments laut verkündet hatten, daß diese asiatische Barbarenmacht seitdem in der europäischen Civilisation die unglaublichsten Fortschritte gemacht habe. Den Hellenen selbst gereichte so vieles unschuldige Blut, welches vergossen wurde, weil andere desselben Geschlechtes und Glaubens in andern Eparchien gegen die Unterjochung in die Waffen getreten waren, zur Stärkung ihres Kampfes und begründete zuerst in Europa die Ueberzeugung, daß ein Zusammenbestehen innerlich so geschiedener und erbitterter Bevölkerungen in unsern Tagen eine politische und moralische Un-

möglichkeit geworden sei. „Auf solche Weise,“ so schließt der Verfasser diesen Abschnitt, „schleudert die göttliche Vorsehung durch ihren unerforschlichen Rathschluß auf das Haupt derjenigen, welche Unmenschliches thun, ihre Unmenschlichkeiten zurück und bereitet dadurch im Verborgenen denjenigen, welche Unrecht dulden, mitten in ihrem Ungemach das Glück ihrer Zukunft.“

Im siebenten Abschnitt behandelt Hr. Trikupi die Stellung der auswärtigen Politik gegen den griechischen Aufstand, welche damals auf dem Congresse zu Laibach gehandhabt wurde und von allen Hauptmächten vertreten war. Dort kam zum erstenmale der grelle Widerspruch zum Vorschein, welchen die auf dem Wiener Congreß vollzogene Aufnahme der Türkei unter die „legitimen Mächte von Europa“ in das Innere der europäischen Staatenordnung und ihre altüberlieferten Grundsätze gebracht hatte, nach welchen man die Vorfahren der Türken als den Erbfeind der Christen betrachtet und bekämpft und aus einem Theile ihrer wichtigsten Eroberungen zurückgedrängt hatte. Jeder Sieg über den Koran war als ein allgemeiner Triumph der Christenheit gefeiert worden. Nun aber, wo eine Nation aufstand, jenes schmachliche Joch zu brechen, und noch dazu eine Nation mit jener glorreichen Vergangenheit, der wir die Ueberlieferung der geistigen und der christlichen Bildung verdanken, und welche noch fortbauend durch die Geisteswerke der Vorfahren Geist und Herz unserer Jünglinge und Männer bildet und erhebt, war es auf einmal anders geworden, und die Griechen wurden mit den Carbonari's in eine Classe geworfen. Noch dazu hatte man, wie es der erste Artikel des Vertrages über die heilige Allianz ausspricht, um dieselbe Zeit sich in der Anerkenntniß vereinigt, daß die christliche Welt allein den Allmächtigen und seinen Sohn, unsern Heiland Jesus Christus, als König anerkenne, dagegen aber und in dem politischen Artikel auszusprechen, daß keine innere Umgestaltung in irgend einem Staate, welches Glaubens und welcher Verfassung er auch sei, zulässig geachtet werde, wenn sie nicht aus dem freien Willen des Beherrschers hervorgienge.

Dieser politische Grundsatz der sogenannten heiligen Allianz, die den Congreß von Laibach beherrschte, gestattete sofort nicht den griechischen Kampf als ein Bestreben zu betrachten, sich den ersten von dem moslemitischen Joch befreiten Völkern von Spanien, Sicilien, Ungarn, Serbien und Montenegro anzuschließen und ein christliches Volk unter das Gesetz des Königes der heiligen Allianz und die Satzungen unsres Heilandes zurückzuführen. Man war durch den Widerspruch des politischen und christlichen Artikels in jenem Bündnisse genöthigt, diesen über Bord zu werfen, und die Aufgestandenen von „der Gemeinschaft an dem Reiche Jesu Christi auszuschließen und als Feinde Gottes und Uebertreter seines Gebotes zu verfolgen, als welche sie nach der Verkündigung des Laibacher Congresses vom 30 April 1821 den „morgenländischen Theil von Europa zum Schauplatz unermesslicher Uebel gemacht hatten.“

„Blind und verdammungswürdig,“ urtheilt der Verf. S. 122, „ist überall die Politik, so oft sie sich dem sittlichen Gesetze entgegenstellt, verabscheuungswürdig (*βδελυγὰ*) aber wird sie, wenn sie den Mantel der heiligen Religion d. i. der höchsten Sittlichkeit umhängt, um in ihn gehüllt die leidende Menschheit niederzuwerfen.“

Wir sind seitdem 33 Jahre in der Weltgeschichte vorgerückt und heuer, im Jahr der Gnade 1854 sollte an demselben Volke der Griechen bei Wiederholung des Kampfes für das Kreuz und seine Befreiung Seitens europäischer Mächte gezeigt werden, wie weit wir seitdem in der neu gewonnenen Einsicht vorgeschritten sind. Wir sind zu der Höhe gelangt, auf welcher wir jenes Mantels und heiligen Vorwandes gar nicht mehr bedürfen, dessen Gebrauch noch, wie man sieht, den Unwillen des edlen hellenischen Staatsmannes und Geschichtschreibers in so hohem Grade erregt hat. — Nach jenem Beschlusse des Laibacher Congresses wurden die europäischen Consuln aus den Häfen der aufgestandenen Provinzen abgerufen, den Griechen aber jede Aussicht auf Hülfe oder europäische Theilnahme abgeschnitten, und Alexander, mit Recht erzürnt über die unbegreifliche Verkündigung Ipsilantis, daß die Bewegung von

einer großen Macht beschützt werde, gieng so weit, nicht nur, wie ihm gebührte, ihn Lügen zu strafen, sondern sogar der Pforte zu seiner Vertreibung aus dem Fürstenthum Hülfe anzubieten. Es war begreiflich, daß er zumal beunruhigt durch die Schlechtigkeit der europäischen Aufstände, hinter dem kecken und lügnerischen Treiben der Hetäristen noch nicht einen von diesem ganz verschiedenen Entschluß einer ganzen Nation wahrnahm, die an ihre „heilige Sache,“ wenn es sein müsse, ihr Vermögen, ihr Leben, ihr Familie und ihre Kinder auf das Spiel zu setzen und zu opfern bereit war.

Jene hetäristischen Emissäre waren nur die ungebetenen Verkündiger und die unlautern Dolmetsche einer von ihnen ganz unabhängigen Gesinnung und verschwanden, so wie diese selbst in Handlung trat.

Als aber dieses geschah, als in Folge davon Europa von der Natur der hier plötzlich und unerwartet vordrehenden Ereignisse mehr ergriffen wurde und der namenlosen Bedrängniß der in solchem Kampfe begriffenen christlichen Bevölkerung ein reges und werththätiges Gefühl zugewendet hatte, wurden auch die Mächte von dem Laibacher Programm abgedrängt. „Sie löschten,“ sagt Hr. Z., „mit eigener Hand aus, was sie gegen die Griechen geschrieben hatten, vergossen für sie das Blut der Ihrigen, öffneten ihnen ihre Schätze, verkündigten die Freiheit, Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit des verurtheilten Volkes. Sie begrüßten die Fahne des Aufruhrs und führten sie unter der Zustimmung der ganzen Welt in die politische Genossenschaft unabhängiger Staaten ein.“

„Es ist in der That,“ so schließt er diesen Abschnitt, „der Beachtung würdig, daß die Pläne der verbündeten Mächte bei dem hellenischen Kampfe nicht nur vereitelt wurden, sondern auch alle zu dem ihrer Absicht und Politik Entgegengesetzten umschlugen. Die Verbündeten wollten die Unverletzbarkeit des ottomanischen Reiches und das ottomanische Reich wurde verstümmelt. Sie wollten das Mißlingen und die Auflösung der aufständischen Bewegung von Hellas und die aufständische Bewegung von Hellas gelangte mitten durch sichtbare

und unsichtbare Schwierigkeiten und Gefahren zu ihrem Triumph. Sie wollten die Stärkung der Türkei und sie selbst brachen ihre Kraft zu Navarin. Sie suchten in jeglicher Weise den türkisch-russischen Krieg zu verhindern und der türkisch-russische Krieg brach aus. So wenig vorauszusehen und so trügerisch ist der Erfolg politischer Bestrebungen der Sterblichen, selbst derjenigen, welche auf tiefe Einsicht und Erfahrung gestützt sind,“ zumal, setzen wir hinzu, wenn sie gegen die Natur der Dinge und gegen die Grundsätze gehen, auf welchen die Staatenordnung gegründet ist. *Imperia iisdem artibus retinentur, quibus parata sunt.* Die europäische Ordnung ist eine christliche durch und durch. Sie kann nur dadurch gehalten werden, daß sie sich als solche wahr. Sie gefährdet sich, wenn sie das Kreuz von seinen Feinden mit Füßen treten läßt und schlägt sich selbst mit Finsterniß, wenn sie ihnen in diesem Beginnen mit Rath und That beispringt. Wird man es sofort wundersam finden, wenn das, was in jener Sache vor einem Menschenalter sich ereignet hat, ein Vorbild dessen giebt, was sich vor unsern Augen zuträgt? Auch jetzt suchen dieselben Mächte, welche nach der Trennung von Rußland abermals mit denselben Mitteln und Absichten gegen Griechenland aufzutreten, die Stärkung der Türkei, und die Türkei zerfällt ihnen unter den Händen. Auch jetzt bekämpfen sie, und zwar mit noch größerer Entschiedenheit, ihren nordischen Feind. Sie unterdrücken den Kampf des Evangeliums gegen den Koran, und haben, selbst wenn seine Bewältigung mit Hülfe der unchristlichen Barbaren ihnen gelingt, keine Aussicht, den Stand der Dinge, welchen sie anstreben, durch ihren Sieg haltbar zu machen, ja sie laufen Gefahr, unter seinen Trümmern die Sicherheit und Wohlfahrt der europäischen Staatenordnung zu begraben. Ist das zufällig? Wer möchte, wer könnte das bei der innern Uebereinstimmung der Lage und Begebenheiten und bei den sich bereits offenbarenden Folgen ihres Verfahrens auch jezo noch glauben? Es geschieht, weil man durch politische und wechselnde Interessen bestimmt die innere Natur der Verhältnisse verkennet und gegen das Verhängniß und die Wege der Vorsehung streitet, die das des inneren Lebens Untheilhaften dem Tode weiht und

die Zukunft demjenigen bestimmt hat, was lebenskräftig mitten in der osmanischen Auflösung den Trieb und die Befähigung künftiger Existenz bewahrt und aus dem Verborgenen zum Leben und zum Lichte drängt. Es ist der Kampf titanischer Gewalten gegen die Berechtigung auf ein politisches und christliches Dasein, auf eine Betheiligung an dem politisch-christlichen Geseke, was die Vorsehung allein der christlichen Lebens- und Staatenordnung vorbehalten hat. Darum soll man an dem endlichen Ausgang nicht verzweifeln, wenn auch der Kampf mit Hemmnissen und vielem Ungemach umgeben ist:

*Θεός τὸ μέλλον σωφρόνως κρύπτει σκότω,
Γελᾷ δ' ἄγαν τρέσαντας εἰς ἄνδρας βλέπων.*

In den folgenden Abschnitten schildert der Verfasser die vergeblichen Kämpfe und das Scheitern des Ypsilantischen Unternehmens in den Donaufürstenthümern, die Ausbreitung des Aufstandes über die drei seemächtigen Bevölkerungen von Hydra, Spezia und Psara und die Erfolge der auf einmal in die Handlung eingreifenden hellenischen Flotten, die Erhebung des Festlandes und die Fortpflanzung der Bewegung nach Euböa, Epirus, Thessalien, Macedonien und Creta, die Schlachten, Unfälle und Erfolge während des ersten Jahres des Aufstandes in den verschiedenen Provinzen des in die Waffen getretenen Landes, untermischt mit der Politik der Siebeninselregierung und des „mißgeschaffenen“ Lord Obercommissär Maitland, dann die neuen Calamitäten, welche die Christen in Smyrna, Thessalonich und anderwärts zu erdulden hatten, den Untergang der blühenden Stadt Rhodonia und die Ankunft des Demetrius Ypsilanti im Peloponnes, der als alter ego seines ältern Bruders Alexander dort mit den besten Absichten auftrat, aber durch seine Ansprüche, ebenso wie durch falsche Auffassung der Lage und ihrer Bedürfnisse damals mehr Verwirrung in die Maafregeln der kaum gebildeten Regierung als Förderung des großen Werkes der Befreiung gebracht hat.

Wir glauben, daß unsere Mittheilungen aus diesem eben so lehrreichen als zeitgemäßen Werke des Hrn. Trikoupi dazu beitragen werden, jeden aufmerksamen Beobachter unserer politischen Gegenwart, die sich an jenes große Ereigniß anschließt, zu einer

aufmerksamen Lesung desselben, und zumal unsere Staatsmänner zu ernster Erwägung seines Inhaltes bestimmen werde, wenn das Buch aus dem ihnen unbekanntem Idiom in neueren Sprachen übersetzt erscheinen wird.

Fr. Thiersch.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

- E. Braun, Klinik der Geburtshülfe und Gynäkologie. Erlangen 1852.
 J. N. Cerny, Beobachtungen über die Entzündung der Bauch-Aorta und der untern Hohlvene. Prag 1831.
 Dr. A. Hayn, Beiträge zur Lehre vom schräg-ovalen Becken. Königsb. 1852.
 Dr. J. H. G. Swank, Hysterophor. Hamb. 1853.
 Wihl. Baumeister, Die thierärztliche Geburtshülfe. 3te von Prof. Dr. Kneff verm. Aufl. Stuttgart 1853.

XI. Jus.

- M. Benech, Études sur les classiques latins, appliquées au droit romain. I Série. Par. 1853.
 J. Seuffert, Praktisches Pandektenrecht. 3te Aufl. Bd. 1. 2. 3. Würzburg 1852.
 Pasq. Borrelli, Della interpretazione nel diritto civile romano e moderno. Napoli 1848.
 Neuner, Die Heredis institutio ex re certa. Eine civilist. Abhandlung. Gießen 1853.
 Dr. R. U. Schmidt, Das Interdictenverfahren der Römer. Leipzig 1853.
 E. Billich, Das württembergische Gewerbe: Recht. Stuttgart. 1852.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Juni.

Nro. 73.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am
11 März 1854.

1) Hr. Akademiker von Martius berichtet in
Kürze über die Abhandlung des Hrn. Carl
Traugott Sachsse:

Beobachtungen über die Witterungs- u. Ve-
getationsverhältnisse des Dresdner Elbthals
während der Jahre 1847 — 52.

Sachsse hat, wie Frißsche, die Pflanzen im
Freien beobachtet und versucht, den gesammten
physiognomischen Ausdruck der Vegetation mit der
Succession der meteorologischen Erscheinungen in Ver-
bindung zu bringen.

Er kommt durch die Vergleichung des Ganges
der Gesamtvegetation im Elbthale bei Dresden zur
idealen Darstellung des Entwicklungsganges der gan-
zen Vegetation dieses Bezirkes.

700 Pflanzenarten fallen in den Kreis seiner
Beobachtung, wovon

Wasserpflanzen	25 Species	=	etwa	30%
Uferpflanzen	63	"	=	80%
Sumpfpflanzen	36	"	=	50%
Weg- u. Schuttpfl.	77	"	=	100%
Ackerpflanzen	93	"	=	130%
Sandpflanzen	48	"	=	
Gebirgspflanzen	82	"	=	110%
Waldpflanzen	124	"	=	170%

Gartenpflanzen 60 Species

Wiesenspflanzen 97 " = 130%

Die Waldpflanzen drücken demnach jener Ve-
getation das entschiedenste Gepräge auf, da sie 17
Procent des Ganzen ausmachen.

Die Dauer der ganzen Vegetations-Periode ist
durchschnittlich 250 Tage, mit einer mittleren Tem-
peratur von 11,5° R. Das Terrain von dem Elb-
nullpunct an der Dresdener Brücke = 313 par.
Fuß bis zu einer Erhebung von 200 Fuß darüber,
umfaßt etwa eine Quadratmeile Flächenraum.

Die Erhebung von 3 — 400' über den Elb-
spiegel bringt schon bedeutende Differenzen hervor,
so daß z. B. die Baumblüthe an diesen höheren
Orten 8 — 10 Tage später eintritt.

Die ganze Vegetationszeit wird in zwei Hälft-
ten: die der Blüthen- und die der Fruchtstadien
getheilt.

Die vier großen Grunderscheinungen im äuße-
ren Pflanzenleben: Belaubung, Blüthe, Frucht-
reife, Blättersall geben der Vegetation ihr ei-
gentümliches Gepräge in der Zeit.

Für das Elbthal werden 10 Entwicklungssta-
dien festgestellt:

I. Käschchenblüthe und allgemeine Belaubung,
zuerst *Corylus Avellana* und *Alnus glutinosa*, dann
die *Salices* und *Populi*.

Durchschnittlich 50 Tage Dauer mit 6 — 7°
R. Temperatur.

II. Baumblüthe, durch die einheimisch ge-
wordenen Obstbäume charakterisirt. Succession: Pfir-
sich, Aprikosen, Kirschbaum, Birnbaum, Aepfelbaum,
und von wilden: *Prunus Padus*, *Mespilus ger-
manica*.

Die Belaubung hält gleichen Schritt mit der Baumblüthe: Wiesen erheben den Grassteppich und zugleich weiße und gelbe Farben.

Mittlere Dauer 17 Tage, mittlere Temperatur 10 — 11° R.

III. Blüthe der Ziersträucher: *Syringa*, *Lonicerae*, *Cytisus elongatus*, *Laburnum*, *Berberis vulgaris*, *Ribes*, *Crataegus Oxycantha*.

Dauer 9 — 19 Tage mit 9,4 — 17° R.

IV. Gras- und Getreideblüthe.

Daneben *Lychnis flos cuculi*, *diurna*, *vespertina*, Orchideen.

Dauer 15 Tage, mittlere Temperatur 13 — 15° R.

V. Rosen- und Lindenblüthe (zugleich Nelken und Liliengewächse).

22 Tage Dauer mit 15° R.

VI. Kirschen- und Beerenreife.

Rubus idaeus, *Ribes rubrum*, *Vaccinium Myrtillum*; — *Umbelliferae* blühend.

13 Tage mit 15° R.

VII. Aehrenreife.

Die eigentliche Sommerflora: *Compositae*, *Solanaceae*, *Umbelliferae*, *Nymphaea*, *Nuphar*, *Butomus*.

32 Tage mit 16,4° R.

VIII. Obstreife.

Pflirsich, Apfel, Pflaumen, Hasel- und Walnuss, Hollunderbeeren, Kartoffel.

45 Tage mit 13° R.

IX. Weinreife.

14 Tage mit 8,5° R.

X. Blätterfall.

28 Tage mit 6,7° R.

2) Hr. Akademiker Dr. U. Wagner hielt einen Vortrag:

Ueber die Auffindung des *Hypudaeus Nageri* im bayerischen Hochgebirge, nebst einigen Bemerkungen über *Hypudaeus petrophilus*.

Sch habe die Ehre gehabt, in der Februar-

Sitzung des vorigen Jahres *) der hochverehrten Classe die Mittheilung zu machen, daß mir Hr. Prof. Dr. Held dahier ein Exemplar einer Feldmaus, die er selbst im Dythal bei Oberstdorf (Oberstdorf) im Allgäu gefangen hatte, überbrachte, in welcher ich eine neue Form erkannte, die zwar dem *Hypudaeus alpinus*, wie er sich am St. Gotthardt und auf dem Faulhorne findet, höchst ähnlich ist, aber doch durch geringere Größe und einen andern Farbenton sich von selbstem unterscheidet. Obwohl nun allerdings ein Exemplar bei so nahe verwandten Arten, wie es bei denen der Gattung *Hypudaeus* (*Arvicola*) der Fall, nicht ausreicht, um eine neue Species mit Sicherheit darauf zu gründen, so hielt ich mich doch einzuweilen für berechtigt, bis zur definitiven Erledigung dieser Frage die differente Form mit einem besondern Namen, und zwar als *Hypudaeus petrophilus*, zu bezeichnen.

Die weitere Aufgabe war nun sowohl vom *H. petrophilus* als vom *H. alpinus* mehr Exemplare mir zu verschaffen, um zu sehen, in wie weit ihre differenten Merkmale ständige sind, oder ob sie nicht etwa durch Uebergänge ineinander verlaufen und somit beide als Glieder einer und derselben Art sich erweisen dürften. Bezüglich des *H. petrophilus* mußte ich mich schon bis zum nächstfolgenden Herbst gedulden, bevor ich auf die Acquisition neuer Exemplare zählen konnte; in Hinsicht auf den *H. alpinus* brauchte ich indeß so lange nicht zu warten, weil ich wußte, daß mein Freund, Hr. Prof. Blasius in Braunschweig, der mit einer neuen Bearbeitung der europäischen Wirbelthiere beschäftigt ist, die ganze Centralkette der Alpen vom Montblanc bis zum Großglockner durchforscht hatte, hauptsächlich um die kleineren Säugethiere an Ort und Stelle aufzusuchen, was ihm auch im reichlichen Maaße geglückt war.

So wanderte denn mein einziges Exemplar von *H. petrophilus* nach Braunschweig und ich durfte nicht lange auf eine Antwort warten, die ich mir gleichfalls erlaubt habe, der hochverehrlichen Classe in der Mitteilung des vorigen Jahres vorzulegen. **)

*) Münchn. gel. Anzeig. XXXVI. S. 292.

**) U. a. D. XXXVII. S. 105.

Aus derselben gieng hervor, daß der *H. alpinus* im ganzen Alpenzug von Frankreich an bis zu den östlichen Tauern verbreitet ist, und daß er mancherlei Farbenabänderungen und (nach späterer Mittheilung) auch Verschiedenheiten in der Größe darbietet, so daß nach diesen Merkmalen der *H. petrophilus* wohl dem *H. alpinus* zugetheilt werden könnte. Nur eine auffallende Differenz blieb übrig, nämlich bei dem *H. petrophilus* ist das dritte Prisma am zweiten obern Backenzahn vorn eingebuchtet, was bei keiner andern Art von *Hypudaeus* der Fall ist. Es mußte demnach weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, durch Herbeischaffung anderer Exemplare sich zu versichern, ob das angegebene Merkmal auf einer individuellen Abweichung oder auf einer constanten Norm beruht.

Leider konnte ich zur Lösung dieser Frage in so fern nichts beitragen, als statt ins Hochgebirge, wie ich es vorhatte, zu wandern, ich dafür die Cur in Rissingen gebrauchen mußte; indeß Hr. Prof. Dr. Heib war so gefällig, im verfloffenen Herbst abermals eine Excursion ins Dythal zu unternehmen und es gelang ihm, durch aufgestellte Fallen 3 Exemplare von *H. petrophilus* zu erlangen, die in der Färbung unter sich, wie mit dem ein Jahr früher gefangenen vollkommen übereinstimmten. Von den neu acquirirten Individuen wurde das am besten erhaltene ausgestopft, doch ihm der knöcherne Schädel belassen, weil das Fell an der Schnauze beschädigt war; von den beiden andern aber, die in Bälgen conservirt wurden, der Schädel herausgenommen. Weil Hr. Prof. Blasius bereits so gefällig gewesen war, sich an der Ermittlung des Verhältnisses des *H. petrophilus* zu *H. alpinus* zu betheiligen, so übersandte ich ihm auch das neu acquirirte Material, um seine Meinung hierüber zu vernehmen, und erhielt hierauf von ihm folgende schriftliche Mittheilung.

„Ueber *Arvicola petrophilus* ist das übersandte Material im höchsten Grade interessant. Der eine der beiden Schädel stimmt in der Gestalt der Zähne mit dem normalen Vorkommen von *A. alpinus*; es fehlt die Einbucht an der dritten Schmelzschlinge des zweiten Oberkieferzahnes. Der andere Schädel ist am interessantesten: an der rechten Seite ist an

diesem Zahne die Einbucht vorhanden, an der linken fehlt sie. Diese Einbucht ist also wohl nicht absolut entscheidend, auch wenn man annehmen wollte, daß *A. alpinus* und *petrophilus* im Dythal gleichzeitig vorkommen. Aber damit ist die Angelegenheit keineswegs erledigt. Der ausgestopfte Balg stimmt mit dem früheren in der Färbung so vollkommen überein, ist oben so intensiv rothfarbig, unten so intensiv weiß, wie in den Centralalpen kein *A. alpinus* vorzukommen scheint. Ich habe, indem ich dies schreibe, 13 Bälge und 37 Spiritus-Exemplare aus den verschiedensten Gegenden der Alpen vor mir, aber bis auf 3 alle aus den Centralalpen. Auch erreichen die Exemplare aus dem Dythale die bedeutendste Größe von *A. alpinus* nicht; sie liegen wohl ganz in den Grenzen der Größe von *A. alpinus*, überschreiten jedoch Mittelgröße nicht. Ich habe wenigstens weit größere vom St. Gotthardt und Heiligenblut. Etwas Eigenthümliches, Selbständiges, dem *A. alpinus* gegenüber, kann wohl nicht abgeleugnet werden. Und doch ist es bedenklich, eine Art ausschließlich durch etwas abweichende intensivere Färbung und geringere, doch in den Grenzen der Art liegende Körpergröße unterscheiden zu wollen. Mir scheint es aber auch jetzt noch wünschenswerth, von *A. petrophilus* mehr Material, und in dortiger Gegend vielleicht aus höheren Gebirgen zu besitzen, um zu einer ganz festen Ansicht zu kommen. Einstweilen scheint es mir wenigstens festzustellen, daß man diese Form als locale oder klimatische Varietät mindestens festhalten muß, bis ein noch größeres und vielleicht manigfacheres Material entscheidet. In dieser Beziehung wird wohl dasselbe Verhältniß wie von *A. leucurus* stattfinden. Ich habe schon aus den Centralalpen Exemplare, die letzteren nahe stehen; alle aber aus den niedrigen Gegenden der Schweiz, von Meiringen, vom Thunersee u. s. w. sind vollkommen identisch. So scheint mir *A. leucurus* eine niedrige Alpenform der westlichen Schweiz zu sein wie *A. petrophilus* eine ähnliche in den seitlichen Alpenzügen der östlichen Alpen sein mag.“

Nach dem Vorstehenden ist also auch Hr. Prof. Blasius der Meinung, daß der *Hypudaeus* (*Arvicola*) *petrophilus* eine eigenthümliche Form darstellt, von der es nur noch zu ermitteln ist, ob sie als

besondere Art oder, wie es wahrscheinlicher ist, als locale Varietät des *H. alpinus* betrachtet werden muß. Diese Frage kann nur dadurch zur Erledigung gebracht werden, daß die Nachforschungen nach diesen Bewohnern des bayerischen Hochgebirges im größeren Umfange vorgenommen werden, wozu ich auch die nöthigen Vorkehrungen zu treffen gedenke.

Noch ist es Hrn. Prof. Held diesmal gelungen, eine neue Alpenform in dem Dythale zu ermitteln, nämlich den *Hypudaeus (Arvicola) Nageri*. Er kommt ganz mit den Exemplaren überein, welche ich durch Hrn. Nager vom St. Gotthardt erhalten habe. Durch Hrn. Prof. Blasius ist das Vorkommen dieser Art in der ganzen Centralkette der Alpen nachgewiesen worden, nunmehr durch uns auch in den bayerischen Voralpen.

Es könnte auffallend vorkommen, daß zwei Alpenthiere der Schweiz und der Centralkette überhaupt bei uns als Thalbewohner an den Grenzen der Gebirgskette gefunden wurden; indeß ist hierzu über bemerklich zu machen, daß das Dythal bereits einen sehr alpinen Charakter hat, wie dies aus nachstehender Schilderung, die mir Hr. Prof. Held auf mein Ansuchen mittheilte, hervorgeht.

„Im Dythal bei Oberstdorf stößt man $2\frac{1}{2}$ Stunden von diesem Markt nahe am östlichen amphitheatralisch geschlossenen und durch den „Stuibersfall“ gezielten Ende des Thals auf die „Gutenalp“, die einzige und gewöhnlich schon vom 12. September an verlassene Almhütte *) in der Ebene dieses einsamen Hochthals. Neben ihr breiten sich vom Gehänge des „Sailinger“ herab die Trümmer eines Bergsturzes aus, dessen Ereigniß noch innerhalb des Zeitraumes der jetzigen Generation fällt. Unter den hohl liegenden größeren und kleineren Blöcken desselben sieht man auf dem vor dem Wetter geschützten felsigen Boden die Excremente des *Hypudaeus petrophilus* oft in Menge ausgestreut. Hier wurden Fallen aufgestellt, und zwei Exemplare gefangen.“

„Von diesem Punct aus ersteigt man in etwa $\frac{1}{4}$ Stunde den vom aufstiegender Wasserstaub stets

nassen Rand des Kessels, in welchen sich der Stuibersfall stürzt. In dem Gebüsch, das man, hier angekommen zur Rechten hat, wurde in den ersten Stauden nächst dem Kesselrand — es sind Stauden der *Lonicera alpigena* mit ihren kirschähnlichen Früchten — ein drittes Exemplar durch eine aufgestellte Falle erhalten. Der Boden wird hier durch stärkere Lagen von sehr feuchtem Humus gebildet, in welchem einzelne ziemlich große Löcher die Anwesenheit des gesuchten *Hypudaeus* verrathen.“

„Als charakteristisch für diese Gegend sei noch erwähnt, daß die Gründe dieses von Bergen hoch umragten und vermöge seiner ostwestlichen Erstreckung dem Süden verschlossenen Thales im Winter Monate lang kein Sonnenstrahl trifft, sowie für große Strecken desselben ewiger Schatten besteht. Zunächst den bezeichneten Fundorten des *H. petrophilus* findet man in der Thalsohle den Sommer hindurch immer größere oder kleinere Massen Schnee, die ihren Ursprung Lawinen verdanken. Die Flora der Gegend ist eine recht alpine. Oberhalb des genannten Wasserfalls sind die Abhänge in weiter Erstreckung mit Alpenrosen bedeckt, und auf den umliegenden Höhen findet man massenhaft das Edelweiß.“

Ich kann diese Mittheilungen nicht schließen, ohne nicht noch meinen besondern Dank dem Hrn. Dr. Held auszusprechen, dessen eifrigen Nachforschungen es gelungen ist, daß wir das Verzeichniß der bayrischen Säugthier-Fauna mit 3 Arten bereichern konnten, nämlich mit dem *Hypudaeus petrophilus*, dem *Hypudaeus Nageri* und dem von ihm und seinem nunmehr verstorbenen Vater schon früher aufgefundenen *Sorex alpinus*. Diese 3 Arten haben aber dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie ausschließlich alpine Formen sind, d. h. zu denjenigen gehören, welche der Alpenfauna ihren eigenthümlichen zoologischen Charakter im Gegensatz zur Fauna der Ebenen verleihen.

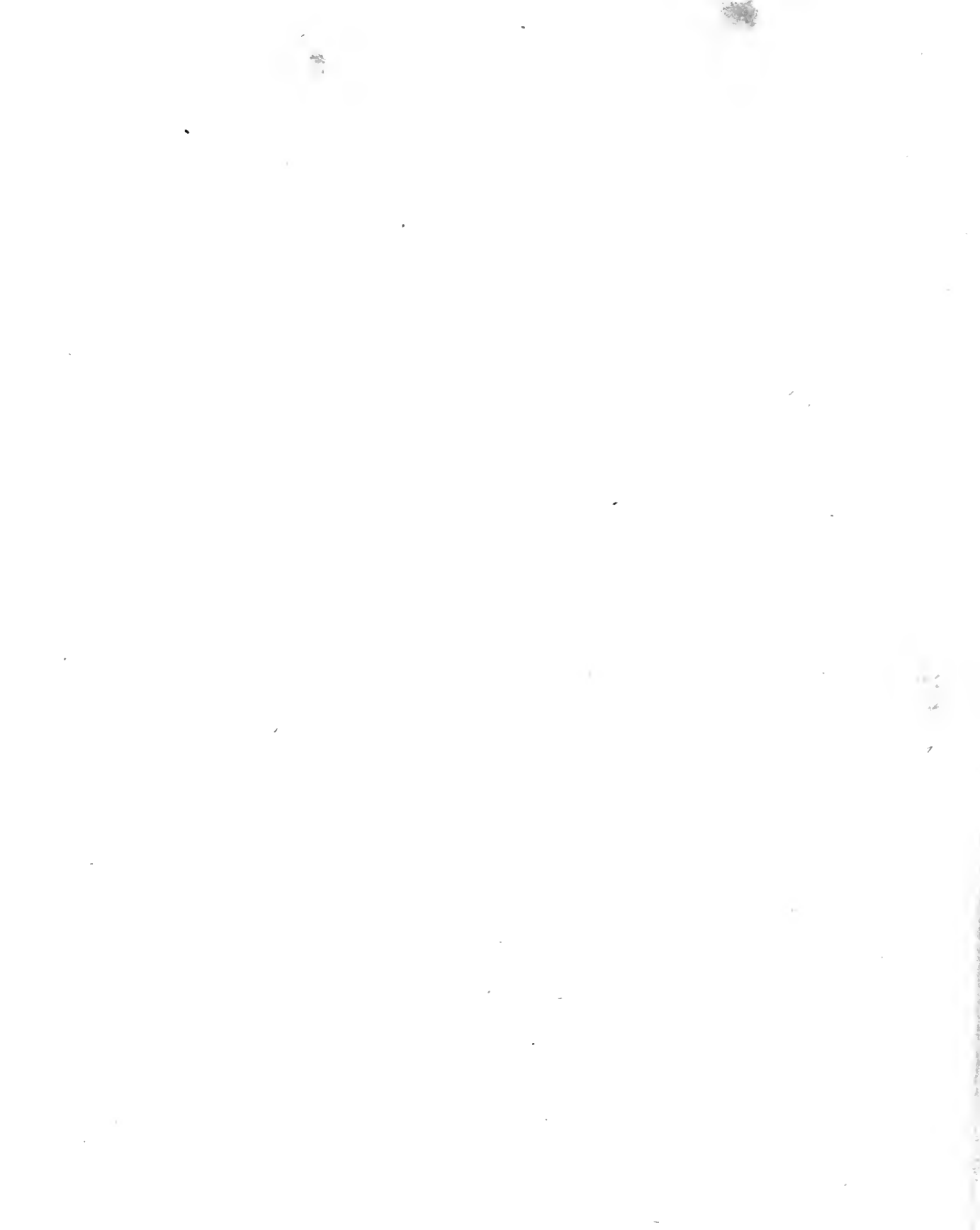
*) Nach Hrn. Dr. Sendtner's Messungen liegt die Gutenalp bereits 3426 par. Fuß über dem Meere.

Die
**Gelehrten Anzeigen der Königl. Akademie
der Wissenschaften
in München**

erscheinen auch für das Jahr 1855 wie bisher und wird um gefällige Erneuerung des Abonnements durch die Königl. Posten oder auf dem Wege des Buchhandels, durch G. Franz in München, gebeten. —

Die im Juni vorigen Jahres in Aussicht gestellte Scheidung der Gelehrten Anzeigen nach den 3 Klassen der Akademie muß vor der Hand unterbleiben, da sie auf Schwierigkeiten der Redaction und Versendung gestoßen ist, welche sich bisher nicht beseitigen ließen. Sie werden daher wie in der letzten Zeit ungetheilt, jedoch so erscheinen, daß die Anzeigen gruppenweise nach den einzelnen Klassen aufeinander folgen und die Gruppe jeder Klasse mit dem zu ihr gehörigen Bulletin über die Klassensitzungen verbunden bleibt. —





G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Juni.

Nro. 74.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am
8 April 1854.

Hr. Akademiker Dr. Vogel jun. hielt zwei Vor-
träge:

- 1) Ueber die Zersetzung einiger oxalsaurer Me-
talloxyde.

Zum Polieren des Glases und der Metalle wird bekanntlich allgemein Eisenoxyd und Zinnoxyd angewendet. Diese beiden Substanzen, welche sich durch ihre Härte ganz besonders zu dem genannten Zwecke eignen, bieten die Schwierigkeit, daß es nur mit Mühe gelingt, sie in dem gehörigen Grade feiner Vertheilung herzustellen, welcher zu ihrer Anwendung erforderlich ist. Auch durch lang fortgesetztes Schlämmen wird doch nie die absolute Sicherheit gewonnen, daß alle gröberen Theile aus dem Polierpulver entfernt sind, durch deren Vorhandensein nicht selten eine langwierige und mühsame Arbeit vernichtet wird. So erklärt es sich denn, daß diese an und für sich werthlosen Substanzen im präparierten Zustande einen unverhältnißmäßig hohen Preis haben. *)

*) Während 1 Pfund Eisenvitriol, der gewöhnlich zur Darstellung des Eisenoxyds verwendet wird, 4 fr. kostet, wird das daraus dargestellte Eisenoxyd mit 16 fr. das Loth bezahlt.

Zu Versuchen in dieser Richtung aufgefordert habe ich gefunden, daß die oxalsauren Verbindungen dieser Metalloxyde zur Darstellung der beiden Oxide im chemisch reinen und zugleich höchst fein vertheilten Zustande geeignet erscheinen. Wird oxalsaures Eisenoxydul unter Abschluß der Luft erhitzt, so bleibt bekanntlich ein Pyrophor zurück, der indessen nicht, wie es bisher angegeben wird, reines metallisches Eisen, sondern vielmehr eine Kohlenstoffverbindung des Eisens ist. An der atmosphärischen Luft verbrennt dieses pyrophorische Eisen zu Eisenoxyd, ein Vorgang, der durch schwaches Erwärmen wesentlich befördert und beschleunigt wird. Es ergibt sich demnach in diesem Verhalten ein Mittel, bei einer verhältnißmäßig sehr niederen Temperatur Eisenroth zu erhalten, zu dessen Darstellung bisher ein starkes Glühen und dann ein lang anhaltendes Waschen nothwendig war, um das durch die hohe Temperatur veranlaßte Zusammensintern der einzelnen Theile aufzuheben.

Im Allgemeinen besteht die Darstellung des Colcothars nach dieser Methode darin, daß das oxalsaure Eisenoxydul auf einem Eisenbleche oder in einem Metallkessel über sehr mäßigem Feuer, auf einer Ofenplatte oder über der Weingeistlampe erhitzt wird. Schon bei 200° C beginnt die Zersetzung des Salzes, und bei höher gesteigerter Temperatur wird das Eisenroth in der feinsten Vertheilung hergestellt. Die Vertheilung ist deshalb eine so außerordentliche, weil durch die Entwicklung von Kohlenensäure und Kohlenoxydgas die Theile auseinander getrieben werden, und endlich noch durch die Auf-

nahme von Sauerstoffgas das Volumen des Materials um das Doppelte vermehrt wird.

Auf solche Weise bereitetes Eisenoryd steht in der Härte dem gewöhnlichen nicht nach und kann, da es eine absolute Sicherheit der feinsten Vertheilung gewährt, sogleich ohne Schlämmen verwendet werden. Versuche, welche mit diesem Pulver zum Polieren von Metallen, namentlich von Gold und Silber angestellt worden sind, haben gezeigt, daß ohne jemals zu rizen damit die feinste Politur in kurzer Zeit erzielt werde, weshalb es auch auf Leder aufgetragen zum Abziehen von Klingen sehr geeignet ist. Zum Polieren der Daguerre'schen Silberplatten und der Teleskope entspricht es vollkommen. Aus den Versuchen, dieses Eisenoryd zum Polieren der Gläser anzuwenden, hat sich herausgestellt, daß bei gehöriger Manipulation in ungewöhnlich kurzer Zeit eine glänzende Politur verliehen werden könne.

Es muß der Technik vorbehalten bleiben, über die weitere Anwendung dieses Polierpulvers zu entscheiden.

Um das oxalsaure Zinnoryd in reine Zinnasche zu verwandeln, bedarf es einer etwas höheren Temperatur, als zur Zerlegung des oxalsauren Eisenoryduls erfordert wird. Die Masse bläht sich bei der Zerlegung sehr stark auf, das Volumen vermehrt sich um mehr als das Doppelte, und es bleibt ganz weißes leichtes Zinnoryd zurück.

Oxalsaures Kupferoryd wird durch ein einfaches Verfahren in chemisch reines Kupferoryd umgewandelt, welches durch diese Eigenschaft zum Gebrauch bei Elementaranalysen sich sehr geeignet erwiesen hat.

Endlich erwähne ich noch eines eigenthümlichen Verhaltens des oxalsauren Wismuthoryds. Dieses im frischen Zustande ganz weiße Pulver geht schon dem gewöhnlichen Tageslichte ausgesetzt schnell ins Rosenrothe über, und nach längerer Einwirkung ins tiefdunkelrothe. Dieselbe Farbenveränderung erleidet das Salz bei schwacher Erwärmung.

2) Ueber die Einwirkung der concentrirten Schwefelsäure auf organische Körper.

Wir kennen eine große Anzahl organischer Substanzen, welche die Eigenschaft besitzen, durch Behandeln mit concentrirter Schwefelsäure und Zucker eine violettrothe Farbe anzunehmen. Außer sämtlichen sogenannten Proteinstoffen und der Gallensäure, welcher anfangs diese Reaction vorzugsweise zugeschrieben wurde, zeigen noch eine Menge Körper des vegetabilischen und animalischen Reiches diese Eigenschaft in ausgezeichnetem Grade. Dahin gehören die Harze, ¹⁾ die ätherischen und die fetten Oele. ²⁾ Ueber das Verhalten der letzteren zu den genannten Reagentien sind in meinem Laboratorium zahlreiche Versuche angestellt worden, deren Resultate ich hier mittheile.

Nach Lehmann ³⁾ ist eine Verwechslung der Galle mit den Fetten deshalb nicht leicht möglich, weil die Elaine und die Delsäure mit Schwefelsäure und Zucker nur sehr langsam und unter Sauerstoffabsorption, also nur in dünnen Lagen, z. B. auf einem Uhrgläschen, jene Färbung hervorbringen sollen. Nach meinen Beobachtungen tritt diese Reaction ebenso deutlich und schnell wie mit Galle ein, und es ist nicht möglich zu unterscheiden, ob die Farbe von Gallensäure oder einem fetten Oele herrührt. Ich bringe, um den Versuch auszuführen, einen Tropfen Del (am besten Ricinusöl) in ein Becherglas und setze unter Umrühren einen Ueberschuß von concentrirter Schwefelsäure hinzu. Ein Tropfen einer Zuckerköschung hiemit in Berührung gebracht, erzeugt augenblicklich die rothe Färbung.

Auffallend erschien die Angabe, ⁴⁾ daß nur die flüssigen Fette, die Elaine, nicht aber die festen,

1) F. Kunde, de hepatis ranarum extirpatione. Dissertation inauguralis. Berlin. 1850.

2) S. Schulze, über die Einwirkung von Zucker und Schwefelsäure etc. Annalen d. Chemie u. Pharm. von Liebig u. Wöhler. Bd. 71 p. 266.

3) Lehmann, physiolog. Chemie. 1853. p. 122.

4) F. Kunde u. S. Schulze a. a. O.

die Stearine, Margarine zc. die Reaction hervorbringen; dies wäre um so bemerkenswerther, da wir dadurch ein vortreffliches Mittel hätten, die Beimischung von weichen Fetten zum Stearin oder Wachs leicht zu erkennen. Ich habe gefunden, daß auch die festen Fette, Talg, Cacaobutter, Wachs zc. die violette Färbung mit Schwefelsäure und Zucker zeigen; jedoch nicht bei gewöhnlicher Temperatur, sondern es ist nothwendig, diese Fette erst durch schwaches Erwärmen in flüssigen Zustand zu versetzen. In fester Form mit Schwefelsäure behandelt färben sie sich braun oder schwarz und verändern ihre Farbe durch Zusatz von Zuckerlösung nicht. Hat man sie aber durch schwaches Erwärmen in einer Porzellan-schaale oder auf einem Uhrglase flüssig gemacht, so wird durch Uebergießen mit Schwefelsäure und Zusatz einer Zuckerlösung unter Umrühren sogleich die violette Färbung entstehen.

Indessen hat der Zucker überhaupt in dieser Reaction den nachtheiligen Umstand, daß er bekanntlich durch concentrirte Schwefelsäure selbst schwarz wird, und dadurch bisweilen die eigenthümliche rothe Farbe verdeckt. Nach meinen Versuchen ist die Essigsäure im Stande, in diesem Falle den Zucker vollkommen zu ersetzen. Uebergießt man einen Tropfen fetten Oeles mit einigen Tropfen concentrirter Schwefelsäure unter beständigem Umrühren und setzt nun Essigsäure hinzu, so entsteht eine deutlich rothe ins Violette übergehende Färbung, welche bisweilen noch entschiedener zum Vorschein kommt, wenn nach dem Zusatz der Essigsäure von neuem einige Tropfen Schwefelsäure hinzugebracht werden. Ich habe in dieser Weise eine größere Menge fetter Oele untersucht und bei allen die Färbung erhalten. Besonders charakteristisch gelingt der Versuch mit Ricinusöl. Auch die festen Fette, Talg, Cacaobutter, Stearinsäure, weißes Wachs zc. zeigen die Reaction, wenn sie vorher durch schwaches Erwärmen in flüssigen Zustand versetzt worden sind. Es dürfte daher diese rothe Färbung durch Schwefelsäure und Essigsäure als eine allgemeine Eigenschaft aller Fette, sowohl des animalischen als vegetabilischen Reiches betrachtet werden.

Die Harze, Colophon, Terpentin, Mastix zc., wie auch ätherische Oele, zeigen ebenfalls mit Schwe-

felsäure durch Zusatz von Essigsäure eine rothe Farbe, die indessen nicht so auffallend ist, als bei den vorerwähnten Substanzen.

Eine ähnliche Erscheinung zeigt auch die thierische Substanz der rothen Korallen. Behandelt man Korallen mit Mineralsäuren, so löst sich ihr Hauptbestandtheil, kohlensaure Erden, und auch von der organischen Substanz bleiben kaum einige Flocken zurück, so daß es auf diese Art nicht möglich ist, sich von der letztern auch nur eine geringe Menge zu verschaffen. Anders verhält es sich dagegen, wenn die Korallen mit Essigsäure digeriert werden, ohne die Temperatur bis zum Kochen zu erheben. In diesem Falle bleibt ein nicht unbeträchtlicher organischer Rückstand von gelblicher Farbe, welcher auf dem Filtrum gesammelt, ausgewaschen und getrocknet durch Benetzen mittelst eines in concentrirte Schwefelsäure getauchten Glasstabes tief indigoblau gefärbt wird. Da in den zum Versuche verwendeten Korallen keine Spur von Jod nachgewiesen werden konnte, so darf diese Reaction als eine deren organischem Bestandtheil speciell angehörende betrachtet werden.

Diese Versuche führten natürlich auf die von Pettenkofer⁵⁾ angegebene und von Will⁶⁾ mehrfach empfohlene Gallenprobe. Wenn man sich vorher mit Sicherheit überzeugen kann, daß die auf Galle zu prüfende Substanz vollkommen frei ist von allen sogenannten Proteinstoffen, von Harzen, ätherischen Oelen, von allen flüssigen und festen Fetten, so darf die Behandlung mit concentrirter Schwefelsäure und Zucker ohne Frage als ein geeignetes Reagens auf Galle stehen bleiben, da sich mit ihr der Versuch leicht und deutlich ausführen läßt. Hier zeigt es sich aber, wie nicht alle Reagentien gegenseitig anwendbar sind, und es müßte zu den größten Irrthümern führen, wollte man Galle mit Schwefelsäure zur Auffindung von Zucker in Anwendung bringen, wie dies als eine genaue und empfindliche Methode vorgeschlagen worden ist. Abgesehen davon,

5) Annalen der Chemie u. Pharmacie Bd. 52 p. 90.

6) Müllers Archiv, 1848 p. 502.

daß bekanntlich Essigsäure ⁷⁾ ebensowohl wie Zucker diese Reaction hervorbringt, kann auch durch concentrirte Lösungen von Weinsäure und Citronensäure die Färbung mit Galle erzielt werden.

Es kommt indessen noch ein Umstand hinzu, der die umgekehrte Reaction, nämlich durch Galle und Schwefelsäure Zucker zu entdecken, geradezu unmöglich macht. Van den Broek ⁸⁾ hat zuerst bei Gelegenheit einer Reihe von Harnuntersuchungen, die ihm alle nach der empfohlenen Methode einen Gehalt von Zucker als Resultat ergaben, die höchst bemerkenswerthe Thatsache beobachtet, daß die Galle allein mit Schwefelsäure, ohne daß irgend eine andere Substanz hinzutritt, die charakteristische roth violette Farbe erzeugen kann, und zwar durchaus auf dieselbe Weise, wie wenn man zur Probe etwas Zucker hinzugesetzt hat und mit denselben Reactionen. Wenn Lehmann ⁹⁾ angiebt, daß ihm dies zu beobachten nie gelungen sei, so erscheint dies um so auffallender, als gerade aus seinem Laboratorium die schon erwähnte interessante Arbeit über Galle von F. Kunde hervorgegangen ist. Um die van den Broek'sche Reaction sicher zu erhalten, verfähre ich auf folgende Weise. Trockne Galle wird auf einem Uhrglase nur mit so viel concentrirter Schwefelsäure zusammengerührt, daß dadurch eine breiartige Masse entsteht. Die Farbe verändert sich hierbei noch nicht; sobald nun aber ein Tropfen Wasser hinzugebracht wird, färbt sich die Masse dunkelroth, und nach 5 Minuten bis höchstens $\frac{1}{4}$ Stunde ist die ganze Flüssigkeit tief dunkelblau. Es ist absolut nothwendig, daß das Wasser vorsichtig und unter beständigem Umrühren tropfenweise zugesetzt werde, indem zu viel Wasser das Erscheinen der Farbe verhindert. Das Auftreten der Farbe durch Zusatz von Wasser steht offenbar mit einer damit zusammenhängenden Temperaturerhöhung in Verbindung, welche indeß nicht bis auf 100° C steigen darf, daher auch im Wasserbade die Farbenerscheinung gar nicht oder sehr transitorisch erscheint. Zur Gewinnung der

7) Lehmann's physiologische Chemie 1853 p. 121.

8) van den Broek, Holländische Beiträge 1848. Utrecht u. Düsseldorf p. 100.

9) Lehmann physiologische Chemie 1853 p. 121.

Reaction sind die beiden Umstände, tropfenweiser Zusatz des Wassers und längere Zeit der Einwirkung unumgänglich nothwendig, und nur aus dem Uebersehen dieser beiden Umstände ist es zu erklären, daß die Färbung der Galle durch Schwefelsäure allein ohne Zuckersatz nicht schon länger ganz allgemein beobachtet worden ist. Ueber das Verhältniß des van den Broek'schen Versuchs zu den Fetten und Harzen behalte ich mir vor, demnächst zu berichten.

Sigung der mathematisch-physikalischen Classe am 13 Mai 1854.

Hr. Akademiker Dr. Vogel jun. berichtet über eine von ihm angefertigte neue Art von Trichterröhren unter Vorzeigung des Apparates. Die Vorrichtung hat zum Zwecke die Anwendung von Wulfschen Flaschen, wie auch die doppelte Durchbohrung des Korkes bei länger fortgesetzten Gasentwicklungen entbehrlich zu machen. Dies wird mit der Construction des Apparates in der Weise erreicht, daß durch eine weitere kurze Glasröhre eine längere enge hindurchgeht, welche an einer Stelle in die erstere eingeschmolzen ist. Wird nun der Apparat mittelst eines Korkes auf ein Gasentwicklungsgefäß aufgesetzt, so kann durch die engere Röhre, welche oben eine trichtersförmige Ausbiegung hat, fortwährend Säure hinzugesetzt werden, ohne die Gasentwicklung zu unterbrechen und ohne den Kork zu öffnen. Das sich entwickelnde Gas steigt durch die äußere Röhre von weiterem Durchmesser in die Höhe und kann durch ein an diese angefügtes im Knie abgebogenes Rohr vermittelt einer Kautschukverbindung weiter geleitet werden. Durch eine geringe Abänderung des Apparates, indem nämlich statt der oberen trichtersförmigen Ausbiegung die Röhre etwas verlängert und umgebogen wird, kann diese Vorrichtung in einfacher Weise als Waschflasche für Gasarten benützt werden, wobei ebenfalls eine Wulfsche Flasche oder ein doppelt durchbohrter Kork entbehrlich gemacht wird.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Juni.

Nro. 75.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am
6 Mai 1854.

1. Der Secretär legt den Prospectus einer *bibliotheca academica Monacensis* vor, welche Herr Landrichter Verstner, a. o. Mitgl. der III Cl., herauszugeben gedenkt.
2. Herr Prof. Streber liest einen Vortrag: Die Münzen des Erzbischofs Hartwich von Salzburg (991 — 1023), ein Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Kärnthen.

Herr Professor Streber besprach den im vorigen Sommer zu Saalburg in Niederbayern gemachten Münzfund und brachte einige daselbst ausgegrabene Denare mit der Aufschrift: HARTVICVS EPS zur Vorlage. (Der ganze höchst wichtige Fund soll aus mehr als 3000 Stücken bestanden haben, die jedoch sogleich zerstreut und theilweise sogar eingeschmolzen wurden. Das k. Münzkabinet konnte nur noch in den Besitz von 230 Stücken gelangen.)

Nachdem er gezeigt, warum dieselben nicht, wie bisher geschehen, dem Bischofe Hartwich von Bamberg (1047 — 1053) zugetheilt werden können, suchte er zu beweisen, daß sie dem Erzbischofe Hartwich von Salzburg (991 — 1023) angehören.

Diese Denare seien die ältesten, die ein Erzbischof von Salzburg schlagen ließ, zugleich aber bezüglich der Geschichte des Herzogthums Kärnthen von großem Interesse. Der gewöhnlichen Annahme zufolge sei nämlich nach dem Tode Heinrichs des Bänklers (995) Kärnthen von Bayern getrennt und jedem Lande ein besonderer Herzog vorgesetzt worden. In Kärnthen haben der Reihe nach Otto, Graf im Speier- und Wormsgau 996 — 1004, Conrad der Ältere, des vorigen Sohn, 1004 — 1011 und Adalbero aus dem Hause Eppenstein 1012 — 1035 regiert. Mit dieser bisher allgemein geltenden Annahme scheinen aber die Denare des Erzbischofs Hartwich von Salzburg nicht in Einklang zu stehen. Auf denselben werden nämlich gleichzeitig mit dem Erzbischofe noch drei andere Fürsten, theils mit, theils ohne beigefügten Titel genannt, und zwar HEINR.icus, CVONR.adus und ADALP.ero DVX. Hieraus ergebe sich unzweifelhaft, daß Hartwich das Münzrecht mit den hier genannten drei Herrn gemeinschaftlich ausgeübt habe. Da nun die beiden letzteren keine anderen sein können als die Herzoge von Kärnthen, Conrad der Ältere und Adalbero, so liege nichts näher als die weitere Folgerung, daß auch der dritte derselben, nämlich Heinrich, gleichfalls dem Herzogthum Kärnthen vorgestanden habe. Heinrich der Bänker könne hier nicht gemeint sein, weil dieser schon 995 starb, Erzbischof Hartwich aber das Münzrecht erst 996 erhielt. Es bleibe demnach nichts anderes übrig als anzunehmen, daß nicht Otto von Franken, sondern ein Heinrich der Nachfolger Heinrichs des Bänklers im Herzogthum Kärnthen gewesen sei. Da nun in

den Urkunden dem Herzoge Heinrich von Bayern und nachmaligen Könige Heinrich II Handlungen zugeschrieben werden, die unzweideutig auf eine bestimmte Gewalt desselben im Herzogthum Kärnthen und in der Mark Verona hinweisen, so spreche alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser Heinrich — der nachmalige König Heinrich II — es gewesen sei, der als Herzog von Kärnthen gemeinschaftlich mit dem Bischöfe von Salzburg das Münzrecht ausübte oder mit anderen Worten, daß derselbe nach dem Tode seines Vaters Heinrich des Bänklers (995) nicht bloß das Herzogthum Bayern, sondern auch zugleich wenigstens theilweise das Herzogthum Kärnthen erhalten habe.

Die Classe beschloß einstimmig die Aufnahme dieser Abhandl. in ihre Denkschriften.

Sitzung der historischen Classe am 20 Mai 1854.

Herr Major v. Sprunner trug eine kurze Denkschrift über Anfertigung historischer Karten vor. Er erörterte den Zweck seiner Arbeit dahin, daß mit also eingerichteten Karten nicht nur die Absicht Sr. Majestät des Königs für Bezeichnung der verschiedenen Perioden der Geschichte (Alterthum, Mittelalter und neuere Zeit), erreicht werde, sondern daß auch für die im Jahre 1859 bevorstehende Säcularfeier der k. Akademie der Wissenschaften eine solche Karte zur Verherrlichung derselben angefertigt werden könne, so zwar, daß nicht die historische Classe allein, sondern auch die erste und zweite Classe mit ihren wichtigsten Momenten auf derselben Raum finden dürften, die Resultate ihrer geognostischen, sprachlichen zc. Forschungen darzustellen.

Die Classe beschloß diesen Ansichten und Vorschlägen die ihnen gebührende Folge zu geben.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

M a i 1854.

- Von der k. k. Akad. der Wissenschaften in Wien:
Sitzungsberichte. Philosophisch-historische Classe. Bd. XI. Jahrgang 1853. Heft III — V. October — December. Jahrg. 1854. Heft I. Wien 1853. 54. 8.
Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftl. Classe. Bd. XI. Jahrg. 1853. III. IV. V Heft. October. November. December. XII Jahrg. 1854. I Heft. Januar. Wien 1853. 54. 8.
Denkschriften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 6 Bd. Wien 1854. 4.
Tafeln zu dem Vortrage: der polygraphische Apparat der k. k. Hof- und Staatsbuchdruckerei in Wien (zum V Heft des IX Bandes der mathem. Classe 1852). Wien 1853. 8.
Von der Imprimerie impériale in Paris:
Journal des Savants. Janvier — Décembre 1853. Paris 1853. 4.
Von der Royal irish academy in Dublin:
Proceedings. Vol. V. Dublin. 8.
Von der k. Akad. der Wissenschaften in Berlin:
Monatsberichte. Februar 1854. Berlin. 8.
Von der Gesellschaft für bildende Kunst und Alterthümer in Emden:
Kurzer Bericht über die Entstehung, Entwicklung und Wirksamkeit derselben. Emden 1854. 8.
Von der k. Gesellschaft der Wissensch. in Göttingen:
Götting'sche gelehrte Anzeigen. Bd. I — III auf d. J. 1853. Göttingen 1853. 8.
Nachrichten von der Georg-Augusts Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vom Jahre 1853. Nr. 1 — 17. Göttingen. 8.
Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:
Journal Nro. CCXXXVII. Nro. VI. 1853. Calcutta 1853. 8.
Von Teylers tweede Genootschap in Harlem:
Verhandelingen XXVI Stuk. Vierde Gedeelte. Harlem 1854. 4.

Von dem Hrn. Dr. Prantl hier:

Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker dritte Lieferung. Plato's auserwählte Werke dritte Lieferung. Stuttgart. 1854. 8.

Uebersicht der griechisch-römischen Philosophie. Ebenda.

Von der sächsischen Ges. der Wissensch. in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Philosophisch-historische Classe. III. IV. V. Leipzig 1853. 54. 8.

Von der Universität in Leyden:

Annales academici 1849 — 1850. Leyden und Batavia 1854. 4.

Von dem Hrn. Braun in Wiesbaden:

Monographie des eaux minerales de Wiesbaden. Wiesbaden. 4.

Von dem Hrn. v. Littrow in Wien:

Bahnlinien zwischen den periodischen Gestirnen des Sonnensystems. Wien. 8.

Ueber das allgemeine Niveau der Meere. Wien. 8.

Von der physikalisch-mediz. Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen IV Bd. II Heft. Würzburg 1854. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1853. IV Jahrg. Nr. 3. Juli. August. September. Wien. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXVIII. No. 2 — 6. Janvier, Févr. 1854. Paris 1854. 4.

Von der k. k. patr. ökonom. Gesellschaft im königreiche Böhmen zu Prag:

Centralblatt für die gesammte Landeskultur. 4 Jahrg. 1853. Nr. 40 — 52. Prag. 4.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. 4 Jahrg. 1853. Nr. 40 — 52. Prag. 4.

Von dem Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom. VII. Livr. I. Paris 1853. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speier:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. I. Heft II. III. Febr. März. Speier 1854. 4.

Von dem Hrn. Blondlot in Nancy:

Inutilité de la bile dans la digestion proprement dite; mémoire complémentaire de l'essai sur les fonctions du foie. Paris, Nancy 1851. 8.

Essai sur les fonctions du foie et de ses annexes. Paris 1846. 8.

Recherches sur la digestion des matières amylacées. Nancy 1853. 8.

Nouvelles recherches chimiques sur la nature et l'origine du principe acide.

Traité analytique de la digestion considérée particulièrement dans l'homme et dans les animaux vertébrés. Paris, Nancy 1843. 8.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Abhandlungen. 4 Heft. Regensburg 1851. 8.

Von dem k. k. Ferdinandeum in Innsbruck:

25 Jahresbericht vom Jahre 1851 — 52. Innsbruck. 8. Erläuterungen zur geognostischen Karte Tyrols und Schlussbericht der administrativen Direction des geognostisch-montanistischen Vereins für Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1853. 4.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik in den Jahren 1850 und 1851. VI u. VII Jahrg. I Abth. Berlin 1854. 8.

Von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preussischen Staaten:

Verhandlungen. Neue Reihe. I Jahrgang VIII — XII. Berlin 1853. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft VI. VII. Nr. 66. Zürich 1852. 1853. 8.

Von dem Hrn. Grunnert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 22 Thl. II Heft. Greifswalde 1854. 8.

Von den Herren E. Homolle und J. A. Quenne in Paris:

Archives de physiologie de thérapeutique et d'hygiène No. 1. Janvier 1854. Mémoire sur la digitaline et la digitale. Paris 1854. 8.

Von der Société des sciences naturelles in Cherbourg:

Mémoires. 1 Vol. 3. 4 livr. Cherbourg 1853. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. X. Part I. No. 37. February I. 1854. London 1854. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1853. Vol. 143. Part III. London 1853. 4.

Fellows of the society. Nov. 30. 1853. London. 4. Proceedings. Vol. VI. No. 99. 101. London. 8.

Address of the right honorable the Eare Rosse etc.
Novbr. 30. 1853. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:

Zeitschrift. April IV. München 1854. 8.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle
in Genf:

Mémoires. Tom. XIII. 2 Partie. Genève 1854. 4.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in
Leipzig:

Preischrift. IV. 26. Astronomische Untersuchungen über
die wichtigeren Finsternisse, welche von den Schrift-
stellern des klassischen Alterthums erwähnt werden.
Leipzig 1853. 8.

Von dem historischen Fällalverein zu Neuburg:

Collectaneen, Blatt für die Geschichte Bayerns, insbeson-
dere für die Geschichte der Stadt und des ehema-
ligen Herzogthums Pfalz-Neuburg. 16. 17. 18 Jahr-
gang. 1850. 1852. Neuburg. 4.

Von dem Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte,
Geographie, Statistik und Topographie. Jahrgang
1852. I und II Heft. Stuttgart 1853. 54. 8.

Von dem Hrn. M. de Caumont in Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires et de
renseignements sur la statistique monumentale de
la France. 2 Série. Tom. 9. 19 Vol. de la col-
lection. Paris 1853.

Annuaire de l'institut des provinces et des congrès
scientifiques. 1854. Paris. 8.

Congrès scientifique de France. Dix-neuvième session.
Tom. I. II. Paris 1852. 8.

Von dem Grafen v. Montalembert in Paris:
Congrès archéologique de France. Discours de Cloture.
Caen 1854. 8.

Von dem Hrn. M. Gh. Richelet in Paris:

Notice sur M. de Caumont. Paris 1853. 8.

Von dem Comité zur Herausgabe der mährischen
Landtafel in Brünn:

Die Landtafel des Markgrafthums Mähren. I Lief. Er-
stes Buch der Olmützer Cuda. Brünn 1854. Fol.

Von dem historischen Verein zu Osnabrück:

Mittheilungen. 3 Jahrg. 1853. Osnabrück 1853. 8.

Von dem Hrn. J. M. Lappenberg in Leipzig:

Dr. Thomas Murners Ulen Spiegel. Leipzig 1854. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzog-
thum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. Ur-
kundenbuch. Zweites Heft. 1279 — 1299.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in
Landsbut:

Verhandlungen. III Band. 4 Heft. Landsbut 1854. 8.

Von der Gesellschaft für bildende Kunst und Alter-
thümer in Emden:

Kurzer Bericht über die Entstehung, Entwicklung und
Wirksamkeit derselben.

Von dem Hrn. J. G. Droysen in Leipzig:

Zwei Verzeichnisse. Kaiser Carl V Lande u. s. w. Leip-
zig 1854. 8.

Eberhard Windeck. Leipzig 1853. 8.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Juni.

Nro. 76.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

1. Memorials of Indian Government, being a selection from the papers of Henry St. George Tucker, late director of the East India Company. Edited by John William Kaye. London 1853.
2. Statistical papers. India. Gedruckt auf Befehl des Hauses der Gemeinen, 20 April 1853.

Die große Ländermasse vom Himalaja und dem Meere, vom östlichen Persien und dem westlichen China umgränzt, ist seit dem Beginne geschichtlicher Ueberlieferung von Menschen verschiedener Herkunft, von Völkern verschiedener religiösen und staatlichen Einrichtungen bewohnt. Alle diese Völker werden nach einem alten, wahrscheinlich von den Persern stammenden Brauche, Hindu genannt, und das Land, in dem sie leben, Hindostan. Die zahlreichen von einheimischen und fremden Eroberern im Laufe der Jahrhunderte gegründeten Staaten vermochten es nicht, ihre Herrschaft über alle jene weitgestreckten Flächen und Gebirgsgegenden auszudehnen. Indien war zu den verschiedensten Zeiten in mehrere Herrschaften und Reiche gespalten. Die Vereinigung dieser Länder und Gemarken unter einem Gebieter; die Befreundung der durch Priesterinnungen und Herrschaftsucht getrennten Insassen unter sich selbst und ihre Zurückführung zur übrigen Menschheit; die Erlösung aus moralischer Versunkenheit zu neuem Leben, zur Selbständigkeit: dies Alles blieb und bleibt dem westlichsten Staate der alten Welt vorbehalten. Der

Bau dieses in der Geschichte einzigen Reiches ward von einer Kaufmannsgilde mit List begonnen und ausgeführt mit dem Schwert in der Hand. Sie ist freilich, sobald es die Noth erheischt, von der ganzen Wucht des großen Mutterlandes getragen.

Herr Tucker, Verfasser der Denkschriften über die Regierung und Verwaltung dieses angloindischen Reiches, war während des letzten so wichtigen Vierteljahrhunderts Mitglied des leitenden Ausschusses dieser Völker-beherrschenden Kaufmannsgilde. In frühen Jahren begann er diese Laufbahn als Secretär bei Sir William Jones und widmete von nun an sein ganzes langes Leben — Er starb 14 Juni 1851 im 81 Jahre seines Alters — Indien und seinen Angelegenheiten, nach der verschiedensten Richtung. Eine Menge hierauf bezüglichen Denkschriften hatten sich in seinem Nachlaß vorgefunden, aus welchen Hr. Kaye die vorliegende Auswahl mittheilt. Tuckers Familie hätte hiezu keinen geeigneteren Mann auffinden können. Kaye schrieb die beste Geschichte des Hinaufzuges der Engländer gegen Afghanistan und sein Werk über die Regierung und Verwaltung der ostindischen Compagnie, wovon vor einigen Monaten die zweite Auflage erschienen, ist das Lehrreichste auf diesem Gebiete der historisch-staats-wirthschaftlichen Literatur.

Die Denkschriftensammlung beginnt mit einer neuen und belehrenden Darstellung des Ursprunges und Fortganges der Regierung Indiens. Die Aufsätze selbst zerfallen in neun Abtheilungen: das Verwaltungswesen im Allgemeinen, die hiemit zusam-

menhängenden Stellen und Ordnungen; die militärischen Einrichtungen; das Einkommen und die Hilfsquellen Indiens; die Gerichtsverfassung, die Beziehungen des angloindischen Reiches mit den benachbarten Staaten, namentlich zu Mittelasien und Rußland; indisches Religionswesen und Christenthum; die Finanzen; vermischte Aufsätze; Schlußbetrachtungen. Wir wollen nun, mit Benützung der dem Parlamente vorgelegten statistischen Angaben über Indien, das Wesentliche der denkwürdigen Sammlung kurz zusammenfassen.

Die Herrschaft der Engländer in Asien bereichert mit jedem Jahre mehr unsere Kenntnisse in manigfacher Beziehung. Auf keinem Gebiete aber mehr als auf dem der Statistik. Die Statistik ist in Europa eine neue Wissenschaft; in Asien war sie früher nur innerhalb der Länder des chinesischen Cultursystems vorhanden. Brahmanen, Buddhisten, Dschainas und alle die andern Religionen und Secten, welche später aus dem Brahmanenthum hervorgiengen, haben sich, so viel man weiß, niemals um Volkszählungen und Staatsrechnungen, Bodencultur und Industrie der Insassen Hindostans bekümmert. Welch einen großen Fortschritt der Islam bildet, sieht man vorzüglich auf dem Gebiete der praktischen menschlichen Wissenschaften. Die muselmanischen Großmongolen erkannten bereits in der Statistik die Grundlage einer jeden vernünftigen volksthümlichen Regierung und haben ihr die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die Institutionen Akbers, wie sie sein Freund und Minister Abul Fasel beschrieben, stehen heutigen Tags noch ebenbürtig da neben jeder statistischen Darstellung irgend eines Landes auf Erden.

Das ganze Reich war anfangs in 15, später in 18 Kreise eingetheilt worden, welche wieder in 105 Districte und 2737 Bezirke zerfielen. Ueber jeden Kreis ist ein Statthalter gesetzt, dem zu gleicher Zeit die bürgerliche und Militärverwaltung gebührt. Diese Subadar stehen unmittelbar unter dem Fürsten und erhalten von ihm ihre Befehle. Der Statthalter habe bloß, so lauten die Verwaltungsnormen, das Wohl des Volkes im Auge; er sei immer freundlich, und erweise jedem die gebüh-

rende Ehre. Unter den Statthaltern stehen eigene Beamte, denen der Oberbefehl über die Söldner und Lehenstruppen, dann die Leitung des Gerichts- und Steuerwesens anvertraut sind. Einem jeden ward der Geschäftskreis genau vorgezeichnet, um, so weit menschliche Vorsicht reicht, Willkür und Uebergriffe zu beseitigen. Aus diesem Grunde wurde selbst, was sonst unerhört ist im Morgenlande, das Geschäft des Untersuchungsrichters und des Urtheilssprechenden getrennt; das eine stand dem Kadi zu, und das andere dem Mir Abel, das heißt dem Herrn Richter. Nur bei Gelegenheit eines gefährlichen Aufstandes kann der Statthalter, ohne an den Hof zu berichten, Todesstrafen verhängen. Den Katwals, welchen das Geschäft unserer Polizeidirectoren und Hauptleute der Gendarmerie an einzelnen Orten und Districten zusteht, ist anempfohlen, den Herrn Richter von zwei Kundschaftern überwachen zu lassen und dem Fürsten alsbald zu berichten, wenn Jemand in seinem Rechte verkürzt würde. Unter den zahlreichen Vorschriften für die Beamten sind vortreffliche, freilich auch manche abenteuerliche und barbarische enthalten. Der Pabischah wollte den Müßiggang abgeschafft wissen. Der Katwal soll nun darüber wachen, daß Jeder ein Handwerk erlerne; Niemand darf als Sklave verkauft werden; die frühere Sitte, Kriegsgefangene als Sklaven zu behandeln, war bereits (1561) aufgehoben. Der Katwal möge erforschen, wovon und wie die Leute leben, namentlich aber darauf achten, daß keine Frau nach dem Tode ihres Gemahls gegen ihren Willen verbrannt werde. Kalendermacher und anderes scheinheilige Bettlergesindel, das sich vom Schweiß der Fleißigen nährt, soll von den Polizeibeamten angehalten werden, ein nützlich Geschäft zu treiben. Das Schlachten der Thiere war an vielen Tagen und selbst während eines ganzen Monats im Jahre verboten. Mehger, Todtenwäscher und andere Leute, die unreine Geschäfte betreiben, mögen ferne von andern Leuten an einem eignen Orte beisammen wohnen. Wer mit einem Scharfrichter aus einem Becher trinkt, dem wird die Hand abgehauen; wer mit ihm aus einem Kessel isst, verliert einen Finger.

Vorzügliche Aufmerksamkeit ward auf das Steuerwesen verwendet; denn hieran hängt, wie der

Minister Abers treffend bemerkt, sowohl die Kraft der Regierung wie das Wohl der großen Masse der Regierten. Alle gehässigen oder beschwerlichen Abgaben: die Kopfsteuer der Ungläubigen, die Taxen auf Wallfahrten wurden aufgehoben und bloß eine Grundsteuer angeordnet, welche freilich hoch genug angelegt wurde, — ein Dritttheil des rohen Ertrags. Unter der einheimischen Regierung der Hindufürsten, heißt es in der betreffenden Verordnung, wurde zwar nur ein Sechstel erhoben, es waren aber überdies vielerlei Abgaben von beweglicher Habe zu entrichten. Um diese große Reform durchzuführen, wurde das Land vermessen, seine Ertragsfähigkeit nach drei Classen eingetheilt und das Mittel derselben als Erträgniß eines jeden Tagwerks angenommen. Diese Natural-Abgaben sind dann nach dem Durchschnittspreis der letzten 19 Jahre in Geld verwandelt und später, damit die häufig wiederkehrende, Geld und Zeit kostende Schätzung wegfalle, die Steuern ein für allemal auf zehn Jahre festgesetzt worden. Es blieb jedoch jedem frei gestellt, seine Abgaben in Rohstoffen selbst einzuliefern. Auch ist's jedem, der da glaubt, er zahle zu viel, dessen Acker eine schlechte Lage hatten, häufig brach liegen oder andern Nachtheilen ausgesetzt waren, gestattet, bei der Behörde eine Vorstellung einzureichen. Sie war angewiesen, die Beschwerde genau zu untersuchen und in besondern Fällen den Bauer mit Geldvorschüssen zu unterstützen. Der Rentmeister solle im Ganzen sein Amt zur Zufriedenheit der Steuerpflichtigen verwalten; dies sei die Grundnorm, nach welcher er sich zu richten habe. Ueber die Einnahmen und ihr Verhältniß zu den Ausgaben kann man, aus Unkunde des Preises der Lebensmittel, zu keinem sichern Ergebniß gelangen. Bedenkt man aber die außerordentliche Pracht des Hofes, die Freigebigkeit des Fürsten, der zwei bis dreitausend Geistliche und Gelehrte aller Völker und Secten unterhielt, so müssen die Erträgnisse der Steuern höchst bedeutend gewesen sein.

Die neuen europäischen Gebieter bewahrten auch in Hindostan wie allenthalben auf Erden, die praktische Richtung, den praktischen Blick des angelsächsischen Volkes. Noch mitten unter den Kriegserzeig-

nissen haben sie der Erforschung des Landes und seiner Hülsquellen große Aufmerksamkeit gewidmet. Raum war Maifor in ihren Händen, so hat der Oberstatthalter Marquis Wellesley eine wissenschaftliche Aufnahme des ganzen Reiches befohlen, in der Ausdehnung vor dem Frieden zu Seringapatam. „Der erste und wichtigste Gegenstand zur Kenntniß des Landes,“ so heißt es unter andern in den Instruktionen, „ist der Ackerbau; die Getreidegattungen und die andern Nahrungsmittel, die Viehzucht und die Weise der Bewirtschaftung sollen erforscht werden; dann sind der mineralische Reichthum des Bodens, das Klima und die Jahreszeiten, die Fabricate und die Manufacturen, die Aus- und Einfuhr, der ganze physische und geistige Zustand der Bevölkerung zu untersuchen. Dies Alles soll erforscht und bis ins Einzelnste beschrieben werden.“ Der Oberstatthalter wußte auch den geeigneten Mann für dieses schwierige Unternehmen herauszufinden. Und es war, wie gewöhnlich bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen, wieder ein Schotte. Der Arzt Francis Buchanan, welcher sich später nach einer heimathlichen Besigung auch Hamilton nannte, hat sich und der indischen Regierung durch seine Beschreibung von Maifor, Kanara und Malabar so wie durch die Alles umfassende Darstellung mehrerer Länder Bengalens, bleibende Denkmale gesetzt. Solche statistische Untersuchungen und Aufnahmen sind der Zeit in mehreren andern Gegenden Hindostans und Dekans vorgenommen worden.

Der Flächeninhalt des Reiches kann bis zur Vollendung der trigonometrischen Aufnahme nur annähernd bestimmt werden. Bis 1848 waren bloß 477,044 engl. □ Meilen gemessen, welche 312,400 £. kosteten, die □ Meile 13 S. 1 D. Indien ist 12mal so groß als Großbritannien und Irland zusammen. Das angloindische Reich mit Sindh und Pendschab, mit Tenasserim und den andern ehemals birmanischen Ländern wird von den Rundigen, ohne die einheimischen Lebensstaaten, auf 800,758 engl. □ M. geschätzt; diese hingegen auf 690,247 engl. □ M., im Ganzen also 1,491,005 mit einer Umgrenzung von 11 Millionen Meilen. Diese große Ländermasse zerfällt in zwei Abtheilungen: In un-

mittelbare Besitzungen, welche theils unter dem Oberstatthalter, theils unter den drei Präsidentschaften, Bengalen, Madras, Bombay und der Regierung von Agra stehen; dann in die mittelbaren Reiche und Lehensfürstenthümer, die bald dieser, bald jener Behörde untergeordnet sind. Eine auf wirklicher Zählung beruhende Bevölkerungsliste des ganzen Reiches ist ebenfalls noch nicht vorhanden; nur in einzelnen Theilen, wie in den nordwestlichen Provinzen, sind Zählungen vorgenommen worden. Nach den sichersten Angaben leben in den unmittelbaren Besitzungen an 105, in den mittelbaren Besitzungen wenigstens 55 Millionen, wornach das ganze angloindische Reich eine Bevölkerung von hundert sechzig Millionen haben würde. Ein Achtel dieser Bevölkerung bekennt sich zum Islam. In Hindostan allein, Dekkan nicht mitgerechnet, bildeten die Muselman, wie Dschehangir in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, ehemals ein Sechstel der Bevölkerung.

Die Verpflichtungen der Lehenslande, wozu wir auch Nepal rechnen, sowohl von ihrer Seite gegen Großbritannien als Großbritannien gegen sie, sind verschiedener Natur und durch Verträge festgesetzt. Bald sind die Lehensbesitzer bloß gehalten, ohne Zustimmung des Oberherrn keinen Europäer und Amerikaner in ihre Dienste zu nehmen, und englischen Residenten Zutritt zu gestatten; bald haben sie britische Truppen aufzunehmen und bestimmte Lehensgefälle zu entrichten; bald müssen sie jede Einmischung in die innere Verwaltung zulassen und sich dem Gebote des Oberstatthalters unbedingt fügen. Aber auch wo Tractate dieser Art nicht stattfinden, verfügen die britischen Behörden im Nothfalle unbedingt über alle Hülfquellen der mittelbaren Besitzungen; ja diese Besitzungen können sämmtlich, was früher oder später ohne Zweifel geschehen wird, aufgehoben und mit den Präsidentschaften vereinigt werden.

Die Einnahmen aller dieser mittelbaren Reiche, Fürstenthümer und größern Lehen betragen in runder Zahl die Summe von 13 Millionen Pf. Sterling, wovon kaum 600,000 als Lehensgebühren und für die Contingente in die Kasse des angloin-

dischen Reichs fließen, welche überdies zum großen Theile von den Residenten und ihren Gehülften wieder verschlungen werden. Andere der Herrschaft entsetzte Fürstenfamilien erhalten jährliche Pensionen in einem Gesamtbetrage von 1,296, 258 Pfund Sterling.

Durch Einziehung oder wenigstens Verminderung dieser Pensionen und Lehensstaaten würde die angloindische Regierung einen großen Ueberschuß der Einnahmen erzielen; es könnten die Abgaben der schwerbelasteten Völker erleichtert und eine Menge allgemein nützlicher Anstalten errichtet werden.

Eine zweite Eintheilung des Reichs ist die in Verordnungsländer und Nichtverordnungsländer (Regulation provinces, non Regulation provinces). Lord Cornwallis hat nämlich (1793), kurz vor dem Ende seiner ersten Oberstatthalterschaft, für Bengalen eine Anzahl Verordnungen erlassen, welche an die Stelle der frühern Gesetze traten, und als Norm für künftige Beamte dienen sollten. Es dauerte aber nicht lange, so erkannte man das Willkürliche und Ungehörige dieser Maafregel. Die neuerworbenen Länder blieben frei von diesem Drucke; sie wurden nach naturgemäßen Normen regiert, und hießen nun Nichtverordnungsländer, weil hier die Verordnungen Cornwallis' nicht gelten. Diese Gebiete stehen sonderbar genug immer noch unter dem auswärtigen Departement der Regierung zu Calcutta.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Juni.

Nro. 77.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1854.

1. Memorial of Indian Government.
2. Statistical papers. •

(Fortsetzung.)

Die Präsidentschaften zerfallen in Bezirke von 3 — 6000 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von einer halben bis einer Million, die unter Beamten steht, welche die manigfachen Geschäfte der Polizeidirectoren und Einnehmer in sich vereinigen. Die Handhabung des Rechts führen eigene Gerichtshöfe; doch ist hier und da den Einnehmern auch die untere Gerichtsbarkeit übertragen. Eine Anzahl Gehülften theils im ordentlichen Dienste mit pragmatischen Rechten, theils gewöhnliche Diener (covenanted und uncovenanted service), ist den Beamten und Richtern beigegeben. Die Diener sind gewöhnlich Eingeborene oder Eurasier, welche nach Belieben ihrer Stellen entsetzt werden. Die untern Classen dieser Diener erhalten eine geringe Befoldung von 10 — 300 Pfund Sterling jährlich; die untersten kaum mehr als die gewöhnlichen Arbeiter, 4 bis 5 Gulden monatlich, womit sie unter jenen klimatischen Verhältnissen landesgemäß leben und sich kleiden können. Der Tageslohn in Indien trägt nämlich im Durchschnitt bloß 8 bis 9 Kreuzer. Bei diesen auf Ruf und Widerruf aufgenommenen, deren an 2000 gerechnet werden, giebt es zwar auch Stellen von 800 bis 1000 Pfund Sterling, die jedoch selten den Eingebornen zu Theil werden. Offiziersöhne, englische Abenteurer, bankerotte Kaufleute und andere Personen der Art werden den fähigen und unbescholtenen Ein-

geborenen vorgezogen. Und doch sind diese Beamten von größerm Einflusse, als die mit pragmatischen Rechten. In ihren Händen liegt die ganze bürgerliche Gerichtsbarkeit; sie allein (so z. B. die Classe der Tahsildar) verkehren in Betreff des Steuer- und Polizeiwesens unmittelbar mit der Bevölkerung; sie allein erheben die Zölle und besorgen alle Geschäfte bei dem Salz- und Opiummonopole. Die Befoldungen der Beamten erster Classe, wozu nur Engländer zugelassen werden, sind, wenn man das Verzeichniß vergleichen will, die höchsten, welche jemals bezahlt wurden.

Wie sorgfältig bereits jetzt schon die angloindische Statistik bearbeitet wurde, das bezeugen die zahlreichen, dem Parlamente vorgelegten Denkschriften; unter ihnen verweisen wir auf die Verbrecher-Statistik und die Gerichtspflege, weil sie den sichersten Maasstab bilden für den Culturgrad, für die physischen und moralischen Zustände des angloindischen Reiches.

Der herannahende Ablauf des Freibriefes der ostindischen Hansa bringt immer eine große Masse Denkschriften und Werke zu Tage. Die meisten Denkschriften des Herrn Tucker sind bei der vorletzten Erneuerung (1833) entstanden. Es werden nämlich mehrere Jahre vor Ablauf eines solchen Freibriefes, nach der schönen Sitte Altenglands, die hierauf bezüglichen Verhältnisse in Vereinen und Versammlungen, in Tagblättern und Flugschriften allseitig besprochen. Auf die fieberhafte Aufregung des Krieges war in den Friedensjahren eine empfindliche Schwäche gefolgt. Die Fabriken und alle andern

kaufmännischen Geschäfte waren großartig angelegt und auf einen welthistorischen Kampf berechnet. Die neu erfundenen Maschinen hatten überdies ihre Fabricate weit über den Bedarf gesteigert. Die Unbehaglichkeit und Noth der arbeitenden Classen wuchs mit jedem Jahre. Man mußte auf Mittel denken, um die Ausfuhr zu vermehren und neue Märkte zu eröffnen. Begräumung jeder sonderrechtlichen Hemmnis in Abgaben und Verkehr, in der Heimat wie in den Colonien, ward Feldgeschrei des Tages. Die ostindische Hanfa ist hievon nicht am wenigsten getroffen; ihre Vorrechte in Handel und Wandel sollten zum Vortheile des ganzen Gemeinwesens aufgehören. Dann wurden ihr neue Pflichten aufgelegt. Die Ausfuhr nach Indien und dem andern Morgenlande war in den letzten Jahrzehnten bedeutend gestiegen; die englischen Maschinen hatten zum großen Theile die einheimische Handarbeit vernichtet; es entstanden ganz neue, früher unerhörte Einfuhren. So begann ein Herr Frederic Tudor aus Boston (1805) die Einfuhr des Eises. Der erste Versuch gieng nach Martinique und trug kaum die Kosten; Tudor ließ sich nicht abschrecken. Er dehnte seinen Handel weiter aus und brachte 1833 das erste Eis nach Indien, wo es mit großem Vortheile verkauft wird. Die Eiseinfuhr nach den drei Präsidenschaften nimmt zu mit jedem Jahre; *) der Opiumgenuß in China wuchs ebenfalls mit jedem Jahre.

Durch all dies ist eine große Revolution im Weltverkehr eingetreten; die edlen Metalle und Rohstoffe strömten zum erstenmal im Verlauf der Weltgeschichte von Ost nach West, und bald fehlte es an ausreichenden Tauschmitteln im Morgenlande. Hat doch nach einer amtlichen Angabe die Ausfuhr an Waaren und in Geld, innerhalb 16 Jahren (1834 — 1850) die Einfuhr um 675 Millionen Rupien oder schwere Gulden überstiegen. „Die Compagnie,“ so sprachen nun ihre Gegner in und außerhalb des Parlaments, „hat lange genug vergessen, daß sie bloß einen kleinen Theil des Gemeinwesens bildet und jede Besserung des Ganzen auch ihr zu gut kommt. Sie muß die Kräfte auf eine

*) Vgl. American Almanack for 1849, 175.

gute Regierung des östlichen Reiches, auf Mehrung der Hülfquellen des Landes und Tauschmittel für englische Erzeugnisse verwenden; dies ist durch die Lage der Dinge unumgänglich nothwendig geworden. Die Politik Englands, seine ganze Stellung zu den Colonien und fremden Völkern beruht ja auf dem Handelsverkehr. Was die Freunde der Compagnie, und seien es selbst so kundige Männer, wie Warren Hastings und Marquis Wellesley, zu ihren Gunsten sagen, verdient kaum der Beachtung. Es sind erkaufte Zeugnisse. Man weiß ja, wie trefflich die Hanfa ihre Diener lohnt. Solche Zeugschaften haben zum Theil schon eine thatfächliche Widerlegung erfahren, werden sie künftig noch mehr erfahren.“ Und so ist's auch in der That ergangen.

Die Legislatur hatte sich bei der letzten Erneuerung des Freibriefes (1813) das Recht vorbehalten, in Handelsfachen nachträglich Aenderungen vorzunehmen und hievon auch einigemal Gebrauch gemacht. Schon 1830 wurden von beiden Häusern Ausschüsse zur Untersuchung der Regierung und Zustände der indischen Länder, dann des Handels zwischen Großbritannien, Ostindien und China niedergesetzt und mehrmals erneuert. Diese Ausschüsse brachten die verschiedenen Geschäfte in sechs Unterabtheilungen: die Regierung Indiens und die Verwaltung der indischen Angelegenheiten in der Heimat; Handelsverkehr, Finanzen und Rechnungswesen; Abgaben und Einkommen; Gerichtsverfassung; Kriegswesen, Verkehr mit den benachbarten und auswärtigen Staaten. Ihre Berichte und Zeugenverhöre sammt den zu der Zeit dem Parlamente vorgelegten Papieren füllen dreizehn bis vierzehntausend enggedruckte Seiten in groß Quart. Dieses reiche Material enthält neben manchem Ueberflüssigen die sichersten Nachrichten, die wichtigsten Angaben zur Kenntniß aller Verhältnisse und Zustände der indischen Länder, worüber jährlich eine ungeheure Masse von Papieren und Schriften im indischen Hause und Controlamte zusammenlaufen. Nicht minder wichtig sind die Vorlagen über andere Zweige des öffentlichen Lebens Großbritanniens, seiner Colonien und der Welt im Allgemeinen. Diese Parlamentsliteratur von 1803 an, wo sie zuerst in solcher Ausdehnung

beginnt, bis Ende 1852 füllt nicht weniger als 1721, auf öffentliche Kosten gedruckte, von ihrem Einbände so genannte Blaue Bücher, — reiche, freilich nicht selten nur im Auszuge mitgetheilte Quellen der neuen Geschichte.

Die Regierung und das ganze politische Getriebe Großbritanniens steht mit der Aemterjagd und dem Patronatswesen in innigem Zusammenhange. Die wichtigsten und einträglichsten Aemter wurden früher und werden zum Theil noch nur an Freunde der jedesmaligen Verwaltung verliehen. Dies gilt namentlich bei den auswärtigen Besitzungen. Sie bilden, gleichwie Domkapitel und Klöster im Mittelalter, herkömmliche Versorgungsanstalten für nachgeborene Söhne des Adels und der einflussreichen Mittelklassen. Dieser Mißbrauch ist die fressende Krankheit in allen Zweigen der englischen Kolonialverwaltung, der angloindischen Kriegsführung der letzten Jahre. Gleiches Unwesen herrscht in jeder Körperschaft, in jedem gesonderten Vereine; hierin bestehen die größten Vortheile ihrer Mitglieder. Die mächtigste Korporation des Landes, die ostindische Compagnie, erfreut sich aber des größten Patronats. Die Anzahl der Civilbeamten beläuft sich, bei den drei Präsidenschaften allein, auf eils- bis zwölfhundert. Vom Jahre 1813 bis 1833 giengen 5092 Kadetten nach Indien, von 1834 bis 1852. fogenannte Schreiber 642, Hilfsärzte 798, Kadetten 5146, Marinekadetten 168, welche hier eine gute Besoldung und lebenslängliche Versorgung erhalten. Alle diese Anstellungen zerfallen nach einem alten Herkommen in 28 Theile, wovon je zwei der Vorsizende und sein Stellvertreter im Directorium bekommen, einen jeder der 22 übrigen Directoren und zwei der Präsident der Oberaufsichtsbehörde. Durch solch eine Aemtervergebung leidet natürlich die indische Verwaltung, die indische Bevölkerung am meisten. Um nun den ärgsten Mißständen zu begegnen, ward die Schule zu Haileybury (1806) begründet, wo Söhne der Actieninhaber, der Diener und Freunde der Compagnie für die bürgerliche Verwaltung erzogen werden. Zur Heranbildung für den Kriegsdienst sind zu Woolwich und Addiscombe Schulen eingerichtet. Drei

bis vierhundert junge Männer finden im Durchschnitt jährlich — von 1834 bis 1852 waren es 374 jedes Jahr — in beiden Zweigen, beim Militär- und Civilwesen, lebenslängliche Versorgung, wozu sie überdies auf Unkosten der indischen Bevölkerung ihre Erziehung erhalten. Zu Residenten bei den Lebensfürsten, zu Avancirungen im Amte und zu einer Menge Stellen in allen Zweigen der indischen Verwaltung, erheben und ernennen die Generalgouverneure und Statthalter der einzelnen Präsidenschaften.

Das Reformministerium Lord Grey wußte wohl, die Compagnie werde sich, wenn auch mit Widerstreben, allen Wünschen des Landes fügen, sobald ihr nur das Patronat erhalten bleibt. Den Vorsizenden im indischen Hause wurden nun, wie gewöhnlich geschieht, im Privatwege die Bedingungen mitgetheilt, unter welchen die Regierung geneigt sei, den Freibrief zu erneuern: Alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen hören auf; die Compagnie ist ferner bloß eine politische Korporation ohne Länderbesitz, ihr bleibt jedoch im Namen der englischen Krone die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen, mit geringen Veränderungen, erhalten. Die Widerrede der Directoren, ihrer Freunde und Pensionäre, worunter auch Marquis Wellesley, das Kapital und die Interessen der Gesellschaft würden durch Freigebung des Handels, dessen Gewinnsse bis jetzt die Dividende deckten, gefährdet, wurde leicht beseitigt. Die Dividende von zehn ein halb Prozent, eine jährliche Summe von 650,000 Pfund, soll jeder andern Leistung des indischen Schahamtes vorausgehen; sie bleibt bis zur Rückzahlung des Actiencapitals auf den Grund und Boden Hindostans angewiesen. Und würde einstens die Hansa aufhören, so sollen 100 Pfund der Actie mit 200 eingelöst werden. Im Beginne des Jahres 1852 bestand sie aus 2322 Stimmen, wovon 311 Personen 2 Actien, 60 Mitglieder 3, und nur 42 vier Actien besaßen. Zur Sicherheit der Betheiligten werde jetzt schon eine Summe von zwei Millionen bei den Kommissären der Staatsschuld hinterlegt, welche so lange die Interessen zum Kapitale

schlagen, bis die zwiefache Summe des Actien-capitala, zwölf Millionen Pfund, beisammen sind. Dies wird aber erst 1885 der Fall sein, — so lange zahlt Indien, neben andern schweren Ausgaben, die hohe willkürlich angelegte Dividende. Diese Anordnung ist mit ein Hauptgrund der Verarmung des Landes und der in den folgenden Jahren entstandenen Zerrüttung des indischen Finanzwesens.

Ueber die Aenderungen in der Regierung und Verwaltung Indiens, welche das Interesse der Compagnie und englischen Handelswelt, wofür jetzt hinlänglich gesorgt war, nicht unmittelbar berührten, konnte man leicht zum Verständniß kommen. Das Wohl und Weh der vielen Millionen asiatischer Unterthanen dünkte gar Manchem eine Nebenache. Man hat Indien, wie bereits 1773, 1783, 1794 und 1813 geschehen war, so gut es angehen mochte, noch einmal auf 20 Jahre verpachtet; Eigenthümer und Pächter, Krone und Compagnie suchten gute Geschäfte zu machen und sich gegenseitig so viel als möglich zu übervorthellen.

Ministerium und Compagnie verständigten sich, und der veränderte erneuerte Freibrief gieng schnell durch die beiden Häuser. Das Parlament zeigte wie immer geringe Kenntnisse und noch geringere Theilnahme — nur 80 bis 90 Mitglieder waren bei den Verhandlungen gegenwärtig — an den indischen Angelegenheiten. Auf Wellingtons Antrag ward die im Entwurf ausgesprochene Abschaffung der Sklaverei, in allen Ländern Hindostans, gestrichen. Es hieß jetzt bloß, die Sklaverei möge gemildert und sobald als möglich ganz aufgehoben werden. „Lord William Bentinck“, erklärte der Marquis von Lansdowne im Oberhause, „habe man es vorzüglich zu verdanken, daß Indien für seine verschiedenen Bedürfnisse und Lasten ausreiche; es gehörte alle seine Beharrlichkeit, sein ganzer Muth dazu, die zahlreichen Ersparnisse durchzuführen.“ Ein Antrag Buckingham's, Herausgebers des Calcutta Journals, im Hause der Gemeinen, die Erneuerung des Freibriefes zu vertagen, fand keine Unterstützung. Vergebens wurde bemerkt, es sei

ganz ungeeignet, einer Actiengesellschaft die Regierung eines Reiches von hundert Millionen — 152 Millionen nach den letzten (1852) amtlichen Ausgaben — zu überlassen: es sei ungeeignet, die Eingebornen Hindostans mit Steuern zu belasten um die Dividende, die vielen andern Forderungen und Bedürfnisse einer immer wechselnden Körperschaft in England zu bezahlen, — an drei Millionen Pfund jährlich, welche niemals wieder nach Indien zurückkehren.

Die Regierung des angloindischen Reiches ist nun der Compagnie (28 Aug. 1833) auf noch zwanzig Jahre, bis zum 30 April 1854 verliehen. Mit dem nächsten Jahr bereits (22 April 1834) geht all ihr sonderrechtlicher Handel, namentlich der chinesische zu Ende. Die oberste Gewalt aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der indischen Regierung beruht auf dem Oberstatthalter und seinen vier Räten. Sie verfügen unter der Formel: Der Oberstatthalter von Indien im Rathe. Die andern Präsidenschaften, aus einem Statthalter und drei Räten bestehend, sind ihnen untergeordnet; die Präsidenschaft Bengalens mag mit der Stelle eines Generalgouverners verbunden sein, was gewöhnlich der Fall ist, oder auch nicht. Die neuingerichtete vierte Regierung für die nordwestlichen Lande erhielt bald, um die Kosten zu mindern, einen Vicegouverneur, welcher zu Agra residirt. Die Besoldung des Oberstatthalters ist 240,000, die eines Rathsherrn 96,000, des Statthalters der andern Regierungen 120,000, der Rathsherrn 60,000 Sicca Rupien, jede zu 2 Sch. 1 Den. gerechnet. Uebrigens erhält der Oberstatthalter 5000, jedes Rathsmitglied 1200, die Statthalter 2500 Pfund zur Ueberfahrt. Der Oberstatthalter im Rathe kann bestehende Verordnungen und Gesetze aufheben und neue erlassen, welche die Kraft von Parlamentsbeschlüssen haben. Deshalb heißen sie auch nicht mehr, wie während der letzten vierzig Jahre (1793 — 1833) Verordnungen, sondern Acte oder Gesetze der obersten Regierung.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. Juni.

Nro. 78.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1854.

1. Memorials of Indian Government.
2. Statistical papers.

(Schluß.)

Der Oberstatthalter im Rathe besitz, gleichwie die Legislatur der Heimat und Kolonien, die gesetzgebende Gewalt. Es ist Sitte, die auf Eigenthum, auf Religion und andere wichtige Angelegenheiten bezüglichen Acte, drei Monate vorher im Entwurf auszugeben, um die Meinung der Einheimischen zu erforschen, ihre Widerreden und Bedenklichkeiten hervorzurufen. Diese werden der Prüfung unterworfen und nach Befund der Umstände die endliche Abfassung der Gesetze angeordnet.

Um Thatsachen zu sammeln und die Vorarbeiten zu besorgen, wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien eingerichtet. Nach Verlauf einiger Jahre war bereits ein allgemeines Strafgesetzbuch vollendet; es wurde (1837) dem Druck übergeben und Rechtskundigen in Europa und Asien zur Begutachtung übersandt. Dieser Gesetzgebungsausschuß ist vom Anfang beim Hof der Directoren and den indischen Behörden ungern gesehen. Die selbständige Stellung, welche er vermöge des Freibriefs einnahm, erregte Mißwollen und Eifersucht. Bald weiß man seinen Wirkungskreis zu beschränken, später, dem Wesen nach, ihn ganz zu beseitigen. Die Gesetzbücher des Ausschusses sind, obgleich sie von Männern, der indischen Verhältnisse kundig, empfohlen wurden, bis auf diesen Tag (1851) noch nicht eingeführt.

Die Unterthanen Großbritanniens können sich

in bestimmten Ländern Indiens, ohne irgend höhere Ermächtigung, niederlassen und Ländereien erwerben, in andern ist noch eine Erlaubniß nothwendig, doch ist dem Oberstatthalter im Rathe gestattet, auch diese für geöffnet zu erklären. Die Einheimischen gegen Unbill von Seiten dieser neuen Insassen zu schützen, wurden (1849) alle Engländer, mit Ausnahme der in den drei Hauptstädten, Calcutta, Madras und Bombay, gleichwie die Eingebornen, unter die Gerichtshöfe der ostindischen Compagnie gestellt. Vor 1813 waren Briten den indischen Gerichten gar nicht unterworfen, nach dem erneuerten Freibrief jenes Jahres, konnten sie in Indien nur bis zu 500 Rupien gestraft werden. Mit der freigegebenen Niederlassung, wovon zwar nur wenige Gebrauch machten — es leben (1852) außer den Bediensteten kaum 10,000 Engländer in Indien — war die Aenderung des Gesetzes unumgänglich geworden.

Religiöses Bekenntniß, Farbe, Geburtsort und Abstammung bedingen von nun an, nach dem Wortlaute des neuen Gesetzes, keinen Unterschied mehr in den staatlichen und bürgerlichen Rechten; sämtliche Unterthanen Großbritanniens können zu allen Aemtern und Stellen gelangen. Die Anzahl der Eingebornen, welche seit der Zeit Stellen erhalten, mehrt sich seit dem neuen Gesetze mit jedem Jahre. Es waren 1197 im Jahre 1828 und 2813 im Jahre 1849. Die Gerichtshöfe verhelfen nach spätern Anordnungen den Proselyten zu ihren bürgerlichen Gerechtsamen. So mußte durch den Ausspruch des obersten Gerichtshofes zu Bombay (1851) die brahmanische Frau eines christlichen Hindu zu ihrem

Gatten zurückkehren. „Das Gesetz von 1850“, sprach der Richter, „ist der Freibrief aller religiösen Bekenntnisse; der Religionswechsel darf von nun an keines Menschen Rechte vermindern. Wenn ein Christ Muselman würde, er könnte sein Weib zwingen, mit ihm zu leben und wenn sie auch Christin bliebe. Nach dem Hindugesetz gehört das Weib nicht mehr ihrer Familie, sie ist ein Glied des Hauses ihres Mannes geworden. Und wo wäre auch eines Weibes Tugend sicherer, als unter dem Schutze ihres Gemahls!“

St. Helena sammt den öffentlichen Gebäuden und Vorräthen wird der Krone abgetreten. Alle Handlungen und Verfügungen des Hofes der Directoren, das Patronatwesen abgerechnet, stehen unter Aufsicht des indischen Ministeriums oder Controlamtes; der Hof ist verpflichtet, jährlich einen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben, über das Schulden- und Pensionswesen des indischen Reiches, so wie die Acten des Oberstatthalters im Rathe dem Parlamente vorzulegen.

Die Aufmerksamkeit Großbritanniens ist seit der Zeit in höherm Grade der innern Verbesserung und neuen Culturen Indiens zugewendet. Man sucht ehemals unbekannte Ausfuhrn; man sinnt auf Erleichterung des Verkehrs mittels Kanäle und Eisenbahnen. Bereits sind während der letzten Jahrzehnte Gegenstände zur Ausfuhr gekommen, woran früher Niemand dachte: Leinsamen, Rum, Tabak, Linnen, Talg, Reis, Kaffee und Schafwolle in großen Massen. Die Hochebenen Dekkans und die Länder der Radschputen, die Provinz Delhi und die südlichen Alpenlandschaften des Himalaya sind für Schafzucht trefflich geeignet. Am wichtigsten bleibt aber immer die Gewinnung roher Baumwolle. Die Staude soll in solcher Menge gepflanzt werden, daß Indien, was auch leicht möglich ist, den Bedarf für den englischen Markt aufbringen könne. Im Jahre 1800 betrug die Einfuhr der Baumwolle in England 66 Millionen, und nach Verlauf eines halben Jahrhunderts nahe an 800 Millionen Pfund, wovon Indien bereits zwischen 70 und 80 Millionen liefert. Dies würde jedoch eine Herabsetzung der Steuern erheischen, damit die Baumwolle so wohlfeil erzeugt

werden könne wie in Amerika. Der Steuerbruck lastet aber in dem Grade auf den armen indischen Bauern, daß sie jammervolle Klagen erheben: „Es wird uns bloß die Haut gelassen.“ Indien müßte in dem Falle nicht zum Vortheil eines fernen Volkes ausgebeutet, sondern für sein eigenes Beste regiert werden, — Forderungen und Wünsche, welche kaum mit einer Fremdherrschaft verträglich sind.

Karl Neumann.

Ueber den Dolichenus-Cult. Vom Custos J. G. Seidl. Wien 1854. (Aus den Sitzungsberichten der philos. histor. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften XII.)

Das altitalische Schwergeld im k. k. Münz- und Antiken-Cabinet zu Wien. Beschrieben vom Custos J. G. Seidl. Wien 1854. (Aus den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften XI.)

1. Ein in Szlankament in Ungarn gefundenes, vor einigen Jahren in das k. k. Antikencabinet zu Wien gebrachtes noch nicht publicirtes Monument des Jupiter Dolichenus nebst zwei auf denselben Gott bezüglichen Inschriften derselben Sammlung haben die Veranlassung zu dieser Monographie gegeben, in welcher Hr. S. mit Sorgfalt und Genauigkeit alle bildlichen Darstellungen, Inschriften und sonstigen Zeugnisse des Alterthums, welche von diesem Cultus Nachricht geben, zusammenstellt und bespricht.

Das neue Monument ist die Marmorstatue eines bärtigen Kriegers in römischer Rüstung, die mit einem Adler geschmückt ist, der Kopf war bedeckt, wahrscheinlich mit einem Helm; der rechte Arm fehlt, auch der Gegenstand, welchen die linke Hand gefaßt hielt; ohne Zweifel waren Art und Bliß die Attri-

bute des Gottes. Er steht auf einem stämmigen schreitenden Stier, der den rechten Vorderfuß auf einen Widderkopf setzt und einen Adler auf dem Kopf trägt; ein kleiner mit einem Adler verzierter Cippus dient ihm als Stütze. Die Inschrift an der Basis

I O M DOL.
AVRELII SABINIANVS ET MA
XIMVS ET APOLLINARIVS SAC^c
VOT. L. L. POS.

gibt vollständigen Aufschluß über die Deutung der Statue.

Außer diesem sind die ähnliche in Marseille gefundene, jetzt in Stuttgart aufbewahrte Marmorstatue, ferner die interessanten beiden Bronzeplatten aus Ungarn und die verwandte aus Haddenheim genau abgebildet, sowie von den übrigen nicht mehr zugänglichen Monumenten die früheren, offenbar nicht durchaus zuverlässigen Abbildungen wiederholt sind. Mit diesen stellt Hr. S. ein Silberfigürchen des Wiener Antikensabinetts und die bekannte von Lezewow als Iuppiter Imperator herausgegebene Bronze des Berliner Museums zusammen. Die Ähnlichkeit derselben mit dem Wiener Marmor ist allerdings frappant und es wäre erwünscht, wenn eine Untersuchung der Bronze ergebe, daß sie ursprünglich auf einem Stiere gestanden haben könne.

Ferner sind hier die Inschriften, welche mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit auf Iuppiter Dolichenus zu beziehen sind, 68 an der Zahl, mit sorgfältiger Angabe der Litteratur und kurzen Erläuterungen zusammengestellt; die verdächtigen bilden den Schluß (57 — 68), unter denen besonders 62 merkwürdig ist, die aber, so lange sie nicht besser beglaubigt ist als durch Muratoris schedae, allerdings keine fides für ihre wunderbaren Angaben verdient. Entgangen ist Hrn. S. nur die interessante 1852 in Remagne gefundene Inschrift, welche Prof. Braun im Winkelsmannsprogramm des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1852 herausgegeben und erklärt hat. Sie lautet:

IN. H. DD
ARCIIAS MARI
NVS SACERDO
S DOLICHENI
DONVM DONA
VIEQVI+BVS
CHORTIS IFDE
CIO E CRATOCOS

und gehört ins Jahr 250 n. Chr. Sehr passend hat Braun eine Inschrift bei Mommsen IRN 1116 verglichen, in welcher die cohors prima Flavia Comagenorum erwähnt wird.

Mit vollem Recht hat Hr. S. sich durch die neuesten Versuche einiger Slaven, den Namen Dolichenus aus dem Slavischen zu erklären, nicht beirren lassen, sondern hält an der Ansicht fest, daß er von Doliche, einem Ort in Kommagene, abzuleiten sei. Wir haben dafür das Zeugniß des Stephanos von Byzanz unter *Δολίχη*. — *ἔστι καὶ Δολίχη πόλις τῆς Κομμαγενῆς· ἑθνικὸν Δολιχαῖος Ζεὺς· οἱ δ' ἐπιχώριοι Δολιχηνοὶ λέγονται.* Der Irrthum in dieser Bemerkung ist wohl kaum dem Stephanos zuzuschreiben, denn die Inschriften sowie die auch von Hrn. S. angeführten Münzen lehren, daß gerade umgekehrt die Einwohner *Δολιχαῖοι* und Zeus *Δολιχηνός* genannt wurde. Hr. S. weist nach, daß aus dieser Gegend von Asien verschiedene locale Kultusformen in der Kaiserzeit allgemeine Geltung auch im Occident erhielten, welchen der Iuppiter Dolichenus durchaus verwandt ist. Auch seine Attribute, sowie seine Stellung auf dem Stiere werden als asiatische Eigenthümlichkeiten durch analoge Erscheinungen hinreichend begründet. Für den letzteren Umstand beruft sich Hr. S. mit Recht besonders auf die neuerdings mehrfach besprochenen Münzen von Tarsos, welche ein auf einem Löwen stehendes bewaffnetes Götterbild darstellen, das dem Iuppiter Dolichenus dadurch ganz verwandt erscheint. Ein Typus dieser Münze zeigt eine Pyramide auf einer viereckigen Basis errichtet, an welcher das beschriebene Idol abgebildet ist; nach R. Rochette (Herc. Assyr. p. 178 ff.) ist dies die *πυρά* des tarsischen Herakles. Es scheint nicht zu bezweifeln, daß die dreieckigen in Römlöb in Ungarn und Had-

bernheim gefundenen Bronzeplatten, welche zur Bekleidung einer dreiseitigen Pyramide bestimmt waren, von deren Basis auch die deutlichen Spuren erhalten sind, Ueberbleibsel eines Cultusgeräthes sind, welches jenem auf den Münzen von Tarsoß dargestellt in der Form und gewiß auch der Bedeutung nach verwandt war. Eine vollständige Deutung der auf diesen merkwürdigen Platten zusammengestellten Gottheiten wird freilich nur aus einer sehr vollständigen Durchforschung der Monumente hervorgehen können, die sich auf den Synkretismus des späten Heidenthums beziehen.

Hr. S. zieht aus der Musterung der Inschriften das Resultat, daß der Cult des Dolichenus, den wir von der Zeit der Antonine bis Vicinianus verfolgen können, durch die Soldaten, welche theils aus Kommagene gebürtig waren, theils dort im Quartier lagen, angenommen und verbreitet wurde, daher er sich meistens auf Militärschriften und hauptsächlich in den nördlichen Provinzen erwähnt findet, ungleich seltener und später in Italien. Daß er aber auch in Rom Platz gefunden hat, beweist die Erwähnung des Dolocenum d. i. eines Heiligtums des Dolichenus, welche Form statt Dolichenus auch sonst vorkommt, nach der richtigen Lesart des curiosum und der notitia urbis, in der dreizehnten Region auf dem Aventinus.

2. Das k. k. Antikencabinet in Wien besitzt 250 Stücke, welche dem aes grave angehören; Hr. S. hat die dankenswerthe Mühe übernommen, „das Contingent der kaiserlichen Sammlung zum Behufe einer wissenschaftlichen Discussion zu stellen, in welcher die Aeten noch lange nicht geschlossen sein dürften.“ Er hat sämmtliche Stücke, genau beschrieben und gewogen, in einem Verzeichniß zusammengestellt, dem er die geographische Ordnung zu Grunde gelegt hat. Dabei sind sorgfältig sowohl die Verweisungen auf andere Abbildungen und Beschreibungen mitgetheilt, als die verschiedenen Ansichten der italienischen und deutschen Forscher übersichtlich berichtet. Hr. S. hat also nur die bescheidene Stellung eines Referenten eingenommen und behauptet, ohne eine Entscheidung geben zu wollen; allein durch die vorurtheilsfreie, zuverlässige Feststellung des objectiven

Thatbestandes für die endliche Lösung schwieriger Fragen die Grundlagen zu sichern ist jedenfalls ein wissenschaftliches Verdienst, das auf dankbare Anerkennung gerechtere Ansprüche hat, als vorschnelles Absprechen.

D. Fahn.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. A. v. Daniels, Das kuf wischelde recht. Das sächsische Weichbildrecht. Nach einer Handschrift der k. Bibl. zu Berlin von 1369. Berlin 1853.

Joh. Merkel, Lex Saxonum. Berlin 1853.

Der Sachsenspiegel, nach der ältesten Leipziger Handschrift herausg. von Prof. Dr. J. Weiske. 2 Aufl. Leipzig 1853.

Dr. Sommer, Geschichtl. und dogmatische Entwicklung der bäuerlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland. Bd. 1 — 3. Hamm 1823 — 30.

Wilh. Wackernagel, Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13 Jahrhunderts. Basel 1852.

A. Ritter, Wechsel-, Handels- und Concurß-Gesetzbuch für Ungarn. Pesth 1852.

F. Schuster, Die Civilprozeßordnungen für d. Könige. Ungarn, Croatien und Slavonien. Tef. 1. 2. Wien 1852.

E. Persil, Des sociétés commerciales ou commentaire sur les sociétés en général. Par. 1833.

(Fortsetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß des XXXVIII Bandes liegt bei.

Inhalts = Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1854, Band XXXVIII.

Die Ziffer verweist auf die Nummer des Blattes.

Aleiphronis epistolae etc. ed. ab Aug. Meinkio. Lips. 1853.	52.	Kaye, Memorial of Indian Government being a select. from the papers of H. St. George Tucker. London 1853.	76.
Carisch, Taschenwörterbuch der rätoroman. Sprache in Graubünden. Chur 1848.	13.	Kanz, Karl, Actenstücke und Briefe zur Geschichte K. Karl V. Wien 1853.	7.
— — gramm. Formenlehre der deutschen u. rätoroman. Sprachen. Chur 1852.	13.	Ledebur, v., dynast. Forschungen. Berl. 1853.	67.
Conzen, Geschichte Bayerns. Münster 1853.	69.	Menzel, W., Geschichte Europa's vom Beginne der franz. Rev. 2 Bd. Stuttg. 1853.	34.
D'Avezac mémoire sur Éthicus. Paris 1852.	31.	Mußpratt, Chemie in Anwendung auf Künste u. Gewerbe. Uebers. von Stohmann. Braunschweig 1854.	64.
Eßhard, Grundzüge der Physiologie des Nervensystems. Gießen 1854.	59.	Oppert, les inscriptions des Achéménides. Paris 1851.	14. 56.
Gregory: Verding's organische Chemie. Braunschweig 1854.	22.	Otto, Additamenta zur Flora des Quadersandsteins in Sachsen. Leipzig 1854.	62.
Grisebach commentatio de distributione Hieracii generis etc. Göttingen 1852.	22.	Panoffa, Th., zur Erklärung des Plinius. Berlin 1853.	54.
Hermann C. Fr., die Hadeskappe. Göttingen 1853.	54.	Pertz de cosmographia Ethici. Berol. 1853.	31.
Hough, William, political and military Events in British India from the years 1756 to 1849. London 1853.	1.	Rammelsberg, Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie. Berlin 1853.	27.
Jahresberichte des Carolino-Augusteum v. Salzburg. Salz. 1853.	70.	Schmid, L., Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. Tüb. 1853.	66.
Ilgeniana. Erinnerungen an Dr. K. D. Ilgen v. W. N. Leipzig 1853.	17.		

Schmidt, W. Adolf, Geschichte der preussisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Gro- ßen. Berlin 1851. 4.	Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Kron- stadt 1852. 53.	4.	65.
Seidl, über den Dolichenus-Entf. Wien 1854. 78.	Trikupis' Geschichte des hellen. Aufstandes. London 1853. 6.-39.	78.	71.
— — das alt-italische Schwergeld. Wien 1854. 78.	Wuttke, die Kosmographie des Istrier Ethicus. Leip- zig 1853. 31.	38.	
Shanghai Almanac for 1852 and 1853. 38.			
Stälin, Martini Minoritae continuatio suevica poste- rior. Stuttg. 1854. 67.			
Statistical papers. India. 1853. 76.			
Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 — 1795. I Bd. Düsseldorf. 1853. 34.	Zinkeisen, der Jakobinerklub. Berl. 1852. 34.	—	

B u l l e t i n (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung zur 95. Stiftungsfeier der Akademie:
v. Thiersch, Rede.

47 — 51.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Classe;

Sitzung am 10 Decbr. 1853:

Halm, über Ciceronis oratt. neue Ausgabe. 19.

Sitzung am 14 Januar 1854:

Haneberg, über die Schriften des Scheich Ibn Arabi. 44.

Sitzung am 11 Febr. 1854:

Prantl, über Geschichte der Logik. 46.

Sitzung am 6 May 1854:

Streber, über die Münzen des Erzbischofs Hartwich von Salzburg (991 — 1023). 75.

Mathematisch-physikalische Classe:

Sitzung am 10 Decbr. 1853:

Roth, über seine Reise nach Griechenland und Syrien. 29.

Sitzung am 14 Januar 1854:

Vogel, jun., über den chemischen Vorgang des Keimens. 41.

Sitzung am 11 Febr. 1854:

Wagner, über urweltliche Arten von Wirbeltieren nach Auffindungen in Griechenland. 42.

v. Kobell, über Chloritoid von Bregratten in Tirol u. s. w. 42.

— — über die Bestimmung von Thonerde und Eisenoxyd. 43.

Vogel, jun., über die Erzeugung hoher Temperaturen. 43.

— — über das Verhältniß des amorphen Phosphors zur Vegetation. 44.

Sitzung am 11 März:

v. Martius, über Sachs's Beobachtungen über die Witterungs- und Vegetations-Verhältnisse des Dresdner Elbthals. 73.

Wagner, über die Auffindung des Hypudaeus Nageri im bayerischen Hochgebirge nebst Bemerkungen über den H. petrophilus. 73.

Sitzung am 8 April:

Vogel, jun., über Zersetzung einiger oxalsaurer Metallkörper. 74.

— — über die Einwirkung der concentrirten Schwefelsäure auf organische Körper. 74.

Sitzung am 13 Mai:

Vogel, jun., über eine neue Art von Trichterröhren. 74.

Historische Classe;

Sitzung am 17 Decbr. 1853:

Gerstner, über ein Manuscript des Erasmus Wend „Epitome rerum bavaricarum“ 10, 11.

Muffat, über das Rathhaus in München. 11, 12.

Sitzung am 21 Jan. 1854: 44.

Sitzung am 18 Februar:

Muffat, über ein geistliches Schauspiel vom J. 1510 44.

Sitzung am 20 Mai:

v. Sprunner, über historische Karten. 75.

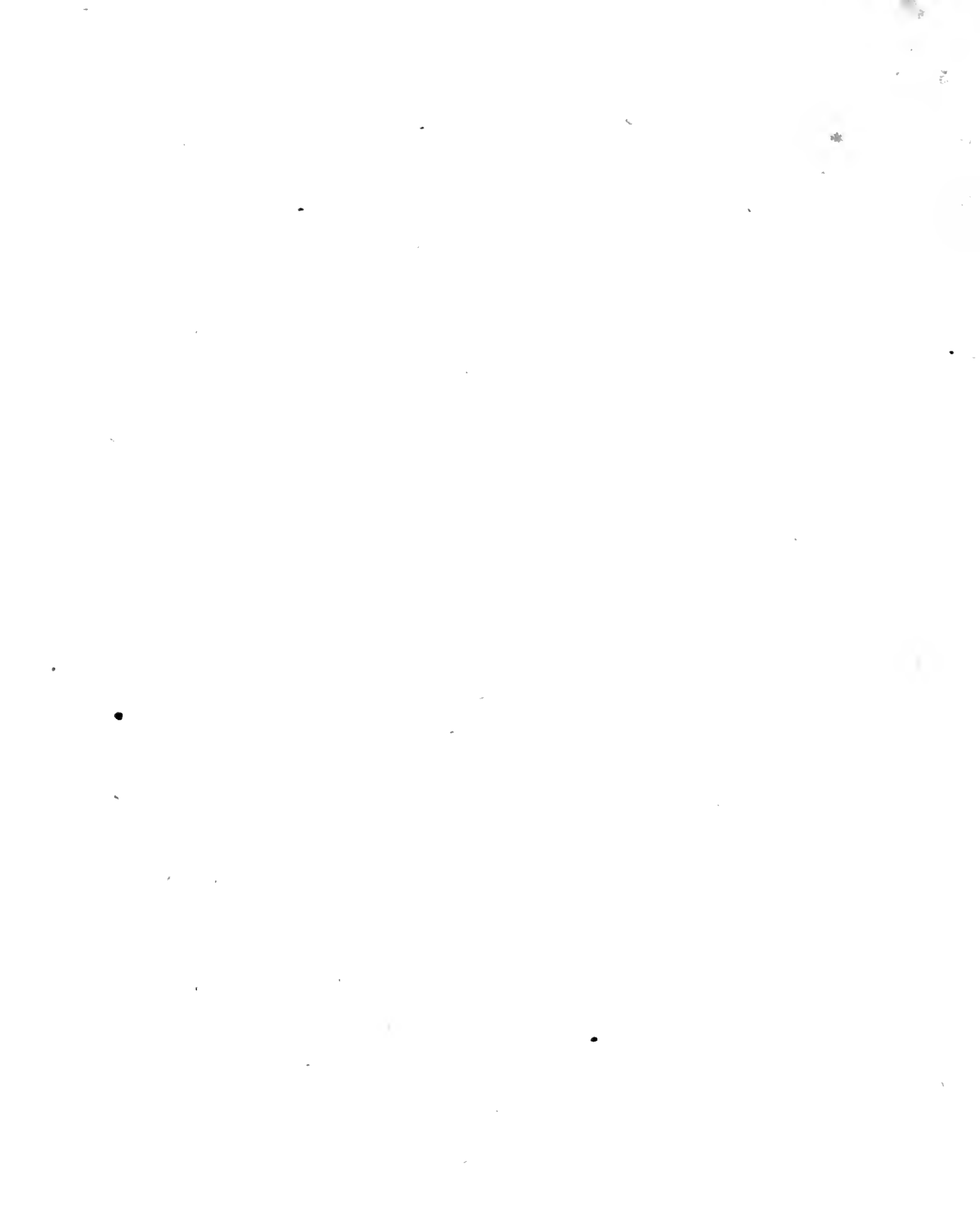
Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an
Druckschriften. December 1853. 12. Januar 1854. 12, 21, 30. Februar. 51. März. 51.
Mai. 75.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1853:

4 Quartal. October — December.

9, 18, 28, 40, 61, 63, 64, 66, 69, 78.



BINDING SECT. MAY 18 1982

AS Akademie der Wissenschaften,
182 Munich
M82 Gelehrte Anzeigen
Bd. 37-38

3

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

